

Konservative Monatsschrift
fur Politik, Literatur und Kunst

Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das
christliche Deutschland.

Fünfzigster Jahrgang.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber
D. v. Oertzen, Schwerin i./M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1893. Januar—Juni.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.

Inhalt.

Seite

Ein Jubiläum. 1843—1893 1

Um Pflicht und Recht. Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder. Von C. Beyer 13. 144. 257. 386. 500. 597

Otto Ludwig. Von Otto Kraus 45. 290

Ein neuer Prophet 56. 174

Rudolf von Jhering und die Jurisprudenz. Von Dr. Christoph Morris de Jonge (Berlin) 63

Die Kraftversorgung aus Centralstationen, insbesondere durch Druckluft. Von W. Berdrow 71

Deutsche Rechtssitten. Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt . . 79. 538

Aus der Zeit — für die Zeit. Die Sonntagsruhe und das neue Gesetz. Von Otto Walther 83

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Friedrich von Tippelskirch. Von O. Kraus 129. 241

Lavater im Lichte Goethes. Unter besonderer Berücksichtigung von Goethes Briefen dargestellt von Paul Wenton (Rastatt) 184

Montserrat sonst und jetzt. Von R. Seidler 196

Berliner Brief 201. 328. 555. 680

Die deutsche Reichspacketpost nach dem Urteile eines Amerikaners. Von U. von Hassell 205

Panama-Briefe. Von E. Frhr. von Ungern-Sternberg . . . 304. 420. 533. 650

Tagebuchblätter aus Indien 307

Bemerkungen zur Einführung der mitteleuropäischen Zeit. Von Dr. E. von Rebeur-Paschwitz 317

Die offiziöse Verteidigung der Militärvorlage. Von einem höheren Offizier . . . 322

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Franz von Florencourt. Von Otto Kraus 369. 481

Die agrarisch-antisemitische Bewegung in Hessen und den Nachbargebieten. Von J. Rethwisch 409

Eine Erinnerung an Professor D. Paulus Cassel. Von Gneomar Ernst v. Natzmer 424

Römische Sagen von den Aposteln Paulus und Petrus nach Victor Rydberg. Aus dem Schwedischen bearbeitet von L. R. 432. 542

Gefühl und Phrase. Von R. Kraus 443

Ueber die neue Militärvorlage. Von W. v. H. 516

Freiherr v. d. Goltz über die Militärvorlage und den europäischen Frieden . . . 527

Ein Vielgenannter. Von E. Greiner 551

Haß. Gedicht von Martin Greif 576

Suchen und Fragen 593

Friedenskongresse und Friedenskonferenzen. Von Karl von Bruch 628

Die Marmorbrüche von Carrara. Von W. von Braunschweig 633

Segen des Mansfelder Bergbaues. Von Dr. C. Schlemmer 642

Der Zug Schills durch Mecklenburg. Aus den Akten des Großh. Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin bearbeitet vom Generalmajor z. D. v. Schultz . 656

Wirkungen der Militär-Vorlage 662

Brief aus Chicago 685

Monatsschau 87. 209. 331. 446. 560. 668

Neue Schriften 111. 225. 349. 465. 577. 689

Neue Schriften.

Arndt, Dr. Th., die Religion der Socialdemokratie 579.
Bard, P., In keinem Andern Heil 468.
— Oberkirchenrat, die Wahrheit des Christentums, ihr Gewicht und ihr Erweis 581.
Behm, Dr. Heinrich, die innere Mission eine kirchl. Reformbewegung d. 19. Jahrhunderts 691.
Beseke, C., der Nord-Ostsee-Kanal 591.
Boisgilbert, Edmund, Weltuntergang 477.
Borchard, Dr. H., die deutsch-evang. Diaspora I. 360.
Bornhak, A., Anna Amalia m. Anhang: Briefwechsel Anna Amalias m. Friedrich d. Gr. 117.
Brandes, Wilhelm, Balladen 365.
Brandies, Bechtold, Spaßige Geschichten 367.
Brennekam, Otto, der treue Jochen von Ellersell 479.
— Die Liebe siegt 587.
Bröder, M. von, Kunstgeschichte im Grundris 695.
Caro, Dr. Leopold, die Judenfrage eine ethische Frage 690.
Clifford, Mrs. W. K., Aunt Anne. 2 vol. 126.
Conrad, C. E., die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe 703.
Crawford, F. Marion, Don Orsino. 2 vol. 589.
Dammann, Julius, das erste u. d. letzte Blatt d. Bibel 228.
Dechert, Dr. Josef, Ein Ritualmord.
— Kann ein Katholik Antisemit sein? 578.
Dieffenbach, Dr. G. Chr., Das Evangelium St. Lucä 468.
Dietz, Heinrich, Wer hilft dem Bauernstande? 467.
Dobert, Paul, Frauen-Erwerb 480.
Dukmeyer, Friedr., der Abreiterkaiser 123.
— Kritik d. reinen u. praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung 690.
Dullo, Gustav, Berliner Plakate des Jahres 1848 592.
Dutoit-Haller, Dr. med., Schöpfung u. Entwickelung nach Bibel u. Naturwissenschaft 696.
Ebers, Georg, die Geschichte meines Lebens 473.
Embden, L. v., Heinrich Heines Familienleben 231.
Eggert, Eduard, der Bauernjörg 698.
Ernst, Dr. Carl, der erste Brief des Paulus 469.
— Otto, Neue Gedichte 363.
Eschricht, E., Pfarrer Streccius 701
Fest zur Fahne 127
Fischer, Konrad, Gesch. d. dtsch. Volksschullehrerstandes I. 115.
— Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes II. 695.
Freybe, Dr. Alb., der ethische Gehalt in Grillparzers Werken 592.
Froitzheim, Dr. J., Friederike v. Sesenheim 122.
Gerlach, Dr., Goethe als Socialpolitiker 591.
Gerok, Gustav, Karl Gerok 583.
Das Apostolische Glaubensbekenntnis 359.
Goetze, der Eid und seine Behandlung 111.
Groller, Balduin, Töte sie 587.
Gspandl, J. R., Septische und asept. Gesänge eines Medizinners 699.
Guglia, Eugen, Leopold von Rankes Leben u. Werke 697.
Gundlach, Dr. M., Friedrich d. Große und sein Vorleser de Prades 590.
Hagen, Dr. Hermann, Antike Gesundheitspflege 474.
Handbuch d. preuß. Adels 479.
Hansjakob, Pfarrer, Unsere Volkstrachten 128.
Heyse, Paul, Aus d. Vorbergen 701.
— Merlin, 3 Bände 585.
Hoensbroech, Paul von, Christ und Widerchrist 470.
Houghton-Kennedy, James, Gottesglaube und mod. Weltanschauung 358.
Jacobsen, Friedrich, Morituri te salutant 477.
Jäger, H., Kamerun und Sudan I. 232.
Jastrow, Dr. J., drückt die Militärlast? 467.
Ibsen, Henrik, Baumeister Solneß 700.
Jonas, Fritz, Schillers Briefe 362.
Joos, Dr. W., In Coena Domini und römisch-katholische Messe 360.
Iron, Ralph, Lymlall, Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben 238.
Kaiser, C. R., Andreas Gottlob Rudelbach 584.
Keck, K. H., Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners I. 123.
Klein, E., der Socialdemokrat hat das Wort 112.
Koch, Dr. J. L. A., die psychopathischen Minderwertigkeiten II. 474.
Kratz, Dr. H., das Weltproblem u. seine Lösung II. Ausg. 115.
Kraut, Marie von, Preußische Geschichte für Kinder 367.
Krummacher, Dr. Hermann, Das Vater Unser in eilf Predigten 694.
Landwehr, Dr. Hugo, Charaktere a. d. neuen dtsch. Geschichte 361.
Lange, Friedrich, Vom dtsch. Reiche z. dtsch. Vaterlande 356.
Lebenserinnerungen von Werner v. Siemens 234.
Lechler, Paul, Wohlfahrtseinrichtungen über ganz Deutschland 468.
Lehfeld, Paul, Luthers Verhältnis zu Kunst u. Künstlern 127.
Lehmann-Hohenberg, Einiges Christentum 226.
Leverkühn, Dr. A., Inhalt u. Auslegung d. Hohen Liedes 113.
Loch, C. S., Charity Organisation 367
Wilhelm Löhes Leben 233.
Lubenow, Hugo, Das Rätsel d. Daseins u. seine Lösung im Christentum 691.
Marshall, Emma, Bristol Bells 126.
— Dr. Ken u. seine Schüler 702.
Massow, C. von, die Gottheit Christi 359.
Maurenbrecher, W., Grundlegung des dtsch. Reiches 228.
May, C., durch Wüste u. Harem.
— von Bagdad nach Stambul.
— In den Schluchten d. Balkan.
— durchs wilde Kurdistan 475.
Meissner, H., Briefe an Johanna Motherby von W. v. Humboldt u. E. M. Arndt 230.
Meuß, Dr. Ed., die gottesdienstl. Handlungen 357.
Meyer, Chr., die geschichtl. Grundlagen d. heutigen dtsch. Bauernstandes 590.
Mickwitz, Christoph, Gedichte 364.

Migula, Dr. W., Die Cholera und andere Volksseuchen 696.
Möser, Alb., Aus der Mansarde. 5. Sammlg. 699.
Rathusius D. M. v., d. Mitarbeit d. Kirche I. 112.
Neumann-Strela, K., Deutschlands Helden in Krieg n. Frieden 470.
Noeldechen, W., Im Bundschuh 476.
Oldenburg, Dr. Karl, der Kellnerberuf 468.
Onkel Hans, Bunte Bilder 704.
Orelli, D. Conr. von, Christus u. andere Meister 114.
Oertel, Dr. G., der Konservatismus a. Weltanschauung 355.
Otto, Dr. F., Hohenzollern 698.
Pastor, L., Johannes Janssen 236.
Peter, S., Schillers Leben 362.
Pfülf, O., Hermann v. Mallinkrodt 118.
Pries, R., Krippe, Kreuz, Krone 475.
Raab, R., der alte u. d. neue Kongostatt 116.
Rahm, C., das Hohe Lied im Neuen Testament 363.
Afrikanische und Indische Reiseberichte der Hermansburger Missionsdirektoren 582.
Der Rembrandtdeutsche 225.
Reuling, C. G., Knecht Hagebuchen 238.
Reuter, R., Was will das Volk? 225.
Richter, E., Unparteiische Beleuchtung d. Militär-Vorlage 357.
— Dr. J. W. O., Brandenburg-Preußens Vorzeit 361.
Rische, A., Karl Jahn, Dr. theol. weil. großh. Oberhofprediger in Schwerin 234.
Ritter, A., das Gleichnis von d. anvertrauten Talenten 694.
Rocholl, Dr. H., Mit Gott für König und Vaterland 225.
— R., die Philosophie der Geschichte II. 229.
Rogge, D. B., Vom Kurhut zur Kaiserkrone I. 590.
Rösch, H., Ernst Moritz Arndts ausgew. Werke I. 122.
Rüdiger, M., die Frau der Ratmannen 588.
Ruß, Dr. K., die einheimischen Stubenvögel 696.
Schaedel, Dr. Ludw., Deutsches Klosterleben i. 13. Jahrhundert.
Scheibert, J., Wahrer Adel 703.
Schmidt, Dr. jur. A. B., der Austritt aus der Kirche 357.
Schrader, O., Victor Hehn 120.
Schriften des Vereins für Armenpflege u. Wohlthätigkeit 16. Heft 577.
Schroetter, Dr. F. Freih. v., die brandenburgisch-preuß. Heeresverfassung 361.
Schuchardt, Dr., Zu d. Waffen 356.
Schwerin, Gräf. Josephine, Einsame Wege. 2 Bde. 124.
Seehausen, Dr. R., Graf Albrecht v. Mansfeld 365.
Sohm, R., Kirchenrecht 1. 349.
Staehelin, R., Amos Comenius 114.
Steen, A., Zwei Künstler 125.
Strecker, K., der Sang von Mönchgut 366.
Sirindberg, A., An offener See 587.
Sudermann, H., Heimat 585.
Tanera, durch ein Jahrh. 123.
Thieme, Lic. Dr., Aus der Geschichte des Apostolikums 359.
Tolstoi, Leo, die erste Stufe 479.
Twain, Mark, The American Claimant 588.
Ulrich, Ed., Staatserhaitende Demagogie u. staatsgefährdende Leisetreterei 578.
Der Unionskampf des Pastor J. Nagel, 1835—1847 113.
Die Verhältnisse d. Landarbeiter Bd. 1—3 465.
Vogel, Dr. J. H., Schutz gegen Seuchen 697.
Varley, H., der Fluch d. Mannheit 591.
Vox humana 239.
Waldorf, Fr., die luth. Kirche im Kampfe mit Panslavismus und Orthodoxie 467.
Wanderpaß für die irdische Wallfahrt der Christen 582.
Weber, Lic., Christus ist unser Leben 694.
Wecker, E., Zwölf Epistelpredigten 694.
Wedei, H. von, Gedichte 365.
Wehberg, Dr. H., Die Verstaatlichung d. Bergwerke 467.
Weiß, Lic. Joh., Frauenberuf 689.
Ein deutsches Weltreich? 356.
Wenzel, Vor Dijon 583.
Werder, H., Roland 237.
Westarp, Graf Adolf v., Fürst Bismarck u. d. dtsche. Volk 357.
— der Verfall d. deutschen Bühne 704.
Wilda, Dr. O., Julius Köstiin 471.
Witte, C., Ein Herzschlag. 237.
Wittstock, Dr. Alb., die Bine 699.
Wolf, Dr. J., System d. Socialpolitik I. 354.
Wyneken, Dr. E. Fr., das heilige Vaterunser am Kreuz 694.
Wyß, F. v., Reise-Skizzen aus Teneriffa 233.
Zeller, R., Seligkeit ohne Verdienst, aber nicht ohne Arbeii 691.
Zimmermann, Joh, Lib., die überschwängliche Erkenntnis Jesu 470.

Ein Jubiläum.

1843—1893.

Mit dem Januarheft des Jahres 1893 beginnt der 50. Jahrgang der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift". Allerdings erschien diese Zeitschrift in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens als Wochenschrift unter anderem Namen. Aber die volle Kontinuität ist gleichwohl da: sie ist da in der Person des älteren Herausgebers, ist da in einem festen Kreise von Mitarbeitern, die früher am „Volksblatt", dann an der Monatsschrift weitergearbeitet haben, einem Kreise, den freilich der Tod schon stark gelichtet hat, und endlich ist sie da in einem Stamm von Lesern, der dem Blatte in guten und bösen Tagen allezeit treu geblieben ist und hoffentlich ferner bleiben wird.

50 Jahre!

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit diese Zeitschrift aus der Not der beginnenden Revolutionszeit geboren wurde, unternommen als erster Versuch, der toll gewordenen demokratischen Presse ein Blatt entgegenzusetzen, das wider den wilden Souveränitätstaumel jener Jahre die „Obrigkeit von Gott" wieder zur Geltung bringen sollte, wider das entfesselte Heidentum die christliche Gedankenwelt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Wie könnten wir nun anders, als an diesem Wendepunkt und Markstein Umschau und Rückschau zu halten und die Errungenschaften der Gegenwart an den Idealen jener nun schon fern gerückten Entstehungszeit unserer Zeitschrift vergleichend zu messen?

Nur die Form dieser Umschau hat uns zweifelhaft sein können. Eine ausführliche Geschichte der „Konservativen Monatsschrift" hätte fast eine Geschichte der konservativen Partei in den letzten fünfzig Jahren werden müssen. Nicht so, als ob wir in irgend einer Weise uns überschätzend Partei und Zeitschrift identifizieren wollten — im Gegenteil sind ja unsere Beziehungen zur konstituierten Partei wohl häufiger abweichende, als übereinstimmende gewesen. Doch aber so, daß die Zeitschrift stets mit besonderer Aufmerksamkeit die Entwicklung der Partei verfolgt hat, und daß, wie von selbst, eine Geschichte ihrer prinzipiellen politisch-kirchlichen Haltung zur Untersuchung werden müßte, wie weit der Erfolg und die Ereignisse der Parteileitung recht gegeben haben, oder den kritischen Mitarbeitern dieser Zeitschrift.

Wenn wir nun auch hier solche systematische Geschichtsschreibung nicht darbieten, so gedenken wir doch unseren Lesern rückblickend vorzuführen, was aus der Geschichte des „Volksblattes“ und der „Monatsschrift“ von dauerndem Interesse ist, und dabei bedeutungsvoll genug, um auch im weiteren Sinne als Baustein zur Geschichte der Partei verwertet zu werden.

Wir denken einen Artikel zu bringen, welcher die Gründung des „Volksblattes“ behandeln und über den ersten Redakteur Herrn von Tippelskirch kurze Mitteilungen machen wird. Diesem Aufsatz soll ein anderer folgen, welcher sich mit dem Schriftsteller Franz von Florencourt befassen wird, welcher zwei Jahre hindurch das „Volksblatt“ redigierte, dann leider katholisch wurde und seine Feder in den Dienst des Ultramontanismus stellte, bis er nach der Unfehlbarkeitserklärung auch von Rom sich lossagte, um schließlich als Alt-Katholik aus der Welt zu scheiden. Entsprechend größeren Raum sollen Mitteilungen aus dem Leben des langjährigen Herausgebers Philipp von Nathusius einnehmen, in welchem naturgemäß auch die Gemahlin desselben, Marie Nathusius, die ihr gebührende Stellung finden wird. Auch sonst soll aus unseren Akten und Briefvorräten allerlei veröffentlicht werden, was auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben kann. Nächst den Herausgebern ist die bedeutendste Persönlichkeit aus der Geschichte des Volksblattes Heinrich Leo, der berühmte konservative Historiker, dessen kräftige Monatsberichte das Volksblatt Jahre hindurch auch in den Kreisen zu einer bekannten Größe machten, welche von unseren Grundsätzen nichts wissen wollen. Wir gedenken durch Veröffentlichungen aus dem Schatze seiner Briefe und durch Reproduktionen aus seinen hochinteressanten Monatsberichten unseren Lesern ein lebendiges Bild seiner Persönlichkeit und seiner Auffassungen zu geben.

An einem Jubiläums-Abschnitt, wie dem von uns erreichten, ergiebt es sich auch von selbst, daß man bei der Rückschau auf die durchlebten Jahre sich fragt, ob denn wohl durch die ungeheure Menge von geistiger Arbeit, welche in unseren fünfzig Bänden aufgespeichert liegt, das erreicht worden sei, was erreicht werden sollte, ob ein Erfolg dieser Arbeit sichtbar sei, ob durch dieselbe Gegner bekehrt und Freunde befestigt worden, oder ob der Erfolg gering, ja vielleicht gar alles vergeblich gethan und pro nihilo gewesen?

Wir hoffen und glauben, daß ein Erfolg vorhanden ist, auch wenn derselbe sich der Natur der Dinge nach nicht ziffernmäßig belegen läßt, auch nicht an diese einzige Zeitschrift sich geheftet, sondern mit an viele andere, die ihr gefolgt sind. Vergleicht man die Gesamthaltung der deutschen Presse im Jahre 1842 mit derjenigen im Jahre 1892, so kann ein Zweifel darüber nicht bestehen, daß vieles besser geworden ist. Damals waren die ersten Blätter, welche sich dem herrschenden antichristlichen und demokratischen Zeitgeist widersetzen wollten, einsam wie die Stimme des Predigers in der Wüste, sie verhallten fast ungehört, kaum daß der Gegner sich die Mühe gab, sie zu verspotten und herabzuziehen. Das ist heute anders. Die christliche Presse ist nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei uns Evangelischen eine Macht geworden. Und wenn auch ihre Organe noch immer in der Minderheit sind, im Vergleich mit den liberalen und neuerdings mit den socialdemokratischen, so ist doch ihr Einfluß wenigstens auf die liberale Presse unverkennbar. Diese hütet sich jetzt in vielen ihrer Organe vor den

früher üblichen maßlosen Angriffen auf die Autorität in Staat und Kirche und läßt sich gelegentlich sogar auch in ihren größeren Organen von kleinsten konservativen Blättern wirksam in Schach halten und zur Vorsicht mahnen. Aber freilich — die Wahrheit siegt am Kreuz. Nur so hat dieser Zustand erkämpft werden können, daß es über viel verfehlte Anläufe und verunglückte Unternehmungen hinweggegangen ist, über die Leichen so mancher mit unzureichenden Mitteln begründeter Blätter. Und auch diese Zeitschrift weiß, was solche Kämpfe zu bedeuten haben; auch in ihrer Geschichte hat es an Sorgen und Mühen nicht gefehlt. Immerhin kann so viel behauptet werden, daß es heut besser steht, als vor 50 Jahren in Presse und Litteratur.

Daß es gut stände, soll damit nicht gesagt sein. Wir möchten glauben, daß auch heute die Partei als solche nicht den mindesten Wert darauf legt, eine angesehene, gut ausgestattete Revue zu besitzen. Der Durchschnittskonservative sieht auch heute noch eine Monatsschrift für unnötigen Luxus an. Und wenn schon ein litterarisches Organ dieser Art existieren soll, so wendet man sich im Bedarfsfall weit lieber an Rodenberg und Lindau, als an eine Zeitschrift mit christlichem Gepräge.

Gewiß — es giebt sehr beachtenswerte Gründe, welche die Gleichgültigkeit, oder auch abwehrende Stimmung erklären. Vor allem ist zu beachten, daß die Zeitungen sich jetzt in Quantität und Qualität der Leistungen förmlich überbieten. Was früher Wochen- und Monatsschriften als Besonderheit pflegten: Kunst, Litteratur, literarische Kritik, „Essays" von größerem Umfang — das alles bieten heute auch die Tageszeitungen nebst Sonntagsblatt, sodaß selbst leidlich bemittelte Leser das Abonnements-Budget nur ungern noch mit einer Monatsschrift belasten. Und wenn die eine noch reichte! Aber da kommen auch die Kirche, die innere und äußere Mission, die Fachblätter, die illustrierten Wochen- und Monatsschriften, die Erbauungsblätter — alles drängt sich auf und bietet sich an — wer die Wahl hat, hat die Qual.

Und weiter! es geht nicht an, die Schuld allein auf äußere Gründe zu schieben. Ein konservativer Redakteur wird ja stets von seinem Leserkreise höchst wirksam in dem Zustand „täglicher Reue und Buße" erhalten und immer wieder an seine Unzulänglichkeit erinnert. Und so gebe ich ohne Weiteres zu, daß es an Fehlern und Mißgriffen der Redaktion nicht gefehlt hat, die uns aus Freunden Gegner, oder doch Abtrünnige gemacht haben. Aber freilich — das möchte ich auch glauben: es kann ein Engel vom Himmel kommen und den Konservativen eine Zeitschrift redigieren — auch dann würden sie den Engel, wenn er in ihre Mitte träte, mit den Redewendungen empfangen, die in ihrer stereotypen Gleichmäßigkeit dem konservativen Publizisten immer wieder in den Ohren klingen: daß man nicht das Blatt des Engels, sondern das des Teufels halte, weil man doch die Ansichten des Satans kennen lernen müsse, daß man fest genug stehe, um sich auch durch die verkehrtesten Dinge nicht beeinflussen zu lassen, oder auch kurz und bündig, daß man nicht alles halten und lesen könne, was gedruckt wird.

Aber auch viel Menschliches zugegeben in meiner langjährigen Redaktion — ich wüßte im ganzen und großen doch kaum, wenn ich meine Leitung der Monatsschrift noch einmal beginnen sollte, wie und wohin ein anderer Weg mit besserem Rechte eingeschlagen werden könnte. Daß es Wege zu größerem Erfolge giebt, ist mir nicht unbekannt. Auch in der Vorhofsarbeit, welche die christliche politische Presse leistet, giebt

es einen schmalen und einen breiten Weg. Und der breite Weg ist bequem, und viele sind ihrer, die darauf wandeln. Aber gerade eine Monatsschrift, welche nicht für das Volk, sondern für die Gebildeten schreibt, muß prinzipiell feststehen. Und wenn dann im Lauf des politischen Lebens die Personen, die man schonen, denen man folgen möchte, in Kollision geraten mit den Prinzipien, die man nicht preisgeben darf, so bleibt eben nichts übrig, als sich mit der alten Wahrheit, wenn es ein Trost ist, zu trösten, daß es nicht die Helden, sondern die Märtyrer sind, welche die Weltgeschichte vorwärts bringen.

Gewiß — sie gehört zu den schwierigsten Problemen für den gewissenhaften Publizisten, die Frage des „Opportunismus", die Frage, ob und wie weit man die eigene Meinung verschweigen, abschwächen oder gar verleugnen darf, um den vorgefaßten bezw. vorhandenen Ansichten des Publikums, für welches man schreibt, „Rechnung zu tragen".

Als ich meine Thätigkeit auf diesem Gebiete begann, war mein Anfang ein Tasten. Nachdem ich die ersten selbständig von mir redigierten Nummern einer in Altona erscheinenden Zeitung herausgegeben, sagte mir eines Tages ein befreundeter Hamburger Kaufmann: „Lieber Freund, Ihr Blatt ist langweilig. Was Sie schreiben, ist weiße Salbe, matt und farblos. Sie müssen scharf schreiben. Sehen Sie sich doch die liberalen Blätter an, wie die es machen. Da fliegen die Funken!" Der Rat leuchtete mir ein — ich ließ mir denselben nicht zweimal geben. Am nächsten Tage schrieb ich eine mit Salz und Pfeffer gewürzte, weit über das Ziel hinausschießende Kritik eines gerichtlichen Erkenntnisses in einer kirchlichen Sache und schloß mit der Betrachtung, daß es das Papier nicht wert sei, auf dem es geschrieben. Kaum war das Blatt erschienen, so rückte mir ein geistlicher Herr auf das Redaktionszimmer und hielt mir mit tief bekümmerter Miene eine Standrede, daß ich mit solchen Artikeln mich unter die „bösen Leute" geselle, welche „die Majestäten lästern".

Ich erkannte nun wohl auf Grund dieses ersten und vieler ähnlicher ihm folgender Erlebnisse, daß ein Redakteur „verweht" ist, wenn er sich von den widersprechenden Ansichten der Leser abhängig macht. Aber ich fiel nun in einen anderen Fehler. Ich glaubte, es genüge durchaus, daß ich einfach meine eigene Ansicht offen ausspreche, mein politisches Herz jederzeit auf der Brust trage. Wußte ich, daß meine Offenherzigkeit dem gesamten Leserkreis oder großen Teilen desselben ins Gesicht schlage, so schlug ich gleichwohl zu. Ich hielt das für Ueberzeugungstreue und nahm den Erfolg fatalistisch als Kismet: wer mir folgt, der folgt mir; wer nicht folgen will, der bleibt eben weg.

Ich habe seitdem durch vieljährige Erfahrung ganz andere Ansichten gewonnen, und ich glaube, daß meine neueren Ansichten auch die reiferen sind. Ich halte jetzt dafür, daß das, was ein Publizist seinen Lesern bietet, sich nicht nur zu richten hat nach dem, was er selber glaubt, sondern ohne allen Zweifel auch nach dem, was seine Leser glauben. Wer einfach darauf los schreibt, unbekümmert, ob er seine Leser verletzt, sein Publikum brüskiert und vor den Kopf stößt, der mag selbst die besten und richtigsten Ansichten haben — er bringt sich dennoch in kürzester Frist um allen Kredit. Man versteht ihn nicht und zieht sich von ihm zurück. Er schreibt pro nihilo.

Das Gegenteil dieses extremen Subjektivismus, der ohne weiteres die eigene Ansicht anderen aufdrängen, oder aber untergehen will, das Gegenteil dieser Rechthaberei ist die Methode der Judenpresse, welche die Publizistik rein als Geschäft betreibt und deren

ganzes Streben immer nur dahin geht, den schlechten Instinkten der Menge zu schmeicheln und zu drucken, was die Nichtsnutzigen wollen. Beide Methoden sind meines Erachtens falsch. Das rechte Vorgehen scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß man bei jeder Stellungnahme nicht eine, sondern zwei Fragen stellt: die erste, welches der prinzipiell richtige Standpunkt sei, und die zweite, wie man ihn am besten den Lesern vermittle. Das aber wird hundert Mal nicht so geschehen können, daß man einfach alles auskramt, was man „bei der Seele hat", sondern oft auch so, daß man dreiviertel von dem verschweigt, was der Leser lernen soll. Im Fall man mit der Thür ins Haus fällt, erreicht man nur, daß der Leser schilt und der Redakteur den Kredit verliert, im Fall man vorsichtig vorgeht, erreicht man, daß der Redakteur an Kredit gewinnt und acht Tage späer schon etwas deutlicher werden darf. Langsam vorwärts geht es auf diese Weise nur. Aber Politik ist Zeitgeschichte und — „die Weltgeschichte geht langsam, weil sie viele mitnehmen muß." Wer zu schnell vorwärts will, muß über kurz oder lang von vorne anfangen. Die Behauptung aber der Pessimisten, daß man bei einiger Vorsicht gar nicht vorwärts komme, läßt sich nicht aufrecht halten. Gegenbeweis ist z. B. die Judenfrage. Als ich meine ersten publizistischen Versuche in der Niendorfsschen Landes-Zeitung machte, galt es noch als Verbrechen überhaupt, das Wort „Jude" drucken zu lassen. Heute nach etwa 20 Jahren hat die konservative Partei offiziell die Judenfrage in ihr Programm aufgenommen.

Ist nun die Stellung, welche die Monatsschrift den Konservativen, den Liberalen, den Ultramontanen, den Socialisten, den Partikularisten gegenüber eingenommen hat und einnimmt, eine richtige oder eine falsche? Haben wir festzustehen auf dem gewonnenen Standpunkt, oder haben wir unsere Ansichten zu revidieren?

Von der ferneren Vergangenheit zu reden, wird derer Sache sein, die sich in die Geschichte dieser Zeitschrift vertiefen wollen. Für mich kann es sich nur darum handeln, einen kurzen Rückblick zu werfen auf die Zeit meiner eigenen Amtsführung, d. h. auf die Periode bis 1881. Und wenn ich dabei, wie sich von selbst versteht, nicht Richter in eigener Sache sein darf, so mag doch der gegenwärtige Augenblick zu dem Zeugnis Anlaß geben, daß ich festhalte an den Grundsätzen, zu denen ich mich damals bekannte.

In dem ersten einleitenden Artikel, den ich 1881 schrieb, habe ich erklärt, daß die Zeitschrift sich unabhängig halten solle vom Zeitgeist nicht nur und von der Macht, sondern auch von der konstituierten Partei als solcher.

„Will die Monatsschrift nicht auf die erworbene selbständige Bedeutung verzichten, ja soll sie überhaupt einen politischen Sinn und Zweck haben, so kann es unseres Erachtens nur der sein: thunlichst unberührt und frei vom unvermeidlichen und alltäglichen Getriebe der werbenden Presse und der hadernden Parteien immer wieder an die ewigen Principien zu erinnern, die unvergänglich über den wechselnden Menschen stehen, immer wieder allzu wohlwollende Freunde der Vermittlung vor dem Umbiegen der Spitzen, vor dem Abstumpfen der Schärfen, ja selbst vor dem Guten zu warnen, das des Besseren Feind ist, wenn nicht gar vor der grundsätzlichen Grundsatzlosigkeit, wie sie heute ja vielfach im „Opportunismus" und in der „praktischen Politik" den Stein der Weisen entdeckt zu haben glaubt."

Ich habe mich dann auf Stahl berufen.

„Die politischen Parteien scheide ich nach ihrem fundamentalen Gegensatz in die Parteien der Revolution und die Parteien der Legitimität. Revolution nehme ich dabei in ihrem weltgeschichtlichen Begriffe als politisches System. Empörung ist Abwerfung einer bestimmten bestehenden Herrschaft, Revolution ist Umkehrung des Herrscherverhältnisses selbst, daß Obrigkeit und Gesetz grundsätzlich und permanent unter den Menschen stehen, statt über ihnen. Die Souveränität des Volkswillens, die Entgliederung der überkommenen Gesellschaft, die Unterordnung der Institutionen unter die Menschenrechte statt Bemessung der Menschenrechte nach den Institutionen — das ist Revolution."

Diesem Stahlschen Worte habe ich dann hinzugefügt: „Dies also war wirklich die Frage, ob der Begriff der Obrigkeit seines Inhalts völlig entleert werden sollte, ob die weltliche Autorität „von Gott", oder vom Volk sich selbst gesetzt, eigentlich also dieses Obrigkeit sei, ob man Renaissance- oder Reformations-Staat wollte, ob heidnischen Tempel oder gothischen Dom, ob den Gott, der uns nach seinem Bilde geschaffen, oder den Gott, den sich die selbstbewußte Menschheit nach ihrem eigenen Bilde schuf."

Und wiederum Stahl: „Es ist ein mehr als tausendjähriger Bestand, ein Bestand gerade so alt als die Civilisation der germanischen Völker, daß das Christenthum Staatsreligion ist. Das heißt, daß der christliche Glaube als religiöse Grundlage und religiöser Maßstab der bürgerlichen Einrichtungen angesehen wird." Und weiter betont er, daß die Revolution nicht nur eine weltgeschichtliche, sondern auch eine weltgerichtliche Bedeutung habe, daß sie nicht ein Kampf nur irdischer Faktoren sei, sondern auch „ein Kampf der ewigen Mächte, die sich im Menschengeschlechte und um das Menschengeschlecht streiten."

Das ist unsere Stellung zum Liberalismus in allen seinen Formen gewesen und geblieben. Zwischen ihm und uns liegt eine Kluft, über welche keine Brücke hinüberführt.

Doch die Schwierigkeit unserer Stellung hat niemals in den bewußten Gegnern gelegen. Weit schwerer und unleidlicher ist aber und war es zu tragen, daß immer wieder nominell Konservative, bald in oberflächlichem, auf das Aeußere gerichteten Sinn geblendet wurden von der Aussicht auf politische Erfolge, bald sich verführen ließen von dem grundsatzlos gewordenen Fürsten Bismarck, eine „Mittelpartei" anzustreben, ein „Kartell", in welchem Vertreter des kapitalistischen Egoismus und des christlichen „Konservatismus" sich nur deshalb zusammenfinden sollten, weil ihnen beiden der Wunsch gemeinsam war, unsere Kultur und Civilisation nicht ohne weiteres vom Umsturz in Scherben schlagen zu lassen. Wir glauben, daß der Erfolg unseren Widerstand gegen das Kartell hinreichend gerechtfertigt hat; was die Union auf kirchlichem, das war das Kartell auf politischem Gebiet: eine gewaltsame Friedensmacherei unter unvereinbaren Gegensätzen und darum eine Vermittlung, die nicht Frieden gebracht hat, sondern Verschärfung der Gegensätze.

Leider hat die Partei bis heute die Aera Bismarck noch nicht ganz überwunden, krankt sie zum Teil noch an der Mitgliedschaft von Personen, die in hervorragender Weise durch 20 Jahre hindurch die Träger einer Parteipolitik der Schwäche, der Ohnmacht und der Unselbständigkeit gewesen. Wer die Entstehung auch des neuesten Programms

miterlebt hat, der weiß, welche Macht der Opportunisten zu brechen war, ehe sie sich dem Unvermeidlichen fügten, der weiß, wie gering die Zahl der überzeugten Christen ist, die nicht herrschen, sondern um Christi willen dem Volke dienen möchten, wie groß dagegen die Zahl der abhängigen, unselbständigen Elemente, die stets geneigt sind, dem Regierungsstandpunkte Zugeständnisse zu machen. So treffliche Männer diese Politiker an sich auch sein mögen — für die konservative Partei sind sie ein Unglück. Denn so lange sie da sind, wird die Partei niemals im stande sein (so wie es das Centrum mit beispiellosem Erfolge gethan hat), eine Politik der stolzen und selbstbewußten Unabhängigkeit zu treiben, die auch eine feste und konsequente Oppositionsstellung nicht scheut. So lange sie da sind, wird es der Partei niemals gelingen, sich rar zu machen und der Unterstützung, welche sie zu leihen hat, einen höheren als den bisher beliebten Schleuderpreis zu sichern.

Fest zu stehen aber gilt es, nicht nur der Regierung, sondern auch den Parteien gegenüber. Nur bei fester, unabhängiger Stellung ist auch das rechte Verhältnis zum Centrum zu finden: ein stetes Wachhalten des prinzipiellen Gegensatzes, der ebenso tief ist, wie die Kluft, die uns vom Liberalismus trennt, Vermeidung alles Kulturkampfes, aber auch Vermeidung alles bösen Scheines, als ob ein engeres „konservativ-klerikales Bündnis" jemals möglich wäre. Es gilt, klar und offen zu sagen, daß wir der römischen Kirche die Freiheit lassen wollen, welche sie bei gegenwärtigem modus vivendi besitzt, daß wir aber die Grundsätze von Syllabus und Encyklika schlechthin verwerfen und keine engere Gemeinschaft pflegen dürfen mit den „Verehrern" des Trierer Rockes. Man kann tolerant sein gegen jeden Standpunkt, nur nicht gegen die grundsätzliche Intoleranz.

Haben wir aber die Stellung der Konservativen zum Centrum weder gebilligt in den Zeiten des Kulturkampfes, noch gut geheißen in denen des überstürzten Rückzugs unter Goßler, so weicht unser Ideenkreis von dem landläufig konservativen fast noch mehr ab auf dem socialpolitischen Gebiet. Alle Zeichen der Zeit scheinen mir darauf zu deuten, daß Gottes Weltregierung hier etwas Neues schaffen will, daß neue Lebensformen sich aus den radikal veränderten Produktionsverhältnissen entwickeln sollen, und daß wir die rechte Richtung noch nicht ein Mal eingeschlagen haben. Die Hoffnung, daß die Millionen von Socialdemokraten sich eines Tages gänzlich wieder beruhigen und ihre bisherigen Bestrebungen als Irrtum und Mißverständnis bereuen könnten, habe ich niemals zu fassen vermocht. Im Gegenteil. Ich sehe eine neue und anders geartete Zeit sich entwickeln. Ja, ich nehme nicht in Abrede, daß ich selbst bis zu gewissem Grade socialistisch und international gesonnen bin, d. h. ich erkenne neben der Einzelwirtschaft auch der Gemeinwirtschaft in unseren Großbetrieben eine weit größere Aufgabe zu, als sie bisher für recht gehalten wurde, und neben dem nationalen Staatsbürgertum gebe ich auch dem internationalen Weltbürgertum sein gutes ihm eigentümliches Recht.

Ich gestehe es offen — maßgebenden Einfluß auf meine Denkweise hat das großartige Werk des Socialdemokraten Marx geübt: „Das Kapital". Wenn ich sage „maßgebend", so soll das freilich nicht heißen, daß ich jedes Wort jenes Buches unterschriebe. Schon der kritische Teil schießt oft über das Ziel hinaus, gar nicht zu reden davon, daß der zweite positive Band bis heute „Zukunftsmusik" geblieben ist. Wohl aber glaube ich, daß es kaum ein einziges Buch giebt, auch den Marlo nicht aus-

genommen, das so klaren Einblick in das Räderwerk der kapitalistischen Produktionsweise gewährte. An dem klassischen Paradigma England wird der dort geführte hundertjährige Kampf zwischen Kapital und Arbeit geschildert, wird geschildert, wie immer und überall die Arbeit unterlegen ist und unterliegt, wie alle Selbsthülfe hoffnungslos ist und nur Staatshülfe durchgreifend wirken kann. Es wird ferner klar gelegt, wie ein einziger Kulturstaat allein und für sich der Konkurrenz des Weltmarktes wegen auf diesem Gebiet nicht vorgehen kann, wie vielmehr alles zu internationalen Abmachungen drängt. Freilich setzt jeder Schritt zur Ausdehnung der Gemeinwirtschaft als wichtigste Grundbedingung zweierlei voraus: erstens eine starke Regierung, und zweitens ein hohes Maß von öffentlicher Sittlichkeit, wie sie nur bei regem kirchlichen Leben denkbar ist. Wenn nun die Socialdemokraten die Socialisierung der Produktion fordern und internationale Verträge, so haben sie bis zu einem gewissen Grade recht. Wenn sie aber daneben die Staatsgewalt zu schwächen suchen und die öffentliche Sittlichkeit untergraben, so begehen sie zum Schaden des vierten Standes eine große Thorheit. Ganz abgesehen davon, daß sie die Schwierigkeiten der Ueberführung des gegenwärtigen in einen anderen Zustand in kindlich-ungebildeter Weise unterschätzen, und daß sie nicht nur den unberechtigten Egoismus, sondern auch den berechtigten Individualismus mißachten, der ein unersetzbarer Faktor im wirtschaftlichen Leben immerdar bleiben wird.

Alles in allem: wenn jetzt die Nationalliberalen es offen aussprechen und viele Konservative ebenfalls der Ansicht zuneigen, daß die Socialreform am Ende ihrer Entwicklung angelangt sei, so vertritt im Gegenteil die „Monatsschrift" den Standpunkt, daß, was wir erreicht haben, nicht mehr als den Anfang bedeutet.

Außer den liberalen und den römischen Angriffen haben wir uns aber wiederholt noch einer anderen Gegnerschaft zu erwehren gehabt, die mit den prinzipiell Konservativen besonders scharf ins Gericht zu gehen pflegt: wir meinen der sog. Rechtsparteien. Die Ausgangspunkte dieser Richtung sind ja im Grunde keine anderen, als die der Konservativen, nur sind sie mit dem Verlangen verbunden, daß, wer sich zu christlichen Rechtsgrundsätzen bekenne, auch die Folgerung ziehen müsse, daß den 1866 von Preußen annektierten Staaten ihre politische Selbständigkeit deshalb zurückzugeben sei, weil Preußen den damaligen Krieg unter Bruch des Bundesrechts herbeigeführt habe. Wir haben diesem Ansinnen gegenüber stets den Standpunkt festgehalten, daß einerseits das Verhalten des Fürsten Bismarck gewiß nicht in allen Punkten vor dem kleinen Katechismus bestehen könne — Graf Moltke hat noch in seinen jüngst veröffentlichten Briefen mit verblüffender Offenheit ausgesprochen, daß der Krieg von 1866 ein wohlvorbereiteter Kabinetskrieg gewesen. Andererseits halten wir aber daran fest, daß der politisch-sittliche Standpunkt in den nicht preußischen Regierungen nicht um einen Deut besser war, als in der Berliner. Auch die Kriegslust war dort genau so groß, wie der Umstand beweist, daß z. B. Mobilmachungs-Befehle in Hannover weit eher ausgegeben worden sind, als in Berlin. Der Unterschied ist nur, daß man hier geschickt und dort ungeschickt, hier wohlgerüstet, dort schlecht vorbereitet war. Wenn nun die deutschen Staaten sich damals nicht als Bundesstaaten, sondern wie gegnerische auswärtige Mächte gegenüberstanden, deren jede bedacht war, mit allen ihr zugänglichen Mitteln die andere zu

schädigen, so ist es unseres Erachtens zu viel verlangt von einem unbefangenen Urteil, daß nach dem nunmehr für Einen Teil unglücklichen Ausgang der Konkurrenz dem einen Staat die Rolle des Wolfes, dem anderen diejenige des Lammes zuerkannt werden soll.

Ueberdies ist die ganze Weltgeschichte und die ganze Entwicklung der Staaten auf dieser armen sündigen Erde eine solche Häufung von Unrecht, daß die Verwirklichung der Forderung, alle ganz oder teilweise durch Unrecht entstandenen politischen Gebilde auf einen reinen Rechtsboden zurückzuführen, die völlige Erneuerung der Weltgeschichte von Adams Tagen an bedeuten würde. Uns scheint aus diesem Problem heraus der einzig gangbare Weg dahin zu führen, daß man, wie man es im Leben des Einzelnen thut und thun muß, auf die Fügungen und Zulassungen Gottes achtet und sich vor vollendeten Thatsachen, die nach menschlichem Ermessen unabänderlich scheinen, mit der Bescheidung beugt, daß Gott wohl Gründe gehabt haben müsse, in Heimsuchung oder Gericht so zu verfahren, wie Er es gethan. Danach sind wir der Ansicht, daß jetzt die neue Landkarte von 1866 die Grundlage alles politischen Lebens in Deutschland bilden muß, und daß die Wiederherstellung der zertrümmerten Staaten einen Glauben an Zukunfts-Möglichkeiten zur Voraussetzung hat, deren Eintritt zwar denkbar ist, wenn Gott Zeichen und Wunder thut, die aber in den vorhandenen thatsächlichen Verhältnissen, mit denen der Politiker zu rechnen hat, keinen Grund mehr haben. Unser Herz schlägt teilnehmend für die Geschädigten, aber unser Verstand kann ihren politischen Beweisführungen nur widersprechend folgen.

Ich schließe das politische Bekenntnis. Wie gesagt — es soll nur ein Bekenntnis sein, kein Programm. Es erübrigt vielleicht, ein Wort zu sagen über die praktische und realistischere Klage und Beschwerde, daß auf den einzelnen Gebieten der Litteratur, welche in der Monatsschrift behandelt wurden, eben diese Behandlung den berechtigten Forderungen nicht immer entsprochen habe.

Niemand kann es tiefer fühlen als ich, daß dieser Vorwurf nicht ganz der Berechtigung entbehrt; aber ein Narr giebt's besser, als er's hat. Zu viel innere und äußere Gründe wirken zusammen, um niemals den Inhalt auf die Höhe gelangen zu lassen, auf welche die Redaktion ihn bringen möchte, und diese Hindernisse machen sich geltend auf den verschiedenen Gebieten der Politik, der Novellistik, der Poesie, der Kunst, der Wissenschaft, der litterarischen Kritik und wie sie alle heißen mögen.

Was zunächst die Politik betrifft, so bringt es die Zusammensetzung der konservativen Partei mit sich, daß von den im parlamentarischen Leben stehenden Männern nur äußerst wenige für publizistische Mitarbeit zu haben sind. In dieser Hinsicht sind andere Parteien viel glücklicher gestellt, wo die Mitarbeit in der Presse durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches, vielleicht gar nicht ganz Schickliches angesehen wird, vielmehr die meisten Parlamentarier darnach trachten, sich auch ein gedrucktes Mundstück für ihre Ansichten zu verschaffen. Nur solche Mitarbeit würde auch im stande sein, den Mangel einigermaßen zu ersetzen, daß die Monatsschrift nicht in Berlin im Mittelpunkt des politischen Lebens erscheint, sondern „fern von Madrid" ihr Dasein fristen muß. Aber die Versuche, das Fehlende zu erlangen, waren nur vorübergehend von Erfolg.

Das schwierigste Fach in der konservativen Presse und speciell in dieser Monatsschrift bleibt das belletristische. Schriftsteller von Bedeutung sind leider auf dem Boden der christlichen Weltanschauung wenige vorhanden. Und daß junger Nachwuchs zur Reife heranwachsen könnte, ist deshalb so schwierig, weil auch das Talent seinen Mann nicht ernährt. Hungern kann aber auf die Dauer selbst das Genie nicht aushalten. Es ist ein fortwährender circulus vitiosus. Die konservative Belletristik ist dürftig und uneinträglich, weil die bedeutenden geistigen Kräfte fehlen. Und die Kräfte fehlen, weil nicht honoriert werden kann.

Wenn ich sage: „die Kräfte fehlen", so lege ich freilich den höchsten Maßstab an. Guter Durchschnitt ist ja mannigfach vorhanden, Gelegenheitsarbeiten von Gelegenheitsschriftstellern. Aber Novellen und Romane, in denen ernsthaft Probleme gestellt und christlich-sittlich gelöst würden, sind äußerst selten. Massenhaft vorhanden ist ja die pietistische Volkslitteratur, in der mit Bibelsprüchen, Gesangbuchversen und schnellen Bekehrungen gearbeitet wird. Und diese stiftet ja, sofern persönliche Frömmigkeit aus ihr spricht, gewiß viel Segen. Denn das Volk will grelle Farben, will Bilder, die mit dem Anstreicherpinsel hingeworfen sind, will grobe Effekte. Ebenso häufig kommt ja auch vor, daß Damen neben der „Handarbeit" auch die Novellistik als Nebenbeschäftigung, so gut es eben gehen will, betreiben. Oft genug freilich, ohne sich über die Grundbegriffe dieser poetischen Kunstform auch nur annähernd klar zu sein. Wie viele Schriftstellerinnen giebt es, die nie davon gehört haben, daß einer Novelle, wenn sie verwöhntere Geister befriedigen soll, doch irgend eine, wenn auch noch so einfache Idee zu Grunde liegen muß. Immer wieder laufen Manuskripte ein, die nur ein Geplätscher von mehr oder weniger anziehenden Personen darstellen und in der Frage gipfeln, ob sie sich kriegen oder nicht kriegen. Natürlich drückt das Angebot den Preis, und in meiner Praxis ist es schon vorgekommen, daß mir für eine Zeitung auf einmal das Abdrucksrecht von zwanzig Novellen für den Gesamtpreis von zehn Mark angeboten worden ist.

Und dabei ist gerade für feinere Novellistik das Gebiet der christlichen Charaktere noch ein fast unentdecktes Land. Wie selten ist in Deutschland ein Buch nach Art des Robert Elsmere! Die Zahl der christlichen Probleme, welche noch gestellt werden können, ist Legion, desgleichen die Menge der charakteristischen Typen, welche der Bearbeitung harren. Wie wenig angebaut ist noch dieses Gebiet, und wie leicht für den, der in christlichen Kreisen verkehrt, ernsthafte Studien zu machen, ohne welche auch der Talentvollste keine befriedigende Leistung erzielen wird.

Darf hier eine Parenthese gemacht werden, so sei es die Betrachtung, daß die Leistungsfähigkeit der Autoren außerordentlich oft im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Empfindlichkeit steht. Auch Talente kommen nicht weiter, wenn sie jede Kritik ihrer Leistungen vom ersten Tage an ablehnen und mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit gewissermaßen geboren werden. Allerdings ist es wohl nicht anders, als daß die Beschwerden der Redaktion über die Autoren auch auf Gegenseitigkeit beruhen. Aber hier spricht eben eine Redaktion; von dieser Gegenseitigkeit mögen die Autoren da Gebrauch machen, wo sie das Wort haben.

Mit größerer Befriedigung als auf andere Gebiete kann vielleicht die Monatsschrift auf ihren kritisch-litterarischen Teil zurückblicken. Als derselbe eingerichtet wurde, war er so ziemlich die einzige Stelle in Deutschland, wo ehrlich recensiert wurde von christlich-konservativem Standpunkt aus — fast überall sonst, wo recensiert wurde, herrschte die banale Lobhudelei. Das ist nun anders geworden — es giebt neuerdings der Zeitungen und Zeitschriften eine ganze Reihe, die gewissenhaft verfahren. Immerhin fehlt es uns nicht an Beweisen, daß auch jetzt noch unsere Kritiker etwas gelten, und daß sie nicht nur gelesen werden, sondern daß auch nach ihrem Urteil gekauft wird. Man hat uns wohl den Vorwurf gemacht, daß zu scharf prozediert, daß mehr „herunter-gerissen" als gelobt werde. Die Thatsache mag richtig sein. Aber die Urteile sind darum doch berechtigt. Es wäre ein Glück für die Welt, wenn mindestens die Hälfte der Bücher, welche jetzt gedruckt werden, nicht gedruckt würde, denn unter dem Gedruckten befindet sich in der That unglaublich wenig, was wirklich uneingeschränktes Lob verdient.

Nun — wir sind am Schluß! Wie immer Erfolg oder Nichterfolg der Vergangenheit gewesen, für die Zukunft kann es keine andere Losung für uns geben, als mit neuem Eifer und mit neuer Bitte um Gottes Beistand ans Werk zu gehen. Ich habe bisweilen davon geträumt, eine konservative Universal-Zeitschrift herauszugeben, welche auf allen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen, kirchlichen Lebens die tüchtigsten Kräfte um sich versammelte. Die Pariser Revue Des deux mondes schwebt mir dabei als Ideal vor, nur möchte ich die Sache noch vielseitiger gestalten und besonders auch das kirchliche Leben, insoweit es den Laien interessiert, die innere und äußere Mission mit heranziehen. Daneben müßten die besten Künstler gewonnen werden, um alle Hülfsquellen moderner Technik in den Dienst solchen Unternehmens zu stellen. — Träume sind oft kühn. Vielleicht gelingt aber doch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, was in der ersten nicht erreicht wurde, einem glücklicheren Nachfolger.

Als ich vor beinahe 20 Jahren den ersten Schritt in die konservative Presse hinein zu thun mich entschloß, da schrieb mir ein erfahrener konservativer Publizist, an den ich mich gewandt hatte, die dringendsten Warnungen, mich nicht auf ein Gebiet zu begeben, auf welchem viele Mühe, viele Enttäuschungen und sehr geringe Erfolge zu erwarten seien. Von der Bedeutung der Presse war der Briefschreiber so sehr überzeugt, wie man irgend von derselben überzeugt sein kann. Aber er hielt es für gut, über das Eingangsthor die bekannte Warnung des Dante zu schreiben: lasciate ogni speranza!

Ich habe seine Voraussagungen im vollsten Umfange bestätigt gefunden. Ein dornenvollerer Weg, als der der publizistischen Vertretung konservativer Grundsätze, läßt sich nicht wohl denken. Die Feindschaft der Gegner ist das verhältnismäßig am leichtesten zu tragende; sehr viel bedrückender ist immer wieder die Haltung, der man im eigenen Lager begegnet: Geringschätzung, Mißachtung, Undankbarkeit, auch wo die größten Opfer gebracht werden. Inzwischen — so unangenehm für den Einzelnen die unliebsamen Erfahrungen auch sein mögen, es hat doch auch sein Gutes, wenn es hier heißt per aspera ad astra! Es hat sein Gutes, daß ein litterarisches Landsknechtwesen sich auf konservativer Seite nicht ausbilden kann. Der Landsknecht läuft dem höheren Solde nach. Der höhere Sold ist aber niemals bei uns, sondern immer bei den Gegnern zu

finden. Für die Arbeit in der christlich-konservativen Presse gelten bis zu einem gewissen Grade dieselben Grundsätze, welche für die Arbeit im Reiche Gottes überhaupt gelten. Handelt es sich auch nicht um die Arbeit des Heiligtums, sondern um Vorhofsarbeit, die schon halb in der Welt liegt, so zeigt sich doch auch hier, daß mechanisch verrichtete Arbeit unfruchtbar bleibt in sich selbst. Keine Rethorik und Dialektik kann hinwegtäuschen über den Mangel der fest gegründeten christlichen Ueberzeugung, wo sie nicht vorhanden ist. Und so zwingt die Natur der Dinge allmählich den, der in der konservativen Presse arbeitet, in ein entscheidendes „ganz oder garnicht" hinein. Und immer wieder wird gesichtet und durch den Gang der Dinge die Spreu von dem Weizen geschieden.

Der französische Schriftsteller Alphonse Daudet hat vor kurzem einen Band „Erinnerungen" aus seinem Leben veröffentlicht. Er, der Mann der großen Erfolge, legt in diesem Buche das folgende Geständnis ab: „Nous dédaignons le succès, et l'insuccès nous tue". „Der Erfolg stimmt uns nicht zum Dank, sondern zur Verachtung, und der Mißerfolg tötet uns" — das ist das Bekenntnis des Weltmenschen, der gleichviel ob aus äußeren Gründen oder aus innerem Drange doch immer für sich selber schreibt. „Im Glück nicht jubeln, im Unglück nicht verzagen" — das ist die Losung des Christen, der Glück und Unglück, Erfolg und Mißerfolg aus Gottes Händen hinnimmt. Blicken wir zurück in die Vergangenheit — weder an guten, noch an bösen Tagen hat es gefehlt. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß es das Höchste ist, dem HErrn zu dienen, und daß nur dann diese Zeitschrift in kommenden Jahrzehnten, wenn anders dieselben ihr noch beschieden sind, ihrem Lebenszweck dienen und ihre Aufgabe erfüllen kann, wenn die Ehre des HErrn ihr Höchstes und ihr Letztes bleibt. Darum: **Vorwärts mit Gott!**

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

I.

Auf dem Hanseschiff.

Das Fest der Stuhlfeier Petri, der Tag, an welchem die Fahrt über die See den im Winterhafen liegenden Schiffen freigegeben wurde, war vorüber. Das Eis, welches seit dem Spätherbst 1393 alle Gewässer in Banden gehalten hatte, war schon vor etlichen Wochen durch das überraschend eintretende Tauwetter und die dasselbe begleitenden Stürme von der Warnow und der Ostseeküste weggefegt. Dennoch aber schienen alle Fahrzeuge im Rostocker Hafen, Koggen, Snicken, Schuten und wie sie sonst nach ihrer Größe und Bestimmung heißen mochten, noch in der Erstarrung des Winters zu liegen, denn mit einer einzigen Ausnahme waren sie alle noch so vertauet und verankert und allen fröhlich flatternden Schmuckes beraubt, wie sie gegen Martini des Vorjahres in die Winterlage gebracht waren. Die Teeröfen am Strande hatte man noch nicht befreit von den schmutzigen Schneeresten, welche der Wind darin zusammengetragen hatte, von den Hellingen herüber tönte kein lustiger Hammerschlag, verdrossen und mürrisch standen hier und da Haufen von Schiffsleuten unter den Schneeflocken, welche der scharfe Ostwind wieder einmal wirbelnd durcheinanderjagte, und schauten in das trübe vorüberschießende Warnowwasser oder auf die an ihren Kabeln knarrenden und ächzenden Schiffe. Mancher von ihnen glaubte zu erkennen, daß diese sich bemühten, die haltenden Banden zu sprengen, sicherlich wandte er sich dann mit einem rauhen Fluche jäh ab.

Die Gedanken der müssig Herumstehenden waren auf die einzige Ausnahme gerichtet das Schiff, welches an der Kosfelder Brücke völlig zur Abfahrt gerüstet bereit lag.

„Halt Esping und Leute zur Hand, Wertel!“ sagte jemand zu einem älteren Manne in Seemannstracht und hüllte sich fester in seinen Mantel. „Er wird sich schleppen lassen müssen, von der Brücke kommt er sonst bei diesem Winde nicht ins Fahrwasser.“

Der Angeredete versetzte: „Der ‚Krake‘ ist keine alte Kuh, die ein Schlachter beim Schwanz aus dem Stall ziehen muß.“

Etliche lachten, daß der Meister, der sich in Schiffsangelegenheiten mischen wollte, also derbe abgeführt war. „Bei solchem Wetter fährt er überhaupt nicht,“ bemerkte ein junger Schiffsknecht. „Gewiß nicht, wenn er mit solchen Kälbern, wie du bist, zu pflügen hätte!“ war die Antwort.

In der Nähe standen einige Schiffer, welche ihre ihnen eigentümlich zugehörenden Fahrzeuge noch unberührt gelassen hatten. Der Alte, welcher, da alle schwiegen, einen Gegenstand gebrauchte, an dem er seinen Unmut auslassen konnte, sagte mit bezeichnendem Winke: „An Meister Hugo Degenhard könnte sich mancher ein Beispiel nehmen. Wenn der sich heute auf der Heckschanze des Kraken aufrichtet, müssen sich alle ringsum ducken."

„Es ist nicht jedermanns Sache, sich über andere wegzurecken wie ein Mastbaum," sagte einer der Getroffenen. „Mancher kann sich begnügen mit dem, was er ist und hat." Er wollte noch einen warnenden Spruch hinzusetzen, aber der Alte unterbrach ihn und rief:

„Gott segne dir deine Weisheit! Nein, mancher wächst von Anfang an nach unten wie ein Kuhschwanz, der hat ja auch seinen Wert, besonders gegen die Fliegen."

„Wertel scheint sich in der letzten Zeit viel in den Schlachthäusern herumgetrieben zu haben," lautete die verächtlich bei Seite ihm zugeworfene Entgegnung.

„Jawohl, jawohl!" rief der Alte heftig. „Wohin soll man sonst gehen, um etwas Neues zu erleben? Da will ich den Geruch aus den Ställen mir noch lieber um die Nase wehen lassen, als hier am Strande den von euren modernden Kielschweinen. Ist aus den Rostocker Schiffern denn der letzte Rest von Ehre gefahren? — ‚Das Eis, das Eis!' hieß es in der letzten Woche. Jetzt heißt es: ‚Der Wind, der Wind!' oder auch ‚Die Ausreden, die Ladung!' — Ei, Mord und Brand, so sagt es doch lieber ehrlich heraus, daß es die Vitalienbrüder sind, welche euch die See verleiden. Anfangs bitten die Rostocker sie heraus aus allen Winkeln und stellen Stehlbriefe aus, damit sie nur ja ihrem lieben, gefangenen Herzog und König von Schweden, um welchen sie sich sonst wenig gekümmert haben, ihre Willfährigkeit erweisen und den Holm mit Viktualien versorgen und der dänischen Königin das Hosentragen verleiden; aber im Geheimen reiben sie sich die Hände, daß die Kaper von Freund und Feind ihren Raub nehmen, und heimsen mit vollen Armen die wohlfeil verschleuderte Beute, welche die Räuber hier im Hafen verkaufen, ein. Da war alles gut, da waren es ehrliche Unterthanen und wackere Männer und treue Leute, welche ihr Blut für den Landesherrn verspritzen wollten. Nun man aber immer tollere Thaten hört, und fürchtet, es könne ihnen einfallen, auch einmal das volle Faß Rostock anzuzapfen, beginnt das Jammern, und kein Einziger macht sich bereit, einem zudringlichen Räuber mit dem Enterbeil in der Hand zu begegnen. Sind das Rostocker Schiffer? Von anderen will ich nichts sagen. Bei Swinemünde soll ja eine Flotte von fünf wohlbemannten Snicken auf der See umgekehrt sein und, was hast du was kannst du, in die Mündung eingelaufen, weil sich irgendwo in der Ferne eine blaue Flagge gezeigt hatte. — Donner und Wetter! Wäre ich um zehn Jahre jünger und könnte die Gicht aus den Gliedern schütteln, dann wollte ich lieber mit jenen Seevögeln segeln, die ni.ht nach Eis und Wind fragen, wenn Kaufmannsware lockt, als hier im Hafen verfaulen."

Solcher mit großer Heftigkeit vorgetragenen Strafrede gegenüber verstummten alle Zuhörer auf etliche Weile; man hörte nur das Stöhnen des Windes, der um den Kran am Strande fuhr, oder das Plätschern der an die Schiffsseiten schlagenden Wellen. Nach einer Weile sagte ein Jüngerer: „Der Rat sieht jetzt den Zuzug zu den Vitalienbrüdern nicht mehr gerne und hat sie wegen ihrer Ueberschreitungen ernstlich verwarnen lassen." Für solche Worte hatte der Alte nichts weiter als einen äußerst spöttischen Blick und ein sehr bezeichnendes Achselzucken.

Inzwischen schritt aus einem Hause der Großen Mönchenstraße eine kleine Schar dem Hafen zu, der man es ansah, daß sie den eisigen Wind und das Schneetreiben wenig beachtete, weil ernste Gedanken sie beschäftigten. Ihr Führer war ein breiter, stattlicher Mann in gereifteren Jahren, er hatte jenen wiegenden Gang, der den vielbefahrenen Seemann auf dem Lande nicht verläßt. Unter der die kurzen, krausen blonden Haare bedeckenden Lederkappe schaute ein wettergefurchtes Antlitz mit scharfen Augen hervor. Eine leichtgebogene, kräftige Nase verlieh dem Gesichte einen unternehmenden

Zug. Die schmale Oberlippe war glatt geschoren, dagegen umsäumte ein kurzer, krauser Bart Kinn und Wangen. Trotz der scharfen Luft trug er sein Lederwams auf der Brust geöffnet und nur zuweilen griffen seine braunen, sehnigen Hände zu, um das zu starke Flattern des Gewandes zu verhindern. An seiner Seite ging eine hohe, schlanke Frau, die ihn fast überragte. Ihr Anzug war ganz einfach, aber aus vorzüglichen Stoffen hergestellt. Auch sie schützte sich wenig gegen den Wind, ihre feine, schmale Hand ruhte auf der Schulter ihres Begleiters, und ihr edles, mildes Antlitz war mehr diesem als dem Wege zugewandt.

„Es nützt kein Zureden," sagte sie mit ruhiger, tiefer, vollklingender Stimme. „Du hast es dir vorgenommen zu fahren, da würde kaum ein rechter Nordwind dich von der Fahrt abhalten."

„Nun, nun!" lautete die Antwort. „Es ist ja des Bergenfahrers Freund aus Osten da, der wohl noch eine Woche wehen wird, wie sonst im März. Wir werden rasch um Schagen herumfliegen."

„Andere denken nicht so," sagte Frau Herburg. „Aber der Krake ist ein gutes Schiff. Nie fuhr ein besseres hier aus der Warnowmündung."

„Ei, du lernst wohl noch das Prahlen, Herburg?" sagte der Mann und sah seine Begleiterin freundlich an, denn das Lob seines Schiffes that ihm wohl.

„Da behüte mich Gott!" entgegnete die Frau. „Aber es ist mir doch eine große Beruhigung, daß dein Schiff sich schon bewährt hat. Der norwegische Vogt in Bergen macht dir keine Sorge? Wir sind doch mit den drei Reichen im Krieg und du mit deiner kleinen Mannschaft bist der Macht der Bergenschen nicht gewachsen."

Zu diesen Worten lachte der Schiffsmeister Hugo Degenhard kurz und fröhlich und sagte: „Wir laufen unter lübischer Flagge durch die Dänen, und sind wir erst an der Brücke der Hansen, dann wagt es kein Vogt mehr, uns anzufassen, denn er fürchtet, daß sein Eingriff in die hansische Sache ebenso nachdrücklich wie schon früher abgewiesen wird. Hat er denn versucht, an den Hof der Rostocker zu rühren oder sie gar aus Bergen zu vertreiben? Die Norweger können ja die Deutschen nicht entbehren; wenn diese den ganzen Handel einstellen würden, müßten jene bald um die Wiederaufnahme betteln. Nein, Herburg, darum sorge dich nicht. Dort nimmt man den Feind mit offenen Armen auf, wenn er nur gute Ware bringt, und in jedem Falle deckt auch die lübische Flagge."

„Und du wirst nicht vergessen, in Bergen nach dem Buche zu fragen, welches ich mir gewünscht habe?"

„Nein, Frau! Ich werd's schon herbeischaffen, den Pfaffen zum Trotz. Es stecken mehr in den Höfen an der Brücke, als du ahnst — nicht als ob die Männer dort besonders fromm wären, nein, nur um die Pfaffen von St. Marien zu ärgern, welche auf die Ketzerei schelten. Dort sind harte Köpfe, welche sich nicht leicht beugen lassen. Und der Engländer, dem es gleich ist, womit er handelt, bringt die Bücher, welche die Wycliffiten so eifrig in London verbreiten, gerne als Ware nach Bergen. Ich glaube schon, daß man mit leichter Mühe ein Dutzend Ketzerbücher auftreiben könnte, die auf den Kammern der Kaufgesellen unbenutzt herumliegen. Dir würden sie nichts nützen, denn englisch kannst du wohl sprechen, aber nicht lesen. Darum habe ich bei meinem letzten Besuche mit Henning schon verabredet, daß er einen der dortigen gelehrten Schreiber annehmen soll, um dir das Buch ins Deutsche zu übersetzen. Irre ich nicht, so lebt dort ein flüchtiger Pfaffe, der alle Sprachen der Welt kennt, alte und neue, der wird es schon machen; man sagt, daß er dort heimlich ketzerisch predigt."

„Dank dir, du Liebster! Ich will um so eifriger nach deiner Heimkehr ausschauen."

„Ei, was muß ich hören? Ich werde mir es doch überlegen, ob es wohlgethan ist, ein Buch ins Haus zu bringen, nach welchem man eifriger ausschaut, als nach Mann und Schiff."

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln ging über die milden Züge der Frau Herburg, als sie fortfuhr: „Wirst du mir wohl wieder gute Nachricht von Henning bringen? Hoffentlich kehrt er selbst mit dir heim, denn die zehn Jahre, zu welchen er sich für den deutschen Kaufmann in Bergen verpflichten mußte, sind verstrichen, und ihm steht die Heimkehr frei. Mein Mutterherz sehnt sich nach meinem Sohn, der mir recht fremd geworden sein wird. Er steht mir immer nur vor wie der Knabe, der hier an der Brücke weinend in meinen Armen lag und sich nicht trennen konnte."

„Der weint nicht mehr, Frau, davor bist du sicher, der hat eine der härtesten Schulen dort durchgemacht, aber dadurch ist er auch ein Mann geworden, überragt mich an Kopfeslänge und sieht frei und frisch in die Welt hinaus, daß ihm die Lebenslust aus den Augen lacht. So war es wenigstens vor einem Jahre und wird auch heute noch nicht anders geworden sein. Hoffentlich bleibt er noch einige Zeit dort, bevor er heimkehrt."

„Du hast ihn mir oft beschrieben, Hugo, und doch kenne ich ihn nicht, meinen eigenen Sohn nicht! Aus Tausenden wollte ich seine Züge herauskennen, aber wie mag sein Herz sein? Das Leben dort ist roh, und die Jugend verwildert sehr leicht."

„Sein Herz?" fragte Hugo Degenhard rasch. „Ein ehrlicher, guter Junge mit warmem, treuem Herzen ist er immer geblieben; ich wollte es niemandem raten, es mir anders zu sagen."

„Er war immer dein Liebling," sagte lächelnd Frau Herburg.

„Ja, ja, streite nur nicht! Wenn ich ihn früher einmal unter die Rute für seine Knabenstreiche nahm — wer war es, der hernach brummte und murrte, daß die Jugend austoben müßte?"

„Du bist in den zehn Jahren besser daran gewesen, als ich, du hast ihn neunmal sehen dürfen. Jetzt möchte ich mein Recht an ihn endlich geltend machen. — Er kann ja dorthin noch immer im Auftrage eines Kaufherrn zurückkehren. — Nein, Hugo, du hast es mir schon so halb und halb zugesagt — jetzt darfst du nicht zurückkommen ohne Henning. Halt! du gehst nicht eher durch das Thor, als bis du es mir versprochen hast."

„Man merkt, daß du das Regiment schon ganz in der Hand hältst, obgleich ich noch nicht einmal aus der Stadt bin. Nun ja doch, du Mutter meiner Kinder! — Komm hier unter dem Thorbogen, nicht draußen vor den Augen der rauhen Gesellen wollen wir Abschied nehmen. Ich bring deinen Jungen mit, wenn er will! — Leb wohl, du Liebste! — Oda, sei deiner Mutter eine getreue Tochter, leb auch du wohl! Gott behüte euch beide mit einander. — Und nun, Freund Rambold, frisch den Blick auf das Wasser und nicht in der Mädchen Augen! — Erpo, hast du alles beisammen, was ich dir übergab? — Vorwärts, ihr Männer, die Weiber mögen von hier aus den Wimpel flattern sehen."

Rambold von Volkenshagen, der als Abgesandter des Rates an den deutschen Kaufmann in Bergen ging, unterschied sich in seiner Kleidung merklich von dem Schiffer. Weil er aus der Mitte der von Alters her guten, ehrbaren, freien Geschlechter hervorgegangen war, zeigte er in Haltung und Kleidung den Patricier, der Anspruch auf Beachtung machte. Er trug den Rittergurt über seinem Rock von feinstem Tuch. Hoch und stark war sein Wuchs, behende jede Bewegung. Man gewann den Eindruck, daß er zur raschen That neigte und tapfer dreinschlagen konnte, offenbar aber liebte er es nicht, sehr lange bei einer Sache zu beharren und mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine unruhigen, dunklen Augen flogen oft von seiner Begleiterin durch die Gassen, irrten von den Gossensteinen zu den Dachrinnen oder folgten den wirbelnden Schneeflocken. Offenbar hatte er sich viel unter vornehmen Leuten bewegt und daher die Neigung zur höfischen Tracht angenommen. Ueber seine Schultern fiel ein reichlich ausgezackter, weicher Lederkragen, der Rock wurde durch blitzende Heftel zusammengehalten; die mit Pelz besetzte Kappe auf dem braunen, langen Haar, das glatt geschorene Gesicht,

die schmiegsamen Handschuhe, die reich verzierte Scheide des kurzen Schwertes, die auffallend spitzen Schuhe von gepreßtem Leder — alles miteinander verriet seine Eitelkeit, und wenn er auch den mit Buntwerk verzierten Mantel anscheinend nachlässig über dem Arm hielt, als ob es ihm ungewohnt sei, denselben zu tragen, so schien es doch, als ob er sich mit demselben lieber gegen die Kälte geschützt hätte.

Das junge Mädchen dagegen, welches an seiner Seite ging, hatte auf das rauhe Wetter gar keine Rücksicht genommen. Ihre Kleidung war ganz einfach, ähnlich der der Mutter, und ihr Haupt nicht einmal mit Tuch oder Kappe bedeckt. Sie lächelte heimlich, wenn ihr Blick auf den Junker fiel, und derselbe gerade bei Seite weg sah; lustig und nicht gestört durch die Schneeflocken, die auf dem braunen, glänzenden Haare ganz eigentümlichen Schmuck bildeten, fand sie auf seine witzigen Bemerkungen treffende Entgegnung, aber sie hatte auch gelegentlich ein freundliches Wort für den Schiffsknecht, der hinter ihnen auf seinen breiten Schultern allerlei Gepäckstücke schleppte. Erpo, so hieß derselbe, verlor deren eins aus der Hand, sie beugte sich, um es aufzunehmen, lachte dem sie erstaunt ansehenden Begleiter ins Gesicht und sagte: „Es hätte Eurer Würde keinen Eintrag gethan, Herr Junker, wenn Ihr etwas flinker gewesen wäret als ich. Wer sich dienen lassen will, muß auch dienen können.“

„Ja, freilich,“ sagte Rambold, „ich diene auch gerne, Euch zum Beispiel, Jungfer Oda, aber nicht jedermann in gleicher Weise; denn einem Knecht diene ich durch rechtzeitige Bezahlung und etwa dadurch, daß ich seine Fehler übersehe.“

„Hoffentlich nehmen sich andere Herren an Euch kein Muster, Junker, denn so dient Ihr ja auch einem Hunde, indem Ihr ihm sein Futter gebt und ihn nicht schlagt. Schämt Euch, daß der Schiffer es besser weiß, was gegenseitiger Dienst heißt. Mein Vater sagt: Für Arbeit Geld, aber für Treue Treue und für Liebe Liebe.“

„Da wären ja meine Aussichten für die Zukunft überraschend gute, wenn Ihr Euch diese Grundsätze zu eigen macht,“ sagte Rambold und streifte die Jungfrau mit einem zudringlichen Blick.

„Pah, Junker Unverstand!“ lautete die Antwort. „Es ist gut, daß Ihr auf das Schiff und unter vernünftige Menschen kommt, bei denen Ihr besonnen reden und noch besser zur rechten Zeit schweigen lernt. Mir scheint, als ob Eure Eitelkeit Euch zur gefährlichen Selbsttäuschung verleitet.“

„Eures Vaters Ansicht giebt mir zu denken,“ fuhr der Junker mit unmutigem Zucken der Lippen fort. „Ich kann sie fortführen: Für Untreue Falschheit und für Feindschaft Haß! Was sagt Ihr dazu, Jungfer Oda? — Tölpel!“ schrie er plötzlich, denn Erpo, welcher anscheinend den Weg nicht deutlich vor sich sah, rannte mit seiner Ueberlast gegen den Junker an, daß dieser etliche Schritte vorwärts taumelte, murmelte etwas, das wie ein Fluch oder eine Entschuldigung klang, und eilte dann schnell seinem Herrn nach; sein glückliches Gesicht bei den Worten Odas, sowie seinen Hohn bei der Abfertigung ihres Begleiters hatte niemand erkennen können. Nachdem er seine Last an Bord niedergelegt hatte, schaute er noch lange mit fast verklärtem Gesicht auf die Jungfrau zurück, bis die Befehle des Schiffsmeisters ihn in Anspruch nahmen.

Die Taue, welche den Kraken an den Brückenständen festhielten, wurden abgeworfen, einige zuspringende Hafenarbeiter schoben das Schiff mit langen Stangen vom Anlegeplatze fort, sodaß es langsam vor dem Strom ins Treiben geriet. Darnach entfaltete es seine Segel, wie ein Vogel seine Schwingen, erreichte das Fahrwasser und zog, von dem Zuruf der Zurückbleibenden begleitet, sicher seine Bahn. —

Vorüber ging es an etlichen mitten im Strom verankerten Snicken, denen schon das Urteil gesprochen war, daß sie als Wrack behandelt und abgebrochen werden sollten. Wie trostlos sahen diese aus gegenüber dem flinken Kraken, an welchem alles Leben und Lust war. Vor ihm, um ihn hüpften und tanzten die Wellen, die Schneeflocken wirbelten dagegen immer spärlicher, schon zeigten sich am Himmel etliche blaue Stellen, an denen der Wolkenschleier zerrissen war, die dunklen Massen dazwischen scheuchte der Wind vor

sich her, plötzlich brach die Sonne siegreich durch alle Hindernisse und schüttete eine Fülle von Licht über die Gegend aus.

Die Schiffskinder freuten sich des Umschlags und sandten ihre Abschiedsgrüße den vorübergleitenden Ufern zu. Von dem Blockhaus in Warnemünde her empfingen sie den fröhlichen Zuruf des Wächters, alsbald durchfurchte das Schiff die blaue See. Der Lotse verließ nach etlicher Zeit dasselbe und nahm beim Scheiden noch etliche Aufträge der Mannschaft mit. Hugo Degenhard, der Schiffsmeister, trat, nachdem das freie Wasser erreicht und der richtige Kurs eingeschlagen war, in Begleitung des wißbegierigen Stadtjunkers seinen Gang durch das Schiff an, um sich von der völligen Sicherung der Ladung, sowie der Ordnung aller Einrichtungen pflichtgemäß noch einmal zu überzeugen.

„He, Askalf, was siehst du so anhaltend zurück? Von der weißen Schürze deiner Frau ist schon seit Stunden nichts mehr zu sehen!“ So rief ein Schiffsknecht, welcher einige Tonnen ordnete, dem Koch zu. Letzterer lehnte behaglich an der engen Thür seines Gelasses, ein flüchtiges Lächeln überflog seine Züge, er nickte und murmelte: „Gott sei Dank, jetzt ist die Luft wieder frei!“

„Man muß die Zeit seiner guten Laune wahrnehmen,“ flüsterte Erpo, welcher bei den Tonnen half. „Hernach, wenn er seine Not am Lande vergessen hat, beginnt hier seine Tyrannei.“

„Wie stehts mit dem Abschiedstrunk?“ rief der erste wieder.

„Wird nichts!“ sagte der Koch.

„Nein, er drückte sich falsch aus, Askalf,“ fiel Erpo ein. „Er meint den Antrittstrunk, der unter Freunden geschehen muß, welche gleiche Not haben. Der Abschied wird leicht, der Antritt aber wird schwer.“

Der Koch schmunzelte und gab etlichen seiner Günstlinge einen Wink, daß sie sich in der Nähe der Küche halten sollten. Er sah sich flüchtig um, und als er bemerkte, daß der Schiffer unter das Oberdeck gegangen war, schenkte er rasch aus einer Kanne ein.

„Noch einen, Askalf.“ forderte Erpo, als jeder seinen Becher erhalten hatte. „Kein rechter Schiffer fährt mit halber Ladung.“

„Recht so!“ sagte der Koch und willfahrtete.

„Ein ehrlicher Kaufmann spundet keine Tonne zu, bevor sie nicht voll ist,“ rief der zweite und hielt seinen Becher hin.

„Getroffen!“ rief Askalf und schenkte rasch ein.

„Nun denn, mir auch noch einmal! Des Guten kann man nie genug thun,“ ermunterte der dritte.

„Pfui, du Nimmersatt!“ schalt der Koch. „Schäme dich! In der Kanne sind schon mehr Menschen ertrunken als in der See.“

„Bah, der Geizhals!“ schalt der Getroffene. „Gebt acht! Um diese paar Tropfen einzubringen, fängt er nun an, das Bier für uns wieder selbst zu brauen, wie er es bei den Samoiten gelernt hat. Die füllen den Boden eines Gefäßes mit Malz, thun statt des Hopfens Eichenlaub daran, schütten Wasser darüber und werfen einige glühende Steine hinein, bis es kocht. Dann decken sie es zu, und nach etlichen Tagen ist ihr Bier fertig. Und mit der Speisung wird es für uns nicht besser bestellt sein. Ich merke schon, wie es uns gehen wird. Als wir im Herbst von Danzig zurückkamen, mußten wir drei Tage mit Kohl vorlieb nehmen, an den kein Stück Fleisch gethan war.“

„Du lügst,“ schrie der Koch. „Du bist der Ohnegrund, der jeden Schiffskoch unglücklich machen muß, wenn er lange Reisen mit ihm thut. Fleisch war reichlich daran.“

„Ich wills beschwören,“ sagte Erpo. „Ich kam gerade darüber zu, als er die beiden letzten Fliegen fing und sie daran that.“

„Ei, da soll doch gleich das —“, fuhr der Koch auf.

„Halt, fluche nicht,“ warnte der dritte und legte seine breite Hand dem Koch auf den Mund. „An Bord gilt es nicht, es geht gegen das Seerecht.“

„Ich will aber fluchen,“ eiferte Askalf, indem er sich frei machte; „noch ist das Seerecht nicht verlesen.“

„Laß ihn doch," beschwichtigte Erpo. „Wo soll er sich denn üben in solcher Kunst? Zu Hause leidet's seine Frau nicht, und an Bord leidets das Recht nicht. Er muß die Zeit, bis wir eine halbe Fahrt vom Lande sind, ausnutzen. Laßt uns lieber den letzten Trunk thun auf baldige Befreiung unseres gefangenen Herzogs Albrecht, des Königs von Schweden, der nun schon fünf Jahre in den Kerkern des Königs Hoseulos liegt. Schmach ist es doch für jeden Mecklenburger, daß so der Däne den Deutschen zwingt."

„Nein," sagte der Koch und stellte seine Kanne bei Seite. „Es geschieht ihm schon recht, was läßt er sich von einem Weibe meistern."

„Du hättest nur 1389 bei Axenwalde sein sollen, um die Antwort zu finden. Da ließen uns die Schweden verräterischer Weise im Stich. Wir Deutsche drangen hinter dem König vor, und wenn es nach uns gegangen wäre" — —

„So wären alle in den Sumpf geraten, gerade wie Albrecht, der nun der Königin an dem Wetzstein die Nadeln wetzen kann."

„Kommt!" sagte der erste. „Jetzt hilft nichts mehr bei ihm. Er hat heidenmäßige Angst vor starken Frauen."

„Ja, das hat er," sagte Erpo, nun seinerseits erbittert, „so große Angst, daß er nicht mit uns nach Axenwalde und an die schwarze Grete sich wagte. Als wir nach der traurigen Flucht nach Stockholm zurückkamen und die Nachricht von dem Verlust der Schlacht und der Gefangennahme des Königs brachten, da verkroch er sich in seiner Angst."

„Du lügst," schrie Askalf und drohte ihm mit der Faust. „Ich fürchte mich nicht, sagte ich zu dir, als du den Kopf hängen ließest, denn Gott ist überall."

„Ja, das sagtest du, und dann gingst du zu deinem Gott, den du überall zu finden weißt. Als wir dich hernach suchten, fanden wir dich in einem Winkel unter der Treppe und ein leeres Lechel daneben."

„Verdammt sei deine Lästerzunge," schrie der Erzürnte und griff nach einem Werkzeuge, welches ihm helfen sollte, seine Entrüstung kräftig zu bethätigen, faßte aber nur die halb gefüllte Kanne und stellte diese vorsichtig wieder nieder. Sein Gebahren rief das helle Gelächter der Umstehenden wach. Vor Wut fast des Atems beraubt, suchte er einen Mann, um sich auf ihn zu stürzen; gleich darauf waren alle geräuschlos an die Arbeit geglitten, denn der Schiffsmeister tauchte soeben an der Treppe wieder aus dem Raume auf.

Die angeregte Frage wurde von den Männern bei der Arbeit weiter besprochen. Ihrer drei hatten die mühsame Aufgabe, das armdicke, frisch geteerte Ankertau, das in der kalten feuchten Nacht steif geworden war, kunstgerecht zu rollen. Die Sache des gefangenen Herzogs Albrecht III. von Mecklenburg, welcher ursprünglich zum Könige von den Schweden erwählt, dann später von diesen im Stich gelassen und bei Axenwalde von der Königin Margarethe von Dänemark mit seinem Sohne Erich und vielen Rittern gefangen genommen war, wurde hier noch weiter erörtert in kurzen Bemerkungen.

„Der Koch hat recht," brummte der eine. „Ich wollte, daß der König Albrecht säße bis zum jüngsten Tag. Warum geht er aus Mecklenburg in die Fremde nach Schweden? Trieb ihn seine große Herrschsucht, so muß er es sich gefallen lassen, daß sein Gelüste gedämpft wird."

Sofort warf sein Nebenmann die Arbeit hin und schrie ihn erbost an: „Für wen war es anders, als für die Deutschen? Wollte er den Hansen nicht freie Bahn in Schweden schaffen, wie sie sie in Norwegen gefunden haben? Ich arbeite mit dir nicht weiter." Beide sahen sich streitlustig an, unwillkürlich aber schielten sie nach dem Schiffer, der mit Rambold in der Nähe vorüberging, sein flüchtiger Blick beugte sie, sie schwiegen und griffen wieder an.

„Was erregt die Leute so?" fragte sein Begleiter, während sie der Heckschanze zuschritten. „Uebrigens scheinen sie dich gewaltig zu fürchten."

Hugo sagte kurz: „Es handelt sich um die Frage, welche seit 1389 uns alle beschäftigt, aus welcher die traurigen Wirren der Vitalienbrüder hervorgegangen sind, zum Schaden der ganzen Hanse.

„Axenwalde!“ sagte Rambold. „Hätten alle damals auf unserer Seite so wacker dreingeschlagen, wie du und deine Rostocker Schiffsleute, welche du kampfeslustig von Stockholm herführtest, dann wäre die Frage nie aufgekommen.

„Wir mußten auch fliehen,“ sagte Hugo finsteren Blicks. „Eine unselige Stunde war's, welche auf mein Leben seitdem dunkle Schatten wirft.“

„Nennst du das fliehen, wenn du einen Verwundeten am Wege aufnimmst, ihn auf deine starken Schultern hebst und im ruhigen Schritt wohl eine Meile weit trägst, daß es ihm ist, als läge er auf einer Tragbahre? Gewiß atmete ich hier nicht diese frische, freie Luft, wenn du dich damals meiner nicht angenommen hättest. Die Schlacht ging verloren durch den Abfall der Schweden, deutsches Blut ist zur Rettung des Königs genug geflossen. Man hat nachgerechnet, daß zwölf der Moltke damals nach einander gefallen sind, bevor der Däne an den König kommen konnte. Der Deutsche hielt zum Deutschen — und seitdem hält der Freund zum Freund.“

Bei diesen Worten reichte er seine Hand hin, Hugo ergriff sie und erwiderte seinen Händedruck mit den Worten: „Einen großen Gewinn in so verworrener Zeit, daß einer treu zum anderen hält! Wann und wie wird das Ende des Krieges, der Friede, den die Hanse gebraucht, sich finden?“

„Die Vitalienbrüder sind rührig und werden den Dänen schließlich allen Mut nehmen,“ sagte Rambold. Hugo Degenhard aber schüttelte den Kopf und entgegnete: „Man rief das Raubzeug, das zu Lande Weg und Steg unsicher machte, um es auf die Königin zu hetzen und Stockholm zu sichern. Bald wirft es sich zum Herrn der See auf, lähmt alle Unternehmungslust der Hansen, und der König wird erst recht nicht frei. Du siehst, wie hier an Bord der Zwiespalt sich breit macht. Hier sind harte Köpfe, welche wünschen, daß es noch lange so fortgehe. Der größte Teil der Mannschaft neigt zur rohen, freien Gewalt, wenige beugen sich mit Lust zum Dienst der Hanse, für deren Gedeihen wir beide unser Leben einzusetzen gewillt sind.“

Lautes Toben erscholl in diesem Augenblick von dem Verdeck vor dem Hauptmaste her, an der Kuhbrücke war der Streit hitziger geworden, donnernd fiel ein schweres Rundholz, an welchem soeben noch mehrere getragen hatten, auf die Planken, Fäuste erhoben sich drohend und es schien, als ob es zum Blutvergießen kommen sollte.

„Wir haben einen halben Seeweg durchfahren,“ sagte Hugo, ohne Ueberraschung zu zeigen. „Es wird Zeit, daß ich das Seerecht verlese, sonst halten sie keine Ruhe.“

Rambold lachte und entgegnete: „Versuch es, ob's hilft. Ich werde inzwischen meine Sachen in meinem Gelaß ordnen, auf deine Schiffsleute kann man sich dabei nicht verlassen, und mein guter Knecht ist ja leider vor der Abfahrt aus Abneigung gegen die See erkrankt.“

„Es würde einen guten Eindruck machen, wenn du zuhörtest,“ sagte Hugo, begegnete aber nur dem Abwinken mit der Hand und der Bemerkung: „Erzieh deine Seekälber. Mich langweilt es.“ Mit Ernst fuhr er fort: „Du weißt doch, Rambold, daß zur See Vornehm und Gering, alles dem gleichen Rechte unterstellt ist? Du kennst gewiß die unbeugsame Strenge nicht, mit welcher man zur See Uebertretung ahndet.“ — „Gut, gut. Sei du nur für jene ein recht strenger Richter, mit mir hat das nichts zu thun, wir sind ja Freunde,“ lautete die lässige Antwort des Enteilenden.

Hugo hatte keine Zeit, seine Bitte zu erneuern, denn er sah, daß Zögern hier verderblich werden würde. Schon blitzten Messer in der Faust wütender Männer, aber sie verschwanden mit einem Zauberschlage, als er unten erschien. Sein ruhiges Wort beorderte den Hauptbootsmann, alle Leute vor dem großen Mast zu versammeln. Einige erwarteten mit trotziger Miene, andere kleinlaut eine harte Zurechtweisung. Der Schiffsmeister übersah indessen das Geschehene völlig.

„Geh hin und sage dem Gesandten des Rates, daß das Seerecht verlesen wird,“ befahl er und erhielt die Antwort zurück: „Der Junker von Volkenshagen läßt dem Schiffsmeister sagen, er kenne das Seerecht zur Genüge.“

Darauf begann er mit lauter Stimme: „Hört mich an und richtet euch nach dem Gesagten, es sei Herr oder Knecht. Wir sind jetzo einen halben Seeweg von der Hafenmündung fern, also gilt nach Schiffsbrauch das Seerecht. Wer anders denkt, mag es jetzt sagen und später schweigen. — —

Ein Feind ist gegen uns alle gemeinsam, das ist die harte See mit Wind und Wellen. Wollen wir ihr widerstehen, so müssen wir eins sein in einem festen Bunde, an welchen kein Wille eines Einzelnen rührt, bis wir den neuen Hafen wieder erreicht haben. Darum gilt ein Recht für Herrn und Knecht. Wer anders denkt, mag es jetzt sagen und später schweigen. — —

Ein Herr aber ist über uns allen, dem Wind und Wellen gehorsam sind. Darum geziemt es sich nach altem Brauch, ihm erst die Ehre zu geben, denn ohne ihn sind wir verloren. Hebt an den Gesang der Schiffskinder zu Ehren der Heiligen Gottes, daß sie unser mit ihrer Fürsprache gedenken."

Alle entblößten ihre Häupter; darauf erscholl aus den rauhen Kehlen ein Lied in starkem Chor. Es übertönte das Knarren der Masten und das Rauschen der Segel, es verhallte fernhin über die Wogen und beugte die harten, trotzigen Herzen:

„Das Eis ist gebrochen, der Winter hindann,
Der heilige Peter zertrat seinen Bann.
Lob sei seiner Stärke! — Nun gieb uns Geleit
Wohl über die Wogen, wohl durch den Streit —
Viel Feinde zu Wasser, viel Feinde am Strand —
Genade uns, Jakob, mit schützender Hand,
Du Heiliger von Kompostella.

Wenn uns wildwüthend umbrauset die See,
Kein Port in der Nähe, kein Stern in der Höh',
Rings alles verhüllet die schaurige Nacht,
Wer ist es, der bei den Verlorenen wacht?
Dich suchen wir, heilige Mutter des Herrn,
Sei Du unser Port, sei Du unser Stern.
Dich rufen wir: Ave Maria.

Wenn bebet das Schiff von dem Kiel bis zum Rand,
Hinstürzet der Mast und zerschmettert die Wand,
Es sprühet der Gischt, überwallet der Schwall,
Die Schrecken des Todes umringen uns all —
So sprich nur ein Wort und es legt sich die Wuth,
Du himmlischer König des Sturmes, der Fluth.
Dich rufen wir: Kyrie Christe."

Dem Gesange folgte ein kurzes Gebet, darnach bedeckten alle ihre Häupter. Der Schiffsmeister veranlaßte die Ernennung eines Meistermannes durch Zuruf, letzterer erwählte sich zwei Knechte, und darnach wurde das Seerecht verlesen:

„1) Es soll niemand binnen Schiffsbord fluchen oder schwören oder den bösen Mann nennen, bei Strafe von 1 Schilling.
2) Es soll niemand flöten an Bord, bei Strafe von 2 Schilling.
3) Niemand soll nach Sonnenuntergang mit Würfeln oder Karten spielen, bei Verlust alles Spielgeldes.
4) Niemand darf die Viktualien entehren oder vergeuden oder mehr Bier spilden, als er mit einem Fuße bedecken kann, bei Strafe von einer Tonne Bier.
5) Wer den Koch bei seiner Arbeit vexiert im Schimpf oder Ernst, erhält gebührende Strafe, je nach seinem Wort.
6) Man soll zufrieden sein mit der Kost, welche nach alter Gewohnheit Brauch ist, bei Strafe vom Meistermann, eine Last Mönch oder Theer abzuseihen.
7) Wer einen andern schimpft binnen Schiffsbord, wird gestraft an den Mast.
8) Wer stiehlt, geht dreimal unter den Kiel.
9) Niemand soll einen andern mit der Faust schlagen, bei Leibesstrafe.
10) Wer seine Wehr zorniger Weise auf einen andern binnen Schiffsbord blößt, sie sei lang oder kurz, dem soll sie durch die Hand an den oberen Mastbaum geschlagen werden, also daß er, wenn er los begehret, dieselbe muß sich selbst durch die Hand ziehen.

11) Wer einen andern mit der Waffe schlägt, verliert die Hand.
12) Wer jemanden erschlägt, wird mit dem Todten zusammengebunden und über Bord geworfen.
13) Niemand soll sich betrinken, bei Leibesstrafe.
14) Niemand soll ungehorsam sein binnen Schiffsbord, bei Strafe unter dem Kiel.
15) Es soll niemand Aufruhr oder Verbundt machen, bei Strafe, daß er über Bord geworfen wird.
16) Wer auf der Wache schläft, es sei wer es sei, geht unter den Kiel.
17) Wer sich gegen den Meistermann setzet, geht unter den Kiel.
18) Niemand soll zu rächen gedenken, was ihm vom Meistermann auferlegt ist, bei Strafe als ehrloser Schelm und Bösewicht.
19) So soll es auch sein mit dem, der das Recht nicht stärkt und dem Meistermann nicht hilft.
20) Wer sich mit Unrecht beschwert glaubt durch den Schiffsmeister, der soll es dem deutschen Vogte im Hafen melden, bevor die Sonne untergeht, und von demselben ein Urtheil begehren.
21) Im Angesichte des Hafens muß sonst jeder die Feindschaft, so er gegen den andern geschöpft hat, lassen, Geschehenes von Herzen verzeihen und bei Salz und Brod geloben, der Sache im Argen nicht weiter zu gedenken." —

Der Schiffsmeister faltete das Pergament zusammen, legte die rechte Hand darauf und sprach: „Ein Richter und ein Recht, so wahr mir Gott helfe."

„Amen!" lautete die Antwort.

„Geht an eure Arbeit! Eler, hinauf in den Mastkorb, halt die Augen offen." — Die Schritte waren besonnener, die Hände griffen fester zu, über alle die trotzigen, rauhen Männer war ein anderer Geist gekommen. Ein Gesetz war aufgerichtet, das den Einzelnen unauflöslich an das Ganze band und ihn zwang, den Eigenwillen abzulegen, dafür strömte auch die Kraft des Ganzen gleichsam in den Einzelnen. Stärker als der Kiel, welcher am Felsen bersten konnte, unbeugsamer als der Mast, der im Sturm unter dem Segeldruck sich neigte, fester als Spanten und Barkholz, dessen Verband sich unter dem schmetternden Wellensturz lösen konnte, war das gleiche Recht zur See für alle Mann. Und alle kannten den Schiffer, den man an Bord nie lachen sah, alle wußten, daß auch er seinen Willen durch sein Wort gebunden hatte und einen Nacken besaß, der sich, gerade wie das Seerecht, nicht beugen ließ.

„Laß das Blindsegel anholen," befahl Hugo dem Hauptbootsmann. „Leg den Anker fest, denn er schlägt beim Umholen an die Planken. Der Büchsenmeister soll die große Armbrust auf der Vorderschanze nachsehen, denn mir scheint die Sehne zu schlaff." Also sorgte er umsichtig überall dafür, das Schiff widerstandsfähig zu machen. Die Schiffsknechte wetteiferten in der Ausführung jeder ferneren Anweisung und sahen mit Genugthuung, daß der Krake merklich nach Norden aufkam.

„Wenn der Wind anhält, können wir morgen nachmittags Möen sehen und dann fahren wir in der Nacht noch durch den Sund." Also äußerte Hugo zufrieden zu seinem Freunde.

„In der Nacht?" fragte dieser. „Ich hörte, daß die Dänen wegen der vielen Ueberſegelungen von Fischerbooten alle Nachtfahrt durch den Sund verboten haben."

„Ich werde die Dänen hören!" lautete die Antwort. „Wenn sie wüßten, daß ein Rostocker an Helsingör vorbei will, würden sie ein seltsames Gesicht machen. Uebrigens liegen hier wahrscheinlich nur noch selten Fischer aus, denn die Vitalienbrüder lieben auch frische Fische und nehmen dazu gerne Boot und Mann."

Am nächsten Tage ließ der Schiffsmeister geschärfte Aufmerksamkeit auf den Ausguck verwenden; nur die zuverlässigsten Männer sandte er nach oben, weil er wußte, daß man in eine Gegend kam, welche durch den großen Schiffsverkehr die Vitalien-

brüder am meisten anlockte. Ja, er stieg endlich sogar selbst durch die Wanten in den Mastkorb.

„Nichts, Herr!" meldete Erpo, der gerade Wache hielt. „Es wird noch kommen," erwiderte Hugo und schaute angestrengt nach Osten in der Richtung, wohinüber Bornholm lag.

Nach einiger Zeit begann Erpo vorsichtig: „Mit Verlaub, Herr." — Degenhard nickte. — „Alles?" fragte der Knecht, der den Meister genau kannte. — „Was sich schickt," hieß es. — „Wenn ich dessen nur sicher wäre," sagte Erpo, „denn es ist etwas über Frau Herburg."

Degenhard maß den Knecht mit einem erstaunten Blick, sah in dessen ehrlichen Augen offenbare Besorgnis, wandte sich zur See und schwieg. „Es ist wegen des Buches, was ich sagen will," wagte der Getreue weiter zu äußern. — „Du hast gehorcht!" hieß es. — „Gehört, Herr, nur gehört, was Ihr laut durch die Groß-Mönchenstraße rieft, so daß alle Weiber, welche in den Thüren standen, es erfahren mußten. Die Pfaffen haben solche Bücher verboten und" — — „Die Pfaffen!" fiel der Schiffsmeister ihm verächtlich ins Wort. „Wer nicht nachbetet, was sie vorbeten, der soll gleich unter dem Bann stehen." — „Laßt sie beten, Herr, immerzu beten. Sie treiben's so eifrig, daß sie sich quer durch den Himmel durchbeten, und sie werden sich wundern, wenn sie hernach auf der anderen Seite draußen stehen. Es braucht ja niemand mitzuthun. Nur wegen des Buches laßt Euch nicht mit ihnen ein, das bleibt besser an dem Platze, wo es jetzt liegt, und wo es kein Ketzerrichter sucht."

„Was ist das? Was sagst du da?" fragte Hugo rasch.

„Ich sage nur, daß der Magister Eylhard, einer von den schwarzen Mönchen, wie man sagt, anderswo schon viele Ketzer geschmaucht haben soll. Zuverlässig ist er jetzt in Wismar und hat einen frommen Gewandschneider dort verbrannt und sucht nach anderen Opfern, manche sagen, daß er schon wieder etliche in Gewahrsam habe und sie bald auf den Scheiterhaufen bringen wolle, weil sie von den neuen Lehren, welche aus England gekommen sind, nicht lassen wollen und auch ihre Bücher nicht hergeben."

„Hugo Degenhards Weib ist sicher vor ihm, es steht unter dem Schutze des Rates," war die ruhige Entgegnung.

Der treue Erpo sah auf die See, sein Blick verlor sich in der Ferne, wo Wasser und Himmel in einander übergingen. Endlich sagte er: „Wenn der Magister noch nach Rostock kommen sollte, was Gott verhüten möge, dann bringt dem Rate das Buch und achtet auf das, was er thut. Liefert er das Buch dem Ketzerrichter aus, so liefert er auch Frau Herburg hinterher."

„Wie soll die Herrschaft der Pfaffen je gebrochen werden, wenn jeder sich vor ihnen beugt? Lasse nur Einen ihnen mit Erfolg trotzen, dann werden's andere bald nachmachen, und schließlich soll der Papst in Rom suchen, wo er Holz zu seinen Scheiterhaufen hernimmt."

Erpo spähete in die Ferne, prüfte durch einen raschen Seitenblick seinen Herrn und wagte endlich zu sagen: „Eine Fliege spuckt in den Eimer und sagt: Wenn's alle so machten, dann müßte er bald überlaufen." Gleich darauf richtete er sich auf und schrie mit lauter Stimme: „Segel voraus, Ostnordost!"

Degenhard schaute angestrengt in die angegebene Richtung, und nachdem auch er die auftauchenden Mastspitzen erkannt hatte, stieg er mit seinem gleichmäßigen Schritt durch die Wanten und kehrte zu seinem Platz auf der Heckschanze zurück. Die Schiffsknechte hielten mit ihrer Beschäftigung inne, etliche kletterten höher, um besser ausschauen zu können.

„Blauer Wimpel!" schallte es von oben. „Klar zum Gefecht!" donnerte des Meisters Stimme, und unter seinen raschen deutlichen Befehlen löste sich schnell die entstehende Verwirrung. Jeder versuchte es an Eifer seinen Genossen zuvorzuthun, schon sprangen katzengleich etliche Knechte mit Schießwaffen in der Hand nach oben, um Erpo

abzulösen. Die schweren Wurfmaschinen, welche nur durch Winden zu spannen waren, beaufsichtigte der Büchsenmeister, und mußte zwischen den beiden Schanzen am Heck und Bug hin- und herwandern. An etlichen, dem Angriff besonders ausgesetzten Plätzen standen Männer, welche bemüht waren, den oberen Körper durch Platen zu schützen. Ganze Arme voll von Speeren, Schwertern, Beilen und Morgensternen wurden aus dem Raume heraufgeschleppt, aber es griff manche braune Faust unter Verschmähung einer anderen Waffe nach einem Spillhaken, der bequem in die Faust fiel und auf seine Zuverlässigkeit schon bei der schwersten Arbeit erprobt war.

Das fremde Schiff kam vor dem Winde rasch heran und ließ den gefürchteten Wimpel über dem Großmast fliegen, es nahm seinen Kurs genau auf die Hansen, sodaß an einer feindlichen Absicht nicht zu zweifeln war. Man konnte schon aus der Ferne erkennen, daß seine Wanten und der Ueberlauf von dunklen Gestalten dicht besetzt waren, und mehr als einem unter der Besatzung des Kraken begann das Herz unruhig zu schlagen, dann suchten dessen Augen gewiß den ruhig auf der Heckschanze stehenden Schiffer.

In diesem Augenblicke entstand in dem Raume, der dem Ratsgesandten zugewiesen war, ein toller Lärm, laute Scheltworte drangen daraus hervor. Der für die Ordnung verantwortliche Meistermann gab seinen beiden Genossen einen raschen Wink und verschwand mit ihnen hinter dem Verschlage. Man hörte lautes Toben — dann erschien mit wutverzerrten Mienen der Junker Rambold, gefesselt, gezerrt und wegen seines Widerstrebens gelegentlich durch einen kräftigen Stoß befördert.

„Die Schurken, die Hunde, die stinkenden Seekälber wagen es, mich anzufassen," schrie er Degenhard zu. „Das geht an den Rat, ich bin dessen Gesandter, die Schande wäscht nur ihr Blut ab!"

Sein Schreien ging in Keuchen über, weil seine Worte von der Mannschaft mit lautem Gelächter aufgenommen wurden. Er hatte offenbar beabsichtigt, sich zu wappnen und war von dem ihm beigegebenen Schiffsknechte ungeschickt bedient worden, fast alle Teile seiner Rüstung saßen schief, und bei der Hast, mit der er davon geschleppt war, mußte hier und da ein Riemen geplatzt sein, denn sein Untergewand war zwischen den Ringen hervorgezerrt.

„Laßt ihn los!" befahl Degenhard, und der Meistermann löste die Stricke. Sofort riß der Befreite sein kurzes Schwert aus der Scheide, schwang es gegen den letzteren und würde ihn niedergestreckt haben, wenn nicht einer der Knechte zugesprungen wäre und ihn von hinten umklammert hätte. Unbewegt klang die Stimme des Schiffsmeisters, als dieser befahl: „An den Mast!" Bevor der überraschte Junker es sich versah, war er mit mehreren Stricken an den Mast geschnürt, so daß er sich nicht rühren konnte. Degenhard aber hatte sich schon wieder gewandt und das heranfliegende Schiff angerufen. Niemand antwortete.

„Zeig ihm den Greif!" befahl er. „Wir wollen sehen, ob er die Rostocker Flagge achtet." Dem Worte wurde blitzschnell gehorcht, aber der Fremde änderte nicht seinen Lauf, sodaß jeder erkennen konnte, daß er es unter allen Umständen auf das Entern abgesehen habe. „Es ist die Seekuh, Arnd Stuke ist drauf. — Er hat den Wind für sich, wir müssen sehen, daß wir ihm den Vorteil abgewinnen!" sagte Hugo zu dem Hauptbootsmann. „Gieb dem Mann am Steuer noch zwei zur Hülfe, daß sie rasch umlegen können. — An die Segel! Fertig zum Abfallen!"

Ueberrascht warfen die Leute ihre Waffen nieder und sprangen auf den ihnen zukommenden Posten.

Der entscheidende Augenblick war da; der Gegner, dem es nicht auf Vernichtung des Kraken, sondern nur auf die reiche Beute ankam, wollte mit kurzer Wendung längsseits gehen, als Hugos mächtige Stimme gebot: „Fier auf Backbordschoot!" Der Krake fiel alsbald etwas vom Winde ab. — „Hol an Backbordschoot! — Ruder hart an den Wind!"

Gewandt folgte das Schiff dem Steuer und lag voll vor dem Winde, die schnell gerichteten Segel füllten sich unter seinem starken Druck. Vom Bord des vorüber-

schießenden Feindes schollen einige kräftige Verwünschungen, er lief einige Faden voraus, zeigte aber bald, daß es ihm an Erfahrung zur See nicht fehlte, schnell war er mit dem Befehl: „Klar zum Wenden, Ruder in Lee!" bereit. Diesen Augenblick gedachte Hugo zu benutzen. „Fertig zum Rammen!" Am Fockmast stieg das Zeichen des Kraken empor. Der flinke Räuber war auf der Hut. Wenn er auch wohl dem Hansen nicht den Mut zugetraut hatte, seinerseits zum Angriff überzugehen, so gelang es ihm doch rechtzeitig, dem verderblichen Stoße auszuweichen. Nur sein Bugspriet wurde getroffen und gebrochen, die Halttaue des Großmastes wurden an demselben losgerissen und etliche Männer stürzten kopfüber ins Wasser.

„Verdammt sei deine Art, einen Freund anzusprechen, Hugo Degenhard!" schrie mit heller Stimme der feindliche Hauptmann von der Heckschanze.

„Arnd Stuke, Arnd Stuke!" gab Hugo Degenhard zurück. „Das Fluchen an Bord ist nicht gestattet. Bedanke dich lieber dafür, daß ich deine Art, auf seemännisch ein Schiff anzusprechen, in gleicher Weise beantwortet habe."

„Was fluchen, was danken!" schrie der andere erbost. „Willst du ein Pfaffe werden, dann muß ich erst Mönchsart lernen, sonst können wir uns nicht anplärren. Wissen will ich, was dein Angriff auf mein Schiff, das friedliche Begegnung mit dir suchte, bedeutet."

„Die Deutung soll dir werden, wenn du dich nicht davon machst. Die Seekuh hat breite Seiten und der Krake einen scharfen Schnabel."

Jetzt lachte der andere und gab einige schnelle Befehle, dann schwenkte er seine Kappe und rief: „Du bist so geblieben, Hugo Degenhard, wie ich dich immer kannte. Hätte ich gewußt, daß ich dich hier träfe, so würde ich mir die Fahrt gespart haben. Komm herüber und schlag dich zu uns, daß die Hansen ihren letzten Mann verlieren und wir unseren besten gewinnen. Hier ist der Magister Wiechmann, mit dem du wieder gelehrte Gespräche führen kannst wie einst, als wir beisammen nach dem Holm fuhren und die Dänen jagten."

„Ich bleib bei der Sache, die ich einmal angefangen habe," sagte Degenhard, welcher sah, daß das feindliche Schiff absiel.

„Nun denn, auf Wiedersehen," schallte es zurück, „bis dahin, daß ich mit Kraut und Lot auf dein Willkommen antworten kann."

Der Schiffer antwortete nicht, ließ den Kraken seinen anfänglichen Kurs wieder aufnehmen und wandte sich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Gegner dauernd zurückgeschreckt sei, der ihn erwartenden anderen Aufgabe zu.

„Laß den Junker los!" befahl er dem Meistermann. „Und du, Rambold, hüte dich vor jeder Gewaltthat, wenn dir dein Leben lieb ist, und folge mir."

Der Angeredete hatte anfangs in namenlosem Grimm über den ihm angethanen Schimpf an seinen Banden gerüttelt. In einem Augenblicke, wo der Feind nahe war und ein Kampf bevorstand, in welchem man Ruhm und Ehre erwarten konnte, hatte man ihn zur Zielscheibe des Spottes der Jungen an Bord gemacht! Ihn, den Stadtjunker, den in ehrendem Auftrage nach Bergen gehenden Ratsgesandten an den Mast gebunden wie den niedrigsten Knecht! Wenn er sich jetzt nach der Lösung seiner Bande vor weiterem Angriff auf den Meistermann hütete, geschah das, weil ihn der tiefe Ernst im Antlitz seines Freundes unwillkürlich erschreckt hatte. Er folgte also dem Voranschreitenden auf die Heckschanze, von welcher alle, die während der Verteidigung dort gestanden hatten, gewichen waren.

„Gieb mir Rechenschaft, weshalb du mich wie einen Verbrecher hast binden lassen, Hugo," sagte er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit, „und mache dich bereit, deinen Befehl vor dem Rate in Rostock zu verantworten."

„Unseliger, gieb deinen Wahn auf, als ob du Ankläger sein könntest," lautete die Antwort. „Du bist es, der sich zu verantworten hat."

„Doch nicht vor dir? Ein Rostocker aus altem Geschlecht, der den Rittergurt trägt, duldet nur den Rat über sich."

„An Bord regiert das Schiffsrecht, und ich bat dich vergebens, bei der Verlesung zugegen zu sein."

„Ich stelle mich nicht unter dieses Recht, welches höchstens für deine schmutzigen Knechte gut genug ist," rief Rambold heftig.

„Laß dir raten," bat Hugo Degenhard mit ungewöhnlich milder Stimme, „glaube es, daß ich es gut mit dir meine! Sprich nicht so laut, daß alle an Bord es hören können und mäßige dich. Denn ich kann und werde es nie dulden, daß mir im Angesicht meiner Leute jemand an Bord trotzt. Sieh dich um, und du wirst merken, daß die Knechte sich heimlich bereden. Antworte mir hier, wo wir als Freunde sprechen können: Was bewog dich, den Schiffsfrieden zu brechen und zwar im Angesicht des Feindes?"

„Der Tölpel, den du mir gegeben hast als Ersatz für meinen erfahrenen Schwertträger, hat die Schuld. Kein Ding machte er recht, keine Schnalle zog er genug an, und nachdem ich ihn zurechtgewiesen hatte, schnürte er alle so fest, daß ich mich nicht rühren konnte. Dem Geduldigsten mußte die gute Laune vergehen. Da habe ich ihn endlich mit dem ersten besten Holz, das mir zur Hand lag, geprügelt. Nun sag mir als mein Freund, ob ich kein Recht dazu hatte."

„Als dein Freund sage ich, daß, was du thatest, falsch war. Der Mann konnte nicht dafür, daß er nicht im Ritterdienste aufgewachsen war. Als dein Richter stelle ich fest, daß du eigenmächtig binnen Schiffsbord einen Knecht schlugst, und das Schiffsrecht sagt: „Niemand soll einen anderen mit der Faust schlagen, bei Leibesstrafe."

„Du mein Richter?" fragte Rambold. „Sagtest du nicht ‚mein Freund'? Ei, so richte als Freund und sprich mir eine Geldbuße zu. Meinetwegen lasse dem Tropf auf jede blaue Stelle einen Goldgulden legen, das wird das beste Pflaster sein."

„Du irrst in der Annahme, daß ich als Richter nach eigenem Ermessen urteilen darf," entgegnete Hugo. „Auch ich stehe unter dem Recht. Breche ich es, so breche ich die Schranke, welche diese Männer vor Gewaltthat zurückhält, breche das in mich gesetzte Vertrauen und die Sicherheit der Hansefahrt."

„Thue doch nicht so wichtig," spottete Rambold. „Das mag für jene gut genug sein, welche von da vorne so neugierig herstarren, als hätten sie noch niemals einen Rostocker Stadtjunker auf ihrem Schiff gehabt; auf mich macht es keinen Eindruck. An den Mast trete ich nicht, im Gegenteil, jetzt will ich fordern. Ich heische vor den Richter den Meistermann und seine Helfer, die mich, obwohl sie meinen Stand kannten, ohne Ursache banden als gemeine Verbrecher. Ich nehme kein Geld, sondern ich will sie verstrickt sehen so lange, als das Schiff auf der Fahrt ist, hernach sollen sie dem deutschen Vogt in Bergen überantwortet werden."

„Höre mich an, Rambold. Ich bitte dich noch einmal, deine Zunge zu bändigen, Trotz kann und will ich von keinem dulden. Es liegt noch weit Ernsteres gegen dich vor: du hast binnen Schiffsbord dein Schwert geblößt" —

„Gegen meinen Feind —" unterbrach ihn Rambold.

„Gegen einen Schiffsgenossen, welcher seine Pflicht that."

„Nein," schrie Rambold heftig auffahrend, „der mir vielmehr unerhörte Schmach zufügte. Ich aber bin gewohnt, jede Kränkung zu rächen."

„Sei ruhig, Freund," mahnte der Schiffer, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. „Jetzt warne ich dich zum dritten und letzten Mal. Das Schiffsrecht sagt: Wer seine Wehr zorniger Weise auf einen anderen binnen Schiffsbord blößt, sie sei lang oder kurz, dem soll seine Wehr durch die Hand an den oberen Mastbaum geschlagen werden, also daß er, wenn er los begehrt, dieselbige muß sich selbst durch die Hand ziehen. — Daß sich jemand gegen den Meistermann setzt, wird gestraft unter dem Kiel. Danke Gott, daß du ihn nicht getroffen hast, sonst müßtest du es mit dem Verlust deiner Hand büßen."

Vor seinem tiefen Ernste verstummte Rambold, der seiner Sache bisher sehr sicher

gewesen war. Er sah verwirrt in die unbeweglichen Züge des Freundes und sagte endlich mit bebender Stimme: „Das alles könntest du über mich bringen?"

„Nicht ich, das harte Recht vielmehr, welches du verachtetest, bringt es über dich. Ich kann nur von meiner Befugnis, bei einem Fremden, welcher nicht zu den Schiffskindern gehört, unter Erwägung der Umstände die Strafe zu mildern, Gebrauch machen und dir den Weg unter den Kiel erlassen."

„Gott sei Dank!" sagte Rambold aufatmend. „Ich erkannte dich soeben gar nicht aus der Weise, wie du sprachst. Mir trat plötzlich ein Fremder entgegen. Ich will dir die Sache erleichtern und mich erbieten, bis Sonnenuntergang an den Mast zu treten, um dein Ansehen bei den Leuten zu stärken, muß es mir freilich vorbehalten, um meiner Ehre willen die Beschwerde über dein Urteil an gehöriger Stelle anzubringen."

„Um meinetwillen sorge dich nicht. Ich kenne meine Pflicht gegen die Sicherheit aller Hansen zur See, und deswegen sage ich, daß du es dir gefallen lassen mußt, daß dein Schwert dir am Maste durch die Hand gestoßen wird, bis du dich selbst wieder lösest."

„Nein," rief Rambold, „ich dulde es nicht, daß man mich um eines gemeinen Knechtes willen so schimpflich richtet." Ein Blick in das Auge des anderen belehrte ihn, daß er hier jemandem gegenüberstände, der es gewohnt war, an seinem gesprochenen Urteil nichts zu ändern und jeden Widerstand rücksichtslos zu brechen. Er milderte also seinen Ton, als er fortfuhr: „Hansen, Hansen! Sei doch nicht so thöricht, Hugo. Was geht das die Sicherheit der Hansen an, was hier geschieht?"

„Du, ein Gesandter des Rates, welcher durch dessen Vertrauen geehrt ist, solltest das nicht wissen? Lockere bei einem Bau die Grundsteine — und ich sage dir, die Sicherheit an Bord ist der stärkste Eckstein — so wankt das ganze Gefüge. Unsere Väter haben es weise gebaut, wir sollen es erhalten."

„Was schiert mich die Gesamtheit! Ich habe nicht Lust, zum Krüppel zu werden. Hugo, du bist der Herr über jene, ich habs gesehen, wie sie gehorchen — du bist mein Freund — du weißt als vielerfahrener Mann, wie ich aus dieser Not komme."

Degenhard schüttelte das Haupt.

„Du hast mir einst das Leben gerettet — willst du es machen, daß ich dem Arm fluche, der mich trug, mich nicht liegen ließ, um ehrenvoll auf dem Schlachtfelde zu sterben?"

Der Schiffer sah stumm vor sich hin.

„Ich will dir versprechen, daß ich beim Rate alles daransetzen will, daß man dich zum Hauptmanne macht, wie du es dir wünschtest. Ich habe unter den einflußreichen Männern viele Verwandte, dein Sohn soll durch sie alle Förderung erfahren — ich will mich durch Geld lösen in jeder Höhe —, zeig' mir nur einen Ausweg, daß ich der mir zugedachten Schmach entgehen kann."

„Schäme dich vor dir selber," sagte Hugo mit harter Stimme, indem er entrüstet zurücktrat. „Was kümmert mich jetzt mein Vorteil oder der meines Sohnes? Wenn dieser hier an deiner Stelle wäre und flehte mich auf den Knieen an, so würde ich zu ihm sprechen wie zu dir und das Recht der Hansen nicht brechen. Wir sind fertig miteinander. An dem Urteil wird nichts geändert!"

„Wir sind fertig mit einander," stieß Rambold zischend hervor. „Und wärs dein eigener Sohn — ich wills jetzt glauben, daß du im stande wärest, ihn deinem Götzen zu opfern. — Ich bin bereit."

Der Schiffsmeister ging voran, und der andere folgte ihm mit festem Schritt.

Auf ein kurzes Wort hin sammelte sich die Mannschaft um den Mast, beide umschließend. Hugo nahm das Pergament, verlas mit lauter Stimme die für den Fall zutreffenden Sätze und erklärte, daß er von seinem Recht dem Fremden gegenüber, der nicht zu den Schiffskindern gehöre, Gebrauch mache und die Strafe unter dem Kiel erlasse. Dagegen würde des Uebertreters eigenes Schwert ihm durch die Hand in den Mast geschlagen werden, sodaß er, wenn er frei wolle, sich selbst wieder lösen müßte.

Eine laute Stimme aus dem Hintergrunde unterbrach ihn und schrie: „Unter den Kiel."

Hugo warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Verurteilten und gab dem Meistermann den Befehl zum Vollzug der Strafe. Da riefen plötzlich zehn Stimmen wild und trotzig durch einander: „Nach Schiffsrecht! Unter den Kiel!"

Abermals streifte ein rascher Blick Degenhards den Bedrohten, dann schlug er ruhig das Pergament noch einmal auseinander und las: „Es soll niemand Aufruhr oder Verbundt machen, bei Strafe, daß er über Bord geworfen wird." Er legte das Blatt zusammen, langsam glitt seine Hand zum Schwert, merklich verwandelte sich der Blick aus seinen Augen, und jeder an Bord kannte die Zeichen. Sofort legte sich Todesschweigen über die Schar. Der Mann hatte gesprochen, der an Bord noch niemals sein gesprochenes Wort zurückgenommen hatte.

„Thue deine Pflicht, Meistermann!"

Ein Zucken ging durch die Glieder des Junkers, als man ihm seine linke Hand fest an den Gürtel band; unaufgefordert aber trat er an den Mast und hob die Rechte empor. Mit sicherem Stoß trieb der Meistermann das Schwert durch dieselbe tief in das Holz und der Getroffene veränderte keine Miene.

Degenhard wandte sich ab, um seinen Schmerz um die Schmach des Freundes zu verbergen, doch ein lauter Ruf der Knechte nötigte ihn, sich umzusehen. Rambold stand hinter ihm, nachdem er das Schwert sich selbst durch die Hand gezogen und mit einem starken Ruck dasselbe aus dem Mast gerissen hatte. Mit verächtlichem Lächeln maß der stolze Mann die Ueberraschten und ging dann gleichmütig seinem Verschlage zu.

Der Hauptmann fühlte sich von großer Last befreit und sorgte dafür, daß alles an Bord seinen gewohnten Gang nahm. Als er am Abend den Verwundeten besuchte, fand er ihn anscheinend guter Dinge. „Ich bewundere dich, Rambold," sagte er, „und danke dir, daß du den Knechten gezeigt hast, wie ein Mann das Unvermeidliche trägt."

Ein seltsam verzerrtes Lächeln glitt über Rambolds Züge, als er antwortete: „Ich muß *dir* danken, daß du mir das Schwerste erspart hast. Wer weiß, ob ichs ertragen hätte; und ich bewundere *dich*, daß es dir ein Kleines war, die Trotzigen durch Wort und Blick zu bändigen. Jetzt will ich nur hoffen, daß meine Wunde sich bald schließt, und daß man daheim nie etwas von dem schmachvollsten Augenblick meines Lebens erfährt."

Die weitere Fahrt verlief glücklich und ohne Störung, die hereinbrechende Nacht brachte das Schiff glücklich an den Schlössern des dänischen Strandes vorüber, und als Schagen, das seine unruhige Natur diesmal verleugnete, umsegelt war, frohlockte die Besatzung. Der Wind hielt von den felsigen Küsten Norwegens ab, und die Westsee hatte weite, freie Bahn.

II.

Bei dem deutschen Kaufmann in Bergen.

Durch die engen Straßen der Stadt Bergen fuhr der Tauwind mit sausenden Stößen. Wenn er die Holzhäuser gerüttelt hatte, daß sie bis auf den Grund erbebten, Thorflügel losgerissen, Läden ausgehoben und den Aufenthalt im Freien geradezu gefährlich für den Menschen gemacht, dann hob er sich draußen außerhalb der Stadt gleichsam frohlockend über den Unfug himmelan, ergriff die schwer herabhängenden Wolken, zerzauste sie und preßte sie mit seiner ganzen Wucht zusammen und gegen die Berge, welche den Hintergrund des Ortes deckten, und bevor die Bewohner es sich versahen, prasselten auf den überall festgelagerten Schnee Regenmassen, welche letzteren durchweichten und in schlammiges Wasser verwandelten und die Straßen in Bäche und die Keller in Teiche. Durch die Luken strömte dort das Wasser, welches draußen keinen raschen Abfluß finden konnte, ein, und es waren die Kaufmanns-Gesellen und Bootsjungen und Lehrlinge der deutschen Höfe geschäftig, dasselbe auszuschöpfen, freilich nur, um es nach einer Weile abermals hereinbrechen zu sehen. Die Arbeit machte wenig froh, die

Gesichter der Männer, welche die ganze Unbill des Winters geduldig ertragen hatten, sahen mürrisch darein, weil der sehnlichst erwartete Frühling seine Ankunft so rauh offenbarte.

Und doch brachte diese Arbeit noch etwas Abwechslung in das gleichförmige, öde Leben. Wo sie nicht nötig war, saßen die Bewohner eines Gardens auf dem Schütting und versuchten die Zeit mit Trinken zu verbringen. Diese Versammlungshalle hatte weder Fenster noch Laden, weil es galt, dem erbarmungslosen Froste im Winter möglichst den Eingang zu versperren. Ein mächtiges Feuer loderte aus großen Holzscheiten auf dem mitten im Raume gelegenen Herde und sandte den Rauch in dichten Wolken hinauf zur Decke, hinaus durch die dort oben angebrachte Oeffnung, die einzige, welche spärliche Lichtstrahlen in den Raum ließ; wenn aber der Holzstoß in glimmende Kohlen zusammengesunken war, dann wurde auch diese geschlossen, und während draußen der Tag regierte, versuchte man drinnen die Nacht mit qualmenden Kienspänen oder schwelenden Thranlampen zu vertreiben. Alle Angehörigen einer Faktorei, welche die Geschäfte eines Hansekaufmanns aus einer deutschen Stadt zu besorgen hatte, sammelten sich dann gleichsam zu einer Familie um einen Tisch unter Vorsitz des Hauswirtes oder Meisters, die Gesellen saßen ihm zunächst, die Bootsjungen unten an, die Stubenjungen mußten aufwarten und aus den reichlichen Vorräten Wein und Bier herbeiholen, bei welcher Gelegenheit sie unterwegs für sich zu sorgen pflegten. Ein Garden diente aber vielen Faktoreien ein und derselben Hansestadt zum Aufenthalt, so daß sich das Leben im Schütting oft lärmend, zumeist roh gestaltete. Kam der Abend, so suchte jede Familie ihre Schlafkammer im oberen Geschoß, der Meister hüllte sich auf seiner hochgelegenen Lagerstätte in Pelze, während die Jungen unter derselben zähneklappernd unter ihrer Decke zusammenkrochen, um sich in dem kalten Raume gegenseitig zu erwärmen.

Das war das wenig beneidenswerte, gleichförmige Leben, welches der Winter dem deutschen Kaufmann in Bergen brachte, daher das sehnliche Ausschauen nach dem Frühjahre, nach der lustigen Kaufmannsarbeit, welche durch großen Gewinn alsbald für alle beharrlich ertragenen Leiden des Winters entschädigte.

War es ein Wunder, daß in dem Rostocker Hof zu Bergen der Junge, welcher mühsam aus dem Keller den letzten schweren Eimer mit Schneewasser heraufgetragen hatte, an dem Thore, welches das vor dem Schütting gelegene Gewölbe, den Warenraum, schloß, trotz seines triefenden Gewandes stillstand und verlangend zum Himmel aufsah, ob derselbe sich nicht aufhellen, nicht wenigstens ein einziges blaues Fleckchen ihm zeigen wollte, an welchem er seine Hoffnung neu beleben könnte? Gleichsam ihm zum Hohn jagte ihm der Wind Sprühregen ins Gesicht, und seufzend lenkte er seine Schritte durch den hallenden Raum, dessen Abteilungen sämtlich leer und von Waren geräumt waren.

An der Thüre zum Schütting hielt er inne und lauschte. Was drinnen verhandelt wurde, machte ihm abermals wenig Freude. Einige oft von rohem Gelächter unterbrochene Stimmen forderten laut zur Unterbrechung des eintönigen Lebens das Rauchspiel, eine einzige widersprach, das konnte nur die seines Herrn sein. Aber weil er unter den Hauswirten der jüngste war, wurde er sehr bald überstimmt oder überschrieen; damit die Gesellen auf andere Gedanken kämen und nicht durch Zank und Streit ihren Herren so viel zu schaffen machten, gab man ihnen die Jungen preis unter dem Vorwande, deren Männlichkeit zu stärken und sie zum Ertragen von Entbehrungen zu erziehen.

Der Horcher faßte sich und trat entschlossen dem Unvermeidlichen entgegen, indem er sich tröstete, daß er nach einer quälenden Nacht meistens am nächsten Tage wieder frischauf gewesen, weil sein Meister ihn immer noch vor dem Schlimmsten bewahrt hatte. Mancher von seinen Altersgenossen freilich hatte über eine Woche mit keuchendem Atem und rauhem, schwerem Husten auf seinem Lager liegen müssen, und einer war so hinfällig geworden, daß man ihn im nächsten Sommer nach Hause hatte zurückschicken

müssen. Das gefiel so den abgehärteten Männern, welche keinen Schwächling unter sich dulden wollten, und den Knaben überkam ein gewisser Trotz, ihnen zu zeigen, daß er an Ausdauer nicht hinter den stärksten zurückstände.

Als er zu seinem Tisch kam, zuckte Henning Degenhard, sein Meister, die Achsel. „Ich kann dir nicht helfen, Lüdeke," sagte er. „An Rauch sind wir ja gewöhnt."

„Ja," antwortete der Junge mutig, „der einzige Unterschied ist nur der, daß man dort oben besser sehen kann, daß derselbe wirklich durch die Klappe abzieht."

Das grausame Spiel begann. Einige Gesellen führten unter allerlei Späßen einen Jungen herbei und legten ihm einen Strick unter die Arme, andere zogen ihn daran unter Benutzung eines Ringes, der in der Nähe der Deckenöffnung befestigt war, hinauf, wieder andere machten unter ihm auf glimmenden Holzkohlen recht viel Rauch, indem sie Leder, Haare und sonstige übelriechende Gegenstände verbrannten. Der Altgeselle legte dem Jungen dann mit dröhnender Stimme genau gefaßte Fragen vor, welche er von oben her durch lange Formeln beantwortet wissen wollte. Größte Freude verursachte es, wenn der Gequälte unter seinem Ringen nach Luft nur abgebrochene Laute hervorstoßen konnte; waren aber selbst diese nicht mehr zu hören, dann wurde es höchste Zeit, den Jungen herabzulassen. Ihm folgte der zweite, den man bisher dem jämmerlichen Zappeln hatte zusehen lassen

Als Lüdeke dran kam, wollte ein Geselle, welcher sich über seine Festigkeit ärgerte, ihm einen Possen spielen, er riß plötzlich die Stange, durch welche die Luftklappe offen gehalten wurde, hinweg. Ebenso schnell aber flog er, von Hennings kräftiger Hand geschleudert, in die Ecke, und der junge Meister öffnete den Rauchabzug wieder, um seinem Jungen die Erstickungsnot zu ersparen. Darob wüstes Geschrei in dem Schütting wegen des Uebergriffes des Meisters in Gesellenrecht, bis der Aettermann Ruhe gebot und sich zu Gunsten Hennings entschied. Die Sache endete mit einem allgemeinen Gelage, bei dem man sich die Versöhnung zubrachte und sich bemühte, die Jungen sinnlos betrunken zu machen.

An Hennings Tisch herrschte die beste Zucht, ein ehrendes Zeugnis der Gesellen für ihren Meister. Man kannte seine Tüchtigkeit aus vielen Erfolgen, und ebenso wußte man, daß er bereit war, mit den Seinen Freud und Leid ehrlich zu teilen, alle Beschwerden mit ihnen zu tragen und sich an arbeitreichen Tagen als den ausdauerndsten und fleißigsten zu beweisen. Als ein Zeichen, daß er selbst in einer Zeit, wo der Handel der Rostocker in Bergen ganz stockte, bemüht war, seine Verbindungen zu stärken, schien es den Tischgenossen, daß ein Handwerker aus der Schustergasse, welcher eine bestellte Arbeit abliefern wollte, ihm zugleich einen für ihn abgegebenen Brief brachte, dem man es ansah, daß eine gewandte Hand ihn geschrieben hatte. Gesellen und Jungen strengten sich an, die Zeichen zu erfassen, um zu erraten, wer der Schreiber sei; aber nach guter, alter Hofregel öffnete der Meister den Brief nicht bei Tisch in Gegenwart seiner Untergebenen, damit niemand Gelegenheit habe, etwaige Geheimnisse zu erspähen, sondern begab sich auf seine Kammer und stieß den Laden offen. Nachdem er schnell gelesen hatte, sagte er seufzend, indem er die Hand mit dem geöffneten Brief sinken ließ: „Hakon Gille! — Er bietet mir einen Vorrat an Pelzwerk, der allen Kürschnern Rostocks Arbeit geben könnte, dazu kann er Talg, Pech und geräuchertes Fleisch an die hundert Tonnen anschaffen, wenn ich ihm dafür Mehl, Tuch, Bier und Zinngeräte austauschen will. Längst schon habe ich um diese Waren an unser Haus geschrieben. Welch ein Geschäft! Das erste von allen an der Brücke — und das Gewölbe leer, daß die Ratten verhungern. Keine Nachricht von Hause, kein Schiff in Aussicht! — Was thun? Vertrösten natürlich, bis er ungeduldig wird und das Vertrauen zu meiner Faktorei verliert. — Der Hamburger, welcher gestern eingelaufen ist, bringt diese Ladung und den Gewinn schließlich in die Elbmündung. Wenn der leidige Krieg nicht bald seine Endschaft erreicht, dann nehmen die Vitalienbrüder, welche schon jetzt nichts zu uns durchlassen, überhand, suchen uns am Ende noch in Bergen heim und plündern

uns aus. Hernach wird man in Rostock sagen: Uns hat es nichts gethan, wir hatten dort keine Waren. Aber daß inzwischen der hiesige Kaufmann verdirbt, kümmert sie daheim nicht."

Unmutig machte er sich daran, beim trüben Schein des Tages, während der Wind den Regen in Güssen durch die Ladenöffnung trieb, zu antworten. Kaum hatte er sein Werk beendet und das Anerbieten des norwegischen Maklers sorgsam in seiner Gürteltasche geborgen, als sein Junge atemlos von hastigen Sprüngen in die Kammer stürzte. „Meister," schrie er, „Meister, es ist ein Bote vom Hof zum Mantel da, Ihr sollt zum Aeltermann kommen."

„Wo sahst du ihn?" fragte Henning. — „Ich wollte etwas frische Luft schöpfen an der Thüre und da gab er mir seinen Auftrag." — „Siehst du, Lüdeke, und das schreist du bei offener Thüre durch das ganze Haus, daß jedermann es erfährt! Meinst du, daß tapferes Rauchschlucken den Kaufmann macht? Vorsicht und Schweigen dient ihm weit, weit besser."

„Ich dachte — ich glaubte —" „Nun?" — „Daß der Hamburger am Ende Nachricht von Hause mitgebracht hätte." — „Es ist gut, Lüdeke, daß du an deine Eltern denkst, bete auch recht oft für sie, aber lasse es keinen merken als mich allein, sonst bringen sie's dir heim. Mache dir übrigens keine unnützen Hoffnungen. Ausharren und Abwarten ist die Kraft, welcher der Kaufmann seine Erfolge meistens verdankt, merk dir's. Nun geh und sag dem Boten, daß ich sogleich kommen würde, aber sag es ihm allein, daß man drunten nichts erfährt."

Der Junge glitt davon, und Degenhard richtete sich zum Ausgang. Er versteckte ein schweres Dolchmesser irgendwo am Gewande, so daß er es leicht fassen konnte, ergriff einen derben Stock, den man im entscheidenden Fall auch als Keule gebrauchen konnte. Den schweren Mantel mit der Kappe, welche das Haupt nicht nur schützen, sondern auch verbergen konnte, legte er an und erreichte durch seine Vorsicht, daß die Schüttingsbrüder seinen Weggang nicht bemerkten.

Der Regen wurde jetzt durch schlammige Flocken abgelöst, welche die Erneuerung des Schneetreibens für die Nacht in Aussicht stellten. Die engen Gassen zwischen den Höfen waren in langgestreckte Pfützen verwandelt, unter den überhängenden Dächern plätscherten die Traufen, der Wind pfiff um die Ecken und überfiel den einsamen Wanderer, als wollte er ihn in den Schlamm schleudern, — das alles focht den jungen, starken Mann nicht an, er schritt trotz seiner schweren Kleidung leicht und aufrecht dahin; Regen kannte man ja in Bergen, das war das gewöhnliche, Sonnenschein hätte ihn vielleicht veranlaßt, stille zu stehen und einen freundlichen Gruß himmelan zu senden.

Der Aeltermann des Hofes zum Mantel, der Vorsitzende im Rate der Achtzehner, empfing in seinem ungewöhnlich behaglich ausgestatteten Gemach den Rostocker Meister, welcher sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, mit herzlichem Gruß. Hatte er ihn doch heranwachsen sehen und mehr als einmal schon versucht, den gewandten, vielverheißenden Faktor in Lübecker Dienste zu ziehen.

„Nachrichten von Hause!" sagte er, nachdem die Thüre geschlossen war. „Der Hamburger, welcher gestern kam, hat mir Briefe mitgebracht, welche der Lübecker Rat zur Elbstadt zur Beförderung gesandt hat."

„Sagt mir zunächst, ob's gute oder schlechte sind, Herr Dargeribbe," bat Henning rasch.

„Wer das sagen könnte!" lautete die Antwort. „Die Elbmündung scheint nach des Hamburgers Nachricht von den Vitalienbrüdern noch frei zu sein, wenigstens hat er die blaue Flagge nicht gesehen, aber auch sonst kein Fahrzeug weiter, als zwei Engländer, welche anscheinend auf hier abhielten; der Wind war gegen sie, und sie konnten nicht recht vorwärts."

„Zwei Engländer auf einen Deutschen!" sagte Henning unmutig. „Es geht mit uns rückwärts. Bevor der Zwiespalt zwischen Mecklenburgern und Dänen begann,

waren hier immer zehn Deutsche gegen einen Engländer zu finden. Die Nachricht ist schlimm, Herr Dargeribbe."

„Wann mag's wieder besser werden?" fragte der Aeltermann.

„Wenn die Königin die gefangenen Mecklenburger freigiebt," antwortete Henning rasch. „Dann haben die Vitalienbrüder keinen Grund mehr, sich auf der See zu halten."

Dargeribbe schüttelte den Kopf und entgegnete: „Wer soll denen befehlen, welche sich zu Herren der See gemacht haben? Ueber die Befehle des Rates in Rostock oder in Wismar werden sie lachen. Es wird den Männern in deiner Heimatstadt längst leid sein, Henning, daß sie das Gesindel losgelassen haben."

„Gesindel, Herr?" fragte Henning und richtete sich stolz auf. „Es ist mancher ehrliche Mecklenburger dabei, der es gewiß treu mit seinem Herrn und Herzog meint, und nicht eher vom Salzwasser weichen wird, als bis er den Befreiten heimführt. Bis dahin heißt es dulden. Wenn die ganze Hanse an Margarethe den Krieg erklärt hätte, dann hätten wir die Vitalienbrüder nicht gebraucht, und die Sache wäre längst erledigt."

„Um einen gefangenen Herzog oder einen entthronten König die ganze Hanse?" versetzte Dargeribbe.

„Um den König, der die Hanse in seinen guten Tagen dankbar förderte, weil sie sich einst als treuer Bundesgenosse seines Vaters bewährte! So unnatürlich wäre der Bund nicht. — Jetzt klagt man, daß jene Männer zur See, welche von Raub leben müssen, weil man sie nirgends vernünftig leitet, die Hanseschiffe angreifen, wie die Raubritter zu Lande die Hansewagen. Es hätte die Sache einen ganz anderen Verlauf nehmen können."

„Was für ein seltsamer Kaufmann ist der, welcher so redet," sagte der Alte lächelnd und schaute Henning freundlich in das blitzende Auge. „Krieg mit einer mächtigen Königin, welche drei Reichen gebietet! Wo bliebe dann der Kaufmann in Bergen?"

„Auf der Kogge, das Schwert zur Hand!" sagte Henning und reckte den Arm kampfesfroh.

„Der Engländer würde hier den ganzen Handel an sich reißen."

„Pah, den treiben die Hansen nach dem Siege spielend leicht davon. Bergen muß doch einmal ganz unser sein, hier muß der Wille der Hansen schließlich mit Gewalt durchgesetzt werden. Ohne das Schwert kann der Kaufmann nicht sein."

„Du glaubst nun wohl, daß deine mecklenburgischen Trotzköpfe, welche Lust am sprühenden Seewasser gefunden haben, beim Friedensschluß nach Hause zurückkehren werden?"

„Die besseren — ja, die schlechteren — nein. Die fegt eine starke Flotte der wendischen Städte mit einem Strich von der Ostsee und jagt sie durch den Sund, daß die Holländer und Engländer sich damit abplagen mögen, oder es findet sich schon ein starker Hauptmann, der sie zum Gehorsam und Gefolge zwingt."

Den Alten ergötzte offenbar der Eifer des jungen Mannes. „Man merkt es," sagte er, „daß der Sohn des Hugo Degenhard spricht. Wenn wir von dessen Art nur noch etliche hätten, dann wäre die Sache schnell geordnet. — Nun, wer weiß, was der nächste Hansetag beschließt? Geschrieben haben wir von hier aus wiederholt und um durchgreifende Maßregeln gebeten. — Uebrigens sind wir im Eifer ganz von der Hauptsache abgewichen. Der Rat schreibt mir aus Lübeck, daß er den Rostocker Handelsschiffen auf Ansuchen gestattet hat, die Lübecker Flagge zu führen, weil sie sonst in den dänischen Gewässern nicht ungefährdet bleiben dürften."

„Mein Vater kommt!" rief Henning jauchzend und sprang von seinem Sitz auf.

„Schrei doch nicht so laut!" mahnte der Aeltermann. „Was glaubt man im Hofe von uns beiden? Wer sagt denn, daß das nächste Schiff gerade der Krake sein muß?"

„Herr Dargeribbe," sagte Henning, „wenn ein Rostocker überhaupt die Fahrt durch den Sund wagt, dann ist es mein Vater. Der läßt sich niemand vorkommen. Neugierig bin ich nur, was der norwegische Vogt hier in Bergen sagen wird, wenn das ihm wohlbekannte Schiff hier mit Lübecker Flagge einläuft."

„Darum sorge dich nicht. Kommt er nur durch die Räuber und die Dänen und bringt er den Kraken glücklich an den Sandbänken bei Schagen und an den Klippen bei Lindesnäs vorüber, dann hat er hier keine Gefahr mehr zu befürchten. Der Königin liegt sehr viel am Frieden mit der Hanse, und sie hat, wie ich weiß, bestimmte Befehle an ihren Vogt gesandt, uns unsere Angelegenheiten hier allein ordnen zu lassen."

„Wann ist der Brief ausgegangen, Herr Dargeribbe, das heißt, wenn es mir gestattet ist, darnach zu fragen?"

„Schon vor einem Monat," lautete die Antwort.

„So schließe ich mein Geschäft mit Hakon Gille ab, denn der Krake kann täglich eintreffen."

In den Augen des alten Dargeribbe blitzte es plötzlich, als errege diese letzte Nachricht seine besondere Aufmerksamkeit. „Geschäfte mit Gille?" fragte er, indem er sich bemühte, einen gleichgültigen Ton anzunehmen.

„Nun freilich! In Pelzen und Talg und Pech und Fleisch, eine halbe Schiffsladung zum günstigsten Austausch."

„Beeile dich nicht, Henning; wer weiß, ob dein Vater so sicher zu erwarten ist. Und wenn er draußen bleibt, so hast du Verbindlichkeiten, welche du nicht einlösen kannst. Hakon Gille aber hat keine Nachsicht."

„Pah," sagte Henning, indem er sich zum Gehen anschickte. „Den Meister Hugo rührt kein Räuber und kein Däne an. Bei Schagen und Lindesnäs steht er in Gottes Hand. — Der Kaufmann, der nicht wagt, gewinnt auch nicht, und schließlich weiß ich mit dem Makler schon zu reden."

Alles Dreinreden des Alten wies der Rostocker lachend ab und trat dann wieder hinaus in das Wetter, welches am Nachmittage sich noch trüber und unwirscher gestaltet hatte, so daß man kaum die Gasse entlang zu sehen vermochte.

Henning blieb im Dahinschreiten plötzlich stehen und dachte einen Augenblick nach. Wer ihn beobachtete, mußte entdecken, daß er seinen Platz achtlos mitten in einer Pfütze gewählt hatte, so sehr fesselte ihn offenbar ein Gedanke.

„Was hatte er nur?" murmelte er, schritt wieder vorwärts, blieb stehen und fragte sich: „Was mag sein emsiges Abraten zu bedeuten haben?" Dann plötzlich schalt er: „Der Junge soll schweigen lernen und sein Meister plappert wie ein Star. — Was mußte ich dem verschmitzten Lübecker von Gille sagen, mit welchem er früher in Verbindung stand? Jetzt sitzt er und grübelt, wie er ihn wieder an sich locken kann. — Ich werde meinem Brief eine kurze Nachschrift geben und den Makler binden. Aergern werden sie sich alle, wenn unser Hof den Kraken rasch wieder befrachtet. — — Wüßte ich nur, wie ich an ihn kommen kann — die Achtzehner haben uns Rostocker wiederholt vermahnen lassen, uns nicht ohne Schutz in das Gebiet der Norweger zu begeben —." Er schritt zunächst zu seiner Kammer zurück und schrieb einige Worte unter seinen Brief, ohne seinen Mantel abzulegen, machte sich dann wiederum zum Gang auf und folgte dieses Mal der kurzen Gasse, welche unmittelbar zum Hafen führte.

Auch dort war alles menschenleer. Das einzige Schiff an der Brücke, der Hamburger, hatte die Arbeit des Ausladens noch nicht aufgenommen. Von den Engländern war nichts zu erspähen, und es schien fraglich, ob sie bei solchem Wetter versuchen würden, die Hafeneinfahrt zu gewinnen.

Der Hafen machte einen trübseligen Eindruck. Die Taue ächzten und knarrten, wenn der Wind sie straff spannte, die Wellen schlugen erregt gegen das Bollwerk und sandten Spritzwasser um Spritzwasser über die Planken, daß es gefährlich wurde, dieselben zu beschreiten. So weit man sehen konnte, tanzten und tauchten weiße Schaumköpfe, bis sie hinter der grauen Regenwand verschwanden. Hier und da ragten einige schwarze Pfähle und Stangen auf und waren gleichsam umworben von den dunklen Wassern, schmeichelnd sprangen letztere daran empor, als möchten sie sie einladen zu lustiger Treibfahrt. Alle festen Gegenstände trieften, Bäche von Regenwasser schossen

aus den Gassen heraus und stürzten in den Hafen, den Schlamm aus der Stadt mit sich schleppend; die Boote, welche an der ganzen Länge der Brücke befestigt waren, hatten vielen Regen aufgefangen, sie tauchten und klatschten und klapperten gegeneinander und rieben sich an den Pfählen.

Das alles übersah Henning mit raschem Blick, und er nickte sehr zufrieden. Behende löste er eins der Fahrzeuge, welche zum Rostocker Hof gehörten, warf den Strick ab, schob es mit starker Hand vom Bollwerk weg und legte sich dann in die Ruder.

Die kräftigen Arme des jungen Mannes zogen an, und der Schnabel des Bootes teilte die trotzenden Wellen. Sprühend schlug eine Woge gegen die Wand, die zweite sanfte zischend daran entlang, die dritte warf sich mit voller Wucht dagegen und goß Spülwasser darüber, daß das Boot sich in Gischt einhüllte. Nur wenig veränderte Henning die Richtung, der Kampf mit den Elementen machte ihm keine Sorge. Die Spitze hob sich und stieg fast steil auf, dann fiel sie und tauchte zwischen zwei Wogenkämme — aber der Ruderschlag wurde stets regelmäßig geführt, er strich niemals zu kurz oder gar durch die Luft. Das war ein Mann, der mit dem Wasser vertraut war und dessen Kraft es bezwang. Soweit draußen, daß man vom Ufer aus ihn nicht mehr bemerken konnte, änderte er plötzlich die Richtung und schoß auf denjenigen Stadtteil, welchen man im Gegensatz zu der Brücke „den Strand" nannte. — Noch etliche Schläge — dann spähete er nach einem günstigen Platz zum Anlegen aus.

Auch hier war alles still. Die Boote der Fischer waren ans Land gezogen. An einem der breiten Stege ein rascher Wurf des Taues, ein festes Anziehen — schon stand Henning, jetzt wieder bis zur Unkenntlichkeit in seinen Mantel gehüllt, auf den Planken und ging rasch auf ein benachbartes Häuschen zu, welches unter den kleinen das kleinste erschien. Hier wohnte der Fischer Sverrir. Erstaunt maß derselbe den Eintretenden mit dem Blick, als er sich langsam und schwerfällig von seinem Block, auf welchem er Netze flickend gesessen hatte, erhob.

„Du kennst mich wohl, Inge Sverrir?" sagte der Kaufmann und bot dem Fischer die Hand, wandte sich dann zu dem schönen, schlanken Mädchen, welches errötend vom Herde sich ihm zuwandte und brachte auch hier seinen Gruß an.

„Ja, ich kenne dich, Henning Degenhard," entgegnete der Fischer, „obwohl du aussiehst, als ob du aus dem Wasser kämst."

„Trifft auch zu, Alter, wenn auch nicht aus der Tiefe, so doch von der Oberfläche."

„Zu Boot gekommen!" brummte der Fischer und setzte sich wieder auf seinen Block, nachdem er dem Kaufmann einen Sitz angewiesen hatte. „Eine frische Fahrt! Es muß schon etwas Rechtes sein, was dich hierher treibt."

„Ja, ja, etwas Rechtes!" bestätigte Henning, und sein Blick streifte das anscheinend gleichmütig am Herde schaffende Mädchen.

„Heraus damit! Fische giebt es nicht bei solchem Wetter, sie sind ja auch bequemer auf dem Fischmarkt neben der Brücke zu haben."

„Einen Brief habe ich zu bestellen an Hakon Gille, den Makler, du kennst ihn wohl, da sich bei ihm alle aus der Vogtei Bergenshuus, welche etwas zu verkaufen haben, zu melden pflegen." — Der Fischer nickte. — „Es betrifft ein Ding, über welches niemand sprechen soll, weder hier bei euch, noch dort bei uns. Ich möchte nicht gerne über Strand gesehen werden, darum frage ich dich, ob du den Brief tragen willst Hier ist der Botenlohn, die Bedingung ist Verschwiegenheit."

Der Fischer sah den Kaufmann und das Geld an und sagte verdrossen: „Ich habe sonst mit euch an der Brücke nichts zu thun, aber das Geld kann ich gebrauchen und unter den Fremden, welche alles daransetzen, uns Bergensche auszudrängen, bist du noch nicht der schlimmste. Gieb mir den Brief."

Derselbe wurde ihm, sorgsam in Wachstuch geschlagen, überliefert. „Zu Hause wird er wohl bei solchem Wetter sein," fuhr er fort, indem er sich seine Teerjacke anzog. „Da treiben sich nur Verliebte oder habgierige Deutsche draußen herum. Ich bringe

seine Antwort zurück. — Mädchen, sorge für den Gast, schüre das Feuer." Henning warf seinen Mantel ab, und der Fischer ging.

Kaum waren seine schweren Schritte im Regen verhallt, als der Kaufmann schon neben der Fischerin stand, seinen Arm um die Errötende schlang, und sie warm und innig auf den Mund küßte.

„Mein süßes Mädchen," sagte er, „mein Liebling — Breta — ein harter Monat verging, daß ich dich nicht sehen, nichts von dir hören konnte."

Die Angeredete duldete seine Liebkosungen, indem Wonneschauer sie durchrieselten. Endlich schob sie seine hohe Gestalt von sich, hielt sie mit beiden Händen an den Schultern und sah in sein Gesicht. Lang wallten ihm seine blonden Haare in den Nacken, voll Glück strahlten seine treuen, blauen Augen, sie blickte lange mit unendlicher Zärtlichkeit hinein. „Du bist der Alte geblieben," flüsterte sie. „Henning, geliebter Mann, wie hab ich mich nach dir gesehnt." Dann warf sie sich an seine Brust und schluchzte.

„Was ist das?" fragte er bestürzt, setzte sich auf den Rand des Herdes und zog sie auf seinen Schoß. „Komm her — recht nah zu mir, Breta. Wie soll ich mir denken, daß mein starkes Mädchen weint? — Wie fröhlich waren wir, als wir auf dem Eise dahinflogen, den Stahlschuh an den Füßen! — Wenn der Wind zuweilen scharf daherstrich und beim pfeilschnellen Lauf den Atem benehmen wollte, dann sah ich dich heimlich von der Seite an — deine Brust wogte, als ob sie voll Glücks wäre, dein Auge blitzte, sodaß ich glaubte, das Eis müsse seinen Schein wiederspiegeln. Mein Arm um dich und hinter uns versank die Welt."

„Ich sah deinen Blick, er leuchtete mir in die Seele. — O sprich weiter, Geliebter, ich höre dich und wiederum versinkt die Welt."

„Schon als ich dich das erste Mal sah in der Mitte jener rohen Handwerksgesellen, welche dir den Gang durch die Schustergasse zum Fischmarkt wehren wollten — dich so stolz, so kühn, so schön im Zorn und Trotz gegen die Gewaltthätigen, da glaubte ich, daß die Welt kein Weib bergen könnte, das herrlicher sei als du."

„Du sprangst mir zu Hülfe, ein Deutscher gegen die Deutschen, und dein starker Arm wies die Zudringlichen ab und zwang die Lästernden zum Schweigen — da sah ich plötzlich den Mann vor mir, von dem ich geträumt hatte in stiller Nacht, wenn die Stürme die Hütte umbrausten. — O sprich weiter, Henning, sprich weiter, daß ich nicht jäh zu erwachen brauche."

„Weißt du noch, Breta, wie ich dich traf, als ich im vorigen Jahre einsam, ohne mir Besonderes zu denken, hinausgefahren war auf die See zwischen die Inseln, nur weil ich mit meinen Gedanken allein sein wollte, oder weil mir die Sprache der Männer, meiner Genossen, zu rauh erschien? Mir war es, als ob dein Bild vor mir herschwebte auf den Wassern, die Wellen plätscherten leise, und als sie mich um die Klippen herumtrieben, da sah ich ein Boot am Ufer und hörte droben unter den überhängenden Tannen einen wundersüßen Gesang. Ich dachte, es wäre eine Wasserfei und schlich hinauf, ein krachender Zweig verriet mich —"

„Du standest plötzlich vor mir, als wäre Baldur, von dem der Vater an den langen Abenden mir erzählt hat, vom lichten Himmel gestiegen auf den Felsen, ich wagte nicht zu atmen aus Furcht, daß er entweichen könne — ich schloß die Augen —"

„Das machte mir Mut, daß ich nahte, und Breta, mein holdes Glück, da wurdest du mein eigen."

Er sprach es jauchzend. Langsam und traurig aber klang es, als das Mädchen wiederholte: „Da ward ich dein eigen."

„Wieviele Stunden des Glückes sind seitdem für uns vergangen," fuhr Henning liebkosend fort. Sie schmiegte sich fest in den starken Arm, es durchschauerte sie, als sie kaum hörbar sprach: „Vergangen!" Dann löste sie sich von ihm und zog an einem Bande, das sie am Halse trug, ein Ringlein hervor, küßte es und sprach: „Mein ist

es und doch nicht mein. Dein bin ich und doch nicht dein. -- Wenn man mich einmal fragt: Breta, wo ist dein Mann? — Was soll ich sagen?"

„Ei, Thorheit, Kind! Die kommt von den Regentagen. So sieh mich doch einmal wieder so glücklich an, wie sonst. Sorge dich nicht, unser Geheimnis ist gut geborgen."

„Sie werdens fragen, Henning," hauchte sie mehr, als daß sie es sprach. „Sie werdens fragen und das bald. — Was soll ich sagen?"

Henning wurde plötzlich sehr ernst. Er schwieg und drückte die Geliebte an sich, küßte ihre Stirn und fühlte das angstvolle Klopfen ihres Herzens.

„Uns scheidet nichts, Breta, als Gott und der Tod. Sag ihnen, wenn es sein muß, meinen Namen."

„Mein Vater stößt mich aus dem Hause, und die Bergener treiben mich aus der Stadt."

„Du kommst zu mir, ich schütze dich."

„Der Kaufmann soll kein Weib haben nach eurem harten Gesetz."

„Ich nehme dich zum Weibe, ihnen allen zum Trotz."

„Die Deinen werden dich vertreiben, Henning, wie mich die Meinen. Unsere Bahn läßt sich nicht vereinigen, ich muß allein in meiner Not vergehen."

„So wahr ein Gott im Himmel lebt — Breta, höre mich an und werde nicht irre an mir —, so wahr gehören wir beide zusammen Du sollst nicht allein leiden für gemeinsame Schuld. Nur der Tod scheidet uns. Noch einmal sage ich: So wahr ein Gott im Himmel lebt, sollst du mein Weib sein."

Das Mädchen erhob sich und trocknete seine Thränen mit den Worten: „Ich glaube dir, Henning. Vergieb mir, daß ich in meinem Herzeleid einen Augenblick irre wurde. Ich bin verzagt gewesen, weil ich einsam war; fortan bin ich gefaßt. — Mein Vater kann jeden Augenblick wieder kommen, und dann gehst du. — Wann sehe ich dich wieder?"

„Komm noch einmal an mein Herz, mein Liebling, daß ich fühle, ob das deinige jetzt ruhiger ist. — Ich will dir sagen, was ich jetzt plane. Heute erhielt ich Nachricht, daß ein Rostocker Schiff trotz aller Schwierigkeiten die Fahrt nach Bergen wagen will, das ist natürlich der Krake, den mein Vater führt, und ich weiß, daß dieser alle Hindernisse überwindet. Er ist ein ernster, fester Mann, dem das Heil der Hanse über alles geht, aber ich will mich ihm vertrauensvoll entdecken, denn er hat mich lieb und ist einer der wenigen, welche den Wert und die Pflicht der Treue zu erkennen und zu schätzen wissen. Er soll mir raten. Will man mich in Bergen nicht dulden, weil das Gesetz der Hansen unsere Heirat verbietet, dann fahren wir mit seinem Schiffe nach Rostock, wo ich dich in die Arme meiner Mutter führe mit der Bitte, dich mir zum Weibe zu geben. Duldet uns aber der Rat auch nicht in Rostock, so trete ich in den Dienst des Herzogs Johann von Stargard, der ein Oheim des gefangenen Königs ist, und der allzeit kräftige Männer sucht, welche das Leben in der Fremde kennen und mit dem Schwerte umzugehen wissen. — Siehst du — dort ist ein sicherer Ausweg. Nun sei guten Mutes, helle deine Blicke, denn mich deucht, daß ich Schritte höre. — Noch einen Kuß und dann — husch — an den Herd!"

Der Fischer trat ein und fand den Kaufmann auf seinem Block, eifrig die Netzmaschen prüfend. „Es dauerte etwas lange," entschuldigte er sich, indem er sein Schweigen falsch deutete. „Hakon Gille sagt, daß du mit der Antwort, welche in diesem Briefe steht, zufrieden sein würdest."

Henning ging mit freundlichem Dank und Gruß, von Sverrir begleitet, Breta stand am Herde und sagte vor sich hin: „Sein Vater ist ein ernster, fester Mann, welchem das Heil der Hanse über alles geht. — Die Bergener sagen, daß die deutschen Hansen zu Gunsten des Bundes Gut und Blut, Weib und Kind opfern, wenn es sein muß. — Wie soll es enden? — Gott weiß es — und mein Henning steht zu mir." Während sie so redete, fielen ihre Thränen unaufhörlich auf den Herd.

Die Rückkehr des Kaufmanns gestaltete sich bei der rasch hereinbrechenden Dämmerung gefährlicher, als die Hinfahrt. Jetzt galt es, ganz nahe am Ufer zu bleiben, um nicht

auf die See getrieben zu werden. Eine Stunde fast mußte Henning unter Aufbietung aller Manneskraft mit dem Wellendrang ringen, zweimal hatte er die dunklen Umrisse des Landes aus dem Gesicht verloren, und er dankte es nur dem zuweilen durch die zerrissenen Wolken dringenden Scheine des Mondes, daß er Anhalt fand, um die Lage desselben wieder zu bestimmen. Endlich legte er tief aufatmend irgendwo am Bollwerk an und war daran, den Weg nach Hause zu suchen — da machte ihn dumpfes Gebell in der Ferne darauf aufmerksam, daß der Zugang zu der Abteilung, in welcher der Rostocker Hof lag, landwärts schon gesperrt war, und daß die Wächter mit den wilden, starken Hunden in den Gassen herumstrichen, um die Sicherheit des Kaufmanns zu bewachen und jede heimliche Verbindung mit den Bergenschen zu verhindern. Jetzt galt es eilen und das Haus erreichen, bevor die Bestien ihn witterten. Er lief also vorwärts und war dem Unwetter von Herzen dankbar, daß es die Spuren sofort verwusch. Deutlich hörte er, als er nur noch wenige Schritte von seinem Ziele entfernt war, aus einer Nebengasse das frohlockende Jauchzen der sich der Freiheit freuenden Tiere, sie jagten ihrer Gewohnheit gemäß in weiten Sätzen zunächst alle Gassen ab, bevor sie sich zur Führung der Wächter bequemten. Mit raschen Sprüngen war er an der Thür, und faßte den Drücker, wurde aber zu seinem Schrecken gewahr, daß sie schon von innen durch den Riegel verschlossen war, faßte entschlossen sein Messer und hoffte nur noch, daß es ihm gelingen würde, den Hunden den Garaus zu machen, bevor sie ihn verrieten. Da öffnete sich leise die Pforte, er sprang, halb gezogen, hinein, und unmittelbar darauf schnupperten murrend die Bestien an dem zugefallenen Schloß.

„Sie sitzen alle im Schütting und trinken," wisperte dem Meister die Stimme seines Jungen zu. Unbemerkt gelangte Henning auf die Kammer. „Der Aeltermann verwunderte sich wiederholt, daß Ihr droben säßet und schriebet, dreimal schickte er mich hinauf, und ich brachte die Nachricht zurück, daß Ihr nicht gestört sein wolltet."

„Du hast auf mich gewartet?" fragte Henning freundlich und streichelte dem Jungen sein krauses Haar.

„Sie glauben alle, daß ich jetzt zur Ruhe gegangen sei, denn ich hustete absichtlich viel in Folge des Räucherns, und der Altgeselle jagte mich fort," flüsterte dieser verschmitzt, indem er dem Meister behülflich war, seine nasse Kleidung abzulegen.

„Nun, so magst du zum Lohn es auch zuerst erfahren, daß du Nachricht von Hause erwarten kannst. Der Krake ist unterwegs nach Bergen. Doch nun lege dich schlafen und denke an das, was ich zuvor dir gesagt habe. Ich werde noch eine Weile zu den anderen mich gesellen."

In Ungeduld wurden die nächsten Tage vollbracht. Die beiden Engländer liefen in den Hafen, ihre Waren aber hatten — zur nicht geringen Freude der Hansen — durch das Unwetter der letzten Tage sehr gelitten, und die englischen Faktoren machten Schwierigkeiten, sie abzunehmen. Man stritt, wer den Schaden tragen sollte; der eine Teil schob die Schuld auf das von unten eingedrungene Wasser, dann mußte das Schiff haften, der andere Teil auf die ungenügende Verdichtung des Ueberlaufes, dafür war der Schiffer verantwortlich. Letzterer schalt über die oberflächliche Verpackung und die Undichtigkeit der Kisten und Ballen und Tonnen, denn er wußte wohl, daß in solchem Falle die Verfrachter haftbar waren. Damit verging zur Freude Hennings manche Zeit. Lüdeke bat täglich um die Erlaubnis, der Messe in St. Marien beizuwohnen, um heimlich auf den Turm klettern und dort Ausschau halten zu können. Aber als er den ersehnten Wimpel am Horizonte auftauchen sah, da bemerkte er zugleich ein Boot, von festen Zügen getrieben, über die Bucht, welche Bergenswaag heißt, schießen. Schon vor ihm hatte das geübtere Auge des jungen Meisters das Nahen des Schiffes erspäht. Einige Norweger fuhren hinaus, um als Lotsen zu dienen, diese wetteiferten, ihm zuvorzukommen, aber sie holten den Kaufmann nicht ein, und als sie gar das Schiff in der Nähe gesehen hatten, kehrten sie um, denn sie wußten, daß der Meister Hugo nach seinen vielen Fahrten auf Bergen keinen Führer in den Hafen mehr gebrauchte.

Letzterer erkannte fast ebensosehr an den langen Ruderzügen, wie an dem hell flatternden Haar seinen Sohn, ein wenig rötete die Freude sein Gesicht, aber seine Befehle wurden mit derselben Ruhe der Stimme erteilt, wie sonst, er hatte für den hurtig an Bord Springenden nur ein kurzes Nicken und einen freundlichen Blick.

Henning kannte seine Weise und Pflicht und wandte sich darum auch sofort an die Mannschaft. Er tauschte mit den einen frohen Gruß und Händedruck aus, bei den anderen, welche beschäftigt waren, griff er kräftig an und redete dabei ein herzliches Wort zum Willkommen. Nach Erpo sah er sich um, und als er diesen beim Segelwerk erblickte, sprang er flink wie ein Schiffsknecht die Wanten hinauf und legte sich neben ihn auf die Rahe, um beim Reffen behülflich zu sein. Kaum war das Ho—iho, welches der Arbeit gleichen Ruck und Takt verlieh, verhallt, als er den alten Bekannten beim Hinabsteigen anhielt und fragte: „Wie steht's daheim, Erpo?"

„Frau Herburg ist wohlauf und hat auch mir herzliche Grüße für dich aufgetragen und läßt dich bitten, du sollst nun heimkommen, Henning, sie wartet sehnlichst auf dich."

„Kann eher geschehen, als sie denkt," gab Henning zurück. „Und die Schwester?"

„Jungfrau Oda ist die schönste unter den Rostockerinnen geworden, so daß ihr am letzten Feste alle Jungherren den Kranz reichen wollten. Sie ging überhaupt nicht hin, da sagten alle, sogar die Alten sagten's, das Fest habe seinen schönsten Glanz verloren."

Er sprach diese Worte in so warmem Tone, daß Henning es nicht unterlassen konnte, neckend zu sagen: „Du redest, daß ein Verliebter es nicht besser machen könnte." Ohne zu beachten, daß das braune, ehrliche Gesicht des Schiffsknechtes sich dunkler färbte, fragte er weiter: „Wer ist es, der dort so geputzt aus dem Verschlag tritt?"

„Kennst du den nicht mehr?" fragte Erpo. „Das ist ja einer der Stadtjunker, der Rambold von Volkenshagen — der wird auch sein Lebtag an diese Fahrt denken, und er sieht darnach aus, als ob er noch manchem etwas zu denken aufgeben wird."

Henning war schon aus den Wanten gesprungen und eilte auf den Genannten zu: „Willkommen in Bergen!" rief er und bot ihm die Hand. „Das war wohl eine stürmische Fahrt, denn ich sehe, du trägst die Hand verbunden? Ja, man erlebt etwas auf dem Kraken, wenn man die rauhe See noch nicht kennt. Als man mich vor zwölf Jahren hierher brachte, da hatte ich mir an einer solchen Luke ein Loch in den Kopf geschlagen, welches nach vierzehn Tagen noch nicht geheilt war." Er bemerkte an Rambold eine etwas steife Haltung und lachte ihn hell an. „Thu doch nicht so, als wenn du nicht recht wüßtest, ob du mich wiedererkennen darfst. Wenn du auch etwas älter bist, vornehmer als der Kaufmann ist niemand in Bergen. Steif bist du freilich immer gewesen. Denkst du wohl noch daran, daß wir Strandjungen in Rostock dich auf den Bretterstapel gelockt hatten unter dem Vorgeben, daß dort ein Marder hause, und dir dann heimlich die Leiter weggenommen, daß du dich erst loskaufen mußtest?" Diesen Worten folgte ein herzliches Lachen und die Umstehenden stimmten ein, so daß Rambold es für geraten hielt, mitzuthun. Bald wanderten die beiden nebeneinander, und ihre Fragen nach Rostock und Bergen flogen unermüdlich hin und her.

Auf einen Wink des Schiffers traten etliche Männer zum Anker, ein fester Schlag trieb den ihn hindernden Keil zur Seite, und er sauste in die Tiefe. Sobald er gefaßt hatte, brachte man ein Tau ans Land, welches die zusammengetretenen Bootsjungen des Rostocker Hofes wetteifernd ergriffen; bald lag der Krake wohlversichert in einiger Entfernung von der Brücke, welche er seines Tiefganges wegen noch nicht erreichen konnte.

Jetzt erst trat Henning zum Vater und reichte ihm seine Hand. „Grüß dich Gott, Vater!" sagte er. „Die Klippe am Südende von Askö ist im Herbst von den Wellen unterspült und abgestürzt. Ich hatte Sorge, daß das neue Riff nicht zu sehen wäre, es liegt fortan gefährlich im Wege, besonders bei Südost."

„Hab's bemerkt, Henning. — Daheim ist alles wohlauf. — Wie steht's um die Rückfracht?"

„Wird sich schon bald machen, wenn wir nur erst wissen, was du bringst. Deine Kammer im Hof ist schon seit acht Tagen fertig gestellt."

„Seit acht Tagen? Woher hattet ihr Nachricht?"

„Die Lübecker meldeten über Hamburg, daß sie den Rostockern gestattet hätten, nach Bergen ihre Flagge zu führen. Als das bei uns im Hofe bekannt wurde, riet man hin und her, wer wohl die Fahrt wagen würde. Da lachte ich sie alle aus und sagte: Der Krake läßt sich niemanden vorkommen. Macht dem Hugo Degenhard nur Quartier."

„Einstweilen bleib' ich hier, bis die Ladung so weit gelöscht ist, daß wir das Schiff an die Brücke bringen können."

Mit diesen kurzen Worten war das Band zwischen Vater und Sohn wieder fest geschlungen. In den nächsten Tagen begann die schwere Arbeit des Ausladens, denn vier Rostocker Häuser hatten sich zusammengethan, um ihre Vorräte abzusetzen, und die Ladung reichte bis dicht unter das Deck. Jeder Meister vom Hof prüfte sorgfältig die ihm überwiesenen Güter, denn wenn auch die Stadt daheim durch ihre Angestellten hatte zusehen lassen, daß keine schlechte Ware mit unterlaufe, so wußte der Bergener Kaufmann doch aus Erfahrung, daß solche Prüfung nicht zuverlässig sei, und daß er in viele Schwierigkeiten geraten würde, wenn er den mißtrauischen Norwegern schlechte Ware in die Hand zu spielen genötigt wäre. Sorgsam untersuchte er jedes Gebinde, achtete auf die eingebrannten Zeichen, und erst wenn er dreimal gegen die Tonne geklopft hatte, war das Zeichen gegeben, daß er sie annähme. Die Ballen von Laken mußten das bleierne Siegel der Wollenweber tragen, und der Normann verlangte eine bestimmte Breite, wenn er es nicht beiseite schieben sollte. Von den Kannengießern durften die Geräte wie Flaschen, Fäßchen, Kannen, Salseren und Schüsseln nur aus reinem Zinn ohne Beimischung geliefert werden, allein an den Henkeln war etwas Zuthat von Blei gestattet. Die Grapengießer nahmen gerne zuviel Weichkupfer zu ihren Grapen in der Meinung, daß der Bergener die Prüfung nicht verstehe. Das Gedeihen der Hanse beruhte besonders auf Lieferung gediegener, tadelloser Ware, und wenn das Vertrauen der Käufer von einem Hofe getäuscht worden war, so pflanzte sich die Nachricht unter den Eingeborenen sehr rasch fort, und durch die Nachlässigkeit eines Meisters konnte den übrigen Vertretern derselben Stadt langdauernder Schaden zugefügt werden.

Die norwegischen Makler mußten gleichfalls in Thätigkeit gesetzt werden, bis jetzt hatten die Hansen trotz aller Versuche den unbeschränkten freien Handel durch das Land, den selbständigen Vertrieb ihrer Waren, nicht sich aneignen können. Boten wurden in entlegene Ortschaften gesandt, und alsbald rückten mehr oder minder große Flotten von Fischerbooten an, in welchen der im Winter aufgesammelte Vorrat an Thran, gesalzenen und geräucherten Fischen, Seehundsfellen u. s. w. lag, und vom Binnenlande kamen die Züge der Bauern mit Pelzen, Talg und Fleisch. Der Tauschhandel der Rostocker war im besten Gange, als die Engländer noch uneinig ihre Ballen und Tonnen hin- und herschoben.

Der jüngste Meister war der thätigste, seine Jungen und Gesellen die fleißigsten. Mit großer, aber in der Brust still verschlossener Freude sah der Schiffer dem Treiben seines Sohnes zu; sogar die Schiffsknechte griffen noch einmal so munter an, wenn Henning an Bord kam, denn stets hatte er ein Schlagwort bei der Hand, so daß, wenn die schwere Tonne mühsam mit Hülfe von Winden ins Boot gebracht war, sie sich erst hinstellen und herzlich auslachen mußten, daß das Schiff dröhnte. Allmählich leichterte dasselbe sich und es wurde möglich, es zur Brücke zu führen und dort festzulegen. Da ging auch der Schiffer ans Land.

Auf sein Nachfragen hörte er zu seiner Freude von seinem Sohne, daß es diesem gelungen war, ein Buch, welches die Evangelien in Uebersetzung des Wycliffe enthielt, zu erwerben, daß allerdings der, welcher sie ins Deutsche übertragen sollte, nicht fleißig

gewesen, jetzt aber eifrig dabei wäre, das Versäumte nachzuholen, und da ihm bei rechtzeitiger Ablieferung als besondere Zugabe zum klingenden Lohn noch sechs Kannen Weins versprochen worden, so wäre sichere Aussicht vorhanden, daß er seine Arbeit zur Zufriedenheit leisten werde.

Als Hugo Degenhard durch das Gewölbe des Hofes ging, sah er, daß sich die Buden der einzelnen Hauswirte merklich gefüllt hatten. Oft lag die Tonne, der Ballen, die Kiste nur einen Tag, dann wurde sie schon von den Norwegern abgenommen. Der Raum wurde deswegen nicht leer, es sammelten sich die eingetauschten Waren an, der Gewinn wurde, wie sich leicht berechnen ließ, bei solchem Handelsbetrieb ein doppelt großer, und der Hanse fühlte wiederum einmal, daß er dem Normannen bei weitem überlegen war.

Diese letztere Empfindung war es, welche Vater und Sohn zum ersten genaueren Aussprechen drängte, als sie gelegentlich die Länge des Hafens von der Schloßseite, wo der norwegische Vogt saß, bis dahin, wo die Bergenschen über Strand unbeschränkt wohnten, entlang gingen. Nicht alles war hier hansisch, denn noch hatten einheimische Kaufleute gleichfalls ihre Höfe und Warenplätze an der Brücke, noch hatten diese ihr Bestreben, die Deutschen von den bequemsten Plätzen fern zu halten, nicht aufgegeben. Die Hartnäckigsten versagten ihre Höfe selbst gegen hohe Miete und trieben den Vogt an, eifersüchtig darauf zu halten, daß unter keinen Umständen die Fremden den Bewohnern des Binnenlandes ihre Waren selbst bringen und sich die Landesprodukte selbst zusammenholen durften. Aber wenn man auf das Errungene zurücksah, so war der Einfluß der Hansen im Wachsen; wo mehrere deutsche Höfe zusammenlagen, hatten sie sich durch ein Gehege sofort gegen außen abgeschlossen und ihre eigenen Ordnungen eingerichtet, und die Einheimischen fühlten sich diesem planvollen, einheitlichen Vorgehen gegenüber zum kraftvollen Gegendruck lange nicht mehr stark genug.

Die Deutschen hatten das Bewußtsein, daß der Jahrhunderte währende Wetteifer bei irgend einem plötzlichen Ausbruch endgültig zu ihren Gunsten müsse entschieden werden. Sie scheuten sich auch nicht vor dem Gedanken, diesen Ausbruch zu beschleunigen. Handfeste Leute standen ihnen stets zu Gebot wie ein geschlossenes Heer. Auf den Höfen waren viele Insassen und in der Schustergasse die noch zahlreicheren Zugehörigen der fünf Handwerksämter, alles Deutsche, alles unbeweibte Männer, welche in rauhem Streit, in rohen Spielen auf ihre Kraft erprobt und abgehärtet waren. Bei dem geringsten Anlaß standen Handwerker und Kaufleute gegen die Einheimischen wie ein Mann und bewiesen die Kraft ihrer Fäuste. Selten wagten sich die Engländer zu längerem Aufenthalt auf die Gassen, denn man wußte, daß vor einigen Jahren ihrer etliche erschlagen waren, und der Vogt hatte die Ahndung der That nicht durchsetzen können. Wenn nur die Hansen draußen die Heere und Schiffe der Feinde bekriegten, in Bergen war man schon des Sieges gewiß. — Das alles war es, was Hugo mit seinem Sohne besprach.

„Vater," sagte Henning mit leuchtenden Augen, „die Brücke von der Schloßseite bis zum Strand muß ganz unser sein, nur von uns müssen die Bergenschen kaufen und uns muß und wird noch einmal das ganze Land offenstehen. Dann erst strömt der Reichtum den heimischen Städten in voller Weise zu. Warum schlagen sie nicht los? Mich deucht, daß die Gefangenhaltung des Königs Grund genug wäre."

„Ja, warum nicht?" entgegnete Hugo Degenhard erwägend. „An den Rostockern und Wismarern soll's nicht fehlen."

„Die ganze See wimmelt von kecken Gesellen, denen Krieg und Raub ihr Leben ist. Jetzt schaden sie Freund und Feind. Ruft sie doch zusammen und gebt ihnen den Rückhalt der Städte, von einem gehörigen Schlage fällt hier die Macht der Norweger, sie haben kein Geld, kein Vermögen, um sich zu erholen."

„Wer soll sie zusammenhalten, Henning? Wer bändigt wohl ihre Wildheit?"

„Du, Vater! Du bist der tüchtigste Mann, den sie jetzt auf der See haben und den die Vitalienbrüder ehren und fürchten. Die Städte müssen dir eine größere Flotte geben, daß du jene in die Enge treiben kannst, dann stellst du ihnen die Wahl, in den Dienst der Städte zu treten oder ertränkt zu werden, sei versichert, daß sie alle kommen. Margarethe muß sich nach einer Hauptschlacht beugen, der König wird frei, er räumt aus Dankbarkeit den Hansen große Vorrechte in Stockholm ein, das sie ja ihm jetzt schon hüten; mit Bergen, Schonen und Stockholm ist die ganze Halbinsel unser, und alles, was sie besitzt, vermehrt die Güter der Hansen. — Ich komme mit, Vater! Das eingeschlossene Leben hier sagt mir auf die Dauer nicht zu, zumal ich ganz neue Pflichten für mich heraufsteigen sehe. Kämpfen will ich unter deiner Führung für die Hanse, ich wüßte mir kein größeres Glück."

Ueber das wettergefurchte Gesicht des Schiffers flog ein freundliches Lächeln, wie er es nur kannte, wenn er daheim mit seiner Frau sprach. Tauchten vor ihm die wilden Scharen auf, welche sich zu Herren der See gemacht hatten, und er gedachte der dort vergeudeten gewaltigen Kraft, welche, richtig gelenkt, in der That den Deutschen zum Siege verhelfen konnte? Oder war es der Stolz, daß ein so kühner Plan von seinem Sohne erdacht war, und daß dieser so Großes seinem Vater zutraute?

„Henning," sagte er nach einer Weile mit seinem früheren Ernste, „wenn alle Hansen so dächten wie du, dann möchte es sein — aber sie denken nicht so. Sie halten ihre Tage, sie beraten und beschließen die Aufbringung großer Mittel — aber keine Stadt thut nach der Bestimmung, wenn ihre Boten heimkommen, jede denkt, daß die anderen für sie handeln werden. Mit der Einheit des Bundes ist es lange nicht also bestellt, wie es nach außen hin scheint. Wenn er sich einmal aufrafft und seine Kräfte aufbietet, pah, dann giebt es keine Macht, welche ihm widerstehen kann, das haben wir ja erlebt, und von Nowgorod bis Brügge hin wissen alle davon zu erzählen."

Einen Augenblick schwieg er, dann sprach er mit Heftigkeit, während ein flammender Blick aus seinen Augen schoß und seine Brust sich in tiefen Atemzügen hob: „Sie selbst brechen ihre eigenen Satzungen unaufhörlich, von denen sie doch wissen, daß diese sie groß gemacht haben. — Einig sein ist eine wunderbare Kunst! — Woran liegts, daß man sie so schwer lernt? — Wenn es Opfer gilt, sieht der Einzelne immer auf das Ganze und nicht auf sich. Und er sieht stets auf sich und nicht auf das Ganze, wenn es zu ernten gilt. Mag es denn jetzt so sein, es werden hoffentlich noch einmal bessere Tage kommen. Ich aber, solange ich lebe, will ich mein Ein und Alles in den Dienst des Ganzen stellen und nicht auf mich und das Meine sehen, damit, wenn ich einmal scheide, ich doch das Bewußtsein habe, ein getreuer Hanse gewesen zu sein, welcher gehorchen und Opfer bringen konnte. Und du, Henning, du bist mein Fleisch und Blut! Du denkst wie ich, und dafür will ich Gott danken in jedem Gebet. — Doch genug hiervon — dort kommt Rambold, und ich habe mit ihm noch etwas zu bereden."

Er sah es nicht im Dahinschreiten, daß sein Sohn bestürzt und erschrocken stehen geblieben war. Was der Vater ihm gesagt hatte, das kannte er schon längst als die treibende Kraft dieses eisernen Mannes. Und doch hatte er es in diesem Augenblicke empfunden als ein Urteil. Er hatte gehofft, daß der Vater nach den Gründen des Berufswechsels näher fragen würde und daß er ihm dann seine Absicht, ein eigenes Heim zu gründen, offenbaren könnte. Wenn er sich aber von dem, welcher eine der Hauptsatzungen des deutschen Kaufmanns zu Bergen übertreten wollte, zornig abwenden würde — was dann?

Dem in so schweren Gedanken Dahingehenden nahte Rambold, welcher das Gespräch mit dem Schiffer kurz beendet hatte.

„Ei nun, so ernst der lustige Henning?" sagte er. „Dein Vater hat dir wohl vorgehalten, daß für einen Hauswirt sich ein gesetztes Wesen ziemt zum guten Beispiel

für Gesellen und Jungen? Nimm es dir nicht zu Herzen, der Alte wird in seiner Jugend auch einmal anders gedacht haben; er muß jetzt so verbraucht werden."

Henning sah überrascht den Ratsgesandten an, bei solchem Zuspruch erschien er ihm weniger hochmütig. Er seufzte aber und schwieg, denn gegen seinen Vater wollte er nichts sagen.

Rambold fühlte unwillkürlich den Trieb, eine Sache, welche den Frohsinn aus Hennings Mienen verscheuchen konnte und die am Ende zwischen ihm und seinem Vater zum Zwiespalt geführt hatte, näher zu ergründen, und er entfaltete zu solchem Zwecke das gewinnende Wesen, über welches er als wohlerzogener, vornehmer Mann zu jeder Stunde gebieten konnte. Der Kaufmann hatte genug Gelegenheit gefunden, die Listen und Kniffe beim Handel zu erforschen und sich gegen Uebervorteilung zu schützen, aber in seiner rauhen Umgebung hatte er nicht gelernt, daß jemand es fertig bringen konnte, warme Herzensempfindungen zu heucheln. Der Mann aus der Welt war dem Mann aus Bergen überlegen und konnte ihn leicht berücken. Es währte nicht lange, so hatte er ihm das Geheimnis seiner Liebe entlockt und auch den Umstand, daß sein Versuch, dasselbe dem Vater vorsichtig beizubringen, gescheitert war.

„Schlag's dir aus dem Sinn," sagte er leichthin. „Schön mag das Mädchen sein, und es verdient gewiß auch geliebt zu werden, denn du bürgst schon für eine feine Wahl. Aber ich rate dir gut: Treibe die Sache nicht zu weit. Es ist gefährlich, zwischen Holzhäusern mit Feuer zu spielen."

„Ich lasse sie nicht," antwortete Henning, „und sollte ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, ich lasse sie nicht."

„So schrei doch nicht so!" mahnte Rambold. „Das Wort ‚sie' findet in der Stadt der Ehelosen feine Ohren. Behalte sie meinetwegen, solange du willst, das verdenkt dir kein Deutscher; nur lasse dich nicht allzufest umgarnen, denn die Weiber sind schlau und wissen schwache Stunden herauszufinden. Unsereins hat Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen zu sammeln."

Unwillig wandte sich Henning mit den Worten ab: „Wenn ich weiter nichts hören wollte, dann hätte ich mich dir nicht zu offenbaren brauchen, den Rat hätte mir jeder Schuster hier geben können. — Ich ertrag es nicht, daß man von den Weibern geringschätzig spricht, denn alle, welche ich in meinem Leben genauer kennen lernte, meine Mutter, meine Schwester, meine Braut, sind die edelsten ihres Geschlechtes."

„Deine Mutter — ja! Deine Schwester — ganz bestimmt! Die Fischertochter aus Bergen — hm!"

„Meine Braut sagte ich!" rief Henning heftig. „Wills Gott, demnächst mein ehelich Weib!"

„Gott schütze jeden, welcher Verliebte trösten soll. Wenn er nicht sofort anfangen will, unvernünftig mitzuseufzen, so ist er in Gefahr, daß man ihm den Hals bricht. — Weißt du nicht, daß die Ehen zwischen Deutschen und Norwegerinnen hier unmöglich sind?"

„Unmöglich?" Henning wiederholte das Wort und zuckte die Achseln.

„Ja, ja, geradezu unmöglich! Eine strenge Satzung verbietet sie." — „Ein fester Wille bricht den Zwang!" — „'S mag schon richtig sein. Aber wie steht es um die Kraft, die Folgen zu tragen? Hier kannst du dann nicht mehr bleiben." — Henning schwieg.

„Drüben bei den Norwegern wird man dich auch nicht aufnehmen wollen, selbst wenn du zum alten Sverrir — so heißt ja wohl dein zukünftiger Schwiegervater — in die Hütte ziehen wolltest und ihm bei seinem Thransieden helfen, wenn er gelegentlich einen Seehund erlegt hat."

Ueber Henning lief ein leichter Schauer, den Rambold wohl bemerkte. „Ja, was denn also?" fragte er weiter.

Da richtete sich Henning auf und sah ihn mit seinen ehrlichen Augen gerade an, sodaß Rambold Mühe hatte, seinen Blick auszuhalten. „Ich will dir's sagen, denn

einmal muß ich es doch vor jedermann offenbaren. — Hier will und kann ich als beweibter Mann nicht bleiben, also will ich zurück nach Rostock. Ich rechne darauf, daß der Krake mich und meine Braut alsobald wegführen kann, und du, Rambold, mußt mein Fürsprecher sein, wenn mein Vater die Aufnahme verweigert."

Der Angeredete senkte den Blick und sagte zögernd: „Unmöglich scheint die Durchführung deines Planes nicht. — Doch da fällt mir ein — solltest du nicht wissen, daß man den deutschen Schiffen verboten hat, auch durch eine bestimmte Satzung, die nach Bergenscher Kaufmannsordnung Ausgestoßenen an Bord zu nehmen? Unlängst erst ist sie erneuert mit verschärften Bestimmungen."

„Ich weiß es wohl, aber ich habe mir gedacht, daß mein Vater eine Ausnahme mit mir machen würde, wenn ich ihm das Mädchen zuführte und ihn bäte, sie nach Rostock zu meiner Mutter zu nehmen. Schlimmsten Falls will ich hier bleiben und mich bereit erklären, meine Stellung hier aufzugeben und mich später dem Gerichte des Rates daheim zu unterwerfen. Du aber hast deine Verwandten unter den Geschlechtern und wirst mit leichter Mühe diese Angelegenheit zu meinen Gunsten lenken können. — Vergiß, Rambold, was früher zwischen uns als Knaben gestanden hat über meiner jetzigen Not. — Sprich du mit meinem Vater und rede ihm zu, ihr seid befreundet, dem Ratsgesandten wird er eher folgen, als mir. Ich will dir dankbar sein bis an mein Lebensende, wenn du uns vor dem Untergange gerettet hast."

Unwillkürlich fühlte sich Rambold von der Wärme der Sprache ergriffen. Er erwog bei sich, daß der von Henning angegebene Ausweg in der That durchführbar schien, denn keine Satzung verbot, ein norwegisches Mädchen nach Rostock zu überführen, das verstieß nur gegen die Ueblichkeit, und es war Sache der Braut, sich mit den Schiffsknechten abzufinden. Auch wußte er, daß die Verbindung mit Norwegerinnen nur verboten war aus Sorge, daß die Geheimnisse des Kaufmanns verraten werden könnten, und daß, im Falle ein solches Bedenken nicht im Wege stand, sich alle Schwierigkeiten in Rostock beseitigen ließen. Bei dem Gedanken, daß er hier unvermutet als Ehestifter in Anspruch genommen würde, mußte er lächeln, und Henning, welcher darin seine Geneigtheit, sich mit der Sache zu befassen, zu erkennen glaubte, griff erfreut nach seiner Rechten und schüttelte sie mit derbem Druck.

Da fühlte Rambold einen stechenden Schmerz in der Hand, plötzlich tauchte in seiner Erinnerung seine schmachvolle Demütigung an Bord des Kraken auf und die Worte des Schiffsmeisters klangen wieder an sein Ohr: „Wenn mein Sohn an deiner Stelle wäre und flehte mich auf den Knieen an, so würde ich zu ihm sprechen wie zu dir und das Recht der Hansen nicht brechen." Welch eine Gelegenheit, Hugo Degenhard auf die Zuverlässigkeit seines Wortes hin zu prüfen! Wenn er nun wirklich vor die Wahl zwischen seinem Sohn und der Hanse gestellt wäre, so würde er sich doch ohne Frage für den ersteren entscheiden, Rambold konnte ihm dann seine Prahlerei zur passenden Stunde vorhalten und ihm beweisen, daß er ihm, seinem Freunde, auch bei gutem Willen jene Schande hätte ersparen können, sie waren beide quitt und er brauchte sich wegen Arenwalde nicht mehr verpflichtet zu halten. Nur schien es nötig, daß zu diesem Zwecke die Ergreifung des Ausweges, welchen der junge Kaufmann sich ausgedacht hatte, unmöglich gemacht würde.

„Ich wills versuchen," sagte er langsam. „Ich traue auch meinem Einflusse in Rostock soviel zu, daß ich das Gelingen wohl versprechen kann. Nur gefällt mir nicht, daß ihr noch nicht fest verbunden seid, denn soweit ich den Meister Hugo kenne, wird dieser einen bloßen Herzensbund mit den Worten zerreißen, daß die Hanse Opfer fordern müsse; im Notfalle setzt er sich hier mit den Aelterleuten in Verbindung, läßt dich mit Gewalt auf das Schiff bringen und überführt dich nach Rostock. Einen Bund, für welchen die Kirche schützend eintritt, darf er nicht anrühren. Wie wäre es also, wenn du vorher heiratetest? Dann wird er mit einer Thatsache rechnen müssen, welche nicht mehr zu ändern ist."

„Wenn ich das gethan hätte, bevor mein Vater hier war, dann wäre es wohl zu entschuldigen, aber jetzt kann ich ohne sein Vorwissen unmöglich solchen Schritt thun," erwiderte Henning. „Er würde im ersten Falle mir zürnen, im letzten Falle würde er alles Vertrauen zu mir verlieren."

„Berufe dich auf mich!" rief Rambold, „dein Vater und ich sind ja gute Freunde. Sage ihm, daß ich die Regelung mit dem Rostocker Rate übernommen habe. Wenn du ihn so kennst, wie ich ihn kennen gelernt habe, so wirst du mir recht geben, daß er vor einem harten Griff nicht zurückscheut, wenn es gilt, den Sohn zur Achtung der Bundessatzungen zu zwingen."

Henning konnte ihm nicht widersprechen, und sein Herz neigte dazu, Breta einen Beweis seiner ehrlichen Liebe zu geben. Und so erreichte es Rambold durch seine Ueberredungskünste in der That, daß er den Sohn von dem Gedanken, offen vor seinen Vater hinzutreten und seinen Rat zu erbitten, ablenkte. Darnach war es nicht schwer, die sonstigen Hindernisse zu beseitigen. Für Geld ließ sich einer der Bergenschen Priester leicht bereit finden, heimlich eine Trauung, für welche die Gründe nahe lagen, zu vollziehen, und schon nach wenigen Tagen waren Henning und Breta ehelich mit einander verbunden. Rambold versprach, eine günstige Stunde abzupassen, um den Schiffsmeister von der Lage seines Sohnes und seinem Anliegen zu benachrichtigen, und Henning lebte der frohen, festen Ueberzeugung, daß er alles in die beste Hand niedergelegt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ludwig.

Von

Otto Kraus.

I.

Die erste von Adolf Stern und Erich Schmidt besorgte Gesamtausgabe der in sechs Bänden gesammelten Schriften Otto Ludwigs, die 1891 bei Friedrich Wilhelm Grunow in Leipzig erschienen ist, bietet erwünschten Anlaß, das Andenken eines Dichters zu erneuern, dessen „schlichte Größe und reine Natur" in so schroffem Gegensatz steht zu den Dichtern unserer Tage, die am „Fieber des Größenwahns und an der Frivolität der Erfolgssucht um jeden Preis" leiden.

Gustav Freytag rechnet in einem zuerst in den Grenzboten ein Jahr nach Ludwigs Tode veröffentlichten Aufsatz diesen Dichter „zu den deutschen Dichtern, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist, nur wer ihn persönlich kannte, bewahrt den guten und starken Eindruck, den sein Wesen gemacht hat". Und Adolf Stern, der Biograph Ludwigs, sagt von der vollständigen Darstellung der Entwicklung des Dichters, „des beschränkten äußeren und überreichen inneren Lebens dieser mächtigen Künstlerpersönlichkeit, daß sie besser als jede bloße kritische Erörterung zum Verständnis, zur Erläuterung der poetischen Welt dienen könne". Gustav Freytag hat Otto Ludwig persönlich gekannt, das gilt auch von Julian Schmidt und Adolf Stern, sie haben von dem Wesen des Dichters einen tiefen, nachhaltigen Eindruck empfangen und damit die Fähigkeit, dem „tief einsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterleben" in freundlicher Zuneigung gerecht zu werden. Rudolf Gottschall hat den Dichter des Erbförsters persönlich nicht gekannt, daraus erklärt sich die hämische Art, mit der er O. Ludwig beurteilt; bei persönlichem Bekanntwerden mit dem Dichter wäre er ganz gewiß außer stande gewesen, seinem wohlfeilen Spott in recht oberflächlicher Weise die Zügel schießen zu lassen. Heinrich von Treitschke hat den Dichter auch nicht persönlich kennen gelernt, er hat aber trotzdem eine gerechte Charakteristik O. Ludwigs geschrieben.

Das vortreffliche Lebensbild, das Adolf Stern im ersten Bande der gesammelten Schriften (S. 3—319) veröffentlicht hat, wird durch eine Anzahl Briefe des Dichters im sechsten Bande (S. 335—456) ergänzt, ein reichhaltiger Stoff, um daraus eine Lebensskizze zu entwerfen, die dem Leser einen Einblick in das Leben eines Dichters gewährt, der ganz der „alten Schule" angehört. Ich setze diesen Ausdruck hierher, weil mir hundertmal beim Studium der sechs Bände das Gedicht: „Ich bin noch aus der alten Schule" von Feodor Wehl eingefallen ist, ein Gedicht, das so wahr den

Gegensatz der alten Dichter und der modernen Poeten zeichnet, daß ich gelegentlich einige Strophen zur Kennzeichnung Ludwigs mitteilen werde.

Otto Ludwig, geboren im thüringischen Städtchen Eisfeld am 12. Februar 1813, erhielt in der heiligen Taufe am 11. März die Familiennamen seiner Eltern, des Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner Gattin Sophie Christiane Otto. Ein am 7. Juli 1822 in Eisfeld ausgebrochener großer Brand hatte für die äußere Lage der Familie Ludwig die traurigsten Folgen. „Die Zerstörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlene spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadtsyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß." Drei Jahre später verlor Otto allzufrühe seinen braven Vater. Das Beste in seiner Erziehung verdankte er seiner trefflichen Mutter. Er nennt sie in einer leider nur begonnenen Selbstbiographie „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und geröteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte wie vom Doktor Luther". Früh machte ihn die Mutter mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt. In der väterlichen Bibliothek lernte er schon als Knabe sich in den Werken Goethes, Schillers, L. Tiecks und E. T. A. Hoffmanns umsehen. Seinen ersten Unterricht erhielt er von Ludwig Ambrunn, dem Privatschreiber des Vaters. Von 1824 bis 1828 besuchte er die Eisfelder Stadtschule; im Frühjahr 1828 siedelte er nach Hildburghausen zum Besuche des Gymnasiums über. Für die Gymnasialzeit war es ein Unglück, daß bei Otto Ludwig die „künstlerische Phantasie früh angeregt und beinahe jeder künstlerische Trieb im stillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erschwerten". Die Mutter hatte den Sohn ungern nach Hildburghausen gehen lassen. Ihre Sorge um seine Zukunft und der Beginn einer todbringenden Krankheit waren die Ursache, daß schon nach einem Jahre die Rückkehr des Sohnes nach Eisfeld und sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto von der Mutter dringend gewünscht wurde. Der gute Sohn fügte sich und trat als Lehrling in den Kramladen des Onkels ein, den er aber nach dem am 21. November 1831 erfolgten Tode der Mutter im folgenden Jahre wieder verließ, um abermals eine höhere Schule zu besuchen, das Lyceum in Saalfeld. Ueber den Aufenthalt in dieser Stadt hat er nachmals die kurzen, aber inhaltsvollen Worte niedergeschrieben: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu anderer Beschäftigung." O. Ludwig kehrte Weihnachten 1833 nach Eisfeld zurück mit dem Vorsatz, sich der Musik zu widmen. Er richtete sich in dem von den Eltern ererbten Gartenhaus mit seinem Freunde Karl Schaller häuslich ein, studierte Generalbaß und versuchte sich in Opernkompositionen. In späteren Jahren äußerte er gegen die Freunde Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben sei die glücklichste Zeit seiner Jugend gewesen. „Ludwigs Stärke war schon zu dieser Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine starke, unablässig arbeitende Phantasie, vor der Bilder und Gestalten in voller Deutlichkeit standen, eilte seinem Gestaltungsvermögen rastlos voraus, und während er ernsthaft die Zukunft als Musiker vor Augen hatte, regte sich der poetische Antrieb beständig wieder." Ab und zu verließ Ludwig in diesen Jahren die Gefilde der Kunst, um dem Onkel und seinem Ladendiener im Geschäft zu helfen. Eine erfrischende und zerstreuende Wirkung brachte dagegen seine Beteiligung an dem Eisfelder Liebhabertheater, dessen Theaterdichter und Kapellmeister er war. — Nachdem der Meininger Hofkapellmeister Eduard Grund das musikalische Talent Ludwigs kennen gelernt hatte, schlug er dem Herzog Bernhard Erich Freund vor, dieses Talent „der Pflege eines anerkannten,

aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen". Der Herzog bewilligte dem hoffnungsvollen jungen Manne ein Stipendium von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Am 28. Oktober 1839 kam Ludwig nach sechsunddreißigstündiger Fahrt in Leipzig an. Mendelssohn nahm ihn zwar freundlich auf, aber ein wärmeres Verhältnis kam zwischen beiden nie zu stande. O. Ludwig hatte nicht die geringste Lust, „in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen". Noch weniger als zu den Mendelssohnschen Kreisen fühlte er sich zu den Schumannschen hingezogen. „Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußeren Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innere Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden." Aber auch der Ton, der in der Schriftstellerwelt herrschte, „dieses von aller Pietät verlassene Wesen", wie er an seinen Freund Schaller schreibt, stieß ihn ab. „Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Er hätte mit Feodor Wehl sagen können:

Heut ist die Jugend wunderklug,
sie scheint mit Fittichen zu leben;
kaum flügge, sieht man sie im Flug
zum höchsten Gipfel sich erheben.
Sie achtet keines Meisters Stern,
sie schilt das Denken Hirngeschwule — —
Wenn ich's nicht thu, verzeiht, ihr Herrn,
ich bin noch aus der alten Schule.

Im Oktober 1840 kehrte Ludwig nach Eisfeld zurück. „Nun warf ich mich auf die Poesie allein," erzählt er in einem Briefe vom 5. Dezember 1846 an Eduard Devrient, „hab es aber noch nicht zu einem Verleger bringen können. Ich habe mit Novellen und allem möglichen — ohne nur Honorar zu fordern — während ich doch sah, daß viel gedruckt wird, was schlechter oder doch nicht besser ist als meines — habe in Leipzig mit Manuskripten hausiert, bin mit schamroten Wangen von Buchhändler zu Buchhändler gelaufen und habe zuletzt, ich weiß nicht, ob aus Stolz oder aus Bedauern, den guten Leuten das abschlägliche Wort selbst in den Mund gelegt; aus Bedauern, je mehr meine Dinge und damit ich selbst in meiner Achtung fielen. Mehrere zeigten sich geneigt, wenn schon was von mir gedruckt sei. Das war nun nicht, und ich sollte nicht eher ins Wasser gehen, als bis ich schwimmen konnte. Manchen waren meine Dinge zu stark ausgedrückt, als daß sie sich damit hätten befassen mögen." Zu den „Novellen" gehört die in der Reinschrift der Kabinettsbibliothek des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen einverleibte Novelle „Die Emancipation der Dienstboten". „Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftsteller war vom Urteil über eine litterarische Leistung abhängig gemacht worden." Ludwig Bechstein gab über jene Novelle ein günstiges Urteil ab und die Folge hiervon war der Fortbezug des Stipendiums bis Ostern 1843. „In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigst loszureißen." Im Frühsommer 1842 siedelte er zum zweitenmale nach Leipzig über. Ludwig bot die genannte Novelle dem Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" Heinrich Laube an, „der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als besserer Menschenkenner und Talentschätzer zeigte, als die große Mehrzahl seiner litterarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es der angebotenen Novelle zu gute, daß sie nicht zur Dutzendware der Belletristik gehörte". — In der Gastwirtschaft von Waldrich lernte Ludwig eine Anzahl junger emporstrebender Männer kennen und damit ganz neue Lebensverhältnisse und Geistesrichtungen. Im nächsten Winter schrieb er das „Märchen von den drei Wünschen", die Novelle „Maria" und den ersten Entwurf des Lust-

spiels „Hanns Frei". — Seine Erstlingstragödie „Der Engel von Augsburg (Agnes Bernauerin), einige Jahre später „eine Art Ausbildungsfriesel meines Talentes" genannt, hoffte er um Neujahr 1843 auf die Bühne in Dresden bringen zu können Im Frühling folgte er seinem Manuskript nach. Dresden war damals „in eine der kurzen Glanzperioden seines geistigen und geselligen Lebens eingetreten, in denen es mit Recht als ein Mittelpunkt deutscher Kunst gelten durfte". Namen wie Ernst Rietschel, Gottfried Semper, Eduard Bendemann, Julius Hübner, Ludwig Richter und Ernst Hähnel auf der einen Seite und die Namen Emil Devrient, Karoline Bauer, Marie Bayer und Eduard Devrient auf der anderen Seite genügen zur Kennzeichnung jener Glanzepoche. Der Tod des Onkels in Eisfeld und das ihm dadurch zugefallene Erbteil sicherte dem Dichter „bei seinen bescheidenen Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg".

„Anfang Juni 1844 verließ Ludwig Dresden und bezog im oberen Stock der „Schleifmühle" zu Nieder-Garsebach ein paar bescheidene Zimmer, in denen eine größere Reihe seiner Werke entstehen sollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 voraussetzen konnte." Nieder-Garsebach liegt bei Meißen in anmutiger Gegend. Er fand es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden". Die in der lieblichen Gegend neugeweckte Lebenslust erreichte die Höhe vollen Glückes, als Ludwig die Tochter eines Meißener Bürgers Emilie Winkler kennen lernte, „die bald seine Braut und die treue Gefährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte". Die „Buschlieder" der Jahre 1844 und 1845 verraten uns einiges aus der Brautzeit. Wie viel ist in den vier Zeilen gesagt:

Sie denkt.

Siehst du — ich muß die Augen senken,
antwortet dir nicht schon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
doch sagen kann ich's nicht — du mußt dir's denken!

„Der Frohmut und die jugendliche Heiterkeit Emiliens wirkten auf Ludwig, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte."

Den Winter von 1844 auf 1845 wohnte Ludwig in Reudnitz bei Leipzig. Das im vorausgegangenen Sommer gedichtete Vorspiel zum Drama „Friedrich II." ging bei seiner Veröffentlichung trotz herzbewegendem, farbenreichem Leben spurlos vorüber. „Für den „laufenden Geschmack" hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man sich hoch über den großen soldatischen und unkonstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Revolution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists" in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen, vaterländischen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme."

Anfangs Mai 1845 kehrte Ludwig nach der Schleifmühle im Triebischthale zurück. In der nächsten Zeit vollendete er das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens", vom Dichter kurzerhand „das Polenstück" genannt, das er im Dezember Eduard Devrient zur Beurteilung übersandte. Während er dann an dem neuen Trauerspiel „Die Pfarrrose" schrieb, suchten ihn die Gesichte heim, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi" geweckt hatte.

Den Winter 1845 auf 1846 verlebte Ludwig in dem malerisch gelegenen Meißen. Da Eduard Devrient mitgeteilt hatte, daß ihm die Tragödie „Die Rechte des

Herzens" außerordentliche Freude bereitet habe, suchte Ludwig den Regisseur in Dresden persönlich auf. Dieser neuen Begegnung hat Devrient in seinem Tagebuch mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille — —, er blinzt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit." Eduard Devrient bekümmerte sich nicht bloß um das Trauerspiel, sondern auch um den Dichter, dem er dringend riet, nach Dresden überzusiedeln. „Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten." „Wollen Sie," schrieb ihm Devrient, „dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen, seiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als meinte ich, Sie sollten von der gegenwärtigen Theaterwirtschaft die Komposition Ihrer Gedichte lernen, aber es ist unumgänglich notwendig, daß Sie das bessere Vermögen der Schauspielkunst genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben sein." Wirklich kam Ludwig für einige Monate nach Dresden. Der neue Dramaturg des Hoftheaters war Karl Gutzkow. „Ludwig stand den litterarischen und politischen Anschauungen Gutzkows noch nicht so unbedingt entgegen, als einige Jahre später, hatte sich wenigstens seine Gegnerschaft nicht so klar zum Bewußtsein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge strebende und namenlose Talente zu fördern; seine reizbare Eifersucht erwachte in der Regel nicht den Leistungen, sondern den Erfolgen anderer gegenüber." Gutzkow nahm den namenlosen Ludwig freundlich auf, dieser kam aber in kein näheres Verhältnis zu ihm, er hielt sich lieber zu seinen alten Freunden L. Richter, Oehme u. a. Gutzkow und Ludwig waren Naturen, die sich wie Wasser und Feuer gegenseitig ausschlossen. In einem 18 Druckseiten langen Brief an Julian Schmidt vom 27. März 1860 sagt O. Ludwig, nachdem vorher von Freytags „Fabiern" die Rede ist: „Ein ander Ding ist es mit Gutzkow, dessen Dramen keine Dramen und dessen Romane nicht Romane sind, nur Verwertungen der Zeit des Autors zum Besten seiner Eitelkeit und seines Geldbeutels." Ich glaube, der Geldbeutel war bei Gutzkow ein noch mächtigerer Faktor als die Eitelkeit. Diese beiden Faktoren waren Ludwig vollständig fremd. Wer Gutzkows „Rückblicke auf mein Leben" (1875) liest, bekommt den Eindruck von stets gekränkter Eitelkeit und ewigen Feindschaften des in sich voll befriedigten Dichters. Wie bescheiden ist dagegen Ludwig, dem die Wahrheit über alles, auch über seine eigenen Leistungen ging, dem der Verkehr mit Freunden ein unentbehrliches Bedürfnis in seiner Abgeschiedenheit war. Mit Feodor Wehl gehört Otto Ludwig zur alten Schule, während Karl Gutzkow, Revolutionär von Haus aus, zur neuen Schule gehört, der die Strophe gilt:

Die Freundschaft, o, daß Gott erbarm!
Wer hat noch heute den Gedanken,
mit einem Freunde Arm in Arm,
die Zeit zu fordern in die Schranken?
Daß jeder seinen Vorteil lern',
das sieht man ab von jedem Schmuhle,
der Schacher treibt. — Verzeiht, ihr Herrn,
ich bin noch aus der alten Schule.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meißen, genauer gesagt nach Niederfähre an der Elbe zurück, Meißen gegenüber. Entzückt war er von der Aussicht seiner Wohnung auf die Stadt mit Burg und Dom, die Elbe, „eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und schönen Bergen, die so galant sind, sie noch etzliche Meilen weiter zu geleiten." Die Wohnung fesselte ihn dergestalt, daß er sie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe seiner größeren Arbeiten ausführte. Die Arbeit an seinen Dramen

war ihm eine Lust und eine Last, je nachdem ihm etwas gelang oder mißlang, wenn ihm aber etwas mißlang, so ging er immer wieder mutig ans Werk. Dazu kamen seine körperlichen Leiden: Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität, gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzthätigkeit. Er verkehrte nur mit der Familie seiner Braut. „Es ist außerordentlich," schreibt er seinem Freunde Schaller am 1. Januar 1848, „wie die Einsamkeit und das Zusammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieses steigert, ich wünsche nur, ich hätte mit siebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten ist Emilie meine einzige Gesellschaft, und sie kennt diese Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was sie rechtschaffen thut. Dazu ist eine so klare Natur einem Kunstmenschen wie ein Zeichen, das im Winter aufgesteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen." Als bald darauf die Revolution des Jahres 1848 ausbrach, war Ludwig, wie alle nach Macht und Ansehen, Einigung und Stärke Deutschlands sich sehnenden Herzen, voll froher Hoffnung. Aber „schon nach wenigen Monaten grollte durch seine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zersplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüsten Fasching demokratischen Taumels und in einer Aschermittwoch sinnloser Reaktion enden werde." Etwas von einer Faschingsstimmung war es auch, wenn Ludwig im zweiten Jahre der Revolution an das Aufgeben seines Handwerks, wie er sagte, und an die Uebernahme einer Lehrerstelle im Meiningenschen oder einer Leihbibliothek in Dresden dachte. „Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefsinnige Dichter, der strenge Künstler, der an sein eigenes wie an anderer Schaffen die höchsten Maßstäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flachsten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutschen Litteraturgeschichte mehr gewesen!" Doch brachte die tolle Zeit in Ludwigs Leben eine Frucht: „den Erbförster". Die „Waldtragödie" hatte er lange geplant. Die Beschäftigung seiner Phantasie „mit kräftigen, herben Charakteren und gewaltigen Vorgängen" kämpfte die körperlichen Schmerzen des Dichters nieder. „So stand die Figur des Erbförsters in kurzer Zeit vor mir, und sobald ich ihn sah, schrieb ich ihn in Einem Zuge nieder. Das Schreiben wird mir innerlich leicht, sobald ich eine Figur nur einmal vor dem Auge habe; das Hindernis liegt nur in der Unfähigkeit des Rückgrates, welches gebücktes Stehen oder Sitzen nicht ertragen kann und das müßte aushalten können, denn einmal die Feder in der Hand, arbeite ich so rasend schnell, daß ich gar nicht im stande bin, Wort für Wort nachzuschreiben, sondern nur skizzieren muß, um dem erzeugenden Gehirn folgen zu können. Zudem kommen mir, während ich an dem einen Teile schreibe, eine Menge charakteristischer Züge in den Sinn, die ich nur mit einem Stichworte am Rande in aller Eile bemerken kann." Diktieren konnte er nicht, denn er hatte dabei das Gefühl, als ob er sich nackt vor den Leuten hinstellen sollte, deshalb konnte er auch nichts von seinen Arbeiten vorlesen. (Gespräche O. Ludwigs mit Josef Lewinsky. Bd. 6. S. 311 und 312.) Im September 1849 ist die Annahme „des Erbförsters" am Dresdener Hoftheater erfolgt. „Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in litterarischen und litteraturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eisfeld" demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigentümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Oeffentlichkeit treten werde." Man vermutete, die Schar junger Litteraten habe sich um einen vermehrt und man war erstaunt und mißtrauisch, als man hörte, daß der Dichter sechsunddreißig Jahre alt und sozusagen ein Autodidakt war. Ja, in einem starken Gegensatz zu der Menge von Litteraten, die sich an das junge Deutschland anschloß, stand O. Ludwig ohne Zweifel. Das wußte er natürlich, und diesen Gegensatz drückt er in einem Briefe an Karl Schaller so aus: „Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meisten heutigen Poeten sind keine gebornen; es sind geborne Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der aus-

geplünderten Kirche kommend sich und andere mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — — Die Litteratur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsere Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus" machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eigenen Geschäften, und warum solltens die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wie's die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsere deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wieviel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug, seine Erbärmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegts nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes."

Dem wiederholten Drängen Ed. Devrients gab Ludwig endlich nach und zog im September 1849 wieder nach Dresden. Hier lernte er im nächsten Winter eine Reihe von Persönlichkeiten kennen, die mit ihm dauernd verbunden blieben, so Gustav Freytag und Berthold Auerbach an einem Tage. Später wurde der damalige Predigtamtskandidat und jetzige Oberkonsistorialpräsident Dr. Meier in Dresden mit O. Ludwig bekannt. Dr. Meier sah in ihm „Dichter und Mensch in seltener Weise vereinigt." „In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eigenen Schöpfungen zersetzte, andererseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. — — Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem großen Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare, als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter."

Am 4. März 1850 fand die erste Aufführung des „Erbförsters" statt. Des Dichters Herzensfreund Moritz Heydrich berichtet hierüber: „Ich war Zeuge jener ersten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergessen. Es war das Wehen eines originalen echt dramatischen Dichtergeistes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langsam heranrollenden majestätischen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landschaft blitzschnell seltsam beleuchtend, alle ergreifend, erschütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätselhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnersturm der Phantasie". Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton so neu, so ureigen, so anheimelnd und doch auch so furchtbar und unheimlich, abstoßend und anziehend zugleich."

Drei Wochen später schickte Ludwig seinem Freunde Schaller den Erbförster mit den Worten: „Das beiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowohl als Schauspielkunst. Ich habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zusammensetzung man seit zwanzig Jahren, man könnte sagen seit sechzig Jahren Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, schöne — nicht zu eng genommene — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt. — — Der erste Eindruck war ein merkwürdiger. Diese Totenstille, die ersten Aufzüge enthusiastisch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angst, sonst das Lärmen der Aufstehenden, schon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten sie vergessen, daß Komödie gewesen und diese nun aus war."

Heinrich Laube ließ auf dem Wiener Burgtheater den „Erbförster" mit großem Erfolg aufführen, wie er in seinem Buch „Das Burgtheater" S. 177 berichtet. Auch in Weimar wurde die Waldtragödie dargestellt, dann folgten Stuttgart, München, Karlsruhe u. s. w.

O. Ludwig war auf einmal ein berühmter Mann. Man nahm ihn in die Dresdener Montagsgesellschaft auf, in der er mit alten und neuen Freunden und Bekannten angenehmen und anregenden Verkehr pflegen konnte. Von allen Seiten kamen Briefe voll Anerkennung und Bewunderung in die Hände des einsamen Dichters.

Im Herbst 1850 sah Ludwig, der sich wieder in die Stille des Landlebens zurückgezogen hatte, „die Gestalten und Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen". Im Winter 1850 auf 1851 kamen neue Krankheitsstürme, die sich im nächsten Sommer insoweit beschwichtigen ließen, daß er stärker als je zuvor empfand, „wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf". Am 27. Januar 1852 fand zu Meißen seine Trauung mit Emilie Winkler statt. Seinen Wohnsitz nahm er dauernd in Dresden. Ende 1852 wurden die im Laufe dieses Jahres unter Ed. Devrients Mitwirkung neubearbeiteten „Makkabäer" auf verschiedenen Theatern aufgeführt. Nachdem diese große Tragödie, Ludwigs bedeutendste Schöpfung auf dramatischem Gebiet, 1854 im Buchhandel erschienen war, schrieb Emanuel Geibel am 7. August 1855 dem Dichter: — — „Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unseren ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. — — Die deutsche Nation mag darauf stolz sein, daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus gewesen." Geibel gedenkt auch der Mängel des Stücks, fügt jedoch hinzu: „Wo ist denn überhaupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!"

Leider traf den Dichter in derselben Zeit, in der ihn der Erfolg der „Makkabäer" mit Genugthuung erfüllte, der Verlust des Freundes, „der mehr als ein anderer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann". Eduard Devrient ging im Herbst 1852 als Generaldirektor des Hoftheaters nach Karlsruhe. Dem Freunde hatte er drei Jahre vorher ins Album geschrieben:

Wem Edles soll gelingen,
muß selber edel sein;
die edlen Reben bringen
von selbst den edlen Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
dies Leben treu gestrebt:
du hast, sie zu bewähren,
die Lehre auch gelebt!

Eduard Devrient, den O. Ludwig „eine seltene Erscheinung in unserer frivolen Welt“ nennt, „durch und durch brav, edel, wahr und im edelsten Sinne fromm“, und Otto Ludwig, dem ganz dieselbe Charakteristik gebührt, haben stets die höchsten Ziele der Bühne vor Augen gehabt. Darum standen sie einsam, wie alle großen Menschen, der Masse gegenüber. Den zahllosen Vertretern der Masse konnten sie mit einem dritten Repräsentanten der nach hohen Zielen strebenden Bühne die Absage zurufen:

Ihr strömet in das Schauspielhaus
so oft ein Offenbach gegeben.
Der Zote spendet ihr Applaus
und schwelgt im nackten Alltagsleben.
Ach, ehedem noch galt der Kern
und die Moral mit ihrer Spule.
Ihr rümpft die Nas' — verzeiht ihr Herrn,
ich bin noch aus der alten Schule.

Die Kritiken über die „Makkabäer“ konnten Ludwig nicht beirren, „denn schließlich waren die meisten seiner Beurteiler geneigt, höher von dieser Dichtung zu denken, als er selbst es in seinem Kunsternst und seiner bescheidenen Strenge vermochte“. Er dachte jetzt nur daran, mit dem nächsten Drama einen Fortschritt zu beweisen, vor neuem eifrigem Studium Shakespeares, Lessings und der Alten kam er aber nicht zum Festhalten der von ihm geschauten Gestalten. In dieser Zeit des Zauderns entschloß er sich, einem Rate B. Auerbachs zu folgen und „das Dramatische vor der Hand beiseite zu legen und im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen“. (An Ed. Devrient, Juli 1853.) Aber erst im Winter 1853 auf 1854 entwarf er die thüringische Erzählung „Die Heiterethei“. „Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detailierens um so unbefangener überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. — — Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal befangen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten.“ Auf die von Cotta abgelehnte, zuerst in der „Kölnischen Zeitung“ erschienene „Heiterethei“ folgte die humoristische Novelle „Aus dem Regen in die Traufe“ und 1855 die große tragische Novelle „Zwischen Himmel und Erde“, eine Dichtung, die an Gehalt und Tiefe alle sonstigen Werke Ludwigs übertrifft. Eine alte Frau entschloß sich auf das Zureden ihres Sohnes, die „Schieferdeckergeschichte“ zu lesen, und als sie zu Ende war, erklärte sie, „wie aus einem tiefen Traume auffahrend“: „Das ist aber seltsam. Die Erzählung ist doch etwas ganz anderes — aber ich bin so ergriffen gewesen, als damals, wo ich zum erstenmale den Werther Goethes las.“ Dazu bemerkt der Biograph mit vollem Recht: „Mit untrüglichem Instinkt hatte die Greisin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchster poetischer Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leser geschwellt hatte, auch durch diese Kleinstadtgeschichte vom Thüringer Wald rann.“

Im März 1856 erhielt Ludwig auf E. Geibels Veranlassung ein Geschenk von vierhundert Thalern für ein Jahr aus der Hand des kunstsinnigen Königs Max II. von Bayern. Um den Ausgang der fünfziger Jahre drückten neben wachsenden körperlichen Leiden schwere Sorgen um seine heranwachsende Familie das Herz Ludwigs, gleichwohl hat er sich nicht entschließen können, das materiellen Gewinn bringende Feld der Novellistik aufs neue zu betreten. Er war eben ein Dichter der alten Schule und kein der Geschäftswelt angehörender Dilettant der neuen Schule. „Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des solange festgehaltenen, mit seinen Erinnerungen und mit dem bescheidenen Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu

nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. — — Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem früheren in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte." „Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und inneren Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußeren Bedrängnissen des Lebens befreit worden? Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Makkabäer" und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eine solche zu teil werden und zu gute kommen müssen; auch nur ein vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen." Im engeren Kreise seiner Freunde war man bemüht, dem Dichter ein regelmäßiges Einkommen zu sichern. So sind ihm aus der jungen Schillerstiftung und aus der Tiedgestiftung Unterstützungen zu teil geworden, auch hat man ihn für die „Makkabäer" nachträglich mit dem vom Prinzregenten und nachmaligen Kaiser Wilhelm I. gestifteten Schillerpreis geehrt, aber ausreichend war das alles nicht. Doch auch in der härtesten Lebensprüfung hat Ludwig „die stille Größe seiner Natur und die makellose Reinheit seines Charakters" erwiesen.

Ende 1860 begann ein dauerndes Leiden alle, die den Dichter kannten, mit schwerer Sorge zu erfüllen. „Aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Hülfe" nahm er erst im Mai 1862 die Hülfe des Arztes in Anspruch. Der Skorbut hatte den ohnehin körperlich geschwächten Mann heftig angefaßt. Julian Schmidt war der (von Adolf Stern unbegreiflicherweise gebilligten) blasphemischen Meinung, daß „der gute Weltgeist mit Ludwigs Gliedmaßen abgeschmackte Experimente vorgenommen habe." Der Dichter selbst schrieb über sein Leiden an Josef Lewinsky: „Meine Uebel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer anderen Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

Mit dem Jahre 1864 trat die letzte Periode der Krankheit ein, in der Ludwig das Lager nicht mehr verlassen konnte. Bis zuletzt war er mit seinen Shakespeare-Studien beschäftigt. Am 25. Februar 1865 wurde er von allen Leiden durch den Tod erlöst.

„Er war in des Wortes vollster Bedeutung ein großer Mensch, sagt Lewinsky (Bd. 6, S. 328) von ihm. Meine Augen haben an ihm erfahren, was Weltüberwindung ist. Er war ruhig erhaben über alle seine namenlosen körperlichen Qualen, über die Bitterkeit der Armut. Er hätte stärkere Gründe zum Pessimismus gehabt als Leopardi und Schopenhauer. Aber in diesem kristallreinen Geiste und Herzen herrschte eine Klarheit des Denkens, eine Innigkeit der Liebe, der sich vielleicht in der neueren Geschichte einzig Spinoza vergleichen kann. Er war im höchsten Sinne des Wortes fromm."

G. Freytag sagt von O. Ludwig: „In seinem Schaffen, ja in seiner ganzen Persönlichkeit lag etwas so Ungewöhnliches, daß er zuweilen aussah, wie aus der Urzeit des deutschen Volkes in die Gegenwart versetzt. Schon sein Aeußeres gab das Bild eines kräftigen Germanen aus alter Zeit, das große Haupt, edel geformte Züge, der stattliche Wuchs, das schöne tiefe Auge, der starke Bart, die feste schmucklose Haltung. Noch auffallender wurde er, wenn man die Methode seiner poetischen Arbeit beobachtete: in seinem Inneren eine leidenschaftliche Bewegung, der eines Inspirierten gleich; seine Empfindungen und Anschauungen, nicht bloß poetisch, sondern zu gleicher Zeit sowohl musikalisch als malerisch, und zwar in so hohem Grade, daß sein poetisches Schaffen dadurch gehemmt wurde. In eigentümlichen Kämpfen rangen sich die Gebilde aus seiner

Seele los. Während sie in ihm lebten, hörte er Klänge, sah er die Gestalten in Gruppen fertig vor sich, ja ihm begegnete in solcher Versunkenheit, daß sie ihm auch äußerlich sichtbar wurden, er schaute im Abendnebel den Luftgeist mit grauem Gewande seine Brust umziehen, und als ihm die Idee eines Trauerspiels „Andreas Hofer" im Gemüte lag, stand die Gestalt des riesigen Tirolers als großer Schatten auf seinem Wege. Er wußte, daß dergleichen nur gaukelnde Täuschung des erregten Sinnes war und fertigte es, wo sichs einmal im Verkehr mit anderen eindrängte, mit leichtem Lächeln ab. Aber in stiller Nacht, wenn er träumte, oder wenn er wachend auf seinem Lager nachsann, erhielten solche Gebilde eine größere Deutlichkeit, er schaute sie wie greifbar in tragischen Situationen, und die Stimmung, welche diesen Gestalten seiner Poësie zum Grunde lag, wurde ihm so übermächtig, daß sie ihn quälte. Dabei war er nichts weniger als ein phantastischer Mann, viel bedachte sein Geist über der Arbeit, und spähend beobachtete er den Prozeß des Werdens, ja allzu kritisch gegen die stürmische Empfindung, welche in ihm wogte, unablässig war er bemüht, die Kunstgesetze, die er sich vorzugsweise aus Dramen anderer feststellte, gegen seine eigenen feurigen Träume geltend zu machen. — — Was er niedergeschrieben, verwarf er leicht, weil es ihm nur matter und farbloser Abglanz der prachtvollen Anschauungen erschien, welche sein Inneres füllten."

Julian Schmidt hat im Sommer 1857 den Dichter der „Makkabäer" in Dresden — nur dies eine Mal — besucht, er berichtet von diesem Besuche im November 1863: „Einen solchen Eindruck von einer Persönlichkeit habe ich nie empfangen, höchstens einen Fall ausgenommen, der aber ganz anderer Art war. Dabei wurde der Eindruck erschwert durch die Krankheit des Mannes, die jeden Augenblick hervortrat und gegen die er fortwährend ankämpfen mußte, durch sein beständiges Nervenzucken u. s. w. Auch hatte seine Haltung nichts von dem, was man im gemeinen Leben vornehm nennt, er ging vielmehr mit der größten Unbefangenheit und Treuherzigkeit aus sich heraus. Trotzdem hätte diesem kranken Mann gegenüber auch der ärgste Sünder nicht gewagt, einen unedeln Gedanken zu sagen oder gar auszusprechen. Ein gewaltiger Ernst, der um so mehr wirkte, da er gar nicht darum zu wissen schien."

Die dem ersten Bande der gesammelten Schriften Otto Ludwigs vorgeheftete Photographie des Dichters fesselt durch den tiefen Ernst der Augen. Diese Augen haben mehr gesehen als die anderer Menschenkinder, es sind die Augen eines Geistersehers, eines Gedankenlesers, eines Mannes, der einem ins Herz schaut. Es sind aber keine unheimlichen, sondern Vertrauen erweckende Augen. — Das ganze Bild: das lange, reiche Haar, der Vollbart, der breite Hemdkragen, das große seidene Halstuch, der faltenreiche bequeme Rock, all dies ohne die geringste Spur dessen, was man Mode nennt; in der That so sieht ein Einsiedler aus, der in der inneren, höheren Welt lebt, auf den Weltgedanken keinen Eindruck machen, dem die strenge Wahrheit und Wahrhaftigkeit über alles geht. Mit einem Wort: der Dichter der alten Schule. Und nun vergleiche man damit den modernen, unablässig Geld verdienenden eitlen Poeten, dessen geistlose, durch die in die Höhe gezogenen Brauen nur um so unbedeutender erscheinende Augen mit einem Nasenklemmer bewaffnet sind, Bart und Scheitel des Haupthaares genau nach der Mode, trotz erwärmtem Atelier des Photographen der üppige Pelzrock, riesige Manschetten mit thalergroßen Knöpfen. Der Gegensatz zwischen der alten und der neuen Schule kann nicht größer gedacht werden. Und der moderne Dramatiker wird mit Fürstengunst überschüttet, sein Name ist in aller Mund, auch seine Dramentitel werden immer wieder dem schlechten Gedächtnis der Mitwelt ins Gedächtnis gerufen. Er ist auch Realist in des Wortes verwegenster Bedeutung, aber ganz anders als O. Ludwig, ja wohl, ganz anders!

Ein neuer Prophet.

(Oder: Die Philosophie der Brutalität.)

Die Ideen der Gotteskindschaft, der Freiheit der allgemeinen Menschenliebe, welche das Christentum in die Welt gebracht, sind es bekanntlich gewesen, welche das Leben erneuert und lebenswert gemacht haben. Die heidnischen Gesellschaftsformen zerbrechend hat der christliche Staat dem Sklaven die Ketten gelöst, die Frau ihrer Erniedrigung entrissen und dem Armen wie dem Arbeiter seinen Anteil am allgemeinen Rechte wiedergegeben. Es ist beinahe überflüssig, zu sagen, daß durch diese großen Forderungen das Christentum sich zu der Religion der wahren Humanität gemacht hat. Die grundsätzliche Lösung der socialen Frage ist die christliche Liebe. Das Christentum bekämpft die rohen Instinkte eines gewaltthätigen Egoismus und verlangt, daß auf dem Boden der Naturkräfte, der Naturgesetze, des freien Waltens der Lüste, der Selbst- und Genußsucht sich die persönlichen Mächte der Liebe zum Nächsten und der Gerechtigkeit für den Unterdrückten entfalten. Auf diesen Gedanken ruht unser gesamtes Kulturleben. Unter ihrem Sonnenlichte versiegen die naturalistischen Ströme der Unkultur, die das Wesen und den Wert des Lebens in äußere Dinge setzt, und anstatt die Gesamtheit auf die Höhe einer geistigen und sittlichen Veredelung zu bringen, das Gemeinschaftsleben in die öden und kalten Niederungen einer heidnischen Barbarei herunterzieht, das Bruderband der Menschheit zerschneidet, eine kleine Zahl von Herren, d. h. von genußsüchtigen Machthabern, und eine große Masse von Sklaven schafft, die, besitzlos und rechtlos und elend, am Fluche des Daseins und der Arbeit ihre Kräfte und ihr Leben verzehren, die den Krieg der so hergestellten Menschheitskasten in Permanenz erklärt und in diesem Kampfe aller wider alle die tierischen Instinkte des Gewaltmenschen zu freiem Spiele entbindet.

Ein genialer und der Rede wie wenig andere mächtiger Mann hat sich zum Propheten dieses neuen Sittlichkeitsideals, das nichts anderes als die blutige Fratze eines grauenhaften Despotismus ist, neuerdings aufgeworfen: Friedrich Nietzsche. Der Allermodernsten einer, der von dem Gedanken ausgeht, der Kultur kann nur geholfen werden, wenn sie — vernichtet wird. Wir brauchen Raum für neue Gedanken, neue Ziele, ein Chaos, damit eine neue Welt ins Dasein trete. Die auflösenden Bestrebungen unserer Zeit, die das Recht zu haben meint, alles Ueberlieferte zu bezweifeln, an allem Festen zu rütteln und die durch jahrhundertelange Arbeit gewonnenen Grundlagen unseres religiösen, sittlichen und geistigen Lebens ins Wanken zu bringen, fassen sich in diesem

rücksichtslosen und wütenden Lobredner auf die „Ichmoral“ so klar, scharf und unmißverständlich zusammen, daß er z. B. als der „Kulturkämpfer“ κατ' ἐξοχήν angesehen werden darf. Denn selbst die socialdemokratischen Ziele, deren erbittertster Gegner er übrigens ist, bleiben sehr wesentlich unter dem Hochflug des Nietzeschen Ideals zurück. Der Socialismus ist nur der vulgärste und roheste Ausdruck dieser Bestrebungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete, während des neuen Propheten weltenstürzendes Drängen auf Vernichtung unseres gesamten Kulturlebens geht.

Nicht einmal der Vorwurf darf gegen ihn erhoben werden, der fast sämtlichen Umsturzbewegungen gegenüber am Platze ist, daß er zu brechen, aber nicht zu bauen wisse. Er geht über die Kritik, über das Unterwühlen und Unterhöhlen, Auflösen und Aufräumen hinaus, und setzt an das vermeintlich Morsche und dem Tode Verfallene eine Gesellschaftsbildung von „gesunder Leiblichkeit und überschäumender Kraft“, nach seiner Meinung das Ideal der lachenden Gesundheit, in Wirklichkeit ein Ideal eisiger Oede.

Ich weiß nicht, ob die Leser der Monatsschrift dem Namen dieses Propheten der Vornehmen, des „Socialphilosophen der Aristokratie“ in einer unserer „vornehmen“ Zeitschriften schon begegnet sind. Jedenfalls wächst, nachdem die in unser Geistesleben tief einschneidenden Gedanken und Vorschläge N.s bald hier bald dort zur Darstellung für die „freien Geister“ gelangt sind, der Anspruch der Leserschaft, mit den Grundgedanken des berühmt gewordenen Mannes, die in ihrer bruchstückartigen Form das Interesse wohl anreizen, aber nicht befriedigen, bekannt gemacht zu werden. An einem Manne, der sich die „Umwertung der Werte“ zur Lebensaufgabe gemacht hat, der also dem Christentum und unseren auf diesem ruhenden Kulturformen den Krieg aufs Messer erklärt, der über rücksichtslos-geniale und packende Gedanken, die vielfach den Reiz der Originalität haben, verfügt, ausgestattet mit einer glänzenden Dialektik, bohrendem Scharfsinn und glühender Phantasie, kann man nicht schweigend vorübergehen. An der Zahl der Broschüren, der Journal- und Zeitungsartikel gemessen, die sich mit diesem „fröhlichen Erdengotte“, dem „blonden Drachentöter im Reiche der Geister“, beschäftigen, erscheint Nietzsche als einer der größten Denker der Gegenwart. Von denen, die ihn entzückt anschwärmen, wird er als der Weltenretter ausgespielt, der durch Aufzüchtung einer Heldenrasse die Menschheit vom Fluche und der Erbärmlichkeit einer demokratischen Kultur erlösen wird. Er ist gegenwärtig am philosophischen Himmel eins der glänzendsten Gestirne, und man wird nicht sagen dürfen, daß nur das Geschrei seiner lärmenden Korybantenschar ihn zum Himmel erhoben habe. Er selbst fesselt durch die Eigenart seiner Gedanken und der Form, in der diese geboten werden, mag diese Eigenart eine Laune oder eine Schwäche sein. Es ist nicht anzunehmen, selbst in unserer gärenden Zeit nicht, wo fast jedermann unzufrieden ist, weil er unzufrieden ist, daß Nietzsche dem Denken der Nation auf längere Zeit eine richtunggebende Bahn weisen werde, obgleich man zugeben muß, daß er nicht nur junge Leute, die in der Erwerbung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses eine wissenschaftliche That erblicken, sondern auch einsichtige und tüchtig geschulte Köpfe in die Zirkel seiner vulkanisch herausgeschleuderten Gedanken bannt. Er ist ein Komet, eine Rakete, die leuchtend aufgegangen ist und über kurz oder lang in ihrem eigenen rauchenden und blutigen Nichts ersticken wird. — Aber er besitzt den Wagemut und hat, da er von dem an sich richtigen Gedanken ausgeht, daß der gegenwärtigen Verflachung im Geistes- und Gesellschaftsleben nur Männer der Kraft, Große, Helden, Charaktere aufzuhelfen vermögen, bis zu einem gewissen Grade auch das Zeug dazu, unser überfeinertes und nervöses Kulturleben auf neue, wenn auch nicht auf bessere Bahnen zu führen. Ein Himmelsstürmer, der weit über das Ziel hinausschießt und sich in uferlose Weiten verirrt!

Aber das kann auch, wer ihn mit mir auf das entschiedenste bekämpft und seine Uebertreibungen und Rücksichtslosigkeiten entrüstet zurückweist, nicht leugnen, daß er ein starker, tief ins Wesen der Dinge dringender Geist ist, ausgestattet mit den herrlichsten

Gaben. Fünf Jahre habe ich mit ihm in Schulpforte auf derselben Schulbank gesessen und nahe persönliche Beziehungen zu ihm gehabt. Er war der Begabtesten einer; in Prima zogen ihn vor allen anderen Tacitus und — Horaz an, dessen Aristokratenode: „Odi profanum vulgus et arceo" er mit demselben Feuer vor seinen liberalisierenden Kommilitonen erhob, wie er desselben Poeten „Lob der goldenen Mittelstraße": „Auream quisquis mediocritatem" entrüstet abwies; als seinen Lieblingsdichter pries er, das eigene Geschick gleichsam vorahnend, unserem deutschen Lehrer, dem Professor August Koberstein, in einem seiner über Nacht auf dem Schlafsaal gefertigten Aufsätze den unglücklichen Himmelstürmer Hölderlin an, übrigens ohne zu überzeugen. Zu den lateinischen Versifexen, die auf Fürstenschulen allezeit etwas galten, zählte er nicht; auch die grammatischen Subtilitäten zogen ihn nicht an, aber im sachlichen Verständnis des Schriftstellers kam ihm keiner gleich. Eine hervorragende musikalische Gabe trieb ihn schon in Ober-Sekunda unter den Eindrücken des Nibelungenliedes zur Komposition einer Siegfriedsklage, und nach dem Urteil seiner Lehrer verfügte er über einen Gedankenflug, der ihn weit über die Grenzen der Schulweisheit hinaushob. Nachher haben sich unsere Wege getrennt: nach einem glänzenden Aufstieg zu höchsten amtlichen und schriftstellerischen Ehren — mit 25 Jahren, noch ehe er promoviert, wurde er zum ordentlichen Professor (der Philologie) an der Universität Basel ernannt — ist N. seit 1876, nachdem er sich aus dem Banne der Schopenhauerschen Weltanschauung (und der R. Wagnerschen Musikideale) losgemacht, als selbständiger Denker mit seinem aristokratischen System aufgetreten, das, wie von den Herolden seines Namens verkündet wird, die Kraft haben soll, die gesamte Kultur zu reformieren und die Menschheitsgeschichte im 20. Jahrhundert einer neuen Epoche zuzuführen. Aber seit demselben Jahre treten bei Nietzsche, bei dem auch eine erbliche Belastung vorzuliegen scheint, die ersten Anzeichen des Irrsinns auf, dem er denn auch vor drei Jahren verfallen ist. Ein Stück Wahnsinn steckt also zweifellos in der Weltanschauung des tief bedauernswerten Mannes drin, aber nach einem alten Worte soll es ja keine Menschengröße, kein Heldentum, keine wahre Geistesgröße ohne solche Dosis Verrücktheit geben. Nullum magnum ingenium, sagt Seneca*), sine mixtura dementiae fuit. Jedenfalls hat N. die Dinge und Menschen in seinem getrübten Geiste nicht immer so gesehen, wie sie in Wirklichkeit waren. Er entwirft uns oft groteske Schattenbilder, die von dem verzerrenden Lichte einer überreizten Phantasie übergossen sind.

„An Sokrates, dem Hanswurst, der sich ernst nehmen machte, ist alles übertrieben, buffo, Karikatur," sagt er einmal; „an diesem Dialektiker, über den man lacht, und den man nicht ernst nimmt, ist alles zugleich versteckt, hintergedanklich (!), unterirdisch": aber bei ihm selbst wird man den Eindruck nicht los, daß ihm, dem Virtuosen der Dialektik, die Form alles, die innere Wahrheit nichts ist.

Trotzdem vermag N. den Leser durch „den berückenden Glanz" seiner Sprache in den Bann seiner Gedanken zu schlagen. Er ist ein Meister des Aphorismus — ihn verwendet er in seinen Werken nach 1876 ausschließlich —, und der Aphorismus ist nach ihm eine Form der Ewigkeit. Man kann N. trotz mancher bizarrer Wunderlichkeiten einen klassischen Virtuosen des Stils nennen, dem es — nicht ohne mühsames Feilen — fast immer gelingt, den malerisch schönen Ausdruck, „das treffende Bild, den schillernden Lichtglanz, den abgetönten Widerschein, jeden flüchtigen Schatten" des Wortes wiederzugeben. Durch diese Sprachgewalt nicht minder als durch seine Paradoxien und den Hochflug seiner glänzenden Gedanken hat er sich unter dem jungen Geschlecht, den „tieferen Denkern" und den „freien Geistern" eine Gemeinde gesammelt, deren Bedeutung, wie bei uns in Deutschland einmal die Verhältnisse liegen, man nicht nach ihrer Zahl messen darf. Die Gemeinde wächst und macht ihren Einfluß nicht nur auf dem breiten Raume, den die Journalistik ihr bewilligt, geltend; es fehlt nicht an Spuren, daß die

*) De tranquillitate XVII, 10.

neuen Ideen, durch diese Kanäle dem deutschen Geistesleben zugeführt, hie und da kräftig auf die Denkformen der Gegenwart einwirken und den Zersetzungsprozeß der Gesellschaft fördern helfen.

Es ist auch völlig vergebliches Bemühen, diesen Philosophen der Aristokratie mit dem Spott über seinen Größenwahn abzuthun. Daß er groß von sich denkt, liegt im Prinzip seiner Gedanken. Er mutet einem in der Beziehung allerdings ein starkes Stück zu. Für seine Ideen, meinte er in seiner Jugend schon, sei die Gegenwart noch nicht reif:

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
Zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
Und immer über diesem Volke!

Aber die Zukunft, meint er, wird ihm gehören. „Das Alles von heute," sagt er (im Zarathustra III, 8), „das fällt, das verfällt: wer sollte es halten? Aber ich, ich will es noch stoßen. Meine „Genealogie der Moral" hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür. Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen."

Nachdem er die Abweichung Goethes von seiner eigenen Auffassung des Hellenentums festgestellt, wagt er zu sagen: „Folglich verstand Goethe die Griechen nicht." Wie Größenwahn zur Fratze wird, zeigt endlich folgende Stelle: „Wer weiß, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden! Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein, — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. — Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter den Deutschen Meister bin, sind die Formen der „Ewigkeit". Mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andere in einem Buche sagt — was jeder andere in einem Buche nicht sagt. — Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste."

Daran hat ihn der Ausbruch des Irrsinns verhindert; es ist, obgleich er aus irrenärztlicher Pflege entlassen ist, auch nicht wahrscheinlich, daß er die schriftstellerische Arbeit zum Ausbau seines „Systems", wenn bei ihm von einem solchen geredet werden darf, wieder aufnehmen wird.

Es ist auch nicht nötig, denn die Nietzscheaner, die seines Geistes einen Hauch verspürt haben, sind eifrig und nicht ohne Erfolg bemüht, den starken Gedanken des Meisters den Weg in die „maßgebenden" Kreise (wenn auch nicht in die Herden) zu öffnen. Es giebt eben manche „vornehme" Natur, welcher das Odi profanum vulgus et arceo so tief ins Blut gegangen ist, daß sie diese rare Philosophie vom Kraft- und Instinktmenschen in allem Ernste nimmt und auf den Höhen ihrer Vereinsamung nicht nur als wissenschaftliche Rechtfertigung willkommen heißt, sondern in ihr auch das Heilmittel gegen das wüste Geschrei der Dutzend- und Herdenmenschen gegen die Schwächlichkeiten der „kommunistischen Decadence" erblickt. Das von N. erfundene „Pathos der Distanz" wird diesem Standpunkt, der für die Interessen der Massen kein Verständnis hat, gerecht.

Das Mittel, durch das er die schwächliche Zerfahrenheit, die Zersetzung und Unfruchtbarkeit der Zeit und ihres öffentlichen Lebens heilen will, ist das Evangelium von der Kraft, der brutalen Gewalt. Am Anfange war die That, d. h. nach N. die brutale Gewalt. Die That allein befreit die Menschheit von ihrer Schwäche und ihrem Elend, die Energie, die mit großem Wurfe das ringende Chaos gestaltet, in dem gute und böse zum Wachstum drängende Keime neben einander beschlossen liegen, rettet die untergehende Welt. Männer, Heroen, Kraft- und Gewaltmenschen muß die Zeit gebären, und die blutroten Gluten eines ewigen Menschheitskrieges müssen entfacht werden, um

aus der Jämmerlichkeit des demokratischen Nivellements herauszukommen. Der Nietzscheanismus also wirft mit dieser neuen Socialphilosophie, die man im gewissen Sinne allerdings eine Aristokratenphilosophie nennen kann, den Satz von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen, wie er jetzt in den Tiefen des Volks nach gefährlicher Verwirklichung ringt, über Bord; man darf ihn als einen Mauerbrecher der demokratischen Massen ansehen. Diesem Ansturm wirft sich N. entgegen und versucht, ein geistesmächtiger Recke, dem Rade der Zeit in die Speichen zu fallen und seinen Lauf zurückzuwenden. Mag man nun seinen Reaktionsversuch als „das letzte Todeszucken einer absterbenden Weltanschauung oder als ein verheißungsreiches Licht der Zukunft" ansehen, dieser Mann starker Worte und flammender Gedanken, der die Welt in Trümmer stürzen und auf neuen Grundformen aufzubauen sich vorgenommen hat, will nicht als faselnder Verrückter, sondern trotz seiner Wahnideen als ernster Denker und Weltverbesserer genommen sein.

Nietzsche, der in seinen Studien von der klassischen Philologie ausging und sich dann der Schopenhauerschen Philosophie zuwandte, hat in seinen grundlegenden Werken*), um die es sich hier handelt, den sprachwissenschaftlichen und eigentlich philosophischen Fragen den Abschied gegeben und sich den ethischen und ästhetischen zugewandt. Er hat mit der großen ihm zu Gebote stehenden Kraft des Denkens das tiefste Lebensproblem vom Ursprung, Dasein und Wertaller übersinnlichen Ideen in seine prüfende Hand genommen und „die ganze metaphysische Frage als Fratze, als das künstliche Erzeugnis mißvergnügter Erdensöhne" nachzuweisen versucht. Und so radikal ist bei diesen Untersuchungen sein Verfahren, daß er sämtliche Lebensmächte, auf denen sich unsere heutige Kultur aufbaut, Gott, Unsterblichkeit der Seele, Gewissen, Sitte, Verantwortlichkeit, Willensfreiheit, ja selbst die Wahrheit als Götzen und Scheingrößen nachweist, also alles bekämpft und verlacht, was in der christlichen Kulturperiode unter allgemeiner Verehrung stand, zu allem nein sagt, wozu bis jetzt mit Stolz und gehobenem Bewußtsein ja gesagt worden ist.

Unsere ganze Sittlichkeit, durch jüdisch-christliche Einflüsse in ihrer frischen und gesunden Ursprünglichkeit verdorben, handelt nach N. mit falschen Werten. Ein feiger, memmenhafter Zug beherrscht sie. Grundtrieb alles Lebens, Beweggrund alles sittlichen Handelns ist die Befriedigung des Ichtriebs, des Egoismus nach Nietzsches Formel: der Wille zur Macht oder der Instinkt der Freiheit. Der Wille zur Macht ist die Geltendmachung des Ichs im weitesten Sinne des Worts, also Machtanspruch, Unterwerfung, Unterordnung, Ueberwältigung des Schwächlichen, Härte, Aufzwängung der eigenen Lebensformen, Einverleibung oder mindestens, mildestens Ausbeutung des anderen im Interesse des Ichs. Wenn Darwin mit seinem „Kampfe ums Dasein" den Willen zur Selbsterhaltung, zum Grundtriebe des Lebens macht, so bleibt er mit solcher feigen und schwächlichen Einschränkung und Willensrichtung in den Schuhen der Sklavenmoral stecken. Sich selbst erhalten ist der Ausdruck einer Notlage. Nicht um die bloße Erhaltung des Selbst im Kampfe ums Dasein, die nur eine zeitweilige

*) Die erste Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit umfaßt die folgenden: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, 1872; Unzeitgemäße Betrachtungen (1. David Fr. Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller, — der von N. in siegesgewissem, höhnischem Angriffe mit wuchtigen Keulenschlägen zermalmt wird, sodaß kein Stein von dem Bau dieses „Meisters" auf dem anderen bleibt; 2. Vom Nutzen und Nachteil der Historie; 3. Schopenhauer als Erzieher; 4. R. Wagner in Bayreuth) 1876 ff. — Der zweiten Periode (von 1876 an) gehören die grundlegenden Werke an: Menschliches, Allzumenschliches (mit dem Schlußstück: Der Wanderer und sein Schatten) 1878 ff; Morgenröte, 1881; Die fröhliche Wissenschaft (mit den „Liedern des Prinzen Vogelfrei") 1882; Also sprach Zarathustra, ein Buch für alle und keinen, 4 Teile, 1883—92; Jenseits von Gut und Böse, 1886; Zur Genealogie der Moral 1887; Der Fall Wagner, 1888 und Götzendämmerung, oder: Wie man mit dem Hammer philosophiert, 1889.

Restriktion des Lebenswillens sei, könne es sich handeln, sondern um Erweiterung des Selbst, Ausbreitung und Wachstum der Macht auf Kosten des anderen. — Das ist der Fundamentalsatz, der das ganze „System" beherrscht. „Die erste Lebensrealität ist der Mensch." Der Mensch muß wirken, seine persönliche Macht erweitern. Die Ausbeutung gehört also nicht etwa einer verderbten oder primitiven oder unvollkommenen Gesellschaft an, sie gehört ins Wesen alles Lebendigen, ist organische Grundfunktion, eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist. — Damit stellt sich N. gleich bei seinem Ausgangspunkte auf Schopenhauersche Gedanken; er täuscht sich also in seinem Anspruche auf unbedingte Originalität seiner Grundgedanken.

Schmuck, Zierde, Wesen alles wahrhaften Menschentums, nicht das Zeichen einer absaulenden Kultur ist die Befreiung des Ichs, die Vernichtung des anderen. Nicht das Wohl der Meisten, das Demokratenideal, sondern das Wohl der Wenigen, des Einzelnen, das ist Ziel der Entwicklung. Denn Mensch und Mensch sind zwei verschiedene Werte. Die Verschiedenheit der Individuen bedingt eine natürliche Rangordnung, eine Verschiedenheit der Lebensrechte und Lebenspflichten, einen modus vivendi zu Gunsten der höheren, stärkeren, zu Ungunsten der niederen, schwächeren Individualität.

Jede Erhöhung des Typus „Mensch", heißt es bei ihm „Jenseits von Gut und Böse", 2. Aufl., S. 225 f., war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft, als einer Gesellschaft, welche an eine lange Leiter der Rangordnung und Wertverschiedenheit von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nötig hat.

In der höheren Kultur giebt es zwei Kasten der Gesellschaft, die Arbeitenden und die Genießenden, Sklaven und Herren, Sieger und Besiegte. Die Veredelung des Typus Mensch bewegt sich demgemäß, indem der Herr seine Machtinstinkte zu freier Aeußerung bringt, auf der Linie der potenzierten Ichsucht, des Barbarismus, der Brutalität, der Bestialität. Sagen wir es ohne Schonung, wie bisher jede höhere Kultur angefangen hat. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen noch im Besitze ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte mürbe Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderben aufflackerte. Die vornehme Kaste war im Anfang immer die Barbarenkaste; es waren die ganzeren Menschen, was auf jeder Stufe soviel bedeutet als die ganzeren Bestien. Das heißt also nichts anderes als: das Ideal des Lebens ist der tierische Mordinstinkt der „Bestie im Menschen", die Blutgier der Menschenhyäne. Gedanken, vor deren Folgerichtigkeit N. in der Theorie nicht etwa zurückschreckt: Leben, sagt er, ist Verletzung, Ueberwältigung, Unterdrückung des Fremden. Man muß hier gründlich auf den Grund denken und sich aller empfindsamen Schwächlichkeit erwehren: Grundprincip der Gesellschaft ist Wille zur Verneinung des Lebens. Der leibhafte Wille zur Macht muß wachsen, um sich greifen, ausbeuten, vernichten; in dem „gesunden Aristokraten" ist es also das Machtgefühl des Henkers über sein Opfer, dessen Angst und Qualen ihm nach dem Gesetze des Gegensatzes das eigene Lebensgefühl um so wohliger empfinden lassen. Ein hartes Herz, heißt es in einer alten skandinavischen Sage, legte mir Wotan in die Brust: so ist es aus der Seele des stolzen Wikingers heraus mit Recht geredet. Eine solche Art Mensch ist eben stolz darauf, nicht zum Mitleiden gemacht zu sein. Denn, fügt der Held der Sage warnend hinzu: wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart. Die Grausamkeit ist, sagt N. an einer anderen Stelle, die große Festfreude der Menschheit. Leiden — sehen thut wohl, Leiden — machen thut wohler, das ist ein alter mächtiger, menschlich — allzu menschlicher Satz. Leiden — machen ein eigentliches Fest, ja, die Ingredienz aller Freuden, etwas, das um so höher im Preise stand, je mehr es dem

Range und der gesellschaftlichen Stellung des Gläubigers entsprach. Fast alles, was wir höhere Kultur nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der — Grausamkeit: das ist mein Satz. Jenes wilde Tier (der Mensch) ist gar nicht abgetötet worden. Es lebt, erblüht, es hat sich nur — vergöttlicht. Die Grausamkeit ist der Grundtrieb der menschlichen, sowie überhaupt jeder tierischen Natur.

In der Welt der Herren und Sklaven, der Leiden—macher und Leiden—dulder ist der Satz: „der Egoismus ist das Leben", der allen Kulturfortschritt bedingende Hauptsatz. Er ist für den Herrn im Urgesetz der Dinge begründet. Er wird hingenommen als etwas selbstverständliches, ohne alle Härte, ohne jedes Gefühl von Zwang und Willkür, ohne jedes Fragezeichen."

Willkür des Herrn? — ein Irrtum, ein Mißverstand, eine „Bosheit" des Sklaven, der auf alle Lebensprozesse mit dem Giftauge des Unterdrückten blickt. Die Formen des Lebens, seines Denkens und Handelns bildet sich der Herr aus eigener Machtvollkommenheit. Sein Wille ist höchstes Gesetz, sein Egoismus also die Gerechtigkeit selbst. Ja, wenn die vornehme Seele zugesteht, daß es mit ihr in der Kaste Gleichberechtigte giebt, so ist das ein Stück ihrer Selbstsucht mehr, denn sie gesteht das lediglich ihrem Ich zu; mit der scheinbaren Selbstbeschränkung ehrt sie im Verkehr mit ihresgleichen nur sich selbst, das Herrenich in den Gleichwertigen und in den Rechten, die sie abgiebt.

Denn das Wesentliche an einer gesunden Aristokratie ist dieses, daß sie sich nicht als Funktion, sei es des Königtums oder des Gemeinwesens, sondern als dessen Zweck und Ziel, als dessen Sinn und höchste Rechtfertigung hält. Sie nimmt „ohne jedes Fragezeichen", „mit gutem Gewissen" das Opfer einer Unzahl von Menschen, von Millionen und Abermillionen hin, die um der Herren willen da sind, um ihretwillen zerschlagen, ausgebeutet, ausgesogen und vernichtet, zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven und Krüppeln herabgemindert werden müssen. Die Gesellschaft ist nicht um der Gesellschaft, sondern um der wenigen Herren willen da, „Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java, den Sipo Matador, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können." Ein schönes Bild. Praktischer, thatsächlicher wäre es gewesen, wenn Nietzsche den Albatros, „den Beherrscher des Weltmeeres" hierher gezogen hätte. Dieser König unter den Meervögeln gleitet ohne Flügelschlag einsam in erhabenen Höhen durch die Lüfte, ohne Anstrengung, einem Schiffe unter Segel vergleichbar. Die anderen Sturmvögel betrachtet er als seine Unterthanen. Wenn diese Nahrung ausfindig gemacht haben und sich anschicken, sie zu verzehren, stößt er herab unter die kreischende Schar, nimmt die Beute als einen ihm gebührenden Tribut in Empfang, den ihm keiner streitig machen darf, und würgt die größten Bissen mit Leichtigkeit hinunter, weil er über einen weiten Schlund zu verfügen hat. — Die Millionen sind der Fußschemel des Einen, Großen, Herrlichen.

(Schluß folgt.)

Rudolf von Jhering und die Jurisprudenz.

Von

Dr. Christoph Morris de Jonge (Berlin).

„Was Kant für die spekulative Philosophie,
Was A. Smith für die Nationalökonomik,
Das ist Jhering für die Rechtswissenschaft.

Die Universalgeschichte der Jurisprudenz zerfällt in zwei Perioden: bis Jhering und seit Jhering!

Der „Geist des Römischen Rechts" ist die „Vernunftkritik" der Jurisprudenz,
Er bezeichnet nicht minder als jene den Uebergang vom Dogmatismus zum Kriticismus,
von der Kenntnis zur Erkenntnis des Rechts!"

So schrieb ich im Jahre 1884 in meinem fünften Semester unter das Bild des Mannes, in dessen Schriften ich in einem Anflug jugendlicher Schwärmerei meinen Namen mit einem „besonderen Saft" eintrug — als symbolischen Ausdruck der Thatsache, daß meine geistige Persönlichkeit ihm gehöre! Denn wie niemand sonst wirkte er durch seine Werke auf mein ganzes Denken und auf meine ganze geistige Entwicklung! Im Mittelpunkt stand er aller meiner Gedanken. Mein ganzes geistiges Streben hatte sozusagen eine Polarität nach dem Manne hin, den ich vor dem Mai dieses Jahres nie gesehen hatte. Unausgesetzt fast glaubte ich bei all meinem Arbeiten durch die Entfernung der Räume hindurch ihn vor mir zu sehen, der mir wie die Person gewordene Wissenschaft erschien, glaubte seine Stimme wie aus unmittelbarer Nähe aus seinen Werken mir entgegentönen zu hören, in die ich mich an manchen Stellen versenkte, wie nur ein gläubiger Christ in die Bibel! Als der Vater meiner wissenschaftlichen Persönlichkeit erschien er mir, und in den Jahren, in denen ich den Glauben an Gott verloren hatte, war er der oberste meiner Götzen — der Zeus meines heidnischen Olymp! Dann erst, als meine Entwicklung von oben in andere Richtung gelenkt, und anderen Zielen, als ich sie bis dahin erstrebt, entgegengeführt wurde, als meine früheren Ideale durch andere verschoben und unter schweren inneren und äußeren Kämpfen und Leiden vor allem meine sittliche und religiöse Persönlichkeit sich zu entfalten begann, als die Sehnsucht nach dem Ewigen immer mächtiger mich ergriff und die Fragen nach dem letzten Grund aller Dinge und dem jenseitigen Ziel unseres kurzen Erdendaseins alles irdische Wissen immer kleiner und geringer mir erscheinen ließen, da trat auch Jhering immer mehr in den Hintergrund — an die Stelle Jherings trat Jesus! Und als ich am 10. Mai dieses Jahres den Mann, der vor Jahren im Centrum meines ganzen Innern stand, zum erstenmale mit meinen leiblichen Augen sah und ihm die

Hand zur Begrüßung reichte, da war die frühere grenzenlose, vergötternde Verehrung jener mit Wärme und Dankbarkeit gemischten, aber doch mit nüchterner Ruhe abgewogenen Bewunderung gewichen, deren Maß niemals einem Menschen gegenüber überschritten werden soll, der zwar der größten Menschen aller Zeiten einer sein mag, aber doch eben nur ein — — Mensch! —

Es war im Jahre 1887, als ich Jhering eine wechselrechtliche Abhandlung für seine Jahrbücher übersandte und ihm gleichzeitig in meinem Begleitbrief mein Urteil über seine Bedeutung in den eingangs formulierten Worten mitteilte. Ich erhielt darauf folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr.

Ich bedaure, daß ich Ihnen Ihre Arbeit zurücksenden muß, da unser Programm, das ich beilege, die Aufnahme von Beiträgen von Referendaren grundsätzlich ausschließt*). Aus Ihrem Briefe entnehme ich, daß ich in Ihnen einen glühenden Verehrer besitze, wie er mir sonst noch nicht vorgekommen ist — gottlob, daß ich Selbstkenntnis genug besitze, um meine Bedeutung auf das richtige Maß zurückzuführen! Ihr ergebenster

Goettingen, 6. Juli 1887. R. v. Jhering.

Der kräftige Riß, der sich mitten durch diesen ersten von mehreren Dutzend Jhering-Briefen, in deren Besitz ich im Laufe der folgenden Jahre gelangte, hindurchzieht, erinnert mich noch heute an den Eindruck, den dieser kalte Wasserstrahl auf mein „glühendes" Empfinden ausübte. Aber mein Urteil über ihn blieb völlig unberührt und unerschüttert durch diese Abfertigung. Freilich konnte ich mir die ein wenig kindliche Freude nicht versagen, als ich Ende desselben Jahres meine bereits zwei Jahre früher in einer Fachzeitschrift veröffentlichte Abhandlung über die Retourbilletfrage, in der ich mit derselben Entschiedenheit, mit der Jhering für die Uebertragbarkeit der Retourbillete eingetreten war, gegen dieselbe mich aussprach, in Schriftform herausgab, ihm ein Exemplar der Broschüre zu übersenden mit der Widmung: „Herrn Geheimrat von Jhering sein ‚glühendster Verehrer' in allergetreuester Opposition." Er sollte auf alle Fälle erfahren, daß er in mir einen nicht minder kritischen wie glühenden Verehrer habe!

Mehr als ein Jahr war seit jener kalten Douche verflossen, als ich meine durchaus eigenartige, von der bisherigen Beurteilung völlig abweichende Auffassung von der Bedeutung Jherings zu seinem 70. Geburtstage in einer Serie von Artikeln in der Nationalzeitung eingehend entwickelte. Ich schickte ihm die Artikel, indem ich in einem kurzem Begleitschreiben, in dem ich ihm gleichzeitig einige kurze Mitteilungen über meine Personalien machte, kurz und einfach erklärte, ich sei entschlossen, die Artikel in etwas erweiterter Form als Schrift herauszugeben**), ich gab ihm deutlich zu verstehen, daß ich mir bewußt sei, dies durchaus gegen seinen Willen zu thun, ja vielleicht seinen Zorn dadurch erregen würde, daß ich mich aber dadurch selbstverständlich nicht abhalten lassen würde — ich ließ es darauf ankommen, ob er mich gelegentlich mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit vielleicht auch öffentlich kalt abdouchen würde; die „actio injuriarum", die er in derselben Abhandlung, in der er auch seine völlig verfehlte Retourbilletttheorie niedergelegt hatte, als Rechtsschutz gegen ähnliche „injuriöse" Attentate vorgeschlagen hatte, war ja bei dem derzeitigen Stande der Gesetzgebung auf alle Fälle noch nicht zu befürchten. Allein diesmal erhielt ich von ihm keine kalte Douche, sondern folgenden, aus Karlsbad vom 2. September 1888 datierten Brief:

Hochgeehrter Herr Doktor.

Auch ohne den Anlaß, den mir Ihr Brief dazu bietet, würde ich nicht unterlassen haben, Ihnen in diesen Tagen von hier aus zu schreiben, obschon ich im übrigen das Maß meiner Korrespondenz hier nach Anordnung des Arztes auf ein

*) Die Abhandlung wurde später in „Gruenhuts Zeitschrift" publiziert.

**) Dieselbe ist erschienen unter dem Titel: „Rudolf von Jhering. — Eine Skizze, nach seinen Werken gezeichnet." Berlin, 1888. Siemenroth und Worms.

Minimum herabsetzen muß. Unter den vielen Anerkennungen, welche mir aus Anlaß meiner 70jährigen Geburtstagsfeier zu teil geworden sind, haben mich wenige in dem Maße erfreut, wie Ihre Artikel über mich in der „Nationalzeitung“, von denen ich sofort durch Freunde Kunde erhielt. Sie enthalten den glänzendsten Panegyrikus, der je über mich in der Presse angestimmt worden ist, wie er nur aus dem Munde eines jungen, von wärmster Begeisterung für die Wissenschaft erfüllten Mannes kommen kann, und staunend habe ich, der ich in meinem Leben schon die abfälligsten Urteile über mich habe ergehen lassen müssen, mich gefragt, ob ich der Gegenstand desselben bin! Die Wärme Ihrer Begeisterung für mich hat mir wahrhaft wohlgethan, und ich lasse mir die Freude daran auch durch eine nüchterne Selbstkritik nicht verkümmern. — Die bloße Thatsache allein, in einem jugendlichen Gemüte eine solche Schwärmerei für mich entzündet zu haben, ist eine der schönsten Erfahrungen meines Lebens; ich entnehme daraus, welche Frucht aus dem Samen, den ich gesäet habe, hervorgehen kann, wenn er auf einen besonders günstigen Boden fällt.

Mit dieser warmen Begeisterung für mich verbindet sich aber bei Ihnen eine Eigenschaft, der ich in allem, was ich bis dahin in der Presse über mich gelesen habe, noch nirgends begegnet bin: ein liebevolles Versenken in meine ganze wissenschaftliche Persönlichkeit, und es ist Ihnen dadurch gelungen, ein Bild von derselben zu entwerfen, wie ich selber, wenn ich mich selbst zeichnen sollte, nicht zutreffender entwerfen könnte! Sie haben mich zum Gegenstande eines wissenschaftlichen Studiums gemacht, es ist eine Studie über mich, wie sie noch niemals geschrieben worden ist, und dieselbe dürfte in der Litteraturgeschichte nicht vergessen werden; wie immerhin auch das Urteil einer späteren Zeit über mich ausfallen möge, Sie sind der erste gewesen, der meines Erachtens die Maßstäbe, nach denen man dermaleinst mein Wirken beurteilen wird, aufgestellt hat. Mag die Nachwelt von dem Lobe, das Sie mir mit verschwenderischer Hand gespendet haben, auch noch so viel abnehmen, um die Gesichtspunkte, welche Sie auf mich zur Anwendung bringen, wird sie, wenn ich mich nicht gänzlich über mich täuschen sollte, nicht herumkommen.“

Und in einem späteren Teile des langen Briefes heißt es:

„Daß Sie der akademischen Laufbahn entsagt haben, thut mir wahrhaft leid. Ich bin seit langer Zeit keinem jungen Menschen begegnet, den ich so gerne darin gesehen hätte, wie Sie, ich hätte mir von Ihnen viel versprochen. Den Drang, zu schreiben und Ihr Talent zu verwerten, werden Sie nicht los, auch wenn Sie in der Praxis bleiben. . . . . Sollten Sie je zu dem Plane zurückkommen, so wenden Sie Sich an mich! Wie gerne würde ich einen so vielversprechenden jungen Mann neben mir sehen, wie viel könnte ich Ihnen sein, ich bin überzeugt, daß eine Reihe von Ideen und Anregungen, die mit mir untergehen werden, weil ich nicht die Zeit habe, ihnen Folge zu geben, durch Sie der Welt zu gute kommen würden. . . . .“

Enthielt die Art, wie er in solcher Weise das geistige Verwandtschaftsverhältnis, das ich Jahre lang nur als „einseitiges“ gefühlt, nun als ein „zweiseitiges“ feststellte, schon eine glänzende Anerkennung meiner „Ihering-Studien“, so war mir noch eine glänzendere beschieden. Denn als ich im April 1891 mich in Genf befand, wohin ich entflohen war, um einen seitens meiner Feinde mit Hülfe des berüchtigten Doktor Isaac Mendel gegen mich geplanten neuen Gewaltakt zu vereiteln und nicht ein zweites Mal hinter den Mauern des Irrenhauses zu verschwinden, da bot mir Ihering — unter voller Kenntnis der Sachlage — eine Stelle als Assistent bei der Fortführung seiner Werke an, deren redaktionelle Fassung nach seiner Intention wesentlich mir zugefallen wäre. „Bereits damals“ — so schreibt er u. a. — „als Ihre Artikel über mich in der Nationalzeitung erschienen waren, sagte ich zu meinem Schwiegersohn: wenn ich diesen Mann zwei bis drei Jahre zu meiner Verfügung habe, so werden alle meine Werke

fertig!" Und die Darlegung seines Planes schließt mit den Worten: „. . . Ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn wir in dieser Weise gemeinsam arbeiten, mein Zweck im Recht und mein Geist des Römischen Rechts fertig werden." Ich lehnte das Anerbieten, das mir noch einige Jahre vorher als das höchste Glück erschienen wäre, ab. Ich fühlte es nach meiner ganzen Individualität als eine Unmöglichkeit, meine geistige Unabhängigkeit und innere Freiheit einem einzelnen Menschen zu opfern, zumal mir infolge der „Achsenverschiebung", die sich in den vorangegangenen Jahren in meinem Innern vollzogen, die Iheringsche Rechtsphilosophie, vom Standpunkte des Christentums aus betrachtet, in vielen Teilen in anderem, minder strahlendem Lichte denn zuvor erschien und erscheint. Ein Jahr später nahm ich den Plan wieder auf unter veränderten — von Ihering bereitwilligst acceptierten — Modalitäten, denen gemäß meine Assistenz auf einzelne Teile seiner Werke beschränkt bleiben sollte und meine ideelle Selbständigkeit mir nahezu völlig gewahrt geblieben wäre. Und es ist mir dann durch eine besonders glückliche Fügung noch vergönnt gewesen, nach meiner Uebersiedlung nach Göttingen im Mai dieses Jahres noch einige Monate im engsten persönlichen und wissenschaftlichen Verkehr mit dem Manne zu verleben, den kommende Zeiten immer klarer als einen der größten Geister aller Zeiten erkennen und würdigen werden*).

Nur äußerst widerstrebend habe ich die Entwicklung meines inneren und äußeren Verhältnisses zu Ihering an dieser Stelle kurz skizziert. Allein ich habe mich überzeugt, daß dies eine litterarhistorische Notwendigkeit ist. Denn nur damit ist für mich das feste Fundament gegeben, auf dem ich den immer noch üblichen, völlig schiefen, zu engen und einseitigen Beurteilungen, die wie noch stets bisher, so auch neuerdings anläßlich des Ablebens des größten Juristen unseres Jahrhunderts laut werden, mit nachdrücklichster Entschiedenheit entgegentreten kann. In allen Nekrologen wurde er vor allem als „der große Romanist" gefeiert, und von den formell glänzenden Nachrufen der Vossischen Zeitung, Berliner Tageblatt und einiger Wiener Blätter bis zu den kurzen Notizen, die andere Organe ersten und zweiten Ranges aus ihren Konversationslexicis abschrieben, wurde allenthalben in erster Linie seine „Bedeutung für die Wissenschaft des Römischen Rechts" hervorgehoben, daneben bisweilen wohl auch seiner rechtsphilosophischen Ideen gedacht. Allein in That und Wahrheit liegt neben seinen großen historischen Verdiensten um die Fortentwicklung der Rechts- und Moralphilosophie die epochemachende und dauernde Bedeutung Iherings nach ganz anderen Richtungen, als nach der specifisch römisch-rechtlichen, romanistisch-historischen Seite. Mag man die Bedeutung Iherings für die Romanistik, für die Geschichte und Theorie des Römischen Rechts noch so hoch veranschlagen, mag man seine Untersuchungen nach dieser Richtung als noch so wertvolle Beiträge zur Rechtsgeschichte, Völkerpsychologie, Dogmatik des Römischen Rechts schätzen, so trifft man damit nimmermehr den eigentlichen Kern seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Das Ansehen, das die Rechtsgeschichte und vor allem das Römische Recht selbst in früheren Zeiten genossen, beginnt im Zeitalter der Elektricität und der socialen Fragen immer mehr zu schwinden. Die Bedeutung dieser Forschungsgebiete ist schon heute eine andere, als vor einem halben Jahrhundert, als Savigny und Eichhorn die Jurisprudenz beherrschten, als die historische Schule — die „romantische" nennt Ihering sie unvergleichlich treffend — der Jurisprudenz ihre charakteristische Signatur gab und ihr anachronistisches Regiment, das die aprioristischen Spekulationen geistvoller Hegelianer, wie Gans, nicht zu erschüttern vermochten, mit professoraler Tyrannei ausübte. Die klare Erkenntnis, daß der Gegenwart und der Zukunft, nicht der Vergangenheit all unser Denken und Arbeiten auf praktischem Gebiet gehöre, bricht sich immer siegeskräftiger Bahn. Und wenn erst das Römische Recht mitsamt dem corpus juris in die

*) Das reiche Material, das ich während dieser Zeit in intimstem Verkehr mit ihm (zur Kenntnis und Charakteristik der menschlichen Persönlichkeit des großen Toten) zu sammeln Gelegenheit hatte, gedenke ich demnächst an dieser Stelle in „Erinnerungen an Rudolf von Ihering" zu verarbeiten.

Antiquitätenkammer hochinteressanter, aber wertloser historischer Rechtsdenkmäler verwiesen worden sein wird, dann wird auch Jhering, der Romanist, nur noch eine historische Bedeutung beanspruchen können. Die unvergängliche, grundlegende Bedeutung Jherings für die Jurisprudenz liegt nach anderer, doppelter Richtung: Jhering ist der erste juristische Mathematiker, der erste, der das juristische Denken, die Art und das Wie juristischer Geistesarbeit kritisch zu untersuchen begonnen hat; und Jhering ist der erste juristische Realist, der erste, der an vorderster Stelle das Leben selber und die unendliche Mannigfaltigkeit des Rechtslebens in seiner unmittelbaren Gestaltung zur Basis, wie zum Objekt seiner wissenschaftlichen Arbeit nahm, nicht den trüben Reflex und das völlig unklare Bild dieses Lebens, wie es uns in dem bedruckten Papier verstaubter Bibliotheken entgegentritt und in den Köpfen lampenfroher Bücherwürmer! Und nach beiden Richtungen ragt die Bedeutung Jherings weit hinaus über das Gebiet der Jurisprudenz und hinein in alle Geisteswissenschaften, die Nationalökonomie nicht minder wie die Psychologie oder Aesthetik.

Jhering ist der Kant der Jurisprudenz! Der „Geist des Römischen Rechts" enthält gerade in seinen nicht-romanistischen, wertvollsten Teilen die erste juristische Methodik, die erste juristische Denklehre, und bezeichnet hierdurch einen Fortschritt für die gesamte Rechtswissenschaft (und indirekt für alle einzelnen Geisteswissenschaften), dessen riesige Spanne und Größe erst von der Zukunft richtig bemessen werden wird. Im zweiten Teile dieses Werkes wird zum ersten Male eine Kritik der juristischen Vernunft entwickelt. Was für die Philosophie die „Kritik der reinen Vernunft", ist sie für die Jurisprudenz, und nach dem Wortverhältnis beider Geistesgebiete mag auch ihr Wert bestimmt werden. Wem dieser Vergleich allzu kühn und zu hochgreifend erscheint, der vergißt, welch eminente Bedeutung für jede Geisteswissenschaft die Methode besitzt. Mit der Methode erwacht die Wissenschaft erst zum Bewußtsein ihrer selbst; was ein durchgeistigter Charakter für den Menschen, ist sie für die Wissenschaft; sie bezeichnet den Fortschritt von der Kindheit zum Mannesalter, vom naiven unbewußten zum bewußten Handeln in der Welt des Geistes. Darum ist Jhering für alle Zeiten als der Begründer der eigentlichen kritischen Jurisprudenz anzusehen. Er hat zuerst den Weg gezeigt, auf dem der Jurist zur Erkenntnis seines eigenen Denkens gelangt — ein Weg, nach dem vor ihm überhaupt noch niemand gesucht hatte und der deshalb von ihm schwerer zu finden und zu brechen war, als für Kant, dem geistig wahlverwandte Vorläufer von Cartesius an die Arbeit erleichtert, der gleiche Weg auf philosophischem Gebiet. Von Jhering ist zuerst die specifische Art des juristischen Denkens untersucht und erkannt, sind zuerst mit meisterhafter, unerreichter Schärfe und Klarheit der geistigen Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis die Grundgesetze einer juristischen Logik aufgestellt, und damit die Bahnen gewiesen worden, auf denen allein die Jurisprudenz von dem niederen Niveau einfacher Rechts- und Gesetzeskunde emporsteigen und dem noch ganz fernen Ziele einer echten Wissenschaft entgegengehen konnte. Durch Jhering ist zuerst das Wesen wahrer Systematik erforscht und der Wert derselben für alle Wissenschaft im einzelnen nachgewiesen worden. In Jhering hat die Idee des Systems — und nicht etwa bloß des juristischen — einen Grad der Entwicklung und realen Geltung erreicht, wie nie zuvor. Was Schopenhauer in der klassischen Einleitung zur „Vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" im Anschluß an den „göttlichen Plato" und den „erstaunlichen Kant" fordert, „daß wir die unter einem vielumfassenden Geschlechtsbegriff vereinigten Gattungen und wiederum die unter diesen begriffenen höheren und niederen Arten wohl unterscheiden, uns hütend, irgend einen Sprung zu machen und wohl gar die niederen Arten oder vollends Individuen unmittelbar unter den Geschlechtsbegriff zu subsumieren", das ist bei Jhering in den einzelnen Teilen seiner Werke, deren beide größten leider nicht zu abgeschlossenen Systemen vollendet werden konnten, oft in geradezu idealer Weise erfüllt. Der architektonische Aufbau seiner Gedankengebäude, die stufenweise, Schritt für Schritt ansteigende Systematik im einzelnen, die dialektische Entwicklung

seiner Gedanken, die sich wie die Glieder einer Kette, in der kein Glied zu viel und keines zu wenig, aneinanderreihen, und die daraus resultierende Geschlossenheit und zwingende Kraft seiner Beweisführung ist vielleicht in solchem Maße bei Behandlung konkreter Fragen aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften bei niemandem zu finden! Die Weiterentwicklung der Systematik Jherings würde schließlich zu jener „systematischen Topik" führen, die Kant mit genialem Blick geschaut hat, welche „nicht leicht die Stelle verfehlen läßt, dahin ein jeder Begriff eigentümlich gehöret, und zugleich diejenige leicht bemerken, die noch leer ist" (Kritik der reinen Vernunft ed Kirchmann S. 123). Jhering hat zuerst die Juristen gelehrt, daß sie vor allem die Gesetze der Jurisprudenz, die Gesetze ihres Denkens, Forschens und Untersuchens kennen und erkennen müssen, bevor sie andere „Gesetze" fruchtbar bearbeiten könnten, und mit klassischer Meisterschaft hat er die Lehre jener „Gesetze" begründet! Heute, wo die methodische Bewegung auf allen Gebieten der Wissenschaft vom Recht die Geister immer tiefer zu ergreifen beginnt, wo die Fragen nach der Art und dem Wie der juristischen Forschung immer energischer erhoben, immer eindringlicher behandelt werden, wo Kohler mit genialer Kraft die Jurisprudenz von universalem Standpunkte aus behandelt, wo Gierke die Germanistik, Binding das Strafrecht mit wahrhaft-juristischem „Geiste" durchdringen und kritisch behandeln, wo auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts Laband, Jellinek, Stoerk u. a. die Wege zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung des Rechtsstoffs weisen, heute kann es nicht nachdrücklich genug als litterarhistorische Thatsache aufgestellt werden, daß ihnen allen bereits vor einem Menschenalter unser Jhering auf der Bahn in die noch völlig unbekannte Gedankenwelt der juristischen Methodik als Columbus voranging, daß er sie entdeckt und zugleich auch durchforscht und beschrieben hat! Jhering hat auf die Jurisprudenz wahrhaft „erlösend" gewirkt, er hat sie befreit von den Fesseln banausisch-philologischer „Quellen"kunde, oder corpus juris-Exegetik, trocken-geistloser Gesetzeskenntnis und -Interpretation, er hat sie emporgehoben in den reinen Aether des unendlichen Geistes!! —

Dann aber ist Jhering in zweiter Linie der erste juristische Realist. Er hat zuerst als Beobachtungs- und Untersuchungsobjekt den handelnden Menschen selber genommen, wie er von der Geburt bis zum Tode in Fülle von Rechtsakten und Rechtsverhältnissen lebt und handelt. Er hat zuerst klar erkannt, daß nicht das Papier, sondern das Leben in seiner endlosen Zahl realer Erscheinungen das eigentliche Beobachtungsfeld des Juristen sein müsse. Immer nachhaltiger und unwiderstehlicher beginnt sich heute die Einsicht durchzuringen, daß die Jurisprudenz eine Beobachtungswissenschaft werden muß, daß der Blick ihrer Jünger nicht nach dem Vorbilde beschränkter Romanisten nach Art des allzuberühmten Windscheid, an den Rechtserscheinungen des Lebens, das sie umgiebt, vorbei, in die Folianten des corpus juris und anderer an sich hochinteressanter historischer Rechtsdenkmäler sich richten soll, daß die ureigensten „Quellen" der Jurisprudenz nicht in den Pandekten, auch nicht in unseren Gesetzbüchern und Rechtssätzen, sondern vornehmlich in den uns umgebenden Rechtsverhältnissen und dem stets breiter und tiefer anschwellenden Rechtsleben, das um uns her pulsiert, liegen, daß diese „Quellen" wahrhaft strömen und stets frisch bleiben, während jene nur trockenes Papier oder auch — Schweinsleder sind, und daß dem Juristen zu seiner Ausbildung der Staub von der Straße des Lebens heilsamer ist, als der Staub vertrockneter Pergamente und Bücher! Bahn gebrochen hat dieser Erkenntnis zuerst Jhering! Jhering hat zuerst den Realismus zum Lebensprincip der Jurisprudenz erhoben, er hat dieses Princip zuerst mit methodischer Planmäßigkeit durchgeführt. Durch ihn sind zuerst die Juristen zur methodischen Beobachtung des Rechtslebens selbst, wie es sich in seiner unmittelbaren Gestalt, nicht erst durch das Medium bedruckten Papiers zeigt, hingeführt worden. Von ihm ist zuerst in seinen „Civilrechtsfällen" gegenüber dem einseitigen bibliothekenfrommen Historismus der alten Schule der realistisch-empirische Standpunkt mit der energischen Erklärung markiert worden, „daß eine Theorie, die nicht

unausgesetzt aus der Quelle praktischer Anregungen schöpft, um nichts besser ist, als die Naturwissenschaften es zu jenen Zeiten waren, da sie, statt bei der Natur, bei Aristoteles und Plinius in die Lehre gingen". Und mit energischer Konsequenz hat er durch Schrift und mündliche Lehre diesen Standpunkt festgehalten, sichtbar unter schwerem Ringen sich nach Kräften losreißend von dem unfruchtbaren Boden des Römischen Rechts, in dem doch immer noch die Wurzeln seiner geistigen Entwicklung lagen! Mitten aus dem Leben, nicht aus dem corpus juris schöpfte er seine „Jurisprudenz des täglichen Lebens" — zugleich eine That vollbringend, wie sie nur die Kraft des Genies, das sich kühn völlig neue Wege sucht, auszuführen vermag! Wie ebensoviele realistisch-getreue Abbilder des lebendigen Rechtsverkehrs treten uns die Ueberschriften entgegen: „Auf der Eisenbahn", „Im Gasthofe", „Im Theater", „In der Fremde", „Aus dem geselligen Leben", „Aus dem häuslichen Leben", „Ein Hausbau", „Beim Buchhändler", „Auf der Bücherauktion", „Rechtsverhältnisse bei Zeitungen", „Rechtsverhältnisse mit der Post". Herr von Savigny noch würde es wohl mit olympischem Lächeln für „unmöglich" erklärt haben, daß ein „juristisches" Buch einen solchen Inhalt haben könne, und wohl eher geglaubt haben, es handle sich um einen „Fremdenführer" oder gar ein Kochbuch. Seit Iherings bahnbrechendem Auftreten aber hat man sich allgemach an den Gedanken gewöhnt, daß der Jurist in das Leben hineinschauen soll, anstatt in das corpus juris. Und wenn erst dereinst die Entwicklung der Jurisprudenz aus einer historisch-philologischen, praktisch und ideell wertlosen Urkundeninterpretationskunde zu einer realistischen dem Leben zugewandten Wissenschaft an ihrem Endziel angelangt sein wird, wenn der „juristische Anschauungsunterricht", den Ihering in scherzhafter Form, aber mit ernsthafter Tendenz in „Scherz und Ernst" durch Einrichtung „juristischer Kliniken oder Demonstrationskabinette" zu organisieren vorschlägt, planmäßig durchgeführt, wenn erst die Zeit gekommen sein wird, da die Juristen ebensowenig mehr bei Ulpian oder Paulus, von denen sie doch nur lernen können, wie man nicht denken soll, in die Schule gehen, wie „die Naturforscher bei Plinius" oder die Mediziner bei Galen, dann wird als derjenige, der für diese Entwicklung die Bahn gebrochen, zu bezeichnen sein — Ihering!

So hat Ihering nach der einen Seite den Zusammenhang der Wissenschaft vom Recht mit dem Volksleben, in dem sie tief und fest wurzeln muß, den sie seit der Rezeption des Römischen Rechts verloren, unlöslich wieder geknüpft, und er hat andererseits ihre Verbindung mit dem Bereich wahrhafter, kritischer Geistesforschung hergestellt, sie einführend in das Gebiet des unendlichen geistigen Gesamtlebens der Menschheit, an dem sie vorher keinen Anteil hatte. Die kritisch-realistische Jurisprudenz Iherings steht mit den Füßen fest auf dem realen Boden des „vollen Menschenlebens", und sie ragt mit dem Haupte hinein in die ätherisch-feine unendliche Sphäre übersinnlicher Gedanken und höchster, für Menschen möglicher Erkenntnis. Mag man ihn nun den ersten realistischen modernen, oder den ersten methodischen, kritischen Juristen nennen — jedenfalls sind hiermit diejenigen Eigenschaften seines wissenschaftlichen Charakters aufgedeckt, in denen der Grund seiner bleibenden Größe und das Wesen seiner dauernden Bedeutung beschlossen liegt: er ist der Jurist seines Jahrhunderts und — der Zukunft!!

Aber lassen wir uns durch die gewaltige geistige Persönlichkeit des großen Mannes den prüfenden Blick, der auch seine Mängel, Fehler und Irrungen erkennen muß, nicht trüben. Auch von ihm gilt der Goethesche Satz, daß auch die größten Männer durch eine Schwäche mit ihrer Zeit zusammenhängen. Der Schüler Savignys, mochte er auch später, zumal im „Besitzwillen", dessen „schärfster Kritiker" werden, der schwärmerische Verehrer Puchtas*), des „großen Meisters", mochte er auch über die

*) „Für Puchta habe ich so geschwärmt, wie Sie früher für mich," sagte er einmal im verflossenen Sommer.

beschränkte Einseitigkeit dieses Mannes sich später noch so klar geworden sein*), konnte er nie seine romanistische „Abstammung" völlig verleugnen, mochte er sich auch endlich noch so weit von den Ursprüngen seiner wissenschaftlichen Entwicklung entfernt haben. So wie er, gleich allen großen Genien, seiner Zeit vielfach weit vorauseilte, so war er andererseits noch tief in den Vorurteilen einer absterbenden Generation befangen. Wäre der Mann, der am Schlusse seines Lebens mit schwer unterdrückter Wehmut, die ihn bei der Erinnerung an manche unfruchtbare und zwecklos verrichtete Arbeit ergreifen mochte, ausrief: „Wenn ich noch jung wäre, ich würde ein anderes Fach wählen, als die Romanistik!" fünfzig Jahre später geboren, er wäre der erste gewesen, der laut und eindringlich den Ruf erhoben haben würde, den die gegenwärtige Juristengeneration nicht verstummen lassen dürfte, bis er sich erfüllt hat: Fort mit dem Römischen Recht aus unserem Leben! Fort auch mit dem corpus juris aus unseren juristischen Hörsälen und Studierzimmern, in denen nicht Historiker und Philologen gebildet werden sollen, sondern Männer, die das Leben unserer Zeit, sein Recht und seine Rechtsideale kennen, erkennen und erfüllen sollen! Fort mit allem falschen Kultus der Vergangenheit, der Gegenwart gehört unser Streben und Arbeiten und der Zukunft!

Darum müssen wir uns von der falschen Idealisierung des Römischen Rechts, die bei Jhering noch sich zeigt, frei halten. Als erster juristischer Klassiker soll Jhering der Gegenwart und der Zukunft erscheinen, klassisch seine Jurisprudenz, aber abzüglich ihrer romanisierenden Tendenzen! Der Wahlspruch des heutigen Juristengeschlechts laute in Variierung eines von ihm selbst auf das Römische Recht angewandten Wortes: Durch Jhering, aber über Jhering hinaus!

Dann, dann aber auch im Gefühle bewundernder Dankbarkeit für den großen Meister, der, ein Toter zwar, doch fortwirkt in denen, die seinen Bahnen folgen, mögen die Juristen aller Zungen an dem offenen Grabe des Reformators der Jurisprudenz sich in dem wehmütig-frohmütigen Rufe vereinigen:

Jhering ist tot, es lebe die Jheringsche Schule!

*) Charakteristisch äußerte er sich nach dieser Richtung, wie auch überhaupt über andere „große" Romanisten wiederholt mir gegenüber.

Die Kraftversorgung aus Centralstationen, insbesondere durch Druckluft.

Von

W. Berdrow.

Je mehr in allen Gewerben die maschinelle Energie an Stelle der menschlichen Arbeitskraft tritt, um so mehr drängt sich dem Techniker die Notwendigkeit auf, ähnlich der Gas- und Wasserversorgung auch die mechanische Kraft in besonderen, unter der günstigen Bedingung des Großbetriebes arbeitenden Centralen zu erzeugen und von diesen aus in möglichst bequemer Form über große Konsumgebiete zu verteilen. Besonders in unseren industrieerfüllten Großstädten wirft sich von Jahr zu Jahr dringender die Frage auf, wie die nach Zehntausenden zählenden Einzelbetriebe mit ihrem oft winzigen, unrationell arbeitenden Maschinenkram, mit der unsichtbaren Gefahr ihrer zahllosen, schlecht behüteten Dampfkessel und dem luftverpestenden Qualm ihrer Essen für immer zu beseitigen und durch einige wenige Riesenbetriebe, die womöglich abseits von den Städten zu liegen hätten, zu ersetzen sind. Welche Ersparnisse eine solche Centralisation neben ihren unschätzbaren hygieinischen Vorteilen mit sich bringen würde, erhellt aus der Vergleichung des Kohlenbedarfs kleiner und großer Dampfmaschinen: wenn in den gewöhnlichen Betriebsmaschinen unserer mechanischen Werkstätten eine jede Pferdekraft die stündliche Verbrennung von drei bis vier Kilogramm Steinkohlen erfordert, so entspricht derselben Leistung in den mächtigen Dampfmaschinen unserer großen Oceanschiffe ein um das sechsfache geringerer Kohlenaufwand! Daß die Aussicht auf solche Vorteile es unserer Frage nicht an Lösungsversuchen fehlen ließ, ist erklärlich; während aber in den meisten Großstädten die Ausführung noch ganz im Dunkeln liegt und nur in wenigen, wie Berlin und New-York, neuerdings die Elektricität mit einigem Erfolg zum Zwecke der Kraftverteilung benutzt wird, existiert in Paris schon seit vier Jahren ein Centralbetrieb, welcher tausende von Pferdestärken auf weite Entfernungen an Gewerbetreibende aller Art verteilt.

Das sind die Druckluft-Centralen der Popp-Gesellschaft, ein ebenso kühnes, wie eigenartiges Unternehmen, das, von winzigen Anfängen ausgehend, sich im Laufe der Zeit mächtig entwickelt hat und in seiner heutigen Ausdehnung, — wenngleich noch durchaus keine technisch vollkommene Lösung, — so doch jedenfalls bis jetzt den ausgedehntesten Versuch einer solchen darstellt. Ja der Umstand, daß dieses Unternehmen, trotz der gewaltigen Mängel, die ihm als dem ersten seiner Art naturgemäß anhaften,

sich überhaupt zu seiner heutigen Ausdehnung hat entwickeln können, ist der beste Beweis dafür, wie dringend bereits das Bedürfnis nach solchen Kraftverteilungen geworden ist.

Es ist über die Pariser Druckluft-Gesellschaft, besonders seit ihrer engen Verbindung mit einer der größten deutschen Finanzunternehmungen, viel gesprochen und geschrieben, und die Verwegenheit, in so unerprobte Anlagen jene kolossalen Summen zu schleudern, welche das Poppsche Unternehmen in der That bereits verschlungen hat, ist von verschiedenen Seiten aufs schärfste verurteilt worden. Wir sind weit entfernt, das Pariser Unternehmen und seine wenigen Nachahmungen in und außerhalb Frankreichs für vollkommene technische Leistungen oder auch nur für glückliche Spekulationen zu halten, sehen aber nichtsdestoweniger in ihnen die ersten und in ihrer Art immerhin imponierenden Anfänge einer neuen Industrie, welche voraussichtlich das wirtschaftliche Leben der Zukunft gewaltig beeinflussen wird. Denn hat sich erst der Gedanke einmal völlig Bahn gebrochen, daß die mechanische Arbeitskraft, die wir in immer größerem Umfange zu unserer eigenen Entlastung bedürfen, ebenso gewiß im Großen erzeugt werden muß, wie heute jeder Zweig des industriellen und gewerblichen Lebens unwiderstehlich ins Große drängt, so ist die centrale Kraftversorgung eine einfache Notwendigkeit, und es wird wenig verschlagen, ob die ersten Versuche in dieser Richtung unter Benutzung von Druckluft oder von Elektricität, die ja ohne Zweifel später auch dieses Gebiet okkupieren wird, stattgefunden haben. Als so ein erster und sicherlich großartiger Versuch sind aber jene Druckluftanlagen jedenfalls der Schilderung nicht unwert, und wir wollen deshalb, bevor wir uns weiter über die Kraftverteilung auslassen, eine flüchtige Skizze der ältesten Pariser Centrale einschalten.

Im Nordosten des arbeitenden Paris, auf den Höhen von Belleville und nahe am Befestigungsgürtel, liegt in der Rue St. Fargeau ein unscheinbarer Gebäudekomplex von achtzig Schritt Breite und der dreifachen Tiefe. Zwei lange, eng aneinander gelehnte Hallen für die Dampfkessel und Maschinen, zwei kleinere Häuser, in denen die Werkstatt und die Aufsichtsbureaus sich befinden, ein Gradierwerk zur Wasserkühlung bedecken den engen Raum; zwei hohe Schlöte überragen die Bauten und wälzen ihre trüben Wolken über das düstere Einerlei dieser Stadtviertel: wir stehen vor der ersten und bedeutendsten Pariser Centralstation für Kraftversorgung. Der ganze Betrieb konzentriert sich in dem größten Gebäude, so daß wir nur einer kurzen Besichtigung bedürfen, um in alle Einzelheiten der Druckluftversorgung eingeweiht zu sein. — Die späten Nachmittagsstunden sind für denjenigen, der die Centrale auf dem Höhepunkte ihrer Leistung sehen will, die günstigste Zeit. Denn während in der Stadt noch die Kleinindustrie geschäftig in allen Werkstätten die Hände regt und den größten Teil der Kraftproduktion beansprucht, beginnt schon hier und da mit der wachsenden Dunkelheit das Bedürfnis nach Licht sich zu regen, und da die elektrische Beleuchtung in Paris zum großen Teil ebenfalls von den Stationen der Popp-Gesellschaft, deren es außer der jetzt betrachteten noch vier jüngere giebt, unterhalten wird, so müssen dieselben in diesen Stunden aufs höchste beansprucht werden, um allen Konsumenten gleichzeitig gerecht zu werden.

Ein betäubendes Durcheinander rollender Räder, stampfender Kolben und, alles übertönend, der scharfe taktmäßige Klang auf- und zuschlagender Ventile empfängt uns beim Eintritt ins Maschinenhaus, und im strahlenden Lichte der Bogenlampen zeigt sich uns in der vorderen Hälfte der langen eisenüberdachten Halle eine Reihe von Maschinen, die, wie Soldaten nach dem Schnürchen nebeneinander ausgerichtet, alle mit gleichem Schwung, bedächtig und sicher, ihre funkelnden Arme ausstrecken und einziehen und ihre mächtigen Schwungräder drehen. Es liegen hier sechs genau gleichartige doppeltwirkende Dampfmaschinen, von denen eine jede drei- bis vierhundert Pferdekräfte leistet und, durch Gestänge mit zwei großen Luftkompressionspumpen verbunden, in ihrem

langgestreckten Bau fast die ganze Breite der Halle ausfüllt. So langsam diese Maschinen arbeiten, so reicht die vereinigte Leistung der zwölf Pumpen doch hin, um in jeder Stunde 20000 Kubikmeter Luft, d. h. den anderthalbfachen Rauminhalt der ganzen Maschinenhalle aufzusaugen und auf den siebenten Teil ihres Umfangs zusammenzupressen. Leider entsteht bei dieser Kompression ein empfindlicher Arbeitsverlust durch die Erhitzung der zusammengepreßten Luft, welche sich in den Druckpumpen bis auf 100 Grad steigert und nur dadurch etwas gelindert wird, daß bei jedem Pumpenhub gleichzeitig etwas Wasser in die Preßcylinder eingespritzt wird und im Verdampfen eine kühlende Wirkung ausübt. Trotzdem tritt die Druckluft mit einem ziemlich bedeutenden Hitzegrade aus den Pumpen aus und sinkt erst im weiteren Verlauf des Arbeitsprozesses allmählich auf die Temperatur ihrer Umgebung herab.

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf die walzenförmigen Hohlkörper, welche in Manneshöhe und in Längen von je zwölf Metern an der Längswand der Halle unter den Fenstern gelagert sind. Durch starke Rohre mit den Kompressionspumpen verbunden, stellen diese Kessel, acht an der Zahl, die Aufspeicherungsräume für die komprimierte Luft dar und sind im stande, etwa den zehnten Teil der stündlichen Maschinenleistung in sich aufzuhäufen, was leider so wenig ist, daß bei starkem Kraftkonsum in der Stadt die Betriebsanlage nicht sechs Minuten außer Thätigkeit treten dürfte, ohne die gesamten Abonnenten in arge Verlegenheit zu bringen. In der That dienen die Luftbehälter oder Windkessel mehr dem Zweck, durch weitere Abkühlung und eine momentane Ruhepause dem in der Druckluft enthaltenen Wasser Gelegenheit zur Ausscheidung zu geben, als einer eigentlichen Aufspeicherung. Ja die Druckluftcentralen sind in dieser Hinsicht noch schlechter gestellt, als die wegen ihres Mangels an Aufspeicherungsvorrichtungen so oft getadelten Elektricitätswerke, denn während die letzteren nur so umfangreich gebaut werden müssen, daß ihre Leistungsfähigkeit den größten Kraft-, resp. Lichtbedarf im Konsumgebiet um einen kleinen Bruchteil, der die unvermeidlichen Kraftverluste zu decken hat, übersteigt, so sind diese Verluste bei der Druckluftübertragung so groß, daß sowohl in Paris, als bei einer noch jüngeren Anlage dieser Art in Birmingham die Centralstation das Doppelte von dem zu leisten hat, was bei den Abonnenten gebraucht wird. Zu dem mißlichen Umstande, daß eine Aufspeicherung der Preßluft nicht gut zu ermöglichen ist, kommt nämlich noch als zweiter Uebelstand ein erheblicher Druckverlust in den Apparaten und der langen, zu den Abonnenten führenden Rohrleitung, welcher es verschuldet, daß die Luft, in den Betriebsmaschinen auf sieben Atmosphären verdichtet, fast ein Drittel dieser Spannung wieder verliert, bevor sie an Ort und Stelle, d. h. beim Konsumenten, ihre Arbeit beginnt. Daß sich trotz solcher Hindernisse die Erbauung derartiger Centralen lohnt, ist eben ein durchschlagender Beweis für das brennende Bedürfnis, das in allen Industriestädten für solche Institute vorhanden ist und mit dem verzweifelten Kampfe der Kleinindustrie gegen die Großbetriebe beständig wächst.

Ueberfliegen wir die ferneren Einzelheiten der Centrale nur mit einem kurzen Blick: die in der hinteren Hälfte des Maschinenraumes placierte ältere Anlage, die kolossalen Wasserpumpen, die im Nebengebäude gelagerten elf Kessel, und sagen dann der Station Valet, um dem Schicksal der Druckluft auf ihren ferneren Wegen nachzuspüren.

In mächtiger Strömung verläßt sie durch eine weite, drucksichere Rohrleitung den Maschinenraum und wird zunächst in einem Zuge von drei Kilometer Länge zum Place de la Republique und somit an die Grenze des glänzenden inneren Paris geführt, wo sich die Leitungen nach mehreren Richtungen verzweigen und fast die ganze nördliche Hälfte der inneren Stadt zwischen den alten Boulevards und der Seine mit einem dichten Netz überspinnen. Was die Verlegung solcher Rohrleitungen betrifft, so befindet sich Paris anderen Großstädten gegenüber in einem beneidenswerten Vorteil. Stellt z. B. das unterirdische Berlin ein geradezu unentwirrbares Durcheinander vor, in dem sich

Kanalisations-, Wasser- und Gasröhren, Rohrpostverzweigung, Fernsprech- und Telegraphenleitungen, elektrische Kabel und Kanäle von Jahr zu Jahr in wachsendem Maße gegenseitig den Weg versperren, so bieten in Paris die großen, unterirdisch gemauerten Abzugskanäle einen unübertrefflich bequemen Raum für alle erdenkbaren, in einer Großstadt allmählich zum Bedürfnis gewordenen Leitungen. Am Boden dieser geräumigen Kanäle fließen die Abgangsstoffe in einem Bache, der an Breite und Tiefe das Befahren mit ziemlich großen Kähnen gestattet*), darüber aber bleibt ein Luftraum frei, der es ermöglicht, Wasser-, Rohrpost-, Telegraphen- und sonstige Leitungen und neuerdings auch die Druckluftrohre in friedlicher Eintracht nebeneinander an der gewölbten Decke der Kanäle zu befestigen. Die einzelnen Teile der Rohrleitung werden einfach durch die Zugangsschächte in die Kloaken hinuntergelassen, im Kahn an Ort und Stelle gebracht und dort auf die bequemste und vollkommenste Weise verbunden und befestigt. Durch solche Vorteile gefördert, beschleunigte man zunächst die ringförmige Einschließung des gesamten Konsumgebietes durch eine siebzehn Kilometer lange Hauptleitung, und schritt dann mit der Verzweigung des Netzes so energisch vor, daß zum Beginn dieses Jahres, also nach fünfjähriger Thätigkeit der Hauptstation, bereits Leitungen in einer Gesamtlänge von 400 Kilometern verlegt waren.

Werfen wir endlich einen Blick auf die Leistungen, für welche die Druckluft von den Konsumenten herangezogen wird, so finden wir in der That eine Fülle verschiedenartiger Thätigkeiten, welche früher die menschliche Kraft in Anspruch nahmen oder gar die Aufstellung und Unterhaltung eigener Gas- oder Dampfmotoren nötig machten. Ein Vorteil liegt in solchen Fällen offenbar schon in der Anordnung einer einfachen Rohrleitung und eines kleinen, weder Kessel noch Wartung beanspruchenden Motors, indessen werden wir unten sehen, daß sich auch mit der Druckluftmaschine immerhin noch einige Unbequemlichkeiten verknüpfen, welche die Anwendung elektrischer Leitungen und kleiner Elektromotoren vermeiden lassen würde. Andererseits kann man der Druckluft eine erstaunliche Vielseitigkeit in ihren Wirkungen nicht absprechen und nur ein genaues Abwägen wird schließlich erkennen lassen, ob nach dem heutigen Stande der Technik eine elektrische oder eine Preßluftcentrale mehr Aussicht haben wird, den Forderungen der Billigkeit und Bequemlichkeit gleichzeitig am besten zu entsprechen.

Was die Druckluftleitung betrifft, so dient sie in Paris nicht allein zum Betriebe von Maschinen und zur Erzeugung elektrischen Lichtes, sondern im großen Maßstabe zur Erzeugung künstlicher Kälte, zur Ventilation und zum Konservieren von Nahrungsmitteln, und ebenfalls in bedeutendem Umfange zum Betriebe pneumatischer Uhren. — Die letzteren bilden eigentlich den Anstoß zur Entwicklung der ganzen Anlage, denn aus einer bescheidenen Maschinenanlage zum Antrieb einiger pneumatischer Normaluhren, welche vor 15 Jahren in der St. Annenstraße unterhalten wurde, haben sich im Lauf der Jahre die ganzen Erfolge der Popp-Gesellschaft entwickelt. Da der Betrieb von Uhren durch einen kleinen Druckluftmechanismus eine alte und hochentwickelte Erfindung ist, so hat sich die Zahl derselben stetig vermehrt und beträgt jetzt schon über achtzigtausend; bei dem winzigen Kraftverbrauch dieser kleinen Mechanismen bleibt indessen ihr Anteil am Gesamtverbrauch trotzdem ein sehr geringer. — Erheblich größer stellte sich dagegen von Anfang an der Kraftbedarf, welchen die elektrische Beleuchtung erfordert. Die Gesellschaft fand in dieser Beziehung an der Seine einen sehr günstigen Boden, denn elektrische Centralen von der Art, wie sie London, Berlin und alle größeren amerikanischen Städte seit Jahren und in großer Zahl besitzen, hatte Paris bis vor kurzem überhaupt nicht, während das Bedürfnis nach elektrischem Licht im Gegenteil ein sehr reges war. Die

*) Es dürfte vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß die Fäkalien unserer Großstädte durch die ihnen in dem Kanalsystem beigemischten ungeheuren Wassermassen aus dem Abzug der Haushaltungen eine solche Verdünnung erfahren, daß der Aufenthalt in den Kanalisationsleitungen keineswegs übermäßig unangenehm oder gesundheitsschädlich ist.

Centrale von Belleville half diesem Mangel in der Weise ab, daß sie in den reichsten Vierteln der inneren Stadt eine Anzahl von Unterstationen unterhielt, welche lediglich der elektrischen Lichterzeugung dienten. Durch den Anschluß an die Leitung der Mutteranstalt werden in diesen Stationen Druckluftmotoren von fünfzig bis hundert Pferdestärken in Bewegung gesetzt, treiben ihrerseits Dynamomaschinen und versorgen aus diesen die nächste Umgebung, meistens aber nur den betreffenden Häuserblock mit Bogen- und Glühlicht. Natürlich ist dieser Weg der Kraftumwandlung zu lang, um die höchsten erreichbaren Resultate zu geben; er entstammt eben einer Zeit, zu der man die Fortleitung der Elektricität auf weite Entfernungen in Paris noch wenig erprobt hatte und es rationeller fand, Druckluft durch ein Rohr, als elektrische Ströme durch einen Draht fortzupflanzen. Heute spielen diese Blockstationen, wenn auch ihre Zahl noch ziemlich bedeutend ist, doch der gesamten Fülle des elektrischen Lichtes gegenüber nur noch eine geringe Rolle, ja die späteren Centralen der Popp-Gesellschaft haben sie kaum noch angewandt und erzeugen statt dessen die Elektricität direkt durch Dampfmaschinen, um sie dann ihren Unterstationen zuzuführen und hier in Akkumulatorbatterien aufzuspeichern. Solcher Akkumulator-Stationen gab es am Beginn dieses Jahres schon 24 an den verschiedensten Gegenden der Stadt, und ihre Leistungen übertreffen allerdings die der älteren Druckluft-Filialen um ein Erkleckliches.

Der größte Anteil am Konsum entfällt naturgemäß auf die direkte Verwendung mechanischer Arbeitskraft, welche sich in der That bei der Verwendung von Druckluft so bequem beschaffen läßt, daß sich höchstens die Elektricität ihr überlegen erweisen wird. Die Druckluftmotoren sind, entsprechend der übereinstimmenden Wirkungsweise gespannten Dampfes und gepreßter Luft, den Dampfmaschinen sehr ähnlich, sie lassen sich in ziemlich leichter Form herstellen, können in den engsten Räumen, ja unter dem Dache Aufstellung finden und bedürfen keines Kessels, keines Schornsteins und nur einer oberflächlichen Wartung; ja die kleinsten Exemplare, welche zur größeren Bequemlichkeit nicht nach dem Typus von Dampfmaschinen, sondern von rotierenden Ventilatoren gebaut sind, haben eine so leichte und kleine Form, daß man sie einfach an die Axe irgendwelcher Arbeitsmaschinen, Drehbänke, Bohrmaschinen, Nähmaschinen anschraubt, um die Muskelarbeit durch mechanische Kraft zu ersetzen. — Im größten Maßstabe sind die Motoren in den Druckereien mehrerer Zeitungen im Betriebe, so zu Hunderten von Pferdestärken beim „Figaro“ und beim „Petit Journal“. Eine Reihe von Fabriken schließen sich dem an, die es bequemer fanden, mit Druckluft und ohne Kesselfeuerung, als mit Dampf zu arbeiten, dann aber folgte eine Menge von Kleinindustriellen, die zu groß ist, um hier auch nur alle die verschiedenen Gewerbe anzuführen, denen die Konsumenten angehören. Metall-, Holz- und Hornbearbeitungswerkstätten, Schneider- und Schuhmacherbetriebe, kleinere Spielwaren- und Knopffabriken, Stick-, Wirk- und Webmaschinen, Chokoladefabriken und Konditoreien gehören in erster Linie unter das Konsumgebiet. Die Betriebsmaschinen, die hier verwendet werden, sind vielfach gar keine eigentlichen Druckluftmotoren, sondern alte Dampfmaschinen, die einfach nach Entfernung des Kessels mit Luft gespeist werden. Die Bedienung derselben ist so wenig mühevoll, daß sie vielfach von ganz ungeübten Leuten, von Ladendienern, Hausknechten, in Restaurants von Kellnern u. s. w. nebenbei besorgt wird; allerdings ist außer dem Schmieren, dem Auf- und Zudrehen des Lufthahns und dem Heizen eines kleinen Vorwärmeofens für die Druckluft wenig dabei zu thun. Die Erwärmung der Druckluft ist leider überall, wo es sich um den Betrieb von Maschinen handelt, eine unerläßliche Vorbedingung, denn in demselben Maße, wie sich nach einer früheren Bemerkung die Luft beim Komprimieren erhitzt, kühlt sie sich nachher bei der Ausdehnung wieder ab, und der Cylinder des Motors würde in wenigen Minuten von Eis und Schnee starren, wenn nicht der Vorwärmer, ein kleines ringförmiges Oefchen, dessen Heizung bei kleinen Maschinen mit Gas, bei größeren mit Kohle erfolgt, die Druckluft vor dem Eintritt in die Maschine auf eine Temperatur von mindestens 100 Grad brächte.

Das Wirkungsfeld der Centrale ist indes mit den bisherigen Ausführungen nicht erschöpft. Die Druckluft kam bei ihrer Einführung einem zu tief empfundenen Bedürfnis entgegen, um nicht noch in weit zahlreicheren Fällen erprobt und mit Freuden zur Leistung weiterer Dienste herangezogen zu werden. Zahlreiche hydraulische Aufzüge werden, anstatt mit Wasser, jetzt mit Druckluft betrieben, denn während das erstere 32 Centimes pro Kubikmeter kostet, hat man die letztere für 1½ Centimes. Es braucht dabei die Anlage in nichts verändert zu werden, man läßt einfach anstatt des Wassers nunmehr die Luft auf den Druckkolben des Fahrstuhls wirken. — Der Transport des Bieres aus dem Keller in die Schankräume wird in vielen Restaurants durch Luftdruck bewirkt, nicht minder bewährt sich derselbe zur Umlagerung des Weins aus großen Lagerfässern in kleinere Versandgebinde, oder ebenfalls zur Hebung an den Ausschank. — Eine Anzahl von Löth- und Schmelzwerkstätten haben die Ventilatoren zum Anfachen ihrer Oefen ebenfalls mit dem Anschluß an die Druckleitung vertauscht, und in mehreren Fällen sind mit Hülfe dieser Leitung private Rohrpostverbindungen in großen Baulichkeiten, besonders Banken, eingerichtet worden. In einem Geschäft werden sogar große Koffer auf diese Weise aus dem Keller in die Bureaus geschafft, indem ein geräumiges viereckiges Rohr mit Schienen angelegt worden ist, und in diesem die auf kleine Wagen gestellten Koffer durch den Luftdruck emporgetrieben werden. Zu Feuerlöschzwecken benutzt man die Druckluft, indem man sie einfach in wassergefüllte Behälter eintreten und aus diesen das Wasser in die Höhe pressen läßt; in ähnlicher Weise werden Senkgruben damit entleert. Endlich hat sich auch die Medizin der Druckluft bereits zu verschiedenen Zwecken bedient, doch würde es zu weit führen, diesen und manchen anderen Benutzungsarten noch weiter nachzugehen.

Dagegen ist eine ganz abweichende Anwendung der gepreßten Luft wichtig und verbreitet genug, um ihrer noch mit kurzen Worten zu gedenken: die Benutzung zu Kühlzwecken. Daß sich die Luft bei der Ausdehnung der Arbeitsleistung abkühlt, wurde bereits erwähnt, man hat nunmehr lediglich die Vorerwärmung auf ein bescheidenes Maß einzuschränken, so wird die Luft, nachdem sie ihre Arbeit im Cylinder des Motors verrichtet hat, mit so beträchtlicher Kälte entweichen, daß man sie nur aufzufangen und einzusperren braucht, um neben der geleisteten Arbeit stets einen höchst wirksamen Eis- und Kühlapparat zur Verfügung zu haben. Daß dieser Umstand in Paris in weitestem Maße ausgenutzt wird, ist bei der Wichtigkeit der künstlichen Kühlung fast selbstverständlich. In den Restaurants und Cafés dienen die Druckluftmotoren abends zur Erzeugung der elektrischen Beleuchtung, die Abluft aber benutzt man zur Kühlung von Wasser, zur Eisfabrikation und zur Herstellung von Gefrorenem. Der Konditor versteht seine Maschine noch besser auszunutzen; tagsüber treibt sie seine Misch- und Knetapparate, abends beleuchtet sie ihm den Laden und hält das Eisspind jederzeit in Wirksamkeit. In der Bourse de Commerce sind die weiten Kellerräume ganz in Kühlkammern verwandelt worden; man bringt hierher die Nahrungsmittel, welche in den benachbarten Markthallen nicht rechtzeitig verkauft worden sind und ohne künstliche Kühlung dem Verderben ausgesetzt sein würden. Die Fleischereien bedienen sich zu hunderten ähnlicher Einrichtungen. — Endlich steht auch das Pariser Leichenschauhaus mit der Druckluftleitung in Verbindung, und in seiner Eiskammer, deren Temperatur beständig weit unter Null Grad bleibt, besitzt es einen Raum, in dem Leichen behufs Rekognoscierung oder zu juristischen Zwecken wochen- und monatelang aufbewahrt werden, ja, der schon einzelne Körper, an deren Erhaltung viel gelegen war, länger als Jahresfrist ohne Verwesung beherbergt hat.

So viel über die Leistungen der Pariser Druckluftstationen. Man wird gestehen, daß sie an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, indessen entscheidet eine solche Verschiedenartigkeit der Leistungen noch durchaus nicht unbedingt über den Wert der Anlagen. Muß auch zugestanden werden, daß die Energieverteilung durch gepreßte Luft

der Verwendung von Dampfmaschinen und Gasmotoren unbedingt vorzuziehen ist, so bleibt doch neben der Druckluft die Elektricität als ernstlicher Konkurrent und — man darf kaum daran zweifeln — als schließlicher Sieger bestehen. Freilich ist ein ähnlich umfangreicher Versuch zur Verteilung elektrischer Ströme behufs mechanischer Arbeitsleistungen bisher noch nicht gemacht worden, indessen mehren sich jährlich die Anzeichen dafür, daß er demnächst gewagt werden darf und wird, und daß alsdann die Elektricität die Probe noch besser bestehen wird, als man es der Druckluft, wenigstens in finanzieller Hinsicht, nachrühmen kann.

Ueberblicken wir die ganze Reihe der Leistungen, für welche man die gepreßte Luft herangezogen hat, so finden wir darunter kaum eine, die nicht ebensogut und großenteils besser der elektrische Strom verrichten würde. Der Betrieb elektrischer Uhren hat sich mindestens schon ebenso weit eingebürgert und ebenso gut bewährt, wie der von pneumatischen, der Antrieb mechanischer Motoren würde sich dagegen bei der Anwendung elektrischer Triebkraft unzweifelhaft einfacher und bald auch wohlfeiler gestalten. Abgesehen davon, daß die Druckluftverteilung, wie oben erwähnt wurde, mit einem Verlust von fünfzig, die elektrische Centrale dagegen höchstens mit einem solchen von zwanzig Prozent arbeitet, übertrifft der Elektromotor die Druckluftmaschine an Leichtigkeit, Sicherheit und Einfachheit der Bedienung um ebenso viel, wie jene den Dampf- oder Gasmotor. Gerade im Kleingewerbe macht sich der Uebelstand unangenehm geltend, daß der Wirkungsgrad der Luftmotoren mit abnehmender Größe sich bedeutend verringert und beispielsweise bei ein- bis zweipferdigen Maschinen nur noch ein Drittel, ja bei den kleinsten Motoren nur noch ein Fünftel des Wirkungsgrades großer Maschinen beträgt. Die Elektromotoren bleiben sich im Gegenteil von den größten bis zu den kleinsten in ihrem Nutzeffekt ziemlich gleich, was gerade bei geringem Arbeitsverbrauch die Kosten erheblich verringern wird. Geht doch dieser Vorzug des Elektromotors so weit, daß eine der größten Fabrikanlagen in Berlin ihre Arbeitsmaschinen derart betreibt, daß jede Maschine ihren eigenen, unmittelbar an der Arbeitsspindel sitzenden Motor hat. Andere Fabriken haben mindestens in jeder Werkstatt einen Elektromotor zur Verfügung, und in allen Fällen hat man den Vorteil, die kostspieligen und kraftverzehrenden Transmissionen mit Riemen- oder Räderwerk zu sparen, welche bisher in allen mechanischen Arbeitsstätten eine so große Rolle spielten.

Was die übrigen Leistungen der Druckluft betrifft, so kann man mittels der Elektricität ebensowohl als mit komprimierter Luft Aufzüge treiben, Lasten befördern und vor allen Dingen Licht erzeugen. Gerade die Unterhaltung elektrischer Beleuchtung, welche in allen Pariser Centralen neben der Drucklufterzeugung betrieben wird, ohne mit ihr in irgend einem organischen Zusammenhang zu stehen, fügt sich in das Getriebe einer elektrischen Kraftversorgung ganz von selbst ein und hilft hier lediglich den Betrieb verbilligen, während sie in den Poppschen Stationen eine von dem ursprünglichen Zweck der Anlage durchaus abgesonderte, fremdartige Betriebsweise nötig macht. — Das einzige, was man endlich als Vorzug der Druckluft-Centralen anführen könnte, ist die Erzeugung von Kälte als Nebenprodukt. Dieser Vorgang läßt sich allerdings mit der Betriebsart einer elektrischen Centrale nicht ebenso leicht vereinigen, aber einmal giebt es wohlfeile und leistungsfähige Eismaschinen genug, um mittels einer solchen und des zugehörigen Elektromotors auch dem Abonnenten der elektrischen Centrale stets Kälte in genügender Menge zu sichern, andererseits wird über kurz und lang auch bei uns, wie es in Amerika schon jetzt hier und da geschieht, die Lieferung von Kälte ebenfalls aus Centralstationen und durch Leitungen vor sich gehen, und endlich dürfte man doch billig bezweifeln, ob überhaupt die mangelnde Eiserzeugung gegen den Wert der elektrischen Kraftverteilung als Hinderungsgrund ernsthaft in Betracht gezogen werden darf.

Nach alledem scheint uns die Zukunft der elektrischen Kraftversorgung sicherer zu gehören, als der Druckluftcentrale. Mag indessen die schließliche Entscheidung fallen,

wohin sie will, so gebührt immerhin der komprimierten Luft die Ehre als dem Mittel, durch welches man die wichtige Frage zuerst in größerem Stile zu lösen versucht hat. Ist aber einmal ein vollkommenes System der Kraftverteilung ausgebildet worden, so dürfen wir davon eine ganze Reihe eindringender Aenderungen in unserem industriellen Leben mit Bestimmtheit erwarten: Die Sicherheit der mechanischen Betriebe wird erhöht, der Gesundheitszustand unserer heute noch in den ewigen Qualm von tausend Essen gehüllten Fabrikstädte wird gebessert werden, und die Zersplitterung unserer natürlichen Kraftvorräte in eine unendliche Menge zwerghafter Maschinenanlagen wird nicht länger eine Notwendigkeit sein. Und endlich — nicht das Unwichtigste — läßt sich hoffen, daß sich gerade durch solche Anlagen, welche die solidarische Verknüpfung mehrerer Betriebsstätten im Gefolge haben, ein von vielen Seiten längst erstrebter Weg zur Verbesserung unserer socialen Schäden wenigstens in etwas ebnen läßt: die Entlastung der Großstädte vom Fabrikwesen und die Verlegung der großen Industriestätten in mehr oder minder umfangreichen Gruppen aufs Land.

Deutsche Rechtssitten.

Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt.

1. Friede und Rechtsschutz. Fried- und Freistätten.

Gericht und Tempel, sowie in christlicher Zeit die Kirche sind im Rechtsleben und Rechtsbewußtsein der Vorzeit gleichgestellt; auf beiden lag ein höherer Friede als der einfache sogenannte Mannfriede, der die Rechtssphäre des einzelnen schützte. Friede ist im Altertum gleichbedeutend mit Schutz und Recht, Friedlosigkeit ist Schutz- und Rechtlosigkeit. Dies sind die ältesten Anschauungen in der germanischen Welt, die wir finden. Jeder einzelne genoß des Friedens, so lange er das Recht achtete, und ward durch das Gesetz geschützt. Neben diesem einfachen Mannfrieden aber war ein höherer Friede aufgerichtet, der sich auch durch doppelte und vervielfachte Bußen fühlbar machte. Er lag auf den Stätten des Gottesdienstes und des Rechts; er schwebte über dem Volke, das zum Gottesdienst, zum Thinge oder zum Streit auszog. Wo der höhere Friede lag, war eine Friedstätte; aber nicht jede Friedstätte war zugleich eine Freistätte.

Schon Tacitus berichtet (G. c. 40), daß beim Umzuge des Nerthusbildes auf verhülltem Wagen, den nur der Priester berühren durfte, voller Friede im Lande herrschte (laeti tunc dies — non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum amata, tunc tantum nota), und nach den altnord. Liedern und Geschichtsbüchern waren nicht nur Odins Walhalla und Oegirs Trinksaal Friedstätten (gridhstadir), welche Asen und Jöten achten mußten, sondern auch die von den Menschen errichteten Heiligtümer. Kein Bewaffneter durfte ihnen nahen; Friedlosen war der Aufenthalt darin verboten, den Männern jeder Verkehr mit den Frauen untersagt. Wer in ihnen eine Gewaltthat, besonders Totschlag verübte, verlor seine „Mannheiligkeit“ und konnte den Frevel nur mit seinem Blute sühnen. (Landnamab. 2, 12. Fridthiofssaga c. 1. 2. 9. 10.) Beraubung des Tempels gehörte darum zu den schwersten Verbrechen. Die Friesen brachten solchen Missethäter auf die Flutgrenze des Meeres und opferten ihn da nach vorheriger Verstümmelung. Auch Karl der Gr. setzte noch Todesstrafe auf Verletzung des Kirchenfriedens, und durch die ganze Gesetzgebung des Mittelalters vom allemannischen Recht (IV) an zieht sich eine ganze Reihe von Satzungen dieser Art durch die Landfrieden, Rechtsspiegel, Stadtrechte und Küren hindurch. Drei- oder vielfache Strafgelder bis zu neunfachem Wergeld und neunfachen Friedensbrüchen (lex Fris. 17, 2) werden auf den Bruch des Kirchenfriedens gesetzt. Dieser Kirchenfriede lag auch auf denen, welche zum Gottesdienst gingen. Die lex Saxonum (23) verhängt Todesstrafe über den, welcher die an hohen Festen zur Kirche Gehenden angreift und tötet, und friesische Küren sprechen den Frieden über den Kirchweg von und zum Hofe zurück (v. Richthofen, fr. Rechtsq. 389. 541). Auch der dietmarsche Sonnabendfriede, sowie der den Braut- und Leichenzügen gegebene Friede ist wesentlich ein

Kirchenfriede. Mit doppelter Buße schirmt das dietmarsche Landr. v. 1539, Art. 225 die Teilnehmer eines Begräbnisses, während die einer Hochzeit zwar nur eine einfache, aber durch 30 Mark Brüche verschärfte genießen. Ein niedersächs. Weistum setzt den dodengank kummerfry (Gr. Weist. I, 416; 4, 660). So lag auf den heiligen Stätten und denen, welche zu ihnen gingen, ein besonderer, höherer Friede. Ebenso auf dem in Waffen stehenden Volke, denn auch der Heerfriede hat eine religiöse Grundlage. Nicht nur, daß das Walfeld als Opferstätte galt: der Schlachtengott selbst, dessen Bild oder Symbol das Heer in den Kampf geleitet, schien gegenwärtig, wie schon Tacitus G. c. 7 sagt: Deo imperante, quem adesse bellantibus eredunt, effigiesque et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt. So stark der Heerfriede entwickelt war, so hat er doch nicht sichtlich kriegerische Schutzstätten geschaffen. Dagegen gingen aus dem Dingfrieden gefreite Orte hervor.

Der Dingfriede ist die höhere Unverletzlichkeit des zu Rat und Recht versammelten Volkes, mag es nun als Gemeinde, oder Gau-, oder Landesversammlung tagen. Schutz und Leitung der rechtlichen Angelegenheiten und Versammlungen gab der fromme Sinn der heidnischen Germanen in die göttliche Hand, sowie sich bis in die Gegenwart der gottesdienstliche Anfang der Landtage erhielt, wenn auch an die Stelle des das Volksthing eröffnenden Priesters (Germ. 11) das Wort des Vorsitzers getreten ist.

Sobald die Verhandlung mit dem Gebote der Stille — ähnlich wie bei unseren mittelalterlichen Volksschauspielen (vgl. das „Silete", oder „Schweiget alle gleich") — eröffnet war, lagen erhöhte Bußen auf jeder Störung durch That oder Wort. Aber auch auf dem Wege zum Thing und zurück wurde allen Besuchenden erhöhter Friede gewährt. Selbst dem in Fehde Liegenden, dem homo faidosus, ward er nach altfriesischem Gesetz zu teil, und spätere friesische und dietmarsche Küren vergessen die Strafen für den Bruch solches Friedens nicht. (Rüstr. Küren 116, 8. Fivelgo § 6. Dietm. Landr. v. 1447, § 43.) Insbesondere gilt dieser Friede für die Abgeordneten der einzelnen Landschaften. Bekannt sind uns die Bußen, welche die Abgeordneten zum Opstallisbom schützten, und nicht minder die dietmarschen Achtundvierziger, wenn sie um des Landes Ehre und Nutzen sich versammelten. (Upstallsbom. Ges. v. 1323. § 6. Dietm. Landr. v. 1447. § 27.)

Vor allem aber war die Mahl- und Gerichtsstatt selbst eine Friedstatt. Alle alten Mahl- und Thingplätze samt der Linde darauf standen in erhöhtem Schutz.

Mit dem Kirchen- und Dingfrieden wird in manchen Rechtsquellen der Hausfriede zusammengestellt, als gleich an hoher Bedeutung.

Er schützt insbesondere vor widerrechtlichem Eindringen über Zaun und Schwelle, die ohnehin als heilig galt, namentlich mit gewaffneter Hand, der sog. heimsuoche. In den Stadtrechten, z. B. in dem Schweriner (12. Jahrh.) § 5, Cöln 84, Salzwedel § 62, steht nicht selten Enthauptung auf ihr wie auf anderen schweren Verbrechen. Der erweiterte Hausfriede ist der Stadtfriede, in welchem die Bürgerschaft gleichsam als Wirt des geschlossenen Weichbildes erscheint. Der Stadtfriede entsteht erst mit dem Aufblühen der Städte; er sichert den Bürgern einen ewigen und allgemeinen Frieden und den Fremden, welche in die Stadt gehen oder fliehen, festen Schutz. Er beginnt mit der Grenze des Weichbildes, welches daher auch fridekreis heißt und durch Pfähle, Bäume, Kreuze oder Steine kenntlich gemacht war. Neben dem Stadtfrieden erscheint der Straßenfriede, welcher gegen Gewaltthat auf öffentlichen Wegen schützt und insbesondere den reisenden Kaufleuten gilt, für welche der Vogt nach den Stadt- und Landrechten die Geleitspflicht auf eine gewisse Entfernung übernehmen muß, und sodann der Marktfriede. Dieser Friede lag insbesondere auf dem Marktplatz und dem Kaufhause; Friedensstörungen in Seitengassen wurden nur einfach bestraft. Das alte Lübische Recht legte außer dem Schadenersatz eine Strafe von 4 Mark Silber auf Verletzung des pax fori (Hach, Lüb. R. II, § 65). Im dietmarschen Landrecht erscheint der rechte olde marketvrede als doppelt erhöhter Landfriede, also die Friedensbuße auf 60 Mark bestimmt. Das

Zeichen des anhebenden Marktfriedens war eine auf einem Turm ausgesteckte Fahne, oder auch ein Schild.

Die Land- und Gottesfrieden samt den Rechtsspiegeln (Sachsensp. II, 66, Schwabensp. 205, vergl. auch die fries. Küren bei Richthofen S. 21, § 12) schützten insonderheit auch den Pflug und den Pflüger. Der Pflugfriede im dietmarschen Landr. von 1447 und 1573 straft nicht bloß mutwillige und absichtliche Störungen des Pflügens, sondern das erstere sicherte auch jedem auf dem Wege von und zu dem Pfluge, nicht minder beim Einbringen seiner Garben ganzen vollen Frieden. Diebstahl am Pflug büßt das Lübische R. (IV, 9) achtzehnfach, gleich dem in der Badstube und dem öffentlichen Weinkeller. — Ebenso wird die Arbeit im Wein- und Obstgarten unter erhöhten Frieden gestellt, desgleichen werden die Bienenstöcke geschirmt.

Neben dem Pflugfrieden steht der Mühlfriede. Schädigung des Werks oder Gebäudes und Gewaltthat in der Mühle wurden als höherer Friedensbruch bestraft. Das Salzwedler Stadtrecht (§ 61) läßt die molenberner und plochrover gleich den kerkenrovern, mordern, mortbernern und allen vorredern radbrechen. Auch die Fleischbänke, Badstuben und Schmieden waren in besonderen Friedensschutz genommen. Einen besonderen Frieden schufen die Verhältnisse der friesischen Seeküste, den sog. Deichfrieden. Wenn das Meer bei Tage oder Nacht anschwillt, dann müssen alle herbeieilen, den goldenen Reif, der um Friesland liegt, zu schützen; und alle, die mit Wecke oder Wagen kommen, haben auf dem Deiche Frieden gleichwie auf dem Gerichtsplatz und dem geweihten Kirchhof (v. Richthofen, altfr. Rechtsquellen 21. 122. 6. 541). Ebenso sichert das dietm. Landr. jedem, der zu Deiche und zu Damme zieht, Frieden für Leib und Gut auf Hin- und Herweg unter doppelter Landesbrüche. Diesem Friedensschutz ähnlich ist der Friede für Feuersbrunst. Jede Feindschaft soll ruhen, bis das Feuer gelöscht und jeder wieder in seinem Hause ist.

Von solchen Friedstätten waren in gewissem Sinne zugleich Freistätten die heiligen Orte des Heidentums. Zwar durften Friedlose ihnen sich nicht nahen (Viga glumssaga c. 19), aber sie konnten wohl zur Zuflucht für Schuld- und Wehrlose dienen (Frithiofss. c. 2). Die, welche eine Gewaltthat begangen hatten, waren ausgeschlossen, und es scheint sogar erlaubt gewesen, dieselben an heiligen Orten zu töten (Olafss. Tryggvas. c. 47). Freistätten wurden ebenso die christlichen Kirchen, wo alle Schutzbedürftigen mit Ausnahme von Mördern und Ehebrechern Zuflucht fanden. Freistätte war die Kirche mit den Vorhallen und dem Freithof, d. h. der Umkreis von etwa einem halben Acker, wie es z. B. Clotar II. als Asyl bestimmte (Pertz mon. III, 12). Ebenso wie die Kirchen sind Thingstätten und Mahlberge in gewissem Sinne Freistätten, ohne daß sie Freiung für alle flüchtigen Verbrecher gewährten. Nur aus der späteren Zeit des Mittelalters läßt sich ein wirkliches Asylrecht der Ding- oder Fronhöfe nachweisen, d. h. der Herrenhöfe, auf denen die Gerichtsbarkeit ruhte, welche der Herr selbst oder durch einen Beamten mit den Hubern übte. Sie hießen davon auch Schutzhöfe. Dies Schutzrecht war ohne Zweifel ein Ausfluß des Dingfriedens.

Sodann ist das Haus bei der besonderen Stärke des Hausfriedens auch eine besondere Freistätte, nicht nur für den Wirt und die Hausgenossen, sondern auch Fremde, welche in ein fremdes Haus flohen, um sich den augenblicklichen Folgen einer That oder eines Verdachtes zu entziehen, fanden darin nach der Rechtsanschauung des Mittelalters Schutz. Der noch nicht verurteilte Missethäter durfte von keiner Schwelle abgewiesen werden. Um der Hausehre willen soll nach dem Schwabenspiegel (17. 137. 233) jeder selbst einen Aechter wissentlich über eine Nacht beherbergen dürfen. Im allgemeinen aber galt der Ausschluß der Geächteten von dem Hausasyl und ebenso der Diebe und Räuber. Dem Totschläger gestehen indessen die meisten Stadt- und Dorfrechte vorübergehende Freiung zu. Dieser Schutz war nicht unbedingt und nicht bleibend. Kam der Vogt oder Richter, so mußte der Wirt des Hauses nach dem dritten Ruf unter eigener Vorantretung öffnen und nach dem Flüchtigen suchen lassen. Nach dem Orlamünder

Stadtr. (14. Jahrh. § 4) folgte der Richter dem flüchtigen Missethäter bis vor die Thür des schützenden Hauses, setzte die Bänke davor und bestellte das Gericht, womit er den Thäter aus dem Hause gewann.

Hier und da waren auch die Mühlen mit besonderem Asylrecht ausgestattet, die sogen. freien Bannmühlen. Der Flüchtige hatte in ihnen wie in den Dinghöfen „drei Tage und sechs Wochen" Schutz und Anspruch auf Erneuerung, wenn er ungefährdet in die Mühle bezw. in den Dinghof zurückgelangte. Schon wer den Thürring erfaßte, genoß den Schirm, gleichwie das bei den Kirchen geschah. (Vgl. Weinhold, Die deutschen Fried- und Freistätten, 4—17.)

Nächst dem Hause galten Gerichts- und Tempelstätten im Bewußtsein des Volkes immer als besondere heilige Friedstätten, als grida stadr. Diese Stätten zu hegen und zu schützen, reichte daher schon ein dünner Seidenfaden aus, ebenso wie in unserer Mythologie das feine Band Gleipnir es ist, mit dem die Götter den Fenriswolf, jenen Störer alles Rechts und Friedens, binden: eine wunderbar schöne symbolische Bezeichnung der tiefen starken Macht der Sitte. Dies feine zarte Band der Göttersage kehrt zunächst wieder in der Heldensage.

Sowohl Laurins Rosengarten in Tirol, als auch der große Rosengarten, den Kriemhilde in Worms angelegt hat, sind durch einen dünnen Seidenfaden gehegt und geschützt gleich den Vorhöfen der Tempel und Gerichte, von deren Unverletzlichkeit auch unsere Rosengartenlieder ausgehen. Und wenn in verschiedenen Gegenden die der Volkslust gewidmeten Versammlungsplätze den Namen Rosengarten führen (vgl. Uhland, Germania VI, 321) und Sommerfeste und Osterspiele in Rosengärten begangen wurden, so weist dies einmal auf die alten Opferfeste zurück, die in Tempelhöfen gefeiert wurden, sodann aber zeigt der Name Rosengarten, daß neben Hof auch Garten (got. gards das innere Heiligtum bezeichnet. So galten die Stätten des Gottesdienstes, des Gerichts und des Spiels gleichmäßig als Friedstätten, die mit besonderem Schutz gehegt waren, als gefreite Stätten, wie denn unsere Kirchhöfe noch immer vrîthof d. h. gefreiter Hof (mit irreführender Schreibung „Friedhof") genannt werden. Cap. 40 des baier. Landfriedens vom J. 1281 (Pertz Leg. II, 427) sagt: „Chlosterchirchen, vrethof (Freithof, Gottesacker) . . . . suln gantzen frid haben. Swer sie angriffet, der ist friedbraech." Der ursprünglich bei der Kirche gelegene Raum war ja gefreit. Nicht bloß die Kirchen, schon ihre Vorhöfe und Gärten retteten den Verfolgten, aber seine Waffen sollte er niederlegen und keine Nahrung empfangen, sodaß sein Aufenthalt hier nicht von langer Dauer sein konnte. Niemand hätte es wagen dürfen, ihn gewaltsam wegzuführen, ebensowenig wie von den sogen. Freisteinen bei alten Gerichtsstätten (Mahlbergen), welche auch Spielsteine heißen.

Rosengärten finden sich übrigens noch an Vorhöfen der Kirchen (vgl. auch Rosental bei Eisenberg, eine Cistercienserkirche und die Pfarrkirche Rosenweiler), dem sogen. Paradies, d. i. die äußere Vorhalle, wie z. B. bei den Domen zu Goslar und Magdeburg, in St. Emmeran zu Regensburg. Auf dem Plane von St. Gallen zieht sich konzentrisch um beide Apsiden östlich eine Mauer, westlich ein Säulengang herum, beide einen offenen, etwa 12 Fuß breiten Raum einschließend, der als „paradisus" bezeichnet ist. Ebenso hat die Klosterkirche zu Maulbronn noch ihr Paradies. Auch der Rosenstock zu Hildesheim, der seit Ludwig dem Frommen noch jetzt grünt und blüht, deutet doch wohl auf den einst für Gottesdienst, Recht und Spiel gefreiten und gefriedeten Raum. In den Bildern zum Sachsenspiegel aber bezeichnet die Rose die Stille des Gerichts und in den Hauptportalen unserer Kirchen steht die Rose als Symbol der Stille und des Friedens. Rosen wurden einst in Gerichtsstuben wie in Speisezimmern an die Wand gemalt: — quo quisque sit secreti tenax, ne quid temere effutiat, sed omnia reticenda meminerit. Hinc proverbium quoque illud pervulgatum apud Germanos: haec sint sub rosa acta sive dicta. Stuck antiq. 3,16. (Vgl. Goethes: „Jeder beichtet gern sub rosa.") Fr.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Sonntagsruhe und das neue Gesetz.

Von

Otto Walther.

Es liegt nun einmal in der Weltordnung begründet: Der Mensch soll sechs Tage arbeiten und am siebenten ruhen. Unser Körper, unser Geist erträgt auf die Dauer nicht eine ununterbrochene angestrengte Thätigkeit. Und gesetzt, auch besonders kräftige Naturen könnten das eine Zeitlang aushalten, mit der Zeit würden sie doch der Ueberanstrengung erliegen. Warum ist nun gerade der siebente Tag ein Ruhetag? Diese Zahl spielt ja im Leben eine wichtige Rolle; wir brauchen nur auf die alle sieben Jahre erfolgenden Veränderungen des menschlichen Körpers hinzuweisen. So wird für einen normal angelegten Menschen bei sechs Tagen Arbeit ein Tag Ruhe genügen, aber auch erforderlich sein. Wer sechs Tage reell gearbeitet hat, hat ein Anrecht darauf; wer das nicht gethan hat oder zu thun braucht, hat eine solche Erholung nicht unbedingt nötig. Wer seine Thätigkeit so einrichten und verteilen kann, wie es ihm paßt, kann für sich selbst sorgen; für den aber, der sechs volle Tage im Schweiße seines Antlitzes hat arbeiten müssen, um auch nur die kärglichste Nahrung für sich, für Weib und Kind zu erwerben, muß der Staat schützend eintreten. Wie stand es mit der Sonntagsruhe bis zu den gesetzlichen Bestimmungen, welche mit dem ersten Juli in Kraft getreten sind? — Auf dem Lande ruhte der Landmann und der ländliche Arbeiter im großen und ganzen von der schweren Wochenarbeit aus; nur in Notfällen zur heißen Zeit der Ernte ward wohl eine Ausnahme gemacht; und wenn sich etwa auch die Handarbeiter auf dem eigenen Felde oder im Garten beschäftigten, so war die Thätigkeit quantitativ gering gegen die saure Arbeit der Woche. In den Städten war der größere Teil der Beamten, wenigstens für einen Teil des Sonntags, — mit Ausnahme freilich aller derer, welche den Verkehr vermittelten — von der Arbeit befreit, auch der Handarbeiter und der Handwerker, soweit er nicht einen Laden hielt. Weniger günstig sah es für alle Geschäftsleute aus. Denen hat nun die Regierung, hat die Volksvertretung endlich Rechnung getragen und eine Fünfstundenzahl für den Geschäftsbetrieb festgesetzt. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, wir haben es mit Freude begrüßt, daß man überhaupt an die Lösung dieser Frage Hand gelegt hat. Hat aber dieses Gesetz, welches endlich mit Mühe zu stande gekommen ist, dazu beigetragen, daß der Sonntag mehr als früher zu einem Ruhetage geworden ist? Oder sind wohl gar die Wirkungen zum Teil entgegengesetzter Art? Wem haben diese Bestimmungen materiellen Nachteil, wem

materiellen Vorteil gebracht? Dies Gesetz möchte uns nämlich als ein unhaltbares Kompromiß erscheinen: Es sollte und mußte etwas geschehen; das englische Muster wollte und konnte man aus vielen begreiflichen Gründen nicht auf den Kontinent übertragen; radikale Mittel zur Heilung des in unserem Volksleben wuchernden Krebsschadens anzuwenden, wagte man nicht — da schuf man ein Gesetz, welches nach unserer Ansicht nicht ohne Bedenken ist. —

Für wen ist eine Ruhe von der Arbeit faktisch eingetreten? Ohne Frage für die Geschäftsleute und deren Bedienstete! Aus Herzensgrunde gönnen wir ihnen allen diese Ruhe. Auf der einen Seite aber bringt sie den Inhabern zweifelsohne großen und zwar dauernden materiellen Schaden, der sich nicht etwa, wie man wohl meint, im Laufe der Zeit ausgleichen wird. Je mehr günstige Gelegenheit zum Kaufen, desto mehr wird gekauft. Wir, die wir mehr Herren unserer Zeit sind, können kaufen, wann und wo wir wollen; überhaupt haben die Städter auch in der Woche noch die Möglichkeit, die meisten Einkäufe zu machen. Trotzdem genügen die fünf Stunden Verkaufszeit nicht für alle Gewerbzweige. Man denke nur an folgenden Fall, der gewiß nicht singulär dastehen wird! Ein Arzt in Berlin verordnet einer schwerkranken Frau sofortige Eisumschläge; ihr Mann rennt von Straße zu Straße, kein Laden, in dem Eis zu kaufen wäre, ist geöffnet, in den Wirtshäusern weigert man sich, ihm etwas zu verkaufen, zuletzt dringt er in die Privatwohnung eines Schlachters, der auf sein anhaltendes Bitten ihm eine Schale voll Eis schenkt, nachdem er das Versprechen erhalten, am anderen Tage die Bezahlung zu empfangen. Ist dies nicht die reine Komödie? Auch werden — ich möchte folgenden Punkt nur streifen — erfahrungsmäßig Eßwaren aus Kram- oder Hökerläden am Sonntage in viel reichlicherem Umfange gekauft; auch ersteht man sich solche Sachen nicht schon mittags, sie werden erst gelegentlich gegen Abend geholt. So bleiben, wie die Erfahrung bis jetzt gelehrt hat, diese Waren vielfach ungekauft, der Kleinhandel wird demnach stark benachteiligt. Auch kauft das Gros der Bevölkerung, welches nicht große Vorräte haben kann, sondern von der Hand in den Mund lebt, den Cigarrenbedarf bei den sonntäglichen Spaziergängen. So sind an einem der ersten Julisonntage in Hamburg die Cigarrengeschäfte nach 12 Uhr nachts noch wieder geöffnet und geradezu von Käufern belagert gewesen. In Sachsen z. B. waren bislang trotz der dort schon lange eingeführten Geschäftsruhe die Höker- und Cigarrengeschäfte während des ganzen Tages oder gegen Abend geöffnet. Auf die Dauer, fürchten wir, wird eine große Branche von Geschäften leiden. —

Wann aber soll die Landbevölkerung kaufen? Wann der kleine Bauer, die Knechte und Mädchen, welche sechs Tage von morgens früh bis abends spät zu arbeiten haben, also nicht in die Stadt kommen können? Man wird einwenden: Sonntags früh vor neun Uhr und von elf bis zwei Uhr mittags. Schön! Zugegeben, zum Teil wenigstens, für die Leute vom Lande, welche des Gottesdienstes wegen in die Stadt zu kommen pflegen. Da giebt es aber doch noch zwei Hindernisse. Vor der Kirchzeit wird sich wenig Zeit dazu finden, in der Mittagsstunde werden die Läden überfüllt sein. Außerdem dauert mancherwärts der Gottesdienst länger als bis elf Uhr, weil sich ihm Kommunionen, Kindtaufen u. s. w. anschließen. Auch muß doch noch etwas Zeit zur Restaurierung des Magens übrig bleiben, zumal wenn die Leute schon mehrere Stunden marschiert sind. Um zwei beginnt vielerwärts wieder der Gottesdienst. — Wie wird es andererseits mit den Landleuten, welche sonst Sonntagsmorgens die Kirche in ihrem Dorfe besuchten und nachmittags zur Stadt gingen? Entweder werden sie sich oft genötigt sehen, von der Kirche fern zu bleiben, um am Morgen zu kaufen, oder — und das wird allgemein werden — sie werden sämtlich noch mehr dem Hausierer in die Hände fallen. Auf der einen Seite will die Regierung gern dem unseligen Hausierhandel, dem betrügerischen Treiben der umherziehenden Juden entgegentreten, auf der anderen öffnet sie ihm Thür und Thor. Es gilt hier in der That, sowohl unser leicht-

gläubiges, unbeholfenes Landvolk vor diesen betrügerischen Händlern als auch den kleinen Kaufmannsstand zu schützen, der infolge der modernen Konkurrenz sich oft nur schwer eben über Wasser erhält. Es ist traurig wahrzunehmen, wie der wertloseste Schund in marktschreierischer Weise dem kleinen Mann, der nur über kleine Mittel verfügt, aufgedrängt wird. Diese Bedenken teilen selbst hochkirchliche Geistliche; sie fürchten, daß aus der Fünfstundenzahl der Verkehrszeit dem reellen Verkäufer fortgesetzter Schaden erwächst, daß die Käufer durch die notwendigen Folgen übervorteilt werden, daß der gewissenlose Jude die Fettfedern zieht. —

Noch eine Kleinigkeit, die aber doch manche störend trifft! Der Milchverkauf der Bauern in der Stadt muß vor neun Uhr absolviert sein. Im Sommer geht das. Aber im Winter wird das bei den dunkeln Morgen schwer werden. Auch bleibt die Bestimmung dort in Kraft, wo der Gottesdienst erst um neuneinhalb Uhr beginnt.

Liegt nicht auch darin eine Inkonsequenz, daß man während der Ruhestunden aus den Wirtschaften Getränke holen lassen kann?

Hier muß Remedur geschafft, dem muß vorgebeugt werden. Der Fehler liegt unseres Erachtens in der schablonenhaften, einseitigen Regelung der ganzen Sache, daß man für alle Gegenden, für alle Gewerbzweige in großen, mittelgroßen, kleinen Städten, in allen Flecken und Dörfern dieselben fünf Stunden dekretiert, ohne sich um die lokalen Sonderbedürfnisse irgendwie zu kümmern. Entweder müßten, wenigstens für bestimmte Geschäftszweige, noch zwei Stunden, etwa am Abend, angesetzt, oder den maßgebenden Behörden könnte eine gewisse Latitüde eingeräumt werden, die Verkehrszeiten nach den speziellen Verhältnissen zu verlegen und auszudehnen. Und, will man auch den Geschäftsinhabern verbieten, ihre Kommis oder Lehrlinge zu beschäftigen, weshalb sollten die nicht, wenn sie als solide Leute zu Hause sind, etwas verkaufen dürfen? —

Will die Regierung, will die Volksvertretung wirklich erziehlich wirken? Glaubt man, durch diese Bestimmungen das Volk an Sonntagsruhe, an Sonntagsfeier zu gewöhnen? Trotz dieser Schattenseiten des Gesetzes, trotz dieser Härte einigen Erwerbsquellen gegenüber würden wir schweigen, wenn Aussicht dazu wäre, daß die Sonntagsruhe gefördert würde. Das ist aber unserer Ueberzeugung nach der bedenklichste Punkt! Das Gesetz wirkt, so wie es jetzt ist, gerade das Gegenteil. Ist es mit der Sonntagsheiligung besser geworden? Uns will nämlich bedünken, daß die Entheiligung leider seit Juli zunimmt. Wo bleiben nämlich alle die Besitzer von Geschäften, wo ihre jungen Leute? Sowie der Laden geschlossen ist, zieht's in hellen Scharen aus der Stadt hinaus, die Vergnügungslokalitäten und Wirtshäuser füllen sich. In größeren Städten können die besseren Stände wegen der Ueberfüllung es nicht mehr wagen, mit ihrer Familie an einem Vergnügungsorte einmal einzukehren. Während die Straßen im Innern der Stadt öde und leer, die Läden feierlich geschlossen sind, wimmelt es in den Restaurationsgärten vor der Stadt, die Konzert- und Tanzsalons sind überfüllt, es wird noch viel mehr Geld ausgegeben als früher — eingenommen wird an diesem Tage aber nichts — am Montage ist der Geldbeutel bei einer noch größeren Zahl von Leuten noch leerer, die Stimmung noch deprimierter. Wir haben uns selbst überzeugt, daß infolgedessen am Abend und in der Nacht das wüste Getreibe auf den Straßen einer größeren Stadt jetzt noch viel schlimmer ist als vor dem ersten Juli. Und — um das nicht zu übergehen — wie viele benutzen jetzt noch mehr Wagen und Eisenbahnen zu Vergnügungstouren! Zeit haben sie ja, Geld freilich weniger. Während also die einen ruhen, d. h. sich amüsieren, ist für alle diejenigen, welche in Wirtshäusern beschäftigt sind, für alle Angestellten an Pferde- und Eisenbahnen u. s. w. der Sonntag ein noch weit arbeitsvollerer geworden. Während die einen nichts verdienen, aber viel ausgeben, wird dieser Tag für die anderen zur brillantesten Einnahmequelle. Der Handelsstand, der bei den gesteigerten Anforderungen der Jetztzeit sich zum Teil schon kaum kümmerlich halten kann, leidet empfindlich, die Wirte, welche immer die besten Geschäfte machen, lachen ins Fäustchen. —

Welche Maßregeln wären zu treffen, um etwas mehr Sonntagsruhe zu schaffen? Man hätte lieber die Wirtshäuser als die Läden schließen sollen. Da dies nun aber nicht geht, sind die Konzessionen der Wirtschaften in der Stadt und auf dem Lande im Interesse der Sonntagsruhe und Sonntagsfeier zu beschränken"! Zweierlei würde genügen: Konzerte, Tanzmusiken sind nur an einigen bestimmten Sonntagen und nur bis zu einer bestimmten Polizeistunde, z. B. 10 Uhr abends, zu gestatten! Sie ganz zu verbieten, wagen wir nicht aus Furcht, dieses Verbot möchte eine Revolution hervorrufen.

Weit schwieriger erscheint uns die Frage: Wie ist dem sich am Sonntage steigernden Verkehr zu steuern? Wie ist diesen Beamten mehr Ruhe zu verschaffen? Für die Lösung dieser Frage sind unsere Tage wohl noch nicht reif. —

Daß die Regierung in Erkenntnis des bisherigen Sonntagsunfugs doch etwas hat thun wollen, soll anerkannt werden; jetzt hat sie aber die Pflicht, die bedenklichen Lücken oder Fehler des Gesetzes mit offenem Auge zu prüfen und baldige neue Vorschläge zu machen. Wir fürchten nur und bedauern, daß es den Anschein hat, als ob in letzter Zeit zu häufig Vorschläge, Verordnungen, Gesetze ins Leben treten, ehe sie recht lebensfähig sind. Die Sorge liegt nicht fern, daß die Achtung vor der Heiligkeit der Gesetze im Volksbewußtsein noch mehr schwindet, wenn das Volk sieht, wie immer mehr Gesetze nötig sind, wie sich nach Inkrafttreten derselben gewöhnlich sofort so viele Lücken und Fehler zeigen, daß in der nächsten Session schon Zusätze, Amendements oder dgl. gemacht werden müssen. Je größer das Staatswesen, je schwieriger ist es freilich, es zu regieren, desto mehr Gesetze sind erforderlich. Uebereilte Gesetzgebung aber ist dem ganzen Gemeinwesen schädlich.

(Die Redaktion hat dieser Einsendung gern Raum gegeben, ohne sich doch im einzelnen mit allen vorgetragenen Ansichten einverstanden erklären zu wollen. Uns scheint doch, daß die Erfahrungen mit dem Gesetz noch zu kurz sind, um jetzt schon Aenderungen angezeigt erscheinen zu lassen. Gewöhnung und Sitte werden manches bessern und mildern, was anfänglich hart erscheint.)

Monatsschau.

Politik.

In der Geschichte der deutsch-konservativen Partei wird stets der Dezember 1892 eine denkwürdige Stelle einnehmen. Am 8. d. M. hat endlich in Berlin der viel verlangte und viel bekämpfte Parteitag stattgefunden; ein neues Programm ist auf demselben mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit an die Stelle des alten gesetzt worden.

Wenn wir an dies Ereignis, an seine Entstehung und bisherige Wirkung einige Bemerkungen knüpfen, so läßt es sich freilich nicht vereinzelt betrachten. Parallel mit den Vorbereitungen des Parteitages liefen der Prozeß des Rektors Ahlwardt über die berühmten „Judenflinten", die mit ungeheurer Mehrheit erfolgte Wahl Ahlwardts zum Reichstag gegen einen konservativen Kandidaten, die erste Beratung der Militärvorlage im Plenum des Reichstags, die brüske Zurückweisung eines bimetallistischen Antrags der Konservativen durch den arg verstimmten Reichskanzler, der „Fall Löwe-Boulanger" und manches andere. Alle diese Vorgänge griffen derartig ineinander und berührten sich so vielfach, daß eine einfache chronologische Darstellung derselben kaum möglich scheint, vielmehr das Nebeneinander und Durcheinander derselben auch in der Chronik nur eine springende Behandlung zuläßt.

Zunächst der Parteitag. Wie kam es, daß er berufen wurde, und welche Folgen wird er haben?

Jeder Krieg unter Völkern hat einen tieferen Grund und eine äußere Veranlassung. Dasselbe läßt sich auch von politischen Kriegen, speciell von der bedeutsamen Schlacht sagen, die soeben am 8. Dezember geschlagen ist. Der tiefere Grund, daß so weite Kreise innerhalb der konservativen Partei zu einer Reformation an Haupt und Gliedern drängten, liegt in der, nicht seit Jahren, sondern fast seit Jahrzehnten fortdauernd energielosen, zaghaften, ohnmächtigen Parteipolitik, die alle sittlich ernsten, principiell bewußten und christlichen Idealen nachstrebenden Elemente der Partei den Führern gegenüber mit der äußersten Mißstimmung erfüllt hatte. Die äußere Veranlassung, daß alle bewußten Glieder der Partei dem Vorstande gewissermaßen ein Ultimatum stellten und Entscheidung forderten, ist in dem Schicksal des Volksschulgesetzes zu suchen und zu finden, das Herr von Helldorf im unbewußten Dienst der Herren Miquel und Bennigsen durch seine beklagenswerte und ungeschickte Kartellpolitik zu Fall gebracht hatte. Auch dem Vertrauensseligsten gingen beim Sturz des Grafen Zedlitz die Augen darüber auf, daß einen solchen Mann stürzen unmöglich die richtige Art sein könnte, konservative Principien zu vertreten. Und das Verlangen, die gewonnene

Ueberzeugung nun auch dem Vorstande auf einem Parteitage deutlich auszusprechen, wurde so allgemein, daß die Parteileitung schließlich nicht umhin konnte, dem Druck der öffentlichen Meinung zu weichen.

Gewiß — wäre es nach Herrn von Helldorf und seinen Freunden gegangen, so würde auch jetzt noch kein Finger gerührt worden sein; man hätte die Bewegung im Sande verlaufen oder „versumpfen" lassen, in der Hoffnung, daß dann bis zu den nächsten Wahlen Gras darüber gewachsen sein würde. Zum Glück ist aber doch die Opposition nicht nur in der Presse und im Lande, sondern auch im Gesamtvorstand und in den parlamentarischen Fraktionen so stark gewesen, daß, wie gesagt, auch der hartnäckigste Widerstand endlich gebrochen ist.

Es verlohnt nicht der Mühe, alle Phasen des Ringkampfes zwischen Opportunisten und unabhängig Konservativen im einzelnen an dieser Stelle zu verfolgen — Herr von Helldorf, das muß sein Feind ihm lassen, hat jeden Fuß breit Erde verteidigt, so lange es etwas zu verteidigen gab. Und nun, wo er auf der ganzen Linie unterlegen ist, vermeidet er es wenigstens noch, die Partei zu verlassen, deren Programm er nicht anerkennt, indem er darauf zählt, daß niemand den Mut haben werde, ihn rite auszuschließen. Nur die letzte Wendung im Schicksal des vielberatenen Entwurfs ist interessant genug, um auch in einer Monatschronik erwähnt zu werden, wir meinen den Versuch der Opportunisten, das Schiff noch im Hafen scheitern zu lassen. Nachdem der Entwurf im Vorstand festgestellt und nur der Reichstagsfraktion noch zur Genehmigung vorgelegt war, zeigte diese, auch insoweit sie von Herrn von Helldorf beeinflußt war, sich höchst entgegenkommend in Bezug auf alles Detail; als aber dann das Programm als Ganzes angenommen werden sollte, trat man mit dem Versuch hervor, dem Ganzen eine Einleitung mit auf den Weg zu geben, durch welche allen mühsam stilisierten Thesen der programmatische Charakter abgesprochen, denselben vielmehr nur die Qualität einer Deklaration zum alten Programm gewährt werden sollte, die es jedermann freiließ, ob er das neue für sich verbindlich gelten lassen wolle oder nicht.

So leicht dieser Plan zu durchschauen und zu verhindern war, er wäre doch fast geglückt. Denn der Gesamtvorstand der Partei konnte sich nicht entschließen, die trügerische Einleitung einfach zu streichen, nahm vielmehr eine Kompromißformel an, die den Opportunisten zwar den Rückzug verlegen sollte, thatsächlich aber ihnen die Hinterthür offen hielt. Nur dem ganz außerordentlichen Ungeschick des Herrn von Helldorf, der in seinem „Konservativen Wochenblatt" den Triumphruf über das Glücken seiner List 24 Stunden zu früh erschallen ließ, ist es zu danken, daß die Dinge schließlich noch so gingen, wie sie gegangen sind. Sein beleidigender Hohn über die Gegner innerhalb der Partei hat derart gereizt und klar enthüllt, was manche nicht glauben wollten, daß nunmehr endlich überall der feste Entschluß zum Durchbruch kam, die Einleitung so zu formulieren, daß jede Appellation vom neuen an das alte Programm schlechthin ausgeschlossen würde.

Im Sinne dieser Formulierung hat sich dann der ganze Parteitag bewegt. Herr von Helldorf gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Stimmung gegen ihn eine unwiderstehliche sei und war infolgedessen nicht erschienen. Nur eine Erklärung hatte er gesandt, daß er und 21 Reichstagsabgeordnete am Programm von 1876 festhielten. Die erschienenen Delegierten nahmen so ziemlich alles Vorgeschlagene an, die antisemitischen Thesen sogar mit nicht unerheblicher Begeisterung, die noch gesteigert wurde dadurch, daß gerade in jenen Tagen Prozeß und Reichstagswahl Ahlwardt sich abspielten, welche Wahl bekanntlich dahin geführt hat, daß der antisemitische Rektor durch Hülfe der Konservativen in der Stichwahl nunmehr dem Reichstag angehört.

Und nicht nur die Vorschläge des Entwurfs wurden angenommen — sie sind zum Teil verschärft worden, z. B. in derjenigen These, welche von den Juden handelt. Ein dem Entwurf eingeschalteter Passus, daß man die Ausschreitungen des Antisemitismus

verwerfe, ist gestrichen und damit den Antisemiten ohne Schärfe, gewissermaßen freundlich erklärt worden, daß sie die Forderung christlicher Obrigkeit, christlicher Richter und christlicher Lehrer für christliche Schüler nun auch mit voller Deutlichkeit im offiziellen Parteiprogramm ausgesprochen finden. Ob mit Erfolg, steht dahin.

Der äußere Gang der Verhandlungen war lebhaft, ohne daß übrigens diese Lebhaftigkeit die zulässigen Grenzen überschritten hätte. Wenn bei der Rede eines philosemitischen Teilnehmers die Unterbrechungen sich häuften, so lag dies wohl an den zahlreich anwesenden Berlinern und an ihrer reichshauptstädtischen Unitugend, immer nur die eigene Meinung von der Tribüne her hören zu wollen.

Was nun die Wirkung des Parteitages auf die verschiedenen politischen Gruppen betrifft, so ist zunächst über die Entschlüsse des Herrn von Helldorf und seiner Freunde noch nichts bekannt geworden. Ausgetreten sind sie nicht und gefügt haben sie sich auch nicht — ein Zustand, der jedenfalls die nächste Wahlperiode nicht überdauern wird.

Auf die Liberalen jeder Farbe und ihre Presse hat die volle Niederlage der konservativen Opportunisten, die sich hier stets einer gewissen Popularität erfreuten, besonders aber die Annahme der Thesen zur Judenfrage, vielfach geradezu Besinnung raubend gewirkt. Z. B. meinte das „Berl. Tagebl.", die Konservativen hätten sich nun selbst aus der Reihe der „anständigen" Parteien gestrichen. Nur wenige „Anständige" seien vorhanden, und diesen bleibe gar nichts anderes übrig, als aus der Gemeinschaft der übrigen „gebrandmarkten Herostraten" auszuscheiden. Der „Verwesungsprozeß" im konservativen Lager werde sich bald spürbar machen; anständigen Leuten werde „bei dem ekelerregenden Anblick solch eines in Fäulnis übergegangenen Kadavers ein Grauen überkommen". Aehnlich, nur milder, lautete die Kritik der übrigen Blätter. Bezeichnend für den Schreck, der den Herren von der Art des „Tageblatt" in die Glieder gefahren, war auch die Notiz des „Börsenkourier", daß infolge der Beschlüsse des konservativen Parteitages eine „totale Verstimmung" an der Börse geherrscht habe.

Konnte aber die Verzweiflung der Liberalen und Freisinnigen bis zu einem gewissen Grade vorausgesehen werden, so war überraschend die geradezu feindselige Mißstimmung, die sich der leitenden Kreise wider die Konservativen bemächtigt hatte. Erklärlich wurde sie nur dadurch, daß gleichzeitig der Prozeß Ahlwardt sich abspielte, und daß auf dem Parteitag verschiedene Konservative unter lebhaftem Beifall sich gerühmt hatten, ihre Stimme bei der Stichwahl dem Angeklagten gegeben zu haben, während andererseits die militärischen Kreise durch den Prozeß um so weniger angenehm berührt sein konnten, als derselbe manches enthüllt hat, was nicht schön war, und es in solchen Fällen menschlich ist, empfindlicher und reizbarer zu sein, als man gewesen sein würde, wenn Ahlwardts Beschuldigungen ohne Ausnahme Phantasiegebilde gewesen wären.

Die Verstimmung der maßgebenden Personen zeigte sich zunächst darin, daß der „Reichsanzeiger" feierlich und amtlich verkündete, der Landrat des Friedeberger Kreises habe einen Verweis bekommen, weil in der Stichwahl, wo es sich nur noch um Freisinnige und Antisemiten handelte, ein Aufruf für Ahlwardt von ihm unterzeichnet worden sei. Da schon unzählige Landräte ungeahndet sehr viel schärfere Wahl-Proklamationen unterzeichnet haben, als es der überaus harmlose, den Antisemitismus überdies expressis verbis ablehnende Stichwahl-Aufruf der Friedeberger Konservativen gewesen, so war von vornherein klar, daß der Verweis weniger eine Strafe sein konnte für Herrn von Bornstedt, als vielmehr eine Warnung und Drohung „an alle die es angeht", weder Antisemiten noch „Ahlwardtianer" zu werden. Noch deutlicher wurde die Sache, als Graf Caprivi mehrmals im Reichstage das Wort gegen die Konservativen ergriff und sie in ebenso scharfer als unzutreffender Weise der „Demagogie" bezichtete, auch durch starke Ausdrücke den Schein zu erwecken suchte, als habe der Prozeß schlechterdings nichts enthüllt, was man Ursache gehabt hätte der Welt zu verbergen.

Da kaum daran zu zweifeln war, daß die Reden des Kanzlers nicht nur dem Inland, sondern auch dem Ausland galten, so war es gewiß patriotische Pflicht des Reichstags, die schwachen Punkte nicht weiter des Breiteren zu behandeln. Zur Abfindung des Auslandes gehörten aber in keiner Weise die Ausfälle auf die Konservativen. Und doch hat Graf Caprivi, der nach den Ergebnissen des Ahlwardt-Prozesses, speciell der Weseler Akten, doch wahrlich keine Ursache hatte, sich auf ein allzuhohes Pferd zu setzen, der Partei eine Behandlung angedeihen lassen, wie sie kaum zu den Zeiten des Fürsten Bismarck üblich war. Ein wohlerwogener bimetallistischer Antrag ist der Partei mit einigen ironischen Redensarten vor die Füße geworfen und die schwersten Vorwürfe über die Haltung des Parteitages sind hinzugefügt worden, Vorwürfe, die zum Teil nicht einmal sachlich begründet waren. Hätte die Partei einen Windthorst an ihrer Spitze, so würde der Kanzler schon am nächsten Tage sein hochfahrendes Auftreten zu bereuen gehabt haben, und es wäre ihm klar gemacht worden, daß, wenn er das Recht zu haben glaubt, der Partei ihre wichtigsten Anträge ironisch vor die Füße zu werfen, die Partei ohne Zweifel auch das Recht hat, es mit der Militärvorlage ebenso zu machen und mindestens zunächst eine gründliche Umarbeitung zu fordern. Denn die Währungsfrage ist in ihrer Weise genau so wichtig und bedeutsam wie die Militärfrage. Das Mindeste, was die Partei erwarten konnte, war eine höfliche und sachliche Ablehnung des bimetallistischen Antrages, wenn denn der Kanzler durchaus in dieser Frage auf Seite der Bankokratie sich stellen wollte. Aber nicht einmal dies geringste Maß äußerer Höflichkeit ward den Konservativen zu teil. Leider ist aber von irgend einer energischen Abwehr der Angriffe nichts zu spüren gewesen. Ein paar sehr höfliche Proteste in Worten, daneben einmal über das andere die Versicherung, daß man in der Militärvorlage feurige Kohlen auf das Haupt des hohen Herrn sammeln werde. Und noch unerfreulicher trat das Verhalten der Konservativen ans Licht in ihrer Stellungnahme zum Antrag des Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg auf Einstellung des Strafverfahrens gegen den Abgeordneten Ahlwardt für die Dauer der gegenwärtigen Session. Entgegen dem Brauche, wonach solche Anträge auf Wahrung der Immunität eines Abgeordneten anstandslos bewilligt werden, beantragte der konservative Abgeordnete Dr. Hartmann, den Antrag Liebermann der Geschäftsordnungskommission zur Vorberatung zu überweisen, weil diese Sache angeblich anders geartet sei. Wie nahe lag es doch für die Konservativen, wenigstens hier aus allgemein politischer Erwägung dem Kanzler eine einstimmige Antwort auf seine unqualifizierbaren Angriffe zu geben! Aber man zog es vor, sich lieber von Centrum und Socialdemokraten überstimmen zu lassen, nur aus Sorge vor dem schrecklichen Vorwurf der „Demagogie“.

Unwillkürlich fragt man sich, was denn eigentlich den Konservativen ihr neues Programm nützen soll, wenn immer nur leere Worte, aber niemals die verfügbaren Machtmittel angewendet werden, um die aufgestellten Ideale in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Es wird hier der Ort sein, in Parenthese ein Wort über den Ahlwardt-Prozeß zu sagen. Ist Ahlwardt wirklich das Scheusal, als welches der Reichskanzler und die freisinnige Presse ihn darstellen?

Wir haben keinerlei spezielle Informationen über ihn und seinen Charakter. Aus den Prozeßberichten schien uns nichts anderes hervorzugehen, als eine allerdings fanatische Abneigung gegen die Juden, eine große Leichtgläubigkeit in Bezug auf Beschuldigungen derselben und eine sträfliche Leichtfertigkeit in der Verbreitung unbeglaubigter Notizen, dazu Berliner Mundfertigkeit und Sensationsbedürfnis. Diese Eigenschaften sind gewiß keine Tugenden, und wir sind weit entfernt, sie als solche darstellen zu wollen. Den Vorwurf niedriger und gemeiner Gesinnung begründen sie aber noch nicht. Und hier haben wir uns des Eindrucks denn doch nicht erwehren können, daß dem Vorgehen Ahlwardts wirklich ein gewisses Maß von echter sittlicher Entrüstung zu Grunde gelegen

hat. Sein Kampf war ein Kampf gegen die Korruption, als er dem Berliner Fortschrittsring die gravierendsten Sachen nicht nur vorgeworfen, sondern zum Teil auch bewiesen hat; und sein Kampf war ein Kampf gegen die Korruption auch in der „Judenflinten"-Sache; und selbst hinsichtlich der abenteuerlichsten von ihm aufgestellten Thesen, betr. die alliance israëlite, hat die enthüllte Korrespondenz Löwe-Boulanger bewiesen, daß sein Instinkt ihn nicht ganz unrichtig geleitet hatte und daß Löwe angesichts eines mutmaßlich unmittelbar bevorstehenden Krieges durchaus bereit gewesen ist, nicht nur den Deutschen, sondern auch den Franzosen seine ausgezeichneten Waffen zu liefern. Und auch was Ahlwardt sonst bewiesen hat, ist nicht ganz irrelevant. Er hat erreicht, daß erstens der Präsident des Gerichtshofes, der ihm keineswegs wohlwollte, und dies mehr als gut zeigte, bei der Fabrikation vorgekommene „Unregelmäßigkeiten" offiziell konstatierte, daß zweitens auf Grund amtlicher Dokumente feststeht, daß von 939 Löweschen Gewehren innerhalb 10 Tagen 520 defekt geworden, und er hat drittens bewiesen, daß Löwe und Kühne sich inter pocula mit so großem Cynismus über ihre Fabrikation ausgesprochen haben, daß ein unfreiwilliger Horcher, Graf Hohenthal, sich veranlaßt gesehen hat, das Gehörte sofort dem Kriegsminister mitzuteilen, um ihn als Vertreter des Staates vor diesen Leuten zu warnen. Wenn die gesammte Berliner Großpresse trotz dieser unleugbaren Feststellungen nicht aufgehört hat und aufhört, die Herren Löwe und Kühne als verfolgte Unschuld zu feiern, dagegen mit geradezu betäubendem Lärm den Rektor Ahlwardt als einen Erzlumpen zu behandeln, so sind wir außer stande, ihnen zu folgen. Mag Ahlwardt übrigens sein, wie er will — in den Augen dieser Leute sind sicherlich nicht seine Sünden und Charakterfehler der Stein des Anstoßes, sondern lediglich der Umstand, daß er ein mutiger Antisemit ist und ein Feind der Korruption.

— — Die vorstehenden Bemerkungen über Ahlwardt sollten eine Parenthese sein. Wir kehren zum Parteitag zurück, oder vielmehr zum Programm, das er angenommen, und das wohl einen Vergleich mit dem von 1876 herausfordert. Im einzelnen denselben durchzuführen, ist hier nicht der Ort. Wir meinen aber, daß das neue in seinen zum Teil gut und sorgfältig redigierten Thesen einen Fortschritt im Vergleich mit dem alten darstellt. Das schließt nicht aus, daß manche Sätze uns auch jetzt noch unsympathisch sind; z. B. die These, welche vom Reich und von den Bundesstaaten handelt, ist nicht so korrekt gefaßt, daß sie Mißverständnisse ausschlösse. Desgleichen genügt uns das Socialpolitische nicht. Es waren auch Anträge vorbereitet, welche die Unklarheiten beseitigen sollten. Doch erschien es aus verschiedenen Gründen nicht möglich, dieselben zur Geltung zu bringen. Muß doch, wo viele unter Einen Hut gebracht werden sollen, der Einzelne sich beschränken, und bei libertas in dubiis sich auf die unitas in necessariis zurückziehen.

Hätten wir aber in manchen einzelnen Thesen gern Aenderungen und korrektere Fassung gehabt, so wäre uns in der Frage des Antisemitismus die Erhaltung der kleinen Scheidewand zwischen Konservativen und Antisemiten, die der Entwurf enthielt, lieb gewesen. Die Berliner haben sie aber im Sturmschritt eingerannt, was freilich Angesichts des Fortschrittsringes, der Ahlwardt-Prozesse und anderer Unerfreulichkeiten kein Wunder war. Von prinzipieller Bedeutung ist die Streichung ja übrigens nicht. Die grundsätzliche Forderung ist klar erhoben in dem Verlangen nach christlicher Obrigkeit, also auch christlichen Richtern, und christlichen Lehrern für christliche Schüler.

Wie immer aber man zu den einzelnen Punkten stehen mag — im ganzen und großen wird man das Ergebnis des Parteitages dahin zusammenfassen dürfen, daß die Tage der Hintertreppenpolitik des Herrn von Helldorf unwiederbringlich vorüber sind. Sollte die frühere Politik der Schwäche gleichwohl fortgesetzt werden, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß die Führer ihre Mannschaften verlieren werden. Der leeren Worte ist man im Volke überdrüssig. Um eine entschieden christliche, volksfreundliche, besonders nach oben hin freimütige, unabhängige konservative Politik wäre dagegen auch heute

noch in deutschen Landen ein großes Volk zu sammeln. Geht man andere Wege, so werden Antisemiten und Socialdemokraten die willkommene Erbschaft antreten.

Wir können übrigens das Thema des Parteitages nicht verlassen, ohne schließlich noch eines weit verbreiteten Vorwurfs zu gedenken, den die liberale Presse nicht müde wird, zu erheben. In ihrem Streben, die gefaßten Beschlüsse zu diskreditieren, sucht sie immer wieder den Schein zu erwecken, als habe die Versammlung vollständig unter der Herrschaft einer Anzahl als Konservative verkleideter „Ahlwardtianer" gestanden und die konservativen Führer hätten sich notgedrungen dem Lärmen dieser Leute unterwerfen müssen. Wer den Parteitag mitgemacht hat, weiß ganz genau, daß die Sache sich anders verhält. Gerade diejenigen Aenderungen an dem Entwurf des Programms, welche am meisten Aufsehen erregten, die Streichung der Worte „unter Aufrechterhaltung des Programms von 1876" und „wir bekämpfen die Ausschreitungen des Antisemitmus" sind in einer am Tage vorher stattgehabten Vorversammlung, die viele Stunden über das Programm beraten hat, beschlossen. An dieser Vorversammlung haben keine „Ahlwardtianer" und keine „Böckelianer", aber auch keine „Helldorfianer" und keine abhängigen Regierungsbeamten teilgenommen, wohl aber konservative Männer aus allen deutschen Staaten. Die im Auftrage dieser Versammlung auf dem Parteitag eingebrachten Anträge waren den parlamentarischen Führern längst bekannt, und ihre Einbringung barg daher keinerlei Ueberraschung für sie. Ueberraschung war höchstens, daß die Anträge so vollständig aus dem Geist und Sinne der Versammlung heraus gestellt waren, daß sie auf gar keinen nennenswerten Widerspruch stießen. Zu ihren Verdächtigungen haben daher die Liberalen nicht das mindeste sachliche Recht. Sie thäten sicherlich weiser, das, was vorging, als ein „discite moniti" für sich und andere zu erkennen.

Vor den vielen außerparlamentarischen Vorgängen ist zeitweilig sogar der Reichstag ins politische Hintertreffen geraten. Und doch hat er in erster Lesung die wichtige Militärvorlage erledigt und an eine 28er Kommission zur Vorberatung überwiesen. Wird etwas Positives herauskommen? Es ist wenig Aussicht dazu. Das ausschlaggebende Centrum will, wie die meisten übrigen Parteien, die zweijährige Dienstzeit, es will aber keine Erhöhung der Friedenspräsenz. Denselben Standpunkt nehmen die Freisinnigen und die Volkspartei ein. Die Nationalliberalen erklären gleichfalls die Vorlage in dem jetzigen Umfange für unannehmbar. Die Konservativen haben Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit. Die Socialdemokraten endlich lehnen alles ab. Nach dem, was bisher der Reichskanzler erklärt hat, ist nicht abzusehen, was sich die Regierung etwa abhandeln lassen könnte. Der sächsische Kriegsminister hat die Vorlage mit einem Manne verglichen, der anfangs nicht sympathisch sei, der aber schließlich bei näherer Bekanntschaft zum guten Freunde werde. Im Bundesrate hat man sich auch erst nach längerer Bekanntschaft mit der Vorlage befreundet; ob dasselbe auch in der Reichstagskommission der Fall sein wird? Thatsache ist, daß die Vorlage bei näherem Zusehen manches Bestechende hat. Eine Auflösung des Reichstages ist in jedem Falle unwahrscheinlich. Bei denen, die sie immer wieder ankündigen, ist zumeist der Wunsch der Vater des Gedankens.

Von anderen Vorlagen, welche im Dezember noch beraten sind, ist bemerkenswert die sog. lex Heinze, d. h. eine Strafgesetznovelle wider Zuhälter, Kuppler und Prostituierte. Das Gesetz ist in seiner gegenwärtigen Form unannehmbar für jeden christlich und konservativ denkenden Menschen, da es die Kasernierung des Lasters zuläßt, und dasselbe straffrei macht, wenn es unter polizeilicher Konnivenz geübt wird. Nicht mit Unrecht konnte Bebel behaupten, daß er nur den Inhalt des Gesetzes angebe, wenn er sage, daß die Prostitution ebenso zur Institution gemacht werden solle, wie Kirche, Schule und Polizei. Den richtigen Standpunkt vertrat der konservative Abg. Hahn. Er verwies auf den vor einem Jahre unter seiner Mitwirkung gefaßten Beschluß der preußischen Generalsynode, welcher sich gegen die polizeiliche Duldung der Prostitution

wendet, weil damit in die sittlichen Anschauungen des Volkes Verwirrung gebracht werde. Eine Beruhigung gebe ihm die Erklärung des Staatssekretärs, daß die Zulassung von Toleranzhäusern nicht beabsichtigt sei. Das müsse aber in der Kommission zweifellos klargestellt werden. In der That darf der Staat dem Laster gegenüber nie eine andere Stellung einnehmen, als daß er es verfolgt, wo immer es seßhaft werden will, und daß er es unermüdlich auf der Flucht hält. Konzessionen an die menschliche Schwachheit sind hier so wenig zulässig, wie bei Diebstahl oder Raub. Sie müssen sich unerbittlich rächen, weil und so lange es eine sittliche Weltordnung giebt. Wer das Laster halten will, indem er mit ihm paktiert, der wird bald inne werden, daß nicht er das Laster hält, sondern das Laster ihn. Principiis obsta!

* * *

In Frankreich herrscht ein Wirrsal ohnegleichen. Es stellt sich allmählich heraus, daß die Mehrheit aller Minister und Abgeordneten an dem Panama-Riesendiebstahl beteiligt ist, an jenem Großbetrug, der in der Geschichte des Börsenschwindels bisher unerreicht dasteht. Von den letzten Emissionen der Panama-Aktien im Betrage von ungezählten Millionen scheint nicht ein einziger Pfennig nach Panama abgegangen zu sein. Minister, Abgeordnete und andere Ehrenmänner haben sich unter der Führung von Cohn, Reinach, Herz und Konsorten einfach auf das Geld gestürzt, welches bethörte „Aktionäre" eingezahlt hatten, und haben es in ihre Taschen wandern lassen, soweit nicht „Trinkgelder" als Schweigegelder abzugeben waren. Ein Diebstahl in diesem Umfang ist noch nie begangen worden; er war nur dadurch möglich, daß alles, was in Paris offiziell heißt, ihm Hülfe lieh. Da augenblicklich nun die Langfinger als „parlamentarische Kommission" die Untersuchung gegen sich selbst führen, so kann man im voraus wissen, was schließlich dabei herauskommen wird. Wir behalten uns vor, demnächst in einem eigenen Essay von berufener Feder ein Gesamtbild der europäischen Korruption zu geben. Dabei wird auch „Panama" in seinen bisher unerreichten Dimensionen zur ausgiebigen Darstellung und kritischen Würdigung gelangen.

Kolonialpolitik.

Es ist kein beliebtes Kommando der Schiffssprache, wenn es unerwartet heißt: „langsam vorwärts". Entweder giebt es dann wirklich Hindernisse, oder der Kapitän ist ohne Grund unsicher — um so schlimmer für den Fall einer ernsten Gefahr. Eine ähnlich unbehagliche Stimmung hat sich der deutschen Kolonialfreunde bemächtigt angesichts der Stellung, welche die Reichsregierung in der letzten Zeit in der Kolonialpolitik eingenommen hat, und gegenüber den Maßnahmen, welche sie in dem neuen Etat für die Schutzgebiete in Aussicht stellt. Man fragt mit Recht nach dem Grunde, weshalb Deutschland, das um die Mitte des vorigen Jahrzehnts so imponierend in die Verteilung der Erde eingriff, jetzt Halt machen und sich auf die Pflege der Plantagen und des tropischen Handels in seinen jetzigen Grenzen beschränken soll, wo doch die kolonialen Bestrebungen der beteiligten Großmächte deutlicher als je den Charakter eines politischen Wettrennens tragen. Ist es nicht Eintagspolitik, wenn die Reichsregierung in Ostafrika auf eine Vermehrung der Schutztruppe Verzicht leistet, während lähmend die Arabergefahr auf dem Binnenhandel liegt und ungestraft Häuptlinge wie Meli und Sikki mit ein paar tausend Mann schlecht bewaffneten Gesindels der deutschen Herrschaft Hohn sprechen? „Kann man überhaupt von Politik sprechen, wenn Kamerun degradiert wird zu einer Küstenkolonie mit 50 Mann Schutztruppe, während mit fieberhaftem Eifer Frankreich seine besten Männer mit wertvoller Ausrüstung hinaussendet, um die reichen

Sultanate des neutralen Sudans dem französischen Einfluß zu erschließen? Wo liegt das Leitmotiv?" muß man fragen, wenn man in demselben Augenblick, wo der französische Reisende Monteil unter dem Jubel seiner Landsleute von einer Durchquerung des westlichen Sudans, auch des Hinterlandes von Togo, zurückkehrt, für deutsche Hinterlandbestrebungen in Togo nicht einen Pfennig übrig hat? Und um eine kolonialpolitische „Tagesfrage" hieran zu schließen: Was ist der Endzweck einer unerhörten Bevorzugung des englischen Kapitals in Deutsch-Südwestafrika, während man ruhig zusieht, daß Hendrik Witbooy, ein Räuberhauptmann, mit einigen tausend Flinten die Schutztruppe in ihren amtlichen Funktionen behindert und eine deutsche Militärpatrouille einfach niederzuschießen droht, wenn sie pflichtgemäß sein gesetzwidrig eingeschmuggeltes Pulver mit Beschlag belegt? Dies alles sind nur angedeutete Fragen; aber sie werden genügen, um vorweg die Frage zu rechtfertigen: Handelt es sich um einen neuen Kurs in der deutschen Kolonialpolitik, oder ist es nur mangelndes Zielbewußtsein, was sich in der neuesten Regierungspolitik und in dem Etat für 1893 ausspricht? Man mag solche Fragen eine unnütze Sorge um ungelegte Eier heißen, indessen auch der neue Etat basiert ja auf Berechnungen für die Zukunft — leider nur ist diese Zukunftsmusik, so populär auch die angestimmten Melodien sind, dermaßen dünn und schwächlich in der Anlage und Durchführung, daß das Prognostikon für das kommende Jahr einzig die Zustimmung einiger begünstigter Firmen, unter keinen Umständen aber den Beifall der Nation, ja nicht einmal einen nationalen Achtungserfolg ankündigen kann.

Es wäre nun ein gänzlich zweckloses Unternehmen, ein so absprechendes Urteil, wie wir es oben gefällt haben, unseren Lesern vorzuführen, wenn wir nicht die Unterlagen zu einem solch traurigen Resultat mitteilen und dabei auch die kolonialen Erfolge, welche die neueste Zeit gebracht, erwähnen wollten. Kann doch das Ergebnis selbst der günstigsten Entwicklung unseres Kolonialhandels kein anderes sein, als die Forderung an das auswärtige Amt, nicht mit dem billigen Hinweis auf einige erfreuliche Zahlen sich zufrieden zu geben, sondern obenan die Frage zu stellen: Wie machen wir unsere Kolonien nutzbar nicht für den beschränkten Kreis einiger Kolonialfirmen, sondern für den Ueberschuß, den die Nation ebensosehr an arbeitslustigen Menschen wie an Produkten unserer absatzbedürftigen Industrie aufweist?

Man wird nicht verfehlen, wenn eine koloniale Generaldebatte sich in der kommenden Reichstagsverhandlung entspinnen sollte, vom Regierungstische aus auf die Zahlen hinzuweisen, welche von einem außergewöhnlichen Aufschwung der Einfuhr von industriellen Produkten in unsere Kolonien reden. Man wird darauf aufmerksam machen, daß sich z. B. die Einfuhr von Baumwollwaren nach Kamerun von 81 328 kg für 1890 auf 408 475 kg im Werte von fast 1¼ Million Mark für 1891 gehoben hat, während in Togo ein ähnlich günstiges Resultat — ca. 250 000 Mark für 1890/91 auf 597 000 Mark für 1891/92 — zu verzeichnen ist. Kamerun führte ferner 1890 erst ca. 163 000 kg Eisen- und Stahlwaren, ca. 16 000 kg Kupferwaren ein, im Jahre 1891 schon 421 738 kg Eisenwaren und 24 562 kg Kupfer- und Messingwaren. Das ist gewiß erfreulich. Aber welche Aussichten böten sich der deutschen Industrie, wenn es gelänge, die Hinterländer zu erschließen! Das Königreich Adamaua ist geradezu ein Kulturland zu nennen gegen das bisherige deutsche Kamerungebiet. Ebenso liegt das Verhältnis in Togo; unsere bisherigen Schutzgebiete sind teilweise mangelhaft bevölkert, von rationellem Anbau des Landes kann keine Rede sein. Dagegen sind die Sultanate der Hinterländer organisierte Staatswesen mit intensiver Landeskultur und einem Handel, der sich von Adamaua bis nach Timbuktu, von Salaga bis nach dem Tschadsee erstreckt.

Es gehört doch wahrlich nicht viel Spekulationsgeist dazu, sich klar zu machen, daß wir den sehr kaufkräftigen Händlern von Adamaua und Barbar oder Muschi dieselben Waren zum beinahe halben Preise bieten können, die sie jetzt auf 4- bis 10mal längeren Landwegen, teilweise durch die ganze Breite der Sahara von Algier und Tunis her einführen. Man sieht schon hieraus, daß es keine „Abenteuergelüste" sind, welche

immer wieder aus kolonialen Kreisen die Anforderung an die Reichsregierung hervorrufen, man solle die Hinterlandfrage nicht so kläglich vernachlässigen. „Geschieht dies denn wirklich?“ so fragt man vielleicht im Leserkreise. „Man liest doch von Hinterlandstationen, und diese sollen doch nicht etwa aufgegeben werden.“ Freilich giebt es Hinterlandstationen, sowohl in Togo als in Kamerun; aber man höre! In Jaunde, einer in 10 Tagen gefahrlos von der Küste aus erreichbaren Station im Hinterlande von Südkamerun, die wie geschaffen ist zum Vordringen nach Osten, sitzt seit einigen Jahren ein deutscher Beamter mit etwa 30 in deutschen Diensten stehenden Schwarzen. Im vorigen Jahre kam einmal (!) zu ihm die Post von Deutschland, einmal (!) besuchte ihn eine deutsche Expedition (Ramsay), die einen Teil der Schwarzen ablöste und dann wieder umkehren mußte, weil man nicht die zuverlässigen, aber teuern Kru- und Wei-Leute zu Trägern, sondern unfähiges und billiges Gesindel von der Dahomey-Küste angeworben hatte. Daß der einsame Mann in Jaunde keinen politischen Einfluß nach dem Innern zu ausüben kann, versteht sich von selbst. Was soll er dort? Er macht meteorologische Beobachtungen und fängt Insekten. Gehen wir nach Norden! Der am meisten vorgeschobene deutsche Posten auf Adamaua zu ist Baliburg, angelegt von Dr. Zintgraff. Schon im Januar vorigen Jahres kam es hier zwischen Dr. Zintgraff mit einer 380 Mann starken Expedition und etwa 5000 Balis einerseits und den deutschfeindlichen Bandengs und Basuts in der Stärke von etwa 12000 Mann andererseits zu einem Kampf, in welchem unsere Gegner Sieger blieben, Baliburg aber nicht angriffen. Seitdem hat man sich darauf beschränkt, die Balipartei durch Ueberweisung von 2000 Mausergewehren zu stärken und von Baliburg nach der Küste zu Wege zu bauen. Die Sieger sind ungestraft geblieben, die Vorwärtsbewegung nach Adamaua ist eingestellt, nur — Handelsstraßen baut man bis zu dem Punkt, wo das deutsche Reich vor zwei unfreundlichen Negerstämmen Halt macht. Man sollte nun sagen, die Reichsregierung hätte in dem neuen Etat für die endliche Erschließung Adamauas, sei es über Jaunde, sei es über Baliburg, den bisherigen Expeditionsposten von 100,000 Mk. erhöht, auch vielleicht für diese wichtigste politische Frage im deutschen Westafrika einen Spezialposten eingestellt. Nichts von dem! Von dem Expeditionsposten sind $^2/_5$ gestrichen, die Hinterlandfrage ist im Etat gar nicht erwähnt! Das sind die politischen Aussichten in Kamerun für 1893. Um dieses Bild zu vervollständigen, wollen wir in großen Umrissen die ganz ähnliche Lage in Togo skizzieren. Auch hier hatte sich die Reichsregierung der Einsicht nicht verschlossen, daß das Hinterland seines hervorragenden Handelsverkehrs und seiner unserer bisherigen Kolonie — abgesehen von der Küste — entschieden überlegenen Kultur wegen wohl eine Expedition zwecks Erwerbung desselben lohne. Hauptmann Kling, der inzwischen leider verstorbene erste Togoreisende, war deshalb mit einer Expedition, wie stark, sagen die Berichte nicht, von Bismarckburg nordostwärts vorgegangen und hatte in der That Tschautjo, die nächstliegende, damals noch nicht deutsche Landschaft von etwa 350 deutschen □Meilen erworben. Das war im Oktober 1891. Das mehr wie dreifach so große Barbar, welches schon Dr. Wolf 1889 zum Teil durchquert hatte, und das in politischer Hinsicht dem unbedeutenden Tschautjo weit voransteht, anzugliedern, war Hauptmann Kling nicht im stande, offenbar wegen der Unzulänglichkeit seiner Mittel und Streitkräfte. Er mußte vor der Hauptstadt Barbars umkehren, da der Sultan ihm den Eintritt wehrte, und sich unter fortwährenden Kämpfen, oft auch angegriffen von weniger mächtigen Gewalthabern, nach Salaga durchschlagen. Es ist kaum nötig, zu erwähnen, was Engländer und Franzosen in einem solchen Falle gethan hätten; sie hätten das unruhige aber wertvolle Barbargebiet durch ein verstärktes Aufgebot zur Unterwerfung gezwungen und sich endlich den unschätzbaren Handelsweg zum oberen Niger eröffnet. Im deutschen auswärtigen Amte hat man das Umgekehrte für richtig befunden, man baut Handelswege — nicht etwa von Bismarckburg in bewaffneten Stationen nach Norden, sondern von der Küste nach Bismarckburg. In einigen Jahren werden sich dann vielleicht einige Handelskarawanen bereit finden, nicht nach Salaga,

sondern über Bismarckburg zur deutschen Togoküste zu ziehen; das bedeutet dann einen wenig kostspieligen Erfolg für die in Lome angesessenen Handelsfirmen. Inzwischen aber werden die Franzosen, die früher durch die feindliche Haltung von Dahomey von dem Togo-Hinterlande abgehalten wurden, gegen Barber vordringen und es vielleicht schon im Jahre 1893 besetzen. Damit wäre freilich die erhoffte Verbindung zum Niger abgeschnitten und eine Weiterentwicklung des deutschen Gebiets nach Norden lahm gelegt. Wie sich Deutschland dagegen wahren will, ist unerfindlich. Der neue Etat weist für „Straßenbau" 19000 Mk. auf, für Expeditionen — nichts! Sollte aber jemand seine Hoffnung auf „friedliche" Beeinflussung der benachbarten Machthaber setzen, so möge ihn der folgende Passus des Etats, vielleicht für den neuen kolonialen Kurs die charakteristischste Stelle des ganzen Anschlags, belehren, die sich fast übereinstimmend für Togo und Kamerun findet:

> „zu vermischten Ausgaben und zwar zur Verpflegung von Strafgefangenen, zu Geschenken und Belohnungen an Eingeborene, zur Ergänzung der Apotheke ꝛc" . . . . 4000 Mk.

Daß eine solche „Freigebigkeit" für die zu gewinnenden Häuptlinge selbst auf die wenigst „kolonialschwärmenden" Volksvertreter im deutschen Reichstage ihren entschieden scherzhaften Eindruck nicht verfehlen wird, scheint uns zweifellos; leider ist es bitter gewürzte Tragikomik, die aus dieser Sorte Kolonialpolitik spricht.

Und nun zu Ostafrika! Es ist die „Sensationskolonie" unter unseren Schutzgebieten, die „Interessenten" sind nicht wie in Kamerun etwa ein Dutzend großer Firmen, sondern sie verteilen sich über das ganze deutsche Reich; man kann wohl sagen, daß man selten eine größere deutsche Familie der besseren Kreise trifft, die nicht irgend einen Verwandten zählt, der Ostafrika gesehen hat oder an einer ostafrikanischen Unternehmung interessiert ist. Weitausgreifend, wie die Pläne des Gründers, Dr. Peters, hat sich die deutsche Herrschaft in Ostafrika entfaltet, und während z. B. der Verlust von Togo oder Kamerun im deutschen Reiche schwerlich viel weiter als von einigen Hansafirmen direkt empfunden würde, wäre ein erheblicher Rückschritt in Ostafrika eine Thatsache, welche in allen patriotischen Kreisen Deutschlands als eine nationale Schmach angesehen werden würde. Es ist ein unbestreitbares Charakteristikum, wenn das „Berliner Tageblatt" sich bewogen fühlt, in Ostafrika einen eigenen Berichterstatter zu besolden — gleich bezeichnend für die „Popularität" dieser Kolonie als für die krampfhaften Anstrengungen des Judentums, sich endlich auch in diesem bisher leidlich judenfreien Zweige unseres Staatslebens Einfluß und Stimme zu verschaffen. Es entspricht daher wohl der entscheidenden Bedeutung, welche der gegenwärtige Moment für die Entwicklung unserer Kolonialpolitik hat, weil er wichtige Entschließungen der Staatsregierung und eine bedeutungsvolle Stellungnahme des Reichstages herbeiführen wird, wenn wir in einigen Zahlen die Bedeutung — wenn auch nur die handelspolitische — der drei afrikanischen Plantagenkolonien andeuten.

Togo wies im Etatsjahr
1890/91 an Ausfuhr auf . . . . 1,650,000 Mk.
1891/92 „ „ „ . . . . 2,881,034 Mk.
Die Einfuhr betrug:
1890/91 . . . . 1,156,326 Mk.
1891/92 . . . . 2,064,379 Mk.

Kamerun hatte eine Einfuhr für
1891 von . . . . 2,625,554 Mk.
1892 „ . . . . 3,074,154 Mk.
Die Ausfuhr betrug
1891 . . . . 2,791,563 Mk.
1892 . . . . 2,941,097 Mk.

Deutsch-Ostafrika führte ein

1889/90 für	8,473,147 Mk.
1890/91 „	9,000,843 Mk.

Die Ausfuhr betrug

1889/90	7,523,872 Mk.
1890/91	7,482,429 Mk.

Berücksichtigt man neben diesen Zahlen den Umfang der dem deutschen Einfluß bis jetzt unterworfenen Gebiete, die sich für Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo verhalten wie 5 : 3 : 1, so ergiebt sich als völlig naturgemäß, daß die Opfer, welche das Reich für Deutsch-Ostafrika bringen muß, größer sein können als für die beiden anderen Kolonien. Wenn aber für Ostafrika ein Reichszuschuß von 2½ Millionen Mark gefordert und für Kamerun und Togo auf einen solchen verzichtet wird, so ist man doch gezwungen, nach einer Erklärung hierfür zu suchen. Da die Entwicklungsfähigkeit der drei Kolonien nach dem Innern zu durchaus auf gleicher Stufe steht, ja vielleicht in Kamerun und Togo, wenn man über die bisherigen Grenzen hinausgeht, größer ist, als in Ostafrika, so bleibt für die verschiedenartige Behandlung der drei Kolonien nur die Erklärung übrig, daß man sich im auswärtigen Amte am letzten Ende nach der Wertschätzung richtet, welche die Kolonien im Publikum, vielleicht gar in der Presse erfahren. Daß dieser Maßstab falsch ist, ergiebt sich leicht aus dem Grunde für das im zeitungslesenden Publikum so ungleichmäßig zu Ungunsten von Kamerun und Togo verteilte Interesse. Aus Ostafrika bringen die Zeitungen in fast ununterbrochener Folge „Neuigkeiten", kriegerische und unkriegerische. Daher bleibt die Aufmerksamkeit der Bevölkerung gefesselt; die Hamburger Firmen dagegen verhindern nach Möglichkeit Berichte über die Fortschritte des Deutschtums in Kamerun und Togo, da die Veröffentlichung derselben und der Rentabilität besonders des Oelgeschäftes notwendig ein Wachstum der Konkurrenz zur Folge hat. Daher weiß das Publikum wenig von diesen Gebieten, es erhebt sich für ihre Weiterentwickelung selten eine „öffentliche Stimme". Ob man nun den Kausalnexus zwischen dem „öffentlichen Interesse" und der Haltung der Reichsregierung für sachlich begründet halten darf oder nicht, wollen wir hier nicht entscheiden. Hätten wir ein „Kolonialministerium", so glauben wir, würde er zurücktreten. Denn dieses würde fachmännisch und unbeirrt durch sonstige politische Fragen lediglich die kolonialen Interessen vertreten, während heute, da der Reichskanzler unmittelbar die Entscheidung trifft, koloniale Neigungen dieses ausschlaggebenden Beamten auf seine Wahl ohne Einfluß sind, also zufällig vorhanden oder nicht vorhanden sein können. Sicherlich ist Graf Caprivi nicht mit Rücksicht auf seine Anteilnahme für die Kolonien zu seiner jetzigen Stellung berufen; wird doch diese Anteilnahme je länger je mehr zweifelhaft, auch wenn er nicht so überflüssiger Weise erklärt hätte, „er sei kein Kolonialschwärmer" und „wir hätten schon genug an unseren jetzigen Kolonien". Aber finden wir uns heute einmal mit dem Gedanken ab, daß die „öffentliche Meinung", wie sie nun einmal geleitet wird durch Blätter so fragwürdigen nationalen Wertes wie das „Berliner Tageblatt", ein großes Wort mitspricht bei der Entscheidung kolonialpolitischer Fragen, so ist man um so mehr berechtigt, mit gespannter Erwartung den Aenderungen entgegenzusehen, welche in der bisherigen Verwaltung von Deutsch-Ostafrika bevorstehen, zumal gerade die öffentliche Meinung in der Presse, selbst in der jüdischen, wiederholt gefordert hat, daß die sich häufenden Niederlagen, welche deutsche Truppen gegen Eingeborene erlitten haben, wieder gutgemacht und in Zukunft vermieden werden. Man ist also in kolonialen Kreisen an den Etat für das neue Jahr mit der festen Hoffnung herangetreten, auf die Frage: was wird in Deutsch-Ostafrika verbessert, insbesondere: um wie viel Mann vermehrt man die Schutztruppe? eine befriedigende Antwort zu finden. Die Antwort, welche der Etat giebt, lautet: Es bleibt beim Alten!

Wir brauchen die Enttäuschung nicht zu schildern, welche der ostafrikanische Voranschlag für 18⁹³/₉₄ durch die fehlende Vermehrung der Schutztruppe hervorgerufen hat. Man weiß in den Kreisen der ostafrikanischen Interessenten gerade so gut wie auf Seiten einigermaßen unterrichteter Kolonialfreunde, daß der Bestand der Schutztruppe gerade im Jahre 1892 gefährdet wurde durch die notwendige Entlassung von Zulus, deren Kontrakte abgelaufen waren. Einen Ersatz aus eingeborenen ostafrikanischen Stämmen zu finden, ist sehr schwer, da die kräftigen Völker des Binnenlandes sich nicht bereit finden lassen, an der Küste zu bleiben. Thatsächlich ist denn auch die Ersatzfrage eine offene, und Emin Pascha wußte sehr wohl, was er that, als er den Versuch machte, seine alten Sudanesen für die deutsche Fahne zu werben. Unbegreiflich aber ist es, wie man sich im auswärtigen Amte mit der jetzigen Lage der Dinge zufrieden geben kann. Schon jetzt ist die Besetzung der Küste und der Karawanenstraße nach Tabora überaus knapp, die ungestrafte Empörung Melis am Kilima-Ndjaro und Sikkis in Tabora werden nicht zur Beruhigung der deutschfeindlichen Geister wie Bana Heri, Simbodja u. s. w. beigetragen haben. Ueberdies wächst die Mißstimmung der Araber in dem Maße, in dem die Deutschen, besonders die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, in ihr altes Monopol, den Karawanenhandel, eingreifen. Und dabei kündigt die Denkschrift zum Etat eine neue Expedition zum Tanganyikasee an. Daß diese nicht unter 200 Mann mit starker Artillerie zählen kann, ist zweifellos, denn das Arabertum befindet sich an dem genannten See in entschieden offensiver Bewegung gegen das Eingreifen christlicher Unternehmungen wider die Sklaverei. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß das Jahr 1893 den entscheidenden Zusammenstoß der bis jetzt am Tanganyika dominierenden Araber mit den Deutschen bringen wird. Gelingt es Wißmann, rechtzeitig seine Vereinigung vom Nyassa her mit der Ueberlandexpedition durchzuführen, so ist ein vorläufiger Erfolg zu hoffen. Tritt der geringste Rückschlag ein, so ist ein Aufflammen des jetzt künstlich unterdrückten Araberhasses in ganz Centralafrika zu befürchten, ein neuer Aufstand an der deutschen Küste aber fast gewiß. Ist man im deutschen auswärtigen Amt auf eine solche Eventualität gefaßt? Schon jetzt ist schwer zu sagen, wie man ihr begegnen wollte, da man nicht einmal die Unterwerfung der feindlichen Negerhäuptlinge erzwingt. Was aber soll werden, wenn etwa ⅙ der Schutztruppe durch die Tanganyikaexpedition absorbiert ist? Die Denkschrift giebt auf diese Frage keine Antwort, vielleicht deshalb nicht, weil man selbst keine Lösung der Ersatzfrage weiß. Und doch wird die obige Frage an die Reichsregierung herantreten, da das Centrum, welches mit Recht für die katholische Missionspropaganda am Tanganyika fürchtet, auf der Expedition dorthin bestehen wird, und da ein unangefochtenes Eingreifen der Deutschen in den jetzt blühenden Sklavenhandel am See fast undenkbar ist. Eins wenigstens könnte die Reichsregierung versuchen, nämlich die Anwerbung von westafrikanischen Negern für den Schutztruppendienst in Ostafrika. Daß das Material — es würden wohl nur Haussa in Betracht kommen — vorzüglich ist, hat die Erfahrung seit Jahrzehnten bewiesen. Auch in den 50 Mann Schutztruppe von Kamerun bilden Haussa die Stammmannschaft. Freilich, so guten Erfolg die Verwendung von Haussa auch verspräche, sie würde sehr teuer sein, und da, fürchten wir, liegt das Hindernis. Kostet jetzt eine Kompagnie à 200 Mann Farbiger jährlich 120000 Mk. für das farbige Personal, so würde sich vielleicht eine Haussakompagnie durch die Transportkosten auf das Doppelte stellen; aber ist die Sicherheit, die eine einzige Kompagnie tadelloser Soldaten in Afrika auf viele Meilen in die Runde gewährt, nicht noch auf einige Jahre hinaus ein solches Opfer wert? Der Versuch wenigstens müßte gemacht werden, auch auf die Gefahr hin, daß die klugen Männer der Linken über neue „Experimente“ sich beschwerten. Aber die Sparsamkeit ist es, die hier ausschlaggebend sein dürfte, und die hier nicht am Platze ist. So dankbar es für Zeitungen und Zeitschriften ist, für vorsichtige Oekonomie im Staate einzutreten, so wenig verdienen diejenigen Berücksichtigung, welche die Mittel für das Fundament verweigern, weil der Bau erst nach Jahren die aufgewendeten

Kosten und Mühen lohnen kann. Gewiß wird der Reichskanzler den Beifall der Richter und Genossen finden, wenn er verkündet, daß er auf eine Erhöhung des Reichszuschusses für Ostafrika verzichte; aber wir können nicht denken, daß er leichten Herzens der kolonialen Entwicklung des nächsten Jahres entgegen sehen wird. Wie leicht kann er gezwungen sein, viel größere Opfer zu fordern, weil er die kleineren vermeiden wollte und erst das vielleicht vermeidliche Unglück abwarten, statt ihm vorzubeugen. Und sollte ihm wohl der Vorwurf erspart bleiben, daß er eine glücklich vermiedene Kolonialdebatte und einen verhinderten Strauß mit den Gegnern der Kolonialpolitik höher geachtet habe als die Sicherheit und den Fortschritt der deutschen Sache jenseits der Meere?

Wir können heute nicht genauer auf die Aussichten eingehen, welche sich in Deutsch-Südwestafrika für das neue Jahr eröffnen. Erwähnt sei nur, daß auch hier nicht nur die Sicherheit, sondern auch das Ansehen der deutschen Flagge gefährdet erscheint durch die Unthätigkeit, zu der die Schutztruppe verurteilt ist. Wohl hat es Graf Caprivi erreicht, daß sich die wenig durchsichtigen Wellen des englischen Kapitals in das deutsche Gebiet ergießen; die Garantien, die man der englischen Kompagnie in der „Damara-Konzession" geboten hat, haben mit Recht die deutschen Interessenten erbittert, weil man ihnen niemals auch nur annähernd gleiches angeboten hatte. Aber was soll die nächste Zeit anders bringen als den Beginn einer „Verengländerung", wenn man die einzige Hoffnung für das deutsche Element gründet auf deutsche Einwanderung, während man zu gleicher Zeit ein wirtschaftliches Uebergewicht einer englischen Gesellschaft sichert und für Ruhe und Ordnung in den deutschen Bezirken das Notwendigste versäumt. Die deutsche Einwanderung und das deutsche Kapital wird nicht zurückbleiben, weil es die englische Konkurrenz fürchtet, wohl aber, wenn es nicht sicher ist, draußen denselben Schutz deutscher Behörden zu finden, den es im Mutterlande erhält.

Auch der Etat für Südwestafrika enthält keine Erhöhung, sondern eine Verminderung des Reichszuschusses. Man sieht, das System Caprivi ist konsequent durchgeführt. Nur die Neu-Guinea-Kompagnie verlangt zum ersten Male eine Subvention für ihre Dampferverbindung. Sie hat bis jetzt 10 Millionen Mark auf das Schutzgebiet verwendet, und doch ist eine Dividende erst in einigen Jahren zu erwarten. Natürlich bekämpft das „Berl. Tageblatt" die Subvention. Also Widerspruch bleibt dem Reichskanzler doch nicht erspart, wenn er seine Kolonialforderungen dem Reichstag vorlegt. Was aber ist erreicht, wenn wirklich ohne Debatten der Afrika-Etat genehmigt wird? Unsicherheit in Ostafrika, verpaßte Gelegenheiten in Kamerun und Togo, ein beschämendes Gefühl in den patriotischen Bevölkerungskreisen über die Zustände in Südwestafrika. Wahrlich, es wird die ganze ideale Zähigkeit unserer Kulturpioniere in Afrika dazu gehören, das Jahr 1893 glücklich zu überwinden. Vielleicht gelingt es. Wer aber ersetzt uns die Verluste, welche das kommende Jahr an deutschen Männern für die koloniale Sache fordern kann, wenn Rückschläge eintreten aus Mangel an Leuten und Geld? Was hilft es uns, wenn wir uns sagen: die Regierung wollte doch die Sparsamkeit? Das Volk würde seiner ohnehin reichlich großen Unzufriedenheit mit dem Mangel an Sicherheit in den leitenden Kreisen lauten Ausdruck geben, der „grüne Tisch" würde noch mehr wie bisher in Verruf kommen; der Politiker aber würde sagen: Das Schlimme lag darin, der „neue Kurs" in der Kolonialpolitik war eben überhaupt kein Kurs, sondern ein steuerloses Umhertreiben ohne Plan und Richtung.

Wirtschaftspolitik.

Den fünfzigsten Jahrgang unserer Monatsschrift an dieser Stelle mit einem Rückblick auf die wirtschaftliche Geschichte Deutschlands seit 1843 einzuleiten, dazu fehlt mir der Mut. Unter den Lesern ist wohl keiner, dem nicht die besorgte Frage nach dem „Wohin" für den Augenblick alles Interesse an dem unwiederbringlich Vergangenen genommen hätte. Wer möchte sich also hier wiederholen lassen, wie die letzten Jahrzehnte mit ihren weltumwälzenden Ereignissen alle alten Grundlagen unseres wirtschaftlichen Gedeihens erschüttert haben, neue Grundlagen aber noch nicht zu festigen vermochten, wie das Zeitalter des Dampfes, der Industrie und des Verkehrs die Erwerbsbedingungen, die socialen Beziehungen, damit zugleich die politische Machtstellung der Staaten umgestaltete, und wie nun am Ende des Jahrhunderts diese Phase der Entwicklung nahezu abgeschlossen hinter uns liegt. Niemand ist mit ihr zufrieden, jeder möchte hoffen dürfen, daß die Zukunft ihm selbst, seinem Berufsstand und seinem Volke eine bessere Stelle im Mitbewerb anweise. Da liegt ihm am wenigsten daran, was geschichtliche Forschung über die wirtschaftliche Vergangenheit mitzuteilen hat. Ja diese Wissenschaft selbst, die jetzt wohl am emsigsten und eifrigsten von allen gelehrten Disciplinen betrieben wird, hält an jedem Punkte ihrer Untersuchungen den Blick auf die Zukunft gerichtet, obgleich sie genau weiß oder wissen müßte, daß diese Zukunft nicht durch sie gebaut wird, sondern aus dem Streit um die Macht, aus dem unberechenbaren Kampf der Interessenparteien, der an allen Systemen fremd vorüber schreitet, sich ans Licht ringen muß. Es nützt nichts, darüber zu klagen, daß die Stimme der Kritik im Lärm des Streites verhallt. Wenn sich Neues gestalten will, ist das immer ihr Schicksal.

Wie stehen sich denn nun die Parteien gegenüber? Was erhoffen sie von der Zukunft?

Am meisten Ursache, mit der Entwicklung bis hierher zufrieden zu sein, hatten die Großkapitalisten und ihre Vorkämpfer, die Mitglieder der Hautebanque. Ihren Interessen entspricht die Organisation des Erwerbslebens der Gegenwart am besten. Die technischen „Errungenschaften" sichern dem Großkapital einen so gewaltigen Vorsprung auf dem Gebiet der Industrie, des Verkehrs und des Handels, daß nur wenige Nebengewerbe dem kleinen Kaufmann und Gewerbtreibenden ein sicheres Fortkommen gewähren. Aber dieser Vorsprung wird jetzt von allen Seiten als ein wirtschaftliches Uebel bekämpft. Die Industrie-Arbeiter kontrollieren den Reinertrag der Werke, an denen sie beschäftigt sind, mit größter Aufmerksamkeit; bei steigender Konjunktur fordern sie höhere Löhne, bei sinkender Konjunktur — bis dahin ist wenigstens die englische Arbeiterschaft fortgeschritten — zur Vermeidung der Ueberproduktion eine Einschränkung der Erzeugung. So ist die Alleinherrschaft des arbeitgebenden Kapitals in der Industrie bereits überall gebrochen, und auf die Zeit des Paktierens von Fall zu Fall folgt voraussichtlich eine Zeit des Kampfes um eine allgemeine Begrenzung der Rechte beider Parteien. Der Staat hat rechtzeitig versucht, das Schicksal der Schwächsten, nämlich der arbeitsunfähigen Kranken, Verunglückten und Alten, von dem Ausgange dieses Kampfes unabhängig zu machen. In den Kampf der Parteien selbst wird er nur im Notfall und nur als unparteiischer Schiedsrichter eingreifen können. Daß er aber nicht einseitig die Partei der Arbeitgeber nehmen wird, das steht wohl heute schon fest. Droht also hier eine Verkürzung des Unternehmergewinns, so wird auch, wenn nicht alle Zeichen trügen, die „finanztechnische" Bevormundung der Industrie sich demnächst eine staatliche Oberaufsicht gefallen lassen müssen. Es ist gar zu offenkundig geworden, daß diese Vormundschaft schlecht für die Interessen des Mündels, desto besser aber für die Taschen des Bankiers sorgt. Die antisemitische Bewegung wird sich diesen Thatbestand nicht entgehen lassen, wenn sie sich erst davon überzeugt hat, daß die Juden nicht aus Princip schlechte Gewehre liefern und Christenblut trinken. Die Hautebanque ist jüdisch, und wenn auch einige der reichsten

und rücksichtslosesten Gründer Christen germanischer Abstammung sind, so besitzen doch die Juden in dieser Zunft die Mehrheit, und sie haben mit Hülfe des Aktiengesetzes und der von ihnen geschaffenen Börsenorganisation es so einzurichten gewußt, daß der Löwenanteil der Industrie-Gewinne ihnen zufällt. Die Börsen-Enquete-Kommission beschäftigt sich mit der Frage, welche Cautelen getroffen werden können, um die Gründergewinne zu beschneiden und das Börsen-Spiel in Industrie-Aktien einzuschränken. Vielleicht gewährt das von ihr gesammelte Material dem Reichstag einen Einblick in den Zusammenhang zwischen Industrie und Börse und giebt die Möglichkeit, die Maschen des Gesetzes für das Schmarotzertum etwas enger zu flechten. Fügen wir hinzu, daß die Steuerreform in Preußen der Industrie bisher ungewohnte Opfer auferlegt und daß die geplante Börsenreform auch die Börsengewinne des Großkapitals zu erschweren suchen wird, so haben wir die wichtigsten Momente zusammengefaßt, die es dem sieggewohnten Großkapital nahe legen, mit Besorgnis in die Zukunft zu sehen und sich auf einen harten Kampf gefaßt zu machen. Die Sympathien der Massen stehen bei diesem Kampf nicht auf seiner Seite. Wohl aber verfügt es über die wuchtige Waffe einer wohlorganisierten Presse, die namentlich im Kampf gegen Personen rücksichtslos ist wie keine andere Parteipresse, und über das „allmächtige Gold", dessen giftige Ueberzeugungskraft sich vielleicht in Deutschland noch ebenso bewähren wird, wie in Frankreich.

Die gegenwärtig noch mächtigste Gegenpartei bilden die Vertreter der Landwirtschaft. Sie wären längst — in Preußen wenigstens — dem Uebergewicht der Handelsinteressen erlegen, wenn nicht der grundbesitzende Adel seinen auf den Schlachtfeldern erworbenen politischen Einfluß energisch geltend gemacht und in der Zoll- und Steuerpolitik einige Schutzmaßregeln für die Landwirtschaft durchgesetzt hätte. Allein auch sie steht vor einem kritischen Wendepunkt. Die gegenwärtige Reichsregierung huldigt der Ansicht, daß der wirtschaftliche Fortschritt Deutschlands in erster Linie von seiner Exportthätigkeit abhänge, während die landwirtschaftliche Produktion einer Steigerung nicht mehr fähig sei. Darum wurde bei den neuesten Handelsverträgen dem Auslande ein Teil der landwirtschaftlichen Zölle geopfert, um eine Ermäßigung der fremden Industriezölle damit zu erkaufen. Zunächst haben diese Zolländerungen nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Wenn aber die Zeiten wieder normalere werden sollten, dürfte die Wirkung wohl die sein, daß eine Steigerung unseres Exportes eine mindestens ebenso große Zunahme unserer Einfuhr zur Folge hat. Die Landwirtschaft ist darauf gefaßt, daß sie auch indirekt die Kosten dieser Veränderung wird tragen müssen. Inzwischen hat die Silberentwertung den Getreidepreis so weit geworfen, daß selbst die gute Ernte dieses Jahres die Landwirtschaft unseres Ostens nicht weiter gebracht hat. Amerika mit seinem unerschöpflichen Weizenvorrat, der jetzt mit Macht an den Markt drängt, wird infolge des niedrigen Silberpreises zu einem furchtbaren Konkurrenten. Einige Hoffnung gewährt die Einführung der Goldwährung in Oesterreich-Ungarn. Aber noch ist keine Garantie dafür vorhanden, daß dies Experiment diesmal glücken und das Goldagio in Wien und Pest dauernd verschwinden wird. Es müßte auffallen, daß die Reichsregierung nicht die Hand rührt, um die Bestrebungen zur Beseitigung der Silberkalamität zu unterstützen, da doch hieran unser Export mindestens ebenso interessiert ist wie die Landwirtschaft. Aber dem Handel ist es ziemlich gleichgültig, ob er sein Geschäft durch die Einfuhr oder durch die Ausfuhr macht, und bei so billigem Silberpreise rentiert eben die Einfuhr ganz vorzüglich. Daher hat der Handel keine Ursache, sich bei der Regierung um eine Aenderung der Politik des Abwartens in der Silberfrage zu bemühen. Vielleicht noch schwerer als unter den Irrtümern der herrschenden Wirtschaftspolitik leidet die Landwirtschaft der industrielosen Provinzen unter der Bevölkerungs-Verschiebung. Hier scheint endlich etwas geschehen zu sollen, man weiß nur noch nicht recht, was und wie. In wenigen Jahren dürfte sich indes die zwingende Notwendigkeit herausstellen, die „Kolonisation des Ostens" mit aller Kraft anzugreifen, denn dort droht eine Katastrophe, deren Umfang und Bedeutung unabsehbar ist. Man will jetzt die Auswanderung nach Amerika verhindern und die Vereinigten

Staaten weigern sich bereits, europäische Auswanderer aufzunehmen. Da liegt der Gedanke nahe, daß man eine unter staatlicher Aufsicht stehende Gesellschaft bilde, die auch in Schlesien, Ost- und Westpreußen neue Ansiedlungen zu schaffen, aus einzelnen Gütern, die unter den Hammer zu kommen drohen, Dorfgemarkungen zu bilden hätte, und zwar planmäßig, wie man bei den Städten Villenkolonien anlegt. Der Staat braucht nicht selbst der Unternehmer zu sein, aber er muß dafür sorgen, daß nicht Wuchererhände sich des einträglichen Geschäfts bemächtigen. Die Entwicklung drängt, wie es scheint, unaufhaltsam dahin, daß die landwirtschaftlichen Großbetriebe zum Monopol der Allerreichsten werden, und daß dem Landadel nur noch die Offizier- und Beamten-Karriere übrig bleibt. Soll ihn auf dem Herrensitz nicht der Börsianer ablösen, so muß mit Entschlossenheit und Umsicht eine Güterzerteilung und eine Besiedlung des Ostens durch bemittelte Kleinbauern aus dem fleißigen Westen planmäßig in die Wege geleitet werden. Das allein kann auch dem noch nicht überschuldeten Grundbesitz in jenen Gegenden aufhelfen. Aber freilich, die Bewegung muß in gut konservativem Sinne geleitet werden, sonst führt sie ebenso zur Spekulation und Ausbeutung, wie alle anderen „Terraingeschäfte“ der Gegenwart.

Des gewerblichen Mittelstandes hat sich immer mehr ein antisemitischer Feuereifer bemächtigt, den man nicht mehr als eine Folge der „Verhetzung“ bezeichnen kann. Das Unternehmertum im Handwerk, die unsolide Konkurrenz im Handel und das Darlehnsgeschäft wird vorzugsweise von Juden betrieben; einzelne Handelszweige, wie der Getreide- und Viehhandel, der Hausierhandel und das Verlegergeschäft in der Hausindustrie, sind geradezu jüdisches Monopol. Hinzu kommt, daß auch die sogenannte populäre Tagespresse fast ganz im Dienste der Juden steht und täglich den Interessen des schwer bedrängten Mittelstandes hohnlachend entgegentritt. Aber nicht an allem Unglück ist der Jude schuld. Die Hoffnungen, die man auf die Innungsbewegung gesetzt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen und die preußische Regierung scheint entschlossen zu sein, den Zünften keine weiteren Rechte zuzugestehen. Die konservative Genossenschaftsbewegung ist noch jung; ihre gegenwärtigen Leiter sehen die Notwendigkeit nicht ein, sich der politischen Partei-Organisation anzugliedern, und werden daher (und auch aus anderen Gründen) mit Mißtrauen angesehen. Vielleicht aber darf man doch hoffen, daß diese Bewegung, wenn auch in anderen Formen und auf besserer geschäftlicher Grundlage, von dem gewerblichen Mittelstande retten wird, was unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen noch lebensfähig ist.

Einzig und allein das Proletariat geht der Zukunft mit den kühnsten Hoffnungen entgegen, als wenn es nichts verlieren, nur gewinnen könnte. Der gute Wille, den Aermsten des Volkes recht ausgiebig zu helfen, ist bei allen Parteien, mit Ausnahme des Manchestertums, unstreitig vorhanden. Der „Socialismus“ in diesem Sinne hat also große Fortschritte gemacht, obgleich er in der Praxis, d. h. wenn die Opfer an Geld und Macht wirklich gebracht werden sollen, noch vielfach verleugnet wird. Selbst kommunistische Ideen, wie die Verstaatlichung ganzer Industrien, die Enteignung des Baugrundes im Weichbild der Städte für Rechnung der Gemeinden u. a., werden trotz der heftigsten Gegenwehr der Besitzer immer populärer. Vorschläge zur Entstaatlichung der Eisenbahnen, die hie und da sich ans Licht wagen, begegnen allgemeinem Spott. So ist die Hoffnung der Socialdemokratie auf die Zukunft nicht ganz ungerechtfertigt. Nur darin täuscht sie sich wohl, daß eine Revolution sie dem Ziele näher bringen würde. Das Gegenteil ist wahrscheinlich. Gelänge die Revolution, so würden doch ihre Führer unfähig sein, ihre Versprechungen einzulösen und auch nur ein Jahr lang das Land zu regieren. Die dann folgende Restauration würde aber den Socialismus auf lange hinaus vollständig begraben und dem Proletariat beweisen, daß es wohl etwas zu verlieren hatte. Die gleiche Folge würde eine mißlungene Revolution haben. Vielleicht macht man jetzt in Frankreich einmal das Experiment. Die Republik scheint zum Untergange reif zu sein. Die Monarchie hat keine Aussichten, ein Kandidat für

die Diktatur ist noch nicht aufgetreten, obwohl es hohe Zeit dazu wäre. So rüstet sich die Kommune, das Erbe anzutreten. Wir werden ja sehen, ob sie aus Frankreich ein Utopien machen kann. —

Der letzte Monat des Jahres 1892 gehörte dem Antisemitismus. Der Ahlwardtprozeß, Ahlwardts Wahl, der konservative Parteitag und der „Fall Löwe" haben zur Erörterung der Judenfrage immer neue Anregung gegeben. Hier haben wir es nur mit der wirtschaftlichen Seite dieser Frage zu thun. Da müssen wir wieder einmal darauf hinweisen, daß es heißen würde, das Pferd beim Schwanz aufzäumen, wollte man den Kampf gegen die wirtschaftliche Uebermacht des Judentums auf die Beseitigung des Hausierhandels, der Abzahlungsgeschäfte, der Schleuder-Ausverkäufe und ähnlicher Entartungen des Detailhandels koncentrieren. Die politische und die gesellschaftliche Bedeutung erhält das Judentum durch die Börse, und zwar weniger durch die Getreidebörse, als durch die Fondsbörse. Die Vermittlung der Staatsanleihen verschafft dem jüdischen Großbankier seinen verhängnisvollen Einfluß auf die Politik; er sitzt im Aufsichtsrat aller großen industriellen Gesellschaften und macht seine Kreaturen zu Direktoren; er gründet und entgründet, saniert, fusioniert, bildet Ringe und Trusts und hat bei alledem in erster Linie seinen eigenen Gewinn, nicht das Gedeihen der Industrie im Auge. Darum ist eine gründliche Börsenreform dringend notwendig. Es ist nicht wahr, daß die Börse als natürliche Konsequenz des Kapitalismus so ist, wie sie ist. Selbst unter der kapitalistischen Produktionsweise, die sich ja nicht von heut auf morgen wegdekretieren läßt, ist eine Börsenreform möglich. Man muß sich nur entschließen, die wirtschaftlich unentbehrlichen und nützlichen Funktionen von den überflüssigen, vorzugsweise dem Spiele und der Auswucherung dienenden zu sondern, erstere zu fördern, letztere schonungslos auszurotten. Und darauf soll auch im neuen Jahre, das ja voraussichtlich die Börsenreform zur Entscheidung bringen wird, unser Augenmerk gerichtet bleiben. Die Gegner sind sehr kleinlaut geworden; möchten sie am Schluß dieses Jahres ganz verstummt sein, gerichtet durch die Thatsachen, die sie selbst geschaffen haben.

Berlin. Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

Im Vordergrunde der kirchlichen Interessen steht im neuen Jahre wie im alten der Kampf um das Apostolikum. Wir stehen mit Freudigkeit in diesem Kampfe, weil wir ganz gewiß sind, daß der HErr nicht vergeblich Seiner Gemeinde auch diese Bewegung gesandt hat. Er kommt! — das ist die Versicherung der Apostel. Er kommt! — das ist die Predigt der Kirche, die Sehnsucht der Seinigen, das ist auch das Zeugnis der Geschichte. Immer wieder, wenn in dem Warten auf Sein Kommen die Brautjungfrauen müde werden und einschlafen, sorgt Er für neue Erweckungsmittel. Neue Fragen tauchen auf, neue Aufgaben werden gestellt, neue Einsichten gewährt in das Wesen seines Reiches und seines Heiles — oder auch in alte Verfehlungen auf seiten der Kirche. Ein solches Förderungsmittel sehen wir auch in den gegenwärtigen Bewegungen.

Wenn wir dabei von einem Kampfe reden, so ist der Gegenstand desselben nicht der Fortbestand der Kirche Christi auf Erden. Zusicherungen eines ungetrübten Bestandes, einer herrschenden Ehrenstellung als Staats- oder Landeskirche sind derselben nicht gegeben. Sie würde, auch wenn sie dieselbe verlöre, weder den Grund einbüßen, auf dem sie die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen, noch die Mittel verlieren, um ihren Beruf als Zeugin an die Menschen und die Völker auszuüben. Also auch wenn die Mehrheit in unserem Volke und die Regimenter in Kirche und Staat von em alten Fundamente abtreten sollten, wenn die bisher geltenden Ordnungen durch

neue ersetzt würden, — so wäre das wohl eine tief betrübende Sache für unser Volk, jedoch keine Gefahr für den Bestand der Kirche Christi.

Aber auch jene Veränderung der bisherigen Rechtsstellung der Kirche in unserem öffentlichen Leben steht in dem gegenwärtigen Kampfe nicht in Frage. Schon im Jahre 1877 sind die Versuche, das Apostolikum wirklich abzuschaffen, einem so ernsten Widerstande begegnet, daß dessen Folgen noch heute fortwirken. Sie gaben bekanntlich den Anlaß zu einer entschiedeneren Stellungnahme in den kirchlichen Fragen durch Kaiser Wilhelm. Und jedermann weiß, daß der Widerstand heute kein geringerer sein würde. Bei all den Instanzen, von denen heute die Leitung der äußeren Geschicke der Landeskirche in Preußen abhängt, ist die Gegnerschaft gegen die auf Umsturz gerichteten Bestrebungen noch schärfer ausgeprägt, als damals. Wie der jetzige Kaiser steht, hat er in Wittenberg unmißverständlich ausgesprochen. Der Ausspruch von dem Bekenntnis, das das Band der Gemeinschaft mit der ganzen Christenheit bilde, konnte nicht auf ein Abstraktum, sondern nur auf das konkrete Apostolikum bezogen werden. Der Kaiser hat seinen Entschluß, an demselben festzuhalten, mit Entschiedenheit erklärt und dadurch seinerseits in dem gegenwärtigen Kampfe Stellung genommen. Der preußische Oberkirchenrat hat gleichfalls seine Stellung kundgegeben in einem Erlaß an die Generalsuperintendenten, der — wenn er auch nach anderen Seiten hin noch unsere Kritik herausfordert — doch an Deutlichkeit gegen Harnack nichts zu wünschen übrig läßt. Und endlich dürfte wohl bei Freund und Feind eine ausgemachte Sache sein, daß auf eine Generalsynode in Preußen vorläufig nicht zu rechnen ist, welche die bevorstehenden Agendenverhandlungen dazu benutzen ließe, das Apostolikum aus seiner jetzigen Stellung irgendwie zu verdrängen.

Und nun wird uns endlich noch versichert, daß auch die Gegner selbst nicht einmal daran dächten, eine solche Verdrängung zu erstreben. Harnack hat zwar in seiner zuerst veröffentlichten Antwort an die Studenten unzweideutig von einem Ersatz des Apostolikums gesprochen, der anzustreben sei. Allein in allen späteren Kundgebungen stellt man sich auf jener Seite auf den Boden der Eisenacher Erklärung, die zwar von Harnack mit unterzeichnet ist, aber an ihrer Spitze die beruhigenden Worte trägt: „Wir denken nicht daran, der evangelischen Kirche das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis nehmen zu wollen." Daß in dieser Erklärung und in Harnacks früheren Worten ein Widerspruch liegt, haben wir sofort nach dem Erscheinen hervorgehoben. Aber wir haben uns doch nun wohl zunächst an die Eisenacher Erklärung zu halten, wenn wir die Tendenzen der Gegner, also den eigentlichen Gegenstand des Kampfes kennzeichnen wollen.

Es handelt sich, um es kurz zu sagen, nicht um das Bekenntnis, sondern um den Glauben. Die Auffassung vom Glauben, die Art, wie der Christ seines Heiles gewiß wird, bildet die Hauptdifferenz der Ritschlschen Schule von denen, welche jetzt für das Apostolikum eingetreten sind. Wohl liegen die Wurzeln jeder theologischen Anschauung, und so auch der Ritschlschen, in der Auffassung der Sünde; und wohl ist immer die Krone des Systems die Lehre von der Person Christi. Aber zur Erscheinung und Entscheidung kommt der Gegensatz am schärfsten, wenn die Parteien die Art der Gewißheit beschreiben sollen, die sie über das eine und das andere haben. Daraus erklärt sich auch, daß nicht nur zwei deutlich entgegengesetzte Standpunkte in dem Streit heraustreten, sondern eine ganze Reihe von solchen.

Geführt wird der Streit hauptsächlich in Broschüren. Die Litteratur des Falles Harnack füllt in jeder Kirchenzeitung einige Spalten. Dazu kommen die selbständigen Artikel jener Blätter, in denen die Frage behandelt wird. Die Allg. ev. luth. Kirchenzeitung sowohl, als die Christl. Welt brachten durch einige Nummern mehrere fortlaufende Artikel neben einander, welche sich mit der Frage des Apostolikums oder des historischen Glaubens u. s. w. beschäftigten. Und auch die Deutsche ev. K. Z., die Protestantische, die Evangelische, die Kirchliche Monatsschrift u. s. w. haben es unausgesetzt damit zu

thun. Dazu kommen auch einige kirchliche Versammlungen, in denen die Geister aufeinander geplatzt sind. Am 17. Oktober hielt der Zweigverein des Evangelischen Bundes eine Versammlung in Magdeburg ab, wo der streitbare Professor Bornemann über den Gegenstand referierte. Konsistorialrat Leuschner trat gegen ihn auf, und noch entschiedener Generalsuperintendent Schultze, — was wiederum von der Gegenseite scharfe Angriffe hervorrief. Für den Evangelischen Bund liegt in dem Falle Harnack eine besondere Unannehmlichkeit. Denn er, der wesentlich auf der gemeinsamen Negation des römischen Wesens gebaut ist, muß es möglichst zu verhindern suchen, daß seine Glieder sich über ihre eigene positive Grundlage verständigen. So hat sich denn auch der Centralvorstand des Bundes unter dem 18. Oktober an sämtliche Zweigvorstände gewendet mit der Bitte, „die in Rede stehende Frage womöglich überhaupt nicht zum Gegenstande ihrer Verhandlungen in Bundesversammlungen machen zu wollen" . . . „jedenfalls keine Resolutionen im Namen des Bundes zu fassen. Jede derartige an die Oeffentlichkeit kommende Kundgebung nach der einen oder nach der anderen Richtung gefährdet den Frieden innerhalb des Bundes." — Der Vorstand scheint nicht zu ahnen, welches Gericht er damit über seine eigenen Bestrebungen ausspricht.

Noch eine andere Vereinigung hat durch das Auftauchen des Apostolikumstreites eine unbequeme Aufgabe erhalten, das sind die Pfarrvereine. Auch sie haben schon ihre Erlebnisse zu verzeichnen. Auf einer Versammlung in Stralsund hielt Prof. Schlatter einen Vortrag über die Worte „Empfangen vom heiligen Geist", — dem von einer starken Minorität widersprochen wurde, die sich auch der Aufforderung des Vorsitzenden, gemeinsam das Apostolische Glaubensbekenntnis zu sprechen, mit Erfolg widersetzte. Dagegen der bayerische Pfarrverein hat sich auf den Grund der lutherischen Bekenntnisse gestellt und hat infolgedessen sehr viel neue Mitglieder gewonnen. Eine Versammlung desselben in Nürnberg (17. Oktober) hat eine entschiedene Erklärung für das Apostolikum angenommen. Professor Zahn hatte dort über die Sache referiert.

Gehen wir auf die Stellung der Parteien im einzelnen ein, so ist zunächst zu bemerken, daß es Leute giebt, welche sich in dem gegenwärtigen Streit als über den Parteien stehend ansehen. Ed. v. Hartmann hat Anlaß genommen, um in einem Artikel der „Gegenwart" über „die kirchlichen Zustände in Preußen" die Zukunft der protestantischen Kirche zu beleuchten. Er weiß keine andere Lösung, als die theologischen Fakultäten gänzlich von den Universitäten abzulösen und die Kirche auf theologische Seminarien anzuweisen, welche durch eine chinesische Mauer von aller Bildung und Kultur abgeschlossen werden könnten. Er sieht keinen anderen Ausweg, weil die Positiven den „Rechtsbestand" für sich hätten. — Hartmann spricht damit übrigens nur die Anschauungen großer Kreise aus, die der Kirche völlig den Rücken zugekehrt haben. Es ist interessant, daß gerade während des Apostolikumstreites sich eine neue religiöse Genossenschaft gebildet, die ähnlich wie frühere Erscheinungen dieser Art die Religionslosigkeit zur Religion macht. Es ist die „deutsche Gesellschaft für ethische Kultur". Dieselbe ist das Resultat der vom 18. bis 21. Oktober in Berlin tagenden Versammlungen. Ihre Leiter sind eine Anzahl philosophischer Professoren und einige aufgeklärte Damen. Der hervorragendste Vertreter ist der Philosoph v. Gizycki in Berlin, und das thätigste Mitglied Professor Förster. Die Gesellschaft will eine Kultur auf rein ethischer Grundlage und eine Ethik, die sich nicht auf Religion aufbaut, sondern ihre Principien in sich selbst findet, d. h. in der Naturwissenschaft. Die moderne Idee der Entwicklung, die das Wesen aller Dinge erklären will aus den Beobachtungen, die wir über ihr Werden machen können, bemächtigt sich der Ethik und tritt natürlich in scharfen Gegensatz zu Religion und Kirche. Hier handelt es sich noch um ganz andere Notstände, als die, von denen Harnack spricht. Sie klagen über die Not, die den Eltern und Lehrern erwächst durch die Ansprüche der Kirche, in Sachen der moralischen Jugenderziehung einen dauernden Einfluß auszuüben. — Einige Socialdemokraten, sowie die noch vorhandenen Glieder der alten freien Gemeinden von 1848

erklärten, daß sie in der ethischen Kultur ihre eigenen Bestrebungen wiederfänden. Und der gute Herr von Egidy begrüßte gleichfalls die Entstehung der Gesellschaft mit Freuden, erklärte aber, daß er und seine Anhänger doch auch die Religion festhalten wollten und das Verständnis für den tief religiösen Sinn in unserem Volke.

Egidys Standpunkt ist etwa der der Freimaurer. Und die Loge hat nicht unterlassen, auch in dem Apostolikumstreit Stellung zu nehmen. Wenigstens dürfen wir wohl eine kleine Schrift „Das apostolische Glaubensbekenntnis vor dem Forum der Wissenschaft", die in 2. Auflage vorliegt, als aus ihren Kreisen kommend bezeichnen*). Dieselbe enthält hauptsächlich eine Vergleichung des „christlichen Sagenkreises" mit dem indischen. Es ist dies eine Idee, die wir vielfach auch von den freisinnigen Theologen aussprechen hören. Sie sehen ihre Aufgabe der Reinigung des Christentums von diesem Sagenzusatz für die gleiche an, wie sie auch indische Reformatoren auf ihrem Gebiete übernommen haben. Vertreter des Brahma Samadsch sind schon vor Jahren auf einem deutschen Protestantentage begrüßt und willkommen geheißen.

Der Protestantenverein steht zur Harnackschen Bewegung so, daß er die Halbheit hervorhebt, welche den Standpunkt der Ritschlianer kennzeichne. Auch sie erkennen an, daß die Frage nach dem Wesen der Religion das die Richtungen scheidende Element bilde. Die Ausscheidung der „Offenbarung" aus der übrigen Geistesentwicklung der Menschheit zu einem besonderen Gebiete, wie sie die Ritschlianer vornähmen, sei verkehrt; vielmehr sei der Charakter als Offenbarung der Gottheit jeder Religion zuzuschreiben. Darum unterscheide sich auch das Christentum nicht spezifisch von anderen Religionen. Sie werfen den Ritschlianern vor, daß sie Christum viel zu hoch über die Menschheit heraushöben, indem uns nur durch ihn die Gewähr der Existenz des göttlichen Wesens gegeben werde. Das sei falsch. Gott könne jeder erkennen auch ohne Christus, und dieser stelle nur die höchste Stufe des gottinnigen Lebens dar, das jeder Mensch durch sein Beispiel erreichen könne und solle. — Besonders klagt Pastor Sulze aus Dresden in der Prot. Kirchenzeitung sehr über diese neue Friedensstörung zu einer Zeit, wo es doch so viel praktische Aufgaben zu lösen gäbe. Er appelliert an die Weisheit des Kirchenregimentes, welches zu erklären habe, es mische sich nicht in den Streit; wer sich die Lehrbegriffe „metaphysisch deuten" wolle, sei darin nicht gehindert (damit ist der altchristliche Glaube an den Mensch gewordenen Gottes-Sohn gemeint), wer sie „rein religiös deuten" wolle, dem sei auch dies nicht verboten.

Daß die Kirchenregimenter jetzt keine leichte Stellung haben, ist anzuerkennen. Der Erlaß des preußischen Evangelischen Oberkirchenrathes giebt davon Kunde. Der einzige Passus, den wir wohl anders gewünscht hätten, ist der, welcher sich auf die historischen Angriffe auf das Apostolikum bezieht. Es klingt derselbe so, als ob der Charakter desselben als Fundamentalbekenntnis der Kirche von dem Gutachten der Wissenschaft oder einer theologischen Fakultät oder gar der Berliner Fakultät abhinge. Dankbar aber ist anzuerkennen, daß der Kirche versichert wird, ihre Organe würden den Grundsatz niemals gelten lassen, daß auch solche als Diener der Kirche zugelassen werden könnten, welche sich von den Fundamentalartikeln losgesagt hätten. Mit evangelischer Weitherzigkeit wird versichert, daß die Verpflichtung auf die Bekenntnisse nicht im juridischen Sinne geschähe, sondern in seelsorgerlicher Erwägung der etwa vorhandenen Differenzen. Wenn auf konfessioneller Seite hieran Anstoß genommen ist, so darf ich dafür auf meinen Artikel im Dezemberheft v. J. dieser Zeitschrift verweisen, welcher die evangelische Auffassung der Verpflichtung darlegt. Freilich erhebt sich die Frage: welches sind Fundamentalartikel und welches nicht? und hängt nicht diese Entscheidung dann ganz von den wechselnden Persönlichkeiten ab? — Ganz gewiß. Und eben darin zeigt sich der christliche, der evangelische Begriff der Kirche, daß deren Existenz nicht begründet ist auf einem Stück Papier, sondern auf dem Geist, oder auf dem lebendig regierenden Christus.

*) Leipzig, 1892. J. G. Findel. 60 Pf.

Ein Fall kirchenregimentlicher Entscheidung in Hannover ist gerade in den letzten Wochen vorgekommen, der in sehr naher Verbindung mit diesen ganzen Fragen steht. Ein Kandidat von Lüpke, der als Glied des Seminars in Loccum ein gutes wissenschaftliches Zeugnis erworben hatte, ist zurückgestellt worden, weil er in seiner Arbeit zum zweiten Examen über die unio mystica, d. h. die innere Verbindung des Gläubigen mit Christus, sich in einer Weise polemisch geäußert hatte, die dem Konsistorium nicht die Gewähr gab, daß er die Reife besitze, um einer lutherischen Gemeinde als Hirt und Leiter zu dienen. Hier handelt es sich also nicht um eine direkte „Fundamentallehre"; allein man denke, zu was für Konflikten es führen könnte, wenn jener junge Mann sein Versprechen, diese Irrlehre (von der unio mystica) mit allen Mitteln zu bekämpfen, ausführte und z. B. auf der Kanzel unseren schönsten Gesangbuchsliedern ihre besten Federn ausrupfte, bis sie zu einer aller Mystik entkleideten nackten Ritschlschen Vogelscheuche würden.

Welche Gegensätze die evangelische Kirche einschließt, wird uns klar, wenn wir nur eine Richtung betrachten, welche wirklich in vollständig juridischem Sinne die Bekenntnisse und die Verpflichtung darauf auffaßt. Ich meine die verschiedenen Zweige der separierten Lutheraner. Auch hier ist gerade während der letzten Wochen eine interessante Versammlung abgehalten, die ohne jede Beziehung zum Falle Harnack — sich selbst in eine solche setzt. Die Immanuelsynode, in der sich die von dem Breslauer lutherischen Oberkirchenkonsistorium getrennt haltenden separierten Lutheraner Preußens vereinigen, hielt eine Versammlung vom 1.—3. September in Magdeburg. Berichtet wurde über die Verhandlungen, welche mit den alten Breslauer Gegnern einige Wochen vorher in Dresden stattgefunden hatten, über die Möglichkeit einer Vereinigung oder wenigstens eines friedlichen Verkehrs. Erfreulich ist ja in hohem Maße, daß überhaupt solche Verhandlungen auch in diesen Kreisen möglich sind, und daß sie in einer gewissen Herzlichkeit geführt sind, aber nicht minder charakteristisch sind doch die Resultate. Der Grund der damaligen Abzweigung der Immanuelsynode bildete die Lehre über den Gehorsam, den man dem Kirchenregimente schuldig sei. Nun bleiben jetzt beide Parteien auf ihrem damaligen Standpunkt. Die Breslauer erklären sich aber bereit, auch solchen Gliedern der Immanuelsynode Sakramentsgemeinschaft zu gewähren, welche der falschen Lehre vom Kirchenregiment anhingen. Diejenigen aber, welche damals den sündlichen Schritt der Loslösung gethan, könnten zum Abendmahl in ihren, den Breslauer, Gemeinden nicht zugelassen werden, bis sie diese Sünde bekannt hätten. Auffallender Weise wird noch die Anerkennung hinzugefügt, daß sie zu jenem sündlichen Schritt durch ihr Gewissen, das durch eine falsche Lehre irre geleitet sei, getrieben gewesen seien.

So treffliche Männer und Gemeinden in diesen Kirchenkörpern auch zur Vertretung kommen, und so eins wir uns mit ihnen wissen in dem Glauben an denselben Herrn und in dem Festhalten am lutherischen Bekenntnis, — so tritt uns doch hier eine Geistesrichtung entgegen, von der wir uns in Bezug auf die heute zur Diskussion stehenden Fragen über das Wesen des Glaubens, des Bekenntnisses und der Kirche durch die tiefste Kluft getrennt sehen.

Daß die Angriffe auf Harnack, die von dieser Seite aus ergehen, besonders scharf ausfallen mußten, versteht sich. Wir haben dahin wohl die Broschüre Hahns zu rechnen, eines baltischen Lutheraners, die darauf hinausläuft, Harnack seine sittlich-religiösen Defekte als die Grundlage seiner falschen Lehre vorzuwerfen*). Ich kann nicht finden, daß mit solcher Polemik irgend etwas für die Sache, für die Kirche gewonnen wird. Zu Grunde liegt aber die mehrfach in diesen Berichten besprochene Verwechslung von Glaube und Lehre. Treffend bemerkt ein Artikel der Allg. ev. luth. Kirchenzeitung bei der Besprechung der theologischen Prüfungen, daß wenn ein Kandidat zurückgewiesen würde

*) Wie dünket euch um Christo? Offener Brief an Herrn Prof. D. Ad. Harnack von J. Hahn, Pastor in Reval. (Leipzig, Naumann.)

wegen seiner Lehre, damit nicht geurteilt würde, er könne nicht selig werden, sondern nur, er könne eine Gemeinde nicht leiten.

Von den sonstigen Schriften gegen Harnack, von denen fast in jeder Woche eine oder mehrere erscheinen, verdienen an dieser Stelle zwei eine besondere Erwähnung, es sind die von Zahn und von Cremer.*) Der erstere, der bekannte und erprobte Gegner Harnacks auf dem Gebiete der Geschichte des Kanons, giebt wesentlich das theologische, historische und dogmengeschichtliche Material in großer Fülle und Klarheit, kommt aber am Schluß auch in trefflichen Sätzen auf die kirchliche Bedeutung des Symbols zu sprechen. Cremer geht direkt in die tiefsten Gründe der Streitfrage ein. Es ist ein Principienstreit darüber, „ob es der historischen Forschung zukomme, das entscheidende Wort über Christus zu sprechen oder nicht“. Nicht um neue Ergebnisse oder überhaupt um Ergebnisse historischer Forschung handelt es sich, sondern um die Frage nach der Person Christi. Christus für uns gestorben, auferstanden, gen Himmel gefahren und sitzend zur Rechten Gottes — das ist das Centrum der apostolischen Verkündigung. Der Erhöhte hat sich widerfahren lassen Leiden und Tod, damit uns nicht widerführe, was wir wert sind. Diese Bedeutung hat aber sein Tod und Auferstehen für uns dadurch, daß er der ist, zu dem wir beten — also dadurch, daß er Gott ist. Und ob er Gott war und Mensch wurde, oder ob er Mensch war und Gott wurde — das ist die Frage, und dies ist nicht eine Entscheidung der Forschung, sondern des religiösen Verhaltens.

Mit dem Glauben an das mir widerfahrene Heil müssen notwendig verbunden sein gewisse Erkenntnisse über Christus. Die Gegner wollen diese Erkenntnisse nicht zum Gegenstand des Glaubens machen; sie nennen sie „Glaubensgedanken“, die man sich in verschiedener Weise machen könne, — metaphysisch oder religiös (wie es oben Sulze ausdrückt), deren Differenz unter einander aber für den Glauben und die Kirche gleichgültig sei. Diese Position nimmt Hermann ein, der gegen Cremer in der „Christl. Welt“ geschrieben hat, — ebenso Rade in einer besonderen Broschüre**). Man erkennt an, daß das persönliche Erlebnis des Wunders in uns sich entfalten muß nach Seite der Erkenntnis und nach Seite des praktischen Lebens; aber wie in dem letzteren sich die Entwicklung nicht ungebrochen, nicht ohne Anstöße und Niederlagen vollzieht, so sei auch die Entwicklung der Erkenntnis nicht notwendig sofort abgeschlossen und erweckt, und es sei eine Verkehrung des evangelischen Glaubensbegriffes, eine vollständige und korrekte Lehre zur Annahme zu verlangen. Auch Achelis***) eignet sich dies

---

*) D. Th. Zahn: Das Apostolische Symbolum. Eine Skizze seiner Geschichte und eine Prüfung seines Inhalts. (Erlangen und Leipzig, A. Deichert.) D. H. Cremer: Zum Kampf um das Apostolikum. Eine Streitschrift wider D. Harnack. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) — Ich führe außerdem folgendes an: Das Apostolische Glaubensbekenntnis. Reden von A. Stöcker und Dr. Vogel. 3. Aufl. Berlin, Stadtmission. 0,30. — Sehr gut sind die Bemerkungen zu den Sätzen der Antwort Prof. Harnacks ꝛc., Synodalreferat der Synode Arnswalde (Wiegandt & Grieben), mit Hinweis auf die Wurzel der H.'schen Position in der empiristischen Philosophie und mit gelehrtem geschichtlichen Material. — Ein Laie, J. G. A. Walch, behandelt: Das Ap. Gl.-Bek. nach seiner bibl. Begründung (Dessau, Baumann. 0,60); verständig und verständlich. — Jesus Christus, wahrer Gottes- und Mariensohn. Ein Zeugnis für das Apostolikum wider die moderne Irrlehre von Th. Beyer, Professor am Gymnasium zu Neustettin. Braunschweig, S. Bollermann. 0,50. Sehr energische biblische Begründung der Lehre von der Gottheit Christi, mit Anreihung einer Reihe von Zeugnissen der Kirchenväter und einiger späterer Lehrer der Kirche. — Die Auferstehung der Toten. Drei Vorträge von Dr. Paul Wigand. 2. Aufl. Marburg, Elwert. Schon 1891 gehalten, aber jetzt in neuer Auflage erschienen, ein schönes Zeugnis aus der „apostolischen Gemeinde“, den Irvingianern 1) die Auferstehung Christi, 2) der Toten, 3) des Fleisches — natürlich mit Hinweis auf „die Nähe der Auferstehung“. Die Auferstehung des Fleisches ist für die gegenwärtige Diskussion nicht eingehend genug behandelt. — Zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden. Ein Wort zum H.'schen Streit. (Leipzig, Richter. 0,40.) Gegen Harnack, aber mit Verständnis für seine Stellungnahme.

**) Der rechte evangelische Glaube. Ein Wort zum jüngsten Apostolikumstreit. (Leipzig, Grunow. 40 Pf.)

***) Zur Symbolfrage. Zwei Abhandlungen: 1) die Verpflichtung des evangelischen Theologen auf die Symbole; 2) der Gebrauchswert des Apostolikums. (Berlin, Reuther.)

Argument an und führt den Spurgeonschen Hirtenknaben ins Gefecht, der die Taufe begehrt habe und keine andere Erkenntnis gehabt, als daß er ein Sünder und Jesus der Heiland sei. Nun sind wir weit davon entfernt, den persönlichen Glauben zu messen nach dem Maße von persönlicher Erkenntnis; gewiß geht es auch in ihrer Aneignung durch viele Kämpfe und Entwicklungen hindurch. Aber erstlich stehen sich in der Gegenwart — wie immer — zwei ganz bestimmte und entgegengesetzte „Glaubensgedanken" gegenüber, die in systematischem Zusammenhange ausgeprägt sind, Ansichten über Christi Person, von denen nur die eine **oder** die andere die richtige sein kann, — und zweitens, wenn auch der Einzelne mit der falschen Ansicht den rechten Glauben haben kann, handelt es sich überhaupt nicht um den Einzelnen, sondern um die Kirche. Das ist der überall wieder hervortretende Mangel auf seiten der Ritschlianer, daß es ein christlicher Egoismus ist, der sie beherrscht. Was gebrauche **ich**? — wie bin **ich** zu meiner Erfahrung gekommen? — einer anderen Frage begegnet man in ihrer Litteratur nicht. Deshalb auch die verkehrte Stellung zum Apostolikum, in dem sie nicht genug Subjektives, Ich-mäßiges finden. Aber das sollen sie auch gar nicht! — Es giebt nicht die persönlichen Heilserfahrungen wieder, sondern die großen Thaten Gottes, durch deren Verkündigung jene persönlichen Heilserfahrungen erst hervorgerufen werden. Und dies ist die entscheidende Bedeutung der **Lehre**, der Glaubensgedanken, daß durch falsche, inkorrekte, menschliche **Lehre** von Christus — also durch die Lehre vom Menschen, der Gott wurde — jene beseligenden Wundererfahrungen im Herzen, von denen man ergreifende Schilderungen bei Hermann, Rade u. s. w. findet, auf die Dauer in der Gemeinde nicht erweckt und hervorgerufen werden. Ohne die rechte Lehre von Christus wird der Glaube an Christus nicht erhalten. Daher unser Kampf für das Apostolikum.

Doch wir werden gewiß im Laufe des Jahres noch oft auf diese Frage und ihre Behandlung zurückzugreifen haben und schließen für dies Mal die Betrachtung, um noch einige andere kirchliche Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu erwähnen. Mehrere außerordentliche **Landessynoden** haben stattgefunden, in **Baden** vom 8.—13. November, um neue Regelungen der Kirchensteuer zu ermöglichen — in **Sachsen** am 6. Dezember, um die Verlegung des Bußtages auf den Mittwoch vor dem letzten Trinitatissonntag zu genehmigen. — Viel verhandelt wird in den Kirchenzeitungen jetzt das **Pfründensystem**; die Uebelstände desselben werden besonders von der jüngeren Generation der Geistlichen scharf hervorgehoben; andererseits wird auch auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die seine Abschaffung hat. Jede neue Einrichtung würde Konzentration der kirchlichen Vermögensverwaltung herbeiführen und damit würde die Gefahr entstehen, daß die Staatsregierung eine neue Gelegenheit zum Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten gewinnt. Es würde also eine weitgehende Verselbständigung der kirchlichen Verwaltung vorher nötig sein. Unleugbar ist mit den gegenwärtigen Verhältnissen ein großer Teil der Schwerfälligkeit verbunden, die so viele nötige kirchliche Einrichtungen aufhält oder unmöglich gemacht. Die Kirche müßte den modernen Verhältnissen gegenüber viel beweglicher sein, in Bezug auf Neugründungen, Neubauten, Neueinteilungen, Neuordnungen der Geschäfte des Pfarramtes u. s. w. Unsere gegenwärtigen Verhältnisse sind noch durchweg entsprechend einer Zeit, in der man singen konnte: „Dem Leib ein Räumlein gönn' bei seiner Eltern Grab"! Aber wie weit sind wir davon entfernt in der Zeit der Großstädte und der Freizügigkeit.

Das führt mich zum Schluß noch auf eine Erwähnung der **Leichenverbrennung**. Dieselbe ist außer in Gotha nun auch in Hamburg und Heidelberg eingeführt. Dazu ist die Erlaubnis ihrer Einführung beantragt in München, Nürnberg, Frankfurt a. M. und Berlin. Die Choleraerfahrungen des letzten Sommers werden natürlich benutzt, um die Gestattung der Verbrennung zu erreichen. So traurig es ist, so ist doch offen auszusprechen, daß in weiten Kreisen des Volkes die christliche Welt-, Lebens- und Leibesanschauung verschwunden ist, und dann ist ja die ganze Frage lediglich eine praktische.

Für den ausgebildeten Nützlichkeitsstandpunkt wird sich sogar die Frage erheben, ob die Leichen nicht noch praktischer verwendet werden können, als daß man sie in so unwirtschaftlicher Weise verbrennt. Einen dauernden Halt gegen das Herabsinken in völligen utilitarischen Naturalismus giebt es nicht, wenn erst das Band zerrissen ist — oder gelockert —, das in dem Gottmenschen die Menschheit mit Gott verbindet.

Vom Zukunftsstaat.

Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. (Leizig, Grunow.) 1892. 315 S.

Unsere Zeitschrift hat vor Jahresfrist einen längeren Essay gebracht über Bellamy und die modernen Utopisten und in der Einleitung jenes Essays auch eine Reihe von Staatsromanen der Vergangenheit mehr oder weniger ausführlich behandelt, z. B. Plato, Thomas Morus, Bacons Neu-Atlantis und andere mehr. In dem vorliegenden Buch haben wir es mit einer wissenschaftlichen Studie zu thun, welche in 20 Kapiteln so ziemlich alle Utopien der Vergangenheit und Gegenwart ihrem Inhalt nach wiedergiebt. Als solche, die wir nicht erwähnt haben, nennen wir z. B. den Sonnenstaat des italienischen Scholastikers Campanella und ein „Gegenbild aus schwäbischem Pfarrhaus". Hier handelt es sich um den Dekan Andreae in Vaihingen, der am Anfang des 17. Jahrhunderts zwei christliche Utopien verfaßte. Besonderes Interesse beansprucht das Kapitel „Phantasie wird Wirklichkeit". Verf. bietet eine Studie über den Jesuitenstaat in Paraguay, über die Bedingungen seiner Blüte und über die Gründe seines Verfalls. Auch das Gegenbild auf evangelischem Boden fehlt nicht: der Staat der Wiedertäufer in Münster. Weiterhin geht es dann noch über die wissenschaftlichen Socialisten der Mitte unseres Jahrhunderts hinweg zu den modernen, zu Bebel, Bellamy und Konsorten, und zu den Parodien Eugen Richters und Anderer, bez. zu den unklaren Ueberbietungen des Socialismus und Kommunismus durch den Anarchismus. Am Schluß finden sich für den, der Studien machen will, 20 Seiten wertvoller wissenschaftlicher Anmerkungen. Mit dem Schlußwort, einer überaus anziehend geschriebenen principiellen Würdigung der Utopisten, sind wir vollkommen einverstanden.

— — „Kein äußerer Bau des „besten Staates" — sagt Verf. — wird der Gesellschaft ewiges Glück bringen, das erreichbare Maß von Glück und Zufriedenheit hängt von der Herzenstüchtigkeit des Einzelnen ab: die Gesinnung gilt es zu erneuern. Emancipation des Fleisches, Genußsucht, Trägheit und schließlich Vernichtung der Freiheit sind die Kern- und Sternpunkte in der Predigt der Utopisten, sie bilden den Inhalt der neuen „Religion" des Kommunismus: aber auf dem Gegenteil dieser Religion der Sinne ruht die Würde und der Fortschritt der Menschheit. Nicht im äußeren Genuß, wie verlockend ihn auch die Verführer des Volks schildern mögen, nein im Ich ruht das Paradies. Wer den Himmel im reinen Herzen trägt, wird auch den wahren „Himmel auf Erden" um sich verbreiten."

Das Buch ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, in welcher wiederum Utopisten, wie Bebel und Bellamy, hunderttausende von Menschen für das fleischliche Evangelium eines goldenen Zeitalters gewonnen haben. Die Lektüre kann besonders allen denen empfohlen werden, die an diese oder jene, gleichviel ob liberalistische oder socialistische Verfassungsänderung übertriebene Hoffnungen knüpfen.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Der Eid und seine Behandlung.** Vortrag, gehalten zu Dessau in der Jahresversammlung der Gefängnisgesellschaft für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt am 16. Mai 1892 von Goetze, Erster Staatsanwalt zu Halle a./S. Sonderabdruck aus dem achten Jahrbuch der Gefängnisgesellschaft für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. (Halle a. S. In Kommission bei Adolf Kegel [J. Frickes Sortiment].) 26 S. 30 Pf.

Bei keinem Verbrechen steht der Zahl der Verurteilungen ein so hoher Prozentsatz der Freisprechungen gegenüber. „Nach feststehender Erfahrung bei den Geschworenen sind nur selten Sprüche auf »Schuldig des wissentlichen Meineids« zu erlangen.“ Die Staatsanwälte lassen deshalb eine große Anzahl von Untersuchungen fallen oder verfolgen nur wegen *fahrlässigen* Meineids, „um die Aburteilung den Zufälligkeiten, welche nun einmal vom Schwurgericht unzertrennlich sind (!), zu entziehen und sie den Strafkammern zuzuweisen, damit der falsche Eid doch nicht ganz ungesühnt bleibt.“ Dazu kommt, daß ein großer Teil der vom Meineid Betroffenen aus verschiedenen Gründen eine Anzeige bei Gericht unterläßt. — An der Hand der Erfahrung spricht sich der Verfasser mit Recht dafür aus, daß der Zeugeneid, wie früher, nach erfolgter Vernehmung abgenommen, und daß die Zahl der Eidesleistungen vermindert wird. Um diese Zahl zu vermindern, schlägt der Verfasser vor, man möge wie in der Civilprozeßordnung, so in der Strafprozeßordnung vorsehen, daß die Parteien auf die Beeidigung der Zeugen verzichten können. Diese Aenderung erscheint mir höchst bedenklich. Im Civilprozeß handelt es sich um *Privatsachen*, im Strafprozeß zum bei weitem überwiegenden Teil um Strafhandlungen, die *von Obrigkeitswegen* verfolgt werden. Die Nichtunterlassung einer Beeidigung würde auf die den Eid leistenden Zeugen den unbeeidigt gebliebenen, den mit dem Eide verschonten Zeugen gegenüber unfehlbar den Makel fehlenden Vertrauens werfen. — Bei der Zurückverweisung einer Sache in die Vorinstanz, und zwar an dasselbe Gericht, das schon einmal geurteilt hat, könnte eine *nochmalige* Vereidigung der Zeugen unterbleiben. — Der Vorschlag, den Zeugen nur die Worte sprechen zu lassen: „So Gott mir helfe“, ist nicht empfehlenswert. Der Zeuge muß dem Wesen des Eides gemäß den Namen Gottes mit der *Wahrheit* seiner Aussage und der *Wahrheit*, daß er sich bei dieser Aussage auf Gott verläßt, in unmittelbare, *wörtliche* Verbindung bringen. Es muß deshalb geschworen werden: *so wahr* mir Gott helfe. — Auch gegen die Ansicht des Verfassers, daß die Richter bei Abnahme eines Eides sitzen bleiben sollten, während sich alle sonstige Anwesende im Gerichtssaal zu erheben hätten, muß Widerspruch erhoben werden. Gerade umgekehrt, das Gericht muß sich erheben, während alle anderen sitzen bleiben können. Die lange Robe des Richters als Hindernis für sein Aufstehen anzusehen, ist denn doch ein gar zu kläglicher Grund und bedeutet eigentlich weiter nichts, als: die Mehrzahl der Richter besteht aus unbeholfenen Menschen. — Der Verfasser will ferner auf Verlangen des Schwörenden die Zuziehung eines Geistlichen von der Religion des Schwörenden zugestanden wissen, wenn der Richter anderer Religion ist. Dies ist bei den Juden unausführbar. Wo sind die *Rabbiner*, die den zahllosen von Juden vor christlichen Richtern auszuschwörenden Eiden beiwohnen könnten? Mit jüdischen *Lehrern* aber wäre die „Parität“ nicht zu erreichen. Es wäre besser gewesen, der Verfasser hätte sich dagegen ausgesprochen, daß jüdische Richter Christen einen Eid abnehmen. Bei dem „so wahr mir Gott helfe“ denkt der Christ an den dreieinigen Gott, der ihm um des Blutes unseres Herrn Christi willen *hilft*. *Daß aber der Richter und der Schwörende bei dem Eid nicht auf dem-*

selben religiösen Boden stehen, ist ein unerträglicher Greuel.

Die rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft hatte vorgeschlagen, die nach freiwillig abgegebener Erklärung nicht an Gott Glaubenden ihre Aussage (natürlich bei fortbestehender Androhung der Meineidsstrafen) ohne Eid als wahr betenern zu lassen. Der Verf. spricht sich dagegen aus. Dafür fehlt mir jedes Verständnis, denn mit dieser Opposition ist das Wesen des Eides selbst preisgegeben. Der Eid ist eine Versicherung, für die der Schwörende mit seinem ganzen Leben vor Gott, mit seiner Seligkeit eintritt. „Der Eid ist also nur möglich bei solchen, welche sich mit ihrem ganzen Dasein an Gott unauflöslich gebunden wissen — seien dieselben Heiden, Juden oder Christen.“ Ein gedankenloser, leichtsinniger Eid ist nichts anderes als Gotteslästerung. „Für die klare und einen Zweifel nicht übrig lassende Stellung des Eides ist der Eidauflegende, nicht der Eidleistende verantwortlich; dies gilt mit großem Gewichte von denjenigen Deklarationseiden, welche man Zeugeneide nennt, und die in unserer vom Christentum je mehr und mehr abfallenden Zeit nur zu häufig mit gotteslästerlichem Leichtsinn seitens der Richterbehörde behandelt werden.“ (Vilmar.) Ein Richter mit christlichem Gewissen darf einen Gottesleugner nicht beeidigen und kein Gottesleugner dürfte zu irgend einem Eid zugelassen werden. Selbstverständlich auch zu keinem Amts- oder Diensteid. Die Gottesleugner müßten in eine zweite Klasse der Bevölkerung herabgedrückt werden. Dazu hat der Staat, der allen Kindern im Religionsunterricht Ehrfurcht vor Gott und das Wesen des Eides einprägen läßt, allen Erwachsenen gegenüber nicht bloß ein Recht, sondern eine ihm von Gott als der Quelle seiner Autorität auferlegte Pflicht. — Die Richter, die es nicht ernst nehmen mit dem Eid, sägen selbst den Ast ab, auf dem sie mit ihrer Jurisprudenz sitzen, denn ohne den wahren, frommen Eid können sie objektiv nur Unrecht sprechen. O. K.

— Der Socialdemokrat hat das Wort! Die Socialdemokratie, beleuchtet durch mehrere hundert Zeugnisse von Parteigenossen. Von E. Klein. (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.) 1892. 189 S. 1,50 M.

Der bekannte katholische Verlag bietet hier eine auch für Protestanten sehr nützliche Schrift. In ausführlichen Citaten, bei denen stets die Quelle genau angegeben ist, kommen die Führer der Socialdemokratie zu Worte, und wir erhalten ein deutliches Bild alles dessen, was diese Partei lehrt. Der ganze Stoff wird in fünf Teilen vorgeführt, welche sich auf das Verhältnis der Socialdemokratie zur Revolution, zum Zukunftsstaat, zur Religion, Moral und Wissenschaft beziehen. Eingeflochten sind teils zusammenfassende, teils kritische Bemerkungen. Daß dieselben oft satirischen Charakter annehmen, kann uns ja bei den Phantastereien Bebels (vgl. z. B. seine Verherrlichung des Muhammedanismus) nicht wundern. Der katholische Standpunkt des Verfassers tritt fast nirgends hervor; freilich dagegen, daß Bebel den römischen Marien- und Heiligen-Kultus zum Heidentum in Beziehung setzt, würden wir Evangelischen weniger lebhaft protestiert haben. In einem Schlußwort geht der Verfasser noch auf die Frage nach den letzten Ursachen der Socialdemokratie ein, die Antwort lautet: sie ist die Frucht, die Strafe und zugleich die Bankerotterklärung der materialistischen Weltanschauung. Ist noch Rettung möglich? ist sie wahrscheinlich? fragt er zuletzt und giebt eine kurze und klare Antwort im Anschluß an bewährte Socialpolitiker. Die Schrift ist für alle, welche die Socialdemokratie bekämpfen, als durchaus praktisch angelegte Uebersicht sehr zu empfehlen. Wt.

2. Kirche.

— Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. Eine ethische und praktisch-theologische Untersuchung, zugleich ein Handbuch der socialen Frage für Theologen. I. Teil. Von D. M. von Nathusius. (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.) Preis 5 M.

Um den Lesern der Monatsschrift diese meine Arbeit noch im Januarheft bekannt machen zu können, muß ich mir schon erlauben, sie mit einigen Worten selbst anzuzeigen. Ich bin bei derselben von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß die vielen Broschüren und Artikel, welche in erfreulicher Anzahl heutzutage über die sociale Frage und das Verhältnis der Kirche zu derselben geschrieben werden, noch der rechten Unterlage entbehren. Es fehlt zumeist an der rechten Fragestellung, sowohl an einer begründeten Anschauung über das Wesen und die Grenze des socialen Gebietes, als auch einer klaren Vorstellung davon, was auf diesem Gebiete fraglich ist. Daher kommt dann das unsichere Tasten derer, welche in christlich-socialer Weise thätig sein wollen und die unverständige Polemik, die gegen sie geführt wird. Um nun zu wissen, was die Kirche an der socialen Frage zu thun hat, habe ich gesondert untersucht erstlich die sociale Frage und zweitens die Arbeit der Kirche. Auf dem socialen Gebiete werden alle Fäden aufgesucht, die nach der Ethik und einer kirchlichen Thätigkeit hinüberleiten, und auf dem kirchlichen Gebiete alle die, welche das kirchliche Thun in Verbindung setzen mit dem socialen. Die Einleitung, welche eine kurze Geschichte der kirchlich-socialen Litteratur, sowie eine Kritik der bisherigen praktischen Theologie und Ethik enthält, und der erste Teil liegen nun vor. Derselbe behandelt „die sociale Frage“ in drei Kapiteln. I. Allgemeine Abgrenzung des socialen Gebietes — Ableitung des Begriffes Gesellschaft — Wesen der Volkswirtschaft und ihre Beziehung zu sittlichen Fragen — Ergebnis der Volkswirtschaft in den Berufsständen und deren Beziehung zu sittlichen und politischen Aufgaben — und daraufhin genaue Definition der socialen Frage, die wesentlich besteht in der Frage nach einem neuen Ständerecht, das unserem modernen wirtschaftlichen Leben

und dem modernen politischen Bewußtsein entspricht. Im II. Kapitel gebe ich eine Geschichte der Volkswirtschaftslehre, und zwar immer unter dem Gesichtspunkt ihrer Berücksichtigung der sittlichen Aufgaben; die Paragraphen sind folgende: Erster Ansatz und Zerfall der Volkswirtschaftslehre (Merkantilismus) — Erneuerung auf Grund des Naturrechts — Zersetzung der naturrechtlichen Volkswirtschaftslehre (Manchestertheorie) — Erneuerung auf Grund der Ethik und der Geschichte — Anfänge der socialistischen Volkswirtschaftslehre — Die Lehre der kommunistischen Socialdemokratie — Die specifisch christliche und kirchliche Volkswirtschaftslehre, und zwar die katholische, die englische, die deutsche (Huber, Todt, Stöcker rc.) — Rückblick mit den Resultaten. — Das III. Kap. giebt einen Ueberblick über die Hauptprobleme der Nationalökonomie. Der erste Abschnitt beschreibt die Grundbestimmungen: der wirtschaftliche Mensch, die wirtschaftlichen Güter; der zweite die Ziele: Kommunismus, Individualismus, Socialismus; der dritte die Mittel und Wege, und zwar 1) die Aufgabe des Staates im allgemeinen auf wirtschaftlichem Gebiete, 2) die einzelnen Gebiete: Bevölkerungspolitik, Produktion und Umlauf der Güter, Verteilung, Konsumtion.

So, denke ich, kann das Buch dazu dienen, dem Theologen — aber auch jedem wissenschaftlich gebildeten Laien — einen Einblick in die Verhältnisse und die Probleme der Volkswirtschaft zu geben. Ich habe meine Quellen in reichem Maße selbst zu Worte kommen lassen und hinreichende Litteraturangaben gemacht für tieferes Studium der einzelnen Fragen. Der Grundgedanke meiner Arbeit ist etwa der: Das wirtschaftliche Leben hat eine sittliche Seite; wird sie nicht beachtet, so muß die Wirtschaft zu Grunde gehen, aber auch die Sittlichkeit. Das lehrt die Geschichte, das lehrt die Gegenwart, wo der Abfall der Massen von der Religion sich als Folge davon kund giebt, daß die Kirche sich von der liberalen Wissenschaft hatte aufschwatzen lassen: das wirtschaftliche Leben sei ein technisches Gebiet für sich, auf dem sie durch sittliche oder gar religiöse Mächte nicht gestört zu werden wünschte. Die Kirche ging wirklich auf diese Ansicht ein und stand mit vornehmer Resignation dem wirtschaftlichen Leben gegenüber. Die Quittung über dies Verhalten haben wir in der religiösen Stellung der Socialdemokratie.

Der zweite Teil „Die Aufgaben der Kirche" wird, so Gott will, in diesem Jahre nachfolgen.

Martin von Nathusius.

— Der Unionskampf des Pastor Julius Nagel 1835—1847. Ein Erinnerungsblatt von J. Nagel, Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Berlin, Superintendent und Kirchenrat. (Elberfeld 1891.) 80 S. (Altes und Neues aus der lutherischen Kirche I.)

Das Schriftchen versetzt uns einmal wieder altenmäßig in die Unionskämpfe der vierziger Jahre, wie sie damals namentlich in Pommern geführt wurden und mit dem Austritte so bedeutender Männer wie Nagel, Besser, Dietrich, des alten Herrn von Thadden u. a. aus der Landeskirche endeten. Wir wissen, daß in unserer Zeit weite Kreise kaum ein Verständnis mehr für diese Kämpfe haben, sind uns doch selbst Kandidaten begegnet, welche von der Existenz einer von der preußischen Landeskirche gesondert bestehenden evangelisch-lutherischen Kirche keine Ahnung hatten, und wir wissen auch, daß sich diese lutherische Kirche (die sogenannten „Breslauer") in den lutherisch gerichteten Kreisen der Landeskirche keiner sonderlichen Liebe erfreut. Um so mehr scheint es mir nötig, auf eine Schrift wie die oben genannte hinzuweisen, in welcher in schlichter, leidenschaftsloser Weise an der Hand der Akten dargelegt wird, um welche Fragen es sich in dem Prozesse der lutherischen Kirche contra Union in Preußen eigentlich handelte. Wir können hier ja nicht auf die Sache eingehen, wir entnehmen nur kurz unserer Schrift, wie sich für Nagel (damals Pastor in Trieglaff) die Frage stellte. In seiner Petition an den König vom 1. März 1847 geht er von der berühmten Kabinettsordre vom 27. September 1817 aus und argumentiert folgendermaßen: Friedrich Wilhelm III. hat nicht nur den einzelnen Personen Glaubens- und Gewissensfreiheit zugesagt, sondern er hat auch in Bezug auf die Bekenntniskirche erklärt, er wolle die von ihm gewünschte Union nicht aufdrängen, sondern er wolle die Rechte und Freiheiten der Kirchen achten. Damit hat er den Fortbestand einer in allen Städten von den Reformierten gesonderten lutherischen Kirche garantiert, falls nämlich Lutheraner übrig bleiben sollten, welche der Union nicht beitreten. Nun giebt es aber noch Gemeinden (z. B. Trieglaff), welche ihren Beitritt zur Union niemals erklärt haben. Diesen steht also ein gerechter Anspruch auf die versprochenen Rechte und Freiheiten zu. Statt dieser werden sie faktisch im Verwaltungswege als unierte behandelt, namentlich indem ihnen der Gebrauch der neuen Agende befohlen wurde, durch welche, nach ausdrücklicher Erklärung des Ministers Eichhorn, die Union liturgisch vollzogen ist. Was also gefordert wurde, war, daß den vielen thatsächlich nicht unierten Gemeinden die im Wesen des lutherischen Bekenntnisses liegende und in der Kabinettsordre von 1817 garantierte kirchliche Selbständigkeit mit allen daraus sich ergebenden Folgerungen gewährt werde. — Wie gesagt, wir können hier auf die Sache nicht eingehen, wir empfehlen aber die Schrift zur Orientierung und weisen zuletzt noch auf einen berühmten Brief hin, den Thadden an Hengstenberg schrieb: „So lange die Vereinslutheraner auf die Frage: wo ist euere lutherische Kirche, welches sind ihre leitenden Behörden, wie lautet ihre Adresse, wer empfängt den Brief, den wir an sie abzugeben haben — weß ist ihr Bild und die Ueberschrift? so lange sie darauf keine deutliche Antwort haben, solange u. s. w."

J. P.

(Die Redaktion giebt dieser Besprechung Raum mit dem Bemerken, daß sie den Standpunkt der von der preußischen Landeskirche getrennten Lutheraner respektiert und achtet, ohne ihn zu teilen.)

— Inhalt und Auslegung des Hohen Liedes. Von Dr. A. Leverkühn, Amtsrichter. Vortrag, gehalten in der Lübeckischen Schiller-

stiftung am 2. März 1892. Der Ertrag ist für den Ausbau der St. Lorenz-Kirche in Lübeck bestimmt. (Leipzig, Akadem. Buchhandlung [W. Faber].) 1892. 34 S. gr. 8°.

Der Vortrag, der uns hier als Broschüre begegnet, hat uns dreifache Freude gemacht: einmal des guten Zweckes willen, dem sein Ertrag gewidmet ist, sodann daß ihn ein Jurist — Juristen schlechte Christen, sagt das hier nicht zutreffende Sprichwort — hielt, und endlich, daß es dem Verfasser gelungen ist, in so edler Sprache und mit reichem kulturellen und theologischen Material gerüstet, sein Thema zu bearbeiten. Er weist darauf hin, wie das Hohelied auch für die deutsche Litteratur eine Bedeutung hat, die der moderne Bildungsphilister nicht ahnt. Die dafür citierten Werke und Stellen von Paul Heyse, Lenau, Goethe ꝛc. könnten leicht noch vermehrt werden. Er zeigt, wie die Annahme, daß das Lied Salomos Zeit, einer Zeit neuer Initiative auf vielen geistlichen Gebieten in Israel, entstamme und von Salomo selbst verfaßt sei, keine besondere Schwierigkeit habe. Gerade die Sicherheit, mit welcher, wie schon Delitzsch zeigte, der Verf. sich in den Verhältnissen der Salomonischen Zeit bewege, weise auf die Abfassung durch Salomo hin. Die Einheit des Hohenliedes, eines lyrischen Gedichtes in dialogischer Form (eines Drama im altgriechischen Sinne), wird dann erwiesen und gezeigt, wie es, indem es die treue Brautliebe preiset, durchschauen läßt auf jene höchste Liebe, die ein Lohn des Herrn ist: die Liebe Gottes zu den Menschenkindern. „Was Salomo als einzelner Mensch, als Kind seines Volkes und seiner Zeit empfand und dichtete, wie er es kunstvoll darstellte und schmückte, das ist menschlich, zufällig und vergänglich; aber nicht obwohl, sondern weil es das ist, so ist es auch ein Gleichnis und Kleid des Unvergänglichen. Unbewußt schuf er ein köstliches, doch irdisches Gefäß für einen himmlischen Schatz; erst in ferner Zukunft begann der Schatz darin zu glühen und zu leuchten, und immer herrlicher wurde nun das Gefäß gehalten." Das geschah durch das Walten des himmlischen Meisters, den die Kirche anruft: „Komm o Gott, Schöpfer, heiliger Geist." Sehr dankenswert sind auch die Proben aus den 86 Sermonen des hl. Bernhard über das Hohelied, die ja zu dem Tiefsten und Schönsten der mittelalterlichen Mystik gehören. — A. F.

— **Christus und andere Meister.** Rektoratsrede, gehalten an der Rektoratsfeier der Universität Basel am 11. November 1892 von Prof. D. Conrad von Orelli. (Basel, R. Reich.) 31 S. 1 M.

Der Verfasser erwähnt S. 8 das große Werk des Engländers Hardwick „Christ and other masters" und den davon handelnden Aufsatz Max Müllers im ersten Bande seiner „Essays" (1869) S. 49—59. In diesem Aufsatz sagt Müller: „Wir brauchen uns nicht zu fürchten, wenn wir Spuren der Wahrheit, sogar Spuren christlicher Wahrheit, unter den Weisen und Gesetzgebern anderer Völker entdecken." Orelli hat sich in seiner Rektoratsrede nicht gefürchtet, auf dem Gebiete der „allgemeinen Religionswissenschaft", der „Religionsvergleichung" anzuerkennen, daß es gerade die welterobernden Religionen sind, die sich eines persönlichen Ursprungs rühmen und daß diese Religionen, was die Lehre anlangt, oft in auffälliger Weise übereinstimmen. Schon Kong-tse, Lao-tse, Mi-tse haben die allgemeine Menschenliebe gepredigt. „Wenn aber die Auffassung des „Reiches Gottes" historisch die richtige wäre, welche neuerdings manchen beliebt, als bedeute es im Grunde eine bloße Neuordnung der menschlichen Verhältnisse nach Maßgabe der allgemeinen Nächstenliebe auf Grund des göttlichen Vaterwillens — so wäre das ein Ideal, welches die Chinesen schon früher aufgestellt hätten." Aber „nicht das persönliche Glück oder die allgemeine Wohlfahrt" bilden das Ziel des Lebens und Lehrens Christi (womit die Ritschlianer das Christenvolk irreführen), „sondern das von oben stammende Reich Gottes, als ein transcendentes, das mit überirdischen Kräften und Gütern vom Himmel kommt, in souveräner Erhabenheit über allen irdischen Interessen, auch den scheinbar vitalsten, die ihm daher unbedenklich geopfert werden sollen". „Das schlechthin Neue, was er brachte, liegt in seiner Person." „Er sagt nirgends, er habe das Brot des Lebens gefunden, das wahre Licht entdeckt" u. dgl., sondern: „Ich bin das Brot des Lebens", „Ich bin das Licht der Welt". — „Was zunächst eine Trivialität schien, wird sich als ein merkwürdiges Ergebnis der Religionsvergleichung herausstellen, daß nämlich das Eigentümliche und Einzigartige am Christentum Christus ist." Möchte durch den vortrefflichen Vortrag Orelli manche unsicher umhertastende Seele, namentlich Studierende der Theologie, die Gefahr laufen, durch ungläubige Professoren ihren Glauben zu verlieren, von Orelli auf den rechten Weg geführt werden. O. K.

3. Pädagogik.

— **Amos Comenius.** Von Rudolf Staehelin. (Basel, R. Reich.) 65 S. 80 Pf.

Das sechste Bändchen der unter dem Titel: „Reben am Weinstock" erscheinenden „Lebensbilder aus allen Zeiten der christlichen Kirche". — Karl von Raumer widmet im 2. Teil seiner „Geschichte der Pädagogik" den Abschnitt S. 39—82 dem großen Pädagogen. Johann Amos Comenius, geb. 28. März 1592 zu Niwnic in Mähren, gest. am 15. November 1671, ist „eine große, ehrwürdige Leidensgestalt. Verfolgt und heimatlos umherirrend während jener entsetzlichen, verwüstenden dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht, sondern mit ausdauernder glaubensstarker Treue arbeitete er unermüdet dahin, die Jugend besser für eine bessere Zukunft zu erziehen." Zweimal ist Comenius mit den mährischen und böhmischen Brüdern von der der milden Mutter in Rom dienenden Macht eines fanatischen Regenten von Haus und Hof vertrieben worden, aber er hat Stand gehalten und unsäglich großen Segen in England, Schweden und Holland als Reformator des Unterrichts gestiftet. Ist er doch der Erfinder des orbis pictus, des Anschauungsunterrichts.

Der Verfasser hat für einen größeren Leserkreis das Leben und Thun des großen Mannes, dessen Gedächtnis im Frühjahr 1892 überall dankbar erneuert worden ist, in ansprechender Weise dargestellt. O. K.

— Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes von Konrad Fischer, Seminarlehrer. Erster Band. (Vollständig in zwei Bänden.) (Hannover, 1892. Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior].) 352 S. 3,50 M.

Es ist ein bedeutungsvolles Stück unserer Kulturgeschichte, das uns in dem fleißigen Werke Fischers geboten wird. Denn die Art, wie sich die Ausbreitung des Wissens in die einzelnen Volksschichten hinein vollzieht, ist überaus bezeichnend für die Beurteilung der inneren Entwicklungsgeschichte eines Volkes. Daß uns dabei allerlei trübe Bilder mit begegnen werden, läßt sich erwarten. Nicht nur der harte Kampf ums Dasein, den die Erzieher der deutschen Jugend von Anfang an und zu allen Zeiten zu kämpfen gehabt haben, gehört dahin, auch die oft harte und grausame Zucht, die zu Zeiten jämmerlichen Bildungsresultate, das nicht selten recht tiefe geistige und sittliche Niveau der Lehrenden. Daneben aber finden sich oft bewundernswerte Züge von Willensenergie, die sich auch durch Schweres hindurchzuringen weiß, von Berufstreue, die auch aus wenigem viel zu machen versteht, von echter Gottergebenheit, die auch im Leiden sich bewährt. So schildert uns das Buch den Lehrer in seiner Stellung zur Gemeinde in Dorf und Stadt, in seiner Stellung zu den verschiedenen Behörden und zu den Geistlichen, „die von jeher das geschichtlich unbegründete (!) Recht auf die Volksschule und damit auch die Führung der Lehrer gefordert haben, nicht zum Segen der Schule und noch weniger zum Heile des Lehrerstandes.“(!) Der letztere Satz, den ich aus der Vorrede des Verfassers anziehe, charakterisiert sofort dessen moderne schulpolitische Richtung, die sich leider oft in ausdringlicher Weise in die Betrachtungen der geschichtlichen Vergangenheit eindrängt und das wirklich aufrichtige Behagen stört, mit dem man sonst das hochinteressante Werk aufnimmt. Aber wo sich nur die Gelegenheit bietet, da ist der Verfasser bei der Hand, die Gefahr zu betonen, die der Volksschule aus ihrer Unterordnung unter die Kirche und die bildungsfeindliche Geistlichkeit (sol s. S. 285) erwächst, wenn er auch hinsichtlich der letzteren rühmliche Ausnahmen zuläßt. Es ist nur leider sehr schwer, statistisch festzustellen, was Regel und was Ausnahme ist. Sein eigenes Werk liefert dem Verfasser aber keineswegs das ausreichende Material zur Begründung seiner Behauptung. Daß es zu allen Zeiten ebenso gut herrschsüchtige Priester wie unbotmäßige Lehrer gegeben hat, bedarf keines Beweises. Aber dies Buch bietet neben den ersteren auch eine große Anzahl von treuen, von Liebe zum Lehrerstande und dem Werke der Erziehung erfüllten Geistlichen (S. 138/139, 167, 226, 234, 300, 307, 315, 346 rc.); es sei nur an Männer wie Felbiger, Büsching, den Gutspfarrer Rudolph auf Rochows Gute Rekahn, vor allem aber an unsern teuern Reformator Luther erinnert. Und wenn Fischer auf S. 281 erklärt, daß es thöricht sei, einzelne Stände anzuklagen, als hätten sie sich an dem Volke und dem Lehrerstande versündigt, so hat er darin ganz recht. Nur schade, daß er dann doch immer wieder mit solchen Anklagen gegen die Geistlichen hervortritt. So sagt er auf S. 194 geradezu von ihnen: „Sie waren kümmerliche Verwalter der Schule, hatten kein Wohlwollen für die Lehrer, kein Verständnis für den Beruf der Dorfjugend.“(!) Auf S. 225 kommt auch noch ein Hieb für den Adel hinzu, der ebenso wie die Geistlichkeit wenig Gnade vor den Augen des Verfassers findet; er bezeichnet sie als die beiden „widerstrebenden Kräfte, die zum Unglück für die Schule meistens verbunden waren.“ Geradezu ungerecht wird er aber, wenn er auf S. 97 anfangs von liederlichen Küstern berichtet, die er doch selber nicht in Schutz nehmen will, und dann fortfährt: „Eine kräftige Stütze gegen den unbequemen Küster fand der Geistliche allezeit in den verordneten Kirchenvisitatoren;“ das wird besonders klar, wenn man damit S. 163 vergleicht, wonach es förmlich so dargestellt wird, als ob die Lehrer gewissermaßen den Geistlichen preisgegeben seien, deren ungünstige Berichte an die Behörden sie einfach hätten vernichten können. Und bei dem allen betont Fischer wiederholt die Notwendigkeit der Beaufsichtigung der Schulen, deren Unterlassung er den Geistlichen als Pflichtverletzung anrechnet. Seltsame Erscheinung, die sich eben nur aus vorgefaßter übler Meinung erklären läßt! Daraus erklärt sich auch ebenfalls nur eine gewisse Verblendung den einfachen geschichtlichen Thatsachen gegenüber, so die Leugnung, daß die Volksschule der Reformation ihre Entstehung verdanke, die Behauptung, daß die Bekämpfung des Hexenwahns erst von aufgeklärten deutschen Fürsten ausgegangen sei (Friedrich von Spee scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein) u. a. m.

Doch wir wollen hier abbrechen, damit es nicht den Anschein gewinnt, als hätten wir an dem vorliegenden Buche nur zu tadeln. Das Buch von Fischer bleibt trotz seiner Mängel eine wertvolle Gabe für Geistliche und Lehrer.

Ein zweiter Band des Fischerschen Unternehmens, der die Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes im 19. Jahrhundert behandeln soll, wird dem ersten baldigst folgen.

4. Philosophie.

— Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welterkenntnis auf realistischer Grundlage, zugleich eine Handreichung für Gebildete im Kampf zwischen Wissen und Glauben. Von Dr. Heinrich Kratz. Zweite Ausgabe. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1892. 331 S. 3 Mark.

Dies Buch ist in zweiter Ausgabe erschienen. Den Mut, eine solche zu veranlassen, hat der Verfasser darin gefunden, daß nur eine Reihe widriger Umstände beim ersten Erscheinen den erwarteten Erfolg verhindert hätten. Ob auch wohl auf die

widrigen Umstände geschoben wird, was das Buch selbst verschuldet hat? Das spricht bei mir nicht gerade zu des Verfassers Gunsten, daß er von vorwiegend günstigen, zum Teil sehr günstigen Beurteilungen durch die zuständige Kritik redet, und die einzige mir zufällig zu Gebote stehende Recension leider in keiner Weise lobend sich äußert. Doch lassen wir die Vorurteile. Das ganze Werk zerfällt in zwei Hauptteile: das Weltproblem und die Lösung des Weltproblems in der christlichen Weltanschauung. Das scheint zutreffend, doch was finden wir im 1. Teil? „Gang der geistigen Entwicklung des modernen Gebildeten von seiner frühesten Kindheit an bis zur höchsten Stufe der Bildung." — Im Verlaufe dieser seiner Entwicklung sieht sich der moderne Gebildete in die Notwendigkeit versetzt, sich über die Welt als Ganzes eine eigene selbständige Ansicht zu bilden. Und was enthält das zweite Kapitel des ersten Teils? „Statistik des gesamten Weltbestandes, d. i. alles dessen, was zur Zeit als Inhalt der Welt bekannt ist." Es wird einem etwas schwindelig zu Sinn, wenn man sich den Inhalt dieses weltumfassenden Kapitels vorzustellen sucht, und nicht weniger, wenn man die 140 Seiten durchblättert. Was in aller Welt soll uns eine solche encyklopädische Uebersicht des „Wissenswertesten" in Natur und Menschenleben nützen? — Endlich beginnt auf p. 262 die Auseinandersetzung mit den widerchristlichen Weltanschauungen: Materialismus, Pantheismus u.s.w. Diese Partie des Buches ist gut lesbar, kann jedoch bei zu großer Kürze (ca. 60 Seiten) wiederum nicht befriedigen. Doch weiter: „Man mache nur einmal die ›ehrliche Probe‹ auf die Wahrheitsbeständigkeit der hier vertretenen Weltanschauung: ich bin gewiß, daß jeder dabei aufs beste fahren, daß er in der christlichen Weltanschauung für sein Denken und sein praktisches Leben ein Gesamtschema besitzen wird, wie er es nicht besser wünschen kann." Wie wird uns? Das Christentum ein Gesamtschema, das ich auf seine Wahrheitsbeständigkeit probieren soll. Wenn es aber nun nicht gehen will, wenn Zweifel und Anfechtungen kommen. Der Verfasser hat uns freilich versichert (p. 182), daß das wirklich Christliche nichts enthält, woran ein edeldenkender und hochgebildeter Mensch aus irgend welchem Grunde Anstoß zu nehmen Ursache hätte. Aber dies ist ihm selbst wohl nicht ganz gewiß, denn er giebt uns für den Fall des Zweifels einen Rat: „Freilich darf er sich nicht gleich durch jeden Wind der Meinung irre machen lassen, sondern muß, wo er kann, ›den Dingen auf den Grund gehen‹, und wo dazu seine Bildung nicht ausreicht, sein Urteil lieber vorläufig suspendieren, als sich der ersten besten Modemeinung zu verkaufen." Wenn nun aber der Wind zum Sturme wird, der mich im Innersten erschüttert, wenn ich nun einmal den Dingen nicht „auf den Grund" kommen kann? Der Verfasser hat noch einen Trost: „Was zweitausend Jahre hindurch sich als geistig wertvoll bewährt und unzählige Menschen, auch höchst-gebildete, innerlich befriedigt und befestigt hat, kann mit Recht den Anspruch erheben, zu gelten, so lange nicht das Gegenteil erwiesen ist, und das ist eben bis jetzt nicht der Fall." Das ist also die Gewißheit des Christentums: es hat sich zweitausend Jahre bewährt; bis jetzt ist das Gegenteil nicht erwiesen. „Bis jetzt nicht", aber vielleicht geschieht es später, vielleicht bald. Wer giebt mir Bürgschaft, daß es nie geschieht? Sei ruhig, liebe Seele, Herr Dr. Kratz hat's gesagt: Bis jetzt nicht. — Wir sind diesen Gedanken gefolgt, um zu sehen, wohin eine wohlmeinende, aber falsche Apologetik führt, die uns im Unklaren läßt, wo der einzige Grundbeweis für die Wahrheit des Christentums liegt. Christen sind und bleiben wir nur deshalb, weil wir in Christo allein Frieden und Trost des Gewissens finden. Darum halten wir auch fest an der aus dem Christentum sich ergebenden Weltanschauung, nicht aber deshalb, weil wir gefunden haben, daß wir hier eine bessere Lösung des Weltproblems finden, als anderswo. Daß diese Fundamentalfragen unberücksichtigt bleiben, halte ich für den Hauptmangel des Buches. Ich glaube nicht, daß aus der zweiten Ausgabe eine zweite Auflage werden wird. Habent sua fata libelli.

Wt.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Der alte und der neue Kongostaat. Von R. Raab, weil. Postdirektor in Neustettin. Heft 149/50 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).) 1892. Preis 1 Mark.

Nach kurzen Mitteilungen über das im 16. Jahrhundert unter portugiesischem Einfluß blühende Königreich Kongo bringt der Vortrag eine Schilderung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des neuen Kongostaats und seiner eingeborenen Bevölkerung. Die Behandlung des Stoffes ist nicht ganz gleichmäßig. Beispielsweise vermissen wir nähere Angaben über den Einfluß und die Art der dort wirkenden Missionare; die einzige Bemerkung, daß dort 30 teils protestantische, teils katholische Missionen thätig sind, ist bei der großen Bedeutung der Mission für die Weiterentwicklung europäischer Kolonien in Afrika nicht ausreichend. Andererseits war es wohl nicht erforderlich, die Beschlüsse der Brüsseler Antisklaverei-Konferenz in so breiter Form mitzuteilen, wie es geschehen ist, da dieselben doch nicht ausschließlich für den Kongostaat, sondern auch für andere Teile Afrikas bestimmt sind. An Druckbezw. Schreibfehlern ist kein Mangel; so wird z. B. Katanga Kantanga, aus Chavanne Savanne u. s. w. Wie der Verfasser nach Aufführung der wahrscheinlichen Betriebsausgaben der Kongo-Eisenbahn nach ihrer Fertigstellung zu der Summe von 120000 Frcs. als Gesamtausgabe gelangt, ist ein Rätsel — wir haben nach mehrmaligem Zusammenrechnen der einzelnen Posten als Summe 977850 Frcs. gefunden. Der Vortrag ist zu einer oberflächlichen Orientierung über den Kongostaat geeignet.

v. H.

6. Biographie.

– Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Von A. Bornhak.* Mit zwei Porträts und einem Faksimile. Berlin, W. F. Fontane & Co. 1892. 374 S. 8°.

Frau Professor Bornhak in Berlin, Verfasserin der Schriften: „Kaiserin Augusta", „Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern" und „Generalfeldmarschall Moltke", hat obiges Buch auf Anregung der Großherzogin Luise von Baden und mit Unterstützung des Großherzogs Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach verfaßt. Zwar haben schon Preller 1857 und Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay 1874 das Leben der Begründerin der klassischen Periode, der Urgroßmutter der hochseligen Kaiserin Augusta und der Nichte Friedrichs des Großen, darzustellen versucht. Allein ein zusammenfassendes Bild ihres Lebens und Wirkens wird erst in diesem Buche geboten, dessen Verfasserin die bisher unbenutzte reichhaltige Korrespondenz Amalias mit Wieland, Herder, Goethe, Knebel, Merck, dem Herzoge Karl August, Friedrich dem Großen und anderen im großherzoglichen Staats- und Hausarchive zur Verfügung gestellt wurde.

Anna Amalia war am 24. Oktober 1739 als Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Philippine Charlotte, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, geboren. Ihr Onkel Friedrich der Große sagte einmal: „Auch wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; diese schönen Tage der Litteratur werden erscheinen; sie nahen, ich werde sie nicht sehen, mein Alter benimmt mir die Hoffnung. Wie Moses sehe ich das Land der Verheißung von fern, aber hineinkommen werde ich nicht." Dieses Wort erfüllte Amalia, als sie Gemahlin des Herzogs Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar 1756 geworden war und nach dessen Tode 1758 für ihre beiden Söhne Carl August und Constantin das Staatsruder mit geschickter Hand zu leiten begonnen hatte. Gelehrten, Dichtern und Künstlern öffnete sich Weimars gastlicher Hof zu gastlichem Verkehr wie zur möglichsten Hülfe. Den Kurmainzischen Regierungsrat Wieland, der unter anderem durch seine Schrift: „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" Aufsehen erregt hatte, gewann sie 1772 für die philosophische Unterweisung ihrer Söhne. Ist Wieland weder einem Klopstock und Lessing, noch Goethe und Schiller gleich, so hat er doch durch dichterische Behandlung des mittelalterlichen Rittertums, durch Uebersetzungen aller Art und vor allem durch Anmut und Wohllaut des Wortes und Verses sich um die deutsche Dichtkunst Verdienste erworben. Amalias Briefwechsel mit ihm läßt uns tiefere Einblicke thun in das Schaffen und Irren dieses fruchtbaren Schriftstellers, der 1813 zu Weimar starb. Noch wichtiger war die Gewinnung Goethes, welchen der von ihr auf Reisen geschickte Sohn Carl August 1774 in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatte. Goethe wurde 1775 geadelt und zum großherzoglichen Rate ernannt. Wissenschaft und Kunst gewannen durch ihn viel. Leider läßt sich das von der Religion nicht behaupten. Vielmehr „grollte man im Volke bitter, daß durch Maskeraden und sonstige Vergnügungen Religion und gute Art der Väter zu Grunde gerichtet würde". Durch Goethes Vermittlung wurde Herder am 2. Oktober 1776 von Bückeburg zum Generalsuperintendenten nach Weimar berufen. Mit ihm und dessen Familie stand Amalia bis zu dessen Tode 1803 in den freundschaftlichsten Beziehungen und war stets auf den Frieden unter den sich vielfach beneidenden und befehdenden Dichtern bedacht. In den mitgeteilten Briefen tritt die humanistische Richtung Herders in den Vordergrund, die jedoch nicht so weit ging, daß er, wie Konsistorialrat v. Lyncker, sich aktiv an dem von der Herzogin gegründeten und unterhaltenen Liebhabertheater beteiligte. Herder fehlte die specifisch christliche Basis. Er bekämpfte zwar den Rationalismus, aber huldigte ihm doch durch Verflüchtigung der Schriftbegriffe und der Heilsgeschichte. Er schaute die heilige Schrift mit den Augen eines Dichters und Philosophen an, welcher für das poetisch Schöne und menschlich Wahre begeistert ist. Das Sündenbewußtsein war ihm wie dem ganzen Weimarer Kreise auf vorübergehende Gefühlserregungen beschränkt. Daher ist von Erlösungssehnsucht und einer Heilsgewißheit wenig oder gar nicht die Rede. Die liberalisierende Weltanschauung ließ Herder wie Kant, Goethe wie Schiller, der als Professor zu Jena gleichfalls in den Weimaraner Kreis kam, anfangs für die französische Revolution schwärmen, während Amalia mit ihren Bedenken über den Umsturz des Bestehenden nicht zurückhielt. „Ueber den jetzigen Zustand der Franzosen könnte man," schreibt sie am 13. September 1789, „einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: Bei euch streiten die Weisen, und die Narren entscheiden."

Ein anschauliches Bild über die Hoffnungslosigkeit, welche 1805—180. die höchsten Kreise beherrschte, geben Amalias Briefe. In jenen Schreckenstagen, die nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt über Thüringen hereinbrachen, imponierte dem Kaiser Napoleon allein die majestätische Weiblichkeit der Herzogin und bewog ihn hie und da zu einer ihm sonst fremden Milde. Am 10. April 1807 starb Amalia, gebrochen an Leib und Seele infolge der Strapazen der Flucht und der Sorgen um den fernen Sohn und das ganze maßlose Elend des Landes. In den Tagen vor ihrem Scheiden hatte sie sich wie früher oft mit besonderer Andacht in Herders Predigten vertieft. In ihren um 1772 geschriebenen Selbstbekenntnissen sagt sie: „Wenn der Mensch die Gefahr vor Augen sieht oder viele Leiden hat, so nimmt er seine Zuflucht zum Gebet. Nie habe ich mehr und mit wahrer Inbrunst gebetet, als zu dieser Zeit." Damals herrschte in Norddeutschland wegen allgemeiner Mißernte Hungersnot. In der drückenden Notlage half sie durch Austeilung von Getreide ihrem Volke auf. Ihre Liebesthätigkeit beschränkte sich aber nicht auf ein

zelne Fälle. Der Nachruf Goethes, der von allen Kanzeln Sachsen-Weimars verlesen wurde, giebt Zeugnis von der allgemeinen Verehrung, die man ihr entgegenbrachte. „Sie wußte," schrieb unmittelbar nach ihrem Tode der Bibliothekar Fernow, „den Fürsten und Menschen in sich zu vereinigen. Sie zog die besten Geister an sich, wo sie sie fand. Das wird nun in Weimar nicht mehr geschehen. Sind Wieland und Goethe einmal nicht mehr, so wird Weimars Glanz und Ruhm, den Amalia ihm erwarb, nur noch in der Geschichte leben." Doch giebt es einen besseren und dauernderen Glanz und Ruhm, als den der Wissenschaft und Kunst. Nachdem sie nach siebzehnjähriger Regentschaft die Zügel des Staats den Händen ihres Sohnes übergeben hatte, schrieb Amalia: „Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können." Mag sie auch als Kind ihrer Zeit auf religiös-kirchlichem Gebiete mancherlei Schwankungen unterworfen gewesen sein, wie u. a. ihre Briefe aus Rom zeigen, den Irrtum ihrer Zeitgenossen, daß die Aufklärung eine Retterin aus gesellschaftlichen und sonstigen Nöten sei, teilte sie nicht. Vielmehr werden nach ihrer Erklärung „schlechte Menschen gefährlicher, indem sie an Aufklärung zu nehmen". Mögen viele Frauen in den von Frau Bornhak warm gezeichneten Lebenszügen der Herzogin das vorbildlich dargestellt finden, was die Frau in ungestörter Majestät edler Weiblichkeit zu vollbringen vermag.

— Hermann von Mallinkrodt. Die Geschichte seines Lebens dargestellt von Otto Pfülf. S. J. Mit v. Mallinkrodts Bildnis in Lichtdruck und zehn anderen Abbildungen. (Freiburg i. B., Herder.) XI u. 638 S. 8 M., geb. 9 M. 60 Pf. Das „Volksblatt für Stadt und Land" hat in seinem „Geschichtlichen Monatsbericht" vom Mai und Juni 1874 von den polizeilichen Maßregelungen berichtet, die der liberale Kultusminister Falk gegen einen römischen Priester mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit darum hatte ins Werk setzen lassen, weil der zur Ablieferung der deutschen Civilstandsregister sofort bereite Priester sich geweigert hatte, die der Kirche gehörenden, rein kirchlichen, lateinischen Register auszuliefern. Für den wiederholt mit Gefängnis lediglich polizeilich gestraften Geistlichen trat Hermann von Mallinkrodt mit solchem Nachdruck auf, daß sich ein großer Teil der Liberalen im Abgeordnetenhaus auf seine Seite schlug. Der Kulturkampfminister zog den kürzeren in diesem Kampf mit dem „ersten, großartig angelegten Vorkämpfer der ultramontanen Partei". Als ihm seine Freunde ihre Freude über diesen Erfolg ausdrückten, sagte er: „Nun — ich konnte nicht anders, aber ich kann nicht mehr weiter, und wenn ich aufs Schaffot steigen muß." Zwei Tage darauf, am 21. Mai 1874, legte er sich, nachdem der Koffer zur Heimreise schon gepackt war, um nicht wieder aufzustehen. „Am 26. stirbt" — sagt das Volksblatt — „nur 7 Tage nach seinem letzten Siege Hermann von Mallinkrodt, die eigentliche Seele der Centrumspartei. Ueber seinem Grabe schweigt eine Weile der grimmige Streit und von allen Seiten wird dem Toten die höchste Anerkennung gezollt, sowohl seiner eminenten Begabung wie seinem lauteren Charakter. Man fühlt, daß mit ihm eine der vornehmsten Zierden des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses geschieden sei."

Das Leben dieses echt deutschen Mannes, dieses ehrenfesten, gerechten, tapferen, frommen Edelmannes im eigentlichsten Wortsinn, wird in dem vorliegenden stattlichen Bande in ausführlicher, aber niemals ermüdender Weise dargestellt. Um gleich zwei Ausstellungen zu machen, sei zu S. 183 bemerkt, daß es ungerecht ist, von Hermann Wagener zu sagen, er habe religiöse Ideen zur Schau getragen. Wer die preußische Landeskirche verläßt, um sich der apostolischen Gemeinde anzuschließen, und wer diesen Schritt thut trotz dem Berufe eines königlichen Beamten, der trägt religiöse Ideen nicht zur Schau, der heuchelt nicht. Welchen Vorteil sollte Wagener auch dabei gehabt haben? — Die Behauptung, daß die preußische Regierung die Absicht gehabt habe, die römische Kirche mit den Kulturkampf-Gesetzen zu vernichten, ist eine Uebertreibung. Ich selbst habe als Verwaltungsbeamter eines katholischen Bezirks den preußischen Kulturkampf miterlebt und 1875 meinen Abschied genommen, weil es mir entsetzlich war, mitansehen zu müssen, wie sehr das arme Volk im „Krieg, den die Professoren (durch Falks Vermittlung) mit der Kirche führten", zu leiden hatte, aber an eine Vernichtung der römischen Kirche dachte man nicht. So borniert war der liberale Parteifanatismus nicht. Man wollte die römische Kirche nur zahm machen, unfrei, abhängig, und zur Erreichung dieses Zwecks hat man allerdings im Parteifanatismus die dümmsten Mittel gewählt, die man wählen konnte.

Da Mallinkrodt von Haus aus ein streng konservativer Mann war, der nur in seinen letzten Lebensjahren verbittert gegen die Regierung wurde und beispielsweise die Existenz des deutschen Heeres von der Zustimmung des Reichstags Jahr für Jahr wollte abhängig machen, und da Mallinkrodt trotz seinem Ultramontanismus als billig und gerecht denkender Mann entschiedene Sympathie für die Gläubigen in der evangelischen Kirche hatte, so kann es nur erwünscht sein, wenn die Geschichte seines Lebens, seine politische und kirchliche Treue vielen auf unserer Seite bekannt wird. Für die Nichtleser der Biographie mögen hier noch einige Mitteilungen über des großen Mannes Leben folgen.

Hermann von Mallinkrodt wurde am 5. Februar 1821 in Minden geboren, wo sein Vater Regierungs-Vicepräsident war. Seine Mutter Bernhardine von Hartmann aus Nordborchen hatte sich von dem evangelischen Bräutigam versprechen lassen, daß die Kinder der römischen Konfession der Mutter folgten. 1860 verheiratete sich M. mit Elisabeth von Bernhard, die 1855 mit ihrem einer Hugenottenfamilie entstammenden Vater zur römischen Kirche

übergetreten war. Hiernach war M. nicht ohne Beziehungen zum „Protestantismus". Er selbst freilich folgte der ultramontanen Strömung, die von den Jesuiten geleitet wird, so er vertraute sogar die Erziehung seines ältesten Sohnes den Jesuiten in Feldkirch an. Hoffentlich erfolgte diese Erziehung ohne das infame Lehrbuch der Jesuiten-Moral von Gury, ein Buch, das sich großen offiziellen Ansehens erfreut, das aber zu dem lauteren, ehrlichen, wahrheitsliebenden Wesen Mallinkrodts im schneidendsten Gegensatz steht. — M. studierte in Berlin und Bonn, fand dann Beschäftigung am Land- und Stadtgericht in Paderborn und an den Regierungen in Münster und Erfurt. Während er in Bonn als Mitglied des Korps Palatia ein gefürchteter Schläger war, erklärte er von Erfurt aus seinen militärischen Vorgesetzten ohne äußeren Anlaß, daß er als katholischer Christ außer stande sei, sich zu duellieren. In der ihm erteilten Antwort wird die Notwendigkeit des Zweikampfs aufrecht erhalten, man beließ M. aber in seiner Stellung als Reserveleutenant. — In Frankfurt lernte M. 1848 den General von Radowitz kennen, dessen Persönlichkeit und Bücher von großem Einfluß auf ihn waren. Das Erfurter Parlament verschaffte ihm die Bekanntschaft Stahls und die Erneuerung seiner Beziehungen zu Otto von Bismarck. — 1852 zur zweiten Kammer gewählt, trat er der „katholischen Fraktion" bei, die für specifisch katholische Fragen gebildet war, in der Folge aber durch „ein eigentümliches Verhängnis" „fast mit Gewalt auf die Seite der Liberalen gedrängt wurde". Doch stimmte M. nicht selten gegen seine Fraktionsgenossen. So stand er auch einsam da am Tage seiner ersten Rede, in der er Abschaffung der Gemeindeordnung von 1850 für die östlichen Provinzen verlangte, weil sie das historische Recht leugne, den vorhandenen Rechtszustand vernichte und das Rechtsbewußtsein des Volks verwirre, sie „bestärke die ebenso gefährliche als verkehrte Meinung, daß es eben nur eines Gesetzes bedürfe, um Recht zu machen". — 1853 wurde M. nach Stralsund, 1855 nach Frankfurt a. O. versetzt — In den Jahren 1857 und 58 unternahm er eine längere Reise durch Italien. Großen Eindruck machte natürlich Rom auf ihn, doch behielt er überall als nüchterner deutscher Katholik den Kopf oben. „Für das hiesige Durcheinander des Heiligen und Profanen," schrieb er von Neapel aus, „fehlt dem deutschen Gemüte alles Verständnis." Ueber den Eindruck von St. Peter sprach er sich in Rom nicht aus, doch schrieb er von Berlin aus unterm 24. Januar 1858: „Der Wald von Ceremonien und altfränkischem Ceremoniell —, welcher Papst und Kirchenfürsten in und außer den Kirchen umgiebt, hat gewiß sein Gutes und mag sogar unentbehrlich sein. Aber eben daß er so notwendig ist, daß der innere geistige Kern an sich selbst zu schwach ist, um in die Außenwelt hineinzustrahlen, daß die echte Weihe in solchem Grade des künstlichen Nimbus bedarf, und daß dieser Nimbus an und für sich als unechter Heiligenschein nur zu leicht erkennbar ist — das wirkt kühlend." Der leibhaftige Anblick hob ihm den überkommenen, ihm anerzogenen „mystischen Schleier", der über Rom lag; er fühlte sich vom Skeptizismus angewandelt. —

1859 bildete sich die Fraktion des „Centrums" im Abgeordnetenhaus, der sich M. anschloß. Der Minister des Innern von Flottwell war gleichwohl so unbefangen, ihn als Hülfsarbeiter ins Ministerium zu berufen. Als er eintrat, übernahm Graf Schwerin das Ministerium, sein politischer Gegner, dem er aber als Vorgesetztem stets großes Lob zollte. — Im nächsten Jahre wurde M. Regierungsrat in Düsseldorf. In der Konfliktszeit schrieb er am 10. August 1862 von Berlin aus: „Demnächst erwarte ich Verwerfung des ganzen Budgets durchs Herrenhaus und Fortdauer des dermaligen budgetlosen Zustandes, bei dem sich auch leben läßt"; und am 12. Februar 1863: „Die politische Lage läßt mich kalt. Die Theorie von der Verfassungsverletzung ist mea opinione falsch, daher mein (ablehnendes) Verhalten bei der Adreßfrage. Es sollte mir fehlen, zur Verwirklichung des parlamentarischen Regimentes mitzuwirken." — Wie M. 1859 für Großdeutschland war, so war er auch ein Gegner der 1866 eingeschlagenen Politik. — 1867 war die katholische Fraktion in alle Winde zerstoben. M. ging in diesem Jahre nach Merseburg in die Verbannung. — 1870 gehörte er in der Infallibilitätsfrage zu den Opportunisten, d. h. zu den die Definition des neuen Dogmas nicht für opportun Haltenden. M. schrieb über seine Befürchtungen an den Bischof Martin von Paderborn, der in Rom war. Es ist dankenswert, daß der Verf. die Antwort des Bischofs von A bis Z mitteilt. Auf diese Weise erfahren wir Evangelische, daß „für die Infallibilität des Heiligen Römischen Stuhles, des Papstes, natürlich in rebus fidei et morum, sich in der Heiligen Schrift sogar mehr Anhaltspunkte finden als für die Infallibilität des gesamten kirchlichen Lehrkörpers, und die Schwierigkeiten, die man aus der Kirchengeschichte erhoben (es handelt sich hier hauptsächlich um das Verhalten des Papstes Honorius) sind gründlich genug erwogen und gelöst". Hätte Döllinger diesen Brief gelesen, so würde er wohl über des Bischofs Wissen mitleidig gelächelt haben. —

Daß Bismarck mit seinem verfehlten Kampf gegen Rom nur die Sache der römischen Kirche gefördert hat, das wissen jetzt alle Menschen. Die ausführlichen Mitteilungen des Verf. aus der Zeit des Kulturkampfes, namentlich über die hervorragende, imponierende, von jedem aufrichtigen Evangelischen gelobte Stellung und Haltung M.s in diesem Kampf sind das Beste des ganzen Buches. Es ist eine wahre Erquickung, wenn man liest, wie beispielsweise das Auftreten des Juden Lasker in kirchlichen Dingen von M. „ein überaus anmaßendes" genannt wird, wie dem Reichskanzler „objektiv unwahre Verleumdungen" vorgehalten werden, wie M. dem Famulus Falk ins Gesicht sagt: „Haben die Kirchen eine kirchliche Selbständigkeit, dann sind für sie in kirchlichen Dingen die Kirchengesetze das Maßgebende, und wer diese Selbständigkeit leugnet, der etabliert dadurch nichts anderes als die Staatsomnipotenz über die Gewissen." Nur ein ganz bornierter Protestan-

tismus kann übersehen, daß M. wiederholt mit Nachdruck betont, wie in der Gegenwart die gläubigen Christen aller Kirchengemeinschaften sich zum gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen haben. — Gläubige Christen auf unserer Seite wissen, daß sie in den ökumenischen Bekenntnissen mit den gläubigen römischen Christen eins sind. Welch erhebenden Eindruck macht es, wenn wir vom Verf. hören, daß der Kultusminister von Raumer knieend und in Thränen an der Seite des in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom Tod überraschten ultramontanen Abgeordneten Otto sich befand, als dem Sterbenden die heilige Oelung erteilt wurde, und wie frostig ist dagegen der Eindruck, wenn wir erfahren, daß beim Leichenbegängnis M.s sich kein Vertreter des Kultusministeriums Falk gezeigt hat.

„Mallinkrodt war von Natur glücklich und vielseitig begabt, nicht mit der spielenden Leichtigkeit des Genies, aber mit der Kraft des schweren ergiebigen Erdreiches, dem Blüte und Frucht in Fülle abgerungen wird durch ausdauernde Arbeit. Vorherrschend war ein klarer, nüchterner Verstand von seltener Folgerichtigkeit; die Phantasie trat zurück. Von Kindheit an an strenge Arbeit gewöhnt, hatte er sich mit guten Kenntnissen auf den verschiedensten Gebieten bereichert. Wo immer seine Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, als Jurist, als Soldat, Landwirt und Finanzmann, überall ging ernstes theoretisches Studium seiner Thätigkeit zur Seite. Auch für die Kenntnis seiner Religion hatte er sich nicht mit der Predigt begnügt, der er mit musterhafter Regelmäßigkeit allsonntäglich beizuwohnen pflegte. Man findet ihn beim eifervollen Studium dogmatischer, kirchengeschichtlicher, selbst bei der Lesung asketischer Werke. Uebung und Studium der neueren Sprachen und Vertrautheit mit der Litteratur der verschiedenen Länder waren dem allem zur Seite gegangen."

M.s hervorragender Gerechtigkeitssinn ließ ihn in seinen Reden besonnen und bedächtig sein, seine ganze männliche, ritterliche, christliche Persönlichkeit trat aus seinen Reden mit dem Eindruck hervor: der Mann läßt sich für seine Ueberzeugung, für seinen Glauben totschlagen. Bei anderen Centrumsführern hat man diesen Eindruck keineswegs. Der Verf. spricht mit Recht davon, daß M. eine ihm eigene Meisterschaft besaß, „nicht nur schön und maßvoll, sondern inhaltreich zu sprechen, so daß manchmal ein einziger Satz ganz gesättigt war mit geistreichen Anspielungen zum Schaden des Gegners, mit Beweismomenten für die Sache und mit Beweggründen, ihr beizustimmen; er war Meister der »prägnanten« Rede". —

Sein Rechtssinn ließ ihn gelegentlich für die Juden, selbst für die sog. Deutschkatholiken, für den Sundzoll, für die Regierungspresse reden. Als Kämpfer für deutsche Freiheit war M. Gegner des Impfzwangs, der Beamtenmaßregelung. Als konservativer Mann erklärte er sich für die ständische Monarchie, überhaupt für ständische Gruppierung. Sein Wahlspruch war Etsi omnes, ego non. Niemals hat er ein parlamentarisches Mandat gesucht; wurde er aber gewählt, so hielt er es für Pflicht, das Mandat anzunehmen und alle Rücksichten auf die Familie zurücktreten zu lassen.

Das dem Buche vorgesetzte Bild Mallinkrodts macht auf den Beschauer den wohlthuendsten Eindruck. Als Erläuterung mögen des Verf. Worte dienen S. 482: „Schon seine äußere Erscheinung war die des vollendeten männlichen Charakters, der, über sich selbst unter allen Umständen gebietend, den Beruf, anderen zu gebieten, zu belehren und zu führen, gleichsam an der Stirne trug, — ungemein vornehme Haltung, ein schöner Kopf mit durchgeistigtem Ausdruck." Und S. 6 4: „In der That war die Grundrichtung seines Charakters eine ernste, der Grundton war das Bewußtsein von Pflicht und Verantwortung. Er verhehlte sich nicht, daß das Menschenleben ein Kampf, eine Stätte der Prüfung und Läuterung sei." —

So kurz diese Mitteilungen sind, so mangelhaft wären sie, wenn ich nicht noch auf das herrliche Verhältnis M.s zu seinen Geschwistern und zu den Gatten seiner Geschwister hinwiese. Die Beigabe des Bildes seiner Schwester Pauline, der Stifterin der Genossenschaft der Schwestern von der christlichen Liebe (zu S. 230), ist darum höchst dankenswert, doch macht gerade dieses Bild den Wunsch rege, es möchte auch das Bildnis seines trefflichen älteren Bruders Georg, des „Seniors", dem Buche beigegeben sein, wie auch das seiner ersten und zweiten Gemahlin. — Die übrigen Bilderbeilagen zeigen uns Hermann von Mallinkrodt in seiner Studentenzeit, sein Sterbezimmer, seine Büste, seine Grabstätte, seine Besitzungen Mittenheim (bei Oberschleißheim in Bayern) und Borchen (bei Nordborchen in Westfalen), außerdem Haus Böddeken und die dabei befindliche St. Meinolphuskapelle (Wohnsitz Georgs von Mallinkrodt), wie endlich den ehemaligen Stammsitz des Geschlechtes von Mallinkrodt Haus Mallinkrodt an der Ruhr.

O. K.

— Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke von O. Schrader. Berlin, 1891.

Der Verf. des jetzt in 2. Auflage erschienenen bedeutenden Werkes „Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Jena, 1892" hat hier dem trefflichen Victor Hehn, mit dessen Studien die seinigen sich mannigfaltig berührten, ein würdiges biographisches Denkmal errichtet. Dieses Lebensbild des berühmten Schriftstellers ist außerdem, daß er uns die Verhältnisse schildert, unter denen ein Mann wie Hehn sich entwickelt hat, noch deshalb von hohem Interesse, weil es uns das Werden der einzelnen Werke des geistvollen Schriftstellers beschreibt und die Bedeutung derselben näher erörtert. Die Mitteilungen, welche der Biograph über einzelne Programme, die Hehn als Lehrer an der höheren Kreisschule zu Pernau herausgab: „Ueber die Physiognomie der italienischen Landschaft, Einladungsschrift zu dem Examen in der höheren Kreisschule zu Pernau und zur Charakteristik der Römer Progr. Pernau, 1843" lassen den Wunsch laut werden, daß auch diese kleinen Schriften

von neuem den vielen Freunden Hehns durch Wiederabdruck zugänglich gemacht werden. Sehr fein wird unser größter deutscher Dichter in dem viel gelesenen Buche: Gedanken über Goethe verherrlicht. Man sieht, daß H. einer der besten Kenner und wärmsten und verständnisvollsten Verehrer Goethes gewesen ist. Vor allem aber hat die Schrift „Kultur, Pflanzen und Haustiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen von V. Hehn, 5. Aufl., Berl., 1887" berechtigtes Aufsehen erregt. In diesem Werke wird der gründliche Nachweis geliefert, daß auf der einen Seite Griechenland als das Bindeglied Europas und Asiens, von welchem der wichtigste Kultureinfluß ausging, herangezogen wurde, auf der anderen Seite Italien in seiner Bedeutung für den Norden Europas gewissermaßen als Ausfuhrhafen orientalisch griechischer Kultur auch auf dem Gebiete der Kulturpflanzen und Haustiere geschildert wird. Es tritt uns in dem ganzen trefflichen Werke Hehns die historische und linguistische Methode entgegen. Zu der Methode der geographischen Forschung H. C. Ritters ist noch die des Sprachforschers und Sprachenkenners hinzugetreten. Ja, wir stimmen dem Biographen bei, wenn er Seite 59 sagt, daß mit dem Buche V. Hehns eine neue Epoche in der Erforschung der indogermanischen Urgeschichte beginne. Doch wir brechen ab und verweisen die Leser auf die Lektüre der Biographie, vor allem aber auf das Studium der Hehnschen, auch stilistisch sehr empfehlenswerten Schriften. Es werden von dem geistreichen Manne Gedanken ausgesprochen, die bei vielen Heißspornen moderner Bildung wenig Anklang finden werden. Ein Zeitalter der Realschulen erschien ihm als der Hereinbruch eines Niederganges der Menschheit. In dieser Frage der Schulreform trifft H. mit A. Schopenhauer zusammen. Sehr schön sagt er in seiner ersten Schrift über die Physiognomie der italienischen Landschaft: Wo die Iphigenia Goethes schon ist, dort liegt das Ziel der Altertumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Altertum, seine humane Einheit und Kalokagathie für unser zwar verbriefstes, aber auch zerrissenes und unseliges Leben wieder zu gewinnen. In diesem Kampfe der Gegenwart für eine humane Bildung und einer auf dieser beruhenden idealen Weltanschauung, fügt Schrader S. 3 treffend hinzu, gegen das was V. H. gern „die amerikanische d. h. mechanisch-chemisch-physikalische" Erziehung nannte, ist V. H. nicht durch kalte pädagogische Belehrung, von welcher unser Zeitalter trieft, sondern durch schriftstellerische Thaten ersten Ranges, die uns zu jenen Bildungs- und Lebensquellen selbst geleiten, ein kühner und sieghafter Streiter gewesen. Noch etwas, was manchen Lesern Anstoß geben könnte. Früher war V. H. ein Freund der Juden (S. 32), in der Berliner Luft aber ward er allmählich zum entschiedenen Antisemiten, der den nach seiner Meinung verderblichen Einfluß der Juden in der Presse, der Politik, der Kunst und Wissenschaft in den schwärzesten Farben malte und unerschöpflich in den Berichten pikanter, für das Leben und Treiben der Juden charakteristischer Anekdoten war (S. 69). In den Kulturpflanzen 2c. S. 40) kommt folgende Stelle vor: „Die jüdischen Gemeinden waren es, die dem Christentume zunächst die Wege bahnten und dessen Keime in allen Provinzen wie in den entfernteren Quartieren der Hauptstadt ausstreuten. Wer behaupten wollte, nicht die Germanen, sondern die Juden hätten das römische Reich zerstört, der würde in dieser Schroffheit der Worte zu viel sagen, dennoch aber der Wahrheit näher kommen, als es Unkundigen scheinen möchte. „O wäre Judäa nimmer, so klagt Rutilius Namatianus in seinem Itinerarium, von Pompejus und Titus bezwungen worden! Von daher kommt jetzt weit und breit der Stoff der Ansteckung und die einst Besiegten werfen den Siegern das Joch über den Nacken." So stimmte V. Hehn gewiß dem Urteile Th. Mommsens, das er über den zersetzenden Einfluß des Judentums gefällt, völlig bei.

V. Hehn wurde geboren in Dorpat 1813, den 26. Sept., der Vater war Sekretär des Dorpater Landgerichts († 1823), er besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, studierte Philologie. Besonderen Einfluß übte auf ihn die genaue Beschäftigung mit Jac. Grimms deutscher Grammatik (1830—35). Nach Beendigung seiner Studien war er mehrere Jahre Hauslehrer, 1838 ging er nach Berlin, hörte bei Boeckh, Lachmann und Bopp, studierte mit großem Eifer die Hegelsche Philosophie. Im Jahre 1840 besuchte er 1½ Jahr Italien, in die Heimat zurückgekehrt, wurde er Oberlehrer an der höheren Kreisschule zu Pernau, 1846 übernahm er eine Professur der deutschen Litteratur in Dorpat. Hier las er über Geschichte der deutschen Litteratur, über Ulfilas, über Goethe und Schiller als Lyriker, über Syntax der deutschen Sprache, über Goethes Hermann und Dorothea, über deutsche Grammatik 2c. (S. 22). Im Jahre 1851 wurde H. mit dem Juristen Osenbrügen verhaftet, weil er viel im Hause der Baronin Brüningk, geb. Fürstin Liven, einer für die Sache der Freiheit begeisterten Dame, verkehrt hatte und in die Kasematten der Peter-Paulfestung überführt, Doch bald wurde die Strafe dahin abgeändert, daß er nach Tula, wo ein Onkel von ihm, Staatsrat Dr. Moritz, ansässig war, verbannt wurde. Im Jahre 1855 erhielt er durch Verwendung der Großfürstin Helene Paulowna die Freiheit wieder und wurde in Petersburg als Bibliothekar, später als Oberbibliothekar an der Kaiserlichen Bibliothek angestellt. Dieses Amt verwaltete H. bis 1873, in welchem Jahre er nach Berlin übersiedelte; hier hat er seine durch mancherlei Reisen unterbrochenen Lebenstage bis zum 21. März 1890 zugebracht. Mit geistreichen Männern, wie Lothar Bucher, Julian Schmidt, Const. Rößler, Ludw. Geiger u.a., hat er verkehrt. Von Bismarcks Persönlichkeit war er mächtig eingenommen, seiner politischen Einsicht vertraute H. voll und ganz. Jeder, der sich für den so geistvollen Verf. vorzüglicher Werke interessiert, wird die vorliegende Biographie mit großem Interesse lesen und sich freuen, die Entwicklungsgeschichte eines so hervorragenden Mannes, wie Hehn war, kennen zu lernen. Wir wünschen der Schrift Schraders, der, wie wir hören, auch

die Besorgung einer neuen Auflage des wichtigsten Buches von Hehn, „Kulturpflanzen ꝛc." übernommen hat, recht viele dankbare Leser. Jeder Freund der Hehnschen Werke wird dem Verfasser der Biographie warm die Hand drücken. L.

— **Friederike von Sesenheim.** Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. (Gotha, F. A. Perthes). IV u. 137 S. 1 M. 80 Pf.

„Unsere Goetheforschung steht, soweit sie den Menschen und dessen Umgebung betrifft, nach meiner Ueberzeugung noch immer unter einem gewissen Banne." — „Wer aber betreffs solcher Personen, die längst der Geschichte angehören, die Wahrheit nicht verträgt, verdient von seiten der Wissenschaft keine Beachtung." So der Verfasser im Vorwort. Der Bann, von dem er spricht, ist der Goethekultus und dieser Kultus hat, wie J. Scherr sagt, seine Pfaffen, die Goethepfaffen, und seine Priester. Zu den Pfaffen rechne ich Adolf Stahr. Im 2. Bande seiner „Kleinen Schriften zur Litteratur und Kunst" (1872) steht ein Aufsatz: „Goethe und die Sesenheimer Friederike". Während der Goethepriester Hermann Grimm davon spricht, daß Goethe in der letzten Straßburger Zeit — den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele hatte: ein argloses Geschöpf in eine Leidenschaft verlockt zu haben und dann treulos davon gegangen zu sein, redet der Goethepfaffe Stahr von „Verhältnissen und Umständen", die den werdenden größten Dichter Deutschlands dazu gebracht haben, „die Libeesleidenschaft unreifer Jugend seinem Genius zum Opfer zu bringen." Statt schimpflichem Egoismus geniale Selbstverleugnung! Da giebt Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung", wo er so vieles verschweigt, der Wahrheit doch mehr die Ehre als der Dichtung. — Während Stahr nur „das Interesse des Schönen und der Kunst" will gelten lassen und darum alle geschichtlichen Forschungen über Goethes Leben dem Buche „Wahrheit und Dichtung" gegenüber „geradezu störend, ja beleidigend" nennt, weiß Froitzheim, daß die Geschichte rücksichtslose Wahrheitsliebe fordert. — Während Stahr „im Hinblick auf die Mission dieses Genius" die Ehe mit Friederike Brion als „etwas Unerträgliches" bezeichnet, heißt es bei Froitzheim S. 115: „Was aber die Frage betrifft, ob dieser (Goethe) selbst Friederiken hätte die Hand reichen sollen, so beantworte ich sie unbedingt mit: Ja." Froitzheim selbst giebt diese Anwort freilich nicht, sondern der in der 1841 erschienenen Novelle „Das Geheimnis" von Karl Bahrs vorkommende Eduard, der zugleich von dem allgemeinen Gerücht spricht, „Friederike habe sich Goethe ganz ergeben, habe von ihm einen Knaben geboren, ihm die rührendsten Briefe nach Frankfurt geschrieben, aber auf keinen einzigen Antwort erhalten." Froitzheim hat in der vorliegenden Schrift nicht den unerschütterlichen Beweis geführt, wohl aber die höchste Wahrscheinlichkeit erbracht, daß Goethe bei Friederike Brion, wie das Volk sagt, den Schlechten gemacht hat. Wer des Verfassers Abschnitt „Goethes Schuld" (S. 62—71) liest und von Goethes Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht weiß, wird unmöglich sagen können, der Verfasser mache sich einer Verleumdung schuldig. Dazu kommt, daß schon zur Zeit, als Stahr seinen Aufsatz schrieb, selbst für diesen die Thatsache des verbotenen Umganges der fünfunddreißigjährigen Friederike mit dem neben dem evangelischen Pfarrhaus in Sesenheim wohnenden katholischen Pfarrer Reinbolt als unanfechtbar gegolten hat. Der am 3. März 1787 geborene Sohn wurde nach einer Ordonnanz Ludwigs XIV. v. 13. April 1682 wie alle unehelichen Kinder römisch-katholisch erzogen. Zwischen die Liebschaften mit dem studiosus juris Johann Wolfgang Goethe aus Frankfurt am Main und mit dem römischen, zur Ehelosigkeit und geschlechtlichen Reinheit — freilich ohne votum solenne — verpflichteten römischen Priester Laurentius Reinbolt von Sesenheim fällt (Abschnitt 9 S. 82—88) der Verkehr mit einem studiosus theologiae ev. In seinem Tagebuch heißt es: „Dritthalb Jahr dauerte der Rausch und er hätte vielleicht noch länger gedauert, und mich zu einer unbesonnenen Heirat verleitet, wenn Friederike nicht meine Sinnlichkeit zu früh aufgeregt hätte und ich nicht in andere Verhältnisse gekommen wäre."

Schriften wie die vorliegende Monographie kommen mir immer vor wie ein Stück jüngstes Gericht. Sie stehen im stärksten Gegensatz zu allen Selbstbiographien, die die Wahrheit halb oder ganz unterdrücken. In Wahrheit und Dichtung heißt es: „Zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch die selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden." Zu diesem Schwindel der Selbstabsolution bemerkt der Verfasser mit Recht: „Goethe vergißt, daß jene Art von Selbstbefreiung wenig moralischen Nutzen hatte. Denn während er im Reiche der Poesie lebte, vergaß er seine wirkliche Schuld, so daß er jeden Versuch, das Geschehene nach Kräften gut zu machen, aufgab und schließlich, ohne etwas an seinem eigenen Charakter oder an dem Schicksal anderer gebessert zu haben, sich frei und glücklich fühlte, um bei nächster Gelegenheit dasselbe „Hausmittel" anzuwenden." Womit jemand sündigt, damit wird er gestraft — Goethe, der die Ehe fliehende Weiberfreund, ist mit der aus langjährigem Konkubinat erwachsenen Ehe mit der Vulpius gestraft worden. —

Die auf streng-sittlichem Boden stehende und darum dem Geniekult mannhaft entgegentretende Monographie Froitzheims sei den Lesern der Kons. Mon.-Sch. angelegentlichst empfohlen. O. K.

7. Litteraturwissenschaft.

— **Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke.** Erste Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hugo Rösch. (Leipzig, Pfau). IV u. 344 S. 3 M., geb. 4 M.

Die ganze Ausgabe ist auf vier bis fünf Bände berechnet; jeder Band ist einzeln käuflich. Der vorliegende erste Band enthält Ernst Moritz Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben",

ein herrliches Buch, das der alte Arndt in der Freude über seine Wiedereinsetzung in Amt und Würde 1840 geschrieben hat. Auf zwei Auflagen von 1840 folgte die dritte 1843. Es ist zu hoffen, daß die deutsche Jugend jetzt nach Verlauf von fünfzig Jahren mit wachsender Begeisterung diese Selbstbiographie des großen Volks- und Vaterlandsfreundes, der ebenso deutsch als christlich dachte und fühlte, lesen und sich zum Segen dienen lassen wird. —

Wer Arndts „notgedrungenen Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe" (2 Bände 1847) liest, wird erfüllt von Zorn über die schimpfliche Aera Metternich und gedenkt dankbar des edeln Königs Friedrich Wilhelm IV., der das unter seinem Vorgänger an Arndt begangene schwere Unrecht, so weit möglich, wieder gut gemacht hat. —

Der vorliegende erste Band ist mit demselben Bildnisse Arndts geziert, das die Orginalausgabe schmückt; doch ist das frühere Bild sorgfältiger ausgeführt. — Der Text ist ein Abdruck der dritten Auflage. O. K.

8. Poesie.

— Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Akten von Friedrich Dulmeyer. Berlin, Eduard Renzel.) 1892. 84 S.

Das diesem Trauerspiele vorgesetzte biblische Motto: „Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse. Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht. — Und sie entsetzten sich über seine Lehre; denn er lehrete gewaltiglich, und nicht wie die Schriftgelehrten" erweckt ganz besondere Erwartung, auch bei dem, der es nicht billigt, Bibelsprüche als Lockvögel für Theaterstücke verwandt zu sehen. Um so enttäuschter ist man daher, wenn statt des erwarteten zeitgenössischen oder zukünftigen „Arbeiterkaisers" uns — Zar Peter als Arbeiterkaiser vorgeführt wird.

Wie alles, was Dulmeyer schreibt, außer seinen Versen, ist auch dieses Trauerspiel interessant zu lesen, der Dialog ist lebendig, die Personen voll Leben und die Scenen geschickt kombiniert, die Darstellung des Stückes aber auf der Bühne hat ihre Schwierigkeiten, und es wird auch wohl nicht viel daran verloren sein, wenn solch wüste Scenen, wie im vierten Akte die Festfrier im kaiserlichen Sommergarten, überhaupt nicht zur Aufführung gelangen. Abgesehen von sonstigen Scheußlichkeiten führen darin zwölf Dragoner als Mönche und zwölf Dirnen als Nonnen verkleidet einen Tanz auf! Auffallend ist es, wenn nach solchen Gelagen Peter im Säuferwahn den Entschluß faßt, zu dem er sich bis dahin in nüchternem Zustande nicht hat aufraffen können, seine erste Frau, „die arme Helene", aus dem Kloster frei zu geben und sie fortan als Fürstin leben zu lassen. Ziemlich unmotiviert ist S. 59 Peters Schmerz über seine Vereinsamung. Menschikoff tritt aus Diskretion von einem Gespräche mit Katharine zurück, und daraufhin deklamiert Peter: „Menschikoff! auch du weichst mir aus! — So bin ich denn allein und ohne Freunde und ohne Verständnis in meinem Lande, auch das ist gut! Rede!" — Unmittelbar darauf findet doch Peter volles Verständnis auf demselben Gebiete, auf dem auch Heinrich Heine bekennt, von seinen Freunden stets und sofort verstanden worden zu sein. Es mag ja echt russisch sein und den Anforderungen moderner Realistik vollauf entsprechen, aber die in dem Stücke geführte Unterhaltung übersteigt oft wirklich die Schranken gesellschaftlichen Anstands in bedenklichster Weise.

Als großen Verlust für die deutsche Bühne können wir es nicht betrachten, wenn der „Arbeiterkaiser" nicht zur Darstellung gelangt. Wie wäre es, wenn ihn der Verfasser für die russische Bühne herrichtete? — Sch.-K.

— Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners aus fünf Jahrzehnten. Gedichte von Karl Heinrich Keck. Erster Teil: Politisches. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1892. 199 S. 2,40 M.

In dem politischen Teil der Denkwürdigkeiten seines Lebens und desjenigen seines Volkes bietet uns der hochverdiente Verfasser die gereiften Früchte eines in große Zeit fallenden reich bewegten Dichterlebens. Weit über das gewöhnliche Maß patriotischer Gedichte, bei denen so oft der gute Wille die Menge poetischer Sünden decken muß, erheben sie sich in edler Sprache und feinsinniger Darstellung, der Dichter wächst mit der Größe seiner Aufgabe, und die Jahre des großen Kriegs und des großen Kaisers bezeichnen den Höhepunkt seines Schaffens. Wohlthuend berührt die tiefreligiöse Gesinnung, die auch die Zeitereignisse von einem höheren Standpunkte aus zu würdigen weiß. Die packende Kraft eines Gedichtes wie „Verneville" würde zur Hebung gesunder Vaterlandsliebe bei der Jugend mehr thun, als stundenlange Vorträge vom Schulkatheder über deutschen Patriotismus im allgemeinen oder Bekämpfung der Socialdemokratie im besonderen. Es sollte in jedem deutschen, zum wenigsten in jedem schleswig-holsteinischen Lesebuch stehen für alle Zeiten.

In den Bildern aus dem Leben Moltkes hätten wir das erste, als von allzu persönlichem Interesse, lieber weggelassen gesehen. Sch.-K.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Durch ein Jahrhundert. Drei kriegsgeschichtliche Romane von Tanera. 1. Aus schwerer Zeit. (Rathenow, Verlag von Max Babenzien.) 1892. Preis 1,50 Mark.

An außerordentlichen Ereignissen fehlt es in diesem 1688 in der Pfalz spielenden Roman nicht. Der Held besteht zweimal einen Zweikampf wegen seiner Braut, rettet diese von der Gefahr des Ertrinkens im Rhein, ersticht ihretwegen einen französischen Offizier, gerät in französische Gefangenschaft und wird schließlich durch die Thatkraft seiner Braut und den Edelmut eines französischen Obersten dem sicheren Tode entrissen. Das alles erfahren wir auf 159 Seiten, von denen noch 11 durch eine Beschreibung des großen, von

den französischen Mordbrennern angelegten Brandes der Stadt Speyer in Anspruch genommen sind. Diesem Reichtum an Begebenheiten stehen freilich Mängel schwerwiegender Art gegenüber; man vermißt die tiefere Charakteristik der einzelnen Personen, Vollendung der Sprache und dichterischen Schwung, die derartige Erzählungen erst zu einem Kunstwerk machen. Zu loben ist, daß der Roman die Liebe zum deutschen Vaterlande zu heben trachtet. An Absonderlichkeiten und Uebertreibungen fehlt es, wie auch in den anderen Büchern Taneras, nicht. So erfahren wir, daß schon vor 200 Jahren die jungen Bürgermädchen von Speyer „Nervenüberreizungen“, aber dafür auch ihre „Ideale“ hatten. Ganz besondere Kraft muß damals den französischen Offizieeen eigen gewesen sein. Einer derselben hebt ein junges kräftiges Mädchen auf, um sie trotz ihres Widerstrebens nach dem mindestens 400 Schritte entfernten Thoee der Stadt zu tragen, wieſt sie dann aber „mit einem Ruck über eine der nächsten Nebenzeilen“ (!), weil der Held des Buches zu Hülfe eilt. Daß dieser, ohne lange zu fackeln, den Offizier so durchbohrt, daß die Spitze des Degens „zu dem Rücken wieder herausragte“, wird uns nicht allzusehr in Erstaunen setzen. Die sonderbare Bezeichnung des Buches als „kriegsgeschichtlicher“ Roman ist wohl nur gewählt, um Neugierde zu erregen; mit der Kriegsgeschichte hat die Erzählung nicht mehr zu thun, wie irgend ein anderer sog. geschichtlicher Roman. Hr. Tanera hat, wie bekannt, seit einigen Jahren Teile der Kriegsgeschichte mit Geschick und Erfolg für einen größeren Leserkreis in volkstümlicher Weise bearbeitet; ob aber sein schriftstellerisches Talent ausreicht, lesenswerte Romane zu schaffen, möchten wir nach diesem ersten Versuch bezweifeln.

v. H.

— Einsame Wege. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. 2 Bde. 234 u. 202 S. (Leipzig, Carl Reißner.)

Der General von Rade ist vorläufig nur in seinem Hause kommandierender General. Seine Frau behandelt er nicht gut. Sein einziger verwachsener Sohn Botho soll die arme Cousine Sophie von Rade heiraten, ein Plan, dem sich beide entschieden widersetzen. Seine einzige Tochter Gerta muß die Hoffnung, den liebenswürdigen, charakterschwachen Lieutenant Manfred von Bresen zu heiraten, schwinden lassen und sich mit einem reichen, verwitweten Rittergutsbesitzer von Hostewitz vermählen. Sophie von Rade verlobt sich in der Folge mit dem Lieutenant, eine Verlobung, die ihr Onkel und früherer Vormund, der Professor Olgien mit der Warnung aufnimmt: „Renne in dein Unglück, wenn du willst.“ Karla, eine frühere Flamme Bresens, die Tochter des reichen Obersten von Martineck, trägt ihr unredlich Teil bei, um die Verlobung rückgängig zu machen. Selbstverständlich tritt sie an Sophiens Stelle und macht Manfred von Bresen unglücklich. Auch die Ehe Gertas wird durch die Schuld der jungen, leichtsinnigen, unerfahrenen Frau eine unglückliche, ihr unredlich Teil trägt hierzu bei die Schwiegermutter Hostewitzens erster Ehe. Soweit liest sich der modern und realistisch geschriebene, modern und pessimistisch gedachte Roman ganz gut. Dreiviertel des Weges hat die Verfasserin glücklich zurückgelegt, nun aber begiebt sie sich aufs Eis. Gerta von Hostewitz findet eines Tages, da ihr Mann abwesend ist, einen Brief, aus dem sich ergiebt, daß Hostewitz einer Tänzerin in der Stadt eine elegante Wohnung eingerichtet hat. Die arme Frau ist wie vernichtet. In ihrer Trostlosigkeit trifft sie der unverheiratete Patronatspfarrer, der bisher durch geistlichen Zuspruch und ernste Lektüre einen heilsamen Einfluß auf Gerta geübt hat. Der Geistliche spendet heute ungeistlichen Trost, er küßt jählings Gertas Hände, fällt theatermäßig und romanhaft zu ihren Füßen und Gerta „beugte sich über ihn, ihre Lippen berührten seine Stirn und für einen Moment vergaßen sie alles“. In diesem einen Moment tritt die Schwiegermutter erster Ehe mit einem Diener, der die Lampe trägt, ins Zimmer. Und dazu aus Gertas Mund die alberne, die dumme Lüge: „Der Herr Pfarrer bat mich soeben um meine Fürsprache bei Sophie, um deren Hand er zu werben wünscht, und ließ sich dabei, fremder Zeugen nicht gewärtig, von seinem Gefühl übermannen.“ Und an dieser Lüge beteiligt sich der Pfarrer. Und trotz einer gewissen Witterung des wahren Sachverhalts läßt sich die als Gouvernante der Kinder erster Ehe bei Hostewitzens thätige Sophie zur Ehe mit dem Pfarrer aus Gründen der Versorgung bereden. — Dieser aber „betet“ in Gerta nach wie vor „das Bild einer Heiligen an“ und ist innerlich gebrochen. Seinen Predigten fehlte jetzt „die gläubige Schwärmerei“. — Was soll die Verfasserin mit Gerta und dem Pfarrer anfangen? Reue, Beichte und Absolution gehören ins Gebiet der „gläubigen Schwärmerei“, also ruft sie den mit allen Romandichtern nahe befreundeten Gevatter Tod an. Der Pfarrer rettet eines der Stiefkinder Gertas, das ins Eis eingebrochen war, verliert aber dabei sein Leben. Gerta siecht hin und stirbt ebenfalls.

Vom 9. Kapitel des 2. Bandes an wird der bisher befriedigte Leser durch Dinge überrascht, die im Leben vorkommen, die aber nie so vorkommen, wie die Verfasserin sie erzählt. Die Nachricht, daß der mit großer Pietät an seiner ersten Frau hängende, seine zweite Frau mit viel Liebe und Güte behandelnde Hostewitz ein Ehebrecher der gemeinsten Sorte ist, der Umstand, daß die über diese Nachricht entsetzte Gerta sofort sich der Sünde eines geistigen Ehebruchs ergiebt, und daß sich derselben Sünde ein Geistlicher schuldig macht, dem man so wenig wie dem weltlich gesinnten Hostewitz derartige Dinge zutraut, all das kommt so unvermittelt, so unbegründet über den Leser, daß er ganz schnell aus dem Gefühle der Befriedigung in das Gefühl größten Mißbehagens und Widerwillens gerät. Es hängt das mit der fast allen Romandichterinnen eigenen Schwäche zusammen, eine Fülle von Scenen, Vorgängen, Ereignissen unausgesetzt einander folgen zu lassen, die äußere Geschichte in lebhafter Darstellung dem Leser vorzuführen, das innere Leben aber, die große Welt der guten und bösen Gedanken, die Schwachheiten und Sünden in ihren Keimen, ihrem

Wachstum und ihren Früchten entweder mit Stillschweigen zu übergehen oder nur oberflächlich zu berühren. — An Spannungen und Ueberraschungen gewöhnlicher Gattung fehlt es dieser Gattung von Schriftstellerinnen nicht, aber der denkende Leser empfindet gar manche Ueberraschung wie einen Schlag auf den Kopf. Ich will nicht sagen, daß die Charakterzeichnung in dem Roman „Einsame Wege“ verfehlt sei, im Gegenteil, die Verfasserin weiß ihre Charaktere größtenteils in sicheren, festen Umrissen zur Darstellung zu bringen, aber die Sprünge, die ihre Figuren thun, sind unmöglich. —

Von Ausstellungen, die ich an dem Stil zu machen hätte, will ich lieber schweigen, sie sind an sich nicht erheblich und würden noch unerheblicher erscheinen, wenn ich sie meinem Urteil über das große Hauptgebrechen des Romans anfügen wollte.

O. K.

— Zwei Künstler. Dem Englischen nacherzählt von A. Steen. (Gotha, Gustav Schlößmann). 246 S. 2 M. 80 Pf., geb. 3 M. 80 Pf.

Um das Original dieser Erzählung sind die Engländer nicht zu beneiden. Wer mag der Verfasser dieser nach Inhalt und Form über alles Maß langweiligen Erzählung sein? Ein angehender siebzehnjähriger Schriftsteller? Oder eine den ersten Flug wagende Sechzehnjährige?

Der eine der beiden Künstler ist ein Holzschnitzer. In seinen Jugendjahren fertigt er ein Halsband an, das aus hölzernen Perlen besteht, die glänzend schwarz angestrichen sind, „jede Perle für sich ein eignes Kunstwerk“. Wer kann sich eine Vorstellung von dem hohen Kunstwerte dieses Schmuckes machen? — Einen Bilderrahmen will der junge Mann, in dem der Leser ein künstlerisches Genie sehen soll, aus Holz schnitzen „mit Weinlaub und Korn, dazu einige blühende Brombeer- und wilde Rosensträucher, die Dornenkrone in Blüten“. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, davon weiß der nicht etwa einzelne Zweige, sondern ganze Sträucher schnitzende junge Meister Grinling Gibbons offenbar noch nichts. — In der alten St. Paulskirche in London befindet sich eines schönen, sonnenhellen Tages der Künstler mit einem alten Kirchendiener ganz allein. „Desto mehr hatten Fliegen und Motten freies Spiel. Im Lichte der goldenen Sonne tanzten sie lustig über dem Stufengang, bis daß eine lebhafte Phantasie fast glauben machen mochte, die geschnitzten Engel seien aus ihren Nischen herabgestiegen und bewegten wie auf einer Jakobsleiter ihre Flügel zwischen Himmel und Erde hin und her.“ Nicht eine lebhafte, sondern eine krankhafte Phantasie kann auf solche Phantastereien kommen. — Von dem Lettner der Kirche will Gibbons „den herrlichen Büschel Granatäpfel, Frucht, Blüten und Blätter — — in das zu diesem Zwecke mitgebrachte Stück Holz kopieren“. Der denkende Leser wird im Stillen verbessern, auf das Stück Holz, denn er wird der Meinung sein, es handle sich um das Abzeichnen der Granatblätter u. s. w. Der denkende Leser irrt sich aber, denn der Genius Gibbons war „mit einer so außerordentlichen Fertigkeit und Geschicklichkeit begabt, durch Handhabung seiner Werkzeuge einem rohen Holzblock Leben und Gestalt zu verleihen, daß das rasch ausgeführte Modell eine getreue Nachbildung der ausgezeichneten alten Holzschnitzerei war, und wenn kunstvoll auf seinen Rahmen übertragen, voraussichtlich in keiner Weise dem Original nachstehen würde“. Es heißt zwar, Geschwindigkeit ist keine Hexerei, allein im vorliegenden Fall bin ich geneigt, den Holzschnitzer Gibbons für einen Hexenmeister zu halten. Uebrigens zeigt dieser Künstler auch da, wo es sich nicht um die Holzschnitzerei handelt, daß er in hohem Grade gewandt war. Auf die in der denkbar vagsten Weise erfolgte Anzeige eines unbekannten Matrosen hin wird Gibbons wegen Landesverrates verhaftet. Zum Glück bricht während seiner Untersuchungshaft der große Brand von London aus. In gemeinüblicher Weise zerreißt er seine Bettdecke in Streifen und knotet diese zusammen zu einem Rettungsseil. Die stark umgitterte Fensteröffnung erbricht er mit Hilfe des herangerückten Bettes und seines auf die Bettstelle gestellten Wasserkruges. Zum Glück waren die Eisenstäbe dermaßen verrostet, daß der Gefangene sich glücklich durchzwängen konnte, zum Glück war aber der vierte Eisenstab von dem Roste so wenig zerstört, daß der Gefangene an diesen Stab das Rettungsseil befestigen konnte. Zunächst kam der Flüchtling auf das Dach eines Nebengebäudes. „Von hier aus galts noch einen gewagten Sprung auf die nahe Mauer, die freilich in der Nähe viel gefährlicher (soll wohl heißen höher) erschien, als oben von seinem Zellenfenster aus. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Ohne von der Wache bemerkt zu werden, erreichte er glücklich die Mauer und glitt an der Außenseite hinunter.“ Ohne Seil natürlich. Kühnheit und Gewandtheit reichten aus. — Gleich darauf rettet Gibbons auch der jüdischen Jungfrau Lea das Leben. Diese Lea war der Meinung, nicht durch die Hausthüre, sondern vom Speicher des teilweise schon in Brand geratenen väterlichen Hauses aus sei ihre Rettung am schnellsten zu bewerkstelligen. Gibbons dringt durch Rauch und Flammen bis zum Speicher vor. Dort befindet sich glücklicherweise „wohl ein Dutzend“ Seile, diese werden von der Jungfrau zusammengeknotet, es scheinen diese zwölf Seile aber nur kleine Seilchen gewesen zu sein, denn dem Retter kam der Gedanke: „ist das alles? sind nicht mehr Seile vorhanden?“ Gibbons befestigte ein Ende des Seiles um einen Balken und schlang das andere um Lea. „Sie ergriff das Seil und ließ sich mit wunderbarer Selbstbeherrschung (!?) hinuntergleiten, während Gibbons mit starkem Arm das Seil hielt und nach und nach niedriger sinken ließ, bis die Jungfrau unter lautem Jubel von den Männern aufgefangen und von dem Seil befreit wurde.“ — Lea, die Tochter eines jüdischen Wucherers, hat sich nachmals taufen und unter die Kammerjungfern der Gemahlin Karl II. von England aufnehmen lassen. In dieser Eigenschaft wohnt sie einer feierlichen Audienz bei, die der König vom Throne aus, mit einem Wachtelhündchen spielend, dem inzwischen berühmt gewordenen und darum vom Könige „Herr Gibbons“ angeredeten Künstler erteilt. Der König hatte nämlich „das Herz auf den Besitz“ eines Gibbonsschen Schnitzwerkes „gesetzt“. —

Anschauungsunterricht hat die Verfasserin nie genossen, denn sie bringt es fertig, „ein Kanapee von fallendem Laube“ zu erfinden, von dem „Geräusch“ des „sanft sich bewegenden Wassers“ der Themse, sowie von dem „Brausen der einlaufenden Flut“ dieses Flusses zu reden, während die Themse bei London so langsam fließt, daß man nur an kleinen schwimmenden Gegenständen beobachten kann, ob Ebbe oder Flut ist. Vom Sonnenstrahl wird behauptet, daß er sich nur „mit Mühe“ seinen Weg bahne, vom Mondschein, daß man nur durch ein längeres Vertrautwerden mit ihm im stande sei, ihn von anderem Licht zu unterscheiden. In der gleich einem breiten Feuergürtel brennenden Stadt London sieht die Verfasserin einen flammenden Regenbogen und ihr Auge vermag bei Auffindung der verkohlten Ueberreste des jüdischen Wucherers noch zwei Geldsäcke zu erkennen, die der Geizhals in den steifen Händen hielt. Waren es etwa Geldsäcke aus Asbest? —

Auf Rechnung der Uebersetzerin kommt das entsetzliche Deutsch in diesem Buch. Ein Krämer spricht S. 115 davon, daß die Seeleute gepreßt werden, es sich aber nicht länger gefallen lassen wollen. „Und ich wenigstens — fügt der „Redner“ hinzu — kann sie nicht drin verdenken.“ Nur wenn die Jungfrau Lea so gesprochen hätte, könnte man nichts dagegen zu erinnern finden. Den Holländern haben die Engländer im Kriege Schläge „zugeteilt“. — „Erinnert ihr euch nicht noch?“ — „Das geöffnete Fenster war den Flammen ein Signal nach oben hin sich auszustrecken.“ — „Die ungezählten Fässer, gefüllt mit Wein, geistigen Getränken und starkem Bier.“ — „An einem herrlichen Abend des angefangenen Septembermonats“ (man pflegt in Deutschland zu sagen: anfangs September). Die Verfasserin sagt, es gehöre nicht zum guten Tone, unberufen fremde Leute durchs eigene Fenster zu beobachten (S. 201), aber sie meint nicht die eigenen, sondern die Fenster der Fremden. — „In seinem besten Anzug gekleidet“ ist Judendeutsch. — Statt Taschendiebstähle sagt die Verfasserin „Taschendiebstreiche“. — Unzähligemal wird ein o oder ah eingeflickt, z. B.: „O, aber es war eine schreckliche Zeit!“ — Fragt mich jemand: O, aber ist denn an dem Buche „Zwei Künstler“ gar nichts zu loben, so kann ich nur antworten: außer dem vortrefflichen Papier und dem schönen Druck gar nichts. Wehe dem, der diese Recension auf ihre Richtigkeit zu prüfen unternimmt! Ich könnte nur das innigste Bedauern mit einem so unternehmenden Leser haben. O. K.

— Aunt Anne by Mrs. W. K. Clifford. 2 vol. (Tauchnitz edition.) 1892.

Die Verfasserin war dem englischen Publikum bisher nur durch kurze Geschichten bekannt und in Deutschland war sie von Tauchnitz nur durch ein Büchlein „Liebesbriefe einer weltlichen Frau“ eingeführt. Nun tritt sie zuerst mit einer größeren Erzählung hervor, doch aber nicht eigentlich mit einem Roman, sondern mit einer Novelle, die es vergebens versucht, sich zu einem Roman auszuweiten. Die Verf. will ja verschiedene Fäden anspinnen, die sich zuletzt zu einem Gewebe vereinen sollen, aber ihre Nebenfiguren ermangeln alle der rechten Bedeutung für die Geschichte selbst. Der Redakteur Fisher, die leichtlebige, aber gutmütige Weltdame Mrs. North könnten fehlen und niemand würde sie vermissen. Interesse erweckt doch nur das Ehepaar Hibbert und die alte Tante Anna, verwitwete Baines. Ob wohl eine so wundersam närrische und doch so liebenswürdige Person wie diese alte Tante je existiert hat? Voller Schrullen ist sie, auf Kosten jedes ihrer Bekannten macht sie Schulden, an die sich nie wieder zu erinnern sie ein wunderbares Geschick hat, von den Pflichten, die andere gegen sie haben, ist sie sehr durchdrungen, ihrer Stellung meint sie nichts vergeben zu dürfen, und doch gewinnt die alte wunderliche, oft recht unbequeme Dame durch ihre frische Unmittelbarkeit, durch ihre ungeheuchelte Freundlichkeit jedem ihr Begegnenden, und auch dem Leser, das Herz ab. Ein junger, schwindsüchtiger Schreiber bei einem Rechtsanwalte weiß, wovon sie keine Ahnung hat, daß sie gar bald eine bedeutende Erbschaft machen wird. Da stellt er sich ihr gegenüber, als ob er in sie, das alte gebrechliche Mütterchen, das seine Großmutter sein könnte, leidenschaftlich verliebt wäre, und sie, deren Herz jung geblieben ist und die die Dinge im Leben nie gesehen hat, wie sie wirklich sind, heiratet ihn mit denselben glücklichen Gefühlen, wie sie sonst wohl eine junge Braut am Hochzeitstage hat. Die Verf. beweist ihre schriftstellerische Kunst damit, daß dem Leser die gute Tante Anna nicht zu einer widerlichen Karikatur wird, sondern daß er wirkliche Teilnahme für die alte närrische und liebenswürdige und dabei so schmählich hintergangene Person behält. Ergreifend ist dann erzählt, wie der Tante, die immer noch aus diesem Schurken ein Ideal sich macht, plötzlich die Augen aufgehen und wie der einsamen, verlassenen, sterbenden Greisin die ganze Thorheit ihres bisherigen Lebens zum Bewußtsein kommt. — Wenn der Referent es oft hat beanstanden müssen, daß der englische Familienroman, der ja meist von Damen verfaßt wird, in Gefahr steht, sich in sehr ausgefahrenen Bahnen zu bewegen, so will er nun auch gerne anerkennen, daß der Charakter der Tante Anna wirklich einmal ein originaler ist, und daß es der Verfasserin auch gelungen ist, aus ihrer Heldin keine lächerliche Karikatur zu machen. Wir sehen all die Thorheiten der alten Dame, wir begreifen, daß sie sich ruinieren muß, aber lieb behalten wir sie darum doch. Um dieser alten Tante willen wollen wir gerne der „Tante Anna“ ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben. J. P.

— Bristol Bells. A story of the days of Chatterton. By Emma Marshall. (Leipzig, Tauchnitz.) 1892. 263 S.

Ein neues Buch der Frau Marshall anzuzeigen, ist mir immer eine Freude, man kann da immer mit gutem Gewissen ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben. Zwei neue Romane dieser Verf. hat uns Tauchnitz im Jahre 1892 gebracht: „Winifredes Tagebuch“ versetzt uns in die Zeiten der englischen Revolution, die „Glocken von

Bristol" läuten ums Jahr 1770 zu dem verfehlten Leben und dem frühen Tode des Dichterjünglings Thomas Chatterton. Nur die Armenschule in Bristol hatte Chatterton besucht, mit sechzehn Jahren wurde er Schreiber bei einem Notar. Da kam er über die altenglischen Dichter und las sich so in diese hinein, daß es ihm bald gelang, ihnen nachzudichten. Er behauptete nun, in dem Archivraum einer Kirche in Bristol die Gedichte eines bisher ganz unbekannten Dichters des fünfzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit Heinrichs VI., Namens Rowley, entdeckt zu haben, er veröffentlichte sie sowohl in der Ursprache wie in einer von ihm gegebenen Uebersetzung und er wußte selbst einen so geistreichen Kritiker wie Horace Walpole eine kurze Zeit an die Echtheit seines Fundes glauben zu machen. Doch die Eitelkeit und Anmaßung des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings nahm zu, man schöpfte Verdacht an seiner Ehrlichkeit und leider war niemand da, der sich des so glänzend begabten Jungen recht angenommen hätte. In London hoffte er, den rechten Boden für sein Talent zu finden, aber sein arrogantes und oft so schwermütiges Wesen stieß alle Gönner, die er sich etwa hätte erwerben können, bald wieder zurück, er sank von Stufe zu Stufe und er endete im Jahre 1770 durch Selbstmord. Die Verf. schreibt: „Die Zeit breitet einen milden Schleier über seine Fehler und jedes Herz muß, wie das meine, da ich diese aus seinem kurzen Leben gesammelten Fragmente schreibe, tiefes Mitleid fühlen darüber, daß er keinen Anker gefunden hat für seine Seele, daran er sich hätte halten können auf den stürmischen Fluten, auf denen sein Lebensschifflein trieb Tiefes Mitleid vor allem darüber, daß sich keine Freundeshand nach ihm ausstreckte in seinen dunklen Stunden, daß keine Stimme ihm sagte von dem Einen, zu dem er sich hätte wenden mögen, wie sich vor Alters einer zu ihm wandte in seiner Verzweiflung mit dem Rufe: „Vater, ich habe gesündiget", um dann auch wie dieser Gnade und Friede zu finden." — Doch Frau Marshall hat diesen Knaben-Dichter nicht eigentlich zum Helden ihres Romans gemacht, sie läßt den Roman eben nur zu Chattertons Zeit in Bristol spielen. Ihre Helden Bryda Palmer und Jack Henderson sind frei erfundene Romanfiguren. Hier liegt nun der sich sofort bemerklich machende Kompositionsfehler des Buches: die Verbindung Chattertons mit der eigentlich zu erzählenden Geschichte ist keine organische, sondern eine ganz äußerliche. Es spielt da um 1770 eine keineswegs bedeutende, aber immerhin ganz niedliche Liebesgeschichte in Bristol, Chatterton kommt als Nebenperson darin vor und wir werden bei der Gelegenheit in angenehmer Weise mit dem traurigen Geschick dieses Wunderkindes bekannt gemacht. Mit seiner Uebersiedelung nach London entschwindet er dann unseren Blicken und nur beiläufig hören wir noch einmal aus einem Gespräche der geschilderten Personen von seinem Selbstmorde. Schriftstellerisch hat das Buch demnach einen Mangel, aber ein hübsches Buch bleibt es darum doch, man legt es befriedigt aus der Hand und empfiehlt es gerne solchen, die an englischer Lektüre Freude haben. J. P.

10. Verschiedenes.

— Luthers Verhältnis zu Kunst und Künstlern von Paul Lehfeld. (Berlin, W. Hertz). 130 S. 2 M.

Eine ebenso besonnene als fleißige und gelehrte Monographie. Auf 30 Seiten 219 Anmerkungen, so etwas läßt sich nicht aus dem Aermel schütteln. „Nirgends hat bei ihm (Luther) die Form, das Aeußerliche ein Recht, überall beschäftigt ihn der Inhalt jeder Sache; dazu tritt das Gefühl, alles Können und Thun im Sinne eines Gottesgeschenkes, einer Gott gewidmeten Handlung abzuwägen. Wie allerwegen in Luthers Wesen dieser Grundsatz hervortritt: „Zurücksetzung der Form gegen den Inhalt und Dienst Gottes, so kennzeichnet er auch sein Verhältnis zu den Künsten." Eigentliches Kunstverständnis geht Luthern ab. Sein Einfluß wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Kunst, besonders in Sachsen und Thüringen, war mächtig und darum gefährlich, weil er die Künstler zwang, die Grenzen der Kunst zu überschreiten. Die Malerei sollte gezwungen werden, mehr zu geben, als sie kann, deshalb gab sie weniger. Darin und nicht im Wesen der Reformation, wie die Römischen fabeln, beruht in Deutschland der Niedergang der bildenden Künste. In den Niederlanden gab es keinen Niedergang! — Wenn Luther auch kein eigentliches Kunstverständnis hatte, so hatte er doch einen offenen Sinn für die Bedeutung der Kunst zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Seine dahin zielenden Aussprüche hat der Verfasser von S. 52 an zusammengestellt. Daß Lukas Cranach, Luthers Freund und Gevatter, nach diesem die Hauptperson ist, um die sich das Interesse dreht, liegt in der Natur der Sache. O. K.

— Fest zur Fahne. Herausgegeben vom lutherischen Bücherverein in Elberfeld. 1892. 134 Seiten.

Das Büchlein nennt seinen Verfasser nicht, aber wer den köstlichen „Christophorus" kennt, der weiß, wer es geschrieben hat: Rocholl ist der Verfasser, denn ganz im Tone des „Christophorus" ist es geschrieben. Die verschiedenen Zeiten haben aber doch den beiden Büchern auch ihre verschiedene Eigenart gegeben. Der Verf. war um der Union willen aus seinem Heimatlande Waldeck weg nach Hannover gegangen und saß zu Brese im Wendlande. Was er da in alten Chroniken gelesen, was er erlebt hatte in seiner Gemeinde, was er still gesonnen hatte in Wald und Heide, das trug er damals zusammen in ein Buch und nannte es „Christophorus", denn er wollte seinem lieben deutschen Volke darin zeigen, wie es von Gott berufen sei, den Herrn Christus zu tragen und mannhaft für die reine Lehre von Christus zu kämpfen. Hernach wurde der Verf. Superintendent in Göttingen, und in den traurigen Kämpfen um das Trauformular legte er im Proteste gegen die staatliche Vergewaltigung der Kirche sein Amt nieder, trat aus der hannöverschen Landeskirche

aus und schloß sich bald darauf der freien evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen (den Breslauern) an, der er seitdem in verschiedenen Aemtern gedient hat. Wollte er im „Christophorus“ dem deutschen Volke seinen Beruf, ein Christusträger zu sein, vorhalten, so ist in „Fest zur Fahne“ sein Blick auf die lutherische Freikirche gerichtet, ihr will er jetzt ihren Beruf vorhalten, in der allgemeinen Verwirrung der Zeit Trägerin des reinen Evangeliums von Christus zu sein. Es sind 32 einzelne, meist nur kurze Stücke, in denen uns der Verfasser in seiner innigen und sinnigen Weise sagt, was er von dem Berufe und der dem natürlichen Auge allerdings verborgenen Herrlichkeit der Freikirche erfahren und gedacht hat, und wie er mit seinen Brüdern „fest zur Fahne“ stehen will, auch wenn es dabei so aus der Höhe in die Tiefe geht, wie von der Superintendentur zu Göttingen nach Rade vorm Walde. Er grüßt mit seinem Buche seine lutherischen Brüder in Preußen, Baden und Waldeck und die Freunde aus den unabhängigen Kirchen in Hannover und den beiden Hessen. Wer es sonst noch liest, der müsse wohl manches dabei mit in den Kauf nehmen. „Denn er wird von einem alten Manne nicht verlangen, daß derselbe schöne Reden macht. Denn er für seine Person war und ist nun einmal allzeit für das, was man „Legitimität“ nennt, wie staatlich, so kirchlich. Darum bekennt er sich gern auch zu den treuen Hannoveranern und Hessen. Das sind ehrliche, alte Konservative in alter Treue zu den Rechten von Fürst und Volk. Da ist auch gar kein Erfolganbeten, welches man doch so viel findet.“ Aber bei seinem festen und engen Standpunkt will sich der Verfasser doch das weite Herz bewahren. „Denn wir haben ein großes Vaterhaus. Es ist ein Haus mit vielen Kammern. Aber in jeder leuchtet etwas von unseres himmlischen Vaters Herrlichkeit. Es giebt zwei gute Schwestern, die heißen: Furcht und Treue. Die haben im Haus die Wände und damit die Kammern erbaut. Denn sie zitterten, vom Kleinod des offenbarten Gotteswortes irgend etwas zu verlieren. Es sind aber auch zwei andere, die heißen: Demut und Liebe. Die kommen nun herbei und machen die Thüren in die Wände und reichen vom sicheren Standort aus in Kammer um Kammer die Hände.“ — Wer Gottes Wort und Luthers Lehr im Herzen trägt, der wird viel Nutzen und Freude an diesem Buche haben, auch wenn er weniger freikirchlich gesonnen ist als der Verfasser, und wenn er daher auch mehr „in den Kauf“ nehmen muß, als der Referent es hat thun müssen.

J. P.

— Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hansjakob. (Freiburg i. B.) 24 S. 25 Pf.

Ein sehr beherzigenswertes Wort, das der weitesten Verbreitung in den Gegenden wert ist, wo die Volkstracht noch nicht verschwunden ist. — Der Verfasser, aus dem Volke des Schwarzwaldes hervorgegangen, beantwortet die vier Fragen: wie sind die Volkstrachten entstanden? warum haben sie abgenommen? warum soll man sie erhalten? wie kann man sie erhalten? Ein Hauptgrund der Abnahme wird vom Verfasser mit Recht im Soldatwerden der männlichen Jugend gefunden. — Im September 1879 kam ich nach Triberg im Schwarzwald am Tag der Firmung. Die Frauen und Mädchen erschienen zahlreich in ihren schönen Trachten, da und dort sah ich auch ältere Männer in der von den Vätern ererbten Tracht, unter den vielen Hunderten konnte ich aber nur zwei junge Männer in der Volkstracht entdecken. Wenn die Leute nur wüßten, wie gut ihnen die Tracht steht und wie miserabel sie in den an eine ehemalige neueste Mode erinnernden Kleidern aussehen! Der Verfasser sagt: ein Mädchen in der Volkstracht sieht aus wie eine Blume des Feldes und in der Modetracht wie eine Strohblume aus dem Laden einer Putzmacherin. — Zur Erhaltung der Volkstracht können am meisten beitragen die Lehrer, die Pfarrer, die Beamten, die Aerzte. „Der Geistliche möge sich ja nicht scheuen, selbst von der Kanzel herab für die alte, einfache Tracht einzutreten. Denn mit ihr steht und fällt gar vieles, was mit der Seelsorge in innigstem Zusammenhange steht.“ Leider kann das Volk oft bei gutem Willen die Tracht nicht erhalten. Die von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Männerhüte (Dreispitz) im Odenwald mußten durch neue Hüte ersetzt werden, denn die Hutmacher machen jene Hüte nicht mehr. — „Praktisch eingegriffen zur Erhaltung der Volkstrachten haben bis jetzt nur die Künstler (Maler) in München, welche alljährlich in den verschiedenen Ortschaften des bayerischen Hochgebirges Preise erteilen an diejenigen, welche die alte Tracht am meisten zur Geltung bringen.“ Wie reizend ist das Häubchen des auf dem Titelblatt befindlichen Frauenkopfes. Die Pariser Mode hat noch nie etwas ähnlich geschmackvolles aufgebracht! Wie stattlich erscheint das junge Paar (aus Gutach im Schwarzwald) auf der Rückseite des Umschlags. Wie **vornehm** sehen die zwei aus! Wie kläglich, wie armselig, wie ordinär sehen dagegen modisch gekleidete „Herren und Damen“ aus.

O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Friedrich von Tippelskirch.

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Friedrich von Tippelskirch.

Von

Otto Kraus.

Auf die deutschen Freiheitskriege folgte der Friede des Polizeistaates, und aus diesem scheinbaren, faulen Frieden ist die Revolution herausgewachsen. Alle freiheitlichen Bestrebungen hielt der Absolutismus für Umsturzpläne, und da ihm die innerliche Ueberwindung des Gegners niemals gelingt, so bediente er sich trügerischer äußerer Mittel der Gewalt. Damit ist das Menschenalter 1815 bis 1848 gekennzeichnet.

Die Wartburgfeier und das Wartburg-Feuer der deutschen Burschenschaft, die Flammenzeichen zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, die Ermordung Kotzebues, allerlei litterarische Kundgebungen akademischer Lehrer und Schüler jagten dem obersten Polizeimeister Metternich und den von ihm übel beratenen deutschen Fürsten argen Schrecken in die Gebeine. Karlsbader Beschlüsse, Demagogenriecherei, Jahn, Arndt und Hoffmann von Fallersleben entsetzt, Polizeispionage bis zur Anzeige der Studenten, die deutsche Röcke trugen, auf der einen Seite — auf der anderen Seite unklare Vorstellungen von deutscher Einheit und Freiheit, schwärmerische Begeisterung für die Freiheitskämpfe der Griechen und Polen, Liebäugeln mit der Julirevolution und mit dem vom Franzosengeist angesteckten „jungen Deutschland", das waren die am meisten in die Augen fallenden Kundgebungen des Gegensatzes von Regenten und Regierten. Mit äußeren Mitteln hat man die Freiheit der Presse unterdrückt, mit äußeren Mitteln, die bis zu Dragonaden und Einkerkerungen führten, hat man die treuen Bekenner der lutherischen Kirche zur Union und die ihrer Kirche treuen Erzbischöfe von Köln und Gnesen unter die Staatsomnipotenz zwingen wollen. Mit welcher Grausamkeit hat man einen Jordan in Kurhessen, einen Weidig in Hessen-Darmstadt, einen König in Hannover gepeinigt! Nicht von Rechtswegen, sondern von Polizei wegen! Das Hambacher Fest der süddeutschen Demokraten und der hannöverische Verfassungsstreit, hervorgerufen durch den Autokraten Ernst August, die Revolution in Braunschweig und Göttingen, der Frankfurter Putsch und die Redeschlachten in den zweiten Kammern der Kleinstaaten, all das hat die deutschen Großmächte nicht auf den Gedanken gebracht, zur rechten Zeit und in rechtem Maße dem politischen Leben die freie Entwicklung zu geben, auf die das deutsche Volk seiner Natur und seiner Geschichte nach Anspruch hatte.

Erst mit Friedrich Wilhelm IV. fängt es an besser zu werden. Der alte Arndt und der alte Jahn werden in Amt und Würden zurückgeführt. Der Erzbischof v. Droste wird in Freiheit gesetzt. Den Lutheranern wird endlich ihr gutes altes Recht teilweise wieder zugesprochen. Bruno Bauer wird vom Lehrstuhl entfernt. — Die Guttenbergsfeier wird aber begangen, während die klägliche Einrichtung der Censur allerorten noch ihres fast nur aus Thorheiten und Lächerlichkeiten bestehenden Daseins sich erfreut. Daß die Presse im Guten, nicht bloß im Schlimmen, eine Macht sei, wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mehr und mehr erkannt.

In den ersten Monaten des Jahres 1843 hat der Minister von Thiele eine Denkschrift ausarbeiten lassen in der Absicht, eine Volkszeitung, eine politische, in allgemein verständlicher Sprache zu schreibende Zeitung ins Leben zu rufen. Die klargeschriebene, viele treffliche Gedanken enthaltende Denkschrift berührte als letzten, aber „hauptsächlichen" Punkt, daß die Zeitung Christentum und Kirchentum vertreten müßte, gleichwohl durchzieht sie der kühle Hauch der dem thatsächlichen Leben entfremdeten Büreaukratie. Als Redakteur der von Regierungswegen mit litterarischen und finanziellen Beiträgen zu unterstützenden Zeitung war zuerst Dr. W. Harnisch in Elbei auserſehen. Dieser kam zwar dem Unternehmen mit guten Ratschlägen und Bemerkungen, beispielsweise mit dem offenen Wort entgegen: da die Zeitung auf christlichem Grund stehen solle, so könne sie alle Oppositions-Zeitungen dreist „an Freisinnigkeit überbieten", zur Uebernahme der Redaktion konnte er sich aber nicht entschließen. Er schlug an seiner Stelle erst den Seminardirektor Zahn in Meurs, dann Karl von Raumer in Erlangen vor, und da die Unterhandlungen mit diesem erfolglos blieben, so empfahl er als Redakteur den Pastor Friedrich von Tippelskirch in Giebichenstein bei Halle, der ihm bei den Gnadauer Konferenzen als ein „sehr diplomatisches" Talent bekannt geworden war, was zu der Ansicht der Regierung, man möge alles Aufsehen vermeiden, anfangs nicht entschieden auftreten, die politische Tendenz sich erst nach und nach entwickeln lassen, ganz gut zu passen schien.

Ein Brief v. Tippelskirchs vom 17. Oktober 1843 an die Gräfin Luise v. Kanitz in Podangen, seine Schwiegermutter, spricht sich folgendermaßen über diese Angelegenheit aus: — — „Bei unserer Gnadauer Versammlung wurde mehrfach der Wunsch geäußert, ein religiöses Blatt erscheinen zu lassen, was im evangelischen Geiste einen Gegensatz bilde zu den rationalistisch-sentimentalen Erbauungsblättern der Lichtfreunde und ich wurde ersucht, die Redaktion eines solchen Blattes zu übernehmen. Dies lehnte ich aus dem doppelten Grunde ab, weil ich glaube, daß wir gute religiöse, auch populäre Zeitschriften hinreichend besitzen und weil ich mich auch nicht für geeignet hielt. Dagegen erklärte ich, daß ich ein gutes Volksblatt allgemeineren Inhalts, was in den verschiedenen Lebensgebieten richtige Ansichten verbreite, allerdings für ein großes Bedürfnis halte, obwohl ich an der Ansicht von der Ungeeignetheit meiner Person dabei festhielt. In der folgenden Zeit jedoch wurde ich so vielfach und dringend darum angegangen, daß ich glaubte, unter gewissen Bedingungen nachgeben zu müssen. Da ich hörte, daß auch in höheren und höchsten Kreisen dies Unternehmen sehr gewünscht wurde und daß man namentlich in mich dabei ein, ich weiß nicht wodurch erworbenes Vertrauen setzte, so veranlaßte mich dies nach meiner Reise zum Missionsfest im Juni, wo ich noch keine Schritte that, im Juli zu einer neuen Reise nach Berlin. Durch manche Unterredung stellte ich mich nun so weit sicher, daß ich keinesfalls einen pekuniären Verlust an dem Unternehmen zu befürchten habe. Ja, ich hätte sogar die ganze Sache zu einem Staatsunternehmen mit einer fixen Remuneration für den Redakteur machen können, wenn mir das für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Blattes, wodurch es sich allein Vertrauen erwerben kann, nicht verderblich geschienen hätte. Dennoch darf ich hoffen, wenn die Sache gut geht, auf dem ganz gewöhnlichen Wege des buchhändlerischen Honorars, welches sich mit der Menge der Exemplare, die abgesetzt werden, steigert, auch einigen pekuniären Gewinn zu haben. Um die möglichst weite Verbreitung zu

erleichtern, ist der Preis so äußerst billig gestellt (für zwei halbe Bogen in der Woche vierteljährlich 10 Sgr.). Am wichtigsten ist es mir nun, tüchtige Mitarbeiter zu erhalten, die sich für das Unternehmen interessieren und mir gute Beiträge in echter Volkssprache liefern. Um euch zu zeigen, was ich alles brauchen kann, schicke ich euch den Prospektus mit, der aber bis jetzt nur an diejenigen geschickt wird, von denen ich Beiträge erwarte, und erst, wenn ich spätestens anfang December mit einem gehörigen Vorrat davon versehen bin, trete ich mit öffentlicher Ankündigung und allgemeinerer Verbreitung des Prospektus, vielleicht auch mit Aufforderung zur Subskription hervor. Im entgegengesetzten Fall muß der Anfang verschoben werden. Mit Bestimmtheit kann ich erst als Teilnehmer an dem Unternehmen rechnen auf Leo, Tholuck, Harnisch, Liebetrut. Von Schubert und Hey, dem Verfasser der Speckerschen Fabeln, erwarte ich noch Antwort. — — Vielleicht gelingt es auch Dir, diesen und jenen zuverlässigen christlich und politisch wohlgesinnten Mann dafür zu interessieren."

Aus dem von Freunden Tippelskirchs 1867 (Wiesbaden, J. Niedner) herausgegebenen „Lebensabriß" des ersten Volksblatt-Redakteurs geht hervor, daß sein Name in den „höheren und höchsten Kreisen" ein wohlbekannter war. Nachstehende Mitteilungen sind diesem Lebensabriß entlehnt. Friedrich Karl Ernst August von Tippelskirch wurde geboren am 5. März 1802 auf dem väterlichen Gute Pellen bei Zinten in Ostpreußen. Sein Vater Friedrich Boguslaw v. Tippelskirch, Hauptmann a. D. und Hospitaldirektor, starb 1805 in Königsberg. Von seiner Mutter Antonie Sophie Luise, geb. Gräfin v. Kanitz, auf dem Lande erzogen, kam er 12 Jahre alt in das Haus seines Oheims, des Tribunalrates Grafen Ernst von Kanitz, um das altstädtische Gymnasium in Königsberg zu besuchen. Dem Wunsche der Familie folgend, studierte F. v. Tippelskirch Rechtswissenschaft, ging aber nach 2½ Jahren, seiner Neigung folgend, mit Zustimmung der Seinigen zur Theologie über. Professor Hermann Olshausen war sein ihm in innigster Freundschaft zugethaner Lehrer. Mit der Vermehrung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse hielt das Wachstum seines inneren Lebens gleichen Schritt. „Es hatte sich zu wärmster, aufrichtigster und entschiedenster Frömmigkeit gestaltet. Er wollte nur Gott in Christo dienen mit seinem ganzen Leben und Wesen." Von großem Einfluß auf den jungen Theologen war der bekannte Prediger Ebel, doch überwand er in seiner großen Aufrichtigkeit und Lauterkeit die Gefahren, die ihm auf dem von Ebel eingeschlagenen Wege begegneten. Nach bestandener Prüfung pro ministerio setzte er seine Studien in Berlin unter Schleiermacher, Neander, Marheineke und Strauß fort. In dieser Zeit wurde er mit dem vorübergehend in Berlin anwesenden preußischen Gesandten in Rom Josias Bunsen bekannt. Infolge dieser Bekanntschaft erhielt er ein Reisestipendium zum Studieren des liturgischen Lebens in Deutschland, wie er denn in der Folge für Bunsens „Gesangbuch" die herrlichen Gebete der griechischen Kirche und der abendländischen Kirchenväter sammelte und in den ersten Jahrgängen des Volksblattes wiederholt „Liturgisches" brachte. Gleichfalls eine Folge der Bekanntschaft mit Bunsen war Tippelskirchs Ernennung zum Gesandtschaftsprediger in Rom. Nachdem er am 16. Januar 1829 ordiniert und acht Tage darauf mit der Gräfin Bertha v. Kanitz-Podangen getraut worden, reiste er im Februar nach Rom ab. Ein Halsleiden nötigte ihn, 1835 sein Amt niederzulegen. Ein längerer Landaufenthalt bei Verwandten in Ostpreußen und Emser Wasser stellte jedoch seine Gesundheit wieder so völlig her, daß er auf Befürwortung des Kronprinzen die Pfarrstelle in Giebichenstein bei Halle 1837 erhielt. Der Gegensatz der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom und der größtenteils aus armen Handwerkern, Land- und Fabrikarbeitern bestehenden Gemeinde von Giebichenstein war groß, aber mit hingebender Liebe diente er auch dieser Gemeinde. 1852 ist v. Tippelskirch als erster Geistlicher an die Charité in Berlin versetzt worden. Seiner Neigung und seinem Berufe zur Seelsorge am Krankenbett, was ihm schon in Giebichenstein „der liebste und der am meisten ihm Genüge schaffende Teil seiner geistlichen Wirksamkeit gewesen", konnte er in größerem Umfange bis zu seinem am 17. Juli 1866

rasch eingetretenen Tode in rechter Hirtentreue nachkommen. „Nur 64 Jahre ist Tippelskirch alt geworden; er hatte noch immer etwas Jugendliches und Frisches, was auch in seiner reinen, hellen und klangvollen Sprache, die einen leisen, keineswegs unangenehmen Anflug der ostpreußischen Mundart hatte, zum Ausdruck kam. Er war von kleiner Gestalt und leichten, ungezwungenen Bewegungen. Sein Haar war dunkel, früh ergraut, zuletzt silberweiß, aber immer noch sehr voll und reich. Die freundlichen Augen waren von dunkeln Brauen und Wimpern umschattet, der Kopf schön und bedeutend geformt. In plastischer Ruhe hatten seine Züge etwas Festes, Entschiedenes und durch das ein wenig dominierende Kinn sogar fast etwas Gebietendes; aber in der Bewegung ging der Sonnenschein der Liebe und Freundlichkeit darüber hin." Wer je eine Photographie v. Tippelskirchs gesehen hat, wird sich des im höchsten Grade wohlthuenden Eindrucks erinnern, den die lieben, innigen, frommen Augen des ehrwürdigen kleinen Mannes auf den Beschauer machen. Der „Lebensabriß" hat ohne Zweifel die schlichte Wahrheit gesagt, wenn es S. 36 heißt: — — „zum Dienst im Sinne des Wortes: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" — konnte wohl kaum jemand mehr geeignet sein als Tippelskirch in seiner selbstlosen Liebe und seinem milden, freundlichen Ernste, wovon schon seine ganze äußere Erscheinung den sprechendsten Eindruck gab. Man muß ihn als Tröster und Spender des heil. Sakramentes an einem Sterbebette selbst gesehen haben, um zu ermessen, wie er für so manches tiefbetrübte und brechende Herz ein letzter lichter Sonnenstrahl gewesen ist. —"

Das christgläubige Element des Volksblattes hat in ihm gewiß den treuesten Pfleger gehabt. Um zu diesem zurückzukehren, so handelt es sich nach dem im Dezember 1843 veröffentlichten Prospekt des „Volksblattes für Stadt und Land, zur Belehrung und Unterhaltung" um „ein wahres Volksblatt", das nicht für einzelne, sondern für alle Stände im Volke, also namentlich nicht nur für Gelehrte und wissenschaftlich Gebildete bestimmt sein sollte. Es sollte dem Bürger und Landmann den Blick in alle Lebensverhältnisse klären und erweitern, ihn angenehm und nützlich unterhalten, ihn sittlich und religiös veredeln, seine Liebe zu Gott und den Menschen, zu König und Vaterland beleben, und zwar „so viel wie möglich in echt volkstümlicher Sprache". Der Inhalt sollte zerfallen in:

I. Beleuchtung interessanter Zeitfragen und Ereignisse (auf allen Lebensgebieten),
II. Kirche und Schule,
III. Nützliche Mitteilungen für Haus, Hof, Garten und Feld,
IV. Belehrendes und Unterhaltendes im allgemeinen.

Als Mitarbeiter wurden genannt Schubert, Hey, Stöber, E. Geibel, O. Glaubrecht, Carl Ritter, F. von Meyer, Harnisch, Liebetrut, Westermeier, Appuhn, Tholuck, J. Müller, Carl Witte, Stahl, Maßmann, Carl von Raumer, Leo, Steinberg, Lößel, Daniel, Kramer, Wiese, Glöckler. — Wöchentlich sollten zwei halbe Bogen erscheinen.

Die erste Nummer vom 3. Januar 1844 ist überschrieben: „Habt Salz bei euch, und habt Frieden unter einander." „Gott zum Gruß, und Jesum zum Trost! liebe werte Landsleute!" beginnt die erste Spalte und die zweite Spalte fragt: „Nun, wie klingt dir dieser Gruß, mein Leser? Du gehörst doch wohl nicht zu den wohlweisen Herren, denen jede Erinnerung an Gott und Christum nicht zu der Aufklärung der Zeit zu passen scheint?" — Der lange Zeit hindurch thätig gewesene „Kritikus" bespricht in der ersten Nummer den Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Magdeburg. — Der als „Schulze Gottlieb" im rechten Volkston seine Briefe über alle möglichen Zeitfragen schreibende Gustav Jahn, dessen Lebensbild die Kons. Monatsschrift im Märzheft 1890 gebracht hat, ein Mann, dem es wie wenigen gegeben war, aus dem Volk heraus für das Volk zu schreiben, spricht sich gleich in der ersten Nummer aus über die Fürsorge für die kleinen Kinder armer Leute. In Nummer 30 bringt der

„Schulze Gottlieb" die Judenemancipation zur Sprache: „Wehe dem Lande, das die Emancipation begehrt, wenn ihm sein Begehren erfüllt würde." Einem Juden aber hat er ins Gesicht gesagt: „Ich bin kein Prophet, aber das will ich ihm sagen, wenn's seine Leute so forttreiben, so kriegen sie über kurz oder lang wieder was übers Ohr, denn sie werden mir jetzt zu mausig." Noch in demselben Jahre kam es in Schlesien, Westfalen und Böhmen zu Judenverfolgungen. — Der eigentliche Referent in judaicis war Marcard, der 1843 das schneidige Buch „Ueber die Möglichkeit der Juden-Emancipation im christlich-germanischen Staat" herausgegeben hatte In der im ersten Halbjahr 1884 der Monatsschrift enthaltenen Lebensskizze „Henrich Eugen Marcard" ist dieses Buch S. 261 ff. eingehend besprochen. Dem Ausland nachäffender Humanitätsdusel hat uns die unappetitliche Emancipationssuppe eingebrockt, die wir nun ausessen müssen — so lange, bis uns der Ekel übermannt. Ein Danziger Handwerker sagte 1847 zu Marcard: „Ich erlebe es nicht mehr und Sie auch nicht, aber wenn es so fortgeht, so sind nach 50 Jahren die Juden unsere Herren und wir für unsere Sünden ihre Narren." Es ist ganz nützlich, einiges Jüdische aus den ersten Jahren des Volksblattes mitzuteilen. Der „Kriukus" bespricht in Nr. 11 von 1844 „einen gewichtigen Moment in der Geschichte von Hirschberg" (in Schlesien). Dieser gewichtige Moment bestand in der Vornahme einer jüdischen Trauung durch einen Rabbiner, dessen „reinstes klangreichstes (wir zweifeln nicht) hin und wieder mit hebräischen Blumen würzig und duftig durchflochtenes Deutsch" von dem ohne Zweifel jüdischen Korrespondenten der „Schlesischen Chronik" gebührend anerkannt wird. — In Königsberg beschwert sich ein Jude über seine Zurückweisung vom Gustav Adolf-Verein. — Bei Hoffmann & Campe in Hamburg ist ein Buch erschienen, das den Kölner Dom einen Priesterpalast nennt, an dem stupide Geduld baue, „Geist, Genius und Gemüt ist nicht darin, nicht einmal Verstand." Dagegen bespricht Gutzkows „Telegraph" die neue Hamburger Synagoge mit den Worten: „Der Tempel spricht sich deutlich aus: ein echtes deutsches Gotteshaus." — Die durch alle Zeitungen posaunte Mildthätigkeit des „Goldonkels" Salomo Heine in Hamburg hat testamentarisch von 15 Millionen Mark Banko 114000 Mark jüdischen, 48000 Mark christlichen milden Stiftungen, also $^1/_{98}$ des Gesamtvermögens vermacht, während von dem 150000 Mk. Banko betragenden Vermögen einer christlichen Witwe Miller $^1/_{18}$ milden Stiftungen zugewendet worden ist. Davon haben die Zeitungen natürlich geschwiegen. In Hessen-Darmstadt wird die Genehmigung eines Juden-Missionsvereins untersagt, denn, erklärte der Prälat Köhler, durch eine solche Anstalt würden sich alle Juden im Lande beleidigt fühlen und dies müsse schon von seiten der Staatspolizei verhindert werden. Andernfalls müßte man auch den Juden erlauben, Bekehrungsanstalten für die Christen zu errichten und dies würde doch zu den bedenklichsten Reibungen Anlaß geben. Das Volksblatt hält nicht zurück mit dem anerkennenden Wort: „Das ist doch großartige Toleranz!!!" —

Ein Mannheimer Jude protestiert gegen das in Kreuzform erscheinende vierfache F der Turner. „Solche unerhörte Frechheit hatte keineswegs zur Folge, daß dem Juden die Thür gewiesen wurde, sondern man bemühte sich im Gegenteil, ihn dadurch zu besänftigen, daß man ihm vorstellte, „fromm" heiße weiter nichts als „ehrlich und bescheiden". Half nichts, das Wort bescheiden mochte auch wohl nicht im Katechismus des ehrenwerten jüdischen Deputierten „der Stadt Mannheim stehen, er blieb bei seiner Verwahrung — und der betr. Turnerverein zerfiel in zwei Teile."

In Nr. 55 von 1847 wird die Rede des Ministers v. Thiele über die Judenemancipation abgedruckt, die am 14. Juni d. J. vor der Curie der drei Stände gehalten worden ist. Ihr Inhalt ist: Die Rechte des christlichen Staates sind zu wahren, also dürfen die Juden keine obrigkeitlichen Aemter haben. Die Juden sind heute noch ein abgesondertes Volk, das sich mit keinem Volk völlig vermischt. Zion ist das Vaterland des gläubigen Juden, er wird darum nie ein Deutscher, nie ein

Preuße, weil er ein Jude bleiben muß. Die Kosmopoliten unter den Juden haben kein Vaterland, weil sie keinen Glauben haben. —

Stahls Abhandlung über „den christlichen Staat und sein Verhältnis zu Deismus und Judentum", die durch die Verhandlungen des Vereinigten Landtages hervorgerufen wurde, ist in den Jahren 1847 (Nr. 83) und 1848 (Nr. 23 vom 18. März!) eingehend besprochen worden. „Nimmt in der Nation" — sagt Stahl — „die Lossagung vom christlichen Glauben zu, die sich jetzt so mächtig zeigt, hören die öffentlichen Institutionen auf, vom Christentum bestimmt zu sein, so ist es nicht mehr möglich, das Ansehen des Königtums zu behaupten, wir erhalten in der unvermeidlichen Fortbildung unserer Verfassung (1847!) nicht einen konstitutionellen Staat, sondern einen demokratischen. — — Frankreich, dieses bewunderte Vorbild, dürfte doch den Beweis liefern, wie ohne die Hingebung an die von Gott verordnete Obrigkeit keine Macht der Ordnung mehr besteht als die materiellen Interessen, d. i. die Sorge der Vermöglichen für ihr Wohlbehagen, und die Korruption, durch welche die Regierung sich die unentbehrliche Ueberlegenheit künstlich verschafft, nachdem ihr die natürlichen und sittlichen Grundlagen derselben entzogen sind. — — Es ist eine gewisse Wahrheit an dem kürzlich aufgestellten Paradoxon, daß es jetzt nur zwei politische Parteien in Deutschland gebe: Christen und Nichtchristen. Soll der konstitutionelle Staat, der in der That der tiefsinnigste, der sittlich befriedigendste ist, seine Mission erfüllen, so muß er aus dem Geiste des Christentums wiedergeboren werden, er muß ein christlicher Staat sein." — Die Teilnahme an der Lenkung des christlichen Staates ist bedingt durch die Teilnahme an der Gesinnung, auf der der Staat beruht. Deshalb sind Deisten und Juden von öffentlichen Aemtern auszuschließen. Ob eine Religionsgemeinschaft deistisch oder christlich ist, entscheidet sich nach der Anerkennung oder Nichtanerkennung des Apostolikums. —

Aus de Wettes „Wesen des christlichen Glaubens" werden 1848 kurz vor Ausbruch der Revolution (Nr. 10) die Sätze mitgeteilt: „Emancipation der Juden, Aufnahme in das Volksleben, unter welchem sie sich befinden, zu fordern, ohne wirklich sich lebendig einzufügen in dasselbe durch Annahme des christlichen Glaubens, ist von seiten der Juden die albernste Anmaßung, und sie ihnen zuzugestehen von seiten der Christen die gröbste Verleugnung des christlichen Glaubens, und das traurige Bekenntnis, daß, um ein Staatsbürger und Genosse eines christlichen Volkes zu sein, es auf den christlichen Glauben nicht ankomme. Man muß den Juden ihr Verharren in ihrer ganz unhaltbaren Stellung als Sünde, als Unglauben und Ungehorsam gegen den in der Geschichte waltenden Geist Gottes, als Undank gegen diesen Geist, der einst in ihrem Volke seine besondere Wohnung gehabt, als Trotz gegen das Gericht, das er über sie vollzogen, darstellen." Solches Darstellen war freilich den Juden gegenüber völlig wertlos, den Christen gegenüber leider völlig erfolglos.

Schon in seinem ersten Jahrgang ist das Volksblatt für Betonung des zwischen der evangelischen und römischen Kirche Gemeinsamen eingetreten, eine Betonung, die heute mehr denn je am Platze ist. So wird in Nr. 92 und 93 von 1844 der vortreffliche „Kalender für Zeit und Ewigkeit" für das Jahr 1843, nach Ablauf dieses Jahres nochmals gedruckt, „als markiges Kernbrot" unter Abdruck einzelner Stellen nachdrücklich empfohlen. „Seit dem herzigen Claudius — ist nichts geschrieben, was echt volksmäßigen Ton mit so tiefer, christlicher Erfahrung verbände, solch frische, derbe Gesundheit des Gemütslebens atmete, so schnurstracks ohne allen Firlefanz und Brimborium dem Menschen die Wahrheit ins Gesicht sagte, ja zuweilen schlüge. Ernst und Humor sind noch handfester als bei unserem Wandsbecker Boten. Der Kalendermann wohnt mitten im Schwarzwalde. Was er schreibt, ist zu Zeiten so ernst und düster, als die Föhrenwälder seines Gebirges, dann aber auch so lieblich als das Wiesethal, immer aber frisch, frei und fromm, wie die Leute auf den Bergen. Noch besonders erfreut uns, daß diese Stimme, bei der das Konfessionelle gegen das echt und allgemein

Christliche so ganz in den Hintergrund tritt, uns aus der katholischen Kirche herübertönt." In Nr. 101 steht dann der erste Brief des Kalendermannes, der sich einen „katholischen Maurergesellen" nennt und mit den Worten beginnt: „So mein' ich auch, und hab' schon lang so gemeint: wo ein gesundes Christenherz sitzt, da wird es etwas von dem Christus an sich haben, welcher auch den Samariter und den Zollkontrolleur Zachäus und das ungetaufte Weib von Sidon nicht mit scheelen Augen und krummen Gedanken, sondern hell und geradeaus mit Menschenaugen angesehen hat. — — Vor allem sollte jeder Katholik und Protestant, die nicht nebenher, sondern vor allem Christen sind, eine Union schließen in einem Glaubensartikel, der also heißt: ‚Wer an Christus glaubt und Ihn liebt und Ihm lebt, der ist in der Herzwurzel und im innersten Seelenmark drin gar nicht weit von meiner Konfession, stehe er in einem Taufbuche, in welchem er will, und der Herr wird uns hoffentlich selber einmal neben einander stellen rechter Hand. Und wer zu meiner Konfession äußerlich gehört, aber nichts nach Christus fragt, oder nach ihm fragt auf eine Art, wie der Judas nach ihm gefragt hat, der ist mein Glaubens- und Religionsfeind und ich möchte nicht neben ihn gestellt werden, wenn er sich nicht zu rechter Zeit noch besinnt und die Bockshörner und den Bocksgeruch ablegt und nicht mehr so aufgeklärt mäckert.'" — Im zweiten Jahrgang bringt gleich die erste Nummer einen zweiten Brief des „katholischen Maurergesellen" „an seine Freundschaft im Unterlande", in dem er von der Sünde spricht, eine schlechte Zeitung zu halten und sie alle Tage zu lesen. Der „Schulze Gottlieb" hat aus diesem Briefe den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!" herausgehört und antwortet dem katholischen Maurergesellen: „In Ewigkeit. Amen." Der Maurergesell hat das Volksblatt gelesen und bald herausgefunden, daß es keine schlechte Zeitung ist, sondern eine christliche. Und das freut den Schulzen. (Nr. 12.) In seinem dritten Briefe (Nr. 32) ruft der Mann aus dem badischen Oberland dem „Schulzen Gottlieb" zu: „Also es gilt: Gelobt sei Jesus Christus! Ihr seid doch ein ordentlicher Mann, daß Ihr als Vorgesetzter so eine gemeine niederträchtige Art an Euch habet, und zuerst unser Einem, der nur ein Maurergesell ist, einen Brief zuwendet. — — — Ihr habet letzthin einen rechtschaffenen Artikel gegen die liederliche neumodische Religion in Eurem Blatt; es ist mir das ein Zeichen gewesen, daß Ihr ein gutes Fundament habet, dieweil so Rongesches Ladendienergerandal keinen guten Geruch vor Euch hat. Ich leg Euch da einen gedruckten Bogen Papier bei, worin Ihr sehen könnt, wie unser Einer die Sache ansieht." Die Beilage war die Schrift: „Der neue Kometenstern mit seinem Schweife oder Johannes Ronge und seine Briefträger abgezeichnet vom Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit." — In seiner Antwort (Nr. 50) sagt der „Schulze Gottlieb", daß er das Büchlein über den Ronge gelesen und bei vielem Trefflichen doch manches gefunden habe, das einem ehrlichen Protestanten so eingehe, als müßte er Kalk essen. Damit hat der Briefwechsel sein Ende gefunden. Nicht allen, aber einigen Lesern muß ich noch sagen, daß „der katholische Maurergesell" Alban Stolz war, Professor der Theologie in Freiburg im Breisgau, ein Volksschriftsteller ersten Ranges, dessen Lebensbild die „Konservative Monatsschrift" im ersten Halbjahr 1884 gebracht hat.

In derselben Nummer, in der der „Schulze Gottlieb" an den „katholischen Maurergesellen" schreibt, beginnt ein ausführlicher Aufsatz von Carl Witte über den „heiligen Rock, Ronge und Czerski". Trotz nüchternster Schätzung der Reliquien müßten evangelische Christen, wenn sie nur die Wahl hätten zwischen dem Aberglauben der Wallfahrer und der Weisheit derer, die über sie spotten, vorziehen, an jenem statt an dieser teilzunehmen. Diesem Gedanken giebt von Tippelskirch in einer langen Anmerkung (S. 99) seinen Beifall, und aus der „Evangelischen Kirchenzeitung" wird (S. 102) mitgeteilt: „Daß viele Wallfahrer nach Trier den Herrn Jesum Christum selbst dort angebetet haben — wiewohl vielleicht in großer Schwachheit —, das darf man wohl dem Urteil der Liebe nach annehmen. Diese sind insofern Freunde. Daß aber sehr viele Schreier gegen den Rock in Trier nicht bloß diesen, sondern den Rock

der Gerechtigkeit des Herrn Jesu Christi wegwerfen, und nicht bloß seinen Rock, sondern auch Ihn selbst nicht anbeten, dagegen aber den befleckten Rock des Fleisches nicht abthun, sondern anbehalten wollen, das liegt offen am Tage, denn sie sprechen es nur allzu laut aus. Diese sind insofern Feinde."

Daß es mit dem reformatorischen Strohfeuer des Ronge nichts, daß dagegen Czerski eine religiös-ernste, ehrenwerte, wenn auch unklare Erscheinung war, darüber konnte Witte keinen Zweifel hegen, Friedrich von Meyer dagegen wünschte (Nr. 28) den Neukatholischen, soviel er auch an ihnen zu tadeln hatte, den göttlichen Segen zu ihrem Vornehmen, wenn sie es weiter führten in der Liebe. — Dazu kann man nur die Glosse setzen: si tacuisses. — Leo wiederum berichtet (Nr. 36) von dem antichristlichen Geiste, mit dem Ronge und seine Thaten bei einem am 27. März 1845 in Halle veranstalteten Festmahl gepriesen worden ist. Ein gewisser Dr. Schwarz leistete das Mögliche in albernster Volksschmeichelei. „Das Volk ist zum Höhepunkt geworden, nach welchem der Lauf der Sterne berechnet wird." Es erhebt sich in Masse zu höherer Einsicht. Die Freiheit des Volkes ist der einzige Raum, auf welchem die Politik ihre Macht entfaltet. Das freie Bürgertum ist die wahre Religion der Politik. Das Volk hat im Selbstdenken den höchsten Mut des Menschen erkannt. Bei aller Albernheit muß man diesen Sätzen doch das Lob zuerkennen, daß sie rückhaltlos offenherzig sind. — Auch Gervinus hat in seiner Schrift „Die Mission der Deutschkatholiken" eingeräumt, daß diese seine Meinungsgenossen weniger den Glauben und das Dogma im Auge hatten, als die durch die neue Religionsform zu erstrebende Einheit Deutschlands. Hierzu hat Wolfgang Menzel in seinem Litteraturblatt bemerkt: „Wenn irgend etwas im stande ist, die patriotischen Hoffnungen für Deutschland zu vereiteln, so ist es dieser kirchliche Radikalismus, der das Volk schon deswegen demoralisiert, weil er die Feigheit, die vor der Polizei zittert, prahlen lehrt gegen Gott. Solche Helden haben nie die Freiheit, Einheit und Größe von Nationen begründet. Demut vor Gott stählte unseren Vorfahren die Waffen, als sie das herrschende Volk in Europa waren. Je frecher wir uns gegen Gott auflehnen, um so gewisser werden wir Europas Sklaven werden." Marcard, der Berichterstatter (in Nr. 34 von 1846), fügt hinzu: „Wir unsererseits waren von Anfang an der Meinung, daß eine auf bloße Verneinung begründete Religionsgesellschaft, und wenn ihr die halbe Welt zufiele, als Gesellschaft oder Vereinigung schon deshalb, weil man doch nicht zusammenkommen würde, um ewig nein, nein! zu rufen, notwendig bald aufhören müsse."

Gleich und gleich gesellt sich gern. Bei jenem Festessen und Festtrinken in Halle hat man neben anderen Größen auch den Lichtfreund Wislicenus hoch leben lassen. Die Lichtfreunde oder, wie sie sich selbst bescheidener nannten, „die protestantischen Freunde" waren in den ersten Jahren des Volksblattes der Gegenstand heftigster Bekämpfung. Auch hier war es der „Schulze Gottlieb", der den Kampf eröffnete. In einem an „Herrn Frei in Linde" (Dr. Harnisch in Elbei) gerichteten Brief (Nr. 20 von 1844) erzählt er von der ein Jahr vorher (1843) am dritten Ostertag in der Magdeburger Börsenhalle abgehaltenen Prediger- und Volksversammlung und von dem Auftreten des Lichtfreundes Uhlich aus Pömmelte, den er den Prediger Tepömmel nennt. Uhlich beschwerte sich in einem in Nr. 34 abgedruckten Brief, daß er verleumdet worden sei, aber der Schulze antwortet ihm fest und entschieden, daß er ihn nicht verleumdet habe, denn der Pastor von Pömmelte habe geleugnet, daß Jesus Christus Gottes Sohn sei, weil er die Gottheit Christi geleugnet habe.

Dasselbe Gelichter hat am 29. Mai 1844 in Köthen eine Versammlung gehalten, um die Lehren von der Erbsünde, von der Gottheit Christi, von seiner wunderbaren Empfängnis und Geburt zu verwerfen und sich für Abschaffung des Apostolikums zu erklären. Uhlich hat in den „Mitteilungen für protestantische Freunde" (Nr. 9 von 1844) das „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle, Auferstehung des Fleisches" „Vorstellungen" genannt, „welche so

sehr außer dem Kreise menschlicher Beobachtung (!) liegen, daß sie unmöglich christliche Glaubenspunkte sein können". — — „Also ist dies Glaubensbekenntnis in seiner jetzigen Form unzweckmäßig; es müßte mit einem anderen vertauscht werden. — — Wie aber? Soll der Geistliche jenes Bekenntnis ohne weiteres beseitigen? Wenn er es vor seinem Gewissen muß, so mag er thun, was er nicht lassen kann; er wird vielleicht Märtyrer dieses Schrittes, jede gute Sache hat Märtyrer gehabt. Ich fühle mich nicht dazu getrieben. Ich kann es nicht über mich gewinnen, meine schöne Wirksamkeit am Reiche Jesu auf das Spiel zu setzen, um einer Formel willen; ich kann es nicht ertragen, daß ich Irrung in eine ganze Gemeinde werfen sollte, indem ich jenes Bekenntnis beseitigte. Ich lege mir die Sätze desselben, die mir widerstreben, vernünftig aus; ich sage mir, daß ich vor der Gemeinde als Beauftragter stehe, der etwas im Auftrag zu sprechen habe. Aber gut ist das nicht; es ist etwas Unwahres, Unchristliches, etwas sehr Bitteres darin." (1845 S. 12.)

Am 8. Juli 1845 ist in Naumburg eine lichtfreundliche Versammlung abgehalten worden, in der Franz von Florencourt den „protestantischen Freunden" ein Licht aufgesteckt hat, wie sie noch keines gesehen hatten. In Nr. 63 wird die Rede Florencourts abgedruckt und einleitungsweise dazu bemerkt: „Seit Jahren hat Hr. v. Florencourt, ein renommierter Litterat von radikalem politischem und rationalistisch-religiösem Bekenntnis, die seltene Selbstverleugnung besessen, den Bibelgläubigen, die er bekämpfte, mehr Wärme, Leben und Tiefsinn zuzugestehen, als den Rationalisten, für die er Partei nahm (in mehreren Aufsätzen des Hamburger Börsenblattes), und während er für seine Partei nur Duldung in Anspruch nahm, der Kirche das Recht zuzuerkennen. — — Mit dieser Rede ist das rechte Wort gesprochen."

Florencourt setzt voraus, daß die rationalistischen Geistlichen mit den zehn Geboten übereinstimmen. „So rufe ich Ihnen denn eins dieser Gebote ins Gedächtnis zurück, welches da lautet: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden. Verstehen Sie wohl, Du sollst nicht falsch Zeugnis reden. Bis jetzt haben Sie falsch Zeugnis geredet, das können Sie nicht leugnen; Sie haben Zeugnis abgelegt für eine Sache, an die Sie selber nicht glaubten. Dieses Ihr unwahres Treiben hat die schlimmsten Folgen gehabt, schlimme Folgen für Sie, schlimme Folgen für das ganze Volk. Der geistliche Stand ist in allgemeine Verachtung gekommen; man betrachtet ihn allgemein als ein Lügenhandwerk, welches keinen anderen Zweck habe, als seine Genossen zu nähren und zu kleiden."

„Die Geistlichen haben das Volk zur Unwahrheit, zur Phrase erzogen. Aber Sie wollen die Vergangenheit begraben und Priester der Wahrheit werden. Von jetzt an also keine Akkomodation mehr, keine reservatio mentalis, keine doppeldeutigen Redensarten mehr, bei denen sich jeder nach Belieben denken kann was er will, kein hohles Pathos, kein erkünsteltes Feuer mehr, während es im Herzen tot und kalt ist."

„Das ist es doch, was Sie wollen? Das ist es doch, was ich bei meiner Untersuchung über die Zukunft ernstlich voraussetzen darf?

Nun denn, so werden wir uns leicht einigen. An der Spitze der Zukunft stehe also der Satz: Von nun an kein falsch Zeugnis mehr! — —

Kein falsch Zeugnis mehr werde also von Ihnen abgelegt bei der Taufe. Tragen Sie bei der Taufe nicht ferner mehr Glaubenssätze vor mit feuriger Stimme, mit zum Himmel gerichtetem Blick, an die Sie selber nicht glauben! Verpflichten Sie die Taufzeugen ferner nicht mehr auf ein Glaubensbekenntnis, das Sie selbst für falsch halten; Sie glauben nicht mehr an die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria — wohl, so legen Sie auch ferner kein falsches Zeugnis dafür ab bei der Taufe; — Sie glauben nicht mehr, daß Christus der Sohn Gottes sei, der zu seiner Rechten sitzt, — legen Sie dafür nicht wieder falsches Zeugnis ab; — Sie glauben nicht an Auffahrt gen Himmel, an Niederfahrt zur Hölle; — nun wohl, so unterlassen Sie Ihr falsches Zeugnis dafür in Zukunft.

Dem Glaubensbekenntnis dunkle, verblümte Redensarten vorausschicken ist ein elender Notbehelf, der die Lüge nur noch schlimmer macht." — — „Also eine andere Taufformel, ein anderes Glaubensbekenntnis in Zukunft für Sie. Diese Forderung werden Sie ganz gewiß selber an sich stellen, wenn Sie wirklich kein falsches Zeugnis mehr ablegen wollen."

Auch bei der auf vorausgegangenen gereinigten Religionsunterricht folgenden Konfirmation darf kein irriges Glaubensbekenntnis angewandt werden.

„Drittens: Sie müssen demnach den lutherischen Katechismus abschaffen und einen neuen an seiner Stelle einführen, der bloß reinen Deismus und christliche Sittenlehre in Ihrem Sinne enthält. Auch diese Forderung der Wahrhaftigkeit werden Sie nicht in Abrede stellen.

Viertens muß ein neues Gesangbuch durch Sie in Ihren Gemeinden eingeführt werden, worin jede Hindeutung auf ein Wunder, auf die Versöhnungslehre, auf die Auferstehung des Fleisches, auf den jüngsten Tag gänzlich fehlt. Mit Gesängen, die nur ein einziges Wort davon enthalten, dürfen Sie Ihren Gottesdienst nicht ferner einleiten, wenn Sie nicht von neuem falsch Zeugnis ablegen wollen. Durch Textverfälschungen der alten schönen Gesänge, wie dieses von Ihrer Partei leider so häufig geschehen ist, dürfen Sie sich dabei auch nicht zu helfen suchen, wenn Sie nicht neben der Sünde eines litterärischen Falsums auch noch die Sünde gegen den guten Geschmack begehen wollen. Fehlt es Ihnen an jener tieferen Poesie und an jener innigeren Frömmigkeit und Glaubensfreudigkeit, von welchen jene schönen alten Gesänge durchweht sind, so müssen Sie warten, bis wieder begeisterte, fromme Dichter auch unter Ihnen erstehen. Einstweilen müssen Sie sich schon mit matterer Ware begnügen.

Die ganze Perikopenordnung müssen Sie ferner fünftens umwerfen. Wenigstens drei Viertel der Evangelientexte, über die Sie bis jetzt gepredigt haben, dürfen Sie nicht ferner in den Mund nehmen. Sie glauben nicht an das Wunder, darum dürfen Sie der Gemeinde auch das Wunder nicht mehr vorlesen, oder Sie fallen in Ihren alten Fehler zurück, Sie legen abermal falsch Zeugnis ab. — Wenn man einmal einen Text zu Grunde legt, so muß man auch wahrheitsgetreu bei dem Sinne desselben anknüpfen. Das Wunder darf nicht mehr dazu dienen, Ihre Geschicklichkeit im Volteschlagen zu zeigen." — —

„Und endlich sechstens werden Sie mehrere unserer wichtigsten christlichen Feste aufgeben und abschaffen müssen."

Und alle diese Reformen müssen sofort, vom nächsten Sonntag an, ins Werk gesetzt werden. „Ihr wenig geschärfter Wahrheitssinn hat sich dieselben vielleicht in dieser Ausdehnung noch nicht ausgemalt, sonst begreife ich wenigstens nicht, wie sie nur an die Möglichkeit haben denken können, einen so plötzlichen Umsturz in einer Kirche zu bewirken, die noch immer treue und wahre Anhänger genug ihr eigen nennt. Auf dem Wege gütlicher Ueberzeugung werden Sie diese Anhänger gewiß fürs erste nicht gewinnen können, solche sanguinische Illusionen werden Sie sich selber nicht machen. Es würde Ihnen also nichts übrig bleiben, als die Anhänger des alten Glaubens mit Gewalt aus Ihrer eigenen Kirche zu entfernen. Ist das Ihre Absicht? Meine Herren, bedenken Sie wohl, was Sie thun, bedenken Sie, auf welche Weise Sie Diener dieser Kirche geworden sind? Durch Lüge und Verstellung sind Sie es geworden, durch tägliche Lüge und Verstellung haben Sie sich als solche darin erhalten. Sie haben sich darin eingeschlichen durch falsches Zeugnis, und jetzt, da Sie die stärkeren zu sein glauben, wollen Sie die alte Sünde der Lüge mit der neuen Sünde der Unterdrückung vertauschen? Meine Herren, ich mag über diesen Punkt nicht mit Ihnen streiten. Wer nicht so viel Rechtssinn besitzt, daß er auf den ersten Blick das Niederträchtige eines solchen Versuchs einsieht, der ist überhaupt alles Rechtssinnes bar und ledig. — — Der einzige große Sieg, den die Freiheit in Preußen kürzlich gewonnen hat, ist die wiedererrungene Sektenfreiheit! Meine Herren, benutzen Sie diese Freiheit, bilden Sie eine neue

Sekte, wenn Sie Kraft und inneren Beruf in sich fühlen. Und wenn nicht, so legen Sie lieber Ihre Aemter nieder und entsagen Sie der traurigen Alternative, entweder Lügner oder Unterdrücker zu sein. Legen Sie nicht ferner falsches Zeugnis ab, aber begehren Sie auch nicht Ihres Nächsten Haus."

Welchen Eindruck hat dieses Sturzbad auf die Lichtfreunde gemacht? „Soll ich antworten?" hatte der sanftmütige Uhlich zu den Hörern hinaufgefragt. „Ja, mit Knitteln!" war die lichtfreundliche Antwort herniedergeschallt.

Das Volksblatt aber hat dem tapferen Redner zugerufen: „Ehre dem Wahrheitszeugen im feindlichen Lager! Er hat durch diese bittere Arznei für die Widersacher den „Kleinen" im Reiche Gottes einen Trunk kühlen Wassers gereicht, der ihm nicht unvergolten bleiben wird. Möge die Vergeltung die sein, daß dem, der kraft eines unbestechlichen Gewissens für die Lüge ein so klares Auge bewährt hat, auch durch die Kraft des heiligen Geistes ein klares Auge für die Wahrheit geschenkt werde!"

Nun, diese Vergeltung ist eingetreten. Aus dem Manne, der noch 1840 von sich sagen mußte, daß es ihm bis jetzt nicht möglich gewesen, an die Geschichte Christi, wie sie in der Bibel stehe, an seine Gottheit, an seine Auferstehung und Himmelfahrt lebendig zu glauben, aus dem Manne, der noch 1840 erklären konnte: „Ich habe nichts dagegen, wenn man nach sinnlichen Genüssen strebt, wenn man die Sünde leicht nimmt und als ein notwendiges Ingredienz des Lebens betrachtet, — — wenn man Gott einen guten Mann sein läßt und nur in seltenen, bedeutenderen Momenten sich zu ihm aufschwingt, um ihn dann auf einige Zeit wieder zu vergessen" (Florencourt „Pol., kirchl. u. lit. Zustände in Deutschland" S. 355), ist ein christgläubiger Bekenner geworden, dem man im tollen Jahr die Redaktion des Volksblattes übergeben konnte.

Ein grelles Streiflicht ist übrigens noch im Jahre 1845 von Stolberg aus auf Florencourts Rede gefallen. Das Stolberger Wochenblatt hatte diese Rede abgedruckt, nicht zum Danke des die Aufsicht über die Presse führenden gräflichen Polizeirates Günther, denn der gebot, „künftighin keine das religiöse Gebiet berührende Streitschriften aufzunehmen", damit „die Eingesessenen" nicht „mannigfach beunruhigt und aufgeregt" würden. Zugleich ermahnte der Polizeirat „die Eingesessenen" zu ruhigem und besonnenem Verhalten und gab zur Erwägung, „daß die Spitzen des frommen Glaubens und der höchsten Vernunft in der Gottesverehrung zusammenlaufen".

Ein zweiter Führer der Lichtfreunde war Pastor Wislicenus in Halle. Er veröffentlichte 1844 eine Schrift unter dem Titel „Ob Schrift, ob Geist?" Den Verfasser anlangend, hätte sich das Kirchenregiment die Frage: „Ob Bock, ob Gärtner" sehr rasch beantworten und den Bock aus dem Garten der Kirche hinausjagen können, es dauerte aber sehr lange, bis man diesem Irrlehrer und seinem Meinungsgenossen Uhlich den Prozeß gemacht hat. Ein dritter Führer, der Divisionsprediger Rupp von Königsberg, ist schon 1845 abgesetzt worden. Wislicenus forderte infolge davon die Königsberger unterm 16. Januar 1846 auf (Nr. 36), eine von der „Regierungskirche" „unabhängige Gemeinde" zu bilden. „Eine Absetzung ist genug; die sonst noch reif gewesen, können nur von selbst gehen." — „Nur die Gemeinde, welche sagt: „mein Gesetz lebt in mir selbst, der Geist der Wahrheit, Gott in mir, Christus in mir", nur die erklärt sich unumwunden für frei." Kein privilegierter exklusiver Predigerstand! Hinweg mit der Gebundenheit an Bibeltexte! Hinweg mit dem Priesterrocke! Hinweg mit allem Abendmahlszwange, auch dem moralischen! Hinweg mit stabilen und langen Liturgien! Dagegen herbei mit neuen Liedern, munter und belebt! „Sollte es aber etwa an neuen Liedern auf die Länge fehlen? Dann hätten wir keine Schöpferkraft in uns und wären gerichtet." Auch die Orgel muß eine Wiedergeburt erleiden. (Dachte Wislicenus vielleicht an eine freireligiöse Drehorgel?) Statt einer Kirche wird „ein Saal in jeder Beziehung angemessen sein". „Altäre hindern uns nur, haben doch schon die Reformierten sie abgethan." Zum Schlusse denkt Wislicenus an die Vereinigung der Lichtfreunde und der Deutsch-Katholiken. — Gegen Wislicenus erklärten sich 248 Theologen,

darunter die dem Volksblatt nahestehenden Haller Professoren Tholuck, J. Müller und Hupfeld. (Nr. 57 von 1845.) Ein Jahr darauf erklärten sich 88 mittelparteiliche Schwächlinge gegen die Partei der „Evang. Kirchenzeitung", der sie inquisitorisches, alle Glaubens- und Gewissensfreiheit mißachtendes Gebahren und den papiernen Papst der reformatorischen Bekenntnisse vorwarfen. Der Berliner Volkswitz nannte diese zwischen den Lichtfreunden und Finsterlingen in der Mitte flatternden Wesen die Dämmerlinge. Selbstverständlich konnte bei diesen Protesten der Jude nicht fehlen. Ein jüdischer Berliner Stadtrat namens Benda hatte die Anmaßung, eine Erklärung in Gang zu setzen gegen die „Uebergriffe des religiösen Princips in das bürgerliche und staatliche Leben."

Petitionen, die ebenso unberechtigt waren als der Judenprotest, sind von den sehr aufgeklärten Magistraten der Großstädte Berlin, Königsberg und Breslau in zarter Fürsorge für die religiöse Frage der Gegenwart an den König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet worden. Dem Berliner Magistrat gab der König in feierlicher Audienz am 2. Oktober 1845 eine von echt kirchlichem Geist erfüllte Antwort (Nr. 86): — — „Der Magistrat bezeigt ein großes Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten. Ich muß also voraussetzen, daß derselbe die Rechtslage unserer evangelischen Landeskirche genau kennt. Er muß wissen, daß, als in der Reformation die Kirchengewalt ihrer Träger entbehrte, die Kirche und die Reformatoren selbst sie auf den Landesherrn übertrugen. Sie ruht auf Meiner Krone und erschwert dieselbe sehr, sie legt Mir bedenkliche Pflichten auf; sie giebt Mir aber unbestreitbares und unbestrittenes Recht, in die Gestaltung der Kirche einzugreifen. Ich thue dies aber nicht, fünf Jahre Meiner Regierung bezeichnen dies klar, und — merken Sie sich das, Meine Herren, denn es ist das der Kern Meiner Antwort: Ich thue es nicht, weil ich einem unwandelbaren Grundsatze folge, der ist: die Kirche durch sich selbst sich gestalten zu lassen." Die Synoden sind die schon von Friedrich Wilhelm III. in Aussicht genommenen „berechtigten Organe, die Meinung der Kirche auszusprechen". „Sollte von denselben die Anregung auf eine Gestaltung der Kirche ausgehen, so werde Ich gern Hand ans Werk legen und den Tag segnen, an welchem Ich die Kirchengewalt wieder in die rechten Hände zurückgeben kann. Doch ohne Anregung durch die rechtmäßigen Organe werde Ich nichts thun.

Ich muß dem Magistrat jede rechtliche Befugnis absprechen, anregend oder thätig in die Gestaltung der evangelischen Landeskirche einzugreifen. Aber Ich würde ihm gern eine moralische Befugnis zuerkennen, wenn der Magistrat in einem eminenten Grade seine Patronatspflichten erfüllt und das Interesse an kirchlichen Dingen bei anderer Veranlassung in gleichem Maße bethätigt, wenn er das Band protestantischer Bruderliebe besonders heilig gehalten hätte. Aber die Hand aufs Herz, Meine Herren, es ist Mir in Wahrheit nicht möglich, diese moralische Befugnis dem Magistrat zuzuerkennen. Werfen Sie einen Blick auf den kirchlichen Zustand unserer Stadt; in keiner Stadt — sie sei groß oder klein — in unserem Lande steht es so schlimm um die Möglichkeit der Seelsorge als hier. Ein Umstand muß besonders ins Auge gefaßt werden. So unglaublich es klingt, so wahr ist es, daß unter Friedrich Wilhelm I., als die Stadt zwischen 50—70000 Einwohner zählte, die Zahl der Seelsorger nicht etwa dem Verhältnis, sondern der Zahl nach bedeutend größer war als in diesem Augenblick, da sie nahe an 400000 Einwohner zählt." — Der König rügte insbesondere noch, daß den englischen Protestanten der Mitgebrauch einer Kirche trocken abgeschlagen worden sei in demselben Augenblick, wo den Deutsch-Katholiken zwei Kirchen zur Mitbenutzung angeboten wurden.

„Das Allerschmerzlichste aber, was in der Adresse enthalten ist, muß Ich zuletzt berühren. Es bezeichnet der Magistrat die kirchlich Gläubigen der Kirche als eine Partei; das hat Mir wehe gethan. Aber er geht weiter; er beschuldigt, wenn auch versteckt, doch deutlich, Meine Regierung, eine Partei zu begünstigen. Ueber

diesen letzten Punkt, Meine Herren, gehe Ich im Gefühl der eigenen Würde und im Gefühl der Würde Meiner Behörden mit beleidigtem Stillschweigen hinweg; von dem andern aber will Ich reden. Der Magistrat vergißt sich in seinem Eifer so weit, daß er einen Namen nennt (Hengstenberg) und diesen als Bannerführer einer Meinung bezeichnet, die ruhige Beobachter, wie gewiß ein jeder von Ihnen, Meine Herren, und Ich Selbst nur des zu großen Eifers in der Erfüllung beschworener Pflichten und ihrer zu engen Auffassung bezichtigen könnte. Darin wäre Ich mit Ihnen ganz einverstanden. Sie klagen diese Männer bei Mir an in einer Zeit, wo unsere Kirche betrübt und geschändet wird von solchen, die dieselben teuren Eide auf unser Bekenntnis geleistet haben, wie jene, und zwar freiwillig, unaufgefordert, feierlich vor Gottes Altar, und die mit diesem Eide im Gewissen umhergehen, den Abfall predigen, sich dabei ungesetzlicher Mittel bedienen, das Volk aufregen und Volks-Versammlungen ausschreiben. Aus dieser Zahl wird kein Name in der Adresse genannt, gegen dieses unerhörte Treiben kein Wort gerechter Entrüstung darin vernommen. — — Das hat Mich tief gekränkt. Ich beklage es als ein Unglück, und muß Ihnen, Meine Herren, darüber Meine Mißbilligung von ganzem Herzen aussprechen." — —

„Der Magistrat — fast fehlt der Reim —
Fuhr auf das Schloß und wieder heim."
(G. Jahn.)

Der Magistrat von Königsberg hatte unterm 23. September 1845 (Nr. 90) eine Eingabe an den König gerichtet, in der von den religiösen Bewegungen die Rede ist, die „verstärkt worden sein können durch den Umstand, daß der strebende Mensch mit seinem Wunsche um Beteiligung bei dem öffentlichen Leben zurückgewiesen, nun alle Kräfte für das Gebiet des Geistes und Herzens konzentriert". Daneben wird der unwahre Satz hingestellt, daß die Mehrzahl der Königsberger „fest an dem Glauben der Väter" halte. Die Kabinettsordre vom 14. Oktober 1845 (Nr. 90) spricht den Vätern der Stadt Königsberg gegenüber die Hoffnung aus, daß sie „in einer Zeit, wo es mit mehr Kühnheit als jemals von vielen Seiten versucht wird, den Glauben der Väter anzugreifen und in seinen Fundamenten zu erschüttern", mitwirken werden, „das treue Festhalten an jenen Glauben nach bestem Vermögen" überall zu stützen und zu fördern und so „der Sektenspaltung und der Vertauschung der kirchlichen Autorität gegen die Despotie jeder individuellen Meinung entgegenzuwirken, welche für sich eine Lehrberechtigung, der evangelischen Gemeinde gegenüber, in Anspruch nimmt."

Die Petition des Magistrats und der Stadtverordneten von Breslau ist vom König unterm 1. Februar 1846 (Nr. 18) beantwortet worden. Nachdem Berlin und Königsberg ab- und zur Ruhe verwiesen waren, hätte Breslau es füglich unterlassen können, seine „Befürchtungen" „in Betreff der religiösen Gegenwart" mit augenscheinlicher Wichtigthuerei auszusprechen. Der König nennt darum die Eingabe vom 10. Januar 1846 eine ihm „sehr unwillkommene". Der König verteidigt die auf dem Konsensus der reformatorischen Bekenntnisse beruhende Union gegen die Meinung, als ob diese Bekenntnisse in Wegfall gekommen seien. Er nennt die unterlassene Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisse eine „ahndungswürdige Vernachlässigung". Diejenigen können nicht als Diener der Kirche betrachtet werden, „welche, allen Fundamenten des christlichen Glaubens hohnsprechend, es dennoch wagen, sich auf die heilige Schrift zu berufen".

„Die Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiet haben die preußische Regierung bestimmt, allen mit den Kirchen Zerfallenen die Freiheit zu gewähren „nach Maßgabe der allgemeinen Landesgesetze" (Allg. Landrecht), sich zu gemeinsamem Bekenntnis und Gottesdienst zu vereinigen. Das Patent und die Verordnung vom 30. März 1847 (Nr. 31) enthalten „die Grundsätze über Zulassung und Bildung neuer Religionsgemeinschaften".

Während der in seiner Art ehrliche und konsequente Wislicenus es auf das Aeußerste hatte ankommen lassen und „wegen grober Verletzung der für Liturgie und Lehre in der evangelischen Landeskirche bestehenden Ordnungen" abgesetzt wurde, versuchte

es der kluge, im Pfründenbewußtsein befangene Uhlich trotz der Gesetzgebung vom 30. März 1847 unterm 16. April dieses Jahres in einer an den König gerichteten Bittschrift (Nr. 41) um Schonung und Duldung der rationalistischen Geistlichen nachzusuchen. In dem vom Könige unterm 30. April 1847 an den Minister Eichhorn ergangenen Erlaß wird unterschieden zwischen den rationalistischen Geistlichen, die sich in die Ordnungen der Kirche gehorsam fügen und den anderen, „welche wider das Bekenntnis derselben kämpfend auftreten in Schrift und Predigt, in Liturgie und Verwaltung der Sakramente, in Volksvorträgen endlich, in welchen sie über die Grenzen ihres Berufs hinausgreifen"; (damals hat man noch nichts von der oberkirchenrätlichen Unterscheidung zwischen amtlichen und außeramtlichen, u. a. strafbaren und straflosen dem Glauben der Kirche hohnsprechenden Kundgebungen der Geistlichen gewußt) und der Pfarrer Uhlich steht seit lange unter solchen in den vordersten Reihen der Agitatoren. — Da der p. Uhlich sich auf sein Gewissen beruft, so wird dasselbe ihm gesagt haben, daß es sich mit gutem Gewissen auch nicht verträgt, Namen und Autorität eines Dieners der evangelischen Kirche zu mißbrauchen zu dem Versuch, diese Kirche zu verwirren und den Glauben ihrer Glieder zu untergraben. — Es steht ihm frei, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, wenn er sich mit der evangelischen Kirche nicht zu vertragen vermag, aber nicht als Lehrer dieser Kirche selbst, welche ein anderes Bekenntnis als das seinige hat, das sie nicht aufzugeben gesonnen und bei welchem sie zu schützen Meine Pflicht ist. — Mein Patent vom 30. März dieses Jahres hat jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntnis der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Konflikt zu kommen, ohne in den andern vorerwähnten Gewissens-Widerspruch zu verfallen."

Die große Geduld des Kirchenregiments hat erst unterm 20. September 1847 Uhlich (der jetzt Pfarrer an der Katharinenkirche in Magdeburg war) vom Amt suspendiert. In Nr. 82 des Volksblatts (13. Oktober) hat v. Florencourt „die Suspension Uhlichs" ausführlich in einem Leitartikel besprochen. Praktisch angesehen geht Florencourt von dem Gedanken aus, daß auf das Geschrei der innerlich nicht beteiligten Massen des Kirchenpöbels in kurzer Zeit alles ruhig sein werde. „Ein anderer Gegenstand der Unterhaltung des wohlfeilen thatlosen Opponierens und Kritisierens in den Kaffeehäusern und Bierschenken und die Sache ist vergessen." Zugleich wird der Blick auf ein Gegenbild gerichtet: auf die sogenannten Altlutheraner, deren Ausdauer durch die ganze Macht der preußischen Regierung nicht gebrochen werden konnte. „Ihre Geistlichen wanderten aus einem Gefängnis ins andere, und die Gemeinden wanderten lieber nach Amerika und nach Australien, ehe sie nur ein Tüttelchen von ihren Glaubenssatzungen aufgaben. Wir werden ja nun sehen; wie viel Magdeburger Lichtfreunde wegen dieser Glaubensverfolgung, wegen dieses Gewissenszwanges, wie sie es ohne Zweifel nennen werden, ihr warmes Bett verlassen und nach den Urwäldern Amerikas gehen, um dort ihre lichtfreundlichen Gebete ungestört halten zu können." Der Verfasser spricht dann von dem Schriftenwechsel zwischen dem Konsistorium und Uhlich. „Das Konsistorium erschöpft sich in den klarsten Gründen um ein ehrliches Ja oder Nein, so klar, daß ein zehnjähriges, unverdorbenes Kind sich davon überzeugen muß. Uhlich dagegen stets ausweichend, stets doppelzüngig, mit nie abreißenden mentalen Reservationen (innerlichen Vorbehalten), ist nicht dahin zu bringen, den evidentesten Deduktionen (klarsten Beweisen) gegenüber Stand zu halten und eine sachgemäße Antwort zu erteilen. Alles ist auf Schrauben gestellt, in dem Nachsatze nimmt er wieder zurück, was er in dem Vordersatze zugiebt, und den möchte ich sehen, der mir mit Bestimmtheit sagen könnte nach Lesung sämtlicher Antworten Uhlichs, was denn nun eigentlich der Sinn derselben sei."

Alsbald nach Uhlichs Suspension richteten der Magistrat und fast alle Kirchenvorsteher der sechs Pfarrkirchen Magdeburgs die Bitte an den König, es möchten die Pfarrer ermächtigt werden, bei Taufe und Konfirmation das Glaubensbekenntnis weglassen zu dürfen. Der König gab einigen Deputierten der Stadt-

behörden eine (in Nr. 92 von 1847 abgedruckte) ausführliche mündliche Antwort bei seiner Durchreise durch Magdeburg: die Unterzeichner der Vorstellung verlangten nicht den ihnen freistehenden Austritt, nicht die Bildung einer neuen ihnen nicht verwehrten Religionsgemeinschaft, nein, sie verlangten innerhalb der Kirche die Entbindung von dem apostolischen Glaubensbekenntnis. Dieses Bekenntnis sei das gemeinsame Band, welches die ganze Christenheit im Orient und Occident, diesseits und jenseits des Meeres seit mindestens 15 Jahrhunderten vereinigt habe. Dieses Band solle zerrissen werden, und zwar unter des Königs Mitwirkung und Autorisation. Es sei aber seine Pflicht, die evangelische Kirche des Landes unangetastet zu erhalten, er dürfe also zu einem Riß innerhalb der Kirche nicht die Hand bieten.

Abschaffung des Apostolikums lag damals in der von Lichtfreundschaft und Deutschkatholizismus verpesteten Luft. So hatte schon 1844 (Nr. 40) ein Kaufmann Bassermann von Mannheim, unterstützt vom nachmals als Freischarenführer bekannt gewordenen Advokaten Hecker, in der badischen zweiten Kammer darum auf Beseitigung des lutherischen Katechismus gedrungen, weil in demselben das Augsburgische Bekenntnis enthalten sei. Der Ignorant hatte das Apostolikum im Auge gehabt. Hat doch auch die in Mannheim erscheinende Abendzeitung es fertig gebracht, den Bürgermeister Tschech, der am 26. Juli 1844 ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. verübt hatte, mit dem Gedanken in Schutz zu nehmen, daß „der bejahrte Thäter" „seine That vor sich entschuldigen und sich über sein Verbrechen mit dem Gefühle eines beleidigten Rechts beruhigen konnte". Das Volksblatt (Nr. 68) hat im Gegensatz hierzu einen Brief Gustav Jahns abgedruckt, in dem es heißt: „Unsere Väter haben nicht gesprochen von der Mündigkeit des Volks, vom alten Aberglauben, von der neuen Aufklärung, von Konstitution und Preßfreiheit — aber haben auch nicht auf ihren König geschossen." Tholuck hielt in jenen Tagen in Halle einen akademischen Trauer-, Buß- und Dankgottesdienst. Bassermann und Hecker auf der einen, G. Jahn und Tholuck auf der anderen Seite stehen sich als Leugner und Bekenner auf kirchlichem und politischem Gebiet gegenüber. Auch heute haben die deutschen Fürsten die treuen „Unterthanen" und die unzuverlässigen „Staatsangehörigen" im christlichen und im antichristlichen Lager zu suchen.

(Schluß folgt.)

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

Unter der Arbeit gingen inzwischen die Wochen rasch dahin und Pfingsten nahte heran. Nicht alle Rostocker Faktoren waren gleichmäßig eifrig oder glücklich im Handel gewesen. Wenn auch Henning seine eingetauschten reichen Vorräte schon verfrachtet hatte, so war die ganze Ladung doch noch nicht beisammen, und Hugo Degenhard wurde ungeduldig. Während die deutschen Höfe überall in lustiger Erregung waren und die Zurüstungen auf die Feier der nach ihrem Brauch besonders festlichen Zeit trafen, ging er verdrießlich auf dem Verdeck seines Schiffes auf und ab und ließ den säumigen Faktoren, welche sich mit den Anforderungen des Festes entschuldigen wollten, antworten, daß er in einigen Tagen fahren würde, der Rest der Waren müsse alsdann bis zu seiner Wiederkunft aufgehoben werden; denn er hoffte, in diesem Jahre noch einige gewinnbringende Fahrten zu machen.

Aber auch die Kaufmannsjungen sahen wenig froh darein, sie wußten ja, daß schließlich die ganze Festfeier darauf hinauskäme, daß sie abermals Proben ihrer Mannhaftigkeit ablegen müßten zum Ergötzen der Gesellen und Meister.

Am Tage vor dem Feste machten die armen Schelme eine Ausfahrt auf den Booten, um von den Birken, welche auf den benachbarten Inseln wuchsen, große Ladungen von Maienzweigen zu holen, damit das Fest auch des rechten Frühlingsschmuckes nicht ermangele. Inzwischen richteten die Gesellen den Schütting her, verhängten insbesondere eine Ecke mit Teppichen, hinter welchen, vor den Zuschauern verborgen, die Jungen bis aufs Blut gepeitscht werden sollten, damit sie bewiesen, daß sie im Notfall auch das Aergste ertragen könnten, ohne in Versuchung zu kommen, die Geheimnisse des Bundes zu verraten. Wer allzusehr dabei schrie und heulte, durfte gewiß sein, daß er das nächste Mal noch schlimmer geprüft werden würde. Die Sorge, ob er seine Stärke auch wohl recht bewähren könnte, raubte manchem Jungen den Schlaf.

Am Festtage fand ein Umzug aller Insassen der Höfe unter Vorantritt von Pfeifern statt, jeder Genosse trug einen Maienzweig in der Hand, Henning und ein anderer Meister, die zwei jüngsten Hauswirte, gingen in schwarzen Mänteln dem Zuge vorauf, um ihm den Weg ins Freie zu weisen. Zwei Gesellen, der eine als Narr, der andere als norwegischer Bauer verkleidet, tanzten nebenher und hatten die Aufgabe, durch Possen allerlei Art, derbe Späße und neckische Reime den Ernst des Zuges zu mildern. Der

Bauer hatte einen Ochsenschwanz, der Narr eine Peitsche, gelegentlich schlugen sie unter die Zuschauer, wenn diese allzusehr andrängten, auf deren Schelten hin verdoppelten sie die Hiebe, die Bergenschen wagten schon lange nicht mehr, sich gegen solche Uebergriffe zu wehren. Sogar wenn der Narr die Ehre der norwegischen Frauen angriff, ballten sie nur heimlich die Faust.

Als der alte Sverrir mit seinem gleichmäßigen Schritte daher kam und seinen Verdruß, daß er auf das Vorüberziehen des Zuges warten mußte, durch den mürrischen Ausdruck seines Gesichtes zu erkennen gab, schrie ihn der Narr plötzlich an:

„Hüt' dein Täubchen, Vater!
Vor deiner Thür sitzt der Kater."

Der Alte wollte ihm einen Stoß versetzen, aber der Narr spritzte ihm aus einer verborgen gehaltenen Spritze Wasser in die Augen und sang:

„Ein Degen der Kater,
„Ein Fischer der Vater.
„Der Degen ist hart,
„Der Fischer genarrt."

Der Bauer fuhr ihm mit den Zotteln des Schwanzes über das Gesicht und schrie dazu in kläglicher Weise: „Miau, miau!"

Henning fühlte, daß es ihn siedend heiß überlief, er glaubte die Blicke aller Deutschen, welche in ein wieherndes Gelächter ausbrachen, auf sich gerichtet und war im Begriff, den Bauern niederzuschlagen, der herausfordernd den Alten ansah, da wandte sich dieser um und schritt zornig den Weg, den er gekommen war, zurück. Weiter ging der Zug, die wenigsten hatten unter den neuen Eindrücken Zeit, über den Sinn der gehörten Reime nachzudenken.

Nach der Rückkehr in den Schütting hielt der Aeltermann eine Ansprache, in welcher er alle Anwesenden und insbesondere die Jungen ermahnte, zu den Satzungen der Hanse, den gültigen Sitten und dem Kaufmannsbrauch fest und treu zu halten, und die Lehrlinge baten hernach um eine gnädige Prüfung. Die Qual des Wartens mußte aber noch länger durchgekostet werden, denn es galt ja, sie im Ausharren zu üben. Darum setzte man sich zum Festschmaus, bei welchem sie aufzuwarten hatten. An Henning machte sich bei dieser Gelegenheit sein Junge und flüsterte ihm zu: „Meister, gebt acht! Ich habe gesehen, daß der Junker Rambold dem Narren einige Reime zusteckte und hörte Euren Namen nennen. Es gilt Euch ein Anschlag." Henning hörte seine Warnung nur mit halbem Ohr, denn seine Gedanken waren bei seinem Weibe, das vielleicht unter dem Zorne des gereizten Sverrir eine böse Stunde verleben mußte.

Abermals zog der Narr herum und bemühte sich, durch allerlei Schwänke und Späße, welche zumeist auf Erlebnisse der Höfe oder einzelne bekannte Persönlichkeiten gemünzt waren, und durch Gespräche mit dem sich möglichst dumm stellenden Bauern das Mahl zu würzen. Bei einem Gesellen, der wegen seiner Trunkfestigkeit bekannt war, hielt er an und rief: „Gevatter Bauer, komm heran und sage mir: Weswegen trinkt unser Gönner hier jeden Abend zu sechs Kannen noch die siebente?" — „Warum?" antwortete der Bauer. „Ich denke, weil er großen Durst hat." „Falsch, Gevatter! Ich habe noch keinen Gesellen gesehen, welcher den nicht hätte; ich denke vielmehr, weil er Verstand hat." „Das weiß ich nicht, daß man nach sechs Kannen noch Verstand haben kann." „Bei ihm wacht er wahrscheinlich dann erst auf, denn dann sagt er sich: Man muß nichts auf morgen verschieben, was man noch heute thun kann."

Ein Faktor saß am Tisch, der zuvor schon selbständiger Kaufmann in Rostock gewesen war, durch sein üppiges Leben seine Habe verloren hatte und nun, um sein Dasein zu fristen, in die Fremde zurückgegangen war. „Sieh dir den einmal an, wie der es sich schmecken läßt!" sagte der Narr. „Wie weit mag wohl seine Kehle sein?" „Wie weit? Nun, so weit wie eine rechte Schweinskehle." „Fehlgeschossen!

So weit wie die Mündung der Warnow, denn da hindurch ist schon ein ganzes Schiff mit voller Ladung gefahren."

„Wo arbeitet man mit Leichtigkeit?" fragte er im Weitergehen. Der Bauer schüttelte den Kopf bedenklich und sagte: „Noch niemals habe ich gesehen, daß jemand das kann." „Geh hin zum Bremer Hof und lerne es. Dort kauft man die Talgfässer mit hohlem Kern." Der Spaß gefiel den Rostockern ausnehmend, denn es war bekannt geworden, daß die Bremer durch einen norwegischen Bauern sich hatten anführen lassen, welcher die Fässer mit Talg wohl in der üblichen Größe, aber allzu leicht abgeliefert hatte.

Der lärmende Beifall trieb den Narren zu neuen Anstrengungen. „Nun will ich dich aber einmal fragen," rief der Bauer zwischen seine Reden. „Wer kann lachen, wenn ihm die Hunde ins Bein beißen?" „Das kann Ohm Hinz," war die schnelle Antwort. Hinz hieß der Pförtner, welcher einen Stelzfuß hatte. Jetzt waren beide in die Nähe von Rambold gekommen, welcher unweit des Aeltermanns seinen Platz hatte. „He, siehst du nicht, daß dort ein Junker sitzt?" schrie der Narr. „So ein recht feiner, stolzer Junker, der immer erst einen Stuhl abwischen läßt, bevor er sich darauf setzt? Einer, der sich besinnt, ehe er sich von unseren derben Fäusten die rechte Hand schütteln läßt? Ein ungeheuer wichtiger Gesandter des Rates, der ausgeschickt wurde, um zu sehen, ob die Mastbäume auf einem Schiff auch so gerade wie er selbst gewachsen sind? Geh hin, gieb ihm die Hand und sag guten Tag, Bauer!" Der Angeredete bot anscheinend treuherzig dem Ritter die Hand, schob aber, als dieser sie herablassend ergreifen wollte, plötzlich den Schwanz in dessen Rechte und sagte: „Guten Tag, Bauer!"

Rambold versuchte in das dröhnende Lachen einzustimmen, aber es war ein mißlungener Versuch, und sein Aerger machte den Männern doppelt Freude.

Also machte der Narr die Runde, plötzlich stand er bei Henning still und fragte: „Heda, Bauer, sag mir einmal, wo wird der Kaufmann zum Fischer?" — „Ich denke auf dem Wasser." — „Nein, bei dem alten Sverrir, da läuft ihm der Fisch von selbst ins Netz."

Henning erblaßte, aber er beherrschte sich und wandte sich seinem Becher zu. Der Narr ließ ihn nicht frei, sondern sang gleich darauf mit schmetternder Stimme:

„Er fischt mit seinen Netzen
Bei Sverrir an dem Strand,
Bald hält er mit Ergötzen
Das Fischlein in der Hand.

Er strickt ja seine Maschen
Mit Geld und gutem Wort,
Und mag er nicht mehr naschen,
Wirft er das Fischlein fort.

Den Abfall nimmt der Bauer
Mit dankbarlichem Sinn.
Schön Breta auf die Dauer
Wird eine Bäuerin." —

„Ha, Schurke, was wagst du!" Laut fuhr das Wort durch die Halle, daß alles Lachen sofort verstummte, und zugleich schmetterte ein Faustschlag den Narren zu Boden, daß dieser sofort besinnungslos dalag. —

Henning hatte es gerufen. „Laßt mich!" schrie er, als einige Nachbarn zusprangen und ihm in den Arm fielen. „Ich erwürg den Hund, der es wagt, mein Weib zu beschimpfen."

„Unsinniger, schweig! Du machst dich unglücklich!" raunte ihm ein Genosse zu. Er aber schleuderte mit einigen Stößen die ihn Haltenden zurück. „Was?" rief er noch lauter, alles vergessend. „Ich soll schweigen, wenn ein Lästermaul sich an mein mir vom Priester angetrautes Weib erhebt?" Seine Blicke suchten den Narren, der von anderen eiligst unter den Tisch gezogen war, sie irrten an der Tafel entlang — über die Gesichter der Festgäste. — Alle sahen ihn wortlos, bestürzt an, einige glaubten, der Wahnsinn sei plötzlich bei ihm ausgebrochen, und der Umstand, daß sie aus seiner Nähe zurückwichen, brachte ihn zu sich. „Ich bin kein Irrsinniger, fürchtet euch nicht!" sagte

er. „Einmal mußte es doch gesagt werden, was meine Feigheit allzulange verborgen gehalten hat.“

„Du hältst aufrecht, was du im Zorn bekanntest, Henning Degenhard?“ fragte ihn der Aeltermann, der zuerst die Lage begriff.

„Ja,“ rief der junge Meister. „Es soll gesagt sein, daß Breta, die Tochter des Fischers Sverrir, mein mir vom Priester angetrautes Weib ist und bleibt, so lange bis Gott uns scheidet.“

„Die Sache geht über unseren Hof hinaus an die Achtzehner,“ entschied der Aeltermann. „Begieb dich gutwillig in die Haft, bis sie über dich befunden haben.“

Henning verneigte sich stumm. Zwei Meister begleiteten ihn auf den Hof zum Mantel, wo die Gefängnisse waren, und meldeten die Angelegenheit dem Vorsitzenden des Ausschusses.

Das Fest des Rostocker Hofes war jäh gestört, keiner dachte an die Fortsetzung, zum Essen und Trinken hatte niemand Lust; denn wenn man auch gewöhnt war, an das sittliche Leben des einzelnen kein allzukurzes Maß zu legen, so war doch die bekannt gewordene Sache der Art, daß sie die Verurteilung aller herausforderte. Mit den Bergenern konnte und durfte es niemals eine Verbindung geben, wer sie einging, verriet den Bund, und es lastete das Bewußtsein, daß jemand aus der Mitte der Rostocker der That fähig gewesen, schwer auf dem Hofe. Aber zur Ehre desselben gereichte es zugleich, daß das Bewußtsein, den allbeliebten, lebensfrohen Genossen in schlimmster Bedrängnis zu wissen, die Last doppelt schwer machte.

Rambold, der seinen Plan über Erwarten gut gelungen sah, machte sich auf zu Hugo Degenhard, um neugierig zu erproben, ob dieser die Kraft habe, sein Wort wahr zu machen, das er einst zu ihm über die Pflicht zur Bundestreue gesprochen. Aber lange vor ihm war unbemerkt der treue Junge zur Thüre hinausgehuscht und in großen Sprüngen zur Brücke gerannt, um den Schiffer von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Er fand ihn, wie er am Mast lehnte. Die Knechte waren, abgesehen von der Wache, alle am Strande und genossen die Festlust in vollen Zügen. „Herr, Herr,“ flüsterte er, indem er zu dem Ueberraschten trat, „sie führen den Meister Henning ins Gewahrsam zum Mantel.“ —

„Hat er jemanden geprügelt?“ fragte Hugo ruhig.

„Ja, das auch. Den Narren hat er niedergeschlagen, Herr, das war ein Schlag! Wie ein Klotz lag der am Boden, und noch hat er sich nicht wieder besonnen, aber —“

„Dann muß dein Meister essen, was er sich eingebrockt hat,“ sagte Hugo und wandte sich wieder ab.

„Nein, Herr, sie wollen ihn töten, weil er ein Weib aus Bergen geheiratet hat.“

Hugo maß den Knaben mit erstaunten Blicken. „Du hast wohl zu viel getrunken? Geh, sie werden dich hernach schon nüchtern peitschen.“

„Herr, Herr, es ist wahrhaftig wahr, sie führen ihn gewiß jetzt schon weg, kommt doch und macht ihn frei, so lange er unterwegs ist, ich will helfen. Er hat es ja laut selbst gesagt, daß er getraut ist mit Breta, der Tochter des Fischers Sverrir.“

„Es ist gut!“ sagte Hugo, ohne den Knaben seine erwachende Unruhe merken zu lassen. „Jetzt mache dich zurück, daß du bei dem Spiel zur Hand bist. Ich wills deinem Meister sagen, daß du für ihn besorgt gewesen bist.“

Der Knabe, durch die Ruhe des Mannes überzeugt, daß alles ausgeglichen würde, glitt davon, aber Hugo Degenhard ging langsam zu einer Kiste, um sich schwerfällig niederzusetzen. Ihm war es fast, als ob er taumele, alles flog ihm vor den Augen, und eine Stimme in ihm rief: „Es ist wahr!“ — „Thorheit!“ sagte er vor sich hin. „Es liegt ein Irrtum vor, der sich schnell aufklären muß.“ Die innere Stimme sprach: „Warum war er in den letzten Wochen so verwirrt, warum vermied er dich und suchte dich doch wieder auf? Du merktest, daß er etwas auf dem Herzen hatte, aber du wartetest auf seine Anrede. — Es ist doch wohl wahr!“

„Nein,“ murmelte er nach einiger Zeit, „kein Mensch soll sagen, daß der Vater nicht an seinen Sohn geglaubt hat. Es ist nicht wahr. Es wird eine Liebschaft sein, und der Junge hat sich mit dem Mädchen zu tief eingelassen, so daß er glaubt, sie ehelichen zu müssen. Das ist in Bergen nichts Seltenes, aber die besseren Gedanken und die höhere Pflicht gegen den Bund siegen endlich.“

Eine Zeitlang saß er still und versuchte seinen Kampf mit Aufbietung aller Kraft in sich auszukämpfen.

„Wenn's aber doch wahr wäre!“ sprach er dann vor sich hin. „Er hat ein weiches, warmes Herz, und Weiberthränen sind eine große Macht. Was soll ich dann seiner Mutter daheim sagen?“

Als er merkte, daß die Wache auf ihn aufmerksam wurde, bezwang er sich und kehrte zu seinem früheren Standpunkt zurück.

Inzwischen nahte Rambold. Derselbe hatte seine Mienen so in der Gewalt, daß er mitleidig und teilnehmend drein sehen konnte, aber sein Herz klopfte heftig und seine Stimme bebte vor innerer Unruhe, als er sprach: „Fasse dich, alter Freund, wie ein Mann. Ich muß dir schlimme Nachricht bringen.“

Der Schiffer sah ihn an und sprach: „Sag an, Rambold! Eine schlimme Nachricht wird gemildert, wenn ein Freund sie bringt.“

„Dein Sohn Henning hat die Satzungen des Bundes gebrochen und eine Norwegerin, ein Mädchen aus Bergen, die Tochter des Fischers Sverrir, zum Weibe genommen.“

Er hielt inne und erwartete des Vaters Antwort. Dessen Hand zuckte, als er mit tonloser Stimme wiederholte: „Zum Weibe genommen!“

Rambold verstand ihn nicht, darum fuhr er fort: „Ja, ganz sicher zum Weibe. Er hat es soeben, gereizt durch allerlei Stachelreden, laut vor dem ganzen Schütting bekannt, daß ein Priester ihn vor zwei Wochen mit derselben ehelich verbunden hat.“

„Ein Priester!“ sagte Hugo, und es folgte eine lange Stille.

„Nun sprich, Hugo, was soll aus dem Unglücklichen werden?“ begann endlich Rambold wieder, den die Stille bedrückte.

Der Schiffer sah düster drein. Er fühlte, daß er sich nicht in Gewalt behalten konnte, daß aus seinem Innern das, was er bisher mühsam gebändigt hatte, plötzlich hervorbrechen würde. Noch einmal faßte er sich mit fast übermenschlicher Anstrengung, trat hastig vom Schiff auf den Steg und warf das Tau einer Jolle los. „Frag ihn selbst, er wird's wissen!“ zischte er zwischen den Zähnen hervor. Und ehe Rambold es sich versah, war er mit gewaltigem Stoße vom Ufer fort und legte sich mit Macht in die Ruder.

Der Zurückgelassene sah ihm mit starren Blicken nach. „Das ist kein Mensch!“ sagte er sich. „Wenn ich seinen Sohn hier als den gerichteten Bundbrüchigen tot zu seinen Füßen niedergelegt hätte, so hätte er es fertig gebracht, über ihn hinwegzuschreiten. — Es ist, als wäre er aus Erz und hätte ein Herz von Stein. Und doch weiß ich aus vielen Zeichen, daß sein Blut warm fließt. Nur sein Wille ist ehern. Es ist jetzt ganz gewiß, daß er den Sohn preisgiebt.“ — Unwillkürlich erschrak er bei dem Gedanken, daß er, nur um einen Versuch zu machen, das Vertrauen Hennings zu dessen Verderben mißbraucht und einen, zwei — nein, viele Menschen lebenslang unglücklich gemacht habe, seine That war nie wieder gut zu machen. Und dann murmelte er, indem er Hugo Degenhard nachsah: „Gott genade dem, der jenen dort einmal zum Todfeinde hat.“

Das Boot Hugos aber glitt wie ein Fisch durch die Wellen. Bei jedem Zug der mächtigen Arme zischte sein Bug, und das Wasser spritzte zur Seite desselben weg. Das zähe Ruder, aus bestem Eichenholz gefertigt und erprobt, brach unter dem Druck, die Stücke flogen über Bord, und gleich darauf bog sich das ergriffene Ersatz-Ruder im Andrängen gegen die Flut. Und es war kein Schlag ungleich. Das Wasser spritzte

nicht auf, wenn die beiden schweren Hölzer eingelegt wurden, und es zog in leichten Wirbeln hinterdrein beim Ausheben.

Die Möwen, welche auf den Wellen von ihrem langen Fluge ausruhten, fanden keine Zeit, zur Seite zu schwimmen, sie mußten hastig auffliegen, umgaben schreiend das Fahrzeug und schossen dann furchtsam zur Seite. — Das Ufer trat zurück; die Menschen, welche von dort aus staunend der eiligen Fahrt gefolgt waren, sahen Mann und Boot allmählich mit einander verschwimmen.

Da zog Hugo Degenhard die Ruder ein, stützte in wildem Schmerz sein Gesicht in die Hände und stöhnte: „Mein Sohn! Mein Sohn!" — — —

„Wer sagt's?" schrie er plötzlich und sprang auf, daß das Boot heftig schaukelte und schaute wild um sich. „Ein Junge, und ich habe ihn belobt! Ein Fremder, der ihn erst kurze Zeit kannte — und ich habe dem die Hand gedrückt! Hätte mir das gestern jemand verkündet, ich wollte eher glauben, daß ich ihn erwürgt hätte. — Ich, ich kenne ihn seit sechsundzwanzig Jahren, und ich sage: Das kann er nicht! Nein, das kann er mir nicht angethan haben. — — — Ich will selbst mit ihm sprechen und ihn fragen — aber — wenn er nun sagt: Sie haben recht geredet? — Weh, ich weiß es auch ohne dieses — sie haben beide recht geredet!"

Der starke Mann brach auf seiner Bank zusammen. „Der Unglückliche!" stöhnte er. „Was wird sein Los sein? Keine Heimat, kein Haus — unstät auf Erden! — Für seine Eltern und für seine Heimat tauscht er eine Dirne aus Bergen ein — eine Fischerdirne — ha — er geht mit ihr wohl gar als Spielmann in die Ferne — ha, ha, ha!" — — Da stand er schon wieder, und sein Lachen hallte schaurig über das weite Wasser.

„Er wird darauf gerechnet haben, daß ich sie beide an Bord nehmen soll! — Nein! — Nein, nein! — Der Bund verbietet es, und ich kann in seinem Dienst nicht fragen nach Weib und Kind. — Ich soll meinen Sohn in der Not verlassen, wo er niemanden hat als mich?" — —

„Ich habe dem Rate gedient durch manches Jahr, er wird Nachsicht haben, wenn ich sein Gebot breche. — Und wenn er mich verstößt, so verstößt er den Vater, der seinen Sohn retten wollte — seinen Sohn und dessen — Allmächtiger Gott, ich kann's nicht aussprechen. Ich hasse die Dirne, welche ihn berückte, ich will sie nicht sehen, nicht nennen. Und wenn sie hier in den Wellen vor mir ränge mit dem Tode — ich zöge die Ruder weg, wenn sie darnach griffe und führe vorbei. Ich hasse sie. — —"

Wild war das Wort und wild der Blick, Ramhold hatte recht, der Mann war in seinem Hasse furchtbar.

Es wurde ihm plötzlich dunkel vor den Augen, fast wäre er über Bord gefallen, schwerfällig tastete er nach der Bank und nach den Rudern und konnte die letzteren kaum halten. „Henning liebt sie mehr als mich!" seufzte er. — „Vor zwei Wochen! — Ich war ihm nahe — er fand kein Wort für mich, hatte kein Vertrauen zu seinem Vater! — Ich hätte ihm geraten — schon um seiner Mutter willen hätte ich einen Ausweg aus seiner Not gefunden — er liebte sie mehr als Vater und Mutter, mehr als die große Sache, welcher er diente, der er und ich, wir beide unser Leben weihen wollten; hatte so große Pläne, kühner noch, als ich je zu denken gewagt — machte mich stolz auf seinen Eifer für die Hanse. Er verläßt den Bund, verläßt uns, Herburg, seine Eltern — und er verdirbt. — — — Ich muß nun zwiefach thätig sein, weil mein Sohn alle Hoffnungen trug, muß noch mehr dem Bunde mein Leben weihen, mein Fleisch und Blut läßt ihn im Stich." — — —

„Zurück kann er nicht — soll er nicht," rief er plötzlich und hob seine Hand auf wie zum Schwur. „Wer das fertig brachte, ist unnützer Ballast, den man über Bord wirft. — Sprechen will ich ihn, fragen will ich ihn, richten mögen ihn die Achtzehner. — — — Und ich fahre davon — — ein Vater, der keinen Sohn mehr hat."

Mit diesen Worten faßte er wieder die Ruder und lenkte sein Fahrzeug zurück, nunmehr in sich fest, darum nach außen so ruhig, daß er mit Rambold, welcher noch immer am Schiff stand und wartete, seinen Plan, die vorhandenen Güter schnell an Bord zu nehmen und alsdann abzufahren, und den Rest, der noch nicht eingetroffen, bis zur Wiederkunft zu lassen, besprach. Da auch dieser mit seinen Geschäften fertig war und zuriet, weil er durch die allgemeine Erregung in Sorge gebracht war, der Narr möchte seine Urheberschaft des Angriffs auf Henning verraten, so stand der Rückreise kein wesentliches Hindernis mehr im Wege.

Als Hugo Degenhard in seine Kammer trat, welche er für die Dauer seines Aufenthaltes in Bergen bezogen hatte, fand er auf seinem Tisch ein in starkes, dunkles Leder gebundenes Buch vor, das in seiner Abwesenheit dorthin gelegt war. Er schlug es gedankenlos auf und fing an zu lesen, um sich etwas zu zerstreuen. Anfangs glitten seine Blicke über die sauber geschriebenen Buchstaben hin, ohne daß er ihren Sinn zu erfassen bemüht war. Plötzlich stutzte er und las und las wiederum und las zum dritten Male: „Und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert." Verwirrt wandte er das Buch hin und her. „Das ist doch kein Buch mit den Satzungen der Hanse", sagte er. „Solche Worte sind dort noch niemals gesagt, obwohl sie dem Bunde aus der Seele gesprochen sind. — Was für ein seltsames Buch ist das?" Er schlug den Titel auf und erkannte, daß es das Evangelienbuch sei, das sein Sohn für ihn oder besser für Frau Herburg daheim hatte besorgen wollen. Nun suchte er die betreffende Stelle wieder und konnte sie nicht finden. Der Gedanke tauchte in ihm auf, daß das heilige Buch nicht durch Zufall seine Blicke so gelenkt habe, sondern daß es ihm sein Verhalten in dem besonderen Falle, der ihn belastete, habe angeben wollen. Sein Entschluß wurde gestärkt, und nun machte er sich auf zu dem Aeltermann des Hofes zum Mantel und wurde, obwohl man auf jenem Hofe im Fortgange des Festes sich nicht hatte stören lassen, von demselben sofort empfangen.

„Ich möchte meinen Sohn sprechen, Herr Dargeribbe", sagte er, „wenn es mit der geltenden Ordnung sich verträgt".

„Sobald du in meine Hand versprichst, daß du nichts versuchen willst, was zur Entziehung deines Sohnes aus dem Gerichte des deutschen Kaufmanns dienen kann, mag es wohl sein", sprach der Aeltermann. Hugo gelobte es, der Alte drückte ihm fest die Hand und sprach dazu weiter nichts.

Wortlos stürzte Henning seinem Vater vor die Füße und umklammerte seine Kniee. Als derselbe keine Miene machte, ihn zu erheben, rief er in Angst: „Vater, Vater, vergieb mir und rette mein Weib."

Hugo Degenhard war darauf gefaßt und sagte: „Setze dich und lasse uns wie Männer miteinander reden."

„Vater" — bat der junge Meister und blieb vor ihm stehen.

„Nicht so, Henning! Den Namen darfst du mir in Zukunft nicht mehr geben. Wir haben wochenlang zusammen verkehrt, wie Vater und Sohn. Damals hättest du zu mir reden sollen, wie ein Sohn zum Vater. Du thatest den verhängnisvollen Schritt ohne mich, der Sohn hat sich vom Vater geschieden."

„Was soll aus ihr werden, wenn du sie verlässest? Meine einzige Hoffnung habe ich auf dich gesetzt."

„Auf den Führer des Hanseschiffes darf keiner bauen, welcher die Satzungen freventlich gebrochen hat. Du bist für mich der Außenhanse, das Weib desselben kümmert mich nicht."

„Vater, nimm sie mit dir," rief der Sohn und stürzte noch einmal dem Vater zu Füßen. „Das verbietet ja kein Gesetz des Bundes. Lasse mich zurück, ich will schon zu euch kommen, und müßte ich auf einem kleinen Boot die Fahrt thun. Nimm sie zur

Mutter mit. Breta ist eine edle Frau, ihr werdet sie lieben lernen und sie wird euch eine Tochter sein."

„Nimmermehr!" Hugo sprachs und stieß den Sohn zurück. „Noch weit mehr gegen dein Weib, als gegen dich, steht die Hanse. Sie will keine Gemeinschaft mit den Norwegern, am allerwenigsten durch Bande des Blutes. Verbietet sie schon, die abtrünnigen Glieder auf ein Schiff zu nehmen, so noch vielmehr die, durch welche jene abtrünnig gemacht sind."

„Der Bund, Vater, ist hart und selbstsüchtig und fragt nicht nach dem Wohle des einzelnen, wenn er nur gedeihen kann. Er nützt ihn aus und wirft ihn weg, wie jemand ein Werkzeug nimmt und verwirft. Du willst ihm dich selbst und die Deinen opfern, und er hat doch kein Herz. — Denk an die Mutter daheim, wie sie leiden wird, wenn sie mich nie wiedersehen soll. — Du hast mich immer lieb gehabt, ich habe zu dir aufgesehen wie zu einem herrlichen Helden, ich habe deine Liebe dankbar erwidert. — Reißest du dich von mir, so mußt du einen Sohn beweinen, welcher in der Fremde verkommen ist."

Hugo Degenhard fühlte, daß es ihm warm in die Augen stieg. „Henning", sagte er, „ich will an all das denken, was du sagst, ich will dich mitnehmen und tragen, was darnach kommen mag. — Das Weib bleibt hier." — — —

Da sprang Henning auf und rief: „Mein Weib? Meine Breta hier allein im Elend? Nein!"

„Bleibt hier," fuhr Hugo fort. „Alles, was ich in den Jahren der Arbeit für meine Kinder erspart und erworben habe, setze ich daran, daß deine Ehe gelöst wird. Die Priester sind natürlich durch Geld erkauft, um sie heimlich zu schließen. Der Papst braucht auch Geld, er wird sie also trennen."

„Nein!" sagte Henning. „Ich liebe sie und sie liebt mich. Den unerhörten Verrat begehe ich nicht gegen ein vertrauendes Herz. Ich weiß, wie sie leidet, wenn ihr Vater sie jetzt auch schon verstoßen hat."

„Schweig mir von solcher Liebe! Du entweihst das Wort und belügst dich selbst."

„Wenn einst zwischen dich und die Mutter jemand getreten wäre und hätte euch scheiden wollen, würdest du nicht lieber gestorben sein, als das geduldet haben? — Ich wills nicht hören! Ich will, wenn es sein muß, ein Bettler werden, sobald ich nur zu Breta halten kann."

„Nach drei Tagen werfe ich die Taue von der Brücke," sagte der Vater mit gepreßter Stimme. „Bis dahin ist das Wort gesprochen, welches dich zum Außenhansen macht. Kommst du allein zu mir, so will ich dich heimführen. Im anderen Falle werde ich mit deiner Mutter dich betrauern müssen, als wärest du gestorben." — — „Nein — sprich kein Wort mehr, ich ändere nichts. — Ich sage dir für alle Fälle lebewohl." — —

„Henning!" rief er, noch einmal umkehrend und breitete die Arme aus. „Komm zurück zu deinem Vater!"

Der Angerufene stand still und sah vor sich nieder: „Wenn ich dir mein Weib zuführen kann, so will ich dein gehorsamer Sohn sein und nie aufhören, dir zu danken."

Der Vater wandte sich ab, und die Pforte schloß sich hinter ihm.

Wie er erwartet hatte, so geschah es. Das Gericht über den Verhafteten wurde schon am nächsten Tage gehalten. Die Männer, die über andere, welche die Geheimnisse des Kaufmanns verraten hatten, mit kaltem Blute, ohne erhöhten Pulsschlag, das Todesurteil gesprochen und dessen heimlichen Vollzug geleitet hatten, waren Henning gegenüber sämtlich einig im Bemühen, die junge, vielverheißende Kraft für die Hanse zu erhalten. Aber der Fall lag so klar, daß es nicht möglich war, irgend welche Winkelzüge zu machen, und Henning zerstörte selbst alle solche Versuche durch sein unbedingtes Festhalten an seinem Weibe. Es that allen wehe, daß Dargeribbe das harte Wort der Verhansung aussprechen mußte für alle Ansiedlungen, Städte und Gebiete des Bundes, alle seine Schiffe und Verbindungen. In Rücksicht auf seinen bisherigen Eifer legte man nicht

Beschlag auf seine Habe, übernahm aber auch nicht die Verpflichtung, seine Schuldner zur Zahlung anzuhalten und gebot ihm, noch am Tage des Urteils das Gebiet der deutschen Höfe zu verlassen, bei Strafe am Leben.

Von dem Augenblicke an wichen alle Deutschen von ihm, und niemand wagte, dem Ausgestoßenen in irgend einer Weise behülflich zu sein. Diejenigen aber, welchen er geliehen, sandten ihm ehrlich ihre Zahlung; seine Kleidung, seine Waffen und sein Geld mußte auf Geheiß des Aeltermanns der treue Junge seinem Meister zustellen, als derselbe ratlos, was er für den Augenblick anfangen sollte, am Krahn des Hafens lehnte.

„Ich will mit Euch gehen, Meister", sagte er, ohne sich diesmal seiner Thränen zu schämen. „Wir nehmen ein Boot und bauen uns eine Hütte auf irgend einer Insel und fischen draußen, wie es die anderen Fischer machen. Wie die leben, können wir's auch. Hier mag ich nicht mehr sein."

Henning legte ihm, wie er so manchmal gethan hatte, die Hand auf das krause Haar und suchte ihn zu beruhigen und seine abenteuerlichen Pläne auszureden. Der Junge schlich betrübt davon und gelobte sich heimlich, sobald er erfahren hätte, wo sein Meister geblieben sei, ihm zu folgen über Land und Meer. Aber dieser hatte aus dem Munde des Knaben das Wort gehört, welches ihm die Richtung angab, in welcher er Freiheit und Rettung zu suchen hatte.

Von einem der aus der Ferne zugereisten Strandbewohner erhandelte er ein Boot mit der notwendigsten Ausrüstung, brachte seine Habe und einige schnell gekaufte Nahrungsmittel hinein und fuhr davon. Keinen Blick warf er hinüber zu der Brücke, wo der Krake lag, sein Ziel lag vorwärts am Strande, wo er sein Weib zu suchen hatte.

Ja, suchen mußte er, bevor er es fand. Der Zorn des alten Fischers, welcher am Tage zuvor von seiner Begegnung mit dem Festzuge, erbittert über die offene Schmach, zurückgekehrt war und von Breta die Offenbarung ihres Geheimnisses erzwungen hatte, war furchtbar gewesen, er hatte sie mit Schlägen aus dem Hause gejagt und nichts darnach gefragt, daß sein einziges Kind in der Nacht obdachlos hatte am Strande umherirren müssen. Kein Bergener wollte sie, weil sie vom Vater verstoßen war, in sein Haus aufnehmen, man betrachtete sie als eine, welche in dem Winkel der Verworfenen in Zukunft ihre Behausung zu suchen habe.

Am äußersten Ende des Strandes, auf einem zusammengetragenen Heuhaufen war sie todmüde hingesunken, fest entschlossen, hier den geliebten Mann zu erwarten oder zu sterben.

Also fand sie Henning, als er den höhnischen Fingerzeigen der Strandbewohner folgte. „Ich halte mein Wort, Breta," sagte er. „Die Hoffnung auf meinen Vater hat mich betrogen. Willst du mit mir gehen, dann suchen wir uns einen Platz auf einer der Inseln und bauen uns dort von Baumstämmen eine Hütte und versuchen zunächst unser Dasein mit Fischen zu fristen. Sommer wird's und die Aufgabe scheint mir nicht zu schwer. Willst du aber noch weiter, so spannen wir die Segel und fahren über die See."

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen," sagte sie, indem sie sich mühsam erhob, und totenblaß schritt sie an dem sorglich stützenden Arme dem Boote zu. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, aber sie litt unsagbar. Einige Neugierige, welche sich herzugedrängt hatten, um über die traurige Hochzeitsfeier ihren Spott auszuschütten, verstummten bei ihrem Anblick, und bald verschwand das Segel den Nachschauenden in der blauen Ferne. —

Am festgesetzten Tage löste der Krake die Taue von der Brücke. Bei der Abfahrt herrschte nicht, wie sonst, fröhliches Treiben am Bord, kein neckendes Wort erschallte, alle Rufe klangen gedämpft, ja, sogar der Wind stellte sein frisches Wehen ein, er flaute merklich ab, und der Krake mußte sich vom Anlegeplatz wegschleppen lassen. Langsam nur kam er Meile um Meile vorwärts. Ungeduldig sandte endlich der Schiffer die Boote zurück, und ließ von Leinwand fliegen, was nur anzubringen war. Der schwache

Hauch vermochte die Segel nicht zu straff zu spannen, und das Schiff rückte nicht wesentlich schneller dem freien Meere zu. Die See war ruhig und die Luft klar, so daß man die Umrisse der Küste deutlich und scharf erkennen konnte. Als endlich die Gefahr der letzten Klippen überwunden war, wurde der Steuermann angewiesen, nach Westen zu und ganz vom Lande abzuhalten, damit versucht werden könnte, ob man nicht draußen etwas bessere Fahrt fände, denn es schien, als ob der Wind nur durch die hohen Felsenufer abgefangen würde. Zuweilen schlugen die Segel gegen die Masten und bauschten sich dann wieder schwerfällig unter dem durch den Kars Fjord herausdringenden Lufthauch, und träge zog der Krake vom Lande ab.

„Sieh da!" sagte Rambold. „Hinter der kleinen Insel kommt ein Boot heraus, das auf uns zu halten scheint. Vielleicht können wir noch frische Fische kaufen, was wir in Bergen in der Eile vergessen haben. Der Fischer hat verständiger Weise seine Segel eingezogen und verläßt sich ganz auf seine Ruder. — Er führt übrigens einen guten Schlag und kommt schneller vorwärts, als wir."

Hugo Degenhard folgte der Richtung, die ihm sein Begleiter wies, gleichgültig wendete er sich ab und fing seinen unruhigen Gang wieder an. Nach einiger Zeit, als der Fremde etwas näher gekommen war, begann Rambold wieder: „Es scheinen zwei im Boot zu sitzen, die Person am Steuer ist ein Weib."

Der Schiffer sah gleichgültig seitwärts und sagte: „Das ist nichts seltenes. Die Weiber an der Küste sind alle fast ebenso tüchtig zur See, wie die Männer."

Abermals hub er seinen Gang an, sah dann, daß etliche seiner Leute scharf auslugten, die Köpfe zusammensteckten und auf das Boot deuteten, warf einen schnellen Blick zurück und zuckte zusammen.

Unruhig schaute er auf den Himmel und auf die See vorweg, merklich kräuselten sich dort in der Ferne die Wellen unter einer frischen Brise, die Segel schlugen schon heftiger.

„Wir müssen Ruder auslegen," sagte er, „sonst können wir hier noch bis zum Abend liegen." Die nötigen Befehle geschahen offenbar in Hast. Etliche an Bord vorhandene lange, schwere Ruder wurden verdrossen von der Mannschaft ausgebracht, immer vier zugleich mußten alle Kraft anstrengen, um eins zu regieren, und schwerfällig schob sich das Schiff vorwärts. Aber das fremde Boot flog heran, und nun erkannte auch Rambold, wer darin saß.

Der Schiffsmeister stand neben ihm und sah sein Schiff entlang, über den Bug weg und weit hinaus auf die See.

„Vater!" so rief es plötzlich, es schien, als ob der Ruf neben ihm aus dem Wasser herauskam. „Vater!"

Er fühlte sein Herz in sich zusammenkrampfen, aber er rührte sich nicht.

„Vater, ich komme noch einmal! Ich kann's nicht glauben, daß du mich in Elend verlässest. — — Aus bitterster Not flehe ich dich an. — — — Mein Weib ist krank, sie kann nicht leben in der Wildnis. Erbarme dich unser und rette uns." Hugo Degenhard streifte mit unruhigem Blick seine Leute und sah, daß aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, aber er schwieg.

„Vater, Vater!" tönte es angstvoller, denn ein kräftiger Windstoß blähte die Segel. „Ich beschwöre dich bei der Barmherzigkeit Gottes, welcher sich des Sünders annimmt: Gieb mich nicht der Verzweiflung preis. Ich kann mein Weib nicht leiden sehen durch meine Schuld. Ich will arbeiten wie der geringste Knecht, ich will in Ketten und Banden im untersten Raum liegen — lasse mich zurück — ich will mit diesem Boote allein folgen — nur rette mein Weib!"

Der Angerufene konnte nicht anders, er mußte seine Augen dem Bittenden zuwenden; er sah die verzweifelte Miene seines Sohnes, sah ein todblasses Weib zu ihm aufschauen mit Augen, in welchem eine Welt von Weh lag. — Da löste sich aus der Schar der Schiffsknechte einer, trat ehrerbietig heran und sagte: „Meister, es ist ein

krankes Weib! Laßt mich im Namen aller bitten. Es ist nicht menschlich, die beiden auf der See zu verlassen."

Hugo sah, daß dem Manne die Thränen über die Wangen liefen. „Geh an deine Arbeit, Erpo!" sagte er. „Das Weib, welches den Sohn vom Vater und den Hausen vom Bunde riß, kann ich nicht kennen — Mag er allein kommen, wenn er will — sein Weib nimmermehr!"

Erpo überhörte das Gebot seines Herrn, sprang eiligst zum Rande und rief einige Worte hinab. Nun hörte man die klare Stimme eines Weibes: „Geh hin, Henning! Meine Tage sind vielleicht gezählt. Ich will dir nicht zürnen, beten will ich für dich bis zum letzten Atemzuge. — Raube den Eltern nicht den Sohn, den sie über alles lieben. Ich bitte dich, Henning! Ich kann allein ans Land fahren, erhalte du dich deinen Lieben und sei gesegnet."

Rambold lehnte erschüttert gegen die Brüstung des Schiffes und starrte in das Boot. Diesen Ausgang hatte er nicht vorher gesehen, hastig wandte er sich gegen den Schiffsmeister und rief mit heiserer Stimme: „Nimm sie auf! Ich will die Verantwortung übernehmen vor dem Rate, du folgst nur meinem Geheiß. Es geht sicherlich gegen Schiffsbrauch, zwei Notleidende zur See zu verlassen."

Hugo sah ihn an, unwillkürlich glitten seine Blicke zu der herunterhängenden Rechten des Gesandten, im Fluge eilte vor ihm das Bild vorüber, welches denselben festgenagelt am Maste zeigte — er preßte die Lippen fest zusammen — und schwieg.

Heftiger fuhr jetzt der Wind heran und legte sich in die Segel, daß sie sich straff spannten. Am Bug spritzte schon das Wasser auf, und das Boot blieb zurück.

„Hast du es nicht gehört, was sie spricht? Sie ist nicht schuld, ich allein — ganz allein! — Erbarmen!"

Aus der Rufweite flog der Krake dahin, nur zuweilen noch scholl es durch den Wind und die Wellen: „Vater! — Vater!" —

Als das Schiff in der Ferne verschwunden war, faßte Henning in dumpfer Verzweiflung die Ruder und lenkte sein Boot zu der Insel zurück und sprach kein Wort. Die Zähne hatte er im verzehrenden Schmerz zusammengebissen.

Der Kiel stieß an den Felsen, da erhob er sich und stützte mit zärtlichem Bemühen sein Weib, das mühsam über die Ruderbank an den Strand trat. Sie strauchelte und wurde von ihm aufgefangen, aber sie konnte es nicht verhindern, daß ein leiser Schmerzensruf ihren Lippen entfloh. Das Gehen wurde ihr schwer, da trug er sie zu einer nahen Bank von Seegras und ließ sie sanft nieder.

Ihr Kopf sank in seinen Schoß, langsam erhob sie die Arme, neigte sein Haupt zu sich und flüsterte: „Henning, ich habe in der letzten Zeit zuviel gelitten!"

Mit verzweifeltem Blicke maß der gequälte Mann den Himmel, den öden Strand, und erzitterte am ganzen Leibe, wie vom Frost geschüttelt.

„Ergieb dich in Gottes Willen!" sagte sie und streichelte seine Wangen. Mir ist, als müßte ich von dir scheiden, geliebter Mann. Ueber mich kommt Todesweh."

„Sterben, Greta? Nein, nein! Ich will beten für dich. — Höre mich, du großer Gott des Himmels — mein Vater verläßt mich, ich klag ihn an vor dir — sei du doch wenigstens mir nahe, erbarme dich und laß mir mein Weib!"

„Ich hab dich lieb, Henning, viel lieber als meinen Vater. Aber daß ich denselben durch meine Schuld kränken mußte — ihn, der immer nur gut gegen mich gewesen ist — und unter seinem Fluche stehe — —"

Sie versuchte sich aufzurichten, ihre Augen gewannen einen unstäten Ausdruck und irrten suchend über das Meer. — Plötzlich schnellte sie empor. „Verfluchte Dirne! sagte er." Und nun begann sie verworrene Reden, sie wimmerte im Schmerz an Leib und Seele, bis sie mit bangem Seufzer hintenüber fiel und stille lag, als wäre sie tot.

Henning lief händeringend am Strande herum. Keinen Rat, keine Hülfe in der felsigen Einöde! Plötzlich fiel ihm ein, daß er hinter den Felsen eines benachbarten

Eilandes hatte Rauch aufsteigen sehen. In dieser Gegend ließ sich, sobald die See frei war, ein Fischer mit Weib und Kind nieder, welcher mit dem Rostocker Hofe oft in Verbindung gestanden hatte. Ha, eines Weibes Rat in dieser Bedrängnis!

Mit zarter Hand bettete er noch einmal Breta, welche in tiefer Ohnmacht lag, stürzte in sein Fahrzeug und trieb es in wahnsinniger Hast davon. Ein Boot schwamm vor ihm auf dem Wasser, aber es saß ein einzelner Mann darin, die Fischerin mußte also wohl zu Hause sein. Pfeilschnell, sich selbst immer noch zu langsam, schoß er zu der anderen Insel und eilte dann dahin, wo er Beistand zu finden glaubte.

Kinder spielten allein an der Holzhütte und unterhielten ein schwaches Feuer, um an dessen Qualm die gefangenen Fische zu räuchern. Nach ihrer Aussage waren ihre Eltern an der entgegengesetzten Seite mit Strandfischerei beschäftigt. Als er diese nach einigem Suchen auffand, weigerte sich das Weib, mit dem Deutschen zu gehen, der eine Norwegerin geheiratet hatte. Die Leute durchschauten schnell den Zusammenhang und fürchteten, ihre Kundschaft einzubüßen, wenn sie sich der Ausgestoßenen annehmen würden.

Wie Henning wieder in sein Boot gekommen war, wußte er später nicht. Als er an seiner alten Landestelle heraussprang, war sein Weib verschwunden.

„Breta!“ rief er in Seelenangst. Und noch einmal „Breta!“ Zehnmal wohl rief er es, ohne eine andere Antwort zu erhalten als den Wiederhall der Felsen. Hierhin und dorthin lief er, um Umschau zu halten, er entdeckte ein Schultertuch von ihr, das am Ufer auf den Wellen trieb — dort schoß der Felsen jäh in die Tiefe — mit einem furchtbaren Schrei brach der gequälte Mann zusammen. — — — —

In der Ferne auf dem hineilenden Schiff saß Hugo Degenhard in seiner Kammer, welche von keinem Lichte erhellt war. Kein Strahl des Mondes drang hinein. Aus der Dunkelheit trat ihm immer wieder das blasse Gesicht mit den wehdurchbebten Zügen entgegen. Er sah den Sohn im Boot seine Hände flehentlich ausbreiten — und er verhüllte sein Haupt und preßte die Hand gegen den Mund, um nicht laut zu schreien: „Herburg, Herburg, was soll ich dir sagen, wenn du mich fragst: Wo hast du meinen Sohn gelassen?“

III.

Um die Wahrheit.

Was Hugo Degenhard von der Unentschlossenheit der Hansen und von der Verzögerung kräftiger Maßregeln zur Befriedigung der See gesagt hatte, fand schnell Bestätigung. Beschloß man auch im Frühjahr auf dem Hansetage zu Lübeck die Ausrüstung von 36 Koggen mit 3500 Bewaffneten, so galten diese Zahlen nur auf dem Papier; denn als es sich um die Ausführung handelte, zog eine Stadt nach der andern sich unter allerlei Vorwänden zurück.

Und doch war die Gefahr ernst genug geworden. Die Macht der Vitalienbrüder wuchs unter dem stetigen Zuströmen trotziger Raubgesellen sehr an, und es ging das Gerücht, daß sie zusammen über 300 Segel verfügten. Zum Glück waren diese unter die verschiedenen Hauptmannschaften verteilt, welche nur in losem Verbande zu einander standen und unter dem Vorwande, für den gefangenen König einzutreten, die Dänen und die Deutschen auf eigene Faust gefährdeten, und die Namen der vielen Führer, wie Henning Manteufel, Arnd Stuke, Marquard Preen, Klaus Mylges, Moltke, Schutte, Bosse von Kaland und anderer, waren wohlbekannt.

Ueber die Rostocker und Wismarer ergossen sich die Vorwürfe, daß sie das Räuberwesen ins Leben gerufen hätten und fortwährend unterstützten, und in der That konnten dieselben teils aus Anhänglichkeit an den gefangenen König, teils aus Rücksicht auf mannigfache Vorteile sich nicht entschließen, die Verbindung mit den Vitalienbrüdern

ganz aufzuheben. Sie ließen dieselben nur ernstlich verwarnen, den Hanseschiffen, welche von Freundesland in Freundesland führen, Hindernisse in den Weg zu legen, teilten diesen Erlaß den Städten mit unter dem Hinzufügen, daß es sich für dieselben empfehlen würde, den Verkehr von Freundesland in Feindesland, also insbesondere in die drei nordischen Reiche, gänzlich einzustellen, damit durch Stockung der Zufuhr an notwendigem Bedarf dieselben zur Nachgiebigkeit genötigt würden, und erneuerten ihre frühere Forderung, gegen Margarethe den Krieg zu erklären.

Zu solchen Schritten wollten sich wiederum die Hansen nicht verstehen, sie erließen nur das Verbot, daß einzelne Schiffe den Versuch zur Fahrt durch den Sund machten, und ermahnten, durch Zusammenstellung von Flotten den Weg zu sichern. Die Antwort der Vitalienbrüder war derbe genug. Dorthin, wo die Hansen ihre wichtigsten Handelsniederlassungen hatten, auf Schonen, warfen sie sich in raschem Ansturm, wie ein Donnerschlag durchlief die Nachricht die Städte, daß jene den Hafenplatz Ellenbogen daselbst, der samt Skanör und Falsterbo für den deutschen Heringsfang hohe Bedeutung hatte, überfallen, erobert und ausgeplündert hätten; diese That war sozusagen im Angesichte der dänischen Hauptstadt geschehen.

In Folge dessen betrieb der Bund schon länger schwebende Verhandlungen mit der Königin Margarethe zwecks Vermittlung des Friedens und Losgebung des Gefangenen eifriger und versuchte, in wiederholten Zusammenkünften die Grundbedingungen zu vereinbaren.

Der Schwerpunkt der Frage lag in der Verfügung über Stockholm. Das war der einzige Platz, welchen die dem Könige Albrecht treue Partei mit Hülfe der mecklenburgischen Seestädte, des Herzogs Johann von Stargard und der Vitalienbrüder gehalten hatte. In der wichtigsten Stadt Schwedens, ohne deren Einnahme die Herrschaft über das Land für Margarethe immer in Frage gestellt war, besaß man einen wertvollen Tauschgegenstand, durch dessen Anbietung man sie in ihren Entschließungen beeinflussen konnte. Selbstverständlich sah man in diesen Tagen auf Rostock und Wismar in der Erwartung, daß diese Städte ihre beste Kraft daran setzen würden, um den Holm und die dortigen Deutschen mit dem zum ferneren Widerstande Notwendigen, insbesondere mit Lebensmitteln zu versorgen. Aber es war schwierig, größere Vorräte über die See zu schaffen. Nicht alle Hauptleute der Vitalienbrüder blieben während ihrer Beutezüge getreue Parteigänger des Königs, sodaß sie die ihm günstigen Unternehmungen gefördert hätten. Viele waren schnell zu bloßen Räubern herabgesunken, welche nur nach Beute lüstern waren und nichts darnach fragten, woher diese kam; etliche Schiffe voll der allzeit sehr begehrten Lebensmittel lockten voraussichtlich diese zur Gewaltthat. Ferner waren die Dänen natürlich bemüht, die Zufuhr von Stockholm abzuschneiden, in ihrem Besitz aber war die ganze schwedische Küste bis in die Scheren hinein.

Diese Gedanken beschäftigten die Behörden der mecklenburgischen Hansestädte um so mehr, als man sich auch hier genötigt gesehen hatte, die weiteren Fahrten gänzlich einzustellen, nachdem Hugo Degenhard berichtet hatte, daß Arnd Stuke die Rostocker Flagge im Sunde nicht geachtet habe. Vorsichtig strichen nur noch die Schiffe an der Ostseeküste entlang. Zuweilen lief allerdings ein Kaper ein, welcher seine Beute ausschüttete und die Waren billig machte; den Gewinn hatte vor allem der ohnehin reiche Großkaufmann, der aber gab jetzt nichts Besonderes wieder aus, da er nicht wußte, wie der fernere Verlauf der Dinge sein würde, und die Besorgnis hegte, daß die Vitalienbrüder die Sache so weit treiben würden, daß man alle Verbindung mit allen Hauptleuten abbrechen und sie gänzlich aufgeben müßte. Der Schiffsbau lag darnieder, Zimmerleute, Seiler, Schmiede, Schlosser gesellten sich zu den müßigen Schiffsknechten und schalten auf die Lage und auf den Rat. Die Gewerke rührten sich wieder einmal gegen die Geschlechter, um so eifriger wurde von letzteren erwogen, wie man die Aufmerksamkeit des großen Haufens auf andere Dinge lenken könnte.

Für Hugo Degenhard war die Unthätigkeit sehr qualvoll. Der schöne Sommer verging, in welchem der Krake sonst lustig die See in die Kreuz und Quere durchfurcht hatte, bald nach Stockholm, oder in die Mündung der Newa, um Waren nach Nowgorod abzusetzen, bald zum Stahlhof nach London, bald weiter durch den Kanal nach Frankreich und Spanien. Jetzt lag er still unter den übrigen Schiffen und schien über seine Haft zu trauern. Wenn sich Unzufriedene an den Schiffsmeister zu machen versuchten, um den bedeutenden Mann für ihre Partei zu gewinnen, so wich er ihnen wohl aus, aber innerlich mußte er ihnen zugestehen, daß sie Grund hätten, über die Lage der Dinge zu klagen.

Zu Hause unterwies er seine wißbegierige Tochter Oda in den Sprachen derjenigen Länder, welche er auf seinen Reisen am häufigsten besucht hatte, Englands, Norwegens und Dänemarks, seine Frau hatte ihn zu dieser Thätigkeit angeregt, denn auch sie hatte einst von ihrem Vater mit Eifer das Englische gelernt.

Die Arbeit, durch welche Hugo Bewahrung vor den ihn verfolgenden trüben Gedanken suchte, war eines Tages wiederum gethan, Oda war gegangen, um eine Freundin aufzusuchen, und er saß mit seinem Weibe allein. Es schien, als ob er noch in einem Blatte, auf welchem das dänische Seerecht stand, läse, aber Frau Herburg bemerkte wohl, daß seine Gedanken anderswo waren, als seine Augen. Seufzend schob er endlich das Pergament weg und stützte den Kopf schwer in die Hand.

Seine Frau legte ihre Arbeit bei Seite, trat zu ihm und fuhr ihm mit der Hand über die feuchte Stirn. „Du kannst noch immer nicht vergessen?“ fragte sie leise.

„Nein“, sagte er, „das kann ich nicht und werde ich nie. Setz dich hierher zu mir, Herburg, auf die Bank. Ich muß es dir endlich einmal sagen, was ich allein nicht tragen kann. Wo ich gehe und stehe, da sehe ich die flehenden Augen eines fremden Weibes — immer, immer — immer höre ich den Ruf: Vater, Vater!“

Sie setzte sich zu ihm und duldete es, daß er ihre Hände ergriff, aber sagen konnte sie nichts, und hindern konnte sie nicht, daß es in ihren Augen feucht schimmerte. Ihm bebte die Stimme, als er fortfuhr: „Und was ich dir gethan habe, Herburg, das sehe ich tagtäglich vor Augen.“

„Sprich nicht von mir!“ Das Wort glitt wie ein Hauch über ihre Lippen.

„Ich muß es endlich einmal thun, denn das Schweigen nistet sich zwischen uns ein und will uns einander entfremden. — Du bist die Heldin, du trägst deinen großen Schmerz still. Deine Wangen sind abgehärmt, deine Augen verlieren allen Glanz, dein Haar ergraut rasch — aber du klagst nicht, und niemals hast du einen Vorwurf gegen mich erhoben, Herburg.“

„Sprich nicht von mir!“ bat sie leise, leise, daß nur sein an ihre Stimme gewöhntes Ohr es vernehmen konnte.

„Ich kann nicht anders, diese Stunde ist mir gegeben, daß ich sprechen muß. Du weißt ja nicht, wie ich nachts in der Stille mit mir gerungen habe.“

„Ich weiß es wohl, Hugo.“

„Immer bin ich zum Schluß darauf hinausgekommen, Gott zu danken, daß er mir ein so starkes Weib gegeben hat, welches trotz allem, was geschehen, zu ihrem Manne gehalten. — — Aber Herburg, du Liebste, — — wonach ich keinen Menschen auf der Welt sonst fragen will, das muß ich dich fragen. — Hab ich damals unrecht gethan?“

Sie fuhr zusammen, sah ihn aus ihren sonst so klaren, großen Augen ängstlich an und sagte: „O Hugo, wie soll ich, dein Weib, dein Richter sein?“

„Wer denn sonst? Ich kann keinem Fremden, am allerwenigsten einem Pfaffen es gestatten, in dieser Sache mit mir zu reden. Du bist mein besseres Teil, dein Urteil muß ich hören.“

Sie versuchte zweimal, zu sprechen, aber es versagte ihr die Stimme.

„Unsere Gedanken sind sonst immer in Uebereinstimmung gewesen“, fuhr Hugo Degenhard bekümmert fort, nachdem er einige Zeit auf die Antwort gewartet hatte. „Hier gehen sie auseinander. Du würdest an meiner Stelle anders gehandelt haben.“

„Ja,“ sagte Herburg endlich, indem sie vorsichtig ihre Worte erwog. „Ich hätte anders gehandelt. Ich hätte mich mit meinem Sohn so fest verbunden gefühlt, daß ich, wenn es hätte sein müssen, der Hanse, der Heimat und Hab und Gut entsagt hätte, und wäre mit ihm in die Fremde gegangen. Ein Weib, Hugo, kann ihren Sohn nicht von sich reißen sehen, ohne für ihn zu kämpfen. Ich hätte auch sein ehelich Gemahl, welches er lieb hatte, an mein Herz genommen, denn ich hätte bedacht, daß mein Sohn zuvor gewiß große Kämpfe mit sich selbst ausgerungen, bevor er den entscheidenden Schritt that. Er wurde dadurch, daß er seinem Herzen und seiner Pflicht gegen sein Weib folgte, nicht schlechter, sondern besser. — Aber, Hugo, ich sage das alles nur in bezug auf mich. — Was du als Schiffsführer thun mußtest, konntest du allein mit deinem Gewissen entscheiden, und kein Mensch, auch dein Weib nicht, darf sagen, ob du recht oder unrecht gehandelt hast. Dein Richter ist Gott allein.“

Lange Zeit war es still im Gemach, man hörte nur die schweren Atemzüge des Mannes. Endlich sagte er: „Du hast recht, Herburg. — Gefragt habe ich dort genug, aber noch keine Antwort erhalten, und mich quält die Ungewißheit. Es streiten in mir zwei Geister, der eine sagt mir: Du hast deinen Freund an den Mast gebracht, weil du der geschriebenen Satzung unterthan sein mußtest. — Du sahest es, daß alle deine Leute an Bord, welche das Verbot der Aufnahme des unter Verhansung stehenden Mannes und seines fremden Weibes kannten, voll Erwartung waren, was geschehen würde, hinter ihnen stand der Bund — und du warst Hugo Degenhard. Wolltest du das in dich gesetzte Vertrauen nicht brechen, so mußtest du deinen eigenen Sohn dem selbsterwählten Schicksal überlassen. — Und der andere Geist sagt: Du hast deinen Sohn, der dich liebte, der dir immer nur Freude gemacht hat und bis auf ein einziges Mal nichts zuleide that, deinem Eigensinn und Ehrgeiz geopfert — nicht um des Bundes willen, sondern um deiner selbst willen und weil du sein Weib haßtest — darum! — Sieh, Herburg, so redet es zwiespältig in mir, aber wo finde ich die Entscheidung, und wer giebt mir meine Sicherheit wieder?“

„Dieses Buch!“ sagte Herburg, indem sie das Evangelienbuch auf den Tisch legte. „Es weiß in allen Fällen Rat, und es läutert unsere Gedanken und unser Gewissen und führt uns sicher, daß wir fest werden und den Frieden unseres Herzens in aller Trübsal uns bewahren können.“

„Ich suche ein Wort, ein hohes Wort, welches ich einst darin gelesen habe, ich bring's nicht wieder zusammen. Hätt ich's nur im Gedächtnis, so würde ich wieder ein Mann.“

„Vielleicht, daß ich es wiederfinde, wenn du mir nur angeben wolltest, wie es ungefähr lautet.“

„Es sagte, daß man in den eigenen Hausgenossen seine Feinde haben könnte, und daß die Liebe zu Sohn und Tochter nicht das Höchste sein sollte.“

Herburg blätterte ein wenig, machte ein Zeichen an der Seite und las sodann: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert.“ Sie wollte noch weiter lesen, aber Hugo unterbrach sie, nahm das Buch und las erst leise, dann laut und noch einmal laut das Gesagte und rief endlich: „Das ist mein Trost! Es ist ein kostbares Buch, Herburg. Es sieht aus, als wäre der, welcher es hat schreiben lassen, der beste Ratgeber der Hanse gewesen. Zur Erreichung des Größten sind große Opfer nötig, das Gedeihen des Bundes fordert die Darangabe von Sohn und Tochter, an meinem Kreuze habe ich redlich zu tragen und will es auch tragen ihm zu Liebe und will auch streben, seiner wert zu sein.“

Herburg schüttelte den Kopf und erwog, wie sie das rechte Verständnis der Stelle ihm erschließen möge — da öffnete sich nach kurzem Klopfen die Thür und herein trat der erste Bürgermeister der Stadt Rostock.

„Gerwin!" rief Hugo, welcher sich rasch erhoben hatte, überrascht. „Wieder genesen von dem Fieberanfall, welchen du dir bei dem Brande geholt hast? Wir danken Gott dafür und nennen einen so seltenen Gast zwiefach willkommen."

„Eigentlich sollte man den Gast nur sicher loben, wenn er wieder gegangen ist," lautete die freundliche Antwort des so Empfangenen. „Man weiß ja nicht bei seinem Kommen, was er will. Aber ich nehme deinen Gruß als gutes Zeichen an."

„Wenn du zu mir kommst," entgegnete Hugo, „bringst du immer etwas Gutes, sonst hättest du mich zu dir kommen lassen. Sag nichts dawider, ich kenne dich schon."

Der Bürgermeister Gerwin Wilde lächelte und bat höflich: „Bleibt Frau Herburg! Was wir beide hier zu bereden haben, geht auch Euch zum guten Teil an, und ich bedarf bei meinem Anliegen Eurer Fürsprache."

„Es bedarf bei meinem Manne keiner Fürsprache, wenn sein Freund mit einem Anliegen kommt," sagte Frau Herburg.

„Das weiß ich, aber ich komme nicht für mich, sondern für die Stadt oder das ganze Land, und wenn Ihr wollt, sogar für dessen gefangenen Herrn. Wie dann?"

„Ich glaube, daß seine Zusage dann nur um so gewisser ist."

Zufrieden nickte der Bürgermeister, führte Frau Herburg auf ihren Platz zurück und nahm den angebotenen Sitz ein. Alsdann legte er klar und deutlich dar, daß man die Ausrüstung einer Flotte zur Versorgung der Deutschen in Stockholm plane, jedoch auf allerlei Schwierigkeiten bei Ausführung des Werkes gestoßen sei. Im Rate seien viele Bedenken über die Möglichkeit, die doppelte Sperrung der Dänen und der Räuber zu brechen, aufgetaucht. Wenn man auch ferner zum Geben willig sei, so müsse man doch, da es sich darum handle, die Unternehmung möglichst groß zu gestalten, sowohl die Hülfe des Herzogs Johann, als auch die der Stadt Wismar in Anspruch nehmen, diese aber würden wieder neue Bedenken haben — kurzum, es handle sich um einen Mann, welcher bei jedem als seetüchtig bekannt und durch seine Leistungen bewährt sei, der die meisten Bedenken allein schon durch seinen Namen niederschlagen könnte; und der einzige, den man jetzt habe, sei Hugo Degenhard. Er setzte hinzu, daß, wenn der Genannte sich entschlösse, die Verantwortung für das glückliche Gelingen des Wagnisses — soweit Menschen darauf Einfluß hätten — zu übernehmen, derselbe auch thunlichst freie Hand bei der Ausrüstung haben würde und seine Forderungen hinsichtlich der Zahl der Schiffe und der Mannschaften hoch stellen könne, der Wille zur Gewährung sei im Rate vorhanden. Nur Eile sei not, denn von Stockholm wisse man, daß es höchstens nur noch bis zum Anfang des nächsten Jahres mit Lebensmitteln versorgt sei.

Der Schiffer konnte nicht sofort antworten, und es entstand eine kleine Pause. Als er aufsah, begegnete er den gespannt auf ihn gerichteten Augen seiner Frau und sagte endlich: „Nun, Herburg, das heißt wohl soviel als eine Fahrt in rauhen Herbststürmen lange nach Schluß der Schiffahrt, leicht kann der Winter die Schiffe im Hafen von Stockholm überraschen, und sie kehren erst im Frühling heim, so Gott Geleit giebt. Sprich, willst du mich so lange in der Fremde lassen?"

„Gott wird dir Geleit geben," bemerkte sie mit klarer Stimme.

Hugo lächelte ihr freundlich zu und bot ihr die Hand. „Jetzt muß ich schon, Gerwin," sagte er. „Du hast gehört, wie sie mich schickt, und sie weiß recht gut, daß es eine Fahrt auf Leben und Tod sein wird."

„Wenn auch zum Tode, so doch zum Leben," entgegnete seine Frau. „Denn ich hab's gelesen, und es ist wahr: Niemand hat größere Liebe, als der sein Leben läßt für seine Brüder."

„Ein schönes Wort, Frau Herburg! Wo habt Ihr das gelesen? Laßt mich's bekennen, daß ich es noch nirgends so klar gehört habe, wenngleich sein Sinn uns ins Herz geschrieben sein sollte."

Die Gefragte deutete auf das Buch, welches auf dem Tische lag, der Bürgermeister sah hinein, vergaß seine eigentliche Absicht und las anfangs erstaunt, allmählich bestürzt; sehr ernst legte er das Buch wieder hin, sah die Frau an und sagte: „Ein gefährliches Buch!"

„Davor sei Gott!" entgegnete sie rasch und nahm es in ihren Arm. „Ein Buch des Lebens in dieser Zeit voller Todesgeruch! Mein höchstes Glück und meine Seligkeit habe ich darin gefunden."

„Ein verbotenes Buch!" sagte Gerwin mit Nachdruck.

„Gottes Gebot steht höher, als Menschen-Verbot, und er spricht: Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren. — So lange ich lebe, will ich dieses Buch mir hüten."

„Das Bewahren geht die Kirche an, welche uns unsere Seligkeit vermittelt und uns das Wort deutet und so verkündet, daß wir es fassen; treiben wir's für uns allein, so bringt es uns auf den Weg der Ketzer."

„Der Kirche Wort ist nicht Gottes Wort. Sie weiß es, darum verbietet sie es, damit wir nicht prüfen und unterscheiden lernen."

„Ich will nicht mit Euch rechten, edle Frau. Das Eine nur will ich noch sagen, daß die Kirche eine harte Mutter sein kann. Sie straft ein ungehorsames Kind mit feurigen Ruten, und es giebt keinen Menschen, welcher ihr in den Arm zu fallen vermag."

„Sie kann nichts gegen Gott," lautete die einfache Antwort.

„Laß dich nicht mit ihr in diese Dinge ein, Gerwin," unterbrach Hugo das Gespräch. „Wenn sie sich mit dem Evangelienbuch rüstet, so kommt kein Magister und Doktor der Theologie gegen sie auf, wir Laien am allerwenigsten."

„Du, Hugo, solltest es nicht dulden, daß dein Weib sich in solche Gefahr begiebt," versetzte Gerwin.

„Pah, Freund, es ist ganz gut, daß den Pfaffen allmählich klar gemacht wird, daß sie nicht den Weg zum Himmel allein gepachtet haben, sondern daß man auch an ihnen vorübergehen und erst recht hinein kommen kann. Magst du ihnen folgen, wohin sie gehen? Weißt du noch, warum Jürgen Rodes Weib in die Warnow ging? Weil ein Pfaffe vom Beichtstuhl aus sie verlockt hatte! Weißt du, warum ihr Mann hernach so jämmerlich verkam? Weil er den Schändlichen geprügelt hatte und dafür hernach im Beichtstuhl keine Reue zeigen und die Absolution nicht erhalten konnte. Seitdem ich solches weiß, gehe ich nicht mehr zur Beichte. — Nein, Gerwin, nicht weil die Bücher uns gefährlich sind, sondern den Pfaffen, darum sind sie verboten. Ich selbst habe das Buch mitgebracht, und wenn ich kann, will ich noch andere der Art holen. Der Wycliffe in England soll durch solche ihnen genug zu schaffen gemacht haben, und es hat niemand ihn anzurühren gewagt. — Doch lasse uns wieder zurückkommen auf dein Angebot."

„Ich will mich nicht in Eure Gedanken drängen, aber das muß ich doch sagen, daß in England der König den Wycliffe geschützt hat."

„Hier giebt es besseren Schutz, als der ist, den ein König zu gewähren vermag, das ist der unabhängige Sinn der Rostocker Bürgerschaft. Und so wie ich, denken die meisten. Du selbst, Gerwin, wärst froh, wenn du das Joch vom Halse los wärest, so weit ich dich kenne. — Aber laßt uns von fröhlicheren Dingen reden. — Gebt Ihr mir freie Hand in betreff der Auswahl der Schiffe und der Ausrüstung, und darf ich fahren, wann ich will und wie ich will — vorausgesetzt, daß ich meine Hauptaufgabe erfülle, dann will ich die Führung übernehmen."

Beide Männer tauschten den Handschlag, und es wurde festgesetzt, daß eine wohlverklausulierte Urkunde aufgesetzt, und daß der Schiffer durch einen feierlichen Eid in

den Dienst des Rates genommen werden sollte, so daß er für die Dauer der ganzen Unternehmung an die Pflicht gegen die Stadt gebunden wäre.

Von diesem Augenblick an entfaltete der zum Hauptmann Erhobene eine besondere Thätigkeit. Fünf Schiffe konnte man ihm zur Verfügung stellen. Als Hugo jedoch den Plan der Verproviantierung eingesehen hatte, erkannte er, daß die Fahrzeuge überladen werden müßten und viel zu schwerfällig sein würden. Darum verwarf er die Zahl und forderte acht. Neue Erwägungen, Prüfungen, Sitzungen waren nötig. Einige Schiffe verurteilte er sofort als gänzlich unbrauchbar für eine Winterfahrt. Darob murrten manche Mitglieder des Rates; er aber gab nicht nach. Endlich sah man sich genötigt, die Hülfe von Wismar anzurufen und den Rat daselbst zur Ausrüstung von drei Schiffen zu veranlassen.

Boten zogen hin und her, neue Verhandlungen und Abmachungen vernotwendigten sich, die Ungeduld Hugos wuchs, das Jahr rückte vorwärts; auch konnte es bei der Verschleppung nach außen nicht verborgen gehalten werden, daß eine größere Unternehmung nach Stockholm geplant würde, jedermann wußte aber, daß sowohl etliche Anführer der Vitalienbrüder, als auch die Dänen ihre Kundschafter in den Städten hatten, um durch diese von den Vorkommnissen unterrichtet zu werden. Zuweilen brach der Hauptmann heftig gegen den Rat heraus und warf mit seinem eisernen Willen die von ängstlichen Mitgliedern immer wieder aufgehäuften Schwierigkeiten mit einem Stoß um. Bei dieser Gelegenheit sagte er wegen der Unschlüssigkeit und der Verschleppung der wichtigsten Arbeiten den Herren derbe Wahrheiten ins Gesicht, er konnte dann sehr bitter reden, wenn er auf den Bund und die Willigkeit zu seinem Dienste zu sprechen kam; unbequem wurde manchem allmählich der trotzige Mann, der sich niemandem beugte und Menschenfurcht nicht kannte. Es erwuchsen ihm Feinde an einflußreichen Stellen, aber man mußte zunächst schweigen, um die zur Durchführung des Werkes nötige Kraft nicht zu verlieren, außerdem wäre es auch jetzt nicht unbedenklich gewesen, ihn beiseite zu schieben, denn das Volk hing dem an, der seinen Sohn dem Wohle des Bundes zum Opfer gebracht und den gefürchtetsten Anführer der Räuber besiegt hatte. Wenn einer seiner Gegner glaubte, eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, ihm seine kränkenden Worte heimzubringen, dann konnte oft ein Blick aus dem drohend blitzenden Auge ihn zur Ruhe bringen.

Während Hugo Degenhard durch solche Arbeiten und ermüdende Streitigkeiten völlig in Anspruch genommen war, mußte sein Weib daheim ihren Weg zur Wahrheit allein suchen und ihre schweren Kämpfe mit dem Schmerz, welcher an ihrem Leben nagte, allein auskämpfen. Gar oft wachte sie die ganze Nacht und mußte dessen gedenken, der nun vielleicht irgendwo zwischen den Klippen auf dem Meeresgrunde lag oder höchstens ein jämmerliches Dasein als Fischer führte, ringend mit Frost und Blöße, darbend an den notwendigsten Gütern, verbannt, verlassen, geschieden von Vater und Mutter und Schwester, welche ihn alle liebten mit unverminderter Liebe. Sie sah das Bild des dahineilenden Schiffes und des nachstrebenden Bootes und hörte den angstvollen Ruf: Vater! Dann faltete sie die Hände und betete lange, lange Stunden um Trost, um Schutz für ihren Sohn und um den Frieden ihres Mannes. Am Morgen ging sie dann matt an die Arbeit und schien plötzlich um Jahre gealtert.

Hugo sah es nicht, seine Gedanken flogen schon vorweg über die See. Oda aber, ihre Tochter, bemerkte es und bemühte sich, ihrer Mutter alles, was Sorge machte, aus dem Wege zu räumen und die Aufgaben der kleinen Wirtschaft abzunehmen. Die Folge davon war, daß Erpo, welcher wegen seiner Zuverlässigkeit und Erfahrung gleichsam die rechte Hand des Hauptmanns bildete und von demselben zum Hauptbootsmann in der Admiralskogge ausersehen war, trotz seiner vielen sonstigen Aufträge immer noch etliche Male des Tages ins Haus sprang, um zu erkunden, ob es für seine starken Arme nicht etwas zu thun gäbe. Oda, welche ihn von ihrer Kindheit her kannte, nahm seine Dienste gerne an, denn er gehörte zum Hause Hugos in Freud und Leid. Durch

ein freundliches Wort, einen herzlichen Dank aus ihrem Munde gewann ihm der Tag erst Bedeutung. Still und glücklich ging er dann seiner übrigen Arbeit nach, das Wesen des lustigen Burschen gewann etwas Träumerisches; viel lieber als in der Gesellschaft lärmender Knechte verbrachte er seine freie Zeit auf seinem Schiffe und zerstreute sich damit, alles, was in Zukunft seiner Aufsicht unterstellt war, noch einmal einer genauen, eigentlich überflüssigen Durchsicht ungestört zu unterwerfen.

Noch ein zweiter kam, wenn auch nicht als täglicher Besucher, so doch mindestens so häufig, daß man in der Nachbarschaft anhub, davon zu reden. Wenn Rambold von Volkenshagen vom Markte her die Straße hinabschritt, ein reicher Mann, ein feiner, selbständiger und einflußreicher Mann, welcher kürzlich zum Ratmann ernannt war, dann war es gewiß, daß in dem gegen die Straße vorspringenden Teile der Häuser hier und da ein freundliches, rosiges Mädchenantlitz auftauchte, ihm entgegenschaute und sich enttäuscht abwandte, wenn er wieder einmal dem Hause in der Großen Mönchenstraße seine Schritte zuwandte. Da wurde manches Näschen gerümpft und manches Wort gesprochen, welches wenig freundlich gegen die Schiffertochter klang, welche einen aus den Patriciern zum Manne zu erhaschen versuchte, der sicherlich in den ersten Familien der Stadt als Bewerber willkommen gewesen wäre.

Um Vorwand zu seinem Kommen war Rambold nie verlegen, denn meistens hatte er sich irgend einen Auftrag an den Hauptmann zu verschaffen gewußt, und paßte die Zeit geschickter Weise immer so ab, daß derselbe von Hause abwesend war, oder er hatte eine neue Kunde von Dingen, welche draußen in der Welt oder in der Nähe der Stadt geschehen waren, die man natürlich nicht schnell genug erfahren konnte, oder er hatte vernommen, daß Frau Herburg nicht wohlauf sei, oder er brachte aus seinem Garten irgend eine seltene Blume, oder er bat um Erlaubnis, Oda irgend wohin zum Spiel und Tanz und Schauspiel zu führen — kurzum, im Hause des Hauptmanns mußte und sollte man es merken, daß er sich ernstlich um die Hand der schönen und fröhlichen Oda bewarb.

Man merkte es auch, aber Frau Herburg konnte ihrer Tochter vertrauen, daß sie die rechte Entscheidung ohne irgend welche Beeinflussung am sichersten treffen und den Ratmann, wenn dieser keine Hoffnung auf Erhörung hätte, in keinerlei Weise ermuntern würde. Oda legte alles darauf an, zu zeigen, daß Rambold als Freund des Vaters willkommen wäre, aber solche Stellung ja nicht gebrauchen dürfte, um unter deren Deckung seine Bewerbung anzubringen. Anfangs versuchte sie seine Abweisung durch kühle Zurückhaltung, dann aber, als er im Bewußtsein seiner Bedeutung dafür kein Verständnis hatte, in scharfer Abfertigung; endlich hatte sie ihren Spott mit dem Mann, der es nicht verbarg, daß er in der Ueberzeugung von seiner Unwiderstehlichkeit doch noch am Ende des Sieges gewiß wäre.

Der erste, welcher den Kampf zwischen beiden merkte und mit Wohlgefallen verfolgte, war Erpo. Er spürte infolgedessen die Stunde, wenn Rambold zu kommen pflegte, aus und suchte nach seiner Art dem Mädchen beizustehen. Einmal stolperte er mit einem Eimer Wasser und goß diesen dem eitlen Junker über die Schuhe von feinstem russischen Leder, so daß derselbe sofort an der Thüre umkehrte, ein anderes Mal war ein kleiner Nagel am Eingange so gebogen und zugespitzt, daß der faltige Mantel von feinstem Tuch daran häkelte und einen großen Riß davontrug. Als Rambold bei den länger werdenden Abenden in der Dämmerung Gelegenheit zu einer vertraulichen Stunde suchte, entdeckte er in der Stube mit Entsetzen, daß sein Handschuh mit Teer beschmiert war, und als er wütend hinausstürzte, um den Thürdrücker zu untersuchen, war derselbe blank und glatt wie immer. In ähnlicher Weise wurde dem Ratmann fast immer der Gang zu einer Quelle von Aerger gemacht. Erpo hatte viele Freunde, welche sich gerne zu allerlei Streichen von ihm anstiften ließen und die Unfälle des Junkers an die Schiffsknechte weiter erzählten, und als Rambold sich einst mit Oda am Strande

sehen ließ, schallten so viele Spottreden hinter ihm drein, daß er für die nächste Zeit den Hafen sorgsam vermied.

Wenn der Hauptmann von allem diesem hörte — Frau Herburg hielt es für ihre Pflicht, über die häufigen Besuche des Ratmanns zu sprechen —, so hatte er nur ein bedauerndes Achselzucken für die Schwächen seines Freundes, aber hob stets mit Nachdruck hervor, daß er ein bewährter, tapferer Mann sei, auch weise im Rat, und daß er insbesondere in letzter Zeit durch rege Unterstützung seiner Pläne ihm wesentliche Dienste geleistet habe. Seine Eitelkeit sei beklagenswert, aber frei von Fehlern sei kein Mensch. Dadurch war für ihn die Sache erledigt, dem Freunde mußte nach wie vor sein Haus offen stehen.

Da Rambold von Odas Seite wenig Ermutigung fand, gedachte er einen anderen Weg zur Erreichung seines Zieles einzuschlagen und zunächst Frau Herburg zu gewinnen. Er erzählte ihr in seiner lebendigen Weise von dem Sohne, wie allbeliebt und lebenslustig derselbe gewesen sei, dabei in seiner Denkungsart so rein, daß er von aller Unsauberkeit der Männer in Bergen, welche den veredelnden Einfluß der Frauen entbehren müßten, sich frei gehalten hatte. Er trauerte mit ihr und vertröstete sie darauf, daß er, wenn nur das vorliegende Werk der Flotten-Absendung erledigt sei, versuchen wolle, dessen Wiederaufnahme in den Bund durchzusetzen. Das Lob des Sohnes that dem Mutterherzen wohl, aber die Hoffnung wollte in ihm nicht erwachen. Es hatte den Gedanken, daß Henning in der schaurigen Fremde zu Grunde gegangen sei, fest in sich aufgenommen. — Ferner zeigte Rambold große Willigkeit, das Gespräch auf das Evangelienbuch zu bringen und den Widerspruch, den dasselbe gegen die Satzungen der Kirche erhöbe, zu beleuchten. Als ein einsichtiger Mann konnte er seine Augen nicht vor den großen Schäden der letzteren verschließen, ja, er hatte tiefer gesehen als mancher andere, hatte sogar einmal einen Prediger der reinen Lehre, einen Lollharden, in seinem roten Mantel auf der Straße in London stehen sehen und laut gegen die Irrtümer der Kirche Zeugnis ablegen hören; allerdings konnte er nicht verbergen, daß dieser hernach der gegen ihn eingeleiteten Verfolgung erlegen sei. Ueber Wycliffes Hauptlehre, daß die heilige Schrift allein Quelle aller Erkenntnis des Menschen in Bezug auf göttliche Dinge wäre, und daß alles, was nicht darin begründet, verworfen werden müßte, verstand Rambold so deutlich zu reden, daß Frau Herburg durch seine Worte erst das Verständnis der wichtigsten Fragen gewann. Aber mit ihrem klaren, geläuterten Empfinden erkannte sie zugleich, daß er als vorsichtiger Mann nur erzählte, was er gehört und gesehen habe, und niemals deutlich erkennen ließ, ob er die als ketzerisch verdammten Lehren des Reformators selbst billigte. Seine Art, von heiligen Dingen zu reden — kühl, mit künstlich gefärbtem Tonfall — berührte sie peinlich, und sie stellte derselben ihr ehrliches Bekenntnis gegenüber.

Je mehr sie im Erkennen der Wahrheit reifte, um so weniger Vorsicht gebrauchte sie, ihre Denkungsart zu verbergen; suchende Seelen kamen zu ihr und verlangten nach Mitteilung ihrer Geheimnisse, bald fand sich in Rostock eine kleine Schar, welche durch die Sehnsucht nach der reinen Lehre verbunden war. Ja, von der Umgegend her wanderten manche zur Frau Herburg und trugen nach eifrigen Gesprächen den Ruf ihrer Frömmigkeit und unerschrockenen Wahrheitsliebe weiter; nur daß die meisten zu der Ansicht neigten, daß die neue Sache vorsichtig und heimlich betrieben werden müßte, weil die Gewalt der Kirche zu groß und ihre Strafen streng wären, und weil ihr rauher Eingriff die junge Saat völlig verderben könnte.

Der Geistlichkeit in Rostock konnten die ketzerischen Bestrebungen nicht verborgen bleiben und sie bemühte sich, die Verbindung derjenigen, welche der wycliffitischen Lehre ergeben waren, zu verhindern und die einzelnen durch ihren immer noch mächtigen Einfluß vom Irrwege zurückzubringen. Anwendung gewaltsamer Maßregeln schien ihr nicht gut zu sein, weil solche leicht den Trotz der selbstbewußten Niederdeutschen wecken konnten, sie versprach sich von der Anwendung gütlicher Ueberredung bessere Erfolge

und traf darnach ihre Maßregeln. Der alte Pfarrer von St. Marien, welcher Vertreter des Bischofs war, hatte wegen seiner liebevollen, treuherzigen Zusprache manchen Erfolg aufzuweisen, und er machte sich eines Tages auf, um die Kraft seiner Worte auch an Frau Herburg zu versuchen.

Er traf sie bei seinem Besuche auf ihrem Lieblingsplatz in der Ecke hinter dem Fenster, sie schien ihm blaß und gebeugt, und er schrieb ihr kränkliches Aussehen hauptsächlich dem inneren Kampfe um Glaubensfragen zu. Als er aber anhub, in seiner vorsichtigen Weise über den Zweck seines Kommens zu reden, da belebten sich sofort die Augen der Frau, es brannte in ihnen kein unruhiges Licht, sondern ein milder Schein ging davon aus, so daß er sich tief ergriffen fühlte und sich um so eifriger um sein Werk bemühte. Was entdeckte er allmählich zu seinem Schrecken? Frau Herburg wollte die Kniee nicht beugen vor den Heiligen, nicht mehr die Bilder und Reliquien verehren. Sie glaubte nicht an ein Fegefeuer; sie verweigerte, sich zur Ohrenbeichte zu bequemen, weil kein Mensch wissen könnte, wie oft er fehle; sie verabscheute den Ablaß, der für Geld Sünden erließ, und — was in seinen Augen das Aergste war — sie wollte nichts wissen von den Messen, da der Heiland bei der Einsetzung des Abendmahles nichts darüber gesagt habe. Der Geistliche erkannte, daß sich von hier aus die Aufrollung der katholischen Lehre, welche so wohl und so fest gefügt war, ergeben mußte.

Dem alten Manne fehlten die Worte, um seinen Schmerz über einen solchen Abfall auszudrücken, er konnte nur die Hände von Herburg fassen und bitten: „Kehre um, kehre um!" Sie schüttelte das Haupt und sagte: „Vor mir liegt mein Ziel." — „Ich habe dich getauft, Herburg, und habe dich später unterrichtet, du hast mir immer Freude gemacht. Soll ich nun sagen, daß du verloren gehst durch meine Schuld? Ich hätte es zur rechten Zeit erkennen müssen, daß dem so wißbegierigen Mädchen das Lesen eine verderbliche Kunst sein würde. Dein Untergang liegt mir klar vor Augen."

„Ich sterbe gerne," lautete die Antwort. „Ich freue mich darauf, meinen Heiland zu sehen und bei ihm meinen Henning wiederzufinden. Unsagbar habe ich um ihn gelitten und leide noch viele Schmerzen, Tag und Nacht. Meinem Manne muß ich's verbergen, damit sein Kummer, den er, ohne sich auszusprechen, im Herzen verbirgt, nicht vermehrt werde, aber ich kann diese Haare nicht wieder dunkel machen, wie sie zuvor waren. Vor ihm liegt ein weites Arbeitsfeld, vor mir liegt nichts — nichts als die Hoffnung auf Gott und sein Reich. — Versteht Ihr mich, Vater, daß ich mich an dieses Buch klammere? Es zeigt mir den einzig sicheren Weg dorthin, nachdem ich die vielen Wegweiser, welche die Kirche überall aufgepflanzt hat, als irreleitend erkannt habe. Mir ist es selbst, als ob ich bald sterben müßte. O bittet doch alle Priester, daß sie mich in meiner Vorbereitung nicht stören, es macht mir nutzlose Pein und schafft ihnen wahrlich kein Verdienst."

Während sie so sprach, liefen dem alten Manne Thränen über die Wangen. Er erzählte es nach Jahren, daß es ihm in diesem Augenblicke so geschienen, als ob Frau Herburg über ihr Schicksal sich selbst klar gewesen sei.

„Tochter, Tochter!" sagte er. „Gott legt mir in meinem Alter, während ich schon im Tragen schwach werde, die schwerste Prüfung meines Lebens auf. Ich muß um dich als Verlorene trauern bis in mein letztes Stündlein, die Kirche wird dich verstoßen, und außerhalb derselben giebt es kein Heil."

„Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Das war das letzte Wort, welches er von ihr hörte, und tief gebeugt ging er von dannen.

Gelegentlich sprach Herburg mit ihrem Manne von diesem Besuche und dem dabei verfolgten Zweck. Da fuhr er heftig auf und schalt: „Sie mißbrauchen den Alten, welcher der allein Redliche unter ihnen ist, weil sie wissen, wie sehr du an ihm hängst. Laß dich nicht anfechten, Frau, denn sie sorgen nur um ihre Auskünfte. Wir sind ja

nicht die einzigen, welche nicht mehr in der Beichte den Nacken beugen wollen, es giebt noch viele Bücher in der Stadt, nur daß die Leute sich damit nicht heraus wagen, sie sehen uns gerne als Vorkämpfer an. Aus allerlei Andeutungen merke ich, daß es sich aller Orten gegen die Kirche regt, man fragt mich oft, woher ich das Buch bezogen habe. — Nun, nur zu! Wir fürchten uns nicht, Pfäfflein! Die Zeit der Abrechnung muß einmal kommen, und je ärger ihr jetzt hetzt, um so rascher wird es vorwärts gehen. Das mag noch einmal eine wilde Jagd werden! — Doch was ich dir noch sagen wollte — heute wäre es bald zu einem Bruche mit dem Rate gekommen, er wollte mir einen Bevollmächtigten zur Seite stellen, der mich natürlich in allen Bewegungen hemmen sollte. Da habe ich ihm trotzig die Sache vor die Füße geworfen, und natürlich gaben sie nach. Gerwin Wilde ist leider wieder einmal krank und muß das Lager hüten, sonst würden sie nicht auf so thörichte Gedanken kommen. Ich hoffe, daß wir in zwei Wochen aufbrechen werden, sonst überrascht uns noch der Winter hier im Hafen.

Mit solchen Gedanken drängte er die wichtigere Sache hintenan, und doch war das Unheil näher, als irgend jemand in Rostock es glauben mochte.

IV.

Ecclesia non sitit sanguinem.

Auf der Landstraße, welche von Wismar nach Rostock führte, kamen drei Männer in der Tracht der Dominikaner daher. Der Wind wehte rauh von der See herüber und nötigte sie, mit dem umgürtenden Stricke den schwarzen Mantel, welcher das weiße Unterkleid bedeckte, eng anzuziehen und die spitze Kapuze tief ins Gesicht zu rücken. Der Vorangehende, der das Abzeichen eines Magisters trug und dadurch sich als gelehrter Mann mit der Berechtigung, an der Universität zu lehren, auswies, hatte feine durchgeistigte Züge, eine breite, hohe Stirn, in schwärmerischem Feuer leuchtende Augen, hagere Wangen, welche von schwerer Askese Zeugnis ablegten, und ein schmales Kinn. Er ging tief in Gedanken fürbaß, während seine Begleiter, deren jeder ein Bündel trug, sich ein wenig zurückhielten, um miteinander ungestört schwatzen zu können.

„Möcht wissen, was den Magister Eylhard so ruhelos von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt die Ostseeküste entlang treibt! Unmöglich kann es eine Lust sein, auf dem Scheiterhaufen arme Menschen zu verbrennen, wie kürzlich den guten Bernhard in Wismar, welcher eigentlich niemandem jemals etwas zu leide gethan hat."

„Ketzer, Ketzer!" sagte der andere und machte dazu ein wichtiges Gesicht. „Du weißt ja, daß es die Aufgabe der Dominikaner ist, domini canes zu sein."

„Pah," lautete die Antwort, „wenn er die Ketzer alle verbrennen wollte, dann wäre der Wald, welcher da drüben im Osten zu sehen ist, nicht reich genug an Holz, und der ganze Dominikaner-Orden hätte nicht hinreichend Hände, um das Feuer zu schüren. Da wäre es am bequemsten, er nähme eine Fackel und zündete die wendischen Seestädte an allen vier Ecken an. Mir wird oft heiß und kalt, wenn ich der Leute Beichte höre, so seltsame Worte sprechen sie, beide Ohren möchte ich mir zuhalten."

„Mag er sie anzünden," sagte der zweite gleichmütig, „wenn nur die Klöster der Mönche stehen und so viel Menschen übrig bleiben, uns zu erhalten."

„Auch die Klöster müßten schließlich fort. Hab ich doch den Bruder Heinrich einmal über einem Buche getroffen, welches Meister Eckhart geschrieben. Du weißt freilich wohl nicht, wer das gewesen ist?"

„Nein, weiß ich in der That nicht und brauch's auch nicht zu wissen, ich errate schon genug aus deiner Andeutung."

„Natürlich! Du bist ja sogar allzeit zu faul gewesen, um lesen zu lernen."

„Mag wohl richtig sein. Erbsen und Bohnen lesen geht an, wenn der Geber nicht allzu filzig gewesen ist und zuviel wurmstichige dazwischen gemischt hat, aber Buchstaben sind mir ein Greuel. Schließlich, denk' ich, muß jeder am besten wissen, was ihn freut, der eine riecht gerne den Qualm der Scheiterhaufen, der andere den der gebratenen Hühner."

„Ein Mann wie ein Kind in allen sonstigen Dingen, so weich, so freundlich, daß ich zuweilen gedacht habe, so möchte unser Bruder Johannes Tauler ausgesehen haben, dessen Buch von der Nachfolge des armen Lebens Christi hier in diesem Gewande steckt, der in Straßburg gewaltig gepredigt und treu die Pestkranken gepflegt hat. Aber wenn dieser hier das Wort Ketzer hört und etwas von Wycliffiten spürt, dann verlieren seine sonst strahlenden Augen allen Glanz und werden tot und starr, seine mageren Hände zittern und die Finger krümmen sich wie Krallen, die Nasenflügel bewegen sich, als witterten sie Wild, und dann weiß ich gewiß, daß bald ein Scheiterhaufen rauchen wird. Ich glaube, daß Johannes Tauler, welcher doch auch Dominikaner war, niemals den Ketzern nachgefragt hat."

Der andere Bruder hatte wiederholt gewinkt und durch Zeichen ermahnt, leise zu reden, der Eiserer fuhr aber doch erschrocken zusammen, als der Magister stillstand, mit einem tiefen Seufzer sein Erwachen aus seinem Sinnen andeutete und vor sich hin sagte: „Tauler! Wieder einmal kommt der Name über mich, als ob er sich an meine Fersen heftete oder durch die Luft herbeigetragen würde. Wer mag ihn mir senden? Herr, bist du es? Laß mich treu in dem mir zugewiesenen Amte sein, wie einst in seiner Weise der Bruder Johannes gewesen ist. — Dort zeigt sich eine vielgetürmte Stadt, das wird Rostock sein. Gewiß wohnen fromme Menschen dort, wo so viele Gotteshäuser sind. — Laßt uns hier rasten! Zürne mir nicht, Bruder Jakobus, auch du nicht, Bruder Bartholomäus, daß ich so schnell gewandert bin, ohne Rücksicht auf euch zu nehmen. Meine Gedanken gingen voraus und ich folgte." Er strich sich mit der Hand über die Stirn. „Es ist ein schweres Amt, welches auf mich gelegt ist. — Laßt uns auf dieser Höhe am Wege lagern, wo das Gebüsch uns gegen den Wind schützt. — Wie schön ist der Blick von hier auf die Stadt und den Fluß und den meilenlangen Wald jenseits desselben. — Thut eure Bündel auf, greift zu und stärkt euch, ich bin nicht hungrig. — Ich wollte, daß meine Wanderung hier zu Ende wäre. — — Halt, dort liegt ein Mann! Hilf, Himmel, doch nicht ein Erschlagener oder ein armer kranker Bettler?"

In der That lag hinter dem Gebüsche, welches den Wegrand krönte, ein Mann in zerrissenem, zerlumptem Gewande mit dem Angesichte auf dem Boden und die Arme ausgebreitet, als habe er sich dort im Schmerze niedergeworfen. Meister Eylhard griff zu und versuchte mit Hülfe seiner Begleiter denselben aufzurichten. Da sah er in ein jämmerlich abgehärmtes Gesicht, in welchem sich Spuren vergossener Thränen zeigten. Bei der raschen Untersuchung fand er, daß er es nur mit einem zur Zeit Ohnmächtigen zu thun hatte, und wandte alle Mühe daran, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen. Sein Eifer ergriff die beiden Mönche, welche anfangs den Zerlumpten ungern berührt hatten, Bruder Barthel stieß Jakob wiederholt an und zeigte auf eine gewisse Gegend, an welcher sich das Gewand desselben etwas bauschte, begegnete wohl ärgerlichem Kopfschütteln, siegte aber endlich durch seine Beharrlichkeit. Jakob brachte zögernd eine Flasche zum Vorschein, aus welcher er dem Liegenden belebende Tropfen einflößte, seinen zu Tage tretenden Verstoß gegen die Ordensregel übersah Magister Eylhard in der Freude über den raschen Erfolg, das Bewußtsein kehrte seinem Pflegling zurück. Ein paar tiefliegende Augen wurden aufgethan und sanken müde wieder zu, und eine zitternde Stimme murmelte: „Laßt ab — Ihr thut nicht gut. — Hier will ich sterben."

„Hab Geduld, Freund, und warte auf den Herrn. Nach seinem Willen müssen wir leben, und nach seinem Willen müssen wir also auch sterben, nicht nach eigenem Willen. Mir scheint es, als habe er uns hierher gesandt, daß wir dich finden und retten sollen." Leise setzte er zu seiner Umgebung in mitleidigem Tone hinzu: „Gott mög ihn

stärken! Mich deucht, der Aermste hat viel gelitten." Eylhards Wort erreichte das Ohr dessen, für den es nicht bestimmt war, er wollte sich mühsam mit Hülfe der Mönche in sitzende Stellung aufrichten, aber seine Kraft versagte, und er sank dem schnell herangleitenden Magister in den Schoß. „Sag jemand, daß er mehr gelitten hat und so wie ich von Gott verlassen sei!" lautete seine mühsam hervorgebrachte Entgegnung. „Nichts begehrte ich, als die Türme meiner Vaterstadt noch einmal zu schauen. Ich habs erreicht — erbarmt Euch meiner, geht Eure Wege und laßt mich hier sterben."

Statt aller Antwort hielt Bruder Jakob ihm seine Flasche an den Mund, und der Leidende trank hastig, nahm auch das ihm dargebotene Brot und aß gierig, sodaß man wohl sah, daß der Hunger ein wesentliches Teil zu seiner Ermattung beigetragen hatte. Die müden Augen thaten sich abermals auf und blieben auf dem in herzlicher Teilnahme über sie geneigtem Antlitze des Magisters haften. Dieser las in ihnen tiefes Seelenleid, fühlte plötzlich ein wundersames Gefühl sein Herz durchziehen, daß er die Hand ausreckte und leise die Wangen streichelte und das wirre Haar an den Schläfen zurückstrich, konnte auch einer Thräne nicht wehren, die auf das Gesicht seines Pfleglings fiel. Derselbe zuckte zusammen und fand die Kraft, sich langsam aufzurichten. Das freute die Mönche, und sie wurden nicht müde, ihm Speise und Trank anzubieten, bis Eylhard selbst Einspruch that in der Befürchtung, daß der Ausgehungerte sich schaden möchte.

„Woher kommts, daß Ihr Euch um mich kümmert, da man fast überall dem Bettler von der Landstraße Herz und Hand verschloß?" fragte der Gerettete.

„Nimm an, daß nichts besser zusammenpaßt als der Bettelmönch und der Bettler," sagte Eylhard.

„Mein Vater stieß mich in bitterste Not, mein Weib ging in Verzweiflung in den Tod, meine Heimatstadt verbannte mich. Das Meer hat mich ausgeworfen, kein Land, kein Haus, kein Herz will etwas von mir wissen, es ist mein endliches Los, daß ich mich durch Bettelmönche ernähren lassen muß. — O, warum wecktet Ihr den Sterbenden! — Auf meiner Wanderung Tag und Nacht schwebte mir vor, im Angesichte jener Türme mich zur letzten Ruhe zu betten, ich war im Begriff, nach Monaten voll Wachens endlich einmal einzuschlafen."

„Einschlafen! Vielleicht war es dir nahe, aber sicherlich folgte darnach wieder ein Aufwachen — und dann?" So sprach Eylhard ernst, und da der Unglückliche schwieg, fuhr er fort: „Kein Herz für dich, sagst du? Sprich, Mann, sollte es mit dir so weit gekommen sein, daß in deiner Vaterstadt jedermann dich verabscheut?"

Der Bettler faßte die Hände der beiden Mönche, richtete sich an ihnen auf und stand und sah auf die fernen Türme und breitete seine zitternden Arme aus: „O Mutter! O Schwester!" schrie er und stürzte dann plötzlich wieder besinnungslos zu Boden.

Abermals bettete ihn Eylhard mit Hülfe seiner Begleiter in seinen Schoß. „Geht dorthin," sagte er, „wartet, bis ich euch rufe. Wenn dieses wunde Herz nicht verbluten soll, so muß das milde Wort der Kirche jetzt in der letzten Stunde den Verband anlegen." Die beiden gehorchten.

Nach einiger Zeit kam der Bettler wieder zu sich, in vorsichtiger, teilnehmender Weise redete der Magister zu ihm, duldete die wilden Ausbrüche seines Schmerzes und wußte nach jedem verzweifelten Schrei ein lindes, tröstendes Wort. Als unter diesem die Banden, mit denen die Not der Vereinsamung dieses arme Herz umschnürt hatte, gelöst waren, da strömte alsbald hervor, was es also erfüllt hatte, daß es unter dem Druck fast gebrochen wäre. Da hörte er von einer schrecklichen Fahrt über das wüste Meer, von Wind und Wellendrang, von endlicher Errettung durch jütische Fischer, von Mißtrauen gegen den deutschen Mann, von Hunger und Durst, Verfolgung und Mißhandlung in fremden und in deutschen Landen — und dem allen gegenüber von einer Schuld, für welche die Kirche willig Vergebung spenden konnte. Das lange Zwiegespräch schloß mit der flehentlichen Bitte: „Nun weißt du alles, Vater, und nun höre mich! Verlasse mich nicht — wohin soll ich sonst? Zurück nicht in die schaurige Fremde, vor-

wärts nicht in die verschlossene Stadt, überall ringsum Tod und Verderben! — Verlaß mich nicht!"

„Nein, so wahr ich lebe und auf das Heil hoffe, ich lasse dich nicht, meinen Sohn nicht, den mir Gott bescherte — den ich lange gesucht und bisher nirgends gefunden habe!" So gelobte der Mönch. „Wir beide gehören zusammen, denn auch ich bin durch mein schweres Amt einsam geworden. — Die Menschen sind hart hier in den Seestädten, wie ich merke, erbarmungslos bis zur Grausamkeit, sobald es der irdische Nutzen fordert, aber sie geben der Kirche doch auch die gebührende Ehre. Unter dem Schutze des Ordens führe ich dich in deine Stadt, welche du zu sehen begehrst, und wenn du dein Herz dort gestillt hast, dann bitte ich dich, daß du versuchst, ob Vater und Sohn sich nicht allzeit zusammen auf die fernere Wallfahrt begeben mögen. Er reichte dem Bettler die Hand und fühlte sich unter dem dankbaren Strahl aus dessen Augen glücklich. Dann rief er laut seinen Begleitern zu: „Kommt heran! Du, Bruder Bartholomäus, gehst voraus zu unserem Kloster in jener Stadt und holst das Gewand eines Novizen und bringst es uns auf dem Wege entgegen. Schnell, zögere nicht! — Jakobus, du bist der stärkere, komm hier heran und stütze deinen Bruder, daß er mit uns kommen kann, und gehts nicht anders, so wollen wir ihn tragen. Ich denke, daß der Weg uns nicht allzusehr ermüdet hat."

Der zuletzt Angeredete sah auf sein Bündel, öffnete es und zog langsam den Rest der Speise daraus hervor. „Iß, Meister," sagte er, „wir sind gestärkt, du aber hast seit sechs Stunden nichts genossen, und ich glaube, daß wir den Mann mehr tragen als stützen müssen." Lächelnd versetzte Eylhard: „Meine Speise ist mir soeben reichlich von Gott beschert. Hier aber unser Freund soll essen, und ich will mich satt daran sehen, daß er genest. Dann wird mein Weg leicht sein."

Wie er angeordnet hatte, so geschah es. Unter der Hülle des Ordensgewandes wurde der Verbannte in seine Heimatstadt zurück geleitet, und die Klostermauern nahmen ihn schützend auf.

Am nächsten Tage ging Eylhard und zeigte dem bischöflichen Vertreter sein Kommen und seinen Auftrag an, die Ketzer in den wendischen Hansestädten aufzuspüren, zur Untersuchung zu ziehen und in die Hände der weltlichen Obrigkeit zu überliefern. Der alte Mann, welcher das Unheil hatte über die Stadt kommen sehen und seine Entschlüsse mit den übrigern Pfarrern der Rostocker Kirchen im Verein gefaßt, erzitterte unter der Nähe des ihm fürchterlichen Mannes und trat mit Hast für die Rechtgläubigkeit aller Gemeinden ein, betonte vor allem, daß, wenn sich gelegentlich einmal Irrungen gefunden, die Fehlenden noch niemals den freundlichen Zuspruch ihrer Seelsorger abgelehnt hätten, und so erreichte er es durch seine warme Fürsprache, daß Eylhard beruhigt von ihm ging. Vorsichtig und gewissenhaft, wie er bei all seinem Vorgehen war, beschloß er, die Wirkung einer öffentlichen Bekanntmachung von den Kanzeln, daß jeder, welcher Kenntnis von Ketzereien des Nächsten hätte, diese anzeigen sollte und daß verbotene Bücher herauszugeben wären, abzuwarten, um dann seine Schritte nach Stralsund weiter zu lenken.

Heimlich am Abend klopfte dann und wann jemand verzagt an das Thor des Klosters, und der erstaunte Bruder Pförtner fand, bevor er's begriff, in seiner Hand ein Buch, welches ihm ein Vermummter, der jetzt hastig von dannen eilte, zugesteckt hatte. Er begriff seine Aufgabe schnell und brachte den Band dem Meister Eylhard. Im übrigen versagten sich die Predigermönche, bei denen der letztere wohnte, diesem Gerüchte zuzutragen, weil sie ihr Ansehen in der Stadt und die Willfährigkeit zum Geben nicht erschüttern wollten, aber sie beeilten sich auch nicht, zur Abreise zuzureden, denn die Anwesenheit des gefürchteten Mannes reichte hin, zu bewirken, daß dem Kloster eine Fülle von Spenden zufloß. Zuweilen sagte man Eylhard wohl von dieser oder jener Aeußerung eines Gemeindegliedes, welche an Ketzerei streifte, aber man suchte auch nur solche Männer und Frauen aus, von deren Nachgiebigkeit man von vorne herein überzeugt war; er kam von jedem Gespräche mit den Verdächtigten befriedigt zurück.

Der Pfarrer von St. Marien versäumte nicht, Hugo Degenhard zu beschwören, seine Frau zur Vorsicht zu veranlassen, hatte freilich wenig mehr Erfolg, als daß ihm Hugo freundlich die Hand schüttelte und ihn auslachte.

Erpo umschlich in diesen Tagen das Haus seines Herrn wie ein Spürhund und zog eifrig Erkundigungen über die Gänge des Inquisitors ein. Gelegentlich versuchte auch er in seiner behutsamen Weise den Meister Hugo zu warnen, so daß ihm dieser endlich einmal Stand hielt mit der ungeduldigen Frage: „Was willst du von mir? Offen heraus und nicht hinten herum."

„Ja, Hauptmann," sagte er, „sie sind nun einmal so, wie sie sind. Wollt Ihr den Pfaffen vor Eurer Abfahrt nicht einmal wieder ein Geschenk machen?"

„Nein, ganz gewiß nicht! Ich werde keinen streicheln, für den ich am liebsten einen Stock hätte."

„Gut, Meister, aber wenn man keinen Stock für die Hunde hat, muß man sich mit der Wurst helfen. Man darf damit auch nicht zu lange warten, denn wenn die Ketzerriecher erst zugebissen haben, so hängen sie dran wie Bullenbeißer und lassen nicht wieder los."

Ingrimmig lachte Hugo und sagte: „Sie sollen's versuchen, mich anzurühren, ich wollt's ihnen schon verleiden."

„Hm!" versetzte Erpo, „mancher Mast steht so glatt da, daß die Möwen nicht darauf sitzen können; wenn er aber erst am Strande liegt, dann springen die Sandhüpfer auf ihm herum."

„Woher haben die Pfaffen ihre Macht, als weil jeder sich vor ihnen duckt? Da schleicht mir in den letzten Tagen ein Mönch um das Haus herum — Gott gnade ihm, wenn ich ihn auf der Schwelle treffe! — Ich denke, daß eine neue Zeit im Anzuge ist."

„Ich glaube es nicht, Herr. Ich halts damit, daß man sich nach der Koje strecken soll; und thut man es nicht, so darf man sich nicht wundern, wenn man überall anstößt."

„Du bist ja ganz redselig geworden," sagte Hugo spottend, „die Weisheit strömt dir nur so zu. Man hört, daß du in den letzten Tagen viel zur Kirche gegangen bist."

Ernst und offen sah Erpo den Hauptmann an und sagte: „Ja, ich habe für Frau Herburg gebetet. Da Ihr nicht hören wollt, mag Gott sie schützen."

Betroffen wandte sich Hugo ab und murmelte: „Zum zweiten Male die Warnung! Ich will zu aller Vorsicht doch mit dem Bürgermeister reden und eine Klausel in meine Abmachung mit dem Rate einrücken lassen, durch welche derselbe zum Schutze meiner Angehörigen in meiner Abwesenheit verbunden wird." Aber Erpo sah ihm nach und murrte: „Zur Messe muß er mit ihr gehen und die Hand aufthun oder zu Schiff mit ihr, und dann die Anker auf. — Den Mönch will ich mir doch einmal genauer ansehen, der um das Haus schleicht; mir scheint auch, als hätte er seine besonderen Absichten. Noch habe ich ihm nicht in das Gesicht sehen können und ihn doch schon einmal über den Eckstein gerannt."

Zweierlei erreichten die wiederholten Warnungen, welche dem Hauptmann zukamen. Das erste war, daß er, bevor er die Abmachung mit dem Rate beschwor, welche ihn für die Dauer der Unternehmung an den Dienst der Stadt band, die Aufnahme eines Satzes durchsetzte, worin der Rat sich verpflichtete, Hugos zurückgelassene Familie gegen alle und jede feindseligen Angriffe zu schützen, von welcher Seite dieselben auch kommen würden; und das zweite war, daß er sich entschloß, Erpo, auf dessen Treue und Umsicht er sich verlassen konnte, zur Hut seines Hauses zurückzulassen mit dem strengen Befehl, jeden Versuch, den Frieden desselben zu stören, sofort dem Rate anzuzeigen. Der junge Seemann empfing diesen Auftrag mit gemischten Gefühlen; es zog ihn hinaus auf die kühne Fahrt, auf welcher es sicherlich Abenteuer genug zu bestehen gab, und es zog ihn hin in die friedlichen Räume, in welchen das Mädchen schaltete, dessen stille Verehrung sein ganzes Herz füllte.

Noch von einer anderen Seite wurde der Schutz des Hauses ins Auge gefaßt. Rambold von Volkenshagen hatte die Gefahr, welche Frau Herburg drohte, sehr wohl erkannt und deswegen die Aufnahme der neuen Klausel im Rate lebhaft befürwortet. Erfahren, wie er in solchen Dingen war, hatte er auch erkannt, daß keine unbedingte Sicherheit für die Bedrohte gegeben sei, weil ja alles geschriebene Wort durch Spitzfindigkeit umgedeutet werden konnte, im Grunde lag immer die größte Bürgschaft in dem guten Willen des Rates, und da in demselben manche seiner Verwandten saßen, so schien es ihm gut, wenn er selbst jetzt in engere Beziehung zu Hugos Haus trete und seinen langgehegten Plan kurz entschlossen zur Ausführung brächte.

Er suchte wiederholt Gelegenheit, den Hauptmann allein zu sprechen, derselbe aber war von früh bis spät am Strande bei den Schiffen, erst am Morgen des Tages, welcher zum Aufbruch des Geschwaders bestimmt war, erlangte er einen Augenblick Gehör bei dem Vielbeschäftigten und hielt um Odas Hand an. Er hatte eine schlechte Stunde getroffen, Hugo war ärgerlich, daß einige Dinge, auf welche er Gewicht legte, schlecht besorgt waren, und unwillig, daß seine kostbare Zeit noch gar durch eine Sache, welche Aufschub vertrug, in Anspruch genommen wurde.

„Nichts davon, Freund Ratmann," sagte er. „Jetzt ist keine Zeit zur Brautwerbung, das weißt du besser als ich, und die Sitte verlangt einen anderen Weg. Wenn du geglaubt hast, ich ließe mich in solchem Augenblick überrumpeln, dann irrtest du. Wahrscheinlich bist du deiner Sache bei meiner Tochter verzweifelt ungewiß. Ruhig! Keine Einreden! Ich bin kein Freund von Ausflüchten. — He, Erpo! Halt, Rambold, noch eins! Nach dem, was du eben gehört hast, darf ich bei dir die Rücksichtnahme voraussetzen, daß du in meiner Abwesenheit mein Haus nicht betrittst und vor allem die Meinen nicht beunruhigst, denn ohne mich können sie nichts thun. Wenn ich zurückgekehrt bin, läßt sich über alles reden. — Erpo, heran! Hier meine Rüstung — lasse sie zum Hafen tragen, tummle dich! Es giebt noch mancherlei zu besorgen, und vor Abend müssen wir aus der Warnow-Mündung sein. — Leb wohl, Rambold! Lasse dir es nicht zu sehr zu Herzen gehen! Uebrigens glaube ich, nach allem, was ich bisher gesehen habe, daß du bei dem Mädchen kein Glück haben wirst. Ueberlege dir es noch einmal. Vielleicht hast du, wenn ich zurückkomme, schon eine Ratmännin heimgeführt, die Sache bleibt dann natürlich unter uns."

Er ging seinen Geschäften nach, ohne den stechenden Blick zu beachten, welchen der Ratmann ihm nachsandte.

Ganz Rostock war am Nachmittage, als die zum Aufbruch festgesetzte Zeit herangekommen war, in Bewegung. Aus den angesehensten Familien hatten sich die jüngeren Mitglieder zur Fahrt entschlossen, und jedesmal, wenn ein beliebter Mann vorüberging und seinen Weg zu einem Schiff nahm, erhoben sich frohe Zurufe aus der Mitte des Volkes. Aber ins Ungemessene steigerte sich der Jubel, als Hugo im Lederwams, an der Seite das Schwert, die seine Würde kennzeichnende Schärpe über Schulter und Brust und den Stab des obersten Befehlshabers zur Hand, über den Strand dahinschritt. Er achtete wenig auf die Zeichen der Volksgunst, sondern sorgte nur, daß das Geschwader seine Abfahrt geschickt bewerkstelligte. Unter günstigem Winde entschwanden die Segel bald mehr und mehr den nachschauenden Blicken.

Eine kleine Gruppe von Ratmännern stand noch längere Zeit im eifrigen Gespräch am Ufer. „Gott sei Dank," sagte der eine, „daß er fort ist; er fing allmählich an, lästig zu werden."

„Hochmütig zu werden," ergänzte ein zweiter. „Mit Pochen auf seine Verdienste setzte er seinen Willen stets durch, als ob es keinen Rat in Rostock gäbe."

„Gefährlich zu werden," bemerkte finster ein dritter. „Das Volk hängt an ihm wie Kletten und sein Wort gilt als Orakelspruch. In den Zünften sind sie allmählich durch sein Antreiben aufsässig geworden, das weiß man wohl, und wenn er auf den

Gedanken gekommen wäre, seinen Einfluß auszubeuten, so hätte er leicht ein Spiel, wie man es in Stralsund gesehen, anstellen können."

„Er nahm die Huldigungen entgegen, als wäre er dergleichen längst gewohnt, die Herzöge sind allzeit empfänglicher dafür gewesen, als dieser Schiffer. Und was für Verdienste hat er denn, wenn man die Sache bei Licht besieht? Seinen Sohn opferte er seinem eigenen Vorteil, denn er wußte es wohl, daß Rostock für ihn nicht mehr dagewesen wäre, wenn er denselben hierher gebracht hätte; und einen aus den Geschlechtern stellte er dem Schiffsvolk zum Spott an den Mast — das ist das Ganze. Man kann sich leicht den Schluß machen, wie er es mit dem Rate machen würde, wenn derselbe einmal seinen Weg kreuzen müßte."

Zu dem allen sprach Rambold kein Wort, obwohl er so nahe stand, daß das Gesagte von ihm gehört werden mußte. Seine Lippen zuckten, sein Auge schoß düstere Blitze, aber es redete ihn niemand an, weil man ihn allgemein für einen Freund des Hauptmanns hielt und seine Bewerbungen um Odas Gunst kannte. Einen Tag schritt er in Unruhe und im Kampf mit sich selbst umher und erwog, wie er sich in Zukunft zu verhalten habe; sein Stolz wollte seine Zurückweisung noch nicht anerkennen, und am nächsten Tage machte er sich zu der ihm verbotenen Wohnung auf, entschlossen, von Frau Herburg und Oda eine deutliche Entscheidung herbeizuführen.

Erpo war lustig und guter Dinge im Flur beschäftigt, allerlei zu ordnen, das seiner Obhut anvertraute Haus sollte schön und sauber wie ein Schiffsdeck anzusehen sein, er mußte also scheuern und wischen und summte dabei ein Lied vor sich hin. Die Stange mit dem Putzlappen, mit welcher er in entlegenen Ecken zu dringen versuchte, entfiel fast seinen Händen, als der Ratmann über die Schwelle trat und seiner nicht achtend auf das Gemach der Herrin zuschritt. Mit raschem Sprunge hatte er dem Besuch den Weg verlegt. „Was hast du, Erpo?" fragte ihn dieser ganz erstaunt.

„Mit Verlaub, Herr Ratmann, Ihr wißt, daß der Herr Euch in seiner Abwesenheit dieses Haus verboten hat," lautete die Antwort.

„Ha, frecher Bube!" schrie Rambold, welcher seine Fassung ganz verlor. „Aus dem Wege, oder ich nagele dich an die Wand!"

„An den Mast, Herr Ratmann, wolltet Ihr sagen. Ihr wißt ja, wie es gemacht wird." Höhnend streckte Erpo seine Stange vor, es wäre im nächsten Augenblick vielleicht ein heftiger Kampf entbrannt, wenn sich nicht die Thüre geöffnet hätte und die Herrin des Hauses auf der Schwelle erschienen wäre. Sie mußte wohl die laut gesprochenen Worte gehört haben, denn sie wandte sich bestürzt an den Seemann. „Du vergissest dich," sagte sie, „der Ratmann ist stets bei uns ein lieber Gast gewesen." Erpo stand alsbald in ehrerbietiger Haltung, während auch Rambold seine Waffe sinken ließ, und entgegnete: „Ich bin gewohnt, dem Hauptmann zu gehorchen, und da setzte ich das auch bei anderen voraus. Ich habe gehört, daß der Hauptmann diesem Herrn vom Rate hier gesagt hat, er erwarte, daß er sein Haus in seiner Abwesenheit nicht betreten würde."

„Gehorchen!" sagte Rambold verächtlich. „Horchen wollte er sagen, Frau Herburg. Vom Hauptmann selbst hat er gewiß keinen diesbezüglichen Auftrag, und was er erhorcht hat, hat er boshaft mißverstanden, um seine Frechheit zu stärken."

„Tretet ein!" sagte Frau Herburg. „Erpo, gieb die Thüre frei! — Verzeiht ihm, denn er ist ein treuer Mann," bat sie, nachdem die Thüre geschlossen war. „Und nun klärt mir auf, wie es gekommen sein mag, daß er sich so weit vergessen hat."

„Das müßte er eigentlich thun!" sagte Rambold und bemühte sich, zu lächeln und gewandt der Lage Herr zu werden. Er führte Frau Herburg an ihren gewohnten Platz und rückte einen Sessel nahe zu ihr. „Mir scheint es schon lange so, als ob er eifersüchtig auf mich wäre, und da mag wohl einmal seine Leidenschaft ihn mit Blindheit geschlagen haben."

Die Bestürzung der Frau mehrte sich und sie sprach: „Rambold, Ihr scheint zu vergessen, daß ein Freund dieses Hauses solche Rede nicht thun sollte, auch wenn er auf das schwerste gekränkt ist.“

Der Stadtjunker verwünschte seine Worte, faßte sich aber schnell und entgegnete: „Ich danke Euch, Frau Herburg. Gute Sitte lernt man willig von den Frauen und nur trotzig von den Männern. Wo aber würde diese mehr gehegt als in diesem Hause, wo sie in der Pflege zweier Frauen ist? Mein sehnlichster Wunsch ist seit langer Zeit, zu solcher Stätte edelster Sitte auch mein Haus zu machen.“

„Ihr werdet noch vieles zu lernen haben,“ lautete die ernste Antwort.

„Ich weiß es, ich fühle selbst meine Schwäche. Das ist ja der Grund, weshalb ich hierher gekommen bin. Willig gelobe ich, mich in die Schule nehmen zu lassen, wenn Eure Tochter Oda mich als Schüler annehmen will.“

„Sprecht deutlicher!“ sagte Frau Herburg und heftete ihr Auge klar auf ihn, daß er verwirrt zu Boden sah.

„Ja, wie soll ich's deutlicher sagen?“ sprach er. „Dann lieber gerade heraus: Ich will um die Hand der Jungfrau werben, wenn ich der Zustimmung der Mutter sicher bin.“ Da die Angeredete schwieg, fuhr er hastig fort: „Ungewöhnlich ist der Weg, das gebe ich zu. Die Sendung eines Brautwerbers wäre der Sitte angemessener und richtiger gewesen. Ungewöhnlich ist aber auch die Lage, in welcher ich mich befinde. Mit dem Vater kann ich nicht unterhandeln lassen, denn der ist in der Ferne, ich bin auch kein Freund von langem Zögern. Außerdem möchte ich ein Recht finden, dieses Haus in meinen besonderen Schutz zu nehmen, denn ich erkenne, daß Gefahren darüber schweben. Da bin ich kurz und gut mein eigener Brautwerber geworden.“

„Ihr sagtet kurz und gut, Rambold, und beides trifft nicht zu. Denn lange genug habt Ihr Euch Zeit gelassen, habt bis dahin gewartet, daß mein Mann abgereist ist; und gut ist es gewiß nicht, daß Ihr den Einzigen, der hier zu antworten hat, zu umgehen versucht.“

Ihr fester Blick nötigte ihn, seine Augen niederzuschlagen; er fühlte, wie die Schamröte heiß in sein Gesicht stieg, als er sprach: „Ich that es nicht, ich fragte ihn.“

Da stand Frau Herburg auf und zwang ihn gleichfalls, sich zu erheben. „Ihr habt von ihm eine Antwort und kommt doch noch zu mir? Was sagte er auf Eure Werbung?“

„Kurz abgefertigt hat er mich wie einen Schiffsknecht,“ sagte er, ergrimmt über seine eigene Verwirrung. „Warten soll ich, bis er wiederkommt, und ob es Jahr und Tag dauert und ob es überhaupt eintrifft, darnach fragt er nicht.“

„Der Wille des Hausherrn ist hier noch niemals übertreten worden,“ entgegnete die Frau fest. „Jetzt will ich Euch auch sagen, Rambold, was er hinzusetzte, obwohl er mir nichts gesagt hat. Er hat von Euch gefordert, daß Ihr dieses Haus nicht wieder betreten solltet, bis er zurückgekehrt sei.“

Rambold nickte und stotterte dann: „Er war in Hast — ich fand keinen günstigen Augenblick. — Er bedachte nicht, daß ich allein in der Lage bin, Euch sicher zu schützen.“

„Gott ist mein Schutz. Was können wir Menschen thun?“ sagte die Frau und gab ihm zu verstehen, daß sie seinen sofortigen Aufbruch erwarte.

„Habt Ihr für mich kein ermunterndes Wort, Frau? Wollt Ihr nicht für mich bei Eurer Tochter gütige Fürsprecherin sein?“

„Ich würde Oda nicht eher fragen, bis mein Gemahl heimgekehrt. Da sie aber freiwillig schon vor Wochen mir bekannt hat, was Ihr zu wissen begehrt, so rate ich Euch, nicht bei Eurer Werbung zu beharren.“

„So viel ich weiß,“ sagte Rambold rauh, „entscheidet in Rostock der Wille der Eltern, und die Kinder gehorchen. Was sagt Ihr zu der harten Sprache Eures Mannes?“

„Sein Wille ist mein Gebot!" lautete die Antwort.

„Ha!" fuhr plötzlich der stolze Mann auf. „Auch Ihr weist mir die Thüre? — Jener Knecht da draußen soll lachen über mich und die Schiffsjungen wieder auf mich hetzen?"

„In diesem Hause wird jedermann schweigen, dafür verbürge ich mich mit meinem Wort; sein eigenmächtiger Uebergriff in meine Rechte wird nicht ungerügt bleiben. Was Ihr zu thun habt, Rambold, das sagt Euch die von Euch vorhin gerühmte Sitte."

Der Ratmann griff knirschend nach seinem Hut und wandte sich. Milde sagte zu ihm Frau Herburg: „Ihr geht ohne Gruß?" Da brach es hervor, was an gekränkter Eitelkeit in dem Manne war: „Abgetrumpft wie ein Schuljunge! Als Aufdringling angesehen, wo ich in guter Absicht kam! Man soll's hier schon merken, was es heißt, mir die Thüre weisen. Seht her, Frau Herburg, in dieser Hand ruht Euer Schicksal — und so werfe ich es weg. Es soll keiner ungestraft sagen, daß er mich gedemütigt habe!"

Dröhnend fiel die Thüre ins Schloß. Er beobachtete das höhnische Lächeln nicht, mit welchem ihm Erpo nachsah, er kümmerte sich nicht darum, daß sein aufgeregtes Wesen die Aufmerksamkeit der Großen Mönchenstraße wachrief; Frauen- und Mädchenzungen zischelten alsbald über seine offenbare Abweisung, höhnisch trug man die Nachricht über die Gassen, sie flatterte hurtig von Haus zu Haus, und schon am Nachmittage war sie zu der Haushälterin des Ratmannes gedrungen — eine halbe Stunde darauf saß der stolze Mann in der peinlichen Erkenntnis hinter seinem Tische, daß seine Niederlage Stadtgespräch geworden war. In Verblendung und Kurzsichtigkeit schrieb er die Verbreitung des Gerüchtes der Wortbrüchigkeit des Degenhardschen Hauses zu.

Als die Dämmerung heraufgekommen war, hüllte er sich in seinen Mantel und ging zur Pforte hinaus. Erpo, welcher, durch seine Drohungen bewogen, sich vorgenommen, seine Schritte zu überwachen, und sich in der Nähe aufgestellt hatte, entdeckte mit Erbitterung und Schrecken, daß er sich zum Dominikanerkloster wandte, dort anklopfte und hinter dem dunklen Thore verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Prophet.

(Friedrich Nietzsche.)

Von

Dr. Buddensieg-Dresden.

(Schluß.)

Die Herrschaft des Vornehmen geht wie auf die physischen, so auch auf die moralischen Werte. Es giebt nach Nietzsche eine Herren- und eine Sklavenmoral. Denn wenn der Egoismus Gerechtigkeit, die Willkür des Herrn Gesetz ist, so hat eben dieser zu bestimmen, was sittlicher Wert ist. Nietzsche ist denn auch der Ansicht, daß Wertbestimmer allein der Vornehme ist. Die vornehme Art, sagt er, fühlt sich als wertbestimmend, sie urteilt: was mir schädlich ist, das ist an sich schändlich. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: höchste Sittlichkeit ist die Selbstverherrlichung. Im Vordergrunde steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die reiche, blühende, selbst überströmende Gesundheit, die mächtige Leiblichkeit, das Bewußtsein eines Reichtums, der schenken und abgeben möchte — auch der Vornehme hilft dem Unglücklichen. aber mit ausgeklügeltem Raffinement, nicht etwa aus Mitleid, sondern um in sich selbst seinen Machtbesitz zu ehren, oder um sich von seinem Nichthelfenkönnen oder Nichthelfenwollen nicht der Ohnmacht oder Feigheit überführen zu lassen; denn das Mitleid, vermittels dessen wir die durch den Anblick des Leidens und der Hülflosigkeit verursachte Pein, Unbehagen, Beleidigung aus unserer Seele weisen, zeigt den Menschen in der ganzen Rücksichtslosigkeit seines eigensten, lieben Selbst. — Was demnach die Herren aus ihrer Freude an Krieg und Abenteuer, aus ihrer Lust am frohgemuten Handeln heraus thun, das erklären sie als „gut", und nennen „schlecht" (nicht „böse") alles Gemeine, Niedrige, Pöbelhafte, Schwächliche; denn was allen „gemein ist, das ist gemein". — Ganz anders stehen die Herdensklaven zu der Wertung dieser Begriffe. Die Herrenmoral ist „ein triumphierendes Jasagen zu den Herreninstinkten", die Sklavenmoral fängt damit an, daß sie Nein sagt zu dem, was außer ihr ist, zu dem andern, dem Nicht-Ich. Was der hochgesinnte Vornehme thut, ist gut; was ihm zuwider ist, d. h. was der Sklave thut, ist schlecht und verächtlich. Gut also nennen „wir Vornehmen, wir Schönen, wir Guten, wir Glücklichen", was die Sklavenmoral böse heißt: das Pochen auf Macht, das stolze Selbstgefühl, das barbarische Thun, Grausamkeit, Vergewaltigung, Befreiung des Ichs; schlecht alles, was die Sklaven als „gut" preisen, also was dazu dient, Leidenden aufzuhelfen: das warme Herz, die hülfsbereite Hand, Geduld, Fleiß, Demut, Bescheidenheit, Güte, Sanftmut, Freundlichkeit. Das Mitleid vor allem hat im Kultus der mächtigen Persönlichkeit keine Stelle. Der höhere Mensch hat es zu überwinden.

Es ist eine Schwäche und eine Sünde: „wehe allen Liebenden, die noch nicht eine Höhe haben, die über ihrem Mitleid ist". Es schafft kein Leben, es tötet: „Gott ist tot; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist er gestorben." Der Sklaven Trost ist das Mitleid, des Herrn Stolz und Lust ist die Härte. Ebenso kennt nur die Sklavenmoral ein gut und böse, die Herrenmoral nennt den Gegensatz (natürlich im umgekehrten Sinne) gut und schlecht. Der Gute im Herrensinne, der Furcht- und Qualerreger erscheint dem Giftauge des Unterdrückten als der Böse, aber thatsächlich steht er nicht mehr im Banne dieser Sklavenbegriffe, sondern — so lautet die Formel, die nachgerade zum geflügelten Worte zu werden sich anschickt — „jenseits von Gut und Böse". Die Aristokratie soll sich von dem entnervenden Princip des Gut und Böse befreien; sie soll die ihrem Wesen entsprechende Art zu urteilen annehmen: „gut" und „schlecht" und „verächtlich" auch nennen, was sie liebt oder haßt, was ihrer eigenen Art entspricht oder widerspricht; sie soll die Herrschaft ergreifen, die Massen wieder unterjochen und für ihre Zwecke ausbeuten, die stolzen menschlichen Instinkte hochhalten: ein neuer wahrer Adel, der aus sich einen neuen höheren, schöneren, mächtigeren Typus Mensch zeugt: den Uebermenschen, das letzte Produkt der Menschheit, dem „hunderte, hunderttausende von Durchschnittsmenschen hingeopfert werden, damit er da sei", einen Riesen unter Zwergen, Bahnbrecher, Gesetzgeber, Menschenverächter und Tempelschänder, den Adeligsten aller alten Edlen, und zugleich den Erstling eines neuen Adels, dessen Gleichen noch keine Zeit sah und träumte, einen Dulder und Beglückten, Armen und Reichen, der Aeltestes, Neuestes, Verluste, Hoffnungen, Eroberungen, Siege der Menschheit in Einer Seele hat und in Ein Gefühl zusammendrängt, einen Mann, der eines Gottes Glück in der Seele trägt voller Macht und Liebe, voller Thränen, ein göttliches Gefühl, das dann „Menschlichkeit" hieße. — Mit dem Glücke dieses Edel-Riesen ist es freilich übel bestellt: er, der Lachende, Genußfrohe, leidet an Ekel, der Thatenmensch an Müdigkeit. Die Sklaven sind ihm über, er ist es satt geworden, über sie zu herrschen, den Kleinleutegeruch kann er nicht vertragen. Um den Abscheu vor der pöbelhaften Gemeinheit und dem unerfreulichen Anblick der Herdenmenschen los zu werden, zieht er sich in die Einsamkeit zurück. Er begnügt sich dort „mit dem Ekel des vornehmen Geistes, mit dem lärmenden und pöbelhaften Zeitalter aus einer Schüssel essen zu müssen", pflegt unabhängig von allem und nichts außer sich selbst achtend die Ehrfurcht vor seinem eigenen Ich und schwingt sich, in die welt- und thatenferne Wüste entrückt, „unter dem Weihrauch eines pietätvollen Ichkultus zur dionysischen Begeisterung" auf.

Die Typen dieses Heldentums erblickt N. in Alcibiades, Kaiser Friedrich dem Zweiten, Cèsare Borgia, Napoleon — charakteristisch ist, daß Carlyle in seinem Buche von der Heldenverehrung an dieser Stelle Männer wie Muhammed, Oliver Cromwell und Luther nennt —, ferner in den alten Römern als den Besiegern und Herren der Welt, in den asiatischen Despoten, den homerischen Helden, den japanesischen Edelingen, den nordischen Meer- und den germanischen Heerkönigen. Sämtlich Blutmenschen! Das jüdische Volk ist nach N. das geistreichste Sklavenvolk und die christliche Moral mit ihren Sätzen von der Nächsten- und der Feindesliebe ist die Sklavenmoral κατ' ἐξοχήν. Das wird sie vor allem durch ihre Grundforderung von der selbstlosen Hingabe des Herzens — N. nennt sie das asketische Ideal —, und alles, was an selbstloses Streben erinnert, das verwerfen „die freien, sehr freien Geister" ohne weiteres. Das Christentum, haßerfüllt und rachedurstig, ist „der jämmerliche und schwächliche", aber merkwürdigerweise (!) erfolgreichste Feind aller Moral im N.schen Sinne. Die Juden, das Priestervolk, sind nämlich die schlimmsten Revolutionäre, die die Welt gesehen: der Sklavenaufstand in der Moral ist ihr Werk, und das Christentum hat ihre Arbeit fortgesetzt und zu schmählichstem Ende geführt: wie die Krone aus dem Stamme des Baumes, so „erwuchs aus der Haßmoral der Juden die Liebeslehre des Christentums". Jesus von Nazareth ist folgerichtig ein Typus des Verfalls der Menschheit: sein Liebesevangelium ist den untergeordneten Exemplaren der Gattung, den Armen

und Elenden und Kranken und Krüppeln und Sündern zugewandt. „Die Juden-Christen sind der Herren böseste Feinde.“ „Alles, was auf Erden gegen die Vornehmen, die Gewaltigen, die Machthaber gethan worden ist, ist nicht der Rede wert im Vergleich mit dem, was die Juden gegen sie gethan haben.“ Durch einen „Akt der geistigsten Rache“ haben sie sich an ihren Drängern und Feinden Genugthuung verschafft. Denn dies Volk „der zurückgetretensten (!) priesterlichen Rachsucht“ hat gegen die aristokratische Wertgleichung: gut=vornehm=mächtig=schön=gottgeliebt, mit einer furchteinflößenden Folgerichtigkeit die Umkehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses, des Hasses der Ohnmacht (!), festgehalten, nämlich die Elenden sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häßlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen — dagegen ihr, ihr Vornehmen, Edlen und Gewaltigen, seid in alle Ewigkeit die Bösen, die Grausamen, die Gottlosen, ihr werdet auch ewig die Unseligen, Verdammten und Verfluchten sein . . . . . und man weiß, wer die Erbschaft dieser jüdischen Umwertung gemacht hat. Das war jene ungeheure und über alle Maßen verhängnisvolle Initiative, die grundsätzlichste aller Kriegserklärungen in der Welt: jener Aufstand in der Moral, der eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat, und der uns heute nur deshalb aus den Augen gerückt ist, weil er — siegreich gewesen ist. Die Juden waren es, die zum erstenmale das Wort „Welt“ zum Schandwort gemacht. So Nietzsche; es wird kaum möglich sein, zu einer schieferen Auffassung des religiös-sittlichen Ideals des Jehovahdienstes zu gelangen. — Das Christentum, die Religion der Plebejer, mit seinem orientalisch-weibischen Zuge, greift auf den überkommenen jüdischen Linien nur noch weiter aus. Es brachte „das Mitleid in Kurs, diesen Schwamm, der das Mark der Menschheit verzehrt“. Seine Moral der Selbstlosigkeit, der Gottes- und Nächstenliebe war Balsam auf die wunde Antike, aber Gift für die gesunden Barbarenvölker, denen sie eingeimpft wurde. Was hat sich die christliche Kirche zur Aufgabe gestellt? Die Starken zerbrechen, die großen Hoffnungen ankränkeln, das Glück in der Schönheit verdächtigen, alles Selbstherrliche, Männliche, Erobernde, Herrschsüchtige, alle Instinkte, welche dem höchsten und wohlgeratensten Typus „Mensch“ zu eigen sind, in Unsicherheit, Gewissensnot und Selbstzerstörung verkehren: eine feine Komödie, dies europäische Christentum, das es fertig gebracht hat, aus dem Menschen eine sublime Mißgeburt zu machen (Jenseits von Gut und Böse, S. 80). Das Christentum ist mithin das Plebejertum. Es hat den Menschen klein gemacht, den Unterschied zwischen Mensch und Mensch beseitigt, der Menschheit ihre Helden geraubt und ihr den Durchschnittsmenschen geschenkt. Schöne Zwischenfälle wie Napoleon I. und Goethe werden immer seltener, immer unwahrscheinlicher. Der Mensch als Typus geht zurück: das Christentum ist die Décadence, Jesus von Nazareth ein Niedergangstypus. Achill, Homer, Caesar gegen Sokrates, Plato, Christus! Cesare Borgia und Lorenzo Medici gegen Savonarola und Luther! Ludwig XIV. und Larochefoucauld gegen Rousseau und Robespierre! Ludwig XIV., dem Herrscher, der den Staat in sich darstellte, gelang es, die letzte Abendröte der Antike über Frankreich und das ancien régime heraufzuführen, „aber mit den beiden großen plebejischen Bewegungen, der deutsch-englischen Reformation und der französischen Revolution, stürzten die Tempelreste der Antike in Trümmer“ und das Christentum hat uns nun die Arbeiterkaserne gebaut.

Im Zusammenhange mit diesem wütenden Anfall auf die christliche Kultur, über deren Berechtigung und Wert ein weiteres nicht zu sagen ist, steht N.'s dämonischer Haß gegen die christliche Religion. Beinahe jedes Wort, das er über Gott und Christus redet, schlägt Wunden; und er will verwunden. Der Gedanke an Gott ist ihm eine Folter, Beten eine widerwärtige Tollheit.

In wirre Gotteslästerungen und wirren Wahnwitz verfällt er, wenn er auf diese Dinge zu reden kommt. Ich halte es für richtig, daß man auch in dieser Beziehung dem „neuen Feinde mit dem alten Gesicht“ in dieses Gesicht sieht und die Lästerungen

des bedauernswerten, von schwerster Krankheit gehaltenen Mannes nicht im geheimen fortwuchern läßt. In seinem Zarathustra treten diese haßerfüllten Paroxysmen zu Tage. Es sind dort die „höheren Menschen in der Höhle Zarathustras versammelt, fröhlich und guter Dinge. Plötzlich, wie Zarathustra dem Eingange sich nähert, wird alles totenstill. Ein wohlriechender Qualm dringt in seine Nase wie Weihrauch von wohlriechenden Pinienzapfen. „Was geschieht? Was treiben Sie?" fragt der Weise und schaut hinein. „Sie sind alle wieder fromm geworden, sie beten, sie sind toll!" Und fürwahr, alle diese höheren Menschen, zwei Päpste a. D., der schlimme Zauberer, der freiwillige Bettler, der Wanderer und sein Schatten, der Wahrsager, der Gewissenhafte des Geistes und der häßliche Mensch: sie lagen alle gleich Kindern und gläubigen alten Weiblein auf den Knieen und beteten — den Esel an. Es war eine fromme Litanei zur Lobpreisung des angebeteten und angeräucherten Esels. Diese Litanei aber klang so:

Amen! Und Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Esel aber schrie: I-A.

Er trägt unsere Last, er nahm Knechtsgestalt an, er ist geduldsam von Herzen und redet niemals Nein, und wer seinen Gott liebt, der züchtigt ihn!

Der Esel aber schrie: I-A.

Er redet nicht, es sei denn, daß er zur Welt, die er geschaffen hat, immer Ja sagt, also preist er seine Welt. Seine Schlauheit ist es, daß er nicht redet: so bekommt er selten Unrecht. — Welche verborgene Weisheit ist es, daß er lange Ohren trägt und allein I-a und nimmer Nein sagt? Hat er nicht die Welt geschaffen nach seinem Bilde, nämlich so dumm als möglich?

Der Esel aber schrie: I-A.

Sieh doch, wie du niemanden von dir stößest, die Bettler nicht, noch die Könige. Die Kindlein lässest du zu dir kommen, und wenn dich die bösen Buben locken, so sprichst du einfältiglich: I-a.

Der Esel aber schrie: I-A.

Du liebst Eselinnen und frische Feigen, du bist kein Kostverächter. Eine Distel kitzelt dir dein Herz, wenn du gerade Hunger hast. Darin liegt eines Gottes Weisheit.

Der Esel aber schrie: I-A. — (Zarath. IV, 110 ff.)

Wer da meinen sollte, das sei Auswuchs, Schalkheit, Uebermut, der mag selbst nachlesen. Es kann gar kein Zweifel sein: es ist bewußter, grundsätzlicher Angriff, eine wüste, wilde, gottlose Sprache, die der Christ sich energisch verbitten, oder — dem getrübten Geiste hingehen lassen muß. —

Jedenfalls ist das eine klar, daß hier Gedanken eines himmelstürmenden, ungewöhnlichen Geistes vorliegen, die mit allen Waffen kämpfen, um die Umwertung der Werte in allem Ernste zu vollziehen. Christentum, Unsterblichkeit, Liebe, Glaube, Sitte und Sittlichkeit, Sünde und Schuld werden geleugnet und selbst dem Gewissen und der Wahrheit wird der Krieg erklärt.

Wenn nämlich, sagt N. weiter, die blutigen Machtinstinkte sich nach außen nicht verwirklichen können, so schlagen sie nach innen; weil nun der Mensch seine Grausamkeit einmal, um wahrhaft zu leben, bethätigen muß, so quält er in Ermangelung anderer sich selbst innerlich, und diese Selbstpeinigung, dieses Sich-selbst-in-den-Staub-treten ist das, was die Sklavenmoral schlechtes Gewissen nennt. Das Gewissen hat keinen Platz in der Herrenmoral, es ist ein Unwert, als Produkt eines äußeren Zwanges, der den Herrn nichts angeht, etwas Widernatürliches, Krankhaftes, Verwerfliches. Ich nehme das schlechte Gewissen, sagt N., als die tiefe Erkrankung, welcher der Mensch unter dem Drucke jener Veränderung verfallen mußte, als er sich endgültig in den Bann der Gesellschaft und des Friedens eingeschlossen sah. Alle Instinkte des wilden (freien) schweifenden Menschen sich rückwärts gegen den Menschen selbst wendend; die Feindschaft,

die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, an der Zerstörung; alles das, gegen die Inhaber solcher Instinkte sich wendend: das ist der Ursprung des bösen Gewissens. Der Mensch, der sich aus Mangel an äußeren Feinden und Widerständen ungeduldig selbst zerriß, verfolgte, annagte, aufstörte, mißhandelte, dieses an den Gitterstäben seines Käfigs sich wund stoßende Tier, dieser Narr, dieser verzweifelte Gefangene wurde der Erfinder des schlechten Gewissens. —

Hier springt die freie Idee von der Umwertung aller Werte klar in die Augen: das Gewissen ist Selbstqual, Selbstzerfleischung, Negation des Ich, innerer Zwang, Beschränkung des Lebensgefühls, Widerstand der angeborenen oder anerzogenen Triebe gegen die Befriedigung der bestialischen Herreninstinkte, also etwas Verächtliches, Abzuweisendes, im neuen Sinne Unsittliches. Gewissen, Schuld, Pflicht, Sollen sind unhaltbare Begriffe in dieser neuen Moral der Kraft. „Feind sollt ihr sagen, aber nicht Bösewicht; Kranker, nicht Schuft; Thor sollt ihr sagen, aber nicht Sünder." — Von der Krankheit des Gewissens ist der Mensch zum Krüppel geschlagen. Das Gewissen ist sein Fluch, „das Leiden des Menschen am Menschen," denn es ist die Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, die bis dahin seine Kraft, Lust und Fruchtbarkeit ausmachten. — Zuletzt hat sich, nachdem das Christentum der gemarterten Menschheit durch einen Geniestreich (die Erlösung durch den Gottessohn ist gemeint) eine zeitweilige Erleichterung geschaffen, „jener Wille zur Selbstpeinigung, jene zurückgetretene Grausamkeit des in sich selbst zurückgescheuchten Tiermenschen", die bei den Herden Gewissen heißt, sich in Beziehung zu dem religiösen Gedanken gesetzt, um „seine Selbstmarterung bis zu ihrer schauerlichsten Härte zu treiben." Das asketische Ideal erfand die furchtbarste Folter, die die Menschheit je zerrissen, eine Schuld gegen Gott. In Gott, meint N. richtig, ergreift der Mensch die letzten Gegensätze, die er zu seinen eigentlichen und unablöslichen Tierinstinkten zu finden vermag; fährt aber irreführend dann fort: er deutet diese um als Schuld gegen Gott (als Feindschaft, Auflehnung, Aufruhr gegen den „Herrn", den „Vater", den Urahn und Anfang der Welt), er spannt sich in den Widerspruch „Gott und Teufel," er wirft alles Nein, das er zu sich selbst, zur Natur, Natürlichkeit, Thatsächlichkeit seines Wissens sagt, aus sich heraus als ein Ja, als seiend, leibhaft, wirklich, als Gott, als Heiligkeit Gottes, als Richtertum Gottes, als Henkertum Gottes, als Jenseits, als Ewigkeit, als Marter ohne Ende, als Hölle, als Unausmeßbarkeit von Strafe und Schuld. (Morgenröte, S. 207.)

Endlich versucht N. den von Pflicht, Schuld, Verantwortlichkeit befreiten Menschen von der letzten Fessel der Sklavenmoral zu lösen, indem er seine frevelnde Hand an die Majestät der Wahrheit legt, an „den letzten Feind des Menschen, das falsche, kokette, lügenhafte, begehrliche, heuchlerische, dämonische, unbegreifliche Weib." Aus seinen Voraussetzungen heraus ganz folgerichtig; denn Freude, Genügen an der Wahrheit, Streben nach der Wahrheit heißt Gebundenheit an die Wahrheit: der Edle, der Herrscher aber kennt keine Fessel, kein Gesetz. Daß die Wahrheit frei mache, ist Aberwitz; sie schlägt in Banden, und ist demnach ein Unwert, eine fluchwürdige Fessel der freien Herreninstinkte.

Selbst die Atheisten, Skeptiker und Immoralisten, die Gott, Christentum, Moral leugnen, finden an dieser Stelle vor dem Auge des rücksichtslosen, stahlharten Meisters keine Gnade; sie sind ihm noch nicht frei genug, weil sie zwar für Gott, Christentum und Sittlichkeit in ihrer Weltanschauung keine Stelle finden, aber gerade dadurch, daß sie nur und noch das gelten lassen, was vor der „wissenschaftlichen Wahrheit" bestehen kann, ein Streben nach Achtung vor der Wahrheit, also eine Gebundenheit an die Wahrheit, eine Art selbstloser Hingabe des Herzens an einen Gedanken verraten, und Selbstlosigkeit ist der Fluch der Menschheit. Auch von dem Zwange der Wissenschaft also muß der Herr frei sein. Voraussetzungslose Wissenschaft giebt es nicht: „eine Philosophie, ein Glaube muß immer erst da sein, damit aus ihm die Wissenschaft eine Richtung, einen Sinn, eine Grenze, eine Methode, ein Recht auf Dasein gewinne."

Der Wille zur Macht, der Instinkt der Freiheit als höchster Lebenstrieb verbietet den Dienst der Wahrheit, weil die wissenschaftliche Wahrheit eine geistige Beugung, Selbsteinschränkung der Persönlichkeit bedingt, also den Willen zur Macht, d. h. die fessel- und schrankenlose Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit verneint. Schluß: Auch eine Wahrheit giebt es nicht, denn sie ist Beschränkung der Freiheit des Individuums.

Der Wahrhaftige, sagt N., in jenem letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andere Welt als die des Lebens, der Natur; und insofern er diese „andere Welt bejaht, wie? muß er nicht eben damit ihr Gegenstück, diese Welt, unsere Welt, verneinen?" Das ist also ein metaphysischer Glaube, d. h. Traum, Phantasie, Täuschung. Auch wir Erkennenden von heute, sagt er (Genealogie der Moral S. 166 ff.), wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch wir nehmen unser Feuer noch von jenem Brande, den ein Jahrtausende alter Glaube entzündet hat, jener Christenglaube, der auch der Glaube Platos war, daß Gott die Wahrheit ist, daß die Wahrheit göttlich ist — aber wie, wenn gerade dies immer mehr unglaubwürdig wird, wenn nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge — wenn Gott selbst sich als unsere längste Lüge erweist? — An dieser Stelle thut es not, halt zu machen und sich lange zu besinnen.

Höchste Lebensklugheit, höchste Freiheit also der „freien, sehr freien Geister" ist Gott leugnen und die Wahrheit leugnen. Ein hartes Wort, dem wenige dienen. „Selbst die Verneinenden und Abseitigen von heute, diese Unbedingten in Einem, im Anspruch auf intellektuelle Sauberkeit, diese harten, strengen, heroischen Geister," welche die Ehre unserer Zeit ausmachen, alle diese blassen Atheisten, Nihilisten, Immoralisten, diese letzten Idealisten der Erkenntnis, in denen „noch das intellektuelle Gewissen wohnt," die sind noch unfrei, denn sie haben noch ein Ideal, sie glauben noch. „Wenn ich irgendworin Rätselrater bin, so will ich es mit diesem Satze sein: Das sind noch lange keine freien Geister, denn sie glauben noch an die Wahrheit."

Als die Kreuzfahrer im Orient auf jenen unbesiegbaren Mörder- und Freigeisterorden, die Assassinen, stießen, da bekamen sie auf irgend einem Wege Kenntnis von jenem Symbol- und Kerbholzwort, das nur den obersten Graden als deren Geheimnis vorbehalten war: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt .... Wohlan, das war Freiheit des Geistes, denn damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt. —

Das also ist am Ende des Jahrhunderts der Weisheit letzter Schluß, die Sonnenhöhe der neuen Kultur: die grandiose Entdeckung, daß Gewissen, Pflicht, Sünde und Schuld, Sittlichkeit und Gott nichts, Selbstsucht und Grausamkeit, Brutalität und Lüge alles ist. Höchste Freiheit des Geistes ist: nichts glauben, alles wagen. — Niemand wird leugnen, daß zum mindesten eine rücksichtslose Kraft des Denkens in diesen Gedanken sich offenbart. Ob es eine gesunde Kraft ist, das ist eine ganz andere Frage. Halb Genie, halb Wahnwitz! Eine neue, in Blut getauchte Welt steigt vor der erschreckten Seele auf. Welche furchtbaren Verwüstungen muß diese Weisheit eines hochbegabten, wenn auch in die Nacht des Wahnsinns verirrten Denkers wirken bei den Leuten, die infolge sittlicher Defekte im Widerspruch zu den Forderungen des Gewissens, der Sitte stehen. Wenn alle Wahrheit eine höhnische Fratze ist, wenn es keine Moral, kein Gewissen giebt, wenn die impulsiven Instinkte des entfesselten Ichs in Verachtung auf Gesetz und Recht herabsehen, so ist das am Ende des Jahrhunderts eine Entdeckung, über welche das Geistesproletariat der Großstädte, die emporgekommenen Geldmenschen insonderheit sich Glück zu wünschen alle Ursache haben. Was sie sich längst selbst gesagt: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt — die Massenmörder, die großen Schwindler, die Millionenbetrüger —, das hat ein geistreicher Mann, der selbst seine Philosophie als Deckmantel für solche und ähnliche Verruchtheiten nicht nötig hatte, in ein scharfsinniges „System" gebracht und ihnen als höchste Lebensweisheit nachgewiesen. Sie sind ja,

von der Autorität eines der ersten Denker der Nation gedeckt, in ihrem Rechte, der Sitte, der Wahrheit, der Liebe und — dem lieben Gotte ein Schnippchen zu schlagen. Das Evangelium der Selbstsucht hat die unheimlichen Gewalten der Herrenseele von den Fesseln des göttlichen und menschlichen Gesetzes befreit, einige freie, sehr freie Geister geschaffen, ja einzelne hervorragende Exemplare der Gattung über die Grenzen des Menschentums hinaus, auf die Sonnenhöhen der Uebermenschen geführt, wo unter ihnen im wesenlosen Scheine liegt, was die anderen bändigt, das Gemeine. Eine feste Ueberzeugung, die unter allen Umständen vertreten werden muß, giebt es nicht, denn sie bändigt die Instinkte der Freiheit, eine Wahrheit, die in der Erscheinungen Flucht den festen Punkt bildet, ein δός μοι ποῦ στῶ giebt es nicht, denn die Wahrheit beschränkt den Willen zur Macht: die Willkür, die rohe Kraft, die Lüge sind die Gewalten, welche die Welt regieren. — Das ist die fin-de-siècle-Weisheit, die als Blüte des modernen Kulturlebens, als das Allheilmittel für die Schäden der Zeit von den tiefen und freien Geistern der Nation angepriesen wird. Aus dem Himmel unseres Lebens reißt dieser in seine allerletzten Ausläufer verfolgte Individualismus die Sonnenlichter der Liebe, des Friedens, der Wahrheit und baut dem Hasse, der Selbstsucht, der Lüge blutige Altäre, auf denen ungezählte Sklavenhekatomben unter das Opfermesser kommen. Ein wahrhaft grandioses Bild! Hinweg mit dem Geist, es reden die Thaten! Es lebe die Gewaltthat, der Egoismus, die Lüge! Nieder mit „der scheußlichen Dreiheit, dem Guten, Wahren, Schönen!“ Die Zuchthäuser auf, los die Wahnwitzigen, die Verbrecher und Spitzbuben! Warum sollten die denn keine Herren sein. Sind denn die Mörder und Räuber nicht Männer der That? Männer der Kraft, deren Wollust es ist, Leiden zu machen? Das sind ja die Herren, die von sich aus „die Werte bestimmen,“ die in Verneinung des Guten, Schönen, Wahren der Welt die wahre Moral, die wahre Kunst, die wahre Wissenschaft geben. Fallt nieder, ihr Edelsten und Besten, d. h. ihr kräftigsten Exemplare der Nation, anbetend, in die Kniee, — nein, fallt nicht nieder, betet nicht auf den Knieen an, das ist Sklavenart, und Staub ziert eure Kniee nicht, hochaufgerichtet stellt euch an die Stufen des Altars, auf dem nicht Gott, weder ein Gott der Liebe noch ein Gott der Wahrheit, sondern der Vater der Selbstsucht, der Lüge, der Bestialität thront. Ein Evoe dem Teufel! Der ist „der älteste Freund der Erkenntnis,“ der Typus des Herrn, der den ersten Menschen zurief: Eritis sicut Deus! d. h. ihr sollt absolute, unbedingte, einzigartige Individuen sein, scientes bonum et malum, d. h. ihr werdet von euch aus, selbstmächtig, bestimmen, was gut und böse ist. Denn das eben ist das Wesen des Herrn, des Aristokraten, daß er gut nennt, was seinem Willen zur Macht, seiner Selbstsucht dient, und böse, oder richtiger schlecht ist, was seinen Herrengelüsten widerstrebt. — Ich sage: ist das nicht ein überwältigendes Schauspiel, die edelsten Geister, anbetend die Bestialität, die brutalen Impulse der Gewalt, die bornierte Selbstsucht?

Es würde hier zu weit führen, den Irrgängen der neuen Lehre im einzelnen nachzugehen. Ich kann nur auf einige leitende Gedanken eingehen. Ausgangs- wie Schlußpunkt in N.s „System“ haben die Erfahrung gegen sich. Es ist unrichtig, daß, wie N. sagt, unser Geistesleben lediglich das „Ergebnis der Affekte und ihres Verhaltens zu einander“ sei, daß unsere innere Erfahrung auf „die Welt der Begierden und Triebe“ zu beschränken sei. Denn in dieser N.schen Vorstellung fehlt nicht nur der Wille, der über Leidenschaften und Begierden als Herrscher steht, und dessen beherrschende Stellung unterschätzt wird, wenn N. ihn als einen „Trieb neben anderen“, als den Ueberlegenheitsaffekt faßt; es fehlt auch die ganze innere Welt der objektiven Wahrnehmung, des Denkens und der freien Vorstellung. Das Denken kann nicht als „ein Verhalten der Triebe zu einander“ gefaßt werden, weil die Triebe vielmehr in sehr vielen Fällen störend in den Denkprozeß eingreifen oder ihn ganz aufheben. — Wenn N. dann weiter die Grundzüge der Raubtiermoral in den Anfängen der Menschheitsentwicklung voraussetzt, so ist das eine völlig willkürliche, bislang unerwiesene Annahme, der seine eigenen Sätze von der Herrschernatur, der geistigen Ueberlegenheit des Edlen widersprechen. —

Die kulturgeschichtliche Idee widerspricht seinen Anschauungen nicht minder: ihr Wesen ist die Verallgemeinerung der civilisatorischen Werte, eine Beteiligung der Gesamtheit am Genusse der Güter und eine Erhebung des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Ideals auf den Grundlagen der Allgemeinheit: zuerst die barbarische Kraft asiatischer Despotien und die römische Weltherrschaft, dann die Republiken der griechischen Kolonialstädte, das freie Bürgertum am Ausgange des mittelalterlichen Kaisertums, die Juden- und Katholiken-Emancipationen, die Sklaven- und Bauernbefreiungen, das allgemeine Stimmrecht, das Vereinsrecht und der staatliche Arbeiterschutz, das ist die Fortschrittslinie, auf der sich der Kulturgedanke bewegt. Davon aber will N. nichts wissen. Kulturen gedeihen nicht in der Wüste. Ihre besten und edelsten Blüten entfalten sich im Gemeinschaftsleben, da, wo Gesellschaftsformen, Staatenbildungen sich vollziehen. Es ist wider das Denken und die Erfahrung, daß alle Entwicklung auf den Einsamen, den Uebermenschen, der den einzigen Kulturwert darstellt, hinausläuft.

Dieser Einsame ist überhaupt eine verunglückte und widersinnige Figur. Ich will nicht davon reden, daß diese edelste Blüte des Menschentums sich mit dem elenden Futter eines nackten Egoismus begnügt; ich sage mir, daß der wahre Mensch höhere Zwecke und Ziele hat als sein eigenes, nach Sinn und Form immerhin doch beschränktes Ich; er muß über sich hinaus, *sein letztes Ziel kann nicht er selbst sein.* — Aber was aller Vernunft zuwiderläuft, das ist das von N. in glühenden, entzückten Farben hingeworfene Bild des großen Einsamen, der, ein „Mann der Kraft und überschäumender Gesundheit," seinen Thatendrang in die Wüste trägt, um gegen Schemen zu kämpfen. Gab es Schmutzigeres bisher als Wüstenheilige? sagt N. im Zarathustra, um die war nicht nur der Teufel los, sondern auch das Schwein. Gab es Putzigeres bisher, kann man mit viel mehr Recht sagen, als diesen Wüstenhelden, den Mann der That? In dem war nicht nur der Hochmutsteufel los, sondern auch der Hase! Ein elender Feigling, ein banges Hasenherz dieser Mann der überströmenden Gesundheit, dieser Monsieur Herkules, der „aus dem gehobensten Lebens- und Machtbewußtsein heraus über alles Leid sich erhaben fühlt," „über alles Furchtbare und Grauenvolle seinen Sieg feiert und gerade das Häßliche, das Böse aufsucht" — und der von alledem das Gegenteil thut: nicht unter Menschen, an denen er seine Kraft zu versuchen hat, sondern in der Einsamkeit weist ihm N. seinen Platz an. Was will er denn in der thatenleeren Oede? Kaninchen schießen oder Mäuse vergiften? Seine überströmende Kraft muß sich entladen: gegen wen denn? Es bleibt niemand als er selbst übrig. Das heißt: das Ende dieser Kultur ist der Selbstmord. Der Gedanke an den Selbstmord, sagt denn auch N., ist ein starkes Trostmittel. Mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg. Eine tüchtige Kraft flieht nicht schimpflich vor der Schwäche der Herdenmenschen, nicht einmal vor der Macht der Verhältnisse; und siegt der Held nicht, so soll er wenigstens kämpfen wie ein Tapferer. Oder verbraucht er auf den einsamen Eishöhen seine „überschießende Kraft" dazu, den Kleinen des Morgens Butterbröte zu streichen, des Mittags Purzelbäume zu schießen und in goldenem Abendsonnenduft, „unter dem Weihrauch eines pietätvollen Ichkultus," dem Wüstenvogel Strauß vergleichbar den Steiß zur Sonne empor, den Kopf in den Wüstensand den unentrinnbaren Feind zu erwarten?

Ein thatenloser Thatenmensch ist ein unvollziehbarer Begriff, Bühnenfigur, Schemen, Phrase, Unding. Wer den Kampf fürchtet und sich ihm entzieht, ist kein Held, sondern ein feiger Mann, und wer sich ohne Widerstand ergiebt, wenn der Sturm kommt, der verdient, daß ihn der Wind von dieser Erde verwehe. Er ist ihrer nicht wert. Der Einsame als Schlußpunkt in N.s Weltplane ist Widersinn, Inkonsequenz, „logischer Widerspruch gegen alle Prämissen". — Und dasselbe gilt von der Rolle, die N. seinen Helden und Herren, den „Asen auf Erden" den Herdentieren gegenüber zuweist. Es ist Unverstand, der aller geschichtlichen Betrachtung widerspricht, daß die Schwachheit die Siegerin über die Macht bliebe, daß Haß und Ohnmacht über den hochgemuten Sinn und kraftvolle Reckenhaftigkeit die Oberhand gewönne. Im römischen Plebejertum

schlummerten eben Kräfte, gegen die die Patricier nicht aufkamen. N. ist empört über die Raffiniertheit des Hasses, der die „ohnmächtige" jüdisch-christliche Moral ins Ungeheure und Unheimliche, ins Geistigste und Giftigste wider seine Herrenrasse getrieben; merkt er denn nicht, daß diese „Ohnmacht" siegte, nicht weil sie ohnmächtig war, sondern weil sie Kräfte neuen Lebens barg, die freilich auf dem N.schen Standpunkte unverstanden bleiben. Es ist doch ein vernichtender Hohn auf „die sieghafte Gedankenführung dieses ersten Denkers der Nation", daß er in verbissener Wut vor dem Manne der Wahrheit sich beugen muß, der, freilich nicht im N.schen Sinne, das trostreiche Verheißungswort gesprochen: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Der „Pöbel", die Milde, die Stille, die Demut, die Ruhe in Gott — sie haben wirklich gesiegt und siegen noch. —

Und um kein Haar anders steht es um den Freiheits- und den Wahrheitsbegriff, den N. seinen Großen andichtet. Ist denn der ein freier Mann, der zwar Gesetz und Sitte verachtet, aber seine Lebenskräfte verbraucht im blinden Gehorsam gegen seine Triebe und Gelüste. Der elendeste Sklave, der weiter nichts gethan als seinen Herrn gewechselt! Diese N.schen Helden sind charakterlose Raufbolde. Ihren Willen zur Macht durch den Willen zur Wahrheit beschränken zu lassen, lehnen sie ab. Sie haben „keine feste Ueberzeugung, die sie unter allen Umständen vertreten", d. h. der sie zu gehorchen und zu dienen haben. Denn Charakter heißt Dienst, Unterordnung des Gesamt-Wollens und -Handelns unter gewisse oberste Grundsätze. Das Ideal des sittlichen Charakters, der mit fester Hand den Trieben den Zügel anlegt und so in seinen höchsten Grundsätzen von Widersprüchen frei ist, erreicht der Mensch vollkommen zwar nie, aber N. legt seinem Edeltypus nicht einmal das Ringen danach in die Seele. — Und mit dem grauenhaften Assassinenspruche: Nichts ist wahr, oder mit dem anderen: Das sind noch lange keine „freien" Geister, die noch an die Wahrheit glauben, richtet N. sein selbstmörderisches Schwert gegen die eigene Brust. Wenn nichts wahr ist, ist es denn seine eigene Lehre? So haltlos und philisterhaft, wie die berauschte Gemeinde höhnt, ist dieser Einwand nicht. Der Meister selbst sucht sich durch Trugschlüsse mit ihm abzufinden; im Grunde aber empfindet er seine vernichtende Gewalt. In seinen Dionysos-Dithyramben (Zarathustra IV, S. 7) erhebt er die Klage: „Und jüngst noch so stolz, steht jetzt das scharlachne Princip des Uebermuts zwischen zwei Nichtse eingekrümmt, ein Fragezeichen, ein müdes Rätsel!" Der Satz: Nichts ist wahr, das ist das eine Nichts. Und das andere? N. verrät es uns selbst: „O ewiges Ueberall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges Umsonst!" — Auf Erden hat seine Lehre keine Heimat, wie er selbst, der hirnzerquälte Mann, sie ist unvollziehbar.

Von einer Verwirklichung seines Ideals kann auf dieser Welt nimmermehr die Rede sein. Sie würde im blutroten Scheine untergehen, denn N.s Ideal ist ein Ideal des Grauens: eine Welt von Kulis, eine ganz jämmerliche, geistlose, elende, kranke, entartete, von allen Seuchen heimgesuchte Rasse, und darüber eine kleine Zahl blutiger Gewalthaber, titanenhafte Despoten, ein kaltes, stolzes, selbstsüchtiges Uebermenschentum! Zum Ausgangspunkt einer raffinierten aristokratischen Geisteskultur innerhalb der durch Bildung und Besitz maßgebenden Kreise mag sich dieses Evangelium des Egoismus eignen, aber als geschichtliche Erscheinung hat es kein Recht. Christentum, Wissenschaft, Kultur, Sitte — an dem Felsen dieser Mächte werden die hochfliegenden Ideen dieses Propheten der That und der Kraft zerscheitern. Im Christentum zumal mit dem Satze von der Feindes- und Bruderliebe und der Herrschaft der Sanftmütigen erblickt N. mit Recht seinen erbittertsten und gefährlichsten Feind.

Und es ist gut, daß dieser Fels der Ewigkeit in der Brandung der wilden und blutigen Phantasien noch feststeht. Es wäre um die Zukunft unserer Kultur am Ende des Jahrhunderts traurig bestellt, wenn Nietzsche mit seiner Gefolgschaft der Freien recht behielte. Die Verwirklichung seiner Ideen wäre das Todesurteil der Kultur. Man

braucht nur sich klar zu machen, daß N. der folgerichtigste und rücksichtsloseste Verkündiger von Gedanken ist, die bereits in den gesetzlosen Massen spuken. Die Bluttthaten der Anarchisten und Nihilisten sind die Probe auf die Gedankenreihen von der blonden Bestie mit ihrem „Instinkte zur Freiheit" und ihrem Triebe zur Mordlust.

Daß diese grauenvollen Ideen dem Hirne eines hochbegabten, genialen Mannes ihre Entstehung verdanken, bezweifelt niemand. Er ist aber auch ein bedauernswerter Mann. Der Verfall hochgenialer Naturen in Krankheit des Geistes ist eine geschichtliche Thatsache. Daraus wird aber niemand die Identität beider ableiten wollen; niemand wird „die Schöpferkraft eines Goethe und Newton, welche die Anschauungen und Empfindungen ganzer Jahrhunderte aussprachen und deren Denken das Ziel gaben", mit den blendenden Leuchtkugeln eines Verwirrten vergleichen wollen. Es kommt darauf an, daß Geistesthaten, mögen sie auch oft einem dämonischen Impulse entsprungen sein, als fruchtverheißende Keime in die Furchen der Menschheit und der Zeit gelegt werden. Das Bleibende, Dauernde das ist eine „Form der Ewigkeit", denn was bleibt, das ist der Ewigkeit verwandt; das blendende Feuerwerk des Nietzeschen Aphorismus steigt raketengleich, blitzartig auf zur Höhe, aber Menschheitslichter, Ewigkeitssonnen, die die Nacht der Zeit durchdauern, sind diese Gedankenblitze nicht. Im Dunkeln sprühen sie auf wie Irrlichter, die im verführerischen Tanze den Wanderer in die sumpfige Tiefe locken, aber sie werden Irrlichtern gleich im Morgengrauen des neuen Jahrhunderts untergehen wie der elende, in die Nacht des Wahns gebannte Mann, in dessen krankem Hirn sie geboren wurden, und der ihnen „das frische Aroma und die Freilichtstimmung von Morgensonne und jungem Grün verliehen hat".

Schnell ist sein Leben verrauscht. Mit schrillem Mißton sind die Saiten in seiner Seele zerrissen und der mächtige Geist zerschlagen, in dem die Lichtquelle für eine neue Kultur beschlossen zu sein schien, und

Die Seele, die Maß und Harmonie verloren,
Sie stürzt hinab in Nacht und Tod,
Und war doch für das Licht geboren.

Mit einem Epigonentum der Barbarei kann selbst der genialste Geist weder die Schäden der Zeit und der Völker heilen, noch Welten retten. Gerade die Sklavenmoral κατ' ἐξοχήν, das Christentum, ist es gewesen, die mit der Idee der Gotteskindschaft dem „Herrn" die Knute aus der Hand nahm, dem Sklaven die Ketten zerbrach und durch Erlösungsthaten eine neue Welt schuf. —

Lavater im Lichte Goethes.

Unter besonderer Berücksichtigung von Goethes Briefen

dargestellt von

Paul Menton (Rastatt).

(Schluß.)

Ist es uns im Seitherigen fast immer möglich gewesen, chronologisch zu verfahren, so erscheint uns dies nicht rätlich bei dem Gegenstande, den wir jetzt ins Auge zu fassen haben, aus rein sachlichen Gründen sowohl, als auch deshalb, weil gerade bei den hier einschlägigen Stellen die Zeitangaben divergieren.

„Christus ist in jedem Sinne das Urbild der Vollkommenheit der menschlichen Natur; — das Ziel der höchsten, der menschlichen Natur erreichbaren Tugend und Glückseligkeit" (1768).[1] „Christus ist das non plus ultra aller der Menschheit erkennbaren Göttlichkeit. Er ist mir der eigentlichste Gott der Menschen, das heißt: In Ihm ist alles, was die Menschheit bedarf, was der Menschheit genießbar ist, vereinigt. Er ist das gottgenießendste und göttlich genießbarste aller Wesen" (1785)[2]. „Wenn der Christus des Evangeliums existiert, der Christus des Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, Petrus, Paulus, Jakobus, so hat die Menschheit alles, was sie bedarf, sie hat alles Menschliche und Göttliche in einem; sie hat den König, der reich genug ist für alle, die ihn anrufen; sie hat den Sohn Gottes und mit ihm das Leben ..... Der Christus des Evangeliums ist das Principium alles unsterblichen Lebens" (1786).[3] „Es giebt nur zwei Philosophien in der Welt: die des Messias und des Antimessias" (1792).[4] „Ich glaube besonders an die höchste Göttlichkeit der Person und der Lehre des Nazareners Jesu; halte ihn täglich mit neuer Ueberzeugung und Freude für den unmittelbaren Gegenstand unseres religiösen Kultus, für das allerhöchste Ideal der Menschheit und der von Menschen gedenkbaren Gottheit; glaube immer mit mehr intuitiver Erkenntnis, daß ohne ihn niemand zum Vater kommen und mit dem ersten aller Wesen in reelle Genussesgemeinschaft treten könne; glaube, daß allein durch dessen Person und Vermittlung das Menschengeschlecht zu seiner Bestimmung geführt, zu seiner wahren Würde gehoben und das werden könne, was es nach dem Plane der ewigen Liebe werden soll" (1794).[5] „Einen anderen Christus als die Person Christi kennt der Christ nicht, er ist nie dumm genug, ein gepredigtes oder geschriebenes Wort für Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, „der gekreuzigt ward, auferstand, gen Himmel fuhr, wiederkommen wird," zu halten. Ich sage: Nichts ist dem Christen gewisser, als: die Person Christi ist der eigentliche, der einzige,

[1] Orelli Bd. V. S. 189. [2] Orelli Bd. I. S. 306. [3] Ebendas. S. 207. [4] Orelli Bd. VI. S. 220. [5] Orelli II. S. 151 f.

unmittelbare Gegenstand seines christlichen Glaubens als christlichen Glaubens" (1798).[1] „Ein Christentum, dessen Mittelpunkt nicht Christus ist, das Christo seine Herrschaft, seinen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten und Schicksale, seine Verbindung mit dem gestorbenen, lebenden und künftigen Menschengeschlechte raubt, das zwischen Christus im Grabe oder im Himmel und in der Christenheit auf Erden eine unübersteigliche Kluft befestigt, die alle Anbetung seiner Person zur Thorheit, und alles Zutrauen zu ihm selbst zur Schwärmerei macht; ein solches Christentum, so fein es immer ausgesponnen sei, ist ein Antichristentum" (ohne Zeitangabe).[2]

Zahllose ähnliche Stellen finden sich in den Schriften Lavaters[3]); die angeführten zeigen zur Genüge, wie Lavater seinen Christus auffaßte; sie zeigen auch, wie diesbezügliche Aussprüche sich durch die ganze Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachweisen lassen. Nehmen wir dann noch hinzu, daß Lavater für diesen seinen Christus mit dem ihm eigenen Feuer der Begeisterung nicht nur seine Gemeinde von der Kanzel, sondern alle, mit denen er in nähere Berührung kam, unablässig zu gewinnen suchte, können wir uns denken, daß er dieses Bestreben, „den ganzen, ungeteilten Christus zu bekommen und bekommen zu machen"[4]), auch auf seinen Freund Goethe ausdehnte.

Offenbar finden sich derartige Versuche schon in den ersten, aber verloren gegangenen Briefen, welche Lavater an Goethe geschrieben. Den Brief an Pfenninger (cf. vorn), der mit Recht als zugleich an Lavater gerichtet gelten darf, den ersten, wie schon erwähnt, der uns aus dieser merkwürdigen Freundschaft erhalten ist, beginnt Goethe mit den Worten: „Danke Dir, lieber Bruder, für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit."[5]) Offenbar ist hier von Christus die Rede; drängend, treibend hatten die beiden Züricher Geistlichen den ihnen persönlich noch unbekannten Jüngling seines Unglaubens zu überführen gesucht. „Bin ich nicht resignierter im Begreifen und Beweisen als Ihr?"[6]) ruft er den beiden zu. Das überschwengliche, alles klare Denken weit hinter sich lassende, vorwärts eilende, vorweg nehmen wollende religiöse Leben Lavaters, welches in unmittelbarer Berührung mit Christus, dem Haupt der Gemeinde, sein höchstes Ziel sieht, kommt dem jungen Patriciersohne, der ja ähnliche Erscheinungen, wie die ihm hier entgegentretende, schon zur Genüge im elterlichen Hause kennen gelernt, ungenügsam vor; ein Streit darüber ist unfruchtbar, weil jeder Mensch in diesen Dingen unter anderer Grundanschauung, anderen Gesichtspunkten denkend auch zu anderen Resultaten kommen muß. Einen Christus zu wollen, wie Lavater ihn sich bildet, macht nicht nur ungenügsam, bringt nicht nur Verwirrung in jede Erörterung über den Erlöser der Welt, sondern er vermag auch nicht einmal die Unruhe der Seele zu stillen. Darum schreibt Goethe an den Freund: „Dein Durst nach Christo hat mich gejammert; Du bist übler daran als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Not unsere Götter."[7]) Die naturgemäße Bethätigung eines so lebendigen Christusglaubens, wie ihn Lavater hatte, konnte leicht als Intoleranz und Bekehrungssucht erscheinen; denn so mild, so freundlich Lavater sonst war, kannte er in diesem Punkte keine Rücksicht; unermüdlich kehrte er, wie in seinen Gesprächen, so auch in seinen Schriften auf diesen Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens zurück. Goethe muß bereits 1777 an ihn schreiben: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne."[8]) Diese Intoleranz trug Lavater sogar in seine Physiognomik über, weshalb Goethe klagt: „Es sind herrliche Sachen drin, die mir wohl gemacht haben. Wenn mir nur der Lavaterianismus, das Hetzen, Trümpfe drauf setzen, Schimpfen, Aengstlichkeit, mit Wolken fechten, mir nicht gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten."[9]) (Goethe mag bei diesem Urteil Stellen im Auge gehabt haben, wie sie sich bei Orelli Band III. S. 203. 233. 258 ff., IV. S. 51. finden.) Die offene Art aber, mit welcher

[1]) Orelli V. S. 8. [2]) Orelli VI. S. 204 [3]) Vergl. besonders: Pilatus und Fragm. m. Glaubensbekenntnisses. [4]) Orelli I. S. 251. [5]) H. Hirzel S. 3 f. D. j. Goethe III. S. 13. [6]) Ebendaselbst. [7]) Hegner S. 91. [8]) H. Hirzel S. 47. Hegner S. 92. [9]) Hegner S. 91.

Goethe von seinen Freunden zu nehmen gewohnt war, auch wo eigene Ansicht ihn anders lehrte, läßt ihn nicht nur in den ersten Jahren ihrer Freundschaft, sondern auch späterhin noch bisweilen mit Achtung, ja Verehrung von Lavater und seinem göttlichen Messias reden. „Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht." [1]) Er weiß genau, daß diese Christusliebe Lavaters nichts Gemachtes ist, sondern daß sie die erste Lebensbedingung des Freundes ist; darum schreibt er: „Ich gönne Dir gerne dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden." [2]) Diese ausschließliche, inbrünstige Jesusliebe macht aber denselben ungerecht. Alle Tugenden, alle Trefflichkeiten werden diesem einzigen Individuum Jesus zugeschrieben; wie einen Paradiesvogel stattet er ihn mit all' den köstlichen Federn aus, die er dem tausendfachen Geflügel unter dem Himmel geraubt hat, als hätte dieses kein Recht, solche zu tragen. Solche Ungerechtigkeit muß verdrießen, muß unleidlich scheinen, da wir Menschen „uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten." [3]) Goethe glaubt das mit um so mehr Recht zu wiederholten Malen schreiben zu können, als ja auch Lavater seinen Glauben und seine Lehre immer wieder predigt. Das viele Schreiben über diesen Gegenstand bringt, wie Goethe fürchtet, zwei Menschen, die sich so nahe berühren, wie Menschen überhaupt können, immer weiter auseinander.[4]) Er ärgert sich in tiefster Seele, daß Lavater das, was ihm Gott gegeben, so gewaltig lehre, während er für seine Person das, was ihm Gott und die Natur geoffenbart, verschweige und still für sich bleibe.[5]) Diese Art des Freundes macht ihm vorübergehend eine widerliche Empfindung. Wenn Lavater, der unter die Menschen tritt, das toleranteste, schonendste Wesen ist, so ist er in seinen Schriften — ausschließliche Intoleranz.[6]) Die nicht so glauben, wie er will, werden hinausgeschlossen, wo die Hündlein sind, die von des Herrn Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind.[7]) Die Natur hat in ihrer Apotheke viele Rezepte[8]); keines von ihnen ist für jeden Fall anwendbar; ebenso wenig kann Lavater verlangen, daß sein „Pflaster" bei Allen, also auch beim Freunde, anschlagen solle. Da keine Uebereinstimmung zwischen den beiden Freunden in dieser Sache mehr zu erzielen ist, schreibt Goethe einmal: „Laß mich Deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." [9]) Die Bekehrungssucht Lavaters preßte sogar dem alternden Dichter noch die Bemerkung aus: „Aergerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich, sowie auf Mendelssohn[10]) und Andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehn, man müsse ihn gleichfalls von Demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde." [11])

So bereitet sich die Entfremdung vor; wenn Goethe auch immer noch eine gewisse Schonung gegen Lavater beobachtet, können wir doch aus seinen Briefen an denselben es klar erkennen, wie das Bild des Freundes in ihm sich aus dem früheren lichtvollen nach und nach in eines mit sehr viel Schatten umgestaltet. Lavater ist ihm nun Fanatiker, nicht frei von Beschränktheit und Eitelkeit, ist ihm bereits ein Gegenstand des Spottes geworden. Den völligen Umschlag des einstigen Gefühles der Liebe und Freundschaft, ja der schwärmerischen Begeisterung in leidenschaftliche Gehässigkeit gegen Lavater, in Verdächtigungssucht, in unhöfliche, verletzende Nichtachtung des alten Freundes,

[1]) Hegner S. 141 f. [2]) Ebendaselbst. [3]) Hegner S. 142. [4]) Hegner S. 147. [5]) Hegner S. 148. [6]) Ebendas. S. 149. [7]) Ebendas. S. 150. [8]) Hegner S. 152. H. Hirzel S. 152. [9]) Hegner S. 147. H. Hirzel S. 144. [10]) Orelli IV. S. 110 ff. [11]) Aus m. Leben 14. Buch.

somit auch die vollständige Umwandlung des Bildes Lavaters in ein ganz anderes, mögen aber insbesondere die Stellen beweisen, wie sie sich mit Beziehung auf Lavater sonst im Briefwechsel Goethes finden.

Besonders in Betracht kommt der Brief an Frau von Stein vom 6. April 1782. Lavater hat dem Dichter seiner Gewohnheit gemäß, die er beim Erscheinen aller seiner Werke dem Freunde gegenüber beobachtete, wieder einen Bogen seines Pilatus geschickt. Der Verf. selbst hatte von diesem Werke den Eindruck, daß es geschrieben sei, „um sich viele Erzfeinde und wenig Erzfreunde zu machen". Dieses Buch ist „Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir; allemal voll Individualität, und ohne das Medium meiner selbst eine im ganzen ungenießbare Speise. Es ist, wie ich. Wer dieses Buch haßt, muß mich hassen; wer dieses Buch liebt, muß mich lieben. Wem es durchaus gefällt, muß ein Herzensfreund von mir sein." [1]) „Schlage dieses Werk auf, wo es sei, Du wirst überall Schimmer oder Dämmerung von Lavater, seine Individualität, seine brennende, schwärmende Phantasie darin wahrnehmen. Ist man im stande, den regellosen Sprüngen, den undenkbaren Vereinigungen, den Verirrungen einer ungezähmten Phantasie nachzufolgen, ohne für die Besonnenheit seiner Vernunft zu fürchten?" [2])

Da diese Schrift Lavaters auch für die Freundschaft mit Goethe von so nachteiligen Folgen war, erscheint uns dieselbe wichtig genug, ihrem Hauptinhalte nach hier wiedergegeben zu werden.

Wenn das Buch auch überschrieben ist „Pontius Pilatus", so ist doch klar, daß man von Pontius Pilatus wenig nur sagen kann, ohne von Christus vieles sagen zu müssen. Wem daher Christus ein Aergernis ist, dem wird auch dieses Buch eines sein. Der Inhalt desselben wird ein sehr reichhaltiger werden. „Es sollte eine Bibel im kleinen sein; ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen; eine Geschichte der Menschheit; eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalles der menschlichen Natur. Es sollte den Menschen im großen vorstellen — in dem Volke Israel, den Hohenpriestern, in Pontius, in Christus. Es sollte alles in einem sein; ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches

Ecce homo!

Sehet den Menschen!

Ein Menschenbuch; eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechtes; lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen, — für kaltblütige und warmblütige, schwärmerische und weltweise, dichterische und undichterische Menschen; — kurz: ein Seht! das ist der Mensch! — für alles was Mensch heißt!" [3]) Die Veranlassung der Schrift war Hamann, welcher in einem Briefe an Lavater aus dem Jahre 1777 den römischen Landpfleger den weisesten Schriftsteller und dunkelsten Propheten nächst dem Prediger des alten Bundes nennt. Diese Idee ruhte in Lavaters Seele, bis sie beim Austeilen des Nachtmahlbrotes am Weihnachtsfeste 1779 so lebhaft von neuem in ihm erwachte, daß er sich entschloß, seine Gedanken und Gefühle über das Symbolisch-Dramatische, welches in dem Verhalten des Pilatus liegt, niederzuschreiben. Nach einer abgeschmackten Ausführung über den Namen Hamanns, den er in Beziehung zum Haman des Buches Esther bringt, wobei ihm in der Schreibweise der beiden Namen ein kleiner Irrtum unterläuft, kommt er zu Pilatus selbst, an welchem er in kurzen Sätzen nachweist, wie in der That die Menschheit im großen und kleinen, der Mensch im guten und schlimmen sich in dem Exekutor des neuen Bundes zusammenfasse: „War Er nicht Alles in Einem? Licht und Finsterniß? Christus und Belial? Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit? Ein kleines Glied, das große Dinge anrichtete? Regte sich nicht Alles in Ihm? Die Weisheit von unten her? Die irdische, menschliche, teuflische? Und die

[1]) Orelli I. S. 6. [2]) Geßner II. S. 141. [3]) Orelli I. S. 24 f.

Weisheit von oben herab, die lauter, friedsam, bescheiden ist, unparteiisch und ungleichsnerrisch? Welch ein ecce homo! Welch ein Mensch ohne Seinesgleichen! Welche Ehre und Schande! welche Höhe und Tiefe der Menschheit!" [1])

Das Dramatische, wie es dem Abschnitte der biblischen Geschichte, in welchem Pontius Pilatus erwähnt wird, zu Grunde liegt, giebt dem Verfasser Gelegenheit, nachzuweisen, daß es überhaupt kein Buch giebt, das mehr wahrhaft dramatische Momente besitze, als die Bibel, daß, wer aus der Bibel nicht dichten lerne, überhaupt aus keinem Lehrbuch der Dichtkunst etwas lerne. „Sie ist eine Menschenbibliothek! ein Geschichtsbuch der interessantesten Menschen; eine Dramaturgie; eine Schauspiellehre durch Geschichte." [2]) Die Geschichte Adams, seiner beiden Söhne, der Bau der Arche, die Opferung Isaaks, Jakobs Wanderschaft, die Schicksale Josefs sind bewunderungswürdig dramatisch. „Was macht die jüdische Nation groß? was zur Einzigen in ihrer Art? Das Dramatische in ihren Schicksalen! Welch ein Drama, diese Nation!" [3]) „Und was ist es, das diese Geschichten so dramatisch macht? Dies, daß die Hauptperson immer so klar hervorleuchtet; daß sie immer auffallender Mittelpunkt der ganzen Geschichte ist; — — daß Alles ihr dienen muß; daß sie so klein anfängt; daß schon in den frühesten Schicksalen das Symbol oder Vorbild der späteren liegt; daß Alles, was sie that, und alles, was sie leidet, denselben Charakter, denselben Geist hat; Alles was sie Gutes und Sonderbares genießt, dasselbe Gepräge; daß sie beinahe immer mit Freunden und Feinden, mit Vaterland und Zeitalter in einem großen Kampfe ist; daß sie bisweilen mehrmals an den äußersten, hoffnungslosesten Punkt gebracht wird; und daß gerade da, eben in dem Moment, wo Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit ihr verschwinden will, das Wasser ihr an die Seele geht, Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." [4]) Dies trifft auch zu bei dem „alle vorhergehenden und künftigen Dramen in sich schließenden, einzigen, ewigen Drama, dessen Ausführer und Akteur war Pontius Pilatus, und dessen Aufschrift war: Jesus von Nazareth, König der Juden." [5]) So geht nun Lavater dazu über, das Dramatische in der Geschichte Jesu überhaupt, besonders aber in der Leidensgeschichte zu zeigen; seine Begeisterung für die Sache wird immer lebhafter; Ausrufungszeichen reiht sich an Ausrufungszeichen, Frage an Frage: Man sieht, Lavater ist in die Geschichte seines Christus eingetreten. Schon die Jugend des Herrn ist dramatisch; man lasse besonders auch den „dramatischen Strahl im 12. Jahre seines Alters nicht unbemerkt." [6]) Das Mannesalter Jesu bietet eine Fülle von dramatischen Momenten; und erst die Leidensgeschichte! „Ich möchte niederfallen und anbeten, wenn mir das Unübertreffliche, Göttliche, Menschliche in diesem höchst einfachen Drama, Jesus vor Pontius Pilatus, klar, wie in diesem Moment, einleuchtet." [7]) „Wo fängt dies Drama an? wo endigt es? Wer will Anfang und Ende angeben, als der, der weder Anfang noch Ende hat?" [8])

Nachdem das Wort des Pilatus: Bin ich denn ein Jude? dem Verfasser willkommene Veranlassung gewesen, auf das ungerechtfertigt Verächtliche hinzuweisen, das in dieser Frage dem auserwählten Volke gegenüber liege, kommt er zu der Frage des Statthalters: Was ist Wahrheit?

In erster Linie sind die Worte Christi Wahrheit. Es wird dies an der Lehre Jesu vom Menschen nachgewiesen, besonders sofern der Mensch nach Christi Worten freien Verkehr mit seinem Gott hat; ferner an dessen Lehre vom Teufel, vom heiligen Geiste, von der Vergebung der Sünden und von der Stiftung einer Kirche auf Erden mit den beiden Sakramenten Taufe und Abendmahl. — Aber nicht nur die Worte Christi sind Wahrheit, sondern auch seine Thaten. Diese werden in den Evangelien entweder überhaupt oder besonders erzählt. Einigen Beispielen von summarisch aufgezählten Thaten Jesu folgt eine Aufzählung sämtlicher detailliert dargestellter Wunder

[1]) Orelli I. S. 33. [2]) Ebendaselbst S. 35. [3]) Ebendaselbst S. 42. [4]) Ebendaselbst S. 43 f. [5]) Ebendaselbst S. 45. [6]) Ebendaselbst S. 46. [7]) Ebendaselbst S. 48. [8]) Ebendaselbst S. 50.

des Herrn. Man kann diese Wunder alle für erdichtet, oder man kann auch das eine oder andere für wahr halten; wenn aber nur eines als wahr angenommen wird, so müssen konsequentermaßen alle für wahr gehalten werden; denn dieselben Gründe, die das oder jenes Wunder als wahr erscheinen lassen, können ebenso gut die Wahrheit aller anderen beweisen. Für den ersteren Fall jedoch — den, daß man sämtliche Wunder für erdichtet hält, — sind vier Möglichkeiten vorhanden: Die Evangelisten waren entweder vorsätzliche Betrüger, oder Dichter, oder sie waren selber betrogen, oder sie schrieben die Wahrheit (die aber nach gegebener Voraussetzung geleugnet wird). Diese 4 Eventualitäten geht nun Lavater auf dem Wege negativen Beweisverfahrens durch mit einer Weitschweifigkeit, die uns nur seine große Liebe zur Sache erträglich macht; das „mit Wolken fechten", das Goethe den physiognomischen Fragmenten vorwirft, wird hier in ausgiebigster Weise geübt, wenn man dem Verfasser auch da und dort seine Beobachtung und tiefes Eindringen in den Geist der Evangelien nicht absprechen kann. Den Leser ergreift — wenn auch nicht im Sinne Lavaters — ein Gefühl der Erleichterung, wenn er den Schluß des Abschnittes in folgenden Worten nahen sieht: „Also — ich komme endlich durch die dürren, heißen Sandwüsten zu einem kühlenden Schatten, zu einem erquickenden Quell -- also . . . großes, heiliges Also! — o, daß ich's würdig wäre, ehrfurchtsvoll genug auszusprechen! -- Also! was sind die evangelischen Erzählungen, wenn sie nicht verabredeter Betrug, nicht Poesie, nicht Schwärmereien sind, also! was? Wahrheit." [1])

Der Wunsch des Herodes, den König der Juden zu sehen, führt den schreibseligen Lavater zu einer Abhandlung „über die Begierde, berühmte Menschen zu sehen". Des Pilatus Weib erinnert ihn an den Wert oder Unwert der Träume überhaupt. Die Bemerkung des Evangelisten Lukas, „auf den Tag wurden Herodes und Pilatus Freunde mit einander; denn zuvor waren sie einander feind", wird dazu benützt, auf die Freundschaft einer aufklärerischen Philosophie mit einer unehrlich gemachten Philologie hinzuweisen. Die Geißelung Jesu bringt ihn zu einer Betrachtung über die bei gerichtlichen Strafen anzuwendende Vorsicht, die ihm in den beteiligten Kreisen, würde diese Stelle der Vergessenheit entzogen, heute noch dankbare Anerkennung sicherte. Zum Glück versöhnen den Leser mit diesen Ausführungen einigermaßen die am Schlusse derselben praktisch und schön angebrachten Gedanken über das flagelletur. Der gute Eindruck schwindet aber sofort wieder, wenn wir uns zu dem letzten Abschnitt wenden, den der Verfasser überschrieben hat: „Vom Erhabenen". „Ich nenne das Ecce homo des Pilatus erhaben" [2]) ist der Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung. Nachdem er sich entschuldigt, daß auch er an diesen von Berufeneren schon viel behandelten Gegenstand herangehe, nachdem er ferner auseinandergesetzt, was er erhaben nenne und was nicht, kommt er zu dem vom Leser längst geahnten Schlusse, daß die Bibel auch hier die beste Quelle bilde, aus der man die schönsten Beispiele des wahrhaft Erhabenen zu schöpfen vermöge.

So — nach der Auswahl bei Orelli, das ursprünglich in 4 Bänden geschriebene Werk war mir nicht zugänglich, — der Inhalt des Werkes, das um so mehr verspottet wurde, als Lavater seine großartigen Ankündigungen über die hohe Wichtigkeit und den umfassenden Inhalt desselben durchaus nicht erfüllte. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes dieses merkwürdigen, phantastischen Werkes wünscht bereits ein Kritiker in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, daß Lavater „sich durch die Fortsetzung dieses elenden Geschreibs oder anderer Schriften dieser Art nicht ganz um die Achtung des vernünftigen Theils der Lesewelt bringen möge." [3]) Diese Gefahr lag auch Goethen gegenüber nahe, wie dessen heftige Auslassungen gegen das Werk beweisen. Es ist so, daß man nichts darüber sagen kann. Die Geschichte des guten Jesus hat er satt. [4]) In der am Abend des gleichen Tages geschriebenen Fortsetzung des Briefes heißt es: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont,

[1]) Orelli I. S. 142. [2]) Ebendaselbst S. 165. [3]) Ebendaselbst S. 51. [4]) Br. an Frau v. Stein II. S. 182.

Tasso, wie Du willst, so geht's hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des Dramatisierens (wie sie's nennen) allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit daran, da wird's abgeschmackt, dünkt mich und unerträglich." [1]) Wir sehen auch hier, Goethe hat sich trotz jahrelanger Beziehungen, ja inniger Freundschaft nicht in die Ideen seines Freundes hineinzuversetzen vermocht, denn sonst dürfte er die Ausschließlichkeit der Liebe Lavaters zu seinem Christus nicht verwunderlich finden, sondern müßte in demselben die notwendige Konsequenz von dessen ganzem Glaubensleben sehen. So aber erscheint Lavater dem ehemaligen Freunde abgeschmackt; „die Geschichte Christi hat ihm so den Kopf verrückt, daß er nicht davon los kommen kann." [2]) Nur eine einzige, leise Spur der alten Liebe finden wir in Goethes Bemerkung, daß er allenfalls noch die Geschichte Jesu von Lavater selber hören könnte. [3]) Da stand vor seinen Augen wieder der milde, freundliche Pfarrherr, wie er ihn aus persönlichem Zusammenleben im Gedächtnis hatte: „Das Bild seines Daseins, seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir." [4]) Die Stellung, welche Lavater seinem Christus in der Welt zuschreibt, charakterisiert Goethe in folgender Briefstelle[5]): „Lavater kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte: Die Erde sei keine akkurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt, bewiese das auf's bündigste und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten und richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe. Was würden wir nun sagen, wenn solch' ein Mann endigte: schließlich muß ich noch die Hauptsache erwähnen: nämlich daß die Welt, deren Gestalt wir auf das Genaueste dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie im Abgrund versinken würde." Es erscheint uns wiederum fast unbegreiflich, daß Goethe überhaupt sich so heftig über eine Lehre ereifern konnte, die Lavatern, bei welchem nach seiner Ueberzeugung „der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben sich durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfen" [6]), nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen war. In einem anderen Briefe an Frau von Stein schreibt er: „daß er von den albernsten Märchen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt, und sie in und mit dem Menschenverstande verkörpern will, gehört so notwendig zu seinem eigenen als zu des Buches Dasein." [7]) Wenn wir auch die heftigen Aeußerungen Goethes gegen den Freund, besonders im Blick auf die vertraute Stellung der beiden zu einander, durchaus nicht gerechtfertigt finden können, dürfen wir doch auf der anderen Seite eine große Unklugheit, ja förmliche Herausforderung und Zudringlichkeit darin erblicken, daß Lavater auch dieses Werk, dessen Wirkung er ja so gut voraus sah, bogenweise an den Freund schickte, für den doch, wie er wissen mußte, Pontius Pilatus nur eine fast durchweg ungenießbare Speise sein konnte. Mit frivolem Spotte vollends hatte Goethe den geistlichen Freund schon 1782 einmal in einem Briefe an Frau von Stein erwähnt: „Wenn Lavater predigt: Eins ist noth! so fühle ich auch das Eine, das mir noth ist, Dich meine Geliebte mir fehlen." [8])

Mit der Lehre von der Gottheit Christi hängen — nach Goethe — teils als Voraussetzungen, teils als Folgen auch andere Schwächen der Lavaterischen Theologie zusammen. So empört sich derselbe gegen den Wunderglauben, den Lavater seinen Lesern zumutet, gegen die Inspiration der heiligen Schrift, wie sie Lavater lehrt. „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Toter aufersteht; vielmehr halte

[1]) Br. an Fr. v. Stein II. S. 183 f. [2]) Ebendas. S. 184. [3]) Ebendas. S. 183. [4]) Hegner S. 154. [5]) Br. an Fr. v. Stein II. S. 184 f. [6]) Ebendas. II. S. 185. [7]) Ebendas. III. S. 74. [8]) Ebendas. II. S. 237.

ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur."[1]) „Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebener Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich."[2]) Für eine Art Lästerung gegen den großen Gott hält Goethe auch den Pontius Pilatus, weil Lavater sich da gar zu ungebärdig gegen den alten Gott stelle.[3]) Speciell an diesem Buche tadelt er wiederum die religiöse Ungenügsamkeit des Verfassers, den er mit einem Manne vergleicht, welcher die wichtigsten Lebenserfordernisse außer Acht lasse, um eine Maschine zum Fliegen zu erfinden.[4])

So steht Lavater nun in ganz anderer Weise vor uns, wie in der ersten Periode. Die religiösen Gegensätze sind nicht mehr zu überwinden. Eine Erkältung ist eingetreten; ein völliger Bruch unausbleiblich.

Neben den Gründen religiöser Art, auf welche bei Entstehung der Feindschaft Goethes entschieden der Hauptnachdruck zu legen ist, dürften es auch Gründe ethischer Natur gewesen sein, welche den schweizerischen Pfarrer dem deutschen Dichter entfremdeten. Von der Empfindlichkeit Lavaters und Goethes Tadel hörten wir schon weiter oben Daß Lavater ferner in der Darreichung seiner Liebe keineswegs selbstlos war, sondern da, wo er liebte, auch hingebende Gegenliebe heischte, zeigt uns die halb im Ernste, halb im Scherze gemeinte Bemerkung Goethes in einem Briefe an Frau von Stein aus dem Jahre 1780[5]), mit welchem er der Freundin ein getuschtes Bild Lavaters überschickt hatte.[6]) „Sehen Sie das Porträt des Menschen, der, wenn er bei uns wäre, verlangen würde, daß Sie ihn lieber haben sollten als mich."

Beide Eigenschaften aber, Empfindlichkeit und Arroganz der Liebe, sind im gewöhnlichen Leben Ausflüsse der Eitelkeit. War das auch bei Lavater so? Lavatern wurde, besonders in den Jahren, in welchen er auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, von seinen Gegnern maßlose Eitelkeit vorgeworfen. Der Neid hat jedenfalls auch diesen Fehler des Vielgehaßten stark vergrößert; Goethe will sogar 1780 noch den Hochmut lediglich auf seiten der Gegner des Freundes suchen[7]): „Was Deine dickhirnschaligen Wissenschaftsgenossen in Zürich betrifft, und was sie von Menschen, die unter einem anderen Himmel geboren sind, reden, bitte ich Dich ja nicht zu achten. Die größten Menschen, die ich gekannt habe, und die Erde und Himmel vor ihrem Blick frey hatten, waren demüthig, und wußten, was sie stufenweise zu schätzen hatten. Solches Candidaten- und Klostergesindel ziert allein der Hochmuth. Man lasse sie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels sich ein wechselseitiges Konzert vorrasseln. Unter dem republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchrauchter[8]) und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Mensch auf der Stelle toll. Nur die Einbildung, Beschränkung und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich."

Trotzdem aber hatten die Feinde Lavaters, wenn sie demselben Eitelkeit zum Vorwurfe machten, nicht ganz unrecht. Seine Eitelkeit zeigt sich in seinen Schriften, wo er oft mehr als billig seine eigene Person in den Vordergrund stellt, wo er bisweilen mit verletzender Geringschätzung über die Meinung der Gegner den Stab bricht; sie muß sich auch in seinem äußeren Verhalten gezeigt haben, da sonst nicht ein Spottlied auf seine geschickte Art, den Demütigen zu spielen, um den Hohen dieser Erde nahe zu kommen, hätte entstehen können. In diesem Liede, das nach der Melodie „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" geht, heißt es z. B.:

Damen kamen,
Wo er weilte, wo er eilte,
Ihm entgegen, bettelten um Kuß und Segen.

Ferner: Leise, weise,
Im Gedränge, vor der Menge
Hinzugleiten, thät man ihm zur Demuth deuten.

---

[1]) Hegner S. 148. [2]) Ebendaselbst. [3]) Hegner S. 147. H. Hirzel S. 144. [4]) Hegner S. 153.
[5]) Br. an Fr. v. Stein I. S. 286. [6]) H. Hirzel S. 68. [7]) H. Hirzel S. 96 f. Hegner S. 131 f.
[8]) H. Hirzel: „Durchschmauchter."

Ferner: Kläglich, füglich,
Hochzuschweben, sich zu geben,
Anzuschauen, große Herrn und große Frauen.

Da es aber ja so leicht möglich ist, daß bei Leuten von Bedeutung sich Selbstgefühl einstellt, das nicht immer die Grenze zwischen erlaubtem Ausüben ihrer Gaben und unerlaubter Selbstüberhebung einhält, so könnte auch Lavatern kaum ein besonderer Vorwurf daraus gemacht werden, daß er einem Fehler verfallen war, dem so viele bedeutende Menschen nicht zu entgehen vermögen. Jedenfalls standen Goethes spätere heftige Invektiven gegen diesen Fehler des Freundes durchaus nicht im Verhältnis zu der Größe der gerügten Schwäche. Der alternde Dichter dagegen gedenkt in harmlosem Scherze des beißendes Spottes Mercks anläßlich des Aufenthaltes Lavaters in Frankfurt, wo dem gefeierten Manne eine fast bedenkliche Verehrung der Frauen zu teil geworden war[1]). „Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk, die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe.“ (Dichtung und Wahrheit, 14. Buch.) Von dem Verdachte aber, wie er geheim und offen ausgesprochen und verbreitet wurde, Lavaters zarte Herzensbündnisse mit schönen und geistreichen Frauen seien nicht immer ganz reinen Charakters gewesen, finden wir bei Goethe keine Spur.

„Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: Entweder Christ oder Atheist!“[2]) Unter solchen Umständen, wie sie Goethe hier schildert, wundert es uns nicht, daß selbst ein persönliches Zusammensein Lavaters mit Goethe zu Weimar im Jahre 1786 die Verstimmung nicht mehr zu heben vermochte; dasselbe trug vielmehr zur Erweiterung des Risses bei, ja hatte eine völlige Lösung des Verhältnisses zur Folge. Der Briefwechsel zwischen beiden hatte seit 1783 schon gestockt; wir sind deshalb im Folgenden lediglich auf Briefe Goethes an Freunde angewiesen.

Schon die Aussicht, Lavatern wiederzusehen, erfüllt den Dichter mit Mißbehagen. Der Mann, der ihm im Geiste so fern getreten, ist ihm nun auch der Person nach so unsympathisch geworden, daß er mit Beziehung auf dessen bevorstehenden Besuch an Frau von Stein schreibt: „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten. ... Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden. ... Was habe ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu thun.“[3]) Goethe fühlt es, daß mit einer so ausschließlichen Natur, wie Lavater ist, sich nicht in tieferen Dingen verkehren lasse. (Wieder eine Hindeutung auf die von Lavater geübte Intoleranz.) Da auch dieser beim Besuche den Freund nicht mehr so fand wie früher, sondern „älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer“[4]), obwohl derselbe ihn äußerlich gastfreundlich aufgenommen, so wird kein herzlich, vertraulich Wort zwischen ihnen gewechselt[5]).

Mit diesem Besuche war die Lösung der Freundschaft zwischen beiden besiegelt. Von hier ab erscheint uns Lavaters Bild bei Goethe in einem so gehässigen Lichte, daß wir gerne mit dem Bekenntnis Goethes nach dem Besuche Lavaters: „Ich bin nun Haß und Liebe auf ewig los. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt“[6]), den Schleier über eine Freundschaft fallen lassen würden, deren Nachwirkungen bei Goethe so wenig rühmliche und achtenswerte gewesen sind.

Erschien uns aus den seitherigen Aeußerungen Goethes aus dieser Periode Lavaters Bild schon sehr entstellt, so wird in den nun folgenden dasselbe derartig verzerrt, daß

[1]) Aus m. Leben, 14. Buch. [2]) Ebendaselbst. [3]) Br. an Fr. von Stein III. S. 276. [4]) Br. an Spalding bei Mörik. S. 19. [5]) Br. an Fr. von Stein III. S. 279. [6]) Ebendaselbst S. 280.

man es kaum für möglich hält, wie Goethe mit seinen Urteilen denselben Mann meinen kann, zu dessen Freundschaft er sich einst in so enthusiastischen Ausdrücken bekannt hatte.

Zunächst fällt es uns auf, daß der Name Lavaters aus den Briefen, die auf das Jahr der letztmaligen Begegnung folgen, verschwunden ist. Der ehemalige Freund ist verstoßen; Anklänge an denselben finden sich nur insofern, als auch jetzt noch Goethe von physiognomischen Versuchen spricht; so in einem Briefe an Herder vom 27. Dez. 1788.[1]) Aber gelegentlich der Reise Lavaters nach Kopenhagen 1793 schreibt Goethe ebenfalls an Herder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl, als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. — Die Welt ist groß; laß ihn liegen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ꝛc. ist ihre Nase wie eine Wünschelrute gerichtet."[2]) In ähnlich abfälliger Weise schreibt er auch an Jakobi: „Von Lavaters Zug nach dem Norden habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tages unterwegs gehuldigt hat. Dafür werden sie ihm ja auch die Wunder durch eine Hinterthüre in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren, ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quark des radikalen Uebels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu alliiren hat. Uebrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spionirt, unser entschiedenes Heidentum hat ihn aber so wie das allgemeine Mistrauen bald verscheucht."[3]) Wir staunen, wie Goethe hier von Lavater das genaue Gegenteil von dem Lobe sagt, das er früher demselben ausgestellt hatte. Lavater ist ihm nun ein widerlicher, religiöser Kriecher geworden, der die Gottseligkeit zu seinem Gewerbe macht. Wir müssen annehmen, daß, abgesehen von den tiefgreifenden Differenzen, wie sie bei beiden Männern bereits in der schönsten Periode ihrer Freundschaft sich zeigten, und wie sie sich vermöge zunehmenden Alters, anders gearteter Beschäftigung und völlig verschiedener Lebensverhältnisse noch mehr verschärfen mußten, hämische Feinde, Neider des so vielfach vergötterten Propheten den Weimarer Dichterfürsten mehr als billig beeinflußten. Lavater selbst hatte über das Vorgehen seiner Feinde bitter zu klagen. So schreibt er 1794, am Schlusse vielleicht mit Beziehung auf Goethe: „Ich bin 52 Jahre alt, und muß mir gefallen lassen, immer unter der Vormundschaft von unzähligen, oft leidenschaftlichen, oft schiefen, oft jungen, oft schwachen Menschen zu stehen, die unaufhörlich an mir hofmeistern, kriteln, und rektifizieren. Ich lächle oft über die Anmaßungen so Vieler; dessen ungeachtet suche ich auch das Dummste und Schiefste, was ich höre, zu benutzen; aber laß es mich gestehen, wenn es von Leuten geschieht, die gerechte Ansprüche machen können, der edleren Menschheit beigezählt zu werden, so kränkt es mich tief für sie, wenn sie gerade so urteilen, wie der flachste Philister von Hofmarschall und Kompagnie allenfalls auch urteilen könnte."[4]) Neben den fanatischen Feinden Lavaters, welche denselben als einen Wundersüchtigen und Kryptokatholiken Goethen verdächtigten, waren es aber auch ruhig überlegende, einsichtige Männer, welche dem Prediger aus Zürich das Herz Goethes abwendig machten, indem sie den in demselben aufkeimenden Gefühlen der Feindschaft noch Nahrung gaben. Dahin gehört Schiller mit folgender Bemerkung seines Briefes vom 14. Oktober 1796: „Auch Lavater ist hier; ich habe ihn aber nicht gesehen; machen Sie sich in Weimar auf ihn gefaßt!"[5]) Diese, wie sich nachher zeigte, auf einem Irrtum beruhende Nachricht Schillers erregte in Goethe einen solchen Sturm des Hasses, daß er im nächsten Briefe an Schiller sich so weit vergaß, über Lavater zu schreiben: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich auf's beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen."[6]) Und mit Beziehung auf eine angeblich geplante Zusammenkunft Lavaters mit dem rationalistischen Theologen Paulus fährt er fort: „Es kostet dem Propheten nichts, sich bis

[1]) Briefe an Herder S. 102. [2]) Ebendas. S. 142. [3]) Briefw. zw. Goethe u. Jakobi S. 164. [4]) Orelli II. S. 115. [5]) Briefw. zw. Schiller u. Goethe I. S. 181. [6]) Ebendas. S. 182.

zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimilieren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher um so sicherer einschlagen zu können." [1]) In wenig anziehender Weise redet Schiller den häßlichen Gefühlen Goethes abermals das Wort, wenn er in seinem nächsten Briefe schreibt: „Mit Lavatern habe ich Sie vorgestern unnützerweise fürchten gemacht; es ist sein Bruder gewesen, der hier war." [2]) Goethe antwortet darauf: „Aus dem Propheten ist ein Prophetenkind geworden, — er scheint Schillers Berichtigung nicht genau im Gedächtnis behalten zu haben, — das ich aber auch nicht zu sehen wünsche, da ich, nach dem erhabenen Beispiele des Judengottes, meinen Zorn bis in die vierte Generation behalte." [3]) Irrtümlicherweise setzt Mörikofer diese Briefe aus dem Jahre 1796 in das Jahr 1793. Ebenso hat er die Berichtigung Schillers, daß die Ankündigung Lavaters auf einem Irrtum beruhe, übersehen; sonst hätte er die Ungenauigkeit, deren er sich hier schuldig macht, erkennen müssen. [4])

Dem gemeinsamen Zorne, den die beiden Dichterheroen gegen Lavater hegten, liehen sie Wort in den Xenien. Schiller schreibt dem Freunde Ende 1795: „Sobald wir uns selbst nicht ganz schonen, können wir heiliges und profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nikolai unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, und dergl. dar!" [5]) Sicherlich denkt Schiller und mit ihm Goethe bei dem „und dergl." auch an Lavater. Die in der Folge entstehenden, hierher gehörenden Xenien sind diese zwei:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig gemischt.

Ferner läßt Goethe in Faust, Walpurgisnachtstraum, in welchem Lavater wegen seines schwebenden Ganges als Kranich auftritt, denselben sprechen:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Drum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Wie sehr Goethe sich seinem Hasse überließ, zeigt auch der Umstand, daß er, der so steif und förmlich werdende, bei einem Besuche in Zürich im Jahre 1797 Lavatern nicht allein vollständig ignorierte — selbst in seinen ausführlichen Briefen an den Herzog, Schiller und andere widmet er dessen Gedächtnis kein Wort —, sondern auch, als dieser ihm einen Besuch machte, allen Regeln einfachen Anstandes zum Hohne sich zu keinem Gegenbesuch herbeiließ. [6]) Fürwahr, es dünkt uns, dieses Verhalten Goethes gegen den einst so gefeierten Freund fällt mit seiner Schande auf den Dichter selbst zurück, um so mehr, als Lavater weit entfernt war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mit Recht schreibt darum Hegner: „Sprach Lavater später auch nicht mehr mit Liebe, doch stets mit Achtung von Goethe, und dieser mit Haß und Verachtung von Lavater, so möchte man fragen, auf welcher Seite „schmeichelnde List und herrschsüchtige Klauen" mehr sichtbar seien?" [7]) Es bleibt die Art und Weise, in der Goethe mit Lavater verfuhr, ein dunkler Fleck im Leben des Dichters, weil wir vergebens nach Gründen suchen, welche ein so schnödes Verhalten auch nur einigermaßen zu rechtfertigen im stande wären.

Wenn wir zum Schlusse auch noch derjenigen Gespräche Goethes gedenken dürfen, in welchen Goethe Lavatern erwähnt, so scheint aus einem derselben mit Bestimmtheit hervorzugehen, daß Goethe sich von Lavater verkannt, gekränkt und mißachtet glaubte; es wäre somit in diesem Umstande neben der völlig verschiedenen Lebensanschauung beider Männer, neben fremder Beeinflussung Goethes noch ein weiterer, wesentlicher Grund der

[1]) Briefw. zw. Schiller u. Goethe I. S. 182. [2]) Ebendaselbst S. 183. [3]) Ebendas. S. 184. [4]) Mörikofer S. 19 f. [5]) Briefw. zw. Schiller u. Goethe I. S. 102. [6]) Steck S. 30 f. [7]) Hegner S. 247.

Entfremdung zu suchen. In dem angezogenen Gespräche [1]) sagt Goethe zu dem nachmaligen Professor Dietmar, damals, im Jahre 1786, noch Kandidat, von dem Züricher Propheten: „Er ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen." Die Gereiztheit Goethes ist wohl auch hier zunächst auf mißglückte Bekehrungsversuche Lavaters zurückzuführen, sodann aber auf Reden Lavaters, die den Mißerfolg bedauerten und die dem Dichter hinterbracht wurden. Wir können es nur beklagen, daß der sonst so groß denkende Goethe in diesem Falle, wo aufdringliche, taktlose, aber doch herzlich gut gemeinte Freundschaft ihm entgegengebracht wurde, so sehr dem Gefühle persönlichen Verletztseins nachgeben konnte. Daß er in den Augen Lavaters, wenn auch ein Ungläubiger, doch unendlich hoch stehe, das konnte ihm bei leidenschaftsloser Betrachtung nicht im mindesten zweifelhaft sein. Wir erinnern nur an Lavaters Worte in den physiognomischen Fragmenten [2]): „Wo also wahre, ächte Dichtung, wo ist sie? wo ist sie möglich? Und doch, Jahrhundert und Deutschland; hast Du einen Mann, der die unbemerktesten Sichtbarkeiten, die innigsten Unsichtbarkeiten allgemein verstehbar darstellen konnte und kann, ohne Ton und Manier! Du kennst den Namen und den Mann."

Noch unumwundener, wie in dem oben erwähnten Gespräche mit Dietmar, läßt Goethe seiner Abneigung gegen Lavater den Lauf in einem Gespräche aus dem Jahre 1794 [3]). Gewährsmann ist Böttiger. Was Goethe da gesagt haben soll, stimmt völlig überein mit dem, was er in manchen Briefen an Freunde schrieb. Sehr interessant ist, daß bei dieser Gelegenheit Goethe eine Unart Lavaters erwähnt, die nämlich, seinen Namen überall einzukritzeln. So weit ging Goethes Zorn gegen denselben, daß er in Frankfurt bei seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel zerbrach, auf welche Lavater seinen Namen geschrieben hatte. So albern diese Unsitte Lavaters uns erscheinen muß, so kindisch aber auch die Mühe Goethes, das Gedächtnis des ehemaligen Gastes auszurotten. — In einem Gespräche mit von Müller und Peucer, das das Weimarer Sonntagsblatt mitteilt [4]), es soll 1815 stattgefunden haben, nennt Goethe mit Beziehung auf seine eigene physiognomische Fertigkeit den Freund seiner Jugend „den heillosen Lavater".

Wie verändert steht am Schlusse dieser 2. Periode Lavaters Bild vor unsern Augen! Früher war die Sprache nicht mächtig genug gewesen, die Gefühle der Hochachtung, Freundschaft und Liebe auszudrücken, die den deutschen Dichter mit dem schweizerischen Mystiker verbanden, und jetzt? Lavater ist im Lichte Goethes ein berechnender Heuchler geworden, ein Mensch, vor dem sich zurückzuziehen man alle Ursache hat.

Zwei Lavater stehen nach Goethe vor uns. Wir verehren mit Goethe den Lavater, wie er auf Grund persönlichen Zusammenseins und rückhaltlosen Sich-Hingebens dem jungen Dichter erschien, wie er auch den alternden Goethe noch mit Ehrerbietung erfüllte, und halten die total veränderte Stellung Goethes zu Lavater in den achtziger Jahren für eine unbegründete, von persönlicher Empfindlichkeit und fremder Einflüsterung erzeugte Umwandlung. Lavater ist auch späterhin noch derselbe gewesen, wie er sich in seiner Jugend Goethe gegenüber gab; und daß sein Christus ihm mehr war, als eine bloße Idee, hat er bis zum letzten Atemzuge bewiesen, hat er insbesondere in dem qualvollen Leiden gezeigt, das seinen Tod zur Folge hatte. So scheiden wir von dem seltsamen Manne, indem wir auch für sein späteres Leben, wo die Liebe des Freundes längst erkaltet, ja in Haß umgeschlagen war, das Lob Goethes in Anspruch nehmen: „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. w. ist weder in Israel noch unter den Heiden." [5]) Wir dürfen das um so mehr thun, als sogar ein Gabler über Lavater folgendes Urteil ausgesprochen: „Er war ein wahres Meteor in der moralischen Welt, ein Mann von unglaublicher, unermüdlicher Thätigkeit, von dem reinsten Sinn für alles, was schön, gut und edel ist." [6])

[1]) Biedermann I. S. 82. [2]) Orelli III. S. 251. [3]) Biedermann I. S. 144 f. [4]) Biedermann III. S. 179. [5]) Briefw. zw. Goethe u. Knebel S. 15. [6]) Journal für theol. Lit. I. S. 114.

Montserrat sonst und jetzt.

Von

R. Seidler.

„Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die süße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt,"

dahin muß der Blick sich richten, muß auf spanischer Erde jene Oase suchen, die in ihrer wunderbaren Gestaltung, in der Erhabenheit und Eigentümlichkeit ihrer Naturschöne, in ihrer Isolierung zu alten Zeiten ernster Klosterbrüder tiefem Hang zu Einsamkeit und Abgeschiedenheit, zur stillen Betrachtung mächtigen Vorschub leistete, heute in den Tagen des Wanderns und Reisens, des Forschens und Schauensdurstes das Ziel einer ungezählten Menge von Touristen bildet, sowohl von solchen, die Hispaniens klangvolles Idiom ihr eigen nennen, wie von Söhnen und Töchtern anderer naher und ferner Länder, — nach dem Montserrat, dem Sägeberg. Einen Namensbruder hat er auf Italiens schöner Erde am Comersee im Monte Resegone, der dort mit seinem vielzackigen Gipfel hinabschaut auf das Becken von Lecco, samt seiner Umgebung von dem poesievollen Hauch Manzonischer Dichtung in seinen „Promessi Sposi" verklärt.

In den Tagen, da in deutschen Landen mit gewaltigem Schritt die Reformation sich ihren Weg bahnte, erklomm, von einem „Excelsior!" im Herzen getragen, ein spanischer Kriegsmann den steilen Aufstieg zum Kloster Nostra Señora de Montserrat. Auf dem Krankenlager, dahin eine schwere Verwundung bei der Verteidigung von Pampeluna ihn niedergeworfen, waren durch das Lesen der Geschichte Jesu und des Lebens der Heiligen ernste Regungen in ihm geweckt worden. Gelähmt war ihm der Fuß durch des Kampfes Mißgeschick, er selbst war fast untauglich geworden zu fürderem Waffendienste; doch einem höheren Ziele als Kampfesruhm strebte von nun an der Ritter nach: unermüdet sollte fortan der Mund es künden unbekehrten Völkern, daß für sie ein Heiland gestorben. Auf sich nahm er das Gelübde der Keuschheit und Armut vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in felsiger Grotte auf Montserrat, dem alte Tradition schon damals nahe an siebenhundert Jahre des Bestehens zuerteilte. Ignaz von Loyola, ein Sohn aus dem gleichnamigen Schlosse in der Provinz Guipuzcoa, der Begründer des Jesuitenordens ist es, den wir nach beschwerlicher Wallfahrt hier knieen sehen, voll tiefen Ernstes seine Vigilien haltend, das Schwert mit dem Pilgerstabe vertauschend, ehe er von Barcelona aus seine Fahrt antrat nach dem Gelobten Lande. Glühender Eifer für die Sache der Mission war es, der ihn beseelte, der ihn später zur Stiftung des Jesuitenordens veranlaßte, dessen Wirksamkeit „majorem Dei gloriam" auf Erden fördern sollte. Wir

kennen das Zerrbild des Scheins und Truges, in das derselbe Orden später ausartete, erinnern uns der Sophistik seiner Glieder, die mit der Lehre von dem Probabilismus und der „reservatio mentalis“ und mit dem oft genug in grauenerregender Weise zur Anwendung gebrachten Grundsatze, daß der Zweck das Mittel heilige, zum Fluche der menschlichen Gesellschaft wurden. Die Freiheit und Unabhängigkeit von geistlicher und weltlicher Macht, welche dieser Orden vornehmlich im Vergleiche zu anderen genoß, die bis ins kleinste scharf durchdachte und sein durchgeführte Gliederung seiner Institutionen, die angelobte Gefügigkeit, der unbedingte Gehorsam seiner Angehörigen gegen die Ordenssuperioren verliehen ihm bei der Verfolgung seiner laxen Moral und seiner falschen Grundsätze eine furchtbare Macht. Beichtstuhl und Jugenderziehung, nach ihrem Gutdünken gehandhabt, führten wohl zu höherer Machtstellung ihres Ordens, nicht aber gereichten sie zum höheren Ruhme Gottes. Mehr als einmal hat Jesuitenvergewaltigung den Mördern gekrönter Häupter zu ihrem blutigen Gewerbe den Weg gezeigt. Bei der Hinrichtung des Meuchelmörders eines Wilhelm von Oranien, des fanatischen Balthasar Gérard, erwies sich deutlich, daß, obschon keine Jesuitenhand dem heimtückischen Protestantenfeinde in der Vermummung eines vertriebenen Hugenotten den Stahl in die Hand gedrückt (sieben Jahre hatte sich des furchtbaren Mörders Denken und Trachten darauf gerichtet, wie er am besten den edlen Freund der protestantischen Sache aus dem Leben bringen könnte), sie ihm doch den Stahl geschärft hatte.

Ein Jesuitenschüler, Johann Châtel, war es, der die Hand erhob wider Heinrich IV., Frankreichs Königs. „O vos qui cum Jesu itis, non ite cum Jesuitis!“ so klang es angesichts der Greuel, deren feinste Fäden zurückweisen auf das Centrum des Netzes, von dem sie ausgingen, nachmals seufzend durch die Lande. Längst hat die Stunde geschlagen, die für Deutschland das Grabgeläute des Jesuitismus bedeutete. Obschon nach der Auflösung des Ordens durch Papst Clemens XIV. in seinem Breve „Dominus Redemtor noster“ im Jahre 1774 derselbe durch die Duldsamkeit Friedrichs II. noch eine geraume Weile in Preußen fortbestand, wo seine Glieder den Namen Priester des königlichen Schulinstituts führten, so war doch dieser Akt der Toleranz ebenso wenig wie der spätere Versuch des Papstes Pius VII., ihm durch die Bulle „Sollicitudo omnium“ neue Geltung zu verschaffen, im stande, dem nunmehr allenthalben klar durchschauten Egoismus, der durch diesen Orden seine Verkörperung empfing, zu einem lebensfähigen Dasein auf die Dauer zu verhelfen. Möge für immer auf der Geschichte der „societatis Jesu“ in deutschen Landen ein „gewesen“ geschrieben stehen!

Als eine gewaltige Mauer im Hintergrunde der ebenen Umgebung, wie einst die Augen eines Ignaz von Loyola sie schauten, erscheint uns heute noch der Montserrat. Aus dem Kolosse von grobkörnigem Conglomerat, über den Jahrtausende lang die Winde des Südens geweht, an dem jahraus, jahrein brennende Sonnenglut und Regenschauer ihre Kraft gemessen haben, sind hoch oben losgelöst worden die weichen, nachgebenden Teile und haben hinter sich zurückgelassen jene gewaltigen, dunklen Hörner aus härterem Gestein, jene majestätischen Kegel, Spitzen und gezackten Türme, die über dem Hochplateau des Berges jählings hervorragen, und deren viele steil abfallen in jene grausige Tiefe, wo der Llobregat schäumt.

Stockwerken könnte man die einzelnen Abteilungen des Berges vergleichen, verbunden durch mehr oder weniger steil ansteigende Ebenen. Es sind ihrer sieben, die trotz des mangelnden Quellwassers als Träger einer zum Teil üppigen Vegetation erscheinen. Erfrischender, starker Tau tränkt unten wie oben die Erzeugnisse von Montserrats Erdreich, nährt auf der untersten Terrasse Wein- und Olivenpflanzungen, Ziersträucher, Laubbäume und Kräuter über den mittleren Stockwerken, und hoch oben in engen Felsenritzen das kühn sich anklammernde Gesträuch, das zur Zier dient Montserrat's natürlichen Bastionen und Zinnen. In langen Zwischenräumen wohl löst sich aus den gigantischen Pfeilern ein mächtiges Stück gelockerten Gesteins und stürzt mit erschreckender Wucht in

die Tiefe. Vor nicht gar langer Zeit waren die Mönche des Klosters in großer Besorgnis wegen eines gewaltigen Felsblockes, der ihrer Wohnung bei seinem sicher bald zu erwartenden Sturze schweren Schaden zu bringen drohte. Sie ketteten das mächtige Felsenstück fest, so gut sie es vermochten und ließen nicht ab, tagtäglich in ihrer Litanei um gnädige Abwendung finsterdrohenden Unheils zu bitten. Die Ketten erwiesen sich jedoch für die Dauer zu schwach; der Absturz der fesselnbrechenden Masse erfolgte, jedoch so glücklich, daß der ganze Schaden in drei zerschmetterten Ziegeln an einem neuen Teile des Klosters bestand.

Ungefähr in der Mitte des Berges erhebt sich das Kloster Nostra Señora de Montserrat. Der Berg selbst hat eine Höhe von 1237 m. Stehen wir vor der Eingangspforte des Klosters, so haben wir eine Höhe von 739 m erreicht. Wer von Barcelona aus sich gen Montserrat wendet, benutzt die Bahn bis zum kleinen Monistrol und vertraut sich dann gewöhnlich dem schwerfälligen Omnibus an, der an dem Bahnhof mit der Verfügung wartet, neu angekommene Reisende zu ihrem Bestimmungsorte zu befördern. Sechs Maulthiere sind ihm vorgespannt, die die ganze Fahrt in keiner großen Eile vollführen. Eine verfallene Herberge jenseits der Brücke, die über den Llobregat führt, wird vom gesprächigen Kutscher dem Fremden als erster Haltepunkt bezeichnet. Nichts Anziehendes hat sie aufzuweisen; nichts destoweniger verweilt der gemächliche Wagenlenker hier, so lange es dem Reisenden gefällt und je länger, je lieber. Der Umstand, daß er im wasserdichten Sacke den ernsten Benediktinern droben die für sie eingegangenen Postsendungen mitzubringen verpflichtet ist, veranlaßt ihn keineswegs zur Beschleunigung seiner Bewegungen. Ist die Auffahrt zum Kloster von heiterem Himmel begünstigt, und der Berg nicht, wie es besonders im Frühling häufig der Fall ist, vom Schleier eines dichten Nebels umhüllt, so eröffnen sich bei jeder neuen Windung des Weges dem Auge überraschend großartige Prospekte auf die in jeder neuen Verschiebung wunderbar verändert erscheinenden Felsgruppen und turmhohen Zacken und Topen. Eine mächtige, Achtung gebietende Häusermasse, von hohen, weißen Mauern umgeben, stellt sich uns endlich als jenes berühmte Benediktinerkloster dar, das Jahrhunderte lang das Ziel einer zahllosen Menge devoter Pilgrime und Wallfahrer war, die die Wunderkraft des heiligen Marienbildes erproben, wohl auch einen Blick in die gerühmte Stalaktitenhöhle thun und wenigstens von ferne die dreizehn Einsiedeleien schauen wollte, zu denen die escala hinaufführt, und welche Adlernestern gleich in märchenhafter Einsamkeit an hervorspringenden oder geschützten Teilen von steilen Felsenkegeln hingen, wohl gar auch obenaufsaßen auf den Felsenspitzen.

Auch heute noch strömen Scharen von Wanderern hierher; doch gehorchen sie nicht allein religiösen Antrieben. Ein Anziehungspunkt der modernen civilisierten Welt ist Montserrat geworden seiner Eigentümlichkeit wegen, dank der herrlichen Aussicht, welche man von seiner Höhe aus genießt. Mit wohlgefüllten Körben, Tüchern und Mänteln und mit reichlich bedachter Börse verlassen Hunderte von Bürgern Barcelonas und anderer kleiner spanischer Orte an schönen Sommertagen ihre heißen Straßen und ziehen im leichten Gefährt oder zu Fuße zum mehrtägigen Aufenthalt hinauf in die reinere Höhenluft am Montserrat. Eine Zeit gab es, wo das alte berühmte Kloster keinen ehrwürdigen Vater oder Klosterbruder mehr beherbergte, wo es als Kloster aufgehoben war. Furchtbar hatte es im Anfange unseres Jahrhunderts bei dem grausamen Vorgehen der Franzosen unter Suchet zu leiden gehabt. Zerstört worden war das schöne Werk byzantinischer und gothischer Baukunst in seiner monumentalen Herrlichkeit; wenige Spuren nur deuten in unseren Tagen zurück auf vergangene Pracht; erst 1844 wurde es als Mönchskloster wiederhergestellt, weist aber auch heute nur eine ganz kleine Schar von Ordensbrüdern auf. Längst nicht bedürfen sie der weiten, freundlichen Räume aller, die in den restaurierten und Neu-Bauten enthalten sind. Hier findet der Laie, der Vergnügungsreisende Unterkommen und freundliche Bedienung. In dem „Despacho de aposentos“, dem Unterkunftsbüreau, wird der sich Meldende mit seinem Schlüssel versehen, der ihm das zugewiesene Asyl, ein Zimmer in einem der zahlreichen Blocks, öffnet. Ein jeder Block trägt den

Namen eines oder einer Schutzheiligen. Eine freundliche, einfache und saubere Zimmer-, resp. Kammereinrichtung berührt hier auch den nordischen Wanderer wohlthuend. Nur durch weniges wird er an klösterliche Beschränkung erinnert. Wiewohl ein Büchlein, das dem Fremden zum Verkauf und zur Einschau sich bietet und ihm als Gruß zuruft, daß er desselben freundlichen Empfangs sich erfreuen soll, wie einer, dem der Papst seinen Geleitsbrief gegeben, ihm verkündet, daß das Kloster allen unentgeltlich Gastfreundschaft erweist, so würde es immerhin als ein Wagnis erscheinen, wollte man sich heute noch auf dieses veraltete Ordensversprechen verlassen. Begegnet es nicht selten dem Abschiednehmenden, daß er ein Achselzucken bei demjenigen bemerkt, dem er für sein Nachtquartier und seine Bedienung einen guten, spanisch-großstädtischen Hotelpreis zahlt, so wollen wir nicht dafür einstehen, daß unangenehmeres dem begegnen könnte, der sich dem Kloster gegenüber auf dessen zu Papier gebrachte großmütige Versprechung zu keiner Zahlung verpflichtet hielte.

Hat in dieser Richtung seit jenen Tagen, da Trost und Vergebung suchend müde Wanderer an Montserrats wirtliches Thor anklopften, die Handhabung der Regeln einen Wandel erfahren, so sind diese auch lockerer geworden nach anderer Seite hin. „Niemand wird zugelassen, er sei denn ein Katholik“, so lautet eine Klostervorschrift. Heute fragt man auch den Ausländer nicht mehr, zu welchem Bekenntnis er gehört; unbeanstandet wird er in die klösterlichen Hallen aufgenommen.

Fünf bis sechs Stockwerke hat mancher Teil des massigen Klosterbaues aufzuweisen; auf der einen Seite desselben sieht man durch die einfachen Fenster auf einen freundlichen Klostergarten, darinnen Artischocken und Zwiebeln und allerlei Gemüse, für die Tage der Fasten bestimmt, reichlich gedeihen, aber auch schlanke Cypressen zu freundlicher Allee sich aneinander schließen, die erst bei einer lauschigen Laube endet. Sie läßt ins Thal hinab einen freundlichen Ausblick zu, zeigt aber auch die riesenhafte Felsenwand, welche das Kloster nach Norden zu schützt.

Das Läuten der Glöcklein, das sonst von der Bergeshöh' wie zu Red' und Gegenred' gestimmt sich vernehmen ließ, schweigt jetzt; denn verlassen stehen die dreizehn Einsiedeleien, in denen vordem silberhaarige Greise ihr Leben in stiller Einkehr und Reflexion verbrachten. Einstöckig waren ihre Eremitagen; der gekrümmte Felsenhang bildete oft ihre Wand und Decke, sodaß eine einzige Mauer genügt hatte, den Eremiten zu schützen vor Sturm und Regen und Kälte. Sein kleines Gelaß aber war sorgsam eingeteilt; es bot neben einer kleinen Kapelle ihm Betraum und Schlafstatt, Küche und Cisterne. Ein winzig Gärtlein erforderte die Pflege seiner sorgsamen Hand, der einzige Luxus, von dem die kleine Behausung Zeugnis gab, bestand aus achtsam behüteten Blumen in schmucklosen Töpfen. Im Gärtchen unter Nutz- und Zierpflanzen fand der einsame Inhaber solch kärglich bemessener Wohnung Abwechselung von langen Stunden vorgeschriebenen Gebets. Nur an den höchsten Festen und nur in schweren Krankheitstagen nahm ihn das Kloster auf; die frischen Brisen, die um sein luftiges Nest wehten, stählten ihm aber auch die Gesundheit. Siebzig Jahre und mehr sollen die meisten Einsiedler von Montserrat erreicht haben. Noch tief in der Stille der Nacht erklang dereinst hier das Anschlagen ihrer Eremitenglocken; die stillen Weltentfremdeten lauschten gegenseitig auf ihren Klang. Er war ihnen Mahnung an den ewigen Gott; er war ihnen Gruß und Friedensruf. Blieb eine Glocke stumm, so versammelten sich die Greise. Fanden sie einen ihrer Gefährten vom Leben abgeschieden vor, so trugen sie den Leichnam hinab ins Kloster und begruben ihn dann im stillen Friedhof, der abseits vom Eingangsthore zum Klosterhofe liegt. In die Halle des Verstorbenen rückte der in der nächst höheren Klause Hausende herab; denn droben in der höchsten Einsiedelei wohnte der jüngste Klausner, in der dem Kloster am nächsten belegenen der älteste. So konnte der am meisten menschlicher Hülfe Bedürftige am leichtesten und schnellsten das schützende Kloster erreichen. Alltäglich sandte dies nach allen dreizehn Stationen seinen Maulesel aus, der ungeleitet regelmäßig seinen Lauf vollbrachte, an der untersten Haltestelle ruhig

wartete und sich die Ration von Wein und Hülsenfrüchten und Brot und Fisch abnehmen ließ, die dem Greise hier zukam, und ebenso geduldig seinen Weg Tag für Tag von Felsenheim zu Felsenheim fortsetzte, als wäre er der getreuesten Diener einer gewesen. Er und die Vögel des Himmels, die zum Danke für die oft erwiesene Barmherzigkeit der mitteilsamen Väter all ihre Scheu abgethan hatten, waren oft monatelang die einzigen lebenden Geschöpfe, die vor das Auge des Einsiedlers kamen. In ihrer Weltentrücktheit aber haben jene Einsamen wohl manche Stunde in stiller Andacht zugebracht, in Andacht und Bewunderung geweckt durch das Anschauen jener weiten catalonischen Gefilde, die vor ihnen im Wellenterrain sich ausdehnten, geweckt von den Häuptern der Pyrenäen im Norden, die bald im heiteren Sonnenschein ihren schneeweißen Scheitel ihnen zeigten, bald in Sturm und Wetter umzogen waren von wallenden Nebel- und Wolkengebilden. Ueber ihnen blauer, heiterer Himmel, vor ihnen die dunkelbraunen und blutroten Flächen Cataloniens, in ihnen wie heute noch in den Tiefen jedes der Wahrheit offenen Gemüts jene göttliche Stimme, die beim anschauenden Versenken in die Pracht und Herrlichkeit der Werke des Herrn, bei der Betrachtung erhebender Naturschauspiele zu uns spricht: Sursum corda! — Erhebet eure Herzen! Kein dunkles Kismet waltet über unseren Geschicken, sondern der allmächtige Gott, zu dem wir unsere Herzen im Glauben erheben. — Aus dem Munde eines nun heimgegangenen englischen Predigers, von Charles Haddon Spurgeon, haben wir einen Ausspruch vernommen, der sein Gegenteil, den Unglauben, charakterisiert: Unbelief is the hurry of the sono! — Unglaube: die Eile der Seele. Wir wollen hier die Wucht dieses Ausspruches nicht weiter auseinandersetzen, wir fragen nur: Warten wir auch wirklich genug und verweilen wir auch häufig bei dem, was der Schöpfer uns in seinen Werken zeigt, bei dem, was er in seinem Worte zum Stillen des Durstes unserer Seele uns bietet? —

Doch hinab wieder gen Montserrat. Vergessen wollen wir nicht, daß im Kloster einige Jünglinge ihre Vorbereitung zum missionarischen Berufe empfangen, der sie in heidnische Länder führen soll. Einige von den wenigen Benediktinermönchen, die jetzt das Kloster bewohnen, sind ihre Lehrer.

Gehört auch vieles, was seinen besonderen Reiz um Montserrat breitete, wie wir gesehen haben, der Vergangenheit an, so wird doch selten nur ein Wanderer unbefriedigt diese Stätte verlassen, die Geschichte und Legende weihen, die die Natur zu einem seltenen Kleinod gestaltet hat.

Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

„Nacht ist's, und Stürme wehen für und für. Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!" — Ach, es sind wahrlich keine lebenssatten Kronenträger, die sich jetzt in Sturm und Frost zu Hunderten vor den Thüren — der Wärmehallen drängen, nur um einen Löffel Suppe zu sich zu nehmen, nur um die erstarrten Glieder ein wenig zu erwärmen und ihr bischen Leben nicht ganz ausgehen zu lassen. Indessen — was helfen Klagen, was bedeuten die üblichen Vorwürfe gegen die sogenannte „moderne Gesellschaft"! Sind wir nicht alle Glieder dieser Gesellschaft, und ist auch nur Einer unter uns, dessen innere Stimme ihn von der Schuld gegen unsere unglücklichen, verhungernden und erfrierenden Brüder freispräche? Müssen wir uns nicht Alle, aber auch Alle, den schweren Vorwurf machen, daß wir es an brüderlicher Nächstenliebe gar sehr und oft haben fehlen lassen; daß wir manches Leben, das in den letzten Wochen elend auf der Straße zu Grunde gegangen, hätten retten können, wenn wir nur etwas mehr an die Gebote unseres Heilandes, nur etwas weniger an unser Wohlleben und Vergnügen gedacht hätten.

Wer frei von Schuld ist . . . .! Und siehe, es ist Keiner da, der hervorträte und sich frei spräche.

Sollen wir es aber bei unserem Schuldbewußtsein bewenden lassen, ergebungsvoll die Hände in den Schoß legen und sagen: wir sind eben schwache, sündige Kreaturen, und können's nicht ändern? Den Himmel auf Erden werden wir zwar niemals herstellen, statt uns aber in dem Gedanken an die künftige großartige Socialreform zu sonnen, thäten wir besser, in unsere Taschen zu greifen und der dringendsten momentanen Not unserer Mitmenschen abzuhelfen. Das ist kein Traum aus Utopien, sondern eine sehr erreichbare Möglichkeit und einfache Menschenpflicht. Praktische Nächstenliebe ist immer die beste Socialreform. Einige Wärmehallen und ähnliche Asyle mehr in Berlin, einige rauschende Feste weniger und Hunderten, ja Tausenden unserer Mitmenschen würde wenigstens bis auf weiteres und in der schwersten Not geholfen sein. Ein Beamter erzählte mir, wie ihm das Wasser in den Augen gestanden habe, als er genötigt war, die erfrorene und verhungerte Menge mit Gewalt auseinander zu treiben, nachdem kaum der dritte Teil derselben in der Wärmehalle Platz gefunden hatte.

Inzwischen erscheinen in den Blättern eingehende Mitteilungen über die verschiedensten Hoffestlichkeiten, bei denen Tausende von Personen, die es wahrlich nicht

nötig haben, auf das herrlichste bewirtet werden. Und in diesen langen und höchst wichtig gehaltenen Berichten da glänzt es und gleißt es von Gold und Silber und Diamanten, da duften die Wohlgerüche Arabiens, da schmoren die herrlichsten Braten und funkeln die edelsten Weine. Der große Haufen aber, „der sinnliche Rattenhaufen, er will nur fressen und saufen . . .“ Freilich, weil er hungrig ist. Und ich kann es ihm auch garnicht verdenken.

Daß Versammlungen von Arbeitslosen an der Tagesordnung sind, ist wohl selbstverständlich. Selbstverständlich ist auch, daß dabei viel gehetzt und gewühlt wird. Um die Ausschreitungen des vorigen Jahres zu verhüten, trifft die Polizei die umfassendsten Maßregeln. Es geht eben, so lange es geht.

Wie soll man sich aber auch um das verlumpte Hungerproletariat bekümmern, wenn man so edlen und wichtigen Beschäftigungen obliegen muß, wie z. B. dem kürzlich hier einberufenen „Cogitanten-Kongreß“. Um die „Kontinuität der historischen Entwicklung“ zu wahren, muß ich dem freundlichen Leser auch über dieses seltsame Phänomen im Berliner Vereinsleben berichten. Ein „Cogitantenverein“, das ist nach der „Gesellschaft für ethische Kultur“ und der „Gesellschaft deutscher Phantasten“ das Neueste auf diesem Gebiet, zweifelsohne aber auch das Beste. Der Verein soll schon früher einmal bestanden haben, dann aber auseinander gegangen sein. Nun ist er von seinem Begründer, einem Herrn Dr. Löwenthal, wieder rekonstruiert worden. Seine Aufgabe besteht etwa in der „Lösung des Problems des menschlichen Daseins“, selbstverständlich, wie schon der Name andeutet, durch den „freien, wissenschaftlichen Gedanken“. Cogito, ergo sum u. s. w. So ganz klar wird dem Leser die Sache durch diese Erklärung wohl nicht geworden sein, er mag sich indessen mit dem Bewußtsein trösten, daß er an mir und wohl auch — den Mitgliedern des Vereins Leidensgefährten besitzt. Erschienen zum Kongreß waren freilich nur 15 (in Worten fünfzehn) Mitglieder. Schuld an dieser mangelnden Teilnahme war natürlich — die Kälte. So hat sie doch wenigstens ein Gutes bewirkt!

Eine ähnliche lustige Gründung ist inzwischen aus „Mißverständnis“ erklärt worden. Es hieß nämlich, daß die Herren Ernst von Wildenbruch, Otto von Leixner, der Leiter der „Deutschen Romanzeitung“, und der schon durch seinen Namen schnöde reaktionäre Gelüste kundgebende Verlagsbuchhändler Krebs eine neue politische Partei, und zwar eine „streng auf monarchischem Boden“ stehende, gründen wollten. Nun erklärt aber Herr von Wildenbruch, daß die Mitteilung hierüber auf einem „Mißverständnisse“ beruhe. Ein Mißverständnis? Also muß doch wohl Aehnliches geplant worden sein. Warum auch nicht? Nach dem „Cogitantenkongreß!“ — — Nachdem sich die bösen Konservativen mit Antisemiten und Bimetallisten zu einer ganz gefährlichen „demagogischen“ Rotte vereinigt haben, sind sie der Vertretung des monarchischen Prinzips, sowie ihres bisherigen Namens entschieden unwürdig geworden und verdienten höchstens nur noch Antisemitallisten genannt zu werden. Da wäre denn eine neue „streng monarchistische“ Partei gewiß von großem Nutzen gewesen.

Es dürfte uns übrigens gar nicht besonders wundern, wenn nächstens die Dichter anfingen, politische Parteien zu gründen und die Politiker, Dramen zu schreiben. Unsere Dichter sind sicher zu sehr Politiker, wie unsere Politiker zu sehr — Dichter. Doch Scherz bei Seite — betrachten wir heute das Gebiet der Künste, so müssen wir notgedrungen zu der Ueberzeugung gelangen, daß für sie alle anderen Gesichtspunkte maßgebender sind, als die rein künstlerischen. Wissenschaftliche, politische und sociale Tendenzen wirbeln hier mit den ästhetischen bunt durcheinander. Da hat z. B. Henrik Ibsen ein neues Schauspiel geschrieben „Baumeister Solneß“, das kürzlich im Lessingtheater seine Erstaufführung erlebt hat. Das Stück kann eine Tochter seiner „Frau vom Meere“ genannt werden, wie auch deren Tochter, Hilde Wangel, thatsächlich als Heldin auftritt. Um es kurz zu sagen — man hat hier ein ganzes Irrenhaus beisammen.

Der Baumeister Solneß verbittert sein Leben durch den Gedanken an einen frevelhaften Wunsch, den er einstmals gehegt hat, der aber ohne sein Zuthun in Erfüllung gegangen ist. Um das Haus seiner Frau neu aufbauen zu können und dadurch zu Ruhm und Ehren zu gelangen, hatte er sich gewünscht, daß es abbrenne und es brannte in der That ab. Seine Frau, die erst vor kurzem Zwillinge geboren hatte, erkrankte infolge des Schreckens und die Zwillinge starben an dem Genuß der vergifteten Muttermilch. Die Frau Baumeister grämt sich in der Erinnerung an den Brand; was sie aber am meisten betrauert, das sind nicht etwa die unglücklichen Zwillinge, sondern — ihre Puppen, die mit verbraunt sind. Beide Gatten leiden nun an dem Gedanken der Schuld, die sie gegen einander haben oder zu haben glauben, ohne sich indessen zu verstehen. Ihn beugt der Gedanke nieder, daß er durch seinen frevelhaften Wunsch das Unglück hervorgerufen habe; sie wird von dem Bewußtsein gequält, im Unglück nicht fest genug gewesen zu sein. Es ist zu verstehen, daß ein zartes Gewissen den bloßen frevelhaften Wunsch ebenso tief empfindet, wie die vollendete frevelhafte That. Ich sage, es ist das zu verstehen, es ist begreiflich, menschlich, bei einem sehr zarten Gewissen, obgleich Wunsch und That doch zweierlei sind, da dem Wunsche noch die bessere Ueberlegung und Selbstüberwindung folgen kann, die That aber eine endgültige moralische Niederlage bedeutet und nicht mehr rückgängig zu machen ist. Mit diesem zarten Gewissen ist aber der sonstige Charakter des Herrn Baumeisters schwer in Einklang zu bringen. Nicht nur, daß er seinen jüngeren Kollegen aus Furcht vor dessen Konkurrenz absichtlich niederhält, den alten kranken Vater des jungen Mannes sterben läßt, ohne ihm den geraubten Glauben an die Fähigkeit und die Zukunft seines Sohnes zurückzugeben, — er denkt auch über die Pflichten der Ehe durchaus nicht so sehr peinlich. Kaum ist Fräulein Hilde Wangel einige Stunden bei ihm zu Besuch, da wird auch schon von beiden die Ehe — zunächst in den Herzen — gebrochen. Dieses Fräulein Hilde, eine würdige Tochter ihrer aus der „Frau vom Meere" bekannten Stiefmutter, ist wohl die sonderbarste Gestalt, die Ibsen je geschaffen hat. Sie hat nur für Eines Gefühl und Interesse, nämlich für das „Spannende". Vor zehn Jahren hat sie als dreizehnjähriges Kind den Baumeister Solneß in schwindelerregender Höhe, allein- und freistehend, einen von ihm erbauten Kirchturm bekränzen sehen. Das ist ihr nun so „spannend" vorgekommen, daß sie sich stracks, dreizehnjährig, wie sie war, in den Baumeister verliebt hat; so „spannend", daß sie zehn lange Jahre auf ihn gewartet hat, weil der Baumeister mit ihr, wie mit einem niedlichen Kinde, gekost und ihr im Scherz versprochen hatte, sie nach zehn Jahren abzuholen und sie zur Prinzessin von — „Apfelsinia" zu machen. Nun sind genau bis auf den Tag zehn Jahre verflossen und Fräulein Hilde ist zur Empfangnahme des Königreichs Apfelsinia nebst zugehörigen Prinzen pünktlich erschienen, nachdem sie ihren Eltern davongelaufen ist. Der Baumeister ist zwar zuerst sehr erstaunt, erkennt die junge Dame nicht einmal wieder, erinnert sich auch gar nicht des ganzen Kinderscherzes, ist aber gleichwohl sehr bald bereit, sie zur — „Prinzessin" zu machen. Zuvor muß er aber erst auf einen hohen Turm klettern. Hilde verlangt das mit Entschiedenheit von ihm, weil sie es eben gar zu „spannend", „entsetzlich spannend", findet. Der arme Mann, der seither niemals wieder das Wagestück unternommen, weil er leicht von Schwindel befallen wird und sich auch im übrigen für etwas verrückt hält, entschließt sich endlich, seiner Dulcinea den heißersehnten Anblick zu verschaffen und klettert wirklich mit dem Kranze auf den Turm. Schon ist er oben angelangt, schon schwelgt seine interessante Geliebte in allen Stadien des „Spannenden", da ist er auch schon mit zerschmettertem Schädel herabgestürzt.

Das tollkühnste Wagestück wird uns erhaben und bewundernswert erscheinen, wenn es zu einem großen sittlichen Zwecke unternommen wird, und sicher giebt es Frauencharaktere, die den Geliebten zu einem solchen Wagestücke anzuspornen fähig sind, deren Liebe sich in dem glühenden Wunsche äußert, den Gegenstand dieser Liebe in schwindelerregender Höhe, womöglich unter den Göttern, zu haben. Wo aber Leib und Leben,

wo alles, was der Mensch an Rechten und Pflichten besitzt, an ein Hirngespinnst, ein Phantom, eine Laune gesetzt werden, da legen wir nicht mehr den Maßstab der Sittlichkeit, sondern den der moralischen und intellektuellen Unzurechnungsfähigkeit an. Wenn Hilde ihren Geliebten „frei" und „hoch" sehen will, so begreifen wir das wohl; wenn man uns aber erläuternd bemerkt, daß diese „Freiheit" und „Höhe" in dem ganz materiellen Sinne des „frei" und „hoch" Stehens auf einem Turme verstanden werden soll, so werden wir diesen Gedanken absurd, wenn nicht komisch finden. Die psychologischen Ideen Ibsens stehen eben in gar keinem Verhältnis zu den Mitteln, mit denen er ihnen Geltung verschaffen will, und so entsteht ein seltsames Gemisch von richtigen Grundgedanken und vollkommener Narrheit, jene eigenartige Atmosphäre fast aller Ibsenschen Dramen.

Wer könnte übrigens diese Figuren ernst nehmen; diese Hilde, die nichts weiter kennt, als das „Spannende", diesen Baumeister, der absolut nicht weiß, was er will, und trotzdem er seinen Fehler genau kennt, sein Leben für die verrückte Idee eines überspannten Frauenzimmers einsetzt, diese Ehegattin, die nicht ihre Kinder, sondern die verbrannten Puppen betrauert? Alle diese Ibsenschen Personen sind auf der einen Seite von einer rührenden Zartheit und Weichheit der Empfindung, auf der anderen von einer ganz brutalen Gewissenlosigkeit. Es giebt gewiß seltsame psychologische Widersprüche im Menschen, sie finden aber in der Natur in jedem einzelnen Falle ihre verbindenden und erklärenden Mittelglieder. Denn in der Natur giebt es keine wirklichen Widersprüche, sondern nur eherne, unverrückbare Gesetze. Der Dichter aber, der uns Welt und Leben schildern will, hat die Aufgabe, nicht die scheinbaren Widersprüche, sondern das wirklich Gesetzmäßige aufzusuchen und in seinen Werken zu bethätigen. Das Ibsensche Stück ist durch und durch krankhaft, krankhaft wie die Zeit, die es hervorgebracht hat.

Die deutsche Reichspacketpost
nach dem Urteile eines Amerikaners.

Von

H. von Hassell.

Der Amerikaner Dr. Hull, Verfasser eines interessanten Buches*) über die deutsche Post, beginnt das Vorwort desselben mit den Worten: „Unter den neuen Eindrücken, welche jeder Ausländer bei seiner ersten Betretung deutschen Bodens gewinnen muß, bleibt manchem in diesen Tagen der Eisenbahnen vielleicht der des lebhaften Postpacketverkehrs auf den großen Bahnhöfen mit am schärfsten im Gedächtnis eingeprägt." Und gewiß, nicht nur Bruder Jonathan, sondern mancher Deutsche wird sich während der Eisenbahnfahrt gefragt haben, warum alle diese zahllosen, in den gelben Wagen aufgeschichteten Packete, diese Hutschachteln, Butter-, Obst-, Weintrauben-Sendungen u. s. w. als 5 Kilogramm-Packete, statt in großen Bahngutsendungen vereinigt ihren Bestimmungsorten zugeführt werden. Das Hullsche Buch giebt — soweit das überhaupt möglich ist — Antwort auf manche hiermit in Verbindung stehende Fragen, und wir glauben den Lesern der Monatsschrift einige Beobachtungen des Verfassers mitteilen zu dürfen, wenn es auch in Deutschland, mehr wie im Auslande, bekannt ist, daß unsere Post, namentlich die Packetpost, vielfach auf Kosten der Eisenbahn Einnahmen erzielt und indirekt dem Steuerzahler Geld kostet, finanziell also unzweckmäßig, wirtschaftlich nur bedingt nützlich ist. Der Gegenstand darf vielleicht um so mehr auf Interesse Anspruch machen, als bekanntlich ein sehr wesentlicher Teil der Einnahmen des preußischen Staates von den Ueberschüssen der Staatseisenbahnen herrührt, während etwaige Ueberschüsse der Post im Etat des deutschen Reiches erscheinen. Je mehr Kosten die Post durch die zum Teil unentgeltliche Beförderung ihrer Sendungen durch die Bahnverwaltung letzterer verursacht, um so geringer müssen die Ueberschüsse ausfallen, welche die Bahn der preußischen Staatskasse zuführt — ein Umstand, der für die Gestaltung des Budgets Preußens von Bedeutung ist.

Unsere Reichspost beförderte 1889 im Reichspostgebiet über 85 Millionen portopflichtige Packete, von denen der weitaus größte Teil das Gewicht von 5 Kilogramm nicht überschritt. Es fragt sich, wer versendet diese bedeutende Zahl von kleingewichtigen

*) Die deutsche Reichspacketpost von D. Ch. H. Hull. VIII. Band, 3. Heft der Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S. Herausgeg. von Dr. Joh. Conrad, Professor der Staatswissenschaften. (Jena, Verlag von G. Fischer.) 1892. Preis 3 Mark.

Packeten, welche Gruppen der Bevölkerung nutzen das billige Porto von 50 Pf. am meisten aus? Man ist geneigt anzunehmen, daß Einzelsendungen geschäftlicher oder privater Art den größten Teil dieses Packetverkehrs ausmachen. Das ist aber, wie Herr Hull beweist, keineswegs der Fall. Er beobachtete z. B. auf dem schlesischen Bahnhof in Berlin, „wie eine große Anzahl von Hutschachteln aus Glogau, die mehr als eine halbe Wagenladung ausmachten, alle von demselben Fabrikanten und alle an denselben Kaufmann in Berlin in 5 Kilogramm-Packeten verschickt wurden. Ebenso zählte er im Packetpostamt zu Berlin 213 Kistchen Käse, welche von einem einzigen Absender aufgegeben und für einen einzelnen Adressaten bestimmt waren. Eine Anzahl anderer Beispiele solchen Verkehrs wurden ihm von Beamten Berliner Postämter genannt. Am frappantesten ist vielleicht Nachstehendes: Im Jahre 1891 trafen auf dem schlesischen Bahnhof in Berlin täglich während etwa 40 Tagen vier- bis fünftausend Körbe mit Schnittbohnen aus Oesterreich ein. Sie wogen selbstverständlich alle 5 Kilogramm, kamen alle unter Postnachnahme, mußten alle verzollt werden und gingen alle nach der Central-Markthalle in Berlin." Herr Hull fügt hinzu, daß diese Art Packete nachweisbar von einer geringen Zahl von Absendern aufgegeben werden und ferner, daß viele derselben auch an ganz wenige Empfänger eingehen und zwar an regelmäßige Abholer. Im Jahre 1890 gingen in Berlin derartige, an 856 Abholer gerichtete Packete in einer Anzahl von über 1½ Millionen ein, d. h. im Durchschnitt an jeden derselben 1881 Stück. Man macht also große Sendungen durch Teilung künstlich zu Postpacketen von 5 Kilogramm und befördert sie unter dem Deckmantel des Kleinverkehrs, weil diese Art der Versendung auf große Entfernungen, z. B. von Königsberg nach Straßburg i. E., weit billiger ist, wie die als Bahngut, bei welchem die Kosten mit der größeren Entfernung steigen. Daß die Absender ihre Waren in 5 Kilogramm-Packete zerteilen, findet seinen Grund in der Bestimmung des Posttarifs, nach welcher bei Packeten über 5 Kilogramm ein Zonentarif an Stelle des Einheits-Portos tritt. Eine wie gewaltige Arbeitslast diese 5 Kilogramm-Packete, die noch dazu unter Nachnahme versendet werden, der Post verursachen, ein wie bedeutendes Beamtenpersonal die Abwicklung des Packetverkehrs erfordert, und wie wesentlich sich die Ausgaben der Postverwaltung, aber auch die der Eisenbahn, welche diese Packete zum großen Teile unentgeltlich befördern muß, durch diesen Verkehr steigern, bedarf kaum des Hinweises.

Nach dem Vorhergesagten steht also fest, daß der Handel den Löwenanteil an der Benutzung der Packetpost in Anspruch nimmt, natürlich nur gewisse Zweige desselben, während andere, durch die Art ihrer Erzeugnisse gezwungen, von der Versendung mit 50 Pfennig-Packeten absehen müssen. Als Geschäftszweige ersterer Art führt Herr Hull zunächst die Textil- und Bekleidungs-Industrie an, dann diejenigen Geschäfte, welche sich mit dem Verkauf von Kurzwaren, Fischen, Kolonialwaren und Blumen befassen, schließlich, last not least, die Landwirtschaft. Wir erfahren hier z. B., daß ein einzelnes Tuchversandgeschäft in Dessau im Laufe eines Jahres nicht weniger wie 250 000 Packete zur Post gegeben hat, d. h. mehr als die Hälfte der Gesamtaufgabe der ganzen Stadt Dessau! Auch der Fischversand ist nicht unbedeutend, er betrug z. B. in Eckernsförde im Jahre 1880 70 000 Packete unter 98 100 überhaupt in dieser Stadt aufgegebenen Postpacketen. Der Textilindustrie, welcher Herr Hull den ersten Platz in Bezug auf die Benutzung der Packetpost zuweist, steht ebenbürtig die Landwirtschaft mit der Versendung von Butter, Geflügel und Wild, Käse, Honig, Fleisch, Gemüse und Blumen nach den Städten zur Seite. „Erfahrungsgemäß hat dieser Versand in den letzten Jahren außerordentlich zugenommen, besonders aus den östlichen Teilen Preußens. Bei regem Verkehr treffen u. a. auf dem schlesischen Bahnhof in Berlin täglich 3000 Packete mit Butter ein. Dieselben kommen aus ganz Ostpreußen, vornehmlich aber aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen. Die Ortschaft Stonischken (im Jahre 1880 hundert Einwohner) allein liefert täglich so viele Fäßchen Butter, daß regelmäßig zur Aufnahme derselben ein Extra-Postbeiwagen in den Bahnzug eingestellt werden muß." Der Verf.

erwähnt noch, daß in Ostfriesland der Versand von Fleisch, in der Lüneburger Heide der von Honig, namentlich nach Berlin, von Bedeutung ist. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Handel mit Vorteil nur durch die außerordentlich billige Beförderung durch die Post mit 5 Kilogramm-Packeten möglich, vielfach sogar hierdurch erst ins Leben gerufen ist, und wir dürfen Herrn Hull zustimmen, wenn er mit Begeisterung ausruft: „Die großartige Entwicklung dieses landwirtschaftlichen Versandmittels der deutschen Packetpost liefert ein so schönes Beispiel der Zweckmäßigkeit einer staatlichen Verwaltung der Verkehrsmittel, wie es in der ganzen Geschichte des Postwesens kaum ein zweites geben dürfte. Privatunternehmer hätten wohl nie das anfängliche Opfer gebracht, welches nötig war, diesen Versand ins Leben zu rufen und groß zu ziehen." Wir fügen hier, um einen Begriff von dem durch die Postpacketsendungen herbeigeführten Wertumsatz zu geben, nur an, daß z. B. in Greiz 1889 der Wert der aufgegebenen Packete — abgesehen von den eigentlichen Wertpacketen — nicht weniger wie etwa 15 Millionen Mark betrug.

So großartig nun auch dieser Packetverkehr ist, so gewaltig seine Wirkungen auf den Handel und Wandel sind — ermöglicht wird er doch nur durch die Unterstützung, welche die Eisenbahn der Post leistet. Die Grundlage des Verhältnisses beider Verkehrsmittel zu einander bildet in Preußen das noch heute mit gewissen Abänderungen zu Recht bestehende Gesetz vom 3. November 1838; zu einer Zeit entstanden, in welcher man von der Bedeutung der Eisenbahnen für den Verkehr so gut wie gar keinen Begriff hatte, enthält es trotzdem so richtige Grundgedanken, daß man die größte Bewunderung vor den Männern hegen kann, die in der zur Vorberatung eingesetzten Kommission ausschlaggebend waren. Von der Minderheit wurden freilich Ansichten vertreten, die uns heute „spanisch" vorkommen; sie sah die Eisenbahnen „für ein höchst beschränktes und untergeordnetes Kommunikationsmittel" im Verhältnis zur Post an und hegte „Zweifel über die Zweckmäßigkeit derselben, wenigstens in Bezug auf Deutschland". Ganz allgemein wurde aber 1838 angenommen, daß die Post durch die Eisenbahnen, welche einen Teil des Sachtransportes übernehmen würden, in ihren Einnahmen geschädigt werden müßte; namentlich der damalige Oberpostmeister Nagler ahnte erhebliche Verluste der Postkasse. Gegen alle Erwartungen traten aber solche Verluste nicht ein; vielmehr hat, wie Stephan in seiner Geschichte der preußischen Post sagt, „das Postwesen gerade mit der Ausbreitung der Eisenbahnen seinen größten Aufschwung genommen". Man darf daher, ohne fehl zu gehen, annehmen, daß die Post durch die Eisenbahnen nicht geschädigt, sondern gefördert ist, daß, wenigstens schon seit längerer Zeit, die unentgeltliche Beförderung eines Teiles der Postsachen durch die Bahn als Entschädigung nicht geboten ist, und gerechter Weise die Post die Leistungen der Eisenbahn vergüten müßte. Thatsächlich thut sie das nur in beschränktem Umfange. —

Als bekannt darf in dieser Beziehung vorausgesetzt werden, daß die Post nur die Beförderung der Packete von über 10 Kilogramm Einzelgewicht und die Hergabe und Beförderung von Eisenbahnwagen bezw. Wagenabteilungen der Bahnverwaltung vergütet. Sind die von Herrn Hull gegebenen Zahlen, wie wir annehmen, richtig, so hat die Reichspost 1889/90 an die Eisenbahnen annähernd etwas über 5 Millionen M. gezahlt, während letztere für 19 Millionen M. leisteten, was zu ihren Ungunsten einen Betrag von etwa 14 Millionen M. ergiebt. Diese Zahlen erhöhen sich wesentlich, wenn zu den Kosten noch die Verzinsung des in den Eisenbahnen steckenden Anlagekapitals hinzugerechnet wird. Um die Tragweite dieser Geldfrage zu übersehen, muß man erwägen, daß die den Eisenbahnen aufgebürdeten Kosten nur dann als eine zweckmäßige Last angesehen werden können, wenn sie Privatbahnen trifft; thatsächlich verschwinden diese letzteren aber mehr und mehr, und so werden z. B. in Preußen hauptsächlich die Staatsbahnen belastet, d. h. die Einnahmen des Staates verringert. Herr Hull sagt am Schluß des diese Geldfragen besprechenden Abschnittes: „So lange die Postverwaltung diese unentgeltlichen Leistungen erhält, ist sie verpflichtet — da man doch gewiß die

Benutzer der Eisenbahnen nicht zu Gunsten der Benutzer der Post besteuern will —, eine dem Wert der Leistungen entsprechende Summe dem Staate zu überweisen. Wenn nun diese Summe, ohne Verzinsung des Eisenbahnanlagekapitals, 19,8 Millionen, mit solcher Verzinsung 28,8 Millionen M., der Reinüberschuß der Post- und Telegraphenverwaltung in demselben Jahre aber nur 27,3 (im Jahre 1890 sogar nur 17,7) Millionen Mark beträgt, so liegt die Frage nahe, ob die Postverwaltung finanziell denn das eigentlich leistet, was ihr vernünftigerweise zugemutet werden kann. Und gerade hinsichtlich der Packetpost, welche zu den Kosten verhältnismäßig viel, zu dem Reinüberschuß aber vielleicht etwas weniger beiträgt, trifft diese Frage ganz besonders zu."

Aus den vorstehenden Darlegungen ergiebt sich wohl mit Sicherheit, daß die Post die Einnahmen der Eisenbahnen infolge der unvergüteten Beförderung vieler Postsendungen schmälert. Man ist noch weiter gegangen und hat behauptet, eine andere Schädigung der Eisenbahnen entstehe dadurch, daß die Post den Eisenbahnen gewisse Arten von Sendungen, namentlich von Eilgut, entziehe. Das scheint aber nur in geringem Maße in Bezug auf Sendungen der kleinen Sitze einzelner Specialindustrien, z. B. im sächsischen Voigtlande, weniger aber in den Großstädten der Fall zu sein. „Die Sendungen der letzteren sind zum erheblichen Teile, und die neuerdings stark hervorgetretenen Sendungen der landwirtschaftlichen Gegenden ganz ein von der Post selbst erzeugter und großgezogener Verkehr, welcher allein infolge der von den heutigen Eisenbahnen dargebotenen Leistungen niemals zustande gekommen wäre. Von diesem Teile des Postverkehrs haben die Eisenbahnen nur den einfachen Nachteil, daß sie die Packete in der Hauptsache unentgeltlich befördern müssen, nicht jedoch auch den Nachteil, daß sie zur selben Zeit am eigenen Verkehr verlieren." Wir wollen hinzufügen, daß es Techniker giebt, die mit Sicherheit annehmen, daß, im Gegensatz zu der Hullschen Ansicht, doch an manchen Orten eine Schädigung des Eisenbahngüterverkehrs durch den Packetverkehr der Post vorliegt. Welche der beiden Ansichten in Bezug auf das ganze Reichspostgebiet, nicht nur für einzelne Teile zutreffend ist, bleibt außerordentlich schwer zu entscheiden.

Abgesehen aber von dieser Art der Schädigung der Eisenbahnen durch die Post, bleibt jedenfalls die durch die unentgeltliche Beförderung vieler Postsendungen herbeigeführte Schädigung der Eisenbahnen bestehen. Nahm man 1838 an, die Post würde in ihren Einnahmen durch die Eisenbahnen geschädigt werden — so trifft das heute nicht mehr zu; die Post benachteiligt vielmehr die letzteren und führt sogar indirekt ein Deficit der Staatskasse herbei. Wir haben ferner gesehen, daß der niedrige Portosatz von 50 Pf. für ein 5 Kg.-Packet zwar auch dem Privatverkehr, in ganz überwiegender Weise aber ganz bestimmten Geschäftsklassen, und zwar auf Kosten der Gesamtheit zu gute kommt. Lag ursprünglich die Absicht vor, durch das niedrige Porto den Klein- und Privat-Verkehr zu begünstigen, gewissermaßen der „Kulturmission" der Post gerecht zu werden, so wird thatsächlich heute diese Absicht umgangen und die Packetpost wird „gewiß nicht ausschließlich, wahrscheinlich nicht einmal zum größeren Teil von dem eigentlichen Kleinverkehr benutzt." Herr Hull spricht die Meinung aus, daß die Packetpostbeförderung unter diesen Umständen sehr wohl ein höheres Porto vertragen könnte, namentlich im internationalen Verkehr, ohne die Gesamtheit zu schädigen, glaubt aber, daß eine solche Portoerhöhung politisch wahrscheinlich undurchführbar sein würde.

Das Buch Herrn Hulls, aus dem wir unter Weglassung aller Tabellen u. s. w. im Vorstehenden einen kurzen Auszug gegeben haben, ist klar und mit viel Verständnis für den Gegenstand geschrieben. Wir können eine genauere Durcharbeitung jedem sich mit nationalökonomischen Fragen Beschäftigenden empfehlen.

Monatsschau.

Politik.

Es ist bisweilen eine recht undankbare Aufgabe, diese Chronik zu schreiben, dann nämlich, wenn sie am Vorabend wichtiger Entscheidungen geschrieben werden muß. Was immer man sagen und urteilen mag — die Ereignisse werden es überholen. Und da stets vom Schluß der Redaktion bis zur Veröffentlichung der Hefte ein paar Tage verstreichen, so ist das Geschriebene veraltet, wenn es in die Hände der Leser kommt.

In diesem Monat kann leicht hinsichtlich der Militärvorlage ein solches Ueberholen stattfinden. Einstweilen steht ja alles auf der alten Stelle. Aber der Vorabend wichtiger Entscheidungen ist vorhanden. Und jeder Tag kann die Meldung bringen, daß entweder der Konflikt, oder der Ausgleich da sei.

Wird es Konflikt oder Ausgleich werden?

Wir sind alt genug, um nie zu prophezeien. Nur die Thatsachen lassen wir reden, und Thatsache ist es, daß Graf Caprivi mit seinen befürwortenden Reden in der Kommission ganz außerordentlich wenig Glück gemacht hat. Mag er nun wirklich in der großen „hochpolitischen" Rede mißverständlich gewesen sein, oder mögen ungeschickte Reporter die Worte entstellt haben — jedenfalls hat er im Inlande niemanden umgestimmt, im Auslande dagegen eine Flut von Mißverständnissen und unnützen Mißempfindungen hervorgerufen. Die deutschen Diplomaten haben eine Woche lang alle Hände voll zu thun gehabt, in den verschiedenen Hauptstädten Europas „befriedigende" Erklärungen abzugeben und zu versichern, daß der Kanzler ganz andere Dinge gesagt, als die von den Blättern behaupteten. Die offiziöse Presse hat in gleicher Richtung fleißig arbeiten müssen. Und so mögen die Schwierigkeiten bei den fremden Regierungen auch wohl einigermaßen wieder behoben sein. Leider ist aber auch manches Mißtrauen bei den Völkern hervorgerufen, dessen Beseitigung weniger einfach zu sein pflegt.

Aber wie immer es um die Ursachen dieser Erregung politischen Unbehagens stehen mag, die Frage, ob und wofür etwa eine Mehrheit gefunden werden könnte, entbehrt jeglicher Antwort.

Die alten Kartellparteien suchen Verständigung auf militärischem Gebiet — man handelt um eine Herabsetzung der jährlichen Rekrutenziffer, die Herr von Bennigsen von 60000 auf 40000 herabsetzen will. Aber für diese Kombination ist weder Freisinn, noch Centrum zu haben, und die Kartellparteien bilden so wenig eine Mehrheit, daß ihnen über 70 Stimmen daran fehlen.

Centrum und Konservative verhandeln aber über die finanzielle Deckung. Da sämtliche von der Regierung vorgeschlagene Steuern, besonders die Brausteuer, ihre Feinde haben, so will man sich über ein Rohspiritusmonopol vertragen, das nach dem Urteil von Sachverständigen 200 Millionen jährlich, also den dreifachen Betrag der Militärkosten bringen könnte. Die Regierung soll damit einverstanden sein.

Indessen, wie gesagt, es ist alles in der Schwebe. Und der Chronist kann seinerseits nichts weiter thun, als auf die Zukunft verweisen.

Daß übrigens der Zeitpunkt nicht günstig liegt, um dem Volke große Neubelastungen aufzulegen, kann nicht in Abrede genommen werden, denn die wirtschaftliche Lage des deutschen Reiches steht im allgemeinen in dem Zeichen eines vorübergehenden Niederganges, wie solche auf Perioden des Aufschwungs und der Ueberspekulation zu folgen pflegen. Um so mehr überraschte es, plötzlich von einem großen Streik in den Kohlendistrikten der Saar zu hören, den unzufriedene Bergleute der staatlichen Kohlengruben unternommen hätten, um sich gegen unliebsame Maßregeln der vorgesetzten Bergbehörden zu wehren. Die Nachrichten über die Gründe des Streiks lauteten anfangs sehr widersprechend. Die zunächst beteiligten Beamten und später sogar die Minister vertraten im Reichstage die Ansicht, daß es sich um eine ganz willkürliche Agitation der Socialdemokraten handle, um frivol provozierten Streitfall. Die Bergleute selbst und noch mehr die Socialdemokraten bestritten das.

Eine im Reichstage von dieser Partei herbeigeführte „Notstandsdebatte" gab Anlaß, die widersprechenden Ansichten zur Geltung zu bringen. Herr Liebknecht behauptete einen Notstand und bestritt, mit seinen Leuten den Streik verursacht zu haben, was auch der Wahrheit zu entsprechen scheint. Die Minister verteidigten ihre unterstellten Behörden und bezeichneten den Streik als einen überaus frivolen, da die Löhne der Arbeiter noch immer recht auskömmlich seien. Das letztere ist ohne Zweifel richtig. Von wirklicher Not kann bei 4 und mehr Mark Tagesverdienst nicht die Rede sein. Auf der anderen Seite wird es niemals in einem Betriebe, der den Anspruch erhebt, mustergültig zu sein, als eine sehr weise Arbeiterpolitik gelten können, mit Lohnherabsetzungen zu operieren.

Hier aber findet sich leider der Punkt, wo es der juristisch und privatkapitalistisch geschulten Bureaukratie unmöglich wird, sich von den hergebrachten Anschauungen zu lösen. Für die Beamten muß der Staat sorgen, nicht nur so lange sie ihm dienen, sondern auch noch im Alter müssen ausgiebige Pensionen gezahlt werden. Eine Reduktion der Gehälter würde als Ungeheuerlichkeit angesehen werden. Anders der Arbeiter im Staatsbetrieb. Er soll dauernd in der Unsicherheit erhalten werden, ob Arbeit für ihn gefunden wird, oder nicht. Und selbst wenn Arbeit da ist, soll er es sich schmerzend gefallen lassen, daß ihm Teile seines Lohnes gekürzt werden, wenn der Finanzminister den Wunsch hegt, daß der Grubenbetrieb einen höheren Ertrag an die Staatskasse abführe.

Gewiß ist das alles juristisch vollkommen korrekt gedacht und in dieser Hinsicht nach Lage der Gesetzgebung unanfechtbar. Aber es ist einfach ausgeschlossen, jemals auf diesem Wege auch nur zum socialen Waffenstillstand, geschweige denn zum Frieden zu kommen. Es wird übersehen, daß es den Arbeitern glücklicherweise noch gar nicht einfällt, juristisch zu denken. Sie selbst denken und verfahren naiv, und erst recht ihre Frauen. Sie sehen, daß die Beamten nicht nur ihr festes Gehalt, sondern auch noch in demselben Augenblick Gratifikationen bekommen, wo ihnen (den Arbeitern) zugemutet wird, plötzlich mitten im kalten Winter ihren ohnehin knappen Haushalt noch weiter einzuschränken. Gewiß kann man ihnen nun unanfechtbar deduzieren, daß sie keinen Rechtsanspruch auf Fortbezug des alten Lohnes haben. Daß es aber socialpolitisch richtig sei, so zu verfahren, wird niemand zugeben, der je mit Arbeitern zu schaffen gehabt. Mit mäßigem Lohn richten die Leute sich willig ein, sofern nur diese Einnahme pünktlich und sicher eingeht. Aber alle Reduktionen machen immer böses Blut. Und

wissend oder unwissentlich wird die rein formal juristisch denkende Bureaukratie zur Schürerin der Unzufriedenheit und zur Gelegenheitsmacherin der Socialdemokratie.

Uebrigens ist der Streik beendet und für die Arbeiter ungünstig ausgegangen. Und es ist gewiß sehr richtig, wenn die Behörden sich nichts abtrotzen ließen, sondern nach dem Grundsatz verfuhren: erst anfahren, dann verhandeln. Aber zu „Musteranstalten" können und werden die fiskalischen Gruben erst dann werden, wenn auch die Bergverwaltung sich von der Stellung des Privatkapitalisten zum Arbeiter völlig frei macht und ihm in gewissen Grenzen Beamtenqualität zuerkennt. Socialistisch gedacht ist das. Aber ohne ein gewisses Maß von Socialismus ist die moderne Produktion überhaupt nicht für den Staat zu gewinnen. Nur auf diesem Wege kann und wird man die staatsfeindliche Socialdemokratie allmählich überwinden.

Wie weit man aber in konservativen und Regierungskreisen von einer Aufgabe der manchesterlichen Ideen noch vielfach entfernt ist, beweist leider auch die fortdauernde Opposition gegen das konservative Programm. Obschon dasselbe doch nur die bescheidensten Forderungen stellt, hat man eben in Ostpreußen wiederum einen halboffiziösen Sturm gegen dasselbe gelaufen. Desgleichen im Rheinland. Nur mit schwachem Erfolg — der Freunde sind mehr als der Gegner. Aber tot sind die Gegner keineswegs. Befürwortet doch Herr von Helldorf soeben in seinem Wochenblatt als socialpolitisches Allheilmittel die willkürliche Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, d. h. die Politik des Staatsstreichs, die dann freilich ihre Förderer alles Nachdenkens über die Probleme der Gegenwart freundlich überhebt.

Unwillkürlich fordert er damit auf, sich gewisser vormals von ihm gehaltener Reden über Bismarcksche Fußtritte zu erinnern und daran anknüpfend Vergleiche zu ziehen, die wir aus Höflichkeit unterdrücken, und nach oben hin mehr als rücksichtsvoll, nach unten hin rücksichtslos zu handeln, hat wohl noch nie für besonders glänzende Politik gegolten.

Ein wenig politischen Lärm hat die „Enthüllung" des socialdemokratischen „Vorwärts" gebracht, daß er „hundert Quittungen des Welfenfonds" eingesehen habe, Quittungen, die angeblich von Beamten, Offizieren, Redacteuren u. a. ausgestellt sein sollten über empfangene Beträge aus jenem Kapital. Das Reichskanzleramt hat eine offizielle Notiz ergehen lassen, daß es die ganze Sache für Erpressung und Schwindel halte. Ob das wirklich der Fall, ist schwer zu entscheiden. Daß Gelder für Subventionierung von Zeitungen und sonstige politische Zwecke gezahlt sind, ist so bekannt, daß es niemand bestreitet. An sich ist das auch noch keine Korruption. Das Geld war dem Kanzler gesetzlich bewilligt, allerdings mit einer Einschränkung, aber mit einem sehr weitherzig auslegbaren Unrecht würde erst dann zu konstatieren sein, wenn die Quittungsaussteller Geld zu rein persönlichen Zwecken bekommen hätten. So lange das nicht bewiesen wird — und einstweilen hat der „Vorwärts" überhaupt nicht einmal Namen genannt —, so lange sind die Deklamationen darüber ziemlich gegenstandslos und die Sache ist weniger eine Sache der Politiker, als eine der — salva venia — politischen Mistkäfer.

Den Schluß dieses Berichtes hat leider der Ausdruck einer Sorge zu bilden, der sehr begründeten Furcht vor den begonnenen Verhandlungen über einen deutsch-russischen Handelsvertrag. Schon erklärt das Berliner auswärtige Amt, wie eine offiziöse Notiz sagt, daß es „zum Entgegenkommen bereit" sei, freilich „nur unter der Voraussetzung vollwertiger Gegenleistungen seitens Rußlands". — Das heißt nach allen Erfahrungen der Vergangenheit: Die Landwirtschaft wird wohl wieder die Zeche zahlen, da „Gegenleistungen" von russischer Seite nur der Industrie zu gute kommen können. Hoffentlich rafft sich dann endlich einmal der Reichstag auf, um neue Schädigungen von den Landwirten abzuwehren, die an den Folgen der vorjährigen Handelsverträge gerade schwer genug tragen.

* * *

In Frankreich jagen sich, nachdem die Kammern wieder zusammengetreten sind, die Ereignisse. Der Panamaskandal geht fort und hat zum zweiten Male zu einer Umbildung des Ministeriums geführt. Am 28. November wurde das Kabinett Loubet gestürzt. Es dauerte reichlich eine Woche, ehe es Carnot gelang, ein neues Ministerium zu bilden. Nun hat auch das Kabinett Ribot, ohne einen Kammerbeschluß abzuwarten, seine Demission eingereicht, um einige seiner Mitglieder auszuscheiden, namentlich den Civil-Kriegsminister Freycinet. Freycinet ist schwer kompromittiert — es scheint, daß er bis auf weiteres ein unmöglicher Mann ist. Nach den bisherigen Erfahrungen mußte sich Ribot sagen, daß, wenn er ihn hielte, die Stellung des Gesamt-Ministeriums unhaltbar sei. Deshalb wurde Freycinet kurzer Hand beseitigt.

Wie es mit Carnot werden wird, steht noch dahin. Direkt scheint er keine Gelder bekommen zu haben; aber er hat lange um das ganze Bestechungssystem gewußt, und hat geschwiegen und alles geschehen lassen.

Der gerichtliche Prozeß ist nun bis auf die Urteilssprechung zum Abschluß gelangt. Der Generalstaatsanwalt hat Freiheitsstrafen für sämtliche Angeklagte beantragt, welche sich, einschließlich Ferdinand v. Lesseps, nach seiner Ueberzeugung des Betrugs schuldig gemacht haben. Die parlamentarische Untersuchungskommission setzt ihre Vernehmungen fort.

Wie immer aber das Ergebnis des Prozesses lauten mag -- die Republik hat fast alle ihre Führer, alle politisch maßgebenden Persönlichkeiten verloren. Naturgemäß richten sich Aller Augen auf die monarchischen Parteien und man sieht sich um, ob denn nicht ein einziger Mann in ihnen vorhanden ist, der das Zeug dazu hätte, als Diktator die Erbschaft der absterbenden Republikaner anzutreten. Bisher zeigt sich niemand.

Wohl agitieren die Orleanisten ein wenig, wohl bereiten sie sich vor auf kommende Neuwahlen, bei denen sie im Trüben zu fischen hoffen. Aber um zuversichtlich auftreten zu können, müßte ihr Gewissen besser sein. Doch dieselbe Korruption, der die Republikaner erlegen sind, hat auch die Monarchisten schon zerfressen. Und der junge Prätendent, der als Bedienter einer Sängerin auf verliebten Abenteuern in Paris seinen Einzug hielt, ist gewiß nicht der Mann, um auch nur eine schwache Regierung aus den Angeln zu heben.

Zu den inneren Wirren sind übrigens auch noch einige auswärtige Schwierigkeiten hinzu gekommen. Unter den Empfängern von Panamageld ist auch der russische Botschafter von Mohrenheim von französischen Blättern genannt worden, eine Nachricht, die dann die Pariser Korrespondenten auswärtiger Blätter ins Ausland weiter gaben. Darob großer Zorn in der Regierung und sofortige energische Ausweisung dieser Korrespondenten. Aber das Blatt wendete sich, als nun wieder Pariser Blätter behaupteten, die „Verleumdung" gehe von Diplomaten des Dreibundes aus. Diese beschwerten sich bei dem Minister des Auswärtigen, der dann Erklärungen abgegeben und besonders das offiziöse Blatt, den „Temps", verleugnet hat.

Alles in allem — in dem großen Babel an der Seine herrscht ein Wirrwarr, der lebhaft zu Vergleichen mit der Zeit vor hundert Jahren auffordert. Kann Frankreich, das um die Wende des vergangenen Jahrhunderts sich mit dem furchtbaren Verbrechen des Königsmordes befleckte und das nun ein volles Jahrhundert lang im Kampf um die Befestigung der Republik verbracht hat — kann dieses Frankreich jetzt, wo in der That die Republik nach menschlichem Ermessen gesichert dasteht, dieser Staatsform froh werden?

Die Antwort faßt sich in das kleine Wörtchen „Panama" zusammen. Die Geschichte des ablaufenden Jahrhunderts aber giebt einen neuen Beleg für die alte, so oft vergessene, und doch so einfache biblische Wahrheit, daß Gott der Herr sich nicht spotten läßt, daß nicht nur die Einzelnen, sondern auch die Völker das ernten, was sie gesäet haben, und daß heute wie vormals auch die Erbauer von politischen Babeltürmen mit dem Gericht der Verwirrung gestraft werden.

In Aegypten ist plötzlich, anscheinend eine Folge französisch-russischer Intriguen, ein Konflikt zwischen der englischen Regierung und dem Khedive ausgebrochen. Der Khedive hatte aus eigener Machtvollkommenheit seinen Ministerpräsidenten Fehmi Pascha entlassen und Fakri Pascha an dessen Stelle gesetzt, auch einige andere Aenderungen im Ministerium vorgenommen, durch welche der englische Einfluß erheblich reduziert wurde. Das hat scharfe Auseinandersetzungen veranlaßt. Doch hat man sich schließlich über ein Kompromiß geeinigt. Fakri Pascha mußte wieder springen und Riaz Pascha, der den Engländern genehm ist, wurde an die Spitze des Ministeriums gestellt. Ob die Sache nun zu Ende, läßt sich noch nicht übersehen. Es giebt Anzeichen, die darauf hindeuten, daß eine nicht unbedeutende nationale Gärung sich gegen die Engländer richtet. Helfen wird das freilich den Eingeborenen wenig. Die Engländer halten fest, was sie haben. Rußland und Frankreich haben in London protestiert. Aber Proteste werden zu den Akten genommen. So lange kein Kriegs-Ernst dahinter steht, haben sie wenig zu bedeuten. Sie hindern vielleicht die formale Annexion. Aber an einer solchen ist den Engländern schwerlich etwas gelegen.

Auch in Marocco hat England eine sehr entschiedene Stellung wegen der Ermordung eines Engländers, namens Trinidad, an den Tag gelegt. Der Sultan hat zwar 1000 Pfund Schadenersatz angeboten, indes verlangt England noch eine deutliche Zurechtweisung des Ministers des Auswärtigen, der sich zuerst beharrlich geweigert hatte, Genugthuung zu geben. Ein englischer Specialgesandter Ridgeway ist nach Tanger entsandt, um nicht nur diese Angelegenheit zu ordnen, sondern auch noch neue Versuche wegen Schließung eines Handelsvertrags zu machen, nachdem eine im vorigen Jahre unternommene Mission gescheitert ist.

Bei der ausgezeichneten, ebenso energischen als sachkundigen Behandlung aller kolonialen Angelegenheiten durch die Engländer kann leider der deutsche Kolonialfreund sich wehmütiger Vergleiche nicht erwehren. In London weiß man jede Gelegenheit zur Erweiterung der Kolonialmacht geschickt und fest zu benutzen. In Berlin läßt man die Dinge gehen wie sie gehen und giebt gelegentlich sogar das schon Errungene „freigebig" preis.

Kolonialpolitik.

Die Budgetkommission des Reichstages hat nach zweitägiger Debatte über den Kolonialetat die Forderungen der Regierung genehmigt. Wenn aber unsere Leser diese Ausgabe in Händen haben, ist wohl schon die Verhandlung im Plenum beendet, wir verzichten daher heute darauf, die parlamentarischen Maßnahmen innerhalb der Kolonialpolitik zu behandeln, und beschränken uns auf die Vorkommnisse in den Schutzgebieten selbst.

Aus Ostafrika ist das „Neueste" ein Wahehegefecht, welches Dr. Arning als Stationschef von Kilossa mit 36 Mann der Schutztruppe gegen ca. 2000 Wahehe siegreich bestanden hat. Auf das Gerücht vom Herannahen der Wahehe hatte Dr. Arning die Station verlassen, um ihnen entgegenzugehen und erwartete dann angesichts des Feindes dessen Angriff in günstiger Lage auf einem abschüssigen Hügel. Nachdem das Salvenfeuer der Schutztruppe die Anstürmenden zurückgetrieben, ging man selbst zum Angriff über und zwang die Wilden zu regelloser Flucht unter Zurücklassung von ca. 50 Toten. Das Gefecht ist bemerkenswert in mehrfacher Hinsicht. Zunächst ist wieder die gute Wirkung der Feuerwaffen zu konstatieren, wenn der Führer, wie es hier der

Fall gewesen zu sein scheint, die Feuerleitung bei den leicht in „Feuereifer" geratenden Mannschaften der Schutztruppe in der Hand behält. Dann aber ist die Wichtigkeit der Kilossastation am mittleren, und zugleich südlichsten, also den Wahehe nächstgelegenen Teile der Karawanenstraße Bagamoyo-Mpwapwa von neuem bewiesen. Es hat sich gezeigt, daß den Wahehe die sie von Osten und Norden bedrohenden Stationen Kisaki, Kilossa und Lusolwe zu eng werden und sie immer wieder den Versuch machen werden, diese Stützen des Karawanenverkehrs zu vernichten, um wie früher Karawanen zu überfallen und auszuplündern. Daß sie dabei immer noch „gute Freunde" im Stationsgebiete haben, geht daraus hervor, daß sie geschickt den Moment abpaßten, indem ein großer Teil der Stationsbesatzung mit Lieutenant Prince auf einer Expedition und von der Station abwesend war. Diese genaue Kenntnis der Wahehe von Gelegenheit zu günstigen Angriffen wird die Stationen zu unermüdlicher Aufmerksamkeit und ausgedehntem Kundschafterdienst zwingen, da sonst Ueberraschungen nicht ausbleiben werden, die bei der ungeheuren numerischen Uebermacht immer verderblich sein müssen. Hoffentlich reicht der Mannschaftsbestand der Schutztruppe dazu aus, die neuerdings von Lieutenant Prince beantragte Station mitten im eigentlichen Wahehegebiet südlich des Ruaha zu bewilligen, damit die Angreifer künftig stets einen Gegner im Rücken haben. Schließlich spricht auch für die Stationsanlage der Umstand, daß Lieutenant Prince hofft, die der projektierten Station benachbarten kriegerischen Wambunga zum Schutztruppendienste heranziehen zu können. Sollte dieses letztere gelingen, so wäre damit eine der schwierigsten Fragen in Deutsch-Ostafrika, die des Schutztruppenersatzes, ihrer Lösung näher gebracht. Die Entscheidung der Stationsangelegenheit dürfte voraussichtlich der stellvertretende und künftige Gouverneur von Schele treffen, der sich z. Z. auf einer Informationstour befindet, die sich aus guten Gründen bis Tabora, dem Centrum des früheren Sklavenhandels und noch heute dem Sitze zahlreicher deutschfreundlicher und feindlicher Araber, ausdehnen soll. Hoffen wir nur, daß die Mittel, die dem neuen Gouverneur zur Verfügung stehen werden, größer sind, als diejenigen von Sodens; der erstere würde sich sonst bald ebenso gezwungen sehen, die wichtige militärische Entwicklung auf ein „sparsames" Maß zu beschränken, wie es notgedrungen von Soden gethan hat. Erfreulich ist das Fortschreiten des Antisklaverei-Unternehmens. Zwar ist uns der Wert der letzten beiden Expeditionen Werther, Schloifer und von Gemmer im Interesse der Sklavereibekämpfung völlig unklar, nachdem es sich herausgestellt hat, daß auf dem Viktoriasee, dem Ziel jener Abteilungen, überhaupt kein Sklavenhandel herrscht. Immerhin sind die neuen deutschen Stationen, besonders Nyegesi und die Ukerewe-Insel, der künftige Werftplatz, von größter Bedeutung für die Ausbreitung des Deutschtums im nordwestlichen Gebiet der Kolonie. Ob die Veranstalter des Antisklavereiunternehmens es verantworten können, ihre Mittel auf die Besetzung eines „sklavenlosen" Sees zu verwenden, ist ihre eigene Sache, unseres Erachtens hätten die letzten Expeditionen den Tanganyika als Ziel haben müssen, denn dort blüht nach wie vor der Sklavenhandel; es ist nicht Sache des Antisklavereikomitees, dem deutschen Reiche Segelboote und Verkehrsstationen zu schenken, die für die Bekämpfung der Sklaverei keine Handhabe bieten. Hoffentlich erreicht die nächste Expedition das alte, berüchtigte Sklavencentrum Mittelafrikas, Major von Wißmann wird jedenfalls auch einer Unterstützung vom Landwege aus bedürfen, wenn er — wohl noch im Laufe dieses Jahres — vom Nyassasee aus den Tanganyika erreichen wird, um dort die erste Antisklaverei- und zugleich Dampferstation anzulegen. Ob diese Anlage ohne Kämpfe abgehen wird, ist sehr zweifelhaft, die belgischen Stationen Jaques', Jouberts und Delcomunes sollen sich am Westufer des Sees und in entschiedener Bedrängnis befinden und die Ersatzexpedition des Kapitäns Long, mit dem u. a. Graf Schweinitz in Tabora zusammentraf, sehnsüchtig erwarten. Von Emin Pascha verlautet noch nichts; das Gerücht von seiner Ermordung ist weder bestätigt noch widerlegt. Wir glauben nicht, daß andere Nationen einen so bedeutenden Mann, selbst wenn er etwas Neigung zu weitausgreifenden Projekten haben sollte, einfach aufgeben und nicht vielmehr zu erreichen

und zu unterstützen suchen würden. Es wäre in der That im höchsten Maße bedauerlich und beschämend, wenn zur selben Zeit, wo der kleine Kongostaat mit bewaffneter Macht in die großartige Gründung des deutschen Gelehrten eindringt, um sie europäischer Kultur zurückzuerobern, das deutsche Reich den bedeutendsten Afrikaner unserer Zeit im Buschlande verkommen läßt. Man sollte überhaupt mehr Gewicht auf die Verwendung bewährter Afrikaner legen. Soeben ist Dr. Zintgraff aus dem Reichsdienst geschieden, weil man die nötigen Mittel zur Behauptung des Graslandes im Binnengebiete von Kamerun und zur Eröffnung des Landweges nach Adamaua nicht bewilligt. Ob Dr. Peters im Reichskolonialdienste bleiben wird, ist uns ebenfalls zweifelhaft. Wohl verlangte die Grenzregulierung von Wanga bis zum Kilimandscharo, die man ihm übertrug, einen gewandten und zähen Mann, dennoch aber stand unseres Erachtens jene Aufgabe mit dem Können Dr. Peters' in entschiedenem Mißverhältnis, sodaß wir uns nicht wundern würden, wenn derselbe demnächst der inneren Politik in Deutschland sein Talent und seine Energie widmen würde. Das Wenigste, was man Dr. Peters in Deutsch-Ostafrika hätte bieten müssen, war die Vertretung des Gouverneurs. Sein Einfluß auf das Gouvernement wäre jedenfalls von höherem Werte gewesen, als der des Legationsrats Sonnenschein, dessen kolonialpolitische Vorbildung in einem Reichskommissariat auf den Marschallinseln bestand. Jedenfalls wäre das Ausscheiden des Dr. Peters aus der Zahl unserer aktiven Afrikapolitiker ein Verlust, den die koloniale Sache zur Zeit schmerzlich empfinden würde. Ein Ersatz wenigstens wäre vor der Hand nicht da.

Gehen wir nun zu Deutschsüdwestafrika über, so haben wir dort wenigstens eine erfreuliche Thatsache zu melden, nämlich den guten Fortgang der Bestrebungen der deutschen Siedlungsgesellschaft. Im Februar d. J. wird wieder ein Dampfer der Woermannschen Rhederei nach dem Schutzgebiete abgehen, um eine größere Anzahl deutscher Bauern, zum Teil mit ihren Familien, und eine Ersatzabteilung für die Schutztruppe zu überführen. Letztere ist notwendig geworden, da 31 Mann der bisherigen Schutztruppe ihren Abschied genommen haben, um sich als Ackerbauer und Viehzüchter im Schutzgebiete niederzulassen — gewiß ein günstiges Resultat ihrer mühevollen und — nicht durch ihre Schuld — wenig ruhmvollen Dienstzeit. Leider ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Achtung vor der deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika demnächst steigen wird. Eine Erhöhung des Mannschaftsstandes der Schutztruppe ist nämlich von der Regierung im neuen Etat nicht beantragt worden, man scheint also von diesem einzigen Mittel zur Herstellung der Autorität unserer Regierung Abstand zu nehmen. Von Gründen hierfür haben wir freilich nichts gehört; es ist wohl einfach wieder das Sparsamkeitsprincip, das leider nirgends so gründlich durchgeführt wird, wie im Kolonialetat. Als ob die damit zufriedene Linke im hohen Hause der Regierung ihr Sparen dankte! Nach wie vor wird sie sich ablehnend gegen die kolonialen Bestrebungen verhalten. Der Abgeordnete Richter spürt zu deutlich den verhaßten nationalen Zug, der die Kolonialpolitik durchweht, als daß er aufhören könnte, sie zu bekämpfen.

Wohin das Sparsystem führt, haben wir kürzlich noch an Kamerun gesehen. Zwar melden offiziöse und nichtoffiziöse Zeitungen von einem glänzenden Siege der 60 Mann starken Schutztruppe über ein rabiates Bakokodorf, welches dem Handel auf dem Sannagafluß gewaltsam Schwierigkeiten bereitete, um sich das ebenso bequeme wie einträgliche Zwischenhandelsgeschäft aus dem Innern zur Küste zu bewahren. Das Dorf wurde auch in der That gestürmt, d. h. die Bakoko liefen nach geringem Widerstande in den Busch und ließen dem Gegner ihre Hütten zur Einäscherung, da sie sie doch in wenig Tagen wieder aufbauen können. Das Schlimme ist nur, daß die für Kamerun lächerlich kleine Schutztruppe nach errungenem „Siege" das feindliche Terrain wieder verlassen mußte. Seitdem befindet sich der ganze Bakokodistrikt im Aufruhr; und wo bleibt der moralische Eindruck solcher Bestrafungen, die mit der Räumung des bestraften Ortes endigen? Wir fürchten sehr, daß wir in Kamerun noch Nackenschläge erleben, die viel

schwerer zu verwinden sind, als vorläufig jährlich die Ausgabe von vielleicht 60—70000 M., welche die Verdoppelung der Schutztruppe ermöglichen würde.

Aus Togo wird das erfreuliche Aufblühen der dortigen deutschen Schule gemeldet. Weiter ist zu registrieren, daß sich die katholische Mission an der Togoküste niedergelassen hat. Da die letztere im Vergleich zum Binnenlande kulturell und in der Bevölkerungszahl vollkommen überwiegt, so möchten wir darauf aufmerksam machen, daß an derselben noch keine evangelische Mission arbeitet. Das Beste wäre, die Bremer ließen sich ebenfalls in Lome nieder. Will man, entgegen dem katholischen Vorgehen in Dar-es-Salaam, ein Zusammentreffen vermeiden, so ist Klein-Popo vielleicht ebenfalls geeignet; jedenfalls sind baldige Schritte erwünscht. Der moralische Erfolg, den die Katholiken bei den lernbegierigen Küstenleuten voraus haben, dürfte ohnehin bedeutend sein.

Der wirtschaftspolitische Bericht fällt diesmal aus.

Kirche.

Der evangelisch-sociale Kongreß hat für seine vierte Tagung, die nach Pfingsten dieses Jahres stattfinden soll, schon sein Programm bekannt gegeben. Wichtige Themata und vortreffliche Referate stehen in Aussicht: Stöcker über die Sonntagsfrage — Braun-Stuttgart über die Annäherung der Stände in der Gegenwart — Kulemann über die Gewerkschaftsbewegung — und endlich: Christentum und Wirtschaftsordnung, wofür D. Kaftan-Berlin als Referent gewählt ist. So bedeutend alle diese Gegenstände sind, so ist doch das Fehlen eines Gegenstandes ein Zeichen der Zeit — ich meine die Judenfrage.

Die Teilnehmer des ersten Kongresses erinnern sich gewiß noch der peinlichen Scene, die durch D. Harnack herbeigeführt wurde, der — als Stöcker nur gelegentlich das Wort genannt hatte — sofort eine Verwahrung dagegen einlegte; er und seine Freunde seien zur Teilnahme an dem ihnen noch dunklen Kongreß nur gekommen unter der Bedingung, daß die Judenfrage nicht zur Verhandlung käme. Es wurde damals alsbald einiges entgegnet, die ganze Sache aber ließ man auf sich beruhen. Man mußte ja erwarten, daß die rührende Unschuld, die sich in den Worten des großen Historikers aussprach, wenn er und seine Freunde sich erst eine Zeitlang auf anderem Wege als durch die „Post" oder die „Nationalzeitung" oder dergleichen über die sociale Frage würden orientiert haben, von selber zerfallen würde. Der zweite —, der dritte Kongreß sind vorübergegangen; nun kommt der vierte. Inzwischen ist das gewaltige Grollen in der deutschen Volksseele über die Judenherrschaft immer lauter geworden, es hat sich an einzelnen Orten in ganz gesetzlichen Formen, aber mit elementarer Gewalt Bahn gebrochen, der Antisemitismus schwillt zu einer täglich gefährlicher werdenden Flut an, er ergreift nicht nur die Massen, er liegt den Anschauungen der gebildeten deutschen Welt zu Grunde, er bricht in unwillkürlichen Zeugnissen auch der liberalen Presse immer häufiger hervor, — und alle Welt weiß, daß es sich dabei nicht um einen religiösen Gegensatz, sondern um eine eminent sociale Frage handelt, — aber der vierte evangelisch-sociale Kongreß schweigt sich darüber aus.

Mögen die Gründe sein, welche sie wollen, — ein Zeichen der Zeit bleibt dieser Umstand in jedem Falle. Wir werden ja vielleicht auf dem Kongresse selbst die Gründe erfahren, wir werden hoffentlich dann auch hören, daß der evangelisch-sociale Kongreß

nicht gewillt ist, jene durch Harnacks Verwahrung zuerst gezogene Linie inne zu halten und auf diese Weise zu einer komischen Figur zu werden. Wir glauben, daß es die Führer nicht leicht haben. Wir verstehen und billigen in vollem Maße, was an der Spitze der „Mitteilungen des evangelisch-socialen Kongresses" zum Beginn dieses Jahres ausgeführt ist: die Aufgabe, eine einheitliche Anschauung über den socialen Beruf des evangelischen Christentums und seine Anwendung herbeizuführen, liege noch in der Zukunft; innerhalb des Kongresses existierten noch ganz verschiedene Ansichten über die Bedeutung seines eigenen Namens — ganz abgesehen von der Verschiedenheit der Ansichten in kirchenpolitischen und dogmatischen Fragen; es ist also noch lange nicht eine vollständig klare, nach allen Seiten hin herausgearbeitete und allgemein angenommene evangelisch-sociale Position vorhanden. Niemand wird das klarer erkennen, als Stöcker selbst, und so lange er mit denjenigen zusammen zu arbeiten vermag, welche sich in das Verständnis der socialen Frage erst einzuleben haben, wollen wir, seine Freunde im Lande, ihn gewiß nicht im Stich lassen. Aber daß uns zuweilen bange wird, ob der Versuch von eigentümlicher Art, der mit dem evangelisch-socialen Kongreß gemacht worden ist, nun auch wirklich gelinge, kann uns nicht verdacht werden. Die Auffassung des angeführten Artikels in den „Mitteilungen", daß „der Fall Harnack ohne irgend welche nachteilige Wirkung an dem Kongreß vorübergegangen" sei, schmeckt etwas stark nach jugendlichem Optimismus. Denn daß Stöcker weitherzig genug sein würde, um sein Lieblingswerk durch jedes mögliche politische oder diplomatische Entgegenkommen vor Schädigung zu hüten, Stöcker, der doch Harnack kannte, ehe seine Erklärung an die Studenten bekannt wurde, und darum auch nachher mit ihm weiter zu arbeiten sich bereit erklärte, — das durfte man erwarten. Ob die Tausende von Deklaranten im Lande ebenso denken, muß sich erst noch zeigen. Die bedeutendste Entscheidung aber liegt in der Hand D. Kaftans. Bei **seinem** Vortrage muß zu Tage treten, ob man in der Annäherung der Ansichten über das, was eigentlich evangelisch-social ist, und ob es eine evangelisch-sociale Thätigkeit überhaupt geben könne, Fortschritte gemacht hat.

Ich benutze diese Gelegenheit, um die Bedeutung der **Judenfrage für die evangelische Kirche in Deutschland** kurz zu beleuchten. So alt die christliche Kirche ist, so alt ist ihr Gegensatz gegen die Synagoge. In den ersten Jahrhunderten war derselbe ein rein religiöser. Sobald sich aber ein christliches Volkstum zu bilden begann, mußte die Form des Gegensatzes eine andere werden. Denn die Juden stellten gleichfalls ein Volkstum dar, sie zeigten einen fest in sich geschlossenen, von allen anderen Völkern und Volkssitten sich streng abschließenden Charakter, mit eigener Sitte, eigenem Recht, eigener socialer Stellung und Anschauung. Besonders da, wo sich in den jungen germanischen Staaten Christentum und Volkstum zu durchdringen begannen, mußte der Gegensatz gegen das Judentum stark hervortreten. Die Kirche war es, welche demselben die rechte Form zu geben suchte. Sie gab Verordnungen, durch welche der verderbliche oder irreführende Einfluß der Juden auf das sich bildende christliche Volksleben verhindert werden sollte. Denn keineswegs war es so, daß die Juden als die Geduldeten sich dieser Duldung still erfreuten, sondern wir sehen durch die ganze alte Zeit und durch das ganze Mittelalter hindurch die jüdischen Angriffe auf das Christentum offen hervortreten. Nicht nur, daß sie ihre christlichen Sklaven gewaltsam beschnitten — und sie hatten in mehreren Perioden den gesamten, sehr schwunghaften Sklavenhandel in Händen —, wir haben eine reiche jüdische Litteratur durch alle Jahrhunderte, welche mit den Mitteln der Gelehrsamkeit und der Philosophie, aber auch mit Haß, Verleumdung, Spott und Beschimpfung gegen den christlichen Glauben vorgeht, — bis herab auf die „greuliche Geschichte Jesu" (Tholedoth Jeschu), die selbst der für den Schutz der jüdischen Litteratur so thätige Reuchlin als zum Verbrennen reif bezeichnete. Ja, wir haben mehrere Epochen, wo in der Synagoge der Gedanke eines Sieges über das Christentum als nahe bevorstehend gepflegt wurde. In Spanien dachte man im

9. und wieder im 15. Jahrhundert an die Aufrichtung eines jüdischen Reiches, — in Deutschland haben die Bewegungen der Reformation die thörichtsten Hoffnungen unter den Juden erweckt.

Die Bestimmungen der Kirche gingen, wie gesagt, immer darauf aus, das christliche Volksleben vor dem antichristlichen jüdischen Einfluß zu schützen, deshalb: Verbot des Dienens in jüdischen Häusern oder wenigstens Bestimmungen zum Schutz der Dienenden, Verbot des Umgangs mit Juden, bei welchem Rücksicht auf die jüdischen Speiseverbote genommen wurde, Forderung an die Fürsten, daß sie Juden nicht in irgend welche autoritative Stellung über Christen setzten als Beamte, Steuerpächter u. s. w. Wenn wir auch entsetzliche Abweichungen vom christlichen Gedanken im Mittelalter anerkennen, die besonders in der zweiten Hälfte desselben häufigen Verfolgungen u. s. w., — so müssen wir doch sagen, daß die mittelalterliche Kirche in ihren offiziellen Organen und ihren hervorragenden Erscheinungen die Bedeutung der Judenfrage in ihrer Tiefe erfaßt hatte. Sie erkannte den Fluch, der auf dem Volke ruht, die Aufgabe, ihm gegenüber das Evangelium von Christus zu vertreten, und die Notwendigkeit, das christliche Volkstum, die christliche Sitte, die christliche Religionsübung vor ihrem Einfluß zu schützen. Eins aber erkannte das Mittelalter nicht — das ist die sociale Bedeutung der Judenfrage.

Völlig änderten sich die Verhältnisse mit der modernen Zeit. Im 18. Jahrhundert begann die Christenheit den Gedanken eines christlichen Volkstums aufzugeben. An die Stelle desselben trat die Humanität und das Weltbürgertum. Gleichzeitig wurde das Judentum durch Mendelssohn teilweise reformiert und in ihm die uralte Vertretung echter Humanität gesehen. Die gegensätzliche Stellung zwischen Kirche und Synagoge trat völlig zurück. Es wurde vor lauter Aufklärung in der Christenheit so dunkel, daß man Kirche und Synagoge nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Die alles Historische, Gemütvolle, Glaubensvolle, Mystische vernichtende Luft der Loge lagerte sich über die gebildete Welt.

Und nun hatte gleichzeitig eine neue wirtschaftliche Epoche begonnen. Die mit dem 14. Jahrhundert schon anfangende Zersetzung der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung war vollendet, — eine neue war noch nicht da. Und das ist immer die Gelegenheit für die Herrschaft der Juden. In eine fest geschlossene, gesund organisierte Volksgemeinschaft dringen sie nicht ein. Aber wo eine Zersetzung sich zeigt, da sind sie die Vermittler dieses auflösenden Prozesses.

In der europäischen Gesellschaft wurde als organisatorisches Princip die menschliche Selbstsucht proklamiert. Die Sittlichkeit wurde von der Religion gelöst und zu einem Naturprodukt gemacht. Das wirtschaftliche Leben wurde von der Sittlichkeit gelöst und zu einem Naturprozeß gemacht. So entstand der Eudämonismus, der Mammonismus, die selbstsüchtige Ausbeutung, die Vernichtung der Humanität und der Brüderlichkeit. Nun muß man bedenken, daß die jüdische Praxis durch Jahrtausende hindurch ein Gesetz der Menschlichkeit und Brüderlichkeit gegen Heiden und Christen nicht anerkannt hatte; das unbarmherzige Ausschlachten und Abschlachten war es ja gewesen, was die immer wiederholten grausamen Verfolgungen gegen sie hervorgerufen hatte. Sie kamen nun naturgemäß obenauf Und wir sehen in der Gegenwart unter wesentlich jüdischem Einfluß den wirtschaftlichen Ruin mit dem sittlichen Verfall sich verbinden. Wären die tragischen Vorgänge in Paris, wäre der sittliche Schmutz, der das österreichische öffentliche Leben kennzeichnet, wäre der vielfache Schwindel auch bei uns — mit seinen bis in die Beamtenwelt hineinreichenden bösen Folgen —, wäre das alles möglich ohne die Juden? Es ist unmöglich, die Beteiligung der Juden an all diesen giftigen Erscheinungen für eine Zufälligkeit zu erklären. Es ist das eine oberflächliche, die Geschichte von zwei Jahrtausenden ignorierende Ansicht. Der Geschichtsforscher, der sich durch die Geschichte des jüdischen Einflusses unter den Christen durch

die Jahrhunderte hindurch gearbeitet hat und sich dabei nicht (wie allerdings leider viele evangelische Theologen; die Artikel in der Herzogschen Realencyclopädie dienen als Beweis!) von den jüdischen Geschichtsschreibern hat beeinflussen lassen, — erkennt in den heutigen Vorgängen und Erscheinungen lauter bekannte Gesichter.

Wie liegt denn nun heute die Sache? — Mit der Erhebung des Krieges gegen Frankreich, mit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ist ein deutsches Volksbewußtsein mächtig geworden. Deutsches Volkstum auszubauen, ist wieder das Bestreben geworden in Nord und Süd. Und man sieht ein, daß ein Deutschtum ohne Christentum nicht zu denken ist. Gleichzeitig ist auf Grund der historischen Wendung im Denken unserer Zeit eine neue Volkswirtschaft entstanden. Man bestrebt sich, zu socialeren Gestaltungen im wirtschaftlichen Leben, zu einer rechtlichen Organisation der Stände auf Grund der allgemeinen Menschenrechte zu gelangen. Man erkennt, daß überall sittliche Gesinnungen nötig sind, um diesen Organisationen und socialen Gesetzgebungen Kraft zu verleihen. Die tiefen Zusammenhänge zwischen christlichem Glauben, christlicher Sitte, Volkstum und wirtschaftlichem Leben, die Aufgabe der Kirche auf socialem Gebiete — dämmern weiten Kreisen auf. Wird es da möglich sein, die Augen gegen den zersetzenden Einfluß des Judentums zu verschließen? Kann sich die Kirche der Aufgabe entziehen, bei dem allgemeinen Sehnen nach dem Ausbau eines christlich-deutschen Volkstums mit Hand anzulegen? Und kann sie das ohne ein kräftiges Zeugnis gegen das Judentum? Wenn sich die Kirche nicht zur Führung stellt für das deutsche Volk in seinem Ringen um eine neue Organisation seines socialen Lebens, und wenn sie es unterläßt, zu bezeugen, daß dazu christliche Gedanken unser Bildungsleben, unser Rechtsleben, unser sociales Leben, unser geselliges Leben tragen und durchziehen müssen, — dann werden andere Führer auftreten, — sie sind schon da, die dem deutschem Volke auch zur Befreiung helfen, aber nicht in christlichem Sinne.

Der Kirche ihre Aufgabe ist es, die alten Forderungen für das christliche Volksleben immer zu wiederholen: keine autoritative Stellung der Juden im christlichen Volk! keine jüdischen Lehrer, Richter und Beamten! keine jüdische Beeinflussung unserer Gesetzgebung! — Auf die einzelnen Forderungen gehe ich hier im kirchlichen Monatsbericht, wo es sich wesentlich um die großen Gesichtspunkte handelt, nicht ein. Nur darauf kam es heute an, die große Bedeutung der Judenfrage für die evangelische Kirche aufzuweisen, für die Kirche, die jetzt von allen Seiten aufgerufen wird zur Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage. Und nun treten Männer zusammen, welche die socialen Aufgaben der Kirche zum allgemeinen Verständnis bringen wollen. Allein die liberale Presse ruft: nur nicht die Judenfrage berühren! Ein Professor der Kirchengeschichte macht sich zum Sprachrohr dieser Warnung und ruft in den Kongreß hinein: nur nicht die Judenfrage berühren! Und der evangelisch-sociale Kongreß schweigt. Ich wiederhole: ich kenne nicht die Verhandlungen im Schoße des Aktionscomités; ferner: wir stehen zum evangelisch-socialen Kongreß, so lange Stöcker dazu steht und nehmen alles Förderliche, das er uns bringt, dankbar an, — aber endlich: ein Zeichen der Zeit bleibt die bezeichnete Lücke doch. —

Unsere Leser werden es dem Berichterstatter Dank wissen, daß er nicht auch dieses Mal, wie in den letzten Heften regelmäßig, mit dem Fall Harnack begonnen hat, in dem sich unser kirchliches Leben der Gegenwart doch nicht absorbieren darf. Aber freilich — vorüber ist er noch nicht. Und der begonnene Kampf um das Apostolikum darf nicht versumpfen, — es würde der der Kirche damit zugedachte Segen: die allseitige tiefere Erkenntnis der Grundlagen unserer Kirche, leicht verloren gehen. Es ist inzwischen die Antwort Harnacks auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum" erschienen (als Nr. 3 der Hefte zur Christl. Welt; Leipzig, Grunow). Dieselbe scheint mir die Sache in hohem Maße zu fördern. Auf den ersten Abschnitt Harnacks: die einzelnen Einwürfe D. Cremers — gehe ich hier nicht ein; die historischen und kritischen Differenzen, die hier ausgefochten werden, sind zwar sehr interessant und nicht

ohne Wichtigkeit, haben doch aber für den großen Gegensatz, um den es sich handelt, weniger zu sagen. Von Bedeutung dagegen ist der zweite Abschnitt, der den principiellen Sätzen D. Cremers entgegentritt. Hier tritt ganz deutlich hervor, um was es sich in dem ganzen Apostolikum-Streit handelt. Ich bemühe mich, möglichst kurz den Gegensatz, wie er gerade durch die Opposition Harnacks gegen Cremer recht einleuchtend wird, darzulegen.

Bereits in dem ersten Bericht, den die Monatsschrift im vor. November über den Fall gab, war hervorgehoben, daß es sich nicht um wissenschaftliche Differenzen handele, sondern um etwas ganz anderes. Ich habe dies in einem späteren Bericht so ausgedrückt: es handelt sich nicht um das Bekenntnis, sondern um den Glauben, um die Art, wie der Christ seines Heils gewiß wird. Cremer hatte nun folgenden Satz aufgestellt: „In dem gegenwärtigen Streite um das apostolische Glaubensbekenntnis handelt es sich weder um neue Ergebnisse, noch überhaupt um Ergebnisse historischer Forschung.“ Harnack stellt dagegen auf: „In dem gegenwärtigen Streit um das Apostolikum handelt es sich um das Recht der geschichtlichen Forschung, in der Kirche zugelassen und gehört zu werden.“ — Es ist nicht einzusehen, wie Harnack glauben kann, damit etwas zu sagen, was Cremer oder irgend ein anderer seiner Gegner leugneten. Es ist ihm von Anfang an von allen Seiten entgegengehalten, daß die besten Resultate historischer Forschung über das Apostolikum, auf denen auch er selbst steht, einem lutherischen Theologen verdankt werden, der religiös ganz anders zu jenem Bekenntnis steht, als Harnack. Der Streit ist also nicht ein solcher um historische Resultate, sondern um eine Glaubensstellung. Die Gegenthese Harnacks, so wie sie lautet, ist gar keine Gegenthese. Sie verwirrt das Urteil, indem sie den Lesern nahe legt, zu glauben, Cremer wolle das Recht der geschichtlichen Forschung in der evangelischen Kirche bestreiten. Wir haben hier also dieselbe Zweideutigkeit und Verdunkelung der Streitfrage, die wir der Eisenacher Erklärung schon nachgewiesen haben. Eine unheilvolle Praxis! Soll die Gegenthese wirklich widersprechen, so muß sie lauten: bei dem gegenwärtigen Kampfe um das Apostolikum handelt es sich um neue Ergebnisse der historischen Forschung, welche die alte Praxis und Predigt der Kirche umzuändern heischen.

Cremers zweiter Satz lautet: „Die Frage nach der Person Christi, oder die Frage, wer und was Jesus ist, kann nimmermehr auf dem Wege und mit den Mitteln historischer Forschung entschieden werden.“ Darauf erwidert Harnack: „Die bezeichnete Frage kann nur auf dem Wege und mit den Mitteln historischer Forschung festgestellt werden; aber die Ueberzeugung, daß dieser geschichtliche Jesus der Erlöser und der Herr ist, folgt nicht aus der geschichtlichen Erkenntnis, sondern aus der Sünden- und Gotteserkenntnis, wenn ihr Jesus Christus verkündigt wird.“ Also: die Erkenntnis, wer oder was Jesus ist, wird durch die Geschichtsforscher geliefert, ist eine gelehrte Erkenntnis, nur den Kennern und Verwaltern der Gelehrsamkeit zugänglich, und erst durch sie der Laienwelt in der Kirche. Was das Ergebnis dieser gelehrten Forschung ist, ist für Harnack gleichgültig, denn allemal muß doch hieraus hervorgehen, daß irgend etwas von Jesus Christus verkündigt werden kann, und allemal, wo auch nur dies Etwas verkündigt wird, entsteht eine Sünden- und Gotteserkenntnis, und daraus die Ueberzeugung, daß dieser geschichtliche Jesus der Erlöser und der Herr ist. Ich glaube, daß ich so die Worte Harnacks zum Besten deuten muß. Seinem Wortlaut nach müßte man ja verstehen: eine Sünden- und Gotteserkenntnis ist schon da ohne Jesus; wird dieser vorhandenen Erkenntnis Jesus verkündigt, so entsteht die Ueberzeugung, daß er der Heiland ist. Wenn dies wirklich Harnacks Ansicht wäre, dann wäre nicht einzusehen, was ihn noch von Pfleiderer, Lipsius u. s. w. trennte. Jedenfalls kommt es dem Harnackschen Verkündiger nicht darauf an, welchen Jesus er verkündigt. Ich füge, ehe ich darauf eingehe, gleich noch den dritten Satz Cremers hinzu: „Ist das die eigentliche Frage, wer und was Christus sei, so richtet sich nach ihrer Entscheidung auch die Kritik des Symbols.“

Hierauf zieht sich Harnack hinter eine Wolke von erbaulichen Betrachtungen zurück, die zwar sehr **für** seine Person, aber sehr **gegen** seine Sache sprechen.

Die Frage ist nun also die: Soll die Kirche auf die Ergebnisse der Wissenschaft warten, ehe sie Jesum verkündigt? — Harnack antwortet: Nein; zwar hat die Wissenschaft allein zu bestimmen, wer und was Jesus ist, aber darauf braucht ihr nicht zu warten; verkündigt ihr nur immerhin, ihr werdet damit Sünden- und Gotteserkenntnis wecken und so die Gewißheit, daß er der Erlöser ist. Um diese Position zu beleuchten, erinnere ich an den Hirtenknaben, den Achelis als Beispiel gebraucht, welcher zu Spurgeon gekommen sei und ihn gebeten habe, ihn zu taufen, obgleich er keine weitere Erkenntnis hatte, als daß er ein Sünder und Jesus der Heiland sei. — Ich setze jetzt den Fall, der Hirtenknabe sei gefragt: wer ist denn Jesus? — Antwort: das weiß ich nicht. — Was denkst du dir denn bei ihm? — Antwort: ich denke, es ist der Küster in Wordsworth. — Würde man ihn taufen? Nein, denn er hat keine Ahnung davon, wer oder was Jesus ist. Es gehört also ein bestimmtes Maß von Erkenntnis der Persönlichkeit Jesu dazu, um überhaupt die Sehnsucht danach zu bekommen, durch die Taufe mit ihm in Heilsgemeinschaft zu kommen. Und dieses Maß hat **nicht** die Wissenschaft zu bestimmen. Gerade indem mir Christus, nicht der gute sanfte Mensch, nicht der stille heilige Dulder, sondern **der** entgegentritt, vor dem Thomas betend niederfiel: Mein Herr und mein Gott, — der, in dem Gott war und versöhnte die Welt mit ihm selber, — der, welcher verheißen hat: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will Ich thun," — der da spricht: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, siehe ich mache alles neu!" — indem mir **dieser** Christus entgegentritt, wird mir nicht nur mein eigenes Innere klar, sondern es wird mir klar, daß Gott mit mir handelt. Das kann aber dem Gewissen nicht klar werden durch eine Predigt von dem Jesus, der ein Mensch war und sich zu einem so hohen Gottesbewußtsein innerlich heraufgearbeitet hat, daß er sich nun völlig mit Gott Eins wußte, sodaß seine Schüler an diesem seinem Gottesbewußtsein ein aufmunterndes Vorbild haben und dergleichen. Also **nicht** die Wissenschaft, nicht die historische Forschung entscheidet es, wer oder was Jesus ist, — der von der Wissenschaft präparierte Jesus gleicht dem unechten Ringe, der die Wirkung des echten nicht thut. Und die Kirche muß wissen, welchen Jesus sie predigen soll, wenn sie nicht auf den Standpunkt versinken soll, den unsere lutherischen Väter Enthusiasmus nannten, d. h. eine philosophische oder mystische oder wissenschaftliche Verzückung, in der man aus dem eigenen Geiste heraus Religion macht.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß mehrfach — besonders im Bericht des Januarheftes, der Ton gelegt ist auf die Verkündigung der Kirche. Die Ritschlianer stellen immer nur **die** Frage: wie bin **ich** zum Glauben gekommen? Und **wir** stellen die Frage: was verkündigen wir, um Anderen zum Glauben zu verhelfen? Die Unfähigkeit jener Richtung, hierauf eine befriedigende Antwort zu geben, tritt in der letzten Broschüre Harnacks wieder grell hervor. Es ist entweder gelehrte Forschung, die ich verkündigen muß — und Gott bewahre uns vor einer neuen Herrschaft der Theologie in der Predigt (wie sie sich ja freilich leider schon anbahnt!); oder es ist ein Mum Mum sagen, ein Schwall von Worten über das Ergriffensein von Gott und Jesus u. s. w., das aber niemals zu jenem Paulinischen: „ich **weiß**, an wen ich glaube" — werden darf.

Es haben Verhandlungen stattgefunden, um einen Vertreter einer lebensvollen positiven Theologie nach Berlin zu berufen; dieselben scheinen zu keinem Resultate zu führen. Nicht weil es an solchen Vertretern mangelte, aber die Aufgabe in Berlin würde eine so eigentümliche sein, daß es jedem, der außerhalb dieser für wissenschaftliches Leben mit den Studenten so ungeeigneten Universität seinen befriedigenden und ausgedehnten Berufskreis hat, schwer wird, um jener Aufgabe willen diesen preiszugeben.

Von kirchlichen Ereignissen verdient nur weniges noch Erwähnung. Zunächst die Sitzung der vereinigten Kreissynoden von Berlin, die am 5. und 6. Januar stattgefunden hat. Wegen noch ausstehender gerichtlicher Entscheidungen über die Verpflichtungen des Magistrats betreffs der Johanniskirche in Moabit wurde eine Vorlage über Aufnahme einer Anleihe von 4 Millionen noch zurückgestellt. Seitens der Linken war ein Antrag eingebracht, die Kirchenprovinz Berlin herzustellen und aus den vereinigten Kreissynoden eine Provinzialsynode zu machen. Kammergerichtsrat Schröder führte aus, wie nötig es sei, die großen Gemeinden zu zerschlagen; für die neu entstandenen müßten dann Gemeindeorgane gewählt und ihnen die Fürsorge für Herstellung der Kirchen und Pfarrstellen übergeben werden. Von der anderen Seite wurde erwidert, daß man die Kinder nicht aus dem Hause entlassen dürfte, ehe sie ein neues eigenes hätten. Es wurde ein Antrag Hegel angenommen, welcher erst verschiedene andere, die definitive Kirchenprovinz Berlin nur vorbereitende Schritte empfiehlt.

In Ostpreußen ist eine für die Kirche wichtige oberste gerichtliche Entscheidung getroffen. Ein vom hl. Abendmahl zurückgewiesenes Gemeindeglied hatte den Pastor auf Beleidigung verklagt; es ist damit in allen Instanzen zurückgewiesen, da dem Pastor das Recht und die Pflicht zustehe, die Würdigkeit der Abendmahlsgäste zu prüfen, ohne daß ein weltliches Gericht darüber zu befinden habe.

Nachträglich ist bekannt geworden, daß die Disciplinaruntersuchung gegen den protestantenvereinlichen Pastor Ziegler in Liegnitz mit einem Verweise seitens des evangelischen Oberkirchenrates geendet hat, der ihm aber nicht wegen seiner Liegnitzer Vorträge über Christus, sondern wegen eines Breslauer Vortrags über Herrn v. Egidy erteilt ist.

Endlich erwähnen wir noch, daß die erfreulichsten Hoffnungen für Deutschlands Wiedergeburt gehegt werden können, indem außer der geistvollen Zeitschrift „Einiges Christentum", die ein Professor Lehmann in Kiel zur Beförderung der Egidyschen Bestrebungen herausgiebt, nun auch noch in Berlin eine Wochenschrift erscheint unter dem Titel „Ethische Kultur", zur Förderung der Interessen der ethischen Gesellschaft. Es wird Licht — fürchterliches Licht!

Kirchliche Litteratur.

Die groß angelegte Handbibliothek der praktischen Theologie von Zimmer schreitet erfreulich rasch vorwärts. Heute bringen wir wieder zwei Bände davon zur Besprechung.

I. Kirchenschmuck und Kirchengerät von R. Bürkner, Pfarrer in Berka. Gotha. F. A. Perthes (3 M.).

Gestützt auf die vortrefflichen Vorarbeiten von Meurer und V. Schultze giebt der Verfasser einen guten Ueberblick über das, was zu einer würdigen Ausstattung des evangelischen Gotteshauses notwendig oder erwünscht ist. Soviel ich sehe, hat er nichts wesentliches vergessen. Gemälde, Bildwerke, der Altar mit allem was dazu gehört, die Kanzel, das Lesepult, der Taufstein, die kleineren Geräte, die Teppiche, die Beleuchtungsvorkehrungen, das alles kommt zur Sprache. Auch die kirchlichen Nebenräume sind bedacht. Und für Anschaffung und Pflege der Sachen werden verständige Ratschläge erteilt. Hier durfte wohl auch auf die verschiedenen landeskirchlichen Paramentenvereine

hingewiesen werden, die meist vortreffliche, stilgemäße Arbeit liefern. Und da neuerdings die Kirchen vielfach auch eine Heizungsvorrichtung erhalten, dürfte es wohlgethan sein, daran zu erinnern, daß diese Einrichtung sich billig dem Stil anschließen sollte, eine Aufgabe, die allerdings nicht leicht zu vollziehen ist, da die Eisenkonstruktion der Oefen, wenn man nicht über bedeutende Mittel zu verfügen hat, meist sehr spröde ist in Bezug auf den Anschluß an die Umgebung. Die Geschichte wird als Voraussetzung für die Gegenwart nur kurz behandelt, der Hauptton wird auf die Praxis gelegt. Bei Erwähnung des Monogramms hätte das Bildzeichen wohl dargestellt werden können. Es war das ja leicht möglich, wenn die beiden Buchstaben desselben ineinander geschoben wurden.

Im einzelnen weichen natürlich die Ansichten auseinander. Der Verfasser fordert z. B. für den Altar auch ein Lavabotuch. Ein solches ist ja auch angezeigt. Wenn er aber meint, man müsse jedesmal, nachdem man den Kelch herumgereicht und geleert habe, eine Abtrocknung des Randes vornehmen, und dafür ästhetische wie hygienische Gründe anführt, so glaube ich, daß liturgische Gründe stark dagegen sprechen. Natürlich, wenn der Rand des Kelches Spuren der Hostie zeigt, muß er gereinigt werden. Aber eine jedesmal wiederkehrende Abtrocknung würde sich liturgisch kaum in würdiger Weise vollbringen lassen. Und würde eine solche die Nießenden, von denen die große Mehrzahl unbefangen ist, nicht erst recht darauf hinführen, daß das gemeinsame Trinken aus einem Kelch etlichen unter ihnen widerwärtig sein könne, ja sogar eine Gefahr von Ansteckung in sich schließe? Vor einer medizinischen Betrachtung der Sache würde ohnehin das bloße Abtrocknen nicht genug sein. Ich glaube, an diesem Punkt darf man dem modernen Denken und Empfinden nicht weiter entgegenkommen, als gerade nötig ist. Dagegen hat der Verfasser für den Altar mit Recht auch den Kelchlöffel gefordert, welcher dazu dient, eine etwaige Verunreinigung des Weines zu entfernen.

II. **Die kirchliche Dichtung**, hauptsächlich in Deutschland, von A. F. W. **Fischer** D., Oberpfarrer zu Gr. Ottersleben, Superint. a. D. (4 M.)

Der Verfasser gehört zu den jetzt lebenden Autoritäten auf hymnologischem Gebiet. Darum war es gewiß wohlgethan, daß diese Arbeit in seine Hände gelegt wurde. Ich hätte nur gewünscht, daß er sie ausführlicher hätte gestalten können. Aber auch der Abriß ist sehr wertvoll, weil Fischer aus dem Vollen schöpft und in sicherer Beherrschung des ganzen Materials dasjenige auswählt, was für seinen Zweck dient. Er beginnt mit den ersten Zeiten der Kirche, und verfolgt die Entwicklung bis in die Gegenwart, immer die Hauptpunkte und die hervorragenden Persönlichkeiten scharf und klar bezeichnend und beschreibend. Nimmt auch das Kirchenlied im eigentlichen Sinne die erste Stelle ein, werden doch auch die epische, dramatische und didaktische Poesie herangezogen. Und nirgendwo behandelt der Verfasser die kirchliche Dichtung für sich, er setzt sie immer in lebendigen Zusammenhang mit der Geschichte der Dichtung überhaupt, denn er sagt mit Recht, daß die kirchliche Dichtung, wenn sie auch ihre eigene Welt habe, in der sie lebe und aus der sie ihre Nahrung ziehe, doch im großen und ganzen den Entwicklungsgesetzen der übrigen Dichtung unterliege. Man hat neulich die Litteraturgeschichte ein Tagebuch der Volksseele genannt. Ich kann den Ausdruck doch nur in ganz beschränkter Weise gelten lassen. Was Jung-Deutschland jetzt schafft, das ist doch größtenteils zu undeutsch, zu fremdverseucht, um als Lebensäußerung der deutschen Volksseele gelten zu können. Das ist vielmehr etwas ihr von außen her eingepfropftes. Vielleicht gilt der Ausdruck am wahrsten von der kirchlichen Dichtung Sie spiegelt am lebendigsten ab, was die Volksseele an frommem Denken und Empfinden, was sie an Glauben hat, freilich auch ihr Kranken, ihr Irren. Und das erstere läßt uns Fischer namentlich durch die Kirche des Kirchenliedes, die evangelisch-lutherische, hindurch verfolgen. Als Teil

der praktischen Theologie bewährt sich das Buch besonders in den Abschnitten, die vom Gesangbuch und von der Thätigkeit des Geistlichen in Bezug auf Kirchenlied und Gesangbuch handeln. Gewiß ist es von großer Wichtigkeit, das Lied angemessen auszuwählen. Das erfordert schon die Einheit des Gottesdienstes. Kirchenjahr, Gotteswort und Predigt sind die bestimmenden Momente für die Auswahl. Ich lasse auch die Predigt dafür gelten, wenn sich dieselbe nur selbst ins Kirchenjahr einordnet und dem Gotteswort unterordnet. Aeltere Gesangbücher gaben dazu eine Handleitung, sie enthielten zu jedem Evangelium und zu jeder Epistel mehrere Liederangaben. Diese lassen sich aber nicht ohne weiteres in unsere Zeit übertragen. Das mecklenburgische Cantionale hat für den Hauptgottesdienst eine Auswahl getroffen. Im Verhältnis zu dem Ganzen des Werks dürfte der letzte Abschnitt: Ein Blick auf die weltliche Dichtung des Zeitraumes, reichlich ausführlich geworden sein. Hier begegnet uns auch eine kurze Darstellung des Oberammergauer Spiels. Warum mag aber der Verfasser dasselbe als weltliche Dichtung bezeichnet haben? Gewiß trägt dasselbe römisch-katholisches Gepräge, aber immerhin ist es nicht auf dem Boden der weltlichen Dichtung emporgewachsen. Wir danken dem Verfasser für seine schöne Gabe. Nicht bloß die Fakultät in Jena, sondern die ganze evangelische Kirche Deutschlands wird dasselbe als Angeld auf das große Werk: Das deutsche evangelische Kirchenlied des XVII. Jahrhunderts, an welchem der Verfasser arbeitet, eine Fortsetzung der Wackernagelschen Sammlung, freudig willkommen heißen.

D.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Ueber unsere alte Losung „Mit Gott für König und Vaterland," ein Blick auf Frankreich und Rußland.** Von Dr. H. Rocholl. Band XVII, Heft 8 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens. (Stuttgart, Chr. Belser.) 1892. Preis 1 Mark.

Eine wohlgemeinte Gegenüberstellung des deutschen, französischen und russischen Volkscharakters, in der die Notwendigkeit betont wird, die guten Eigenschaften unseres Volkes auf christlicher Grundlage weiter zu bilden und den Wahlspruch: „mit Gott, nicht ohne Gott für König und Vaterland" in die That zu übersetzen. So sehr wir die Wärme des Tones dieser Arbeit anerkennen und mit vielem übereinstimmen, was der Herr Verfasser in frischer, volkstümlicher Weise ausspricht, müssen wir uns doch gegen die Unterschätzung unserer beiden Nachbarvölker wenden, wie sie der Verfasser vielfach zum Ausdruck bringt. Mehr Vertrauen auf Deutschlands Kraft, größere Hochschätzung unserer Sitten und weniger Bewunderung fremdländischen Wesens sind gewiß manchem unserer Landsleute zu wünschen — aber Verfasser denkt doch zu gering von dem Wert unserer Nachbarn und kennt auch wohl Rußland zu wenig aus eigener Anschauung, um die unter sich sehr verschiedenen Bewohner des riesigen Reiches zutreffend zu beurteilen. Wir werden gut thun, nicht in die Fehler der Franzosen von 1870 zu verfallen, indem wir gerechtfertigtes Vertrauen auf die eigene Kraft in Hochmut ausarten lassen, zumal da sich bei uns bedenkliche Erscheinungen zeigen, die wohl geeignet sind, Zweifel darüber aufkommen zu lassen, ob wir in sittlicher Beziehung etc. so viel höher stehen, wie andere Nationen.

v. H.

— **Was will das Volk?** Weder Militarismus noch Krieg. Von **Richard Reuter.** Pr. 75 Pf. (Naumburg, Selbstverlag.) 1893.

Man begegnet jetzt selten noch dem alten begeisterten Fortschrittsstandpunkt, wie er in den Konfliktszeiten, als die Socialdemokratie noch nicht erfunden war, sich selbst für das Heil des Volkes hielt. Die Spezies ist rar geworden. Hier lebt sie noch ein Mal in herzerfrischender Unverfrorenheit vor unseren Augen auf. Die Demokratisierung der Armee ist das Ideal. Aus der Freiheit entwickelt sich der Weltfriede — es kommt nur darauf an, daß man sich der Sache bewußt wird und sie angreift. „Die freisinnige Partei ist im Aufsteigen (?) begriffen, aber die Ergreifung und Vertretung des Völkerfriedensgedankens würde ihr einen Aufschwung geben, wie sie sich selbst nicht in ihren sanguinischsten Augenblicken hat träumen lassen. Abgefallene und von ihr Weggelockte würden zu ihr zurückströmen." — Wir haben nichts dagegen, daß die Probe gemacht wird.

— **Der Rembrandtdeutsche.** Von einem Wahrheitsfreund. (Dresden, Glöß.) 1892. 194 S. Pr. 1 M.

Gedanken. Von **Max Bewer.** (Dresden, Glöß.) 238 S. Pr. 2 M.

Beide Bücher — gleichviel wer der Verfasser des ersteren sein mag — sind in dem modernen Thesen-Stil abgefaßt, Aphorismen-Sammlungen. Der „Wahrheitsfreund" verherrlicht (um nicht zu sagen: verhimmelt) in erster Linie das Rembrandtbuch. Bewer geht besonders den Juden an den Kragen. Beides ist ja gewiß relativ berechtigt und soll an sich nicht beanstandet werden. Aber wir müssen doch sagen: **weniger wäre mehr!** Weder die Vorzüge des Rembrandtbuchs, noch die Gebrechen der Juden sind groß genug, um auch dem wetterfestesten Arier oder Germanen über 4—500 Seiten Aphorismen hinwegzuhelfen. Beide Autoren bieten viele ganz hübsche Gedankenblitze. Aber um solche Seitenmassen zu füllen, reicht der Esprit auch des witzigsten Kopfes denn doch nicht aus. Und abgehetzter Esprit teilt nicht das Behagen des aus dem Vollen schöpfenden Autors, sondern im Gegenteil das Unbehagen des sich

Abmühenden dem Leser mit. Dabei machen die Autoren in ihrem Drange, witzig zu sein, nicht einmal vor dem Heiligen Halt, sondern streifen oft in ihren Sätzen die Grenze der Blasphemie. Wo aber das Christlich-Religiöse berührt wird, zeigt sich fast immer Bevorzugung des Römisch-Katholischen vor dem Protestantischen, eine Vorliebe, die wir jüdisch nennen würden, wenn wir sie nicht bei einem antisemitischen Autor fänden. Von den Hyperbeln, die sich auf jeder Seite finden, optimistischen und pessimistischen, reden wir nicht — die gehören zum Rembrandt-Stil. Z. B. wird der Angriff auf das Rembrandtbuch, es fehle ihm die Komposition, mit folgender These bekämpft: „Wenn Gott eine Handvoll Sterne nimmt und sie an den Himmel wirft — ist dann wohl ›Komposition‹ darin oder nicht?" — Oder: „Deutschland focht zu Rheinbundzeiten mit abgeschlagenen Gliedmaßen, jetzt in jüdischen Alliance-Zeiten atmet es mit halbdurchschnittenen Halsadern. Deutschland verblutet langsam wie ein Kind unter dem Schächtmesser der Rabbiner." Und wenn es so wäre — um uns zu retten, brauchen wir mehr als Rembrandt!

2. Kirche.

— Einiges Christentum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidys und unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Professor an der Universität Kiel. Einzelheft 50 Pf. Heft 1. 80 S.

Egidys Bestrebungen sind den Lesern unserer Zeitschrift so bekannt, daß es unnötig erscheint, über ihre Unhaltbarkeit und Verfehltheit hier noch weitere Worte zu verlieren. Die Absicht der Männer, die sich für ihr sogenanntes „einiges Christentum" erwärmen, mag an und für sich gewiß gut und lobenswert sein, und es ist anzuerkennen, daß in unserer materialistisch gesinnten Zeit ein Ideal, wie es die Verwirklichung der „einen Herde" ist, noch so viele Männer findet, die für die Herbeiführung besserer Zustände Hand ans Werk zu legen bereit sind. Daß das aber auf anderem Wege geschehen müßte, als auf dem hier versuchten, sollte die Erwägung der einfachsten Lehren der Kirchengeschichte den Männern Egidys und ihm selbst sagen: aus dem Misch-Masch negativer Gedanken entsteht keine befreiende Idee und keine erlösende That.

Die neu herausgegebene Volksschrift, die in weitgehender Rücksichtnahme auf ein imaginäres Publikum sich „bald mehr an die oberen, bald mehr an die mittleren, bald mehr an die unteren Volksschichten" wendet, enthält zur Einführung zunächst eine in Riesenschritten daherschreitende Skizze der Völkerentwicklung, in der allerhand Schönes und Belehrendes steht und deren Spitze in — Egidys Erscheinen auf unserem Erdballe ausläuft. Sodann folgt als Programm der Volksschrift Egidys „Aufruf zur Verbreitung des Gedankens ›Einiges Christentum‹", von welchem der Herausgeber in der geschmackvollen Sprache des Berliner Tageblatts sagt, daß er als ein Kunstwerk zu bezeichnen sei, das „aus edelstem Material — aus Menschenliebe — aufgebaut sei". — „Statt uns als ›Christen‹, ›Juden‹ und ›Zugehörige sonstiger Glaubensgemeinschaften‹ von einander zu scheiden," heißt es darin, „wollen wir uns in der Religion zusammenfinden. — Zudem wir dies thun — vollziehen wir das Willens-Vermächtnis unseres ehrwürdigen Kaisers, dem wir die äußere Wiederherstellung eines Deutschland verdanken." — In der Religion finden wir uns zusammen. In welcher denn? Wer stellt fest, was Religion für alle ist? — Beiläufig gesagt, freut sich Referent dieses dabei schon darauf, sich in Egidys Religion mit einer alten, sehr freigeistigen Dame zusammenfinden zu können, die ihm einst stolz bekannte: „Meinen Sie, ich hätte keine Religion, weil ich an nichts glaube? Ich habe auch Religion: Karfreitags essen wir immer Nudeln, das ist meine Religion." — Von einem Willens-Vermächtnis unseres Kaisers hinsichtlich der Egidyschen Lehren ist bis jetzt nichts bekannt gewesen. Was wir in religiöser Beziehung von seinen Anschauungen wissen, stimmt nicht allzu gut damit überein.

„Ernste Gedanken", von Egidy selbst geschrieben im Juli 1892, folgen sodann von S. 24 an. Unter dieser Ueberschrift soll in Zukunft all das ausgesprochen werden, „was zur Klärung unserer wahr christlichen Bestrebungen beitragen kann." — Warum „unsere" Bestrebungen gerade wahr christliche heißen und im Gegensatz zu welchen sonstigen Bestrebungen sie so genannt werden, ist nicht gesagt. Ernste Gedanken aber entstehen, je unaufhaltsamer das Menschheitsbewußtsein fortschreitet und je mehr es „die Wohlthat empfindet, die dem Gewissen dadurch wird, daß es Uebereinstimmung zwischen seiner Erkenntnis und der Darstellung derselben in Wort und Leben vermißt". Bei der Lektüre dieser Gedanken werden S. 29 die freundlichen Leser naiv gebeten, „daß sie immer voraussetzen, daß ich vernünftig denke". Auch hier wieder berührt die gute Absicht, die edle Begeisterung überaus wohlthuend, aber wenn man alle Irrtümer liest, die v. Egidy mit Gelassenheit ausspricht, fällt es wirklich schwer, seiner Aufforderung nachzukommen und immer vorauszusetzen, daß er vernünftig denkt. Es müßten denn doch gar zu viele, die das Gegenteil glauben von dem, was Egidy meint, sehr unvernünftig denken, was doch wenigstens nicht immer vorauszusetzen ist. — Die Frage: warum Christentum? warum nicht einfach „Menschentum"? wird — vermutlich unseren teueren israelitischen Mitbürgern zuliebe — dahin beantwortet, daß ihre Lösung klar ist von dem Augenblicke an, wo wir unter Christentum nichts anderes verstehen, als „ein Menschentum, das sich nach den der Gegenwart angepaßten Jesuslehren formt". Daß die Jesuslehren der Gegenwart angepaßt werden müssen und nicht umgekehrt, ist — bei allem Respekt vor Egidys vernünftigem Denken — gerade keine geniale Erfindung. Wer

paßt sie denn an? Jeder nach seinem Belieben, oder besorgt das Herr von Egidy auch für die anderen mit, die vielleicht nicht alle immer so vernünftig denken? „Den Erfordernissen der Neuzeit angepaßt“ und „mit allem Komfort ausgestattet“, ist man eher gewohnt, in den Anpreisungen von Herrschaftswohnungen, als in denen einer religiösen Lehre, einer neuen Geistesrichtung zu lesen. Damit wird Herr v. Egidy nicht viel Glück haben. Jeder seiner Anhänger wird auf eigene Faust anpassen. Das ahnt auch der Verfasser, wenn er S. 43 sagt, daß „jeder sich seine eigene Kirche im eigenen Herzen“ ausbaut. Auf den Namen, den jeder sich und seiner Kirche giebt, kommt es dabei auch nicht an. Manche schlagen vor „Jesuaner oder ähnlich“ (sic!). Doch ist Herr v. Egidy dafür, den Christennamen beizubehalten, „wäre es auch nur um der ungezählten Millionen willen, die ihn nicht hergeben wollen“. Hierin hat Herr v. Egidy entschieden recht: Jesuaner klingt auch sehr an Vegetarianer, Kneippianer, Kantianer und Südseeinsulaner an. — Wenn es nicht traurig wäre, daß so etwas von wohlgesinnten Männern überhaupt verhandelt wird, so könnte man die Auseinandersetzung darüber, warum Herr v. Egidy, trotz aller zarten Rücksicht auf Heiden und Juden, den Christennamen doch beibehalten will, zu seiner Erheiterung lesen. Aus den Lehren der Geschichte scheint Herr v. Egidy nicht gerade sonderlich viel entnommen zu haben. Er ist mehr Reformator großen Stils, als Historiker. Mehr Verkehrtes in neun Zeilen zu sagen, als er S. 45 untergebracht hat, dürfte wirklich nicht leicht sein. Es heißt da: „Schlimmere Unbill, als den Juden heut im Antisemitismus unter dem Deckmantel des Deutschtums widerfährt, kann ihnen auch zur barbarischsten Zeit des Mittelalters nicht unter dem Zeichen des Kreuzes widerfahren sein; welcher Jude aber gäbe deshalb seine Deutsche Zugehörigkeit auf? So werden sie es sich auch gefallen lassen, wenn in Zukunft wir sie in Allem als die unseren, also gleich jedem anderen Deutschen, gleich jedem anderen gesitteten Menschen, als Christen betrachten.“ — Weiß denn Herr v. Egidy nichts von den Judenverfolgungen, von den Judenschlächtereien des Mittelalters, wenn er sie mit der Notwehr des heutigen Antisemitismus auf eine Stufe stellt? Damals floß das Blut in Strömen, und heutzutage — wird der Prozeß Buschhof verhandelt. Weiß Herr v. Egidy ferner nichts von den Juden unserer Großstädte, die, wenn sie gerade ein Geschäft damit machen können, mit Handkuß ihre deutsche Zugehörigkeit (übrigens ein vorzüglicher Ausdruck für jüdische Nationalität; unbeabsichtigt, aber darum um so besser!) aufgeben und sich in Paris als Franzosen niederlassen? Jeder Deutsche ist nahezu unmöglich eben in Frankreich, Juden verkehren beständig dort ohne die geringste Unannehmlichkeit. Sie können es sogar in dem verjudeten Frankreich zu allen Ehren bringen, siehe „Baron von“ Reinach! — Wenn Herr von Egidy in Zukunft die Juden als Christen betrachten will, dann darf er sich auch schließlich nicht beschweren, wenn ihn seine jüdischen Mitchristen als Juden bezeichnen. Bei diesem Tauschgeschäft soll er doch auf der Hut sein! —

Nach einem kurzen, aber wenig erfreulichen Ueberblick über „Liberale Richtungen in der Kirche“ folgt die Erörterung der Frage, ob Herrn von Egidys Auftreten Erfolge aufzuweisen hat oder nicht, die dahin beantwortet wird, daß der bestimmte Entschluß, die Sache durchzubringen (sic!), bereits bei vielen lebt, daß die Zahl der Anhänger von Tag zu Tag wächst und in der Stille schon recht viel geschieht. Die Abhandlung Dr. K. Küsters „Stand und Erziehung“ steht mit dem Zwecke der Volksschrift wohl nur, da in engerer Verbindung, wo er nachzuweisen sucht, daß konfessioneller Unterricht Privatsache und aus der Schule zu verbannen ist, „sofern die Zukunft überhaupt noch den Begriff ›Konfession‹ kennen wird“. Der Staat darf der Kirche nicht willfährig sein. Der Aufsatz enthält im übrigen recht gesunde Gedanken. —

„Unsere Ziele“ legen nochmals dar, was „wir“ wollen, wobei „wir“ allerdings einigermaßen an Größenwahn zu laborieren scheinen, wenn „wir“ behaupten: „Wir brauchen nicht mehr zu glauben, daß der Frieden sich auf Erden erfüllen wird, wir wissen das mit der Bestimmtheit, mit welcher der Naturforscher seine Prognose stellt. Berechnen wir schon lange die Bahnen der Himmelskörper und das Eintreffen von Erscheinungen am Himmel und sagen wir gegenwärtig die Wege, welche die Stürme nehmen werden, voraus, so können wir jetzt auch für die Entwicklung der Völker den Gang der Dinge in großen Zügen angeben.“ — „Die Lehren, wie das Volk leben soll, giebt nicht mehr die Kirche, sondern die auf die Naturwissenschaften begründete Hygieine und Volkswirtschaft.“ Nicht übel! Das arme Volk! — Mit „einigem Christentum“ steht es nur in sehr loser Verbindung, wenn „wir“ ins Kannengießern über die Vermehrung der Marine, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst und andere Fragen geraten, die „wir“ mit viel Behagen besprechen und mit beneidenswerter Sicherheit. „Eine Vereinigung der deutschfreisinnigen Partei mit der nationalliberalen entspricht ganz den Bedürfnissen der Zeit.“ Dann können wir „mit festem Willen dem veredelten, wahren Menschentume zustreben“. Da, wie wir oben sahen, Mensch und Christ identisch ist, ebenso wie Christ für Jude gesetzt werden kann, so könnte man auch das Ziel dieser Bestrebungen — vielleicht mit mehr Recht, als seinen Urhebern bald lieb sein wird — dahin fassen, daß „wir alle“ dem wahren Judentume zustreben. Seine Geschäfte besorgen wir wenigstens jetzt schon.

Einstweilen aber muß „die Volksschrift ›Einiges Christentum‹ in denkbar größtem Umfange mit allen würdigen Mitteln verbreitet werden“, denn sie muß das uns alle verbindende geistige Band werden. „Schon während ich dieses schreibe,“ setzt hoffnungsfreudig der Herausgeber hinzu, „vollzieht sich deutlich ein Umschwung in dem Verhalten der Zeitungen —.“ Sehr glaublich, denn in wessen Händen — sind die Zeitungen? — Das nächste

Heft wird eine Zusammenstellung der Egidy-Litteratur bringen. „Wer hilft mit?" steht mit den Lettern einer Postpaketadresse am Schluß unter der Unterschrift des Herausgebers. Die zwanzig Bestellscheine auf die „Volksschrift", die in einer auf der Rückseite des Buches befindlichen Papiertasche stecken, scheinen uns aus überflüssiger Vorsicht beigefügt zu sein. Von den Lesern unserer Zeitschrift werden wohl nicht viele an der Volapük-Religion Egidys mithelfen. „Einiges" Christentum ist ja wohl darin enthalten, aber gerade nicht sehr viel. Insofern führt die Volksschrift ihren Titel mit mehr Recht, als ihren Herausgebern lieb sein sollte: „Einiges Christentum." —

Sch.-K.

— Das erste und letzte Blatt der Bibel oder: Schöpfung und Erlösung. Von Julius Dammann, evang. Pfarrer in Essen. 4. Aufl. Sechstes bis achtes Tausend. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportage-Vereins.) 1892. 72 S. 30 Pf., eleg. geb. 60 Pf.

Ein interessanter, originell geschriebener Traktat, geeignet, dem Bildungsphilister, der sich einbildet, er wisse alles, so er doch nichts weiß, einen inneren Riß zu geben. „O es ist kläglich und traurig, aus dem Christentum mit seiner wunderbaren Erlösung ein bischen hausbackene Moral zu machen und das ganze majestätische Erlösungswerk des Gottmenschen Jesus Christus in den kümmerlichen Rest zusammenschrumpfen zu lassen, daß er gelehret habe: Alles, was ihr wollt, das euch die Menschen thun, das thut auch ihnen gleich also ꝛc." „Nein, alles hängt an Christus, seiner Gottmenschheit, seinem sühnenden Kreuzestode, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt, seiner Wiederkunft. Hier greift eins ins andere, wie die Glieder einer Kette. Wer eins zugiebt, muß alles zugeben, wer eins preisgiebt, wird alles verlieren. Auf Thatsachen, die geschehen sind, ruht unser Glaube, und unsere endliche Erlösung durch den wiederkommenden Christus wird auch eine Thatsache sein, so wunderbar wie alle Thatsachen, an denen unser Glaube hängt." (S. 69.) Daß (S. 66) auch das tausendjährige Reich in die Betrachtung hineingezogen wird, ist uns verwunderlich. Die wenigen Worte Offenb. Joh. 20 sind doch zu unbestimmt, um daraus eine ganze Lehre zu machen. Wir sagen mit L. Harms: giebt es ein tausendjähriges Reich, so haben wir auch teil daran; und ist es schon da: sind wir auch mit drin . . . alles aus Gnaden um des Glaubens an Christum willen. —

A. F.

3. Geschichte.

— Gründung des deutschen Reiches 1859—1871. Von Wilhelm Maurenbrecher. (Leipzig, C. E. M. Pfeffer.) 1892.

Das letzte Werk des kürzlich verstorbenen Verf. besteht aus Vorträgen, die er in Leipzig im Kaufmännischen Verein gehalten hat. Wenn man mit Rücksicht auf die Bedeutung des Verfassers als Geschichtsforscher das Buch mit der Erwartung in die Hand nimmt, eine selbständige, abgeklärte und vorurteilsfreie Arbeit zu finden, so wird diese Hoffnung nur zum geringen Teile erfüllt. Der Hauptsache nach stützt sich die Darstellung auf Sybels bekannte Geschichte der „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.", eigene Auffassung findet sich nur selten, am wenigsten befriedigend ist die Zeit nach 1867 behandelt. Der Verfasser vertritt den Standpunkt, daß die Lösung der deutschen Frage nur durch Preußen, unter Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, möglich gewesen sei, und Bismarck diese Lösung in großartigster, bewunderungswürdigster Weise herbeigeführt habe. Wer auf großdeutschem Standpunkt steht, wird an dem Buche keine Freude haben und auf jeder Seite Gelegenheit zum Widerspruch finden. Der Verfasser verurteilt die Kleinstaaterei und das Treiben der Minister der Mittelstaaten wie Beust, Pfordten, Varnbüler u. s. w. sehr scharf; noch schlechter fahren die liberalen Parteien des preußischen Abgeordnetenhauses und ihre Führer, denen er in der Konfliktszeit Rechthaberei, Eitelkeit, Sucht die Volkstribunen zu spielen und dergl. mehr in deutlichster Weise vorwirft. Eine gewisse Unfehlbarkeit des Urteils macht sich oft unangenehm bemerkbar, z. B. bei der pietätlosen Charakterisierung Friedrich Wilhelm IV.; auch die Gegenüberstellung der Größe Bismarcks und der „Dummheit der österreichischen Minister, der frivolen Bosheit Beusts und des Stumpfsinnes des Augustenburgers" (S. 197) ist eine ziemlich geschmacklose Uebertreibung, die wohl als Redeblume beim Vortrage im Leipziger Kaufmännischen Verein gewirkt haben mag, aber in ein ernstgemeintes Geschichtswerk nicht hineingehört. Aus der Entstehung des Buches erklärt es sich, daß einzelne Widersprüche bei der Herausgabe der Vorträge in Buchform stehen geblieben sind. So wird z. B. auf S. 110 gesagt: „Die allgemeine, aus direkter Volkswahl hervorgehende Volksvertretung war für den preußischen Staatsmann (Bismarck) die Grundlage, das Ziel seiner deutschen Politik", während es auf S. 193 heißt, die allgemeine, direkte Wahl, dieser „demokratische Beisatz der neuen Verfassung", sei 1867 von Bismarck den Liberalen als Pfand für den Ernst seiner Absichten hingegeben. Die erste Behauptung schießt weit über das Ziel hinaus, die zweite mag der Wirklichkeit näher kommen. Wie Verf. über dieses Wahlrecht, „über dessen Zweckmäßigkeit bis heute noch das Urteil ein sehr verschiedenes geblieben ist", selbst gedacht hat, erfahren wir leider nicht. Alles in allem bestätigt das vorliegende Buch, daß es außerordentlich schwierig ist, die Ereignisse der Zeit seit 1860 schon jetzt in objektiver Weise, in Form des Geschichtswerkes darzustellen. Die Ueberwindung dieser Schwierigkeit ist auch dem sonst mit Erfolg als Geschichtsforscher thätig gewesenen Verfasser nicht gelungen.

v. H.

4. Philosophie.

— Die Philosophie der Geschichte von R. Rocholl. Zweiter Band. Der positive Aufbau. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1893. 612 S. Pr. M. 12.

Nachdem der erste Band von Rocholls Philosophie der Ges ichte, welcher von der Universität Göttingen im Jahre 1878 preisgekrönt wurde, die Darstellung und Kritik der Versuche zu einem Aufbau derselben geboten hatte, erscheint nun nach vierzehn Jahren die reife Frucht der dort begonnenen geschichtsphilosophischen Studien. Es erwächst hier vor unseren Augen der positive Aufbau einer verhältnismäßig noch jungen Wissenschaft in einer Weise, daß derselben nicht nur irgend ein Platz unter den Wissenschaften errungen, sondern zugleich ein sehr ehrenvoller und unverrückbarer errungen wird; ein Aufbau, der unsere Bewunderung nicht minder verdient wie unsere großen Dome mit ihrer überwältigenden Mannigfaltigkeit in der Einheit und ihrer wiederum tief befriedigenden Einheit in der Mannigfaltigkeit. Denn auch ganz abgesehen von der vorzüglichen sprachlichen Darstellung des Werkes, durch welche es bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und logischen Schärfe doch auch den philosophisch nicht Gebildeten einen hohen Genuß bereitet, ist die Technik des Aufbaus eine wahrhaft künstlerische. Die innere Einheit des tausendfältigen Gewölbes, das sich allüberall kräftig ineinander schließt, wird nicht durch künstelndes Systematisieren und Schematisieren erreicht — nein, dieser verlockende Weg ist mit Energie vermieden, — sondern dadurch, daß wirklich der centrale Punkt gefunden wird, von dem aus, und der Schlußstein, in welchem alle Rippen eines unendlich weiten Gewölbes aufwärts strebend sich fügen. Die ganze Idee der Geschichte, durch welche wir zu ihrem Verständnisse gelangen, stellt sich dar im Logos (vgl. S. 601), und in diesem Sinne, nicht in dem der formalen Logik, der Methodik des Denkens, können wir von einer Logik der Geschichte reden. Nehmen wir in der Zeiten Mitte bei der persönlich erschienenen Vernunft, dem Logos, unsere Stellung, so finden wir in ihm die Durchdringung des Diesseits und Jenseits, finden in ihm die erfahrungsmäßig vorliegende Weltwirklichkeit aufgeschlossen. Im Logos ruht der Schlüssel für das Geheimnis und die Rätsel der Natur- und Geschichtswelt. Im Logos ist das Weltbild concipiert, in ihm selbst auf Gefahr des Eintritts des Bösen und des Uebels hin eine Entfaltung in Freiheit gewollt. Im Logos liegt Plan, Thema, Zweck und Ziel der Bewegung wie des Natur-, so des gesamten Geschichtsverlaufs; eine Entfaltung in Freiheit, deren Ziel die Gestaltung des Göttlichen in der Mannigfaltigkeit des Geschöpflichen ist. Diese Gestaltung aber ist nur durch Arbeit möglich, durch die Arbeit der Geschichte. Die Idee der Geschichte ist also nicht eine beliebige, sondern in sich notwendige. Und darum ists nicht eine Philosophie der Geschichte, welche uns Rocholl darbietet, sondern, wie er selbst sagt und beweist, die Philosophie der Geschichte in anbetracht des mit jener Idee gegebenen Grundplanes. Vom ersten Kapitel des Werkes an, wo schon die ganze Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung und hehren Weite erfaßt wird, indem der Mensch als Mittelglied zweier Welten erscheint und der Geschichtswissenschaft ihre Stellung zur Naturwissenschaft angewiesen wird, bis zu den letzten Kapiteln von dem Ertrag der Geschichte und von der Weltvollendung wird uns jene Logik der Geschichte selbst aufgezeigt in den verschiedenen konzentrischen Völkerkreisen, aus denen wir immer deutlicher das verhüllte Thema der Weltgeschichte hervortreten sehen, bis wir uns zuletzt auf geschichtlicher Höhe mit weitem Rundblick befinden und überraschende Aufschlüsse gewinnen über die Gestaltung des im Logos gegebenen weltumfassenden und weltumformenden Gedankens, eines Gedankens, der schon im ersten Menschen als Grundton, Plan und Thema lag. Ebenso ist nun die Verneinung dieses Weltgedankens innerhalb der verschiedenen Völkerkreise, nach welcher ein großer Teil der Weltgeschichte zur Geschichte der bösen Willensrichtung wird, vom Beginn der Völkerflutung mit verwirrtem Gottesbewußtsein bis zur Mitte der Zeiten, wo „das Opfer der Mitte“ für alle Völker vom Mittler dargebracht wird, und von da ab wiederum durch alle Versuche der Völker, den Menschheitsgedanken philosophisch und social zu formen, bis zur Zertrümmerung aller Ideale der Menschheit, bis zum Tiefpunkt des Menschen und seiner Aufgabe verfolgt und dargestellt; also daß wir zuletzt einerseits die höchste Vollendung der Menschheit in der Verwirklichung und geschichtlichen Ausgestaltung des ursprünglichen Menschheitgedankens schauen und anderseits ihren jähen Absturz: eine Tages- und eine Nachtgeschichte der Menschheit, ein grandioses Weltdrama mit so lebenswahr gezeichneter signatura temporum und signatura gentium, daß wir uns kaum erinnern, jemals mit so wenigen Strichen so großartige Zeiten- und Völkerbilder dargestellt gesehen zu haben. Die Zahl 5000 S. 233 ist ein Versehen und zu streichen. Denn das ist durchweg die Art des gottbegnadeten Verfassers, gleich den alten Meistern mit wenig Strichen auf Goldgrund zu malen. So streng logisch der Verfasser durchweg verfährt, so waltet doch nirgends des Gedankens Blässe, sondern die Logik der Geschichte wird zur Logik der gewaltigsten Thatsachen, zu einer Darstellung des Völkerlebens mit seinen lichten Höhen und dunkeln Tiefen, welche hier auch nur summarisch wiederzugeben, der Raum nicht gestattet. Wer die Darstellung des dreifachen Chaos des Anfangs, der Mitte und des Endes samt der Darstellung der dreifachen Einsenkung des göttlichen Abbilds in dies Chaos des Anfangs, der Mitte und des Endes an der Hand von Rocholls Philosophie der Geschichte bis zur Weltvollendung hin verfolgt, der wird dem Referenten recht geben, wenn er sagt, daß uns mit diesem Werk ein „Weltbuch“ geschenkt ist, an welchem noch Jahrhunderte eine Leuchte haben werden. Auch zur Orientierung inmitten der Wirren unserer Zeit wüßten wir kaum eine bessere Leuchte zu nennen. Insonderheit ists da

die letzte Abteilung des Werkes, durch welche sich so mancher ernst Denkende mitten im Chaos der socialen Strömungen zurechtfinden und tröstlichen Ausblick gewinnen kann; es sind das u. a. die Abschnitte: „Rätsel der Geschichte, Naturvölker und Völkermumien, Massenzeugung und Massentod, Glück und Genuß, Völker-Paroxysmen, sociale Epidemie, Schwingungen im Völkerleben, natürliche Sittlichkeit, Social-Ethik, religiöse Sittlichkeit, Weltvollendung." Im ganzen Werke aber weht der Odem eines gewaltigen weitschauenden Geistes, der, wie er selbst die Grundlagen seines Lebens unverrückbar fest legte, nunmehr, noch ein Jüngling an Geisteskraft und Seelenfrische, ein Mann in der Energie und Konsequenz des Gedankens, in seinem siebzigsten Lebensjahre uns die reifste köstliche Frucht seines Geisteslebens und seiner gesamten Studien darbietet in einem Vermächtnisse, welches durch Jahrhunderte unsterblich fruchtend wirken wird und darum in jeder Weise aus der Flut der ephemeren Litteratur als eine Perle hervorgehoben zu werden verdient.

Daß der Verfasser, der mit seinem Verleger und alten Freund, Herrn Ruprecht in Göttingen, als Knabe zu Moringen unter den Weiden Schifflein den Bach hinabgleiten ließ, nun im Bunde mit ihm noch dies auf den Wogen des Völkermeeres mit bedeutendem Tiefgange erscheinende und aufs beste ausgestattete königliche Schiff reichster Ladung abgehen ließ, dafür werden ihm mit dem Referenten noch viele danken. „Das Werk der Hände des Auserwählten soll alt werden" (Jes. 65, 26). Diese Verheißung wird sich an diesem Werk Rochholls erfüllen.

Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewund'ner Bahn
Durch's Labyrinth der Völkerkunden
Die Fackel deutend uns voran.

D. A. Freybe.

5. Litteraturwissenschaft.

— **Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt.** Mit einer Biographie Johanna Motherbys und Erläuterungen herausgegeben von **Heinrich Meißner.** Nebst einem Porträt. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1893.

Vorliegendes Buch von dem Bibliothekar Dr. H. Meißner in Berlin auf das sorgfältigste herausgegeben, liefert einen sehr wichtigen Beitrag zur Biographie unseres trefflichen Patrioten E. M. Arndt; es bringt uns ihn von einer Seite nahe, die wir bei ihm nicht in dieser Stärke gesucht hätten. Die Briefe Arndts an Johanna M. kamen am 14. November 1890 auf der Auktion von R. Lepke in Berlin zur Versteigerung. Die Schreiben W. v. Humboldts erwarb Dr. Werner, welcher die Veröffentlichung auch dieser Briefe in liebenswürdiger Weise gestattete. Die Briefe des deutschen Mannes umfassen einen Zeitraum von 1809 bis März 1836, sie sind von Dresden, Berlin, Reichenbach, Leipzig, Frankfurt, Bonn u. a. O. geschrieben und fallen zum Teil in eine Zeit, die für unser Vaterland verhängnisvoll war, in eine Zeit, in welcher E. M. Arndt an der Seite des Freiherrn von Stein eine großartige patriotische Thätigkeit entwickelte, und liefern so auch Beiträge zur Kenntnis der Zeitgeschichte. Es wäre überhaupt wünschenswert, wenn eine erschöpfende Lebensbeschreibung des Dichters und Patrioten Arndt veröffentlicht würde. Es müßten zu diesem Zwecke die Untersuchungsakten über Arndt als Demagogen eingehend studiert werden, damit das Bild dieses ächt deutschen frommen Mannes rein und ganz vor uns erscheine; auch eine Sammlung aller seiner kleineren politischen Schriften müßte zusammengestellt werden. Die Briefe, welche Arndt an Frau Motherby geschrieben hat, erinnern an die Briefe, die Wolfgang Goethe einst an die Frau von Stein sandte, dieselbe feurige Liebe, welche den jungen Dichter beseelte, tritt uns auch aus den Schreiben des in den vierziger Jahren stehenden A., der bereits Witwer war, entgegen, es sind Episteln reich an Poesie, reich an Aeußerungen eines bewegten inneren Lebens. Johanna Motherby, die Frau eines hochgeachteten, vielbeschäftigten Arztes in Königsberg in Preußen, übte auf gar viele Männer ihrer Umgebung einen mächtigen Zauber aus. Obwohl sie, wie das dem Buche vorgesetzte Bild beweist, durch körperliche Reize schwerlich zu fesseln vermochte, so mußte sie doch durch ihre wundervollen Augen und durch jene tiefe Phantasie, die Gott ihr gegeben und worin so viele Abgründe der Wonne und des Wehes sind, einen so phantastischen Menschen, wie A. sich selbst nennt, einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben. Du neigtest Dich, schreibt er (S. 139), mit voller Seele zu mir, der als ein unstäter Flüchtling des Lebens erschien, und das anmutige und selige Spiel einer so reichen Natur ergriff auch mich. „Phantasie und Liebe und Liebe und Phantasie und immer nichts Anderes, das ist Furinas (so wird Johanna oft genannt) Leben. Wenn dieser Strom jemals stockt, dann stirbt sie." Ein andermal schreibt er (S. 202): O Du, die alle Blüten und Scheine einer überirdischen Welt hat, wie kann ein anderes irdisches Weib, warum sollten sie Dir den himmlischen Frieden und himmlische Wonne nicht gewähren? Süßester kleiner Freund, laß uns beten für einander und so unsere Liebe heiligen. „O Dein liebes süßes Gedächtnis, Deine flammende, blitzende und spielende Liebe wird ewig in meiner Brust blühen als die höchste Erscheinung eines irdischen Lebens." Die Anreden, welche der in politischen Dingen so nüchterne Mann braucht: meine Süßigkeit, Holdseligkeit, Seele meiner Seele u. a. geben den Beweis, welches Liebesfeuer in der Seele Arndts hoch empor loderte. Der Briefwechsel zwischen den Freunden dauerte auch noch fort, als A. sich mit der Schwester Schleiermachers wieder vermählt und eine Professur in Bonn angenommen hatte. Der Biographie Johannas entnehmen wir folgendes: Sie war die Tochter eines Handwerkers und Bürgers in Königsberg, Thielheim mit Namen, 1783 geboren, sie wurde in bescheidenen Verhältnissen erzogen, war geistig sehr aufgeweckt, ihre wunderbar schönen Augen und ihre gefällige Weise in Wort und

Bewegung gewannen ihr viele Freunde. 1806 vermählte sie sich mit dem Dr. Motherby, der als vielgesuchter, begüterter, geistvoller Arzt in der Königsberger Gesellschaft eine große Rolle spielte. Johanna wußte in allen Kreisen die Herzen für sich zu gewinnen; Männer wie W. v. Humboldt und E. M. Arndt, die in Königsberg sich aufhielten, waren von ihrem geistvollen Wesen ganz hingenommen. Die Ehe war nicht glücklich, sie wurde 1824 gelöst. Johanna trat bald mit dem 11 Jahre jüngeren, später so berühmt gewordenen Chirurgen Dieffenbach in eine zweite Ehe, 1833 wurde auch diese zweite Ehe getrennt. Es gelang ihr, der 54jährigen Frau, einen jungen Mann, Philipp Kaufmann, bekannt als Shakespeareübersetzer, an sich zu fesseln, ihn zu ihrem Geleitsmann zu machen. Großen Einfluß hatte Elisa von Ahlefeld auf die Gestaltung der äußeren und gesellschaftlichen Verhältnisse. Es gab eine Zeit, wo Johanna als Professorin Dieffenbach Männer wie Ludwig Tieck, Friedr. v. Raumer, Heinrich Steffens, Cornelius Rauch u. a. in ihrem Salon sah. Am 22. August 1842 schlossen sich die feurigen Augen dieser seltenen, vielgefeierten Frau. — Die den Briefen zu teil gewordene Bearbeitung des Dr. Heinrich Meißner verdient alles Lob, sie bietet in anerkennenswerter Weise alles, was zum Verständnis der Briefe nötig ist. Die Ausstattung des Buches ist, wie sich von der Brockhausschen Buchhandlung nicht anders erwarten läßt, trefflich. Wir wünschen der Schrift um des Mannes willen, der das Wort führt, recht viele dankbare Leser. L.

— Heinrich Heines Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig v. Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode, und 4 Bildern. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) 344 S. 3 M. 50 Pf.

Die Mutter des Verf., Charlotte Embden, die einzige Schwester H. Heines, jetzt 87 Jahre alt, wünschte noch zu ihren Lebzeiten die Briefe, die ihr Bruder an die Mutter, an sie selbst und an andere nahe Verwandte geschrieben hat, mit ihren eigenen Erinnerungen an den Bruder veröffentlicht zu sehen. „Während seines ganzen Lebens stand Heinrich Heine mit seiner Mutter und Schwester in einer regelmäßigen Korrespondenz, dagegen mit seinen Brüdern nach seiner Pariser Uebersiedelung nur im oberflächlichsten brieflichen Verkehr." Der erste Brief ist von dem Bonner stud. juris an Lottchen am 22. März 1820, der letzte Brief ist am 19. November 1855, also drei Monate vor seinem Tode, von dem hülflos auf dem Siechbett liegenden Dichter an seinen Vetter Hermann Heine dem Sekretär in die Feder diktiert worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man durch diese Briefe den „ungezogenen Liebling der Grazien" von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernt, nur daß man auch in diesen Briefen Ausdrücken und Gedanken begegnet, die man lieber nicht im schriftlichen Verkehr mit der hochverehrten Mutter und mit der inniggeliebten Schwester finden möchte. Es widerstrebt dem Gefühl, der Mutter Schmeichelnamen wie alte Gluck, alte Schachtel, alte süße Katze, lieb alt Mausel beigelegt zu sehen. Oder wer möchte an seine Mutter Worte richten wie diese (S. 98): „Und Du alte süße Katze, wie geht es Dir? Wenn Du stirbst, ehe ich Dich wiedersehe, schieße ich mich tot. Merke Dir das für den Fall, daß Dir Anwandlungen kämen, Deine Dammthorwohnung gegen ein schlechteres Logis zu vertauschen! Merk Dir das und Du wirst keine solche Thorheit begehen." Im stärksten Gegensatz hierzu stehen dann wieder andere Briefstellen, wie (S. 183): „Du liebe Mutter warst immer eine brave, gottesfürchtige Frau, von wahrhaftiger Frömmigkeit, und auch um Deinetwillen wird der liebe Gott uns immer beistehen", oder (S. 187): „Wenn Dir die Dinge auch manchmal nicht zu Wunsche gehen, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß wenige Frauen von ihren Kindern geliebt und verehrt worden sind, wie Du es bist, und wie Du es wahrlich zu sein verdienst, Du meine liebe, brave, rechtschaffene und treue Mutter. Was sind die anderen im Vergleich mit Dir. — Man soll den Boden küssen, den Dein Fuß betreten hat. — Der Winter ist unendlich rauh, wenn Du nur warm hast in Deinem dünnen wackligen Häuschen am Dammthor." —

Gegen seine einzige Schwester war Heine der zärtlichste Bruder. Am 23. Januar 1844 schreibt er ihr: „Könnte ich Dich, süßer Engel, nur manchmal sehen, Dich ansehn ohne zu sprechen." Als die Schwester kurz vor des vielgeliebten Bruders Tod an sein Lager trat, schloß er sie mit dem Ausruf: „Mein liebes Lottchen!" lange in seine Arme ohne zu sprechen und lehnte dann den Kopf an ihre Schulter. Die Schwester schlief im Nebenzimmer. Fast in jeder Nacht riefen sie Krampfanfälle des Bruders an sein Bett. Sie legte dann ihre Hand auf seine Stirn, was ihm Linderung zu bereiten schien. Heine sagte oft, seine Schwester besitze eine seltene magnetische Kraft, die er sofort fühle, wenn sie auch noch so leise ins Zimmer trete.

Frau Charlotte Embden spricht sich sehr hübsch über die „liebe Mouche" aus, gegen die Heines Frau einen krankhaften Grad von Eifersucht hegte, die zuletzt in Animosität ausartete. Die Mouche, Frau Camille Selden, von ihrem leichtsinnigen Mann getrennt, war eine seltsam begabte, anmutige Schwäbin, die französischen Esprit mit deutscher Innigkeit verband. Sie las dem kranken Dichter vor und korrigierte ihm seine Arbeiten. Mouche nannte sie Heine nach ihrem Petschaft, in das eine Fliege graviert war. Eines Tages wurde Frau Embden für Mouche gehalten, als der alte Béranger Heinen besuchte und, die Schwester im Halbdunkel am Bette sehend, auf ihn zuschreitend fragte: „Lieber Heine, ist Madame die gerühmte neue Vorleserin Mouche?" worauf der Angeredete lächelnd erwiderte: „Cher ami, Sie haben wohl mouche volante, es ist meine Schwester!"

Die Angabe, daß die Mouche 1887 sich mit dem Gedanken getragen habe, Erinnerungen an Heine zu veröffentlichen, ist nicht richtig, denn diese Erinnerungen sind bereits 1884 in deutscher Ueber-

setzung erschienen (Konf. Monatsschrift, Juliheft 1884, S. 114). —

Frau Mathilde Crescenzia — „ich nenne sie am liebsten Mathilde, weil der Name Crescenzia, welcher auch der ihrer Mutter ist, mir immer in der Kehle wehe thut" — (S. 256) wird von Heine stets „die Verbringerin" genannt. In einem Briefe an die Mutter vom 12. März 1851 heißt es: „Meine Frau führt sich fast exemplarisch auf. — Sie erleichtert mir und verschönert mir das Leben, tröstet mich und entzückt mich, stößt mir aber doch manchmal unversehens das Herz ab durch ihre unheilbare Verbringerei. Da ist nicht zu helfen; das ist wahrhaftig mein größter Verdruß. Dieses Fieber beständig Geld auszugeben ist entsetzlich. Und doch bin ich kein Geizhals." — Ihre Leidenschaft war Leinwand! —

Zwei Witzworte aus den Briefen an die Mutter: „Meine Kur schlägt gut an" — schreibt er am 29. Dezember 1847 — „aber meine Augen sind noch immer leidend, deshalb kann ich wenig schreiben. Wiesbaden kann mir nicht helfen. Mit Christianis Heilung dort hat es seine eigene Bewandnis. Der hat in Wiesbaden gespielt, und als er dort all sein Geld verspielt hatte, gingen ihm plötzlich die Augen auf!!" — Es sei mir gestattet, hier das witzige Wort eines süddeutschen Postillons einzuschalten. Als die Rede auf einen alten, geschäftskundigen, umsichtigen Papiermüller und seinen beschränkten, nachlässigen Sohn kam, meinte der witzige Postillon: „Wenn dem Alten die Augen zugehen, gehen sie dem Jungen erst auf." — In einem Briefe vom 6. Mai 1850 heißt es von Karl Heine, dem reichen Sohne des Goldonkels Salomon, der sich damals in Paris aufhielt: „Karl kommt zuweilen zu mir, war viermal in einem Monat bei mir, scheint aber jetzt im Begriff zu sein abzureisen. Ich berühre nichts, was ihn verletzen könnte. Er hat ein gutes Herz; aber von seinem Herzen bis zur Tasche geht keine Eisenbahn." —

Es muß vermutet werden, daß auf die Wiedergabe der Briefe Heines alle Sorgfalt verwendet worden ist. Doch fällt dem Leser auf, daß, alle Launen der Druckfehler vorbehalten, die Briefe in nachlässigem Deutsch geschrieben sind: Sag an Moritz, daß ich nächstens schreiben werde S. 25; ich ersuche Dich, ein Exemplar davon an Onkel Harry zuzustellen S. 26; ich denke beständig an meine Schwester, folglich auch an allem, was mit ihr zusammenhängt S. 34; an Max habe ich aufgetragen S. 37; ob es mir möglich sein wird, mich nach Hamburg (S. 36 heißt es in Hamburg) zu fixieren (S. 38); ich danke Dir über die Beruhigung, die Du mir erteilst S. 75; nach Hamburg hingehen S. 110; auf jedem Falle nach Hamburg gehen S. 113; es geschieht mir dadurch einen großen Gefallen S. 218. —

Der Herausgeber hat keine Gelegenheit versäumt, auf die bis in die Welt außerdeutscher Fürsten und Herzoge reichenden Heiraten von Töchtern des Stammes Heine in Anmerkungen aufmerksam zu machen. In der Note S. 225 heißt es: „Dr. H. Schiff, ein Stiefcousin, Heines Großvater, heiratete in zweiter Ehe eine Witwe Schiff." Es muß heißen: ein Stiefcousin Heines. Heines Großvater u. s. w. Hier wie an zahlreichen anderen Stellen zeigt sich, daß Fehler mancher Art in dem vom Herausgeber herrührenden Text stehen geblieben sind. S. 116 sagt er, daß sich sein Vater heftig im Finger gebissen fühlte. S. 1:4 steht: nach more judaico; S. 165 der revolutionäre Chaos. Der Herausgeber macht außerdem einen allzu häufigen falschen Gebrauch von **und**, wofür oft ein Punkt gesetzt sein müßte. —

Das hübsche Buch ist mit vier Bildern geschmückt. Das Titelbild, wenig bekannt, aber **ohne Zweifel das beste, das von Heine existiert**, wurde zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in Göttingen gezeichnet und von seiner Schwester wegen der großen Aehnlichkeit hoch in Ehren gehalten. Wer das Bild ansieht, bemerkt den um den Mund spielenden und aus den Augen blitzenden Hohn und Spott Heines. — Das zweite Bild stellt Mathilde Heine, des Dichters Frau, dar. Sie mag in ihrer Jugend schön gewesen sein und der Herausgeber war gewiß berechtigt, von ihr zu sagen: „Mathilde war wirklich eine sehr schöne Frau, von hoher Statur, etwas üppigen Formen, ein ovales, liebliches Gesicht, umrahmt von kastanienbraunem Haar, volle rote Lippen, schöne weiße Zähne zeigend, und große ausdrucksvolle Augen, welche in Erregung feurig blitzten." — Das dritte Bild zeigt uns Heines Schwester; ein gescheutes, jüdisches, keineswegs unangenehmes Gesicht. — Das vierte Bild ist eine Photographie der von der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich dem Dichter auf Korfu errichteten Statue. — Die Thatsache, daß auf deutschem Boden kein Heine-Denkmal steht, hängt mit der S. 67 erwähnten, irrtümlich „unverschuldet" genannten „Kränkung" zusammen, die Heine wegen seiner vollendeten Charakterlosigkeit von seinem Volksgenossen Börne erfahren mußte. —

Im Anhang findet sich ein französischer Brief der letzten Wärterin des Dichters, das Testament Heines in französischer Urschrift, sowie einige Briefe von Mathilde Heine und anderes, das sich auf das Denkmal Heines auf dem Kirchhof Montmartre sowie auf seinen Nachlaß bezieht. Wer diese Briefe nicht liest, kann sich damit zufrieden geben, daß er mit Vorgängen höchst verdrießlicher Art unbekannt bleibt. O. K.

6. Länder- und Völkerkunde.

— **Kamerun und Sudan.** Ein Mahnwort an das deutsche Volk von **H. Jäger.** Erster Teil. (Berlin 1893, Fr. Benge.)

Nach Ansicht des Verfassers soll das Hinterland von Kamerun, östlich vom 15. Gr. ö. L., die besten Aussichten für unternehmungslustige Europäer bieten, und er schlägt deshalb zur Ausbeutung der Gegenden am Tsad-See und Schari-Fluß die Gründung einer Kamerun-Hinterland-Gesellschaft vor. Wer wird dem Verfasser zustimmen, wenn er meint, das Kamerun-Küstengebiet, so sehr es auch jetzt in günstigster Entwickelung begriffen sei, sei doch nur

als Handels-Kolonie und durch seine Bodenerzeugnisse von Wert, während die Länder südlich vom Tsad-See außerdem großen Gewinn durch ihren Reichtum an Elefanten und Rindvieh, sowie durch die Möglichkeit, Strauße zu züchten, versprächen. Ob die Kosten des Warentransportes aus dem Innern nach der Küste nicht zu niedrig berechnet sind, wollen wir dahin gestellt sein lassen; der etwaige Gewinn einer Kamerun-Hinterland-Gesellschaft wird jedenfalls wesentlich von der Höhe der Transportkosten abhängen. Der Verfasser vertritt den Standpunkt, man dürfe der Regierung wegen ihrer Unthätigkeit in bezug auf das Hinterland von Kamerun keine Vorwürfe machen; zuerst müsse eine Privat-Gesellschaft dort vorgehen, erst dann sei der Zeitpunkt für die Regierung gekommen, selbst einzugreifen, die Gesellschaft zu schützen u. s. w. Im folgenden Teil beabsichtigt Verfasser die französische und englische Konkurrenz, sowie die Aufgaben, Aussichten und Durchführung des erwähnten Unternehmens zu behandeln. Als Beitrag zur Lösung der Grenzfrage des Kamerungebietes kann die Brochüre empfohlen werden; in bezug auf Stil und Schärfe des Ausdruckes läßt sie zu wünschen übrig und verrät ihre schnelle Ausarbeitung. Eine Karte ist nicht beigegeben. v. H.

— Reise-Skizzen aus Teneriffa. Herausgegeben von F. v. Wyß. (Basel, R. Reich.) 1892.

Die Skizzen sind schon früher in der „Allgemeinen Schweizerzeitung" veröffentlicht und schildern in anspruchsloser Weise die Seereise von Marseille nach Teneriffa, den Aufenthalt auf dieser Insel, Klima, Land und Leute und schließlich, von anderer Feder herrührend, die Besteigung des berühmten Pic von Teneriffa. In erster Reihe werden diese Reiseerinnerungen für solche Leser von Wert sein, welche für die erkrankte Brust Heilung auf den „Inseln der Seligen" suchen, aber auch anderen Freunden von Reisebeschreibungen können wir das kleine, liebenswürdig geschriebene Buch ohne Bedenken empfehlen. v. H.

7. Biographie.

— Wilhelm Löhes Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlasse zusammengestellt. III². S. 145 bis 338. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1892. à M. 40.

Vor fast 20 Jahren erschien der erste Band von Löhes Biographie und erst jetzt ist uns der Schluß des letzten Bandes gegeben worden. Der Verfasser (Konrektor Deinzer in Neuendettelsau) sagt mit Recht, daß die alten Freunde Löhes, denen er die ersten Bände (1873 und 1877) dargereicht, die Vollendung des Ganzen nicht mehr erlebt haben, aber er darf es sich auch als Trost sagen, „daß er ja nicht bloß für Löhes Zeitgenossen schrieb, sondern auch der Nachwelt einen Dienst damit thun wollte, daß er die Gestalt Löhes, der ja zu den großen Erscheinungen im Reiche Gottes in diesem Jahrhundert gerechnet werden muß, für die Erinnerung festgehalten hat". Wer Löhe gekannt hat, wer Löhes Schriften gelesen, seine Organisationen verfolgt hat, der wird sagen müssen: ja, dieser Mann, der niemals mehr geworden ist als einfacher Pfarrer auf einem der ärmsten mittelfränkischen Dörfer, war wirklich eine der großartigsten Erscheinungen in der lutherischen Kirche unserer Zeiten, eine kirchliche Persönlichkeit im Vollsinne des Wortes. Es ist wahr, was Dr. von Stählin von ihm gesagt hat: „in einer höheren und höchsten Interessen vielfach abgewandten Zeit war er ein gottbegnadeter Zeuge des Herrn, ein mächtiger Prediger des Glaubens und der Liebe in Wort und That. Die Kirche, deren leuchtende Zierde er gewesen, wird seiner nicht vergessen." Daß sie ihn nicht vergessen wird, dazu wird auch diese Biographie dienen. Schreiber dieses erinnert sich noch dessen, wie begierig der erste Band aufgenommen wurde. Löhe war damals noch nicht lange gestorben (2. Januar 1872), die deutschen Lutheraner standen noch unter dem lebendigen Eindruck dieses reichgesegneten Mannes, der wie kein anderer zum Fürsten und Bischof geboren zu sein schien. Die späteren Bände sind wohl etwas weniger beachtet. Der zweite behandelte Löhes kirchliche Kämpfe um das lutherische Bekenntnis in Bayern, die erste Hälfte des dritten Löhes Arbeiten für die lutherische Kirche in Amerika und die Gründung der Iowasynode. Die jetzt vorliegende Schlußableilung wird wieder regeres Interesse finden, weil sie Löhes so erfolgreiche Thätigkeit für das Diakonissenwesen zur Darstellung bringt. Allerdings bringt die Abteilung nichts was denen, die sich mit der weiblichen Diakonie und insonderheit mit Löhes Bedeutung für dieselbe etwas näher beschäftigt haben, absolut neu sein wird. Der Verfasser bedauert selbst, daß das Quellenmaterial für diese Kapitel spärlicher geflossen sei: Löhes Briefe an seine Freunde hätten ihm keine fernere Ausbeute gewährt. So habe er die einzelnen Bausteine zu einer oft mühsamen Mosaikarbeit zusammentragen müssen. Aber auch der Kundige wird sich freuen, einmal wieder das ganze Material, meist mit Löhes eigenen Worten, beisammen zu finden, und wer den Dingen ferne gestanden, der wird hier lernen können, was im wirklich kirchlichen Sinne weibliche Diakonie bedeutet. Den Diakonissenhäusern selbst aber möge aus diesem Buche ein Löhe zurufen, daß sie nie den Idealen ihrer Anfangszeit untreu werden sollen. Mag die Technik ihres Berufes, mag damit auch die Anerkennung seitens der Welt gewachsen sein, immer soll die Diakonisse bleiben, was sie nach Löhe sein soll: eine Magd des HErrn, die Ihm dient in Seinen Armen und Elenden, die alle Werke des unvermählten Weibes im Sinne der Kirche und zum Dienste der Heiligen thut. Ein köstliches Wort Löhes mag den Schluß dieser Anzeige bilden: „Wenn ich ein Maler wäre, so malte ich die Diakonisse wie sie sein soll, in ihren verschiedenen Lebenslagen und Arbeiten. Es gäbe eine ganze Reihe von Bildern. Malen würde ich die Jungfrau im Stall und — am Altar, in der Wäscherei und — wie sie die Nackenden in reines Linnen der Barmherzigkeit kleidet, in der Kirche und — im Krankensaal, auf

dem Felde und — bei dem Dreimalheilig im Chor, und wenn sie den Kommunikanten das Nunc dimittis singt, ich würde alle Diakonissenberufe malen, in allen aber Eine Jungfrau, nicht immer im Schleier, aber immer Eine Person. Und warum? Weil eine Diakonissin das Geringste und das Größte können und thun, sich des Geringsten nicht schämen und das höchste Frauenwerk nicht verderben soll. Die Füße im Kot und Staub niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlichte der Andacht und Erkenntnis Jesu — so würde ich sie aufs Titelkupfer der ganzen Bildersammlung malen. Darunter würde ich schreiben: Alles vermag sie, arbeiten, spielen, singen." J. P.

— Karl Jahn, Dr. theol., weil. großherzoglicher Oberhofprediger zu Schwerin. Ein Lebensbild von A. Rische, Pastor zu Schwinkendorf. (Schwerin bei Bahn.) 142 S. 1 M. 50 Pf.

Ein Lebensbild von Karl Jahn, dem Bruder von Gustav Jahn, ist wohl des Interesses der Leser der konservativen Monatsschrift sicher. Wer den seligen Oberhofprediger gekannt hat, mußte hohe Achtung gewinnen vor dieser ruhigen, abgeklärten Persönlichkeit, die nichts scheinen wollte, während sie so viel war, die nicht besser bezeichnet werden konnte, als mit dem Ausdrucke „edle Einfalt". Schlicht im Auftreten, schlicht in seiner lehrhaften Predigt, auch wo er zu den Großen und Klugen dieser Welt redete, immer nur auf das Eine bedacht: Seelen zu rechter Bekehrung zu führen, so steht er in unserer Erinnerung, so tritt er uns aus der vorzüglich geschriebenen Biographie entgegen. Er entstammte jenem söhnereichen Gerberhause in Sandersleben und wurde geboren am 8. Juni 1816. Seine Jugendneigung führte ihn zur Naturwissenschaft, aber die christlichen Eindrücke, die er bei der Konfirmation empfing, gaben den Ausschlag für die Theologie. Seine eigentlich entscheidende Lebensrichtung bekam er im Hause des Obersten, späteren Generals Leopold von Gerlach, bei dem er seit Ostern 1839 als Hauslehrer war. Das unter den beiden Brüdern Ludwig und Leopold von Gerlach in Frankfurt a. O. erwachende Glaubensleben zog auch ihn mit fort und er wurde dadurch der ernste, auf persönliche Bekehrung und Heiligung dringende Mann, der Mann, der Orthodoxie und Pietismus in harmonischer Weise in sich vereinigte. Auch als seine Wirksamkeit im Hause des Obersten von Gerlach aufgehört hatte, blieb er auf Bitten der Freunde noch in Frankfurt, zuerst als Privatlehrer, dann durch Otto von Gerlachs Einfluß als Pastor am Arbeitshause, bis er 1846 von dem Grafen Hahn auf die Pfarre zu Schwinkendorf in Mecklenburg berufen wurde. Bis Michaelis 1851 blieb er auf dieser Pfarre, dann wurde er nach Ludwigslust berufen, wo er der frommen Großherzogin Auguste nahe zu treten begann, auf deren besonderen Wunsch er zu Michaelis 1855 vom Großherzoge zum Hofprediger in Schwerin ernannt wurde. Fast 36 Jahre ist er der Seelsorger des großherzoglichen Hauses gewesen, bis ihn Gott durch schnellen Tod von hinnen rief. Er starb am 15. Juni 1891 auf einer Erholungsreise in Berchtesgaden. — Wir haben die trefflich geschriebene Biographie mit Interesse und Erbauung gelesen. Eine Bemerkung sei erlaubt. Sie knüpft sich an das, was wir von Jahns ernstem Ringen um die Gewißheit seines Gnadenstandes während der Kandidatenzeit lesen. Da heißt es S. 15: „Wer jene Zeit mit durchlebt hat oder sie aus dem Leben und den Bekenntnissen wenig jüngerer oder älterer Zeitgenossen kennt, der weiß, welch ein heiliger Ernst damals die Herzen all derjenigen Studenten erfüllte, denen es um ihre eigene Seligkeit wie um die rechte Vorbereitung zu ihrem künftigen Berufe zu thun war. Und es drängt sich wohl manchem die Frage auf, wie es damit bei den jetzigen Studenten und Kandidaten steht." Ich fürchte, die laudes temporis acti machen uns leicht ungerecht gegen die Jetztzeit. Leute wie Jahn und sein Frankfurter Kreis, Leute wie die, auf welche Rische hinweist, nämlich Löhe, Spitta, Wichern, Louis Harms, sind doch auch wohl in ihrer Zeit nur Ausnahmen gewesen, und sie werden unbekannt geblieben sein unter der großen Menge ihrer weltlich gesinnten Kommilitonen. — Auf S. 78 findet sich ein störender Druckfehler: die dritte Heirat des Großherzogs mit der jetzt verwitweten Großherzogin Marie und ebenso Jahns zweite Heirat war nicht 1865, sondern 1868. — Daß Jahn im Lutherjahre von der Rostocker theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt worden, hätte auch wohl berichtet werden müssen. J. P.

— Lebenserinnerungen von Werner von Siemens. (Berlin, Verlag von Julius Springer.)

An dem Tage, welcher die Kunde von Werner v. Siemens' schwerer Erkrankung brachte, konnte der Verleger das Buch erscheinen lassen, welches dem nun so rasch aus seiner rastlosen Wirksamkeit Abgerufenen noch zu vollenden vergönnt war. Er selbst hat es auf denselben Tag in die Hände seiner Freunde gelangen lassen. Doch nicht nur ihnen ist es eine wertvolle, durch die besonderen Umstände, unter welchen ihnen die Gabe zugekommen, doppelt wertvolle Darbietung. Der weltbekannte Forscher und Techniker hat damit auch allen Gebildeten im deutschen Volke — und wir zweifeln nicht daran, daß das Buch auch in fremder Sprache Verbreitung finden wird — einen großen Dienst damit geleistet, daß er selbst, der mitten drin stand in den großartigen Strömungen, welche die Naturwissenschaften und die Technik immer weiter und weiter forderten, uns durch die Schilderung seines wechselvollen Lebens, seines Entwicklungsganges, seiner Arbeiten und Forschungen einen Einblick giebt in die Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters und insbesondere der unter dem Zeichen der Elektricität stehenden Zeit. Wenn Werner v. Siemens die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen zugleich darstellt als einen Versuch, „die inneren und äußeren Kräfte aufzudecken, die ihn auf seiner Lebensbahn durch Freud und Leid den erstrebten Zielen zugeführt haben, wenn er ebenso

wohl die bedingenden Ursachen als die treibenden Kräfte aufsucht, welche in seinem Leben und Wirken sich geltend machten, so ist damit schon angedeutet, daß seine „Lebenserinnerungen" nicht nur die „klare und wahre" Erzählung des äußeren Lebensganges, die Schilderung einzelner Ereignisse bieten, sondern daß dem Buche eine höhere Bedeutung zukommt eben durch den Zusammenhang seiner eigenen Entwicklung mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Er selbst nennt es ein glückliches Zusammentreffen, daß sein Leben gerade in die Zeit der schnellen Entwicklung der Naturwissenschaften fiel und daß er sich besonders der elektrischen Technik schon zugewandt, als sie noch ganz unentwickelt war und daher einen sehr fruchtbaren Boden für Erfindungen und Verbesserungen bildete. So bietet das Buch wichtiges, wertvolles Material für den Geschichtsschreiber des naturwissenschaftlichen Zeitalters.

Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man nun darum glauben wollte, Werner v. Siemens' „Lebenserinnerungen" seien nur ein Buch für den Naturwissenschaftler und für den Techniker. So begreiflich es ist, wenn nach dem oben Bemerkten in dem Buche einzelne Abschnitte sich befinden, in welchem wissenschaftliche Untersuchungen oder technische Konstruktionen besprochen werden, welche schon ein gereiftes Verständnis für diese Gegenstände erfordern, so muß doch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß dieser Abschnitte nicht allzuviele sind, daß die tiefer gehenden Erörterungen sehr kurz und bündig gehalten sind und dem Verständnis eines größeren Leserkreises durch klare Darstellung — wie sie bei einem so überaus klaren Kopfe selbstverständlich sind — entgegenkommen. Es werden im ganzen nur wenige Seiten sein, welche der Laie überschlagen müßte. Andererseits ist das Buch so reich an Schilderungen von Zuständen im deutschen Volke, von politischen Vorgängen, die er miterlebt, zum Teil thätig mitten drin stehend, an Beschreibungen aus der Natur und dem Völkerleben, an spannenden Erzählungen von Abenteuern und Gefahren zu Wasser und zu Land, daß es bei aller reichen Belehrung, die man aus demselben schöpft, eine außerordentlich unterhaltende Lektüre ist für jeden Gebildeten. Und noch eins sei erwähnt: dem Buche möchte ich einen hervorragenden pädagogischen Wert zuschreiben und es besonders heranwachsenden gebildeten Jünglingen in die Hand wünschen. Werner v. Siemens, der selbst einst Lehrer, Erzieher und väterlicher Freund seiner verwaisten jüngeren Brüder war und die Jugend und was der Jugend frommt, trefflich kennt, — er hat als Zweck seines Buches auch das ausdrücklich erwähnt: er glaube, daß es für junge Leute lehrreich und anspornend sein wird, aus ihm zu ersehen, daß ein junger Mann auch ohne ererbte Mittel und einflußreiche Gönner, ja sogar ohne richtige Vorbildung allein durch seine eigene Arbeit sich emporschwingen und Nützliches leisten kann. Das Bild eines ernsten, zielbewußten Strebens, eines von Erfolgen nicht geblendeten, von Mißerfolgen nicht gebeugten Sinnes, eines rastlosen Arbeitens mit dem Zweck, für die Allgemeinheit Nützliches zu schaffen — das tritt aus Werner v. Siemens' Lebenserinnerungen unserer Jugend entgegen.

Wir können es uns nicht versagen, den Inhalt des trefflichen Buches kurz anzudeuten. Es führt uns ein in die Zustände des deutschen Vaterlandes, wie sie Siemens in seiner Jugend aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen gelernt hat, besonders in der sog. „königl. großbritannischen Provinz Hannover", in der seine Wiege gestanden. Es sei gut, meint Siemens, wenn die verhältnismäßig glückliche Jugend der heutigen Zeit mit den Leiden und oft hoffnungsvollen Sorgen ihrer Väter hin und wieder die ihrigen vergleicht, um pessimistischen Anschauungen besser zu widerstehen. Anmutend schildert er uns die Familie, der er entstammte, den gutherzigen, ehrenfesten, auf Pflichterfüllung dringenden, hochgebildeten, für Deutschlands Größe, Freiheit und Einigkeit schwärmenden Vater, die geliebte Mutter, den Geschwisterkreis, für den zu sorgen Werner Siemens als dem ältesten Bruder von Jugend auf zur Pflicht gemacht worden, den Unterricht bei der Großmutter, beim Vater, beim begeistert verehrten Hauslehrer, einem trefflichen Pädagogen, der eine ihm zeitlebens rätselhafte Herrschaft über die Jungen sich zu verschaffen wußte und spielend ihre guten Eigenschaften zu entwickeln, ihre schlechten zu unterdrücken verstand, und in Werner Siemens das nie erlöschende Gefühl der Freude an nützlicher Arbeit und den ehrgeizigen Trieb, sie wirklich zu leisten, erweckte; wir verfolgen die rührende Sorge um die verwaisten Brüder, von denen bekanntlich Wilhelm, Karl und Friedrich ebenfalls hervorragende Techniker geworden sind, die Jahre technischer Ausbildung und wissenschaftlicher Studien des jungen Artilleristen auf der Artillerieschule in Berlin, die ersten Regungen und ersten Erfolge des Erfindergeistes, dem er nicht nachzugeben nüchtern genug ist, trotzdem, daß seine erste Erfindung ihm mehr denn 10000 Thaler eingetragen. „Ich prüfte ernstlich meine bisherige Lebensrichtung und erkannte, daß das Jagen nach Erfindungen, zu denen ich mich durch die Leichtigkeit des ersten Erfolges hatte hinreißen lassen, mir voraussichtlich zum Verderben gereichen würde." „Aber die Verhältnisse waren stärker als mein Wille." Es kam der Aufschwung des Telegraphenwesens, an dem er teil hatte durch wichtige Erfindungen und Verbesserungen, bald auch dienstlich mit demselben beschäftigt, um nachher ganz sich demselben zu widmen, von einem Erfolg zum andern zu eilen und dem jungen Geschäft in wenig Jahren einen Weltruf zu verschaffen, der in Petersburg und London Zweiggeschäfte nötig machte. Eine interessante Episode bieten die seinem Abschied aus dem Militärdienst vorangehenden Erlebnisse und Thaten im schleswigholsteinisch-dänischen Krieg 1848, in welchem er als Kommandant von Friedrichsort eine nicht unwichtige Rolle zu spielen berufen war, Erinnerungen, die uns in überaus anschaulicher Weise mitten hinein versetzen in jene bewegten Tage. Auch die großen Unternehmungen in Rußland bieten Veranlassung zu charakteristischen Schilderungen der Zustände und Persönlichkeiten zur Zeit des mächtigen Kaisers Nicolaus auf Grund persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen, während

die großen überseeischen Unternehmungen ihn hinausführen in die weite Welt und reichlich Gelegenheit geben zu lehrreichen Schilderungen von Naturerscheinungen, spannenden Erzählungen schwerer Gefahren und mannigfacher Abenteuer, so vom Schiffbruch der „Alma" im roten Meer und den bangen Tagen auf dem Korallenriff. Auch seine Reiseerinnerungen der wiederholten Fahrten in den Kaukasus, wo die Brüder Siemens seit nahezu 30 Jahren ein Kupferbergwerk besitzen, weiß er mit der Beschreibung der großartigen Natur wie der interessanten Völkerstämme fesselnd wiederzugeben. Man lese die Ausflüge in die großartige Gebirgswelt des hohen Kaukasus — ihre Schilderung hält jeden Vergleich aus mit irgend welcher Reisebeschreibung, wenngleich Siemens sich selbst schriftstellerische Begabung abspricht und nicht viel Mühe auf die Form der Darstellung verwenden möchte, wo er nur Erinnerungen niederschreiben will. Aber eben, weil es Erinnerungen sind, weil es mit offenen Augen Angeschautes und unmittelbar Erlebtes ist, was er uns wiedergiebt, darum der besondere Reiz, den diese Schilderungen ausüben. — Auch der Rückblick auf seine politische Thätigkeit — er war drei Jahre lang in den bedeutsamen Jahren 1864—66 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses — ist interessant durch die Schilderung der politischen Parteiverhältnisse und der politischen Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, wie nicht minder seine Beziehungen zur Akademie der Wissenschaften — zu deren ordentlichem Mitglied er ernannt wurde — und der Einfluß derselben auf seine wissenschaftlichen Arbeiten Anlaß geben zu bemerkenswerten Aeußerungen, z. B. über die Aufgabe der Wissenschaft, die nicht ihrer selbst wegen bestehe zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Anzahl ihrer Bekenner, sondern den Schatz des Wissens und Könnens des Menschengeschlechts zu vergrößern und dadurch dasselbe einer höheren Kulturstufe zuzuführen habe.

Genug des Einzelnen aus dem reichen Inhalt des schönen Buches. Niemand wird es ohne Gewinn aus der Hand legen. Nur noch eins möge hier stehen zur Charakterisierung der schlichten Größe des Mannes, der uns seine „Lebenserinnerungen" hinterlassen hat, das Schlußwort derselben; es lautet: „Ich begann die Niederschrift meiner Erinnerungen mit dem biblischen Ausspruche „Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahr" und ich denke, sie wird gezeigt haben, daß auch der Schluß des Denkspruchs „und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" sich an mir bewährt. Denn mein Leben war schön, weil es wesentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war, und wenn ich schließlich der Trauer darüber Ausdruck gebe, daß es seinem Ende entgegengeht, so bewegt mich dazu der Schmerz, daß ich von meinen Lieben scheiden muß und daß es mir nicht vergönnt ist, an der vollen Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters erfolgreich weiter zu arbeiten." R. I. H.

— Johannes Janssen. 1829—1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben entworfen von Ludwig Pastor. Mit Janssens Bildnis und Schriftprobe. (Freiburg, Herder.) VIII u. 152 Seiten gr. 8°. 1,60 M.

Die Official-Recension des Verlegers beginnt mit folgenden Sätzen: „Janssens Lieblingsschüler und Erbe seines gesamten litterarischen Nachlasses giebt in der vorliegenden Schrift die erste und einzige vollständige Biographie des Geschichtsschreibers des deutschen Volkes. Die Arbeit ist an das große Publikum gerichtet: mit Ausschluß der gelehrten Einzelheiten wird Janssen als Mensch, Priester und Schriftsteller in einer allgemein verständlichen Form geschildert. Ueber 8 0 Briefe des Verstorbenen, sowie dessen Tagebücher, endlich eigene Aufzeichnungen über einen länger als zwanzigjährigen vertrauten Verkehr sind die Quellen der Schrift. Bei Abfassung derselben war es das Bestreben des Verfassers, ohne viel eigenes Zwischensprechen und Betrachten überall den Geschichtschreiber des deutschen Volkes redend vorzuführen."

Man kann es den Katholiken nicht verdenken, wenn sie ihrem Janssen dankbar sind und ihn „den Geschichtschreiber des deutschen Volkes" nennen. Wer die Unfehlbarkeitserklärung miterlebt hat und die anderen Unglaublichkeiten des alten Pio Nono, der weiß auch, daß damals nicht Tausende, sondern Zehntausende von deutschen Katholiken innerlich von Rom abgefallen waren, und daß die altkatholische Bewegung an ihrem Anfang zu den größten Erwartungen berechtigte. Zu der Erschütterung der Katholiken in ihrer ganzen Weltanschauung trug nicht am wenigsten die Erkenntnis bei, daß Dogmatik und Kirchengeschichte zu unausgleichbaren Gegensätzen geworden waren. Offenbar hat auch Janssen mit Sorge vor diesem Entweder-Oder gestanden, vor der Einsicht, daß nur Eine von den beiden, entweder die Dogmatik, oder die Geschichte recht haben könne. Und da nun die Dogmatik, gekrönt mit dem unfehlbaren Papst, nicht unrecht haben konnte, so mußte die Geschichte unrecht haben, und es hing zur Rettung der römischen Kirche alles davon ab, eine Geschichtsdarstellung zu finden, die mit den Lehren der Kirche sich deckte. — Dem Mutigen gehört die Welt! Man muß es Janssen lassen: was gemacht werden konnte, hat er gemacht. Das historische Brillantfeuerwerk, welches er in seiner deutschen „Geschichte" abgebrannt hat, ist vom Standpunkt der Technik eine bewundernswerte Leistung. Nicht Hunderte, sondern Tausende von Verdrehungen und Entstellungen sind so geschickt mit dem Schein der Wahrheit umgeben worden, daß sie zeitweilig sogar Nüchterne getäuscht haben. Jetzt freilich ist es mit dem ganzen Spuk vorbei. Was Köstlin, Ebrard, Lenz, Walther und so viele andere beigebracht haben, hat eine solche Menge nicht nur von Tendenz-Irrtümern, sondern von bewußten Fälschungen bei Janssen enthüllt, daß der Nimbus des Historikers, den er sich selbst so geschickt beizulegen wußte, bei allen Nicht-Katholiken gründlich zerstört ist. Einen dialektisch überaus gewandten Parteigänger haben die Römischen verloren. Wenn sie ihn betrauern, so ist das erklärlich. Außerhalb

der ultramontanen Kreise wird die Biographie des Verstorbenen nur beschränktes Interesse finden. Als mildernden Umstand für die „historischen“ Leistungen Janssens erwähnen wir gern, daß er auch Dichter war, der eine Reihe ganz vortreffliche Gedichte produziert hat. Schade, daß er nicht auf diesem Felde, wo die Phantasie ihr volles Recht hat, seine Lebensarbeit gesucht und gefunden, und statt dessen unter die Historiker geraten ist!

8. Unterhaltungslitteratur.

— Ein Herzschlag. Erzählung von Carl Witte. (Berlin, Max Hochsprung.) 150 S.

Eine Berliner Geschichte. „Die ganze erste Etage“ eines Hauses in der Hohenzollernstraße bewohnt der Justizrat Breuning mit Frau und Tochter. In derselben „Etage“ wohnen auch die Hausbesitzer: der junge Gottlieb Hartwig, mehrfacher Millionär, aber bucklig, und seine Mutter. Siehe Seite 1 und Seite 33. Eigentlich wohnen Breunings in der zweiten „Etage“, denn der in Emilie Breuning verliebte Millionär kontrolliert sorgfältig das Leben der Familie des Justizrates über ihm. Der Justizrat, bisher ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt, ist ein großer Schwachkopf, denn er verbraucht sein Vermögen und macht Schulden, nur um seine oberflächliche, vergnügungssüchtige Frau und seinen ebenfalls in Berlin wohnenden Sohn, einen Arzt mit 2 täglichen Sprechstunden, aber ohne Praxis, nicht im Geldausgeben zu hindern. Zuletzt verbraucht der Justizrat sogar Mündelgelder. Wenn er bis zum 1. April — die Geschichte beginnt in den ersten Tagen des Januar 1886 — nicht 100000 M., eine schön romanhaft abgerundete Summe, herbeischaffen kann, bleibt ihm nur die Wahl zwischen Selbstmord und Zuchthaus. Von dieser entsetzlichen Alternative weiß nur Emilie. Sie will den Vater retten durch eine reiche Heirat. An den Millionär, der durch seine großartige Mildthätigkeit allgemein bekannt ist, denkt sie nicht, aber an einen reichen adligen Lebemann aus Pommern, dem sie sich zu nähern weiß, um frühere Beziehungen wieder anzuknüpfen. Herzensbeziehungen waren es nicht, denn ihre ganze Neigung hat sie einem jungen Privatdocenten zugewandt. Aus dem Plane mit dem Baron aus Pommern wird aber nichts, denn dieser hat bereits den größten Teil seines Vermögens verpraßt und daran gedacht, durch seine Verheiratung mit der Tochter des „reichen“ Justizrates neue Hülfsmittel für die Befriedigung seiner nobeln Passionen zu gewinnen. — Zweiter Plan: Emilie bietet sich einem früher mit ihr bekannt gewordenen holländischen Oberst a. D., der ihr seinerzeit einen derartigen Vorschlag gemacht hat, als Gesellschafterin an. Der Oberst, ein alter Lüstling, geht mit Vergnügen darauf ein, bemerkt ihr aber, daß sie die als Vorbedingung ihres Eintritts geforderten 100000 M. nur dann erhalten könne, wenn sie seine „intime Gesellschafterin“ werden wolle. Nachdem auf S. 99 eine recht widerwärtige Beschreibung dieser Stellung erfolgt ist, weist Emilie auf S. 100 die Zumutung des Schurken entschieden zurück, wirft sich ihm aber auf S. 101 „wie von einer plötzlichen Eingebung inspiriert“, die Hände faltend, mit der Bitte zu Füßen, er möge ihr die 100000 M., ohne von ihr eine entehrende Stellung zu verlangen, alsbald ausliefern. — Leser, die nur zur Unterhaltung diese Erzählung lesen, werfen vielleicht das kleine Buch, wenn sie bis Seite 101 gelangt sind, voll Ekel in die Ecke. Der arme Recensent muß aber weiter lesen. Er muß auf Seite 116 auch noch erfahren, daß Emilie, wie eine Heysesche Dirne, ihre Tugend bereut: war des Vaters Ehre nicht wert, daß sie ihre dafür hergab? „Welch ein freudiges Bewußtsein für immer, ihn vor dem Aeußersten bewahrt zu haben!“ — Dritter Plan: wie, wenn Emilie dem buckligen Millionär, dem einzigen Menschen im Buche, für den der Leser das Gefühl warmer Sympathie hat, die Hand zum Ehebunde reichen würde? Dieser von allen Seiten geförderte Plan findet auch Emiliens Beifall. Die Trauung findet statt, aber noch am Altar stirbt Gottlieb Hartwig an einem Herzschlag. — Das hat nun der geduldige Leser davon, daß ihm die teilnehmende Aussicht auf ein schönes Zusammenleben des glücklichen Paares im Keime erstickt wird. Doch hat der Verfasser Fürsorge getroffen, daß nicht alles umsonst war. Die 100000 Mark sind dem Justizrat längst ausgeliefert worden, und nach einer trüben Anwandlung bald nach der Verlobung hat der Millionär schnell sein Testament zu Papier gebracht, in dem Emilie zur Universalerbin eingesetzt worden ist. Den Inhalt dieses rechtlich ungültigen Testaments möglichst bald zum Inhalt eines rechtsbeständigen letzten Willens zu machen, daran hat freilich der Verfasser nicht gedacht. Er hat auch sonst an manches nicht gedacht. Er unterscheidet eine unpersönliche und eine persönliche Liebe, die Armen soll man unpersönlich, seine Frau soll man persönlich lieben. Als ob nicht alle Liebe eine Hingebung von Person zu Person wäre! — Daß bei Verlobungen die Männer so entsetzlich albern sind, vor der Geliebten auf die Kniee zu fallen, glaube ich nicht. Auf dem Theater und in den Romanen und Novellen ist es aber üblich, daß sich die Männer auf diese Weise erniedrigen. Auch im vorliegenden Buch werfen sich folgende Personen auf die Kniee: 1) der Pommer (S. 71), 2) der Bruder Emiliens (S. 58) vor einer schönen reichen Witwe, die ihn aber abblitzen läßt und 3) sogar der brave Gottlieb Hartwig (S. 121). — Zu dem sittlichen Gefühl des Ekels kommt also auch noch das ästhetische Gefühl des Ekels, wenn man die Erzählung „Ein Herzschlag“ liest. O. K.

— Roland. Roman von Hans Werder. (Berlin 1893, bei Otto Janke.) Preis 6 M.

Die Liebesgeschichte eines reichen Vormundes und seines Mündels, eines vornehmen, aber armen Mädchens, ist, wie alle Romane Hans Werders, frisch und gewandt geschrieben. Zu hohe Ansprüche darf man allerdings auch an diesen Roman nicht stellen; Gedanken tieferer Art, Erörterungen

ernsterer Fragen wird man vergebens suchen, das Buch ist leichte Arbeit, Einleitung zum Schlummerstündchen, Zugabe zum Kaffee nach dem Essen. Am besten hat uns die Charakterisierung der jungen, sehr eigenwilligen Dame gefallen; weniger gelungen ist wohl die Zeichnung der übrigen, teils an eigene, teils an fremde Muster erinnernden Personen. Daß Hans Werder kein Mann, sondern eine Dame ist, geht, abgesehen von der ganzen Anlage des Buches, auch aus der großen Zahl der Beschreibung von Anzügen, der Haare und sonstiger körperlicher Eigenschaften der Gestalten des Romans hervor, ebenso aus manchen Uebertreibungen. Der Held der Geschichte ist nicht nur eine schöne, männliche Erscheinung, sondern er verfügt sogar über „stahlgefügte" Glieder; Stefanie, die Heldin, hat grünliche Augen und als Kind „fuchsfeuerfarbene" Haare, die später „bronzefarben", dann wieder rot werden und einmal, als sie krank ist, „wie ein Lavastrom" von den Kissen ihres Bettes auf den Teppich fließen. Sollten Bienen wirklich „träumerisch" durch die Luft summen, kann der „Schatten" des Waldes „warm und dufterfüllt" sein, und wo in der Welt giebt es „silberne" Tigerfelle? Hans Werder wird gut thun, etwas weniger, aber tiefer und sorgfältiger zu schreiben; sein schönes Talent, zu fabulieren, wird dann mehr zur wirklichen Geltung und Anerkennung gelangen. v. H.

— Lyndall. Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben von Ralph Iron (Olive Schreiner). Mit Genehmigung der Verfasserin frei aus dem Englischen übertragen von Marie Schramm-Macdonald. Zwei Teile (in einem Bande). (München, Bassermann.) X u. 149 S. — 208 S. — 5 M., geb. 6 M.

Olive Schreiner, Tochter des verstorbenen aus Württemberg stammenden Missionars Schreiner, geboren im Basutoland, hat diesen Roman auf einer einsamen Boerenfarm geschrieben. Sie schildert Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen ist, eine uns fast ganz fremde Welt. Wenn die Uebersetzerin sagt: „Was uns Olive Schreiner schildert und erzählt, ist dem Leben abgelauscht, ist Wirklichkeit, aber eine Wirklichkeit, die, wie düster sie auch ist, der verklärende Strahl der Poesie und sogar der belebende Hauch echten, kernfrischen Humors nicht fehlt," so ist dagegen nichts einzuwenden, die Uebersetzerin verschweigt aber einen Schatten, von dem sie selbst nichts weiß. Die geniale Tochter des Missionars ist vom väterlichen Glauben abgefallen, sie ist eine Christin des 19. Jahrhunderts, deren Seele „vom modernen Unglauben, von modernen Anschauungen erfüllt ist". (II. S. 188.) Die Natur ist ihr Gott. Mit dem Glauben ist aber auch die sittliche Anschauung in die Brüche gegangen. Lyndall, die Heldin des Romans, ist ein in jeder Hinsicht reichbegabtes junges Mädchen, das nur sich selbst Autorität ist. Sie geht mit einem jungen Manne in die afrikanische Wildnis, um, wie es scheint, in wilder Ehe ein Kind zur Welt zu bringen, das wenige Stunden nach der Geburt stirbt und dem sie selbst bald im Tode folgt. Genial, wie die Verfasserin, ist diese Lyndall — ein Kind englischer Eltern, früh verwaist — und ebenso emancipiert, wie die Verfasserin, ebenso gottlos. Daß in einem Buche, wie das vorliegende, viele vortreffliche Stellen sich finden, wie z. B. II, 45 die Definition der Mädchenpensionate, läßt sich von vornherein ebenso vermuten, wie das Vorhandensein von Stellen, die puren Unsinn oder Schwindel enthalten, wie beispielsweise die Sätze: „Wer eine persönliche Unsterblichkeit für sich und seine Liebe verlangt, dem ist nicht zu helfen. Wer sich aber nur als einen Teil der allgemeinen Einheit fühlt, von der seine Lieben auch ein Teil sind, — wer in sich den Pulsschlag des lebendigen großen Ganzen fühlt, für den giebt es keine Vernichtung, für den giebt es eine Unsterblichkeit!" Welcher Selbstbetrug! Wer kann als ein verschwindender Bruchteil den Pulsschlag der ganzen Welt fühlen? Das ist ja der reinste Humbug, über den man nur mitleidig lächeln kann. — Die in dem Buche vorkommenden Christen sind — mit einer schwachen Ausnahme — nichtswürdige Heuchler und Idioten. — Und dieses Buch hat die Tochter eines Missionars geschrieben!!

Das Original hat den Titel „The story of an African farm". Für diesen recht unpassenden Titel hat die Uebersetzerin den Namen der Hauptperson zum Titel gemacht, offenbar mit vollem Recht. Die Uebersetzung ist ganz vorzüglich. Das Buch liest sich so, als ob es ursprünglich deutsch geschrieben wäre. — Nur I. S. 24 finde ich einen unbegreiflichen Fehler: „Der neue Ankömmling blickte über seine baumelnde rote Nase unverwandt u. s. w." Wie kann eine fest im Gesicht sitzende Nase baumeln? Weigand definiert baumeln: „hangend sich hin und her bewegen". Nur eine beinahe heruntergehauene, noch an einem kleinen Stück herabhängende Nase kann baumeln.

O. K.

9. Verschiedenes.

— Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von Carlot Gottfried Reuling. Sammlung deutscher Schriften 5. (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.) 1892. 150 S. 1,50 M.

Recht nett gemacht, und manchmal kommt man auch beinahe so weit, über ein oder den anderen Einfall des Verfassers zu lachen, aber im großen und ganzen ist doch die Satire zu matt, um in unserer Zeit, die eine etwas kräftigere Sprache und Darstellung versteht, sonderlichen Eindruck zu machen. — Der holzgeschnitzte Knecht Hagebuchen erhält durch Zauberkünste Leben und gelangt, als Typus des seelenlosen Bureaukraten, nach mancherlei Abenteuern zur höchsten staatlichen Würde. „Er genoß bis zu seinem Tode das größte Ansehen und lebte von jedermann geliebt, bewundert, geehrt. Er wurde der Stammvater eines weitverzweigten, angesehenen Geschlechtes, dessen Glieder

nicht nur seine steifen, schönen Gesichtszüge trugen, sondern ihm auch in Wesen und Charakter sehr ähnlich wurden, und welches leben wird, so lange die Welt besteht!" — Trotz recht moderner Ideen hat das Büchlein einen etwas gar altfränkischen Anstrich, ist aber wiederum nicht naiv genug, um uns gerade deshalb sonderlich zu behagen. Oft sieht man auch nicht recht ein, weshalb der Verfasser seinen Spott über diese oder jene staatliche Einrichtung ergießt. Auf jeden Fall verfährt er meist nur negierend. So ist ihm z. B. unter anderem der Diensteid offenbar ein Dorn im Auge. Man gab den Wächtern der öffentlichen Ruhe, von denen viele an körperlichen und geistigen Gebrechen der verschiedensten Art litten, beim Eintritt in ihr Amt eine äußerst wertvolle Laterne mit einer kostbaren Staatsleuchte, daß sie alles erkennen konnten, was gewöhnlichen Leuten verborgen war. Ihr Träger wurde dadurch gewissermaßen ein vollkommenes Wesen. „Selbstverständlich betrachtete man die Dienstlaterne als ein Heiligtum; wenn daher ein Graurock sich erbot, über seine Dienstlaterne einen Purzelbaum zu schlagen — er gehörte zu den feierlichsten Handlungen — so war der Wahrheitsbeweis erbracht und das Zeugnis einer anderen Person vollständig hinfällig geworden." Was soll das?

Warum „Knecht Hagebuchen" gerade in der Sammlung Deutscher Schriften das Licht der Welt erblickt hat, ist uns auch nicht recht klar.

Sch.-K.

— Vox humana. Auch ein Beichtbuch. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Leipzig, Berlin.) 1892. 232 S. 3 M.

Zwei Vorreden, denen noch ein „kurzes doppeltes Nachwort" folgt, leistet sich Vox humana, eine „für meine Nichtleser" und — wie in Klammer dabei steht — „auch für meine Leser," die andere „Nur für meine Leser." Was darin gesagt ist, pflegen andere Leute in ein und derselben Vorrede unterzubringen. Wenn es jedoch dem Verfasser Spaß macht, auch seinen Nichtlesern etwas vorzureden, so kann es uns schließlich auch recht sein. „Dies Buch ist eigentlich für Einen. Von einer Seele möcht es verstanden sein, die irgendwo zwischen Königsberg und Zürich in deutschen Landen lebt. Für sie ist es geschrieben, ihr zugeeignet. Ob sie's je zur Hand nehmen wird? Weiß ich's?" — Außer diesem Einen, für den das Buch eigentlich geschrieben ist, der es aber vielleicht gar nicht liest und wegen dessen es nicht von der Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Leipzig und Berlin hätte gedruckt zu werden brauchen, ist es aber glücklicherweise auch noch für andere geschrieben. Die Leser, die sich sonst noch der Verfasser wünscht, sind die Seelen, die „es lieben, im Dämmer zu sitzen und in sprühende Heidfunken zu blicken; die gern am Seeufer liegen, wenn die Wellen schlagen und im Mondschimmer am Rande nächtliche Segel langsam schweben; die in Wind und Wetter allein schweifen und auf den Bergen niemand neben sich leiden mögen als ihren Schatten." — „Karge stolze verschlossene unbefriedigte geruhsame Menschen der beschaulichen Betrachtung" lädt das Buch zu Gast, das „die eigensinnige, ungesellige, übermütige Sprache redet eines, der gewohnt ist in der Einsamkeit zu sich selbst zu sprechen; der nicht an Einwände gewöhnt ist und seine Gründe und Hintergründe zu verschweigen liebt." — Beiläufig gesagt, wären wir doch neugierig, zu erfahren, was für Gründe und Hintergründe der Verfasser hat, mit der Verwendung des Kommas derart zu sparen, daß man manche Stellen zweimal lesen muß, um ihren Sinn zu erfassen. Wir werden uns aus Rücksicht auf unsere „Leser und Nichtleser" erlauben, seinen Citaten von nun an die nötige Interpunktion beizufügen. —

Was ist nun aber Vox humana? Ohne Friedrich Nietzsche wäre das Buch nicht geschrieben. Wenn Nietzsches Zarathustra der Tempel ist, „hoch im Gebirge, nur den geübtesten Steigern zugänglich, es wird lange währen, ehe eine Zahnradbahn für Krüppel und Lahme hinaufführen wird," so ist Vox humana der Vorhof des Allerheiligsten. Ist Nietzsches Stimme das donnernde Brausen des Propheten, so ist Vox humana die Stimme des Jüngers, der „unbekannt mitten unter der Menge wandelt, ein Mensch wie alle." Die Heilgabe, die Zarathustra gespendet, war zu groß, zu plötzlich wirkend, so versucht es mit kleineren Gaben „und beklagt Euch nicht, wenn sie mit allzuviel Wasser geschüttelt und übertrieben homöopathisch sind."

Die Ehrlichkeit, mit welcher der Verfasser seine Abhängigkeit von Nietzsche offen eingesteht, und der Mut, mit dem er doch andererseits seine Selbständigkeit zu wahren weiß, verdienen alles Lob. Die Gewissensfrage, die er sich hierüber S. 97 vorlegt, ist dafür charakteristisch. „Lüstet's dich nicht, dich selbst zu behaupten und mit einigen zarten Winken dem Lesevolk verstehen zu geben, daß du den großen Mann doch eigentlich überschautest, seine ängstlich gehüteten Schwächen wohl kenntest, daß du ihn im Grunde überwunden hättest und, schlösse dir nicht verehrende Dankbarkeit den Mund, hierüber mehr zu sagen wüßtest, als jetzt an der Zeit sei? Und verrichtest so unversehens auf dem Grabhügel des Helden neben dem Denkmal, das du ihm gebaut, mit gutem Gewissen deine kritische Notdurft?" — So wenig wir mit der Weltanschauung Nietzsche's und der selbst seiner homöopathischsten Jünger gemein haben, so müssen wir doch unserer Bewunderung vor der Fülle von gediegener Beobachtung, von scharfsinnigen, originellen Betrachtungen, von kühnen Schlüssen, die uns in meisterhafter Sprache geboten werden, Ausdruck geben. Wie vieles, was der Verfasser über Einsamkeit, über die Modernen, über Bücher, über Frauen, über die Persönlichkeit oder über das Schaffen sagt, kann man nur billigen. Um so schmerzlicher berührt es dagegen, wenn man überall jene aus einer vollständig vom Christentume losgelösten Anschauung hervorgegangenen Urteile über Welt und Menschen findet, aus jener Anschauung, die turmhoch über dem Christentum zu stehen glaubt und die in Wirklichkeit nur wieder in Trümmern auf den Grund und Boden zurückgefallen ist, auf dem das Christentum

sich einst aufgebaut hat. Die hochmütige, eigennützige, rücksichtslose, ruchlose Gesinnung des modernen Heiden des 20. Jahrhunderts, die hier zur Schau getragen wird, müßte uns mit der größten Besorgnis erfüllen, wenn wir nicht wüßten, daß sie längst überwunden ist. Auch für diese Leute — nicht nur für Rom — gilt Luther's: das Wort sie sollen lassen stahn. — „Wie es ein Gott anfangen sollte, sich um uns zu kümmern, ist uns undenkbar; die Fälle, von denen fromme und frömmelnde Menschen solche Erfahrungen behaupten, erkennen wir besser; dies ganze Verlangen erscheint uns als eine Anmaßung von schlechtem Geschmack." Der Sonntag ist demgemäß mit „Büchern, Musik, Briefen zu verdringen. Wem das nicht Bedürfnis ist, der ist keine Persönlichkeit." Wir Seelenbeflissene, wie der Verfasser gelegentlich die Psychologen nennt, dürfen uns auch alles erlauben, auch Ausschweifungen kosten wir aus, „alles ehrliche und verlogene, hausbackene und pikante". Alle Scham ist unehrlich, S. 86. „Wir Unabhängigen behalten uns allerwege das Freiheitsrecht vor, unvermittelt abzubrechen in Verhältnissen, Freundschaften, Anhängerschaft, Verehrung, ganz wie es uns beliebt. — Wir sind und bleiben im untersten Grunde die Täuschenden. Wir ertragen keine verpflichtenden Bande." — Nette Gesellschaft, nette Bande! Wie singt Simon Dach? „Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an, Als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann. Deutsche Treue!" —

Zum Glück steht es mit den Aussichten dieser Freigeisterei recht schlecht. „Wie es um die Möglichkeit steht, ihre Lehren bald allgemein verbreitet zu sehen, möge man daran ermessen, daß jedes Dorf für den Bau einer Kirche 50000 Mark zusammenbekommt, während ganz Deutschland und noch einige Länder dazu für ein Schopenhauer-Denkmal seit vier Jahren keine 30000 Mark aufgebracht haben. Ihr meint, die Kirche sei für das Dorf nötiger als für Deutschland das Schopenhauer-Denkmal? Aber für die Freigeister?" — Gott sei Dank, daß es noch so in der Welt steht!

Wer sich mit Nietzsches Werken näher befassen will, dem ist Vox humana als Uebergangs-, nicht als Eselsbrücke zu den schwindelnden Höhen Zarathustras zu empfehlen. Es ist immerhin ein geistreiches, packendes Werk, so sehr es auch überall Widerspruch herausfordert. S. 97 hat der Verfasser „für Väter und Schriftsteller" den Spruch, denn er redet nur in Sprüchen: „Wer Kinder hat, muß sie auch kleiden können. Oder glaubst du, deine Gedanken wären alle so runde, dralle, schöngewachsene Dinger, daß sie ohne Hüllen am besten gefielen? — Ihr irrt, wenn Ihr meint, Theaterputz und kokette Kleider wären nach meinem Geschmack. Ich spreche von den vornehmen Reizen einfacher Kleidungskunst." — An dem geschmacklosen Umschlag von Vox humana, knalligem Himmelblau mit Gold, muß der Verfasser darnach unschuldig sein. Der Preis des Buches ist bei guter Ausstattung ausnehmend billig. Sch.-K.

Gd. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Friedrich von Tippelskirch.

Von

Otto Kraus.

(Schluß.)

Mit der Politik eingehender sich zu befassen hatte das Volksblatt erst Veranlassung, als das Patent und die Verordnung vom 3. Februar 1847 über die Bildung des vereinigten Landtags veröffentlicht wurde (Nr. 12). Schon in der nächsten Nummer beginnt ein Aufsatz von Carl Witte, der eine gründliche geschichtliche Erläuterung zu dieser Sache giebt und eine allgemeine Volksvertretung nach französischem Muster ablehnt. In Nr. 32 druckt das Volksblatt die Rede des Königs bei Eröffnung des vereinigten Landtags am 11. April 1847 mit den „Propositionen für den Landtag“ ab. Die Königsrede gipfelt in folgenden Sätzen: „Edle Herren und getreue Stände! Es drängt Mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß Ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit. Von einer Schwäche weiß Ich Mich gänzlich frei: Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. (Und wer könnte das, der sich durch die Geschichte hat belehren lassen?) Ich strebe allein darnach, Meine Pflicht nach bestem Wissen und nach Meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank Meines Volkes zu verdienen, sollte er Mir auch nimmer zu teil werden.“ Nachdem der König an den finsteren Geist des Verderbens erinnert hatte, der von der Presse aus mit Lüge und Umsturz sich des politischen und auch des kirchlichen Gebietes zu bemächtigen suche, fuhr er fort: „Aber das Kirchliche gehört nicht vor die Stände. Es hat in beiden Konfessionen seine mächtigen Organe. Ein Bekenntnis vermag Ich doch heut unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entsetzlichen Beginnens, Mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen: um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntnis aber lautet: Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen.“ Diese Worte hat der König gesprochen, nachdem er sich vom Thron erhoben und die Rechte gen Himmel gereckt hatte.

Ehe der König schloß, richtete er noch ein Wort „über die Lebensfrage zwischen Thron und Ständen" an die Versammlung. „Der hochselige König hat das Ständische Wesen nach reiferer Ueberlegung im geschichtlich-deutschen Sinne ins Leben gerufen und Ich habe an seinem Werke allein in diesem Sinne fortgebaut. Durchdringen Sie sich, Ich beschwöre Sie, mit dem Geiste dieser uralten Einsetzungen. Sie, meine Herren, sind Deutsche Stände im althergebrachten Wortsinn, d. h. vor allem und wesentlich ‚Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte', der Rechte der Stände, deren Vertrauen den bei weitem größten Teil dieser Versammlung entsendet. Nächstdem aber haben Sie die Rechte zu üben, welche Ihnen die Krone zuerkannt hat. Sie haben ferner der Krone den Rat gewissenhaft zu erteilen, den dieselbe von Ihnen fordert. Endlich steht es Ihnen frei, Bitten und Beschwerden, Ihrem Wirkungskreise, Ihrem Gesichtskreise entnommen, aber nach reiflicher Prüfung, an den Thron zu bringen. Das sind die Rechte, das die Pflichten Germanischer Stände, das Ihr herrlicher Beruf. Das aber ist Ihr Beruf nicht: ‚Meinungen zu repräsentieren', Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung bringen zu sollen! Das ist vollkommen undeutsch und obenein vollkommen unpraktisch für das Wohl des Ganzen, denn es führt notwendig zu unlösbaren Verwicklungen mit der Krone, welche nach dem Gesetze Gottes und des Landes nur nach eigener freier Bestimmung herrschen soll, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren kann und darf, wenn ‚Preußen' nicht bald ein leerer Klang in Europa werden soll."

Nachdem das Volksblatt „den Eindruck der Königlichen Rede" im Lande nach dem Urteil königstreuer Zeitungen mitgeteilt hatte, folgte von Nr. 36 an ein Aufsatz über den vereinigten Landtag und die Opposition, wiederum von Carl Witte. Auf 327 Seiten, im Umfange einer der Censur entzogenen Schrift, hatte der aus dem Dienst entlassene Stadtgerichtsrat Heinrich Simon von Breslau das preußische Volk aufgefordert, die ständische Verfassung dem Könige vor die Füße zu werfen, und das parlamentarische Regiment zu ertrotzen oder mit Gewalt sich zu nehmen. Das Gift dieses Buches ist rasch verbreitet worden, so rasch, daß eine Beschlagnahme-Verfügung so gut als erfolglos war. Hatte doch schon die am 20. April zu stande gekommene Adresse des Landtags (Nr. 43) an den König den Beweis geliefert, wie unzufrieden die Mehrheit der Stände mit dem vom Könige Dargebotenen war und wie gierig man die Hände ausstreckte nach Machterweiterung. In der Antwort des Königs vom 22. April wird die Gesetzgebung vom 3. Februar „in ihren Grundlagen zwar unantastbar", doch „bildungsfähig" genannt (Nr. 43).

F. v. Florencourt hat in seinem Ende 1846 erschienenen Buche „Zeitbilder" einen Aufsatz veröffentlicht: „Die Preußischen Provinziallandtage im Jahre 1845", in dem er die Provinzialstände als bedeutungslos bezeichnet und den Rat erteilt, so lange man das Heft in der Hand habe, preußische Reichsstände mit einem Zweikammersystem zu schaffen. „Läßt man aber durch entschiedene Abweisung eines unabweislichen Bedürfnisses die Gemüter sich mehr und mehr erbittern, läßt man die leidenschaftlich Aufgeregten zu den extremsten Forderungen allmählich sich heraufstimmen, und bricht dann endlich der Widerstand mit einem Male zusammen, den man als unverrückbaren Damm bis jetzt entgegengesetzt hatte, so wird man willenlos von den heranschwellenden Wogen einer ungemäßigten Volksmeinung bis zu den äußersten Grenzen hingetragen." Und in seinem Buche aus dem Jahre 1846 „Zur preußischen Verfassungsfrage" (Hamburg 1847), in dem er die Repräsentativ-Verfassung als ein dringendes, ohne großen Schaden nicht länger zu verschiebendes Bedürfnis Preußens nachzuweisen sucht, heißt es S. 141: „Wir stehen am Vorabende einer Revolution, die den König und uns alle in ihrem Strudel zu verschlingen droht, und Preußen und mit ihm ganz Deutschland in Verwirrung und Auflösung stürzen wird. — — Unglück genug, daß es soweit gekommen ist, daß die, die vorbeugen konnten, in ihrer selbstgefälligen Sicherheit den Gährungsprozeß so weit sich haben entwickeln lassen, daß eine

Explosion jeden Augenblick zu erwarten ist, wenn nicht schleunig das Schutzventil geöffnet wird. — — Wer diese weitverbreitete Ueberzeugung nicht vernimmt, das sind allein die höheren Beamten einer vom Bewußtsein des Volkes losgelösten büreaukratischen Regierungsmaschinerie, das sind die Generale und Höflinge, die da glauben, der ganze politische Lebensinhalt der Gegenwart konzentriere sich in ihren Bureaus und in ihren Salons."

Jeder Publizist von Beruf ist ein Prophet. Klingt Florencourts Ankündigung nicht wie eine Weissagung auf das Jahr 1848? Hat er nicht ebenso recht behalten wie Marcard, der die Folgen der Judenemancipation mit aller Bestimmtheit vorausgesagt hatte?

Eine politische Frage war auch für das Volksblatt von praktischem Werte: Die Frage „ob Censur oder Preßfreiheit". In den Jahren 1844 bis 1847 hatte das Volksblatt vielfach unter ganz sinnlosen (aber regelmäßig vom Königlichen Obercensurgericht wieder aufgehobenen) Streichungen und Beanstandungen zu leiden. So wurde z. B. das revolutionäre „Glaubensbekenntnis" Freiligraths von dem über die gemeinen Gesinnungen des Dichters gegen den König empörten Volksblatt in der loyalsten Weise, wie sich denken läßt, besprochen, aber die Censur hatte aus Angst und Hyperloyalität Streichungen vorgenommen. Ein Aufsatz über die Breslauer Synode ist im Dezember 1844 ganz gestrichen worden, aus dem bereits erwähnten Aufsatz Wittes „Der vereinigte Landtag und die Opposition" sind drei Stellen gestrichen worden. Der nachmalige Abdruck wieder freigegebener Stellen war ganz wertlos. Wer nahm sich die Mühe, dem Stück- und Flickwerk der Censur noch nach Monaten bis ins Einzelne zu folgen?

In einem Aufsatz „Einige Bemerkungen über Niebuhr" (Zeitbilder I. 1847) fragt Florencourt, ein eifriger Vorkämpfer für die Presse: „Ist die Censur, vermittelst welcher rohe Gewalthaber in ihrer Beschränktheit damals die öffentliche Meinung regieren zu können glaubten wie ein gut gezäumtes und wohlzugerittenes Pferd, das der Führung seines Reiters durch den leisesten Schenkeldruck oder Zungenschnalz gehorcht, wirklich auch im stande, eine wahre Flut von erbitterten, aufreizenden, umstürzenden Aeußerungen zurückzuhalten? Zeigt sie sich nicht mit jedem Tage ohnmächtiger?"

Während die anständige Presse durch unzureichende Censoren gequält und geärgert wurde, hat man die Lokalpresse zu einem „wahren Sumpf von Gemeinheit und Geistlosigkeit" werden lassen. Wiederholt hat sich v. Florencourt in Aufsätzen der Jahre 1847 (Nr 47 u. 72) und 1848 (Nr. 19) vor dem Ausbruch der Revolution darüber ausgesprochen, wie dem wichtigen Institut der Lokalpresse mit Unterstützung der Regierung zum Besten des Volkes wie der Regierung könnte aufgeholfen werden. —

Eine Frucht des vereinigten Landtages war der von dem Landtags-Abgeordneten v. Thadden-Trieglaff am 25. April 1847 eingebrachte Antrag „gegen Mißbrauch der Anonymität der Presse im Zusammenhange mit zu gewährender Preßfreiheit". Das Volksblatt hat den originellen Antrag des preußischen Ritters ohne Furcht und Tadel (in Nr. 53) mit dem Bemerken abgedruckt: „Wir erwerben uns sicher den Dank unserer Leser, wenn wir ihnen diese markige, in das faule Fleisch unserer Tagespresse tief einschneidende Expektoration mitteilen." von Thadden fordert bei Zeitungen für jeden politischen, publizistischen Aufsatz, Korrespondenz-Artikel u. s. w. von polemischer Natur den Namen, Charakter und Wohnort (nebst Hausnummer) des Verfassers und bei neutralen Artikeln auf Erfordern Nachlieferung des Namens u. s. w., so daß man dem Verfasser sofort auf die Stube rücken kann, um ihn zu fragen: „Um Vergebung, wie meinen Sie das?"

Um sich „einer zeitungsmäßigen Sprache zu befleißigen", setzt v. Thadden an die Spitze seiner Motive das Wort des Dichters:

„Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen."

Nennung des verantwortlichen Redakteurs genüge nicht, da die Tagespresse die Stimmen pro und contra hören lassen müsse, sich also mit den einzelnen Artikeln nicht identifizieren könne. Auf dem Umweg eines Prozesses den Namen des Verfassers zu erfahren, genüge auch nicht, da bis dahin der Artikel seine Wirkung gethan habe. Statt des Redakteurs spreche man von der Redaktion und von der Presse. „Diese entmenschte, anonyme Zeitungs-Polemik ist mit der Grund, weshalb die schlechte Tagespresse so schwer die gute heraus- und hervorruft.“ Man müsse den Verfasser nicht nur gerichtlich und polizeilich, sondern moralisch fassen können. „Dann erfährt das Publikum zunächst handgreiflich, daß die Zeitungen nicht von Mitgliedern des Olymps, sondern von sterblichen Menschen geschrieben werden. Die Tagespresse, die sich für die Stimme des Volkes ausgiebt und als solche die Stimme Gottes sein will, verliert ihren Heiligenschein. Vor allem aber erfährt das Publikum, wenn der Zeitungskorrespondent aus dem Nebel seiner Anonymität hervortritt, daß hier nicht eine hundertfache Stimme, sondern ein einziger heftiger Schreihals spricht.“ — „Freies Wort, freie That ohne Maske und Schminke — ‚Wahrheit, Recht, Freiheit und Gesetz‘ — aber mit der Verpflichtung auf mich aller Orten nach Wechselrecht, das ist's, was wir fordern.“

v. Thadden giebt eine kleine Kasuistik für den Fall, daß die Verfasser politischer Artikel ihren Namen nennen und so die Censur des Publikums passieren müssen. „Da heißt es, wenn der doch lieber seine eigenen Schulden bezahlte, ehe er sich mit den Staatsschulden befaßte, und so heißt es weiter: wenn der verabschiedete Premier-Lieutenant doch lieber seine Böcke besser sortieren wollte, als sich so viel mit Politik abgeben. — Ferner: ach das ist der königlich preußische Beamte mit schönem Gehalt, der bei der Stelle in Schillers Don Carlos: ‚Ich kann nicht Fürstendiener sein‘ im Theater so recht von Herzen mitklatscht.“ Die Leute, die aus der Opposition ein Gewerbe machen, lassen ihre Genossen und Lieferanten keineswegs verkommen. Schon Ludwig Philipp sagte: Die Völker haben jetzt so gut ihre Schmeichler, wie weiland die Fürsten. Wer für Freiheit und Oeffentlichkeit ist, muß auch für die Namenskontrolle der die öffentliche Meinung und Intelligenz Repräsentierenden sein. „Mit dem Maß du mißt, mußt du wieder gemessen werden.“ Salz sollen die Zeitungen haben, damit der ruhigste Bürger bei dem ermüdenden Gleichmaß der Tage seine frugale, politische Mahlzeit gemütlich hinunterwürgen kann; wenn aber die Winkelschreier von dem herrlichen Monarchen und von den volksfeindlichen Maßregeln seiner Räte grund- und beweislos reden, wenn sie dem Fürsten schmeicheln, den Thron aber verlästern, so ist das Viehsalz in den Augen eines ehrlichen Preußen, der seinen König auf Grund des vierten Gebotes aufrichtig verehrt und seinen Unterthanen- und Huldigungs-Eid noch nicht vergessen hat. von Thadden liebte es, Kernstellen aus den Klassikern zu citieren. Er schließt seine Motive, die gegen die feile Dirne der schlechten Tagespresse gerichtet sind, mit dem treffenden Wort aus Don Carlos:

> Doch hab ich immer sagen hören, daß
> Geberdenspäher und Geschichtenträger
> Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
> Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Uebrigens stand v. Thadden mit seiner Forderung der Namennennung nicht allein da. Schon zwei Jahre vor ihm hatte der achte Schlesische Provinziallandtag den Antrag gestellt, daß alle Original-Artikel über Thatsachen, Zustände und Personen vom Verfasser unterzeichnet sein müßten. —

Im Sonderbundkrieg stand das Volksblatt in seinen von Leo geschriebenen vortrefflichen „Geschichtlichen Monatsberichten“ auf der Seite der Urkantone, auf der Seite der von einer übermütigen revolutionären Majorität überwältigten Minorität. „Der Sonderbund kämpft für die höchsten Güter, die jemand hat, für die lebendig empfundene Weise, wie ein Mensch seinem Gott dient, und für das von den Vätern ererbte Recht, und hat dabei als Zeugen dieselben Landschaften, die schon die Helden-

thaten der Väter sahen." — „Die Lippen, die täglich von Freiheit und Recht überfließen, predigen im Namen der Freiheit und des Rechtes eine Unternehmung, die nichts ist als Tyrannei und Gewaltthat." (Nr. 87, September.) „Die Einziehung der aargauischen Klöster 1841 (ein Wert von mehr als 6 Millionen Franken), deren Bestand staatsrechtlich im Bundesvertrag gewährleistet war, deren Recht auch der Klosterfeind anerkennen muß, war ein Raub, ein offener, ungescheut und angesichts der Welt geübter Raub." Seit jene Einziehung stattgefunden hat, „haben die Katholiken der Schweiz um Herstellung des Rechts auf jeder Tagsatzung geschrieen, gebeten — man hat die Ehre dieses gewaltsamen Diebstahls aufrecht erhalten, hat mit ehrlosem Trotze Unrecht für Recht erklärt, am Ende die Klosterfrage ganz aus den Traktanden der Tagsatzung ausgeschlossen." Um solcher Gesinnung entgegenzuarbeiten, sind die Jesuiten nach Luzern berufen worden. „Wir wissen so gut und besser als die Gegner: die Jesuiten sind nicht das Pflaster, welches die Schäden unserer Zeit heilen wird — aber die Luzerner waren in ihrem vollen Rechte, indem sie den Orden, den sie für heilbringend hielten, berufen haben." Es sind dann, nachdem der Zufluß des Auswurfs von ganz Europa in der Schweiz immer größer geworden und von organisierten Freischarenbanden zwei Einfälle in Luzern mit mordblutiger Hand gemacht worden waren, die über den Klosterraub empörten Kantone von Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Wallis und Fryburg zu einem Sonderbund zusammengetreten. Es war ein Akt der Notwehr. Aber zwölf und zwei halbe Stände haben gegen den Sonderbund einen Kriegsbeschluß gefaßt, obschon bundesrechtlich drei Viertel der Stimmen zu einem solchen Beschluß gehörten. Auch hier wurde, „wie auf dem ganzen früheren Wege dem Rechte und der Gerechtigkeit ins Angesicht gespieen". Als es sich um die Abstimmung in der Baseler Großratssitzung am 6. November 1847 handelte, hat Nikolaus Bernoulli an Bürgermeister und Räte folgendes Schreiben gerichtet:

„Nachdem sich die Kunde verbreitet, es werde an Hochdieselben ein Gutachten zum Zuge gegen den Sonderbund gelangen, so bitte ich, Sich fragen zu lassen, ob Hochdieselben denn wirklich wollen unserer obersten Behörde anraten, Gott den Rücken zuzuwenden, den Glauben zu verleugnen, das Gewissen zu übertäuben, das Recht mit Füßen zu treten, und was eine Obrigkeit Ehre heißen darf, in den Koth zu werfen? Ob etwa gar jemand sich noch rühmen wird des Kampfes und der Ueberwindung, die es gekostet, den bösen Rat zu wählen, daß mit Blutschuld erkauft werde die Ruhe unserer Stadt? Sähe ich nicht bereits, wie wenig alles Beschworene in der Wagschale zieht, so könnte ich wohl sagen, ich beschwöre Sie. Aber so wahr der HErr lebet, der Himmel und Erde erschaffen hat und von Anbeginn wollte, daß jedes Gewächs Frucht bringe nach seiner Art, aus unschuldigem Blute, das wir verraten, wird nicht Segen erwachsen über uns und unsere Kinder. Möge sein Racheschwert, wenn er einst würget, vorübergehen an meinem und jedem Hause, aus welchem kein Gebein sich gerührt zu diesem Judaskriege." — Geholfen hat der Brief nichts. Der angeblich bedrohte Wohlstand Basels: „Der Gewalt muß man weichen", bei 50000 Bajonetten heißt's: „gute Nacht Recht", Furcht vor Brandschatzung und Einquartierung und derartige Dinge ließen 65 Mitglieder für Marschieren der Truppen gegen den Sonderbund stimmen, während 49 Stimmen in dem protestantischen Basel so unbefangen und gerecht waren, nicht gegen den Sonderbund zu stimmen. —

Der Krieg begann. Höchstkommandierender der Majorität war der General Düfour „So bequem wie Düfour ist nicht leicht ein General zu Feldherrnruhm gekommen — seine ganze Feldherrnthätigkeit erforderte nichts als die Bestimmung der Märsche, mittels deren sich die verschiedenen Teile seiner Armee koncentrisch, zuerst auf Fryburg, dann auf Luzern bewegen sollten. Nirgends hat man ihnen Schwierigkeiten, wirkliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. Wo man gegen seine Leute schoß, blieb ein Teil seiner Truppen den Schießenden gegenüber außer Schußweite stehen, während andere Abteilungen auf Seitenwegen die feindlichen Schützen umgingen, die dann nichts Eiligeres zu thun hatten,

als davonzulaufen. Zu Umgehungen aber war das Hügelgelände von Fryburg und Luzern wie expreß geschaffen. Diese ganze Feldherrntheorie läßt sich möglicherweise hinter dem Ofen, eine Landkarte vor der Nase, und einen Teller mit Bratäpfeln und Burgunder zur Seite, auch erwerben." Daß die provisorische Regierung in Luzern die Jesuiten vertrieben hat, macht ihr Leo nicht zum Vorwurf, weil er Gott dankt, daß der anrüchige Name der Jesuiten nun ganz von dem, was man dort zu verteidigen hat, getrennt ist und weil man einer provisorischen Regierung den Entschuldigungsgrund einigermaßen militärischen Verfahrens zubilligen muß.

„O armes Land! wo die Helden in Abgang kommen, und wo der Chor, der in seiner Gesinnung wie ein Rohr im Winde geschüttelte Chor der Spießbürger mit allen seinen Feigheiten, Ueberklugigkeiten und armseligen Interessen in die Heldenrollen eintritt, und folglich seine Charakterzüge zu wesentlichen Eigenschaften der neuen Heldencharaktere macht." „Die sittliche Schmach so spießspürgerlicher Verlumpung" läßt den Verfasser der „Geschichtlichen Monatsberichte" in die Gebetsworte ausbrechen: „O heiliger Geist, der du mit erbarmendem Auge auf deinen Knecht Petrus sahst, als die Schlange der Feigheit sich in sein Herz gebissen hatte, daß er dich verleugnete und einen Augenblick zum Lumpen ward — der du mit deinem jammernden Heldenauge in sein Herz bohrtest, daß er in Thränen ausbrach über seine Schmach und Sünde, und durch die Flamme deines Blickes geschmolzen und geläutert, wie das Silber im Ofen des Schmiedes, einen neuen Sinn und einen gewissen Geist faßte, daß er ein Held und der Felsen deiner Kirche ward — o wirf auch diese unsere deutschen Brüder, die an den Alpen wohnen, die ja auch einst wie Petrus das Schwert zu ziehen vermochten gegen die Schergen der Gewalt — wirf sie nicht von dir, bescheine sie mit deinem mildklagenden Auge in diesen heiligen Tagen, daß in ihnen der Sinn für Recht und Ehre sich neu belebe, daß ihr Licht sich neu anzünde an der Fackel deiner Heldenlehre, und sie ein schöneres Auferstehungsfest ihrer gestorbenen Ehren feiern, als es jener erste Januar 1308 ihnen gebracht haben soll — sei ihnen gnädig, wie du es uns gewesen bist nach unserem schmählichen Jahre 1806."

„Betrachtungen über den Fall Luzerns" hat dann (in Nr. 98) Fr. von Florencourt angestellt. Sein Unwille macht sich vorzugsweise gegen die Konservativen Luft, die den Mantel nach dem Winde der öffentlichen Meinung hängen. Er hat wenig Hoffnung für die Zukunft. „Diese Hoffnungslosigkeit stammt aus der moralischen Schlaffheit derjenigen Partei, welche einstweilen noch das Bessere verfechten will. Sie hat eben noch Bildung, Einsicht und Gewissen genug, um das Richtige zu erkennen und aussprechen zu können; aber sie hat nicht mehr Kraft und Frische genug, um danach nun auch folgerecht handeln zu können. Es ist alles nur noch Reminiscenz, tote Reflexion; nichts ist mehr innerste Notwendigkeit, nichts bewährt sich mehr in den entscheidenden Augenblicken."

Zu den Betrachtungen Florencourts bemerkt die Redaktion: „Was uns von Anfang an bestimmte, die Spalten unseres wegen monarchischer und orthodoxer Tendenz von seinem Erscheinen an verschrieenen Blattes den Aeußerungen eines Mannes anzubieten, der in dem Rufe eines starken politischen und kirchlichen Liberalismus stand, war, wie wir von Anfang an erklärt, das lebendige und tiefe Gefühl einer Gemeinschaft bei aller Verschiedenheit, einer Gemeinschaft des sittlichen Grundes der strengen Gewissenhaftigkeit. — — Es scheint uns die ganz specielle Aufgabe des Verfassers zu sein, seinen Zeitgenossen aller Richtungen und Parteien das Gewissen zu schärfen. Als ein solches Erzeugnis sittlichen Ernstes, als ein Aufruf an das Gewissen erscheint uns auch der vorliegende Aufsatz. Mag auch der Verfasser in seinem schonungslosen und so ganz allgemein gehaltenen Urteile über die Vertreter des konservativen Princips (in der Schweiz) zu strenge, ja teilweise ungerecht verfahren, mag er zu schwarz in die Zukunft blicken: so viel ist gewiß, daß die Gefahr, wie sie der Verfasser schildert, in hohem Grade vorhanden ist, und daß gerade nur der sich davor bewahren wird, der sie anerkennt. Mögen

wir immerhin in Rechnung bringen, daß sich die Sonderbündler, selbst nach dem Anerkenntnis ihrer Feinde, noch zuletzt tüchtig (?) geschlagen haben, — immer war man zur Erwartung eines viel kräftigeren Widerstandes berechtigt, immer ist der Totaleindruck des ganzen Verlaufs der Dinge und vor allem die Flucht der Häupter des Bundes ein schmachvoller, den alle Rechtfertigungen und Entschuldigungen nicht auszulöschen vermögen." v. Tippelskirch erblickt wie v. Florencourt in dem kläglichen Ausgang des Sonderbundkrieges „eine gemeinsame Niederlage der konservativen Partei, als eine Folge auch unserer Sünden", für die wir „im Sack und in der Asche Buße thun sollten." — — von Tippelskirch kommt im Neujahrsgruß zum Jahrgang 1848 noch einmal „auf die schmachvolle Niederlage" zurück. Das Gefühl der Trauer wird nicht gemindert durch die Freude, die die Vertreibung der Jesuiten erregt hat. „Mögen sie auch in ihrem gegenwärtigen Bestande weniger gefährlich sein, so hat dieser Orden, wenn irgend einer, es verschuldet, daß man ihm nicht traut. Sie sind es, welche einer Verständigung unter allen denen, welche Christum lieb haben, in allen Konfessionen, zu der die Regensburger Schule Sailers und seiner ehrwürdigen Nachfolger einen so schönen Grund für Deutschland gelegt hatte, durch ihre offenen oder verhüllten ultramontanen Tendenzen am meisten im Wege stehen." Daran schließt sich die wohlwollende Hoffnung, Pius IX. werde Deutschland vor dem Jesuitismus bewahren. Als ob ein italienischer Papst eine besondere Fürsorge gerade für Deutschland zu hegen im stande wäre! Und als ob überhaupt von einem Papst das Geringste für ein friedliches Zusammengehen oder gar für eine kirchliche Wiedervereinigung der getrennten Kirchen das Allergeringste zu hoffen wäre. Pio Nono ist ein Spielball der Jesuiten geworden! —

Im „Geschichtlichen Monatsbericht" vom August 1847 sagt Leo (Nr. 77), daß Frankreich von allen europäischen Ländern in der traurigsten Lage sei. Aeußerlich jetzt wie zur Zeit der großen Revolution ein reiches Gebiet, ein zahlreiches Volk, ein kriegsgeübtes Heer, ein weitausgedehnter Handel, aber innerlich ein vollkommener sittlicher Verfall. Damals „war die höhere Gesellschaft in einen Pfuhl der Liederlichkeit, Gottlosigkeit, Bestechlichkeit und des gewissenlosesten Hochmutes versenkt", heute „derselbe Zustand", „nur dahin geändert, daß die ganze sittliche Auflösung, die damals hauptsächlich die höhere Gesellschaft ergriffen hatte, nun auch herabgestiegen ist bis in die Hütte des Armen. Ein Volk kann zahlreich und ein Land an Gütern reich sein, und beide doch sehr unglücklich — eine Armee kann tapfer sein und doch sehr verwildert — ein Handel kann alle Güter, die die Erde spendet, zusammenführen und doch den gähnenden Schlund menschlicher Begierde zu stopfen nicht im stande sein — auch der Stolzeste hungert und dürstet, wenn ihm der Brunnen verschlossen ist, dessen Quellen allein ein ewiges Genügen geben."

Im Monatsbericht vom Oktober 1847 heißt es: „Aus Frankreich haben wir wenig zu berichten, und das Wenige ist uns leid. Wir werden durch das ewige Wehklagen über das innere Verfaulen Frankreichs unseren Lesern allmählich den Eindruck hervorbringen, als hätten wir unsere Freude an dem sittlichen Unglück des Nachbarvolkes, und doch machen wir die Geschichte nicht, sondern ein Höherer macht sie. Vor nunmehr einigen fünfzig Jahren ist in Frankreich der König hingerichtet worden, das heißt, man hat ihn unter einer Form ermordet, die den Mord zur allgemeinen Blutschuld erhob, den Mord eines Mannes, der freilich als dieses Individuum, was er war, nur auch ein Mensch, aber als König zugleich das sittliche Centrum der Nation war. Eine Nation, die ihren König hinrichten läßt, begeht allemal einen sittlichen Selbstmord; sie zerbricht die sittlichen Grundlagen, auf denen sie selbst zur Nation erwachsen ist, und was von sittlichen Kräften nach diesem Bruche in den Händen des Einzelnen übrig bleibt, ist immer nur eine vereinzelte, zusammenhanglos gewordene Seelenspannung. Die Strafen jenes Mordes haben sich zunächst auch an den zunächst Beteiligten vollzogen; die, welche in den Mord nur willigten, um ihre einflußreiche Stellung, am Ende um ihr Leben zu behalten, aber ihn eben durch diese Einwilligung erst möglich machten, in dieser Form

eines Justizmordes, einer Blutschuld der ganzen Nation, sind zuerst als Opfer gefallen, als sie endlich sich doch dem wilden Geiste entgegensetzen mußten um ihrer selbst willen. Der Tod, um welchen zu vermeiden sie feig in das Unrecht willigten, hat sie doch ereilt, aber die Schande vorher — und ihre Mörder haben sich dann untereinander zerfleischt, haben an dem allgemeinen sittlichen Zustande herumgerissen, so daß ihnen kein guter Tag mehr ward, bis sich statt des Freiheitsphantoms, was sie gesucht, der bleierne Despotismus einer Militär-Regierung auf sie lastete, eine Militär-Regierung, die von vornherein eine argwöhnische, gewaltsame, rechtsverachtende sein und bleiben mußte, weil sie die Ehre jener Revolution, von der der Königsmord ein wesentlicher Bestandteil war, zu verteidigen hatte. Ein Usurpator, der die Ehre einer Revolution zu vertreten hat, von der die Spitze in einem Königsmorde bestand, konnte nicht ruhen — er selbst mußte in steter gewaltsamer Spannung bleiben, und mußte die Nation in steter Spannung halten, um die Gedanken abzuziehen von dem, was sie in seine Hände verloren hatte, wenn sie ihn vom Standpunkte der Revolution aus betrachtete! Nun hat aber jede menschliche Kraft ihr Ziel, und eine Spannung, die ihrer Natur nach eine dauernde, also mit jedem Siege eine wachsende notwendig ist, muß am Ende die Kraft jedes Menschen, jeder Nation übersteigen — Bonaparte ist am Ende an den Dimensionen (Ausdehnungen), die er mit seiner Spannkraft zu erfüllen suchen mußte, zu Grunde gegangen. Der Mann aber, der an seine Stelle trat, hat nur zum Teil mit der vorangehenden Revolution gebrochen, und hat zugleich in das neue Hauswesen, was im französischen Staate gegründet ward, gerade die Ergebnisse aufgenommen der sittlichen Umwälzung, welcher sein Bruder auf dem Schaffot als Opfer gefallen war. Er selbst hat darauf die Parteiung im Inneren von neuem gepflanzt zwischen denen, welche die Ehre der Revolution aufrecht hielten, und denen, die diesem Götzenbilde sich nicht beugten; der arme eitle Mann dachte gerade durch diese Parteiung im Inneren die Nation an seinem Gängelbande leiten zu können, bis ihm der Mord seines Neffen, des Herzogs von Berry, offen den Abgrund zeigte, auf den er zutaumelte. Von da an suchte er entschieden einzulenken, aber es war zu spät — der Zwiespalt war befestigt, und sein Bruder, der ihm folgte, der wohl begriff, daß hier keine Heilung sei, als die von innen heraus, von der Seele aus, von der Religion aus, fand für dieses Streben die Gemüter, auch die der Männer, die seine Absicht fördern sollten, schon so erfüllt und verblendet mit unheiliger Leidenschaft, daß alles, und am Ende er selbst überstürzt ward, daß von neuem Frankreichs Staatsrecht ganz auf den Boden der Revolution gestellt ward. Die nachfolgende Regierung hat die Klugheit der Kinder der Welt in vollem Maße gehabt, sich nie in klaren Widerspruch mit ihren Gegnern zu setzen; sie hat deren Führer, einen nach dem andern, bei ihrer Eitelkeit gefaßt, oder ihre augenblicklichen Verlegenheiten benutzt; hat sie so in Stellungen gebracht, wo sie mit ihren Parteien, wo diese unter sich zerfielen; hat einen dieser Führer nach dem anderen abgenutzt, und dann als einen einflußlos gewordenen beiseite geschoben; hat in seinem Gemeinwesen, dessen Form, wenn sie segensreich sein sollte, auf eine unter Menschen nicht zu findende Weisheit und Anspruchlosigkeit berechnet, also eine Chimäre (Trugbild) ist, vielmehr Eigennutz und Eitelkeit zum Hebel gemacht; hat das ganze öffentliche Leben mit Verderbnis erfüllt, und nun fühlen die Menschen dies Verderbnis, wie es das ganze öffentliche Leben der Nation, wie es von da aus eindringend auch alle Häuser und Hütten erfüllt — die einfachsten Verbesserungen, die in Vorschlag kommen, wie die Reform des Notariatswesens, welche der unglückliche Teste versuchte; die Reform der Volksrepräsentation, welche eine Anzahl Deputierte fortwährend verlangt haben; die Entlastung des Staates durch Zinsreduktionen; die Versuche, dem Erstickungskampfe des Großkapitals gegen das kleine Schranken zu setzen — alle solche wahrhaft zum Heil führenden Absichten sind fortwährend an der massenhaft dastehenden, zu einem unentwirrbaren Knäuel verschlungenen Unsittlichkeit, an diesem Gemisch unklaren, revolutionären Sinnens und Denkens, nirgends Ruhe lassenden Eigennutzes, nirgends Ruhe lassender Eitelkeit und Leidenschaft gescheitert — — — kurz!

es ist bei allem äußeren Luxus, bei aller scheinbaren äußeren Kraft der sittliche Tod im Inneren. — — Man denke sich eine von Natur mit den edelsten Gaben des Geistes und Mutes ausgerüstete Nation, wie die französische, in diesem sittlichen Zerfalle — man denke sich ihre höheren Klassen in einem Reichtum, in einer Fülle der äußeren Mittel, welche doch die bei uns erscheinende noch um ein Bedeutendes übertrifft — und dazu diese sittliche Umgebung, diese trostlose Aussicht. Ist ein solcher Zustand nicht eine Höllenstrafe? Löst sich in solchem Zustande nicht das Leben einer Nation in ein Würmergewühl auf? — Und nun finde einer noch den Wust von Eigennutz, Eitelkeit, wirklicher Ehrlosigkeit, Narrheit und Schlechtigkeit, den wir in den Monachtsberichten des letzten Jahres fast nur an Beispielen aus den höheren und höchsten Ständen Frankreichs mit widerwilliger Feder, mit Grausen und Empörung berichten mußten, noch unerklärt und unerklärlich! — So lange die Revolution, so lange die Mordschuld Frankreichs die Ehre behält, so lange das Volk nicht sich vor dem Herrn demütigt und in der Last seiner Sünden zu Gott schreit um Gnade, wird keine Umkehr sein in diesem Verderben! Aeußerlich mag sich dies Wesen noch aufblähen — einzelne Erfolge mag es noch gewinnen — vielleicht auch noch einmal Siege erfechten — aber täglich wird es leerer und fauler im Inneren. Wer noch die Augen offen hat für die stillen, inneren Gerichte der göttlichen Majestät, für die zarten, aber unzerreißbaren Fäden, durch welche der Mensch an Gottes Hand gebunden ist, wird auch hier wieder sehen, daß der HErr unser Gott ein eifriger Gott ist, der die Missethaten der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied. Er hat nicht nur die Mörder-Generation zerschlagen, sie durch sich selbst, sondern auch den Ruhm, mit dem die nächste Generation Europa fast überflutet hätte, und nun, ehe noch die vierte Generation abgestorben ist nach der Mörder-Generation, sehen wir, wie alles im Inneren verrottet und verfault, während man noch mit der äußeren Schminke des Reichtums und der Civilisation prunkt. Wahnsinn und Schlechtigkeit fordern von Monat zu Monat ihre Opfer in den höchsten Kreisen der Nation (im August 1847 ist die Herzogin von Choiseul-Praslin, Mutter von neun Kindern, von ihrem Manne umgebracht worden und der Mörder hat sich dann selbst das Leben genommen, S. 1199) — wie mag es erst in den geringeren stehen? welche Verwirrung der sittlichen Anschauungen, der sittlichen Strebungen, der Gedanken an Gott und über Gott mag erst da zu finden sein? — Unsere deutsche Nation mag sich ein Beispiel daran nehmen, aber nicht um sich zu überheben, nicht um in der Einbildung eigener Gerechtigkeit sich zu preisen; denn auch von ihren Söhnen werden täglich mehr in diese sittliche Verwirrung hereingerissen, auch bei ihr beugen täglich mehr ihre Kniee den Baalim, deren Götzenbilder die Nachbarn aufgerichtet haben — nicht als Unschuldige mögen wir aufschauen zu dem HErrn der Heerscharen; sondern als solche, die erzittern vor den Schrecken des Gerichtes."

Auch in Deutschland kamen skandalöse Dinge vor. „Der Kritikus" (Marcard) teilte in Nr. 20 von 1847 mit, daß die spanische Tänzerin Lola Montes sich in München auf offener Straße mit einem Fuhrmann weidlich herumgeprügelt habe. „Das dumme Münchener Volk" — fügt Marcard mit bitterer Ironie hinzu —, „welches noch auf einer sehr niederen Stufe der Weltgeschichte zu stehen scheint, hat diesen Unfug so übel genommen, daß Mamsel Montes, um vor der Wut des Volkes geschützt zu werden, unter starker Bedeckung von München fortgebracht werden mußte." Leo sagt im Monatsbericht vom Februar (Nr. 24), „daß allen Zeitungen zufolge in München ein arger, das sittliche Gefühl von Hoch und Niedrig empörender Skandal vorlag." Die spanische Person sollte als Mätresse des Königs Ludwig I. zur Gräfin ernannt werden, worüber vier Minister um ihre Entlassung nachsuchten, nachdem sie mit dem Freimut von Christen die schwere Versündigung an den heiligsten, an den sittlichen Gütern der Nation, wenn die Standeserhöhung stattfände, in einem Memorandum dargelegt hatten. Alle Zeitungen waren des Lobes der Minister voll, da „mit einem Male, wie durch einen Zauberschlag, ist das ganze Publikum wie auf den Kopf gestellt — auf den Kopf gestellt durch die Zeitungen — die sich nun ihrer früheren Klagen und Spott-

reden über den Skandal in München ganz und gar nicht mehr erinnern — die in dieser ganzen Angelegenheit nur eine Privatsache finden, die das Publikum nichts angeht, die anfangen, sogar an heilsame, tiefangelegte Absichten zu glauben, deren Verfolgung eben gar keinen anderen Zweck gehabt habe, als die Entfernung des ultramontanen Ministerii Abel. Die Erklärung dieses Ministerii ist nun mit einem Male unehrerbietig (als wenn es nicht Fälle gäbe, wo der Respekt vor Gott, dem höchsten Herrn, doch den Vortritt verlangt?); und nicht bloß dies, sondern sie ist intriguant, denn die Ministerialerklärung sucht die Stimmung des Volkes übertreibend abzumalen — — Kurz! mit einem Male ist alles wie umgekehrt, und sogar der protestantischen Kirche wird zugemutet, sich über das Dasein des spanischen Weibsbildes in München zu freuen, weil sie dadurch den Kampf gegen ein bedrückendes Ministerium los werde!"

„O Gott vom Himmel! der du dies elende Treiben mit den Herzen und Sinnen deines Volkes ansiehst, gieb uns und unserer Kirche lieber dreimal härtere Kämpfe gegen Bedrückung; mit deiner Hülfe werden wir sie bestehen — aber halte von uns weit — weit — weit weg den gemeinen, den feilen, den elenden, den verächtlichen Sinn, der etwas sittlich Ehrenwertes verleugnet, der sich nicht dazu bekennt, wenn er von dieser Verleugnung, von diesem Nichtbekenntnis Vorteil hofft, wäre es auch nur der Vorteil einer bequemeren Entwicklung. Lieber gieb uns allen möglichen Druck, alle mögliche Niederdrückung und Erniedrigung von außen, als diese innere Erniedrigung, diese wahrhafte Herzensniedertracht, wie sie jetzt die meisten Zeitungen, die meisten Leiter (wie sie sich nennen) des Bewußtseins unserer Nation bewähren — vor allem hüte unsere Kirche, daß sie von der Pest dieser Gesinnung angesteckt werde!" — Die Art, wie die abtretenden Minister scheiden, verlangt unsere Achtung, und der Anlaß bleibt ein beklagenswerter. — „Die ganze Geschichte aber, und besonders die Betrachtung, wie sich unser Volk in seinem sittlichen Urteil von einigen feilen, von anderen überklugen Zeitungen herumreißen und wie ein hungriger Hund mit einer Bratenschnitte durch gewisse herrschende Redensarten zu allem Möglichen bringen läßt — erfüllt unser Gesicht allen anderen Nationen gegenüber mit Schamröte; und die Aussicht erfüllt unser Herz mit Entsetzen, was aus einer Nation werden soll, wo ein so feiler, feiger, verworfener Sinn als Leiter des öffentlichen Bewußtseins Glück macht. Bei dieser Betrachtung staatlicher Verhältnisse — — mögen wir uns darauf gefaßt machen, daß die moschusstinkige Atmosphäre einer gewissen bedientenseligen Diplomatie, welche die wichtigsten Ausschlüsse über die Weltgeschichte auf den verborgenen Hintertreppen zusammenkehrt, über lang oder kurz so mächtig sich ausbreitet, daß man uns aus allen unseren Helden, aus Blücher, Scharnhorst, Bülow u. s. w., auch Puppenbälge macht, die nur beim L'hombretisch der diplomatischen Intriguanten für ganz andere Zwecke, als wir glaubten, ausgestopft worden sind, wie man's mit dem ehrlichen Hofer und einigen anderen schon versucht hat. Pfui! über die diplomatischen Bedientenseelen! über die noch elenderen Zeitungswirte! — Schaffe dir das Gesindel vom Leibe, du treues Volk der edlen Deutschen, wenn du noch irgendwo zu finden bist!" —

„Unsere Zukunft" ist ein Aufsatz v. Florencourts in Nr. 6 von 1848 überschrieben. Als Niebuhr eine nochmals über Europa hereinbrechende Barbarei prophezeite, hielt Florencourt dies für eine hypochondrische Grille, jetzt ist er mit vielen scharfblickenden Männern derselben Ansicht. Die europäischen civilisierten Völker sind im Zustand der Abgelebtheit, wie einst Griechenland und Rom. Wer nur das natürliche Leben der Völker ins Auge faßt, muß an der Zukunft verzweifeln. Ein christliches Volk kann, wie der einzelne Christ, durch Reue und Buße sich verjüngen und erneuern. „Nur der christliche Staatsmann kann vermöge seines Gemütszustandes diejenige Produktivität besitzen, die zu einem Reformator unentbehrlich ist. Und der einzige große Staatsmann, den Europa in diesem Jahrhundert gehabt hat, der Freiherr vom Stein, ist wenigstens ein glänzendes Beispiel für diese Behauptung." Minister der Gegenwart, die ohne Hoffnung auf unsere politische Zukunft sind, wandern am besten nach Amerika

aus zu einem natürlich jugendlichen Volk. — Daß die Vereinigten Staaten Nordamerikas an Jahren ein jugendliches Gemeinwesen ausmachen, ist richtig, Florencourt übersah aber, daß dieses Gemeinwesen, durch Auswanderer des alten Europa gebildet, mit aller Verderbnis der alternden europäischen Völker erfüllt worden ist.

Im „Geschichtlichen Monatsbericht“ vom Januar 1848 berichtet Leo von der Wut der Pariser Opposition gegen die Regierung, insbesondere von den sog. Reformbanketten, die lediglich zur Beunruhigung und Aufregung des Landes unternommen worden sind. Am 23. Februar ist davon im Volksblatt die Rede. Am Tage vorher sollte ein großes Bankett in Paris stattfinden, die meisten Oppositionsglieder beschlossen aber, wegen der bereits vorhandenen großen Gärung von dem Bankett abzustehen. Am 23. Februar wurde Guizot entlassen und am 24. brach die Revolution aus. Die erste Wirkung im Volksblatt zeigt die Nummer vom 4. März, sie bringt unter der Ueberschrift „Ein Urteil über die erste französische Revolution, nebst einer Parallele“ eine Stelle aus der Vorrede von Leos — aus seiner Universalgeschichte im Jahre 1842 besonders abgedruckten — „Geschichte der französischen Revolution“. Die französische Revolution hat faule, unhaltbare Zustände beseitigt, aber aus der französischen Auflösung ist eine bis heute fortdauernde Unordnung entstanden, weil man in übermütiger, leidenschaftlicher, persönlicher Weise in die Ordnung der Welt eingriff. „Die Umwälzenden machten durch die Art, wie sie unberufen auftraten oder ungemessen über ihren Beruf hinausgingen und ohne Rechtsachtung eingriffen, wie sie in der Umwälzung nur ihrer eigenen schlechten Leidenschaft einen Altar errichteten, die Verteidigung des alten Schlechten noch zu etwas sittlich Achtbarem, Ehrwürdigem; — sie wollten aus freien Stücken einen neuen Staat machen ohne Rücksicht auf Bedingungen des wirklichen Lebens, und schufen Nichtiges, Leeres, — ein Gehäuse, was keine andere Erfüllung hatte, als die der Leidenschaft, der Sünde, der Albernheit.“ Auch in Preußen waren in den höheren Ständen wie in der Regierung sittlich-faule, unhaltbare Zustände eingetreten. „Es mußte eine Auflösung kommen oder der Tod. Die Auflösung ist gekommen in der Gestalt eines großen allgemeinen Unglücks — im Kampfe mit diesem Unglück sind widersinnig gewordene Einrichtungen, sind schlechte Organe der Regierung durch die Gewalt bei Seite geschoben worden, das sittliche Gefühl der Nation ist von der Wurzel aller sittlichen Gefühle, man kann sagen vom Hause aus, neu belebt worden, und die Auflösung hat eine neue Erhebung zur Folge gehabt, aus der Asche ist ein Phönix entstanden. Kein schlechtes Element hat eine Berechtigung behalten — sondern sie sind offenbar geworden, unwiderleglich offenbar auf dem Probierstein des allgemeinen Unglücks, und man hat ein neues Leben begonnen, ohne sich mit den Nachwirkungen von Sünden, von terroristischen Zuständen, von quacksalbernden Theorien herumschleppen zu müssen.“ — — „Die eine Auflösung ist in sündhafter Anmaßung von Menschen unternommen, die andere durch göttliche Fügung als ein Strafgericht und als eine Läuterung herbeigeführt worden; jene hat nur von einer Gestalt der Nichtigkeit, von einer Hohlheit zur anderen geführt — diese gekräftigt, gestärkt, erhoben. — — — Die einzige Rettung für Frankreich ist eine sittliche Rekonstruktion der Gesellschaft von unten herauf, vom Hause aus — eine Rekonstruktion, die nur an der Hand der Kirche statt haben kann. So lange diese nicht eintritt, täusche man sich doch nicht und glaube etwa, die Revolution wirke nicht mehr demoralisierend fort. Im Gegenteil, ihre Sündengeneration ist täglich sichtbar und unsichtbar thätig, wie die Würmer im Holz, wie großenteils in anderen Schichten menschlicher Verhältnisse, als welche politisch hervortreten. Ab und zu lassen einmal Nachrichten über sittliche Vorgänge im Nachbarlande einen tiefen Blick thun in die Haltlosigkeit auch der jetzigen Zustände, in die innere Zersetzung der socialen Elemente, in die gänzliche Verwirrung der sittlichen und religiösen Vorstellungen. Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“

In der Nummer vom 8. März wendet sich „der Monatsberichtler an die Leser des Volksblattes". Die Reichen scharen sich in Frankreich um den Staat, „der noch ihre große Sparbüchse darstellt und die Anhänglichkeit an diese Sparbüchse ersetzt bei ihnen die Eide, die von Ludwig Philipp so leichtsinnig gebrochen worden sind, wie Karl X., wie Napoleon, wie der früheren Republik, wie Ludwig XVI." Die provisorische Regierung hat versprochen, daß der Staat den Arbeiter ernähren soll, dem er keine Arbeit gewähren kann. Das wird man sich nicht zweimal sagen lassen, niemand darbt gern bei der Arbeit, der besser leben kann ohne Arbeit. Alles Silber Mexikos ist solchen Dingen nicht gewachsen.

Wenn die Geschichte Ludwig Philipps einmal auch dem Starblinden deutlich macht, wie erschrecklich es sei, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, so haben wir ein Recht, dieses Gottesgericht zu preisen, denn seit Jahren haben wir es als eine Notwendigkeit vorausgesagt — noch vor wenigen Wochen (1847, 27. November, S. 1485) bestimmt gesagt: daß das mene tekel an die Wand des französischen Königspalastes geschrieben sei. Wenn sich das zeitherige Staats- und Regierungssystem in Frankreich als ein ruinierendes erwiesen hat, so haben wir, wenn auch weit entfernt von aller persönlichen Schadenfreude, ein Recht, darüber zu triumphieren, denn seit Jahren haben wir auch in diesen Blättern König Ludwig Philipp jenem russischen Bauern verglichen, der sich auf den Ast setzte, den er eben absägte. Aber aus alledem geht hervor, daß, wenn Gott sich als ein starker Gott erweist gegen die, welche ihn verachteten, er sich als ein ebenso starker erweisen wird gegen die, die an ihn glauben, die auf ihn hoffen; daß wenn ein bodenloses Regiment zusammenbricht, ein Regiment nicht zusammenbrechen kann, was Gottesfurcht zu seinem Boden hat. Rufen wir ein Heil unserem Könige, daß er sich auf diesen starken, auf diesen ewigen Boden gestellt hat, und lachen wir die feigen, meineidigen, glaubenslosen Schurken aus, die jetzt in Angst herumlaufen und meinen, diese französische Wirtschaft könne in irgend achtbaren Kreisen Sympathien in Deutschland finden. Wer so spricht, glaubt selbst nicht an die Festigkeit des Eides, den er seinem Könige geleistet hat, sonst wüßte er gewiß, daß er sein Vaterland höchstens in der Art Not sehen kann, welche die Spannung zum Siege ist. Wer an seinen Eid glaubt, der weiß, daß nur der Tod ihn bricht — der glaubt auch an anderer ehrlicher Menschen Eide. Nur ein Schurke setzt voraus, daß sein Volk in Masse zu ehrlosen Schurken werden könne. Verachten wir die alten Weiber, die in Männerhosen herumlaufen und meinen wunder wie interessante Dinge sie sagten, wenn sie bei einer Tasse Thee äußern, es stehe schlimm in der Welt. Solche Reden sind des Teufels Laufgräben, in' welchen er der Festung zu nahen sucht — — es ist der Unglaube, es ist die Unfähigkeit, Zutrauen zu dem zu haben, das man nicht siehet, im politischen Gebiet; es ist die sittliche Verlumpung, die wahre Pöbelhaftigkeit in Glacéhandschuhen und Manschetten. Ein ehrloser Schurke, wer jetzt nicht auf Deutschland Nettelbecks Wort anwendet von Kolberg: „Unser Bestand kann und muß unserem Fürsten erhalten werden, es koste was es wolle! Wir haben Brot und Waffen; und wir sind alle für einen Menschen entschlossen, und wenn auch alle unsere Habe zu Schutthaufen werden sollte, das Land nicht unter fremden Staat kommen zu lassen!"

In kleinen Dingen hängt viel von verständigem Herüber- und Hinüberlegen ab — da mag der Mensch zweifeln, lange zweifeln. Im Ganzen und Großen aber hängt alles ab von dem Glauben, den die Menschen zu ihrem Gott und dadurch zu sich und zu anderen Menschen haben.

„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen:
Wen suchen wir, der Hülfe thu, daß wir Gnad erlangen?
Das bist du Herr alleine!"

Der letzte „Geschichtliche Monatsbericht" (für Februar) erschien am Unglückstag des Jahres 1848, am 18. März. Man verlangte nämlich vom Volksblatt, das jetzt wegen der „Geschichtlichen Monatsberichte" als politische Zeitung angesehen wurde, den

Zeitungsstempel, eine unerschwingliche Ausgabe, die später wieder weggefallen ist. Aber auch dieser letzte Beitrag Leos im tollen Jahr ist nur mit seinem Anfang, die angekündigte Fortsetzung aber niemals erschienen. Leo berichtet über den 21.—24. Februar in Paris. Die Einzelheiten entsprechen in so auffallender Weise den Ereignissen, die vier Wochen später in Berlin eintraten, daß, was die Beteiligung des Pöbels anlangt, an eine gemeinsame Parole gedacht werden muß. In Paris wie in Berlin war es ein unbekannt gebliebener „nichtsnutziger Bube", der die wieder eingetretene Ruhe mit einem Schuß störte, was in beiden Hauptstädten den Lügenruf: Man verrät uns! zur Folge hatte. — Als man in der Pariser Deputiertenkammer den Grafen von Paris als Louis Philippe II. hochleben ließ, „bestieg Herr Cremieux, ein Jude, die Rednerbühne und verlangte die Errichtung einer provisorischen Regierung". Wir kennen diesen Juden aus den ersten Jahren der jetzigen französischen Republik und als weiland Präsidenten der israelitischen Allianz. —

Am 5. März ist bereits der vereinigte Landtagsausschuß von Friedrich Wilhelm IV. entlassen worden. Die (in Nr. 21 abgedruckte) Rede des Königs enthält die Mahnung: „— — Meine Herren, gehen Sie mit Gott in Ihre Provinzen und Städte als Boten des Friedens, der Einigkeit und Kraft! Die Vorsehung hat Ereignisse eintreten lassen, welche die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern drohen. Deutsche Herzen, preußische Männer, Männer der Vaterlandsliebe, der Ehre, wissen, welche eigentümliche, heilige Pflichten solche Zustände bedingen. Kein Volk auf Erden hat unter ähnlichen Verhältnissen jemals ein erhebenderes Beispiel gegeben als das unsrige. Das aber bedingt die Wiederholung derselben Erscheinung in diesem Augenblick um so unerläßlicher, denn wir wollen nicht weniger treu, nicht weniger mutig, nicht weniger ausdauernd sein als unsere Väter oder wir selbst, als wir Jünglinge waren. Was jeder klare Verstand begreift, was jedes edle Herz fühlt, das sprechen Sie, Meine Herren, in Ihrer Heimat aus! Rufen Sie einem jeden die unwidersprechliche Wahrheit zu: laßt alle Parteien ruhen, seht nur auf das Eine, was not thut, wenn wir mit Ehren und Segen aus dem Sturme hervortreten wollen, den unsere Einmütigkeit, unsere Haltung, unser Beispiel unter Gottes gnädigem Beistand allerdings beschwichtigen kann. Schart Euch, wie eine eherne Mauer, in lebendigem Vertrauen um Euren König, um Euren besten Freund!" — — In derselben Nummer (21) wird der Wortlaut einer klaren festen Antwort mitgeteilt, die der König von Sachsen Leipziger Stadtverordneten gegeben hat, die ihrem Monarchen eine „Adresse" überreicht hatten.

„Zur Geschichte des Tages" (Nr. 22) hat der Appellationsgerichtspräsident v. Gerlach geschrieben: — — „Es ist ein altes Laster der Deutschen, daß sie die Franzosen anstaunen und ihre Thorheiten und Sünden nachäffen, aber noch nie ist dies so schamlos als in diesen letzten Tagen geschehen. Durch eine große Zahl namhafter deutscher Städte wird der blutige und schmutzige Popanz, vor dem das geknechtete Frankreich kniet, im Triumph getragen und der Radikalismus jubelt hinter ihm her, während die Obrigkeit, die nach dem Worte Gottes das Schwert nicht umsonst führt, in furchtsamer Haltung horcht, was die radikalen Schreier ihr gebieten, und sich Bewilligungen abtrotzen läßt, deren jede den Aufruhr stärkt und weiter verbreitet. Und welches ist der Inhalt dieser so zahm aufgenommenen Gebote der wild anstürmenden Revolutionärs? Die deutschen Fürsten sollen sich möglichst in die Verfassung setzen, in welcher Ludwig Philipp sich befand, als es dem Pariser Pöbel so ausnehmend leicht wurde, ihn zu verjagen und der „glorreichen Juli-Verfassung ein Ende zu machen". — Eine Korrespondenz „aus Berlin" vom 6. und 7. März teilt mit, daß die Bevölkerung prosaisch-vernünftig und abstrakt-nüchtern sei.

Das Patent wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtages trägt das Datum des 18. März: Aus dem Staatenbund soll ein Bundesstaat werden. Reorganisation der Bundesverfassung. Vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen

aller deutschen Länder. „Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder notwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen."

Dazu hat die Redaktion des Volksblattes am 25. März (Nr. 25) erklärt: „Der erhabene Bau, den wir zu stützen unser geringes Scherflein beitrugen, das souveräne Königtum ist unter, und wie das vorstehende Patent erweist, schon vor den Revolutionsstürmen der letzten Woche auch in unserem Vaterlande gefallen. — — Mögen unsere Leser sich nicht wundern, wenn unser Blatt sich jetzt aus den Außenwerken des Staatslebens und der Polemik mehr in das innere Heiligtum des Glaubens und dessen lebendiger Erweisungen in den beschränkteren Verhältnissen des Familien- und Gemeindelebens zurückzieht." Gleich in der folgenden Nummer (29. März) trat Fr. v. Tippelskirch von der Redaktion zurück und nannte als seinen Nachfolger Herrn von Florencourt. Jenes Sichzurückziehen wurde nämlich allgemein mißbilligt und das Nichtaufgeben der politischen Seite des Blattes dringend gewünscht. In einem vor dem Rücktrittsentschluß geschriebenen Artikel „Unsere Aufgabe in dieser ernsten Zeit" hält sich von Tippelskirch an das Wort medio tutissimus ibis. Der hier ausgesprochene Gedanke, daß das Volksblatt kein konservatives Parteiorgan mehr sein könne, weil das Banner des souveränen Königtums gefallen sei, war von der überwiegenden Mehrzahl der Leser nicht geteilt worden. Die Proklamation des Königs vom 21. März (Nr. 26) an das preußische Volk und an die deutsche Nation, in der es heißt: „Preußen geht fortan in Deutschland auf", mochte dem gut preußischen v. Tippelskirch schwer aufs Herz gefallen sein und wesentlich dazu beigetragen haben, daß seine milde, weiche, innige Natur sich von dem Treiben der zuchtlos gewordenen Gegenwart abgestoßen und angeekelt fühlte.

Von dem Preisgeben der Außenwerke, vom Aufgeben der politischen Seite des Volksblattes wollten insbesondere die nächsten Freunde des Redakteurs nichts wissen. So schreibt ihm ein fleißiger Mitarbeiter am 27. März 1848: „Das Volksblatt muß ein neues Programm unter den gegenwärtigen Umständen bekannt machen, um würdig fortzubestehen. Ich möchte folgende Punkte bezeichnen:

1) Die volle Einheit Deutschlands; bei mannigfaltigen Gestaltungen einzelner Staaten.
2) Eine kräftige Einheit in jedem Staat, starke Fürsten und Magistrate.
3) Eine Verfassung nach Ständen in zwei Kammern in jedem Staate. Als Stände werden beachtet in der ersten Kammer der hohe Adel, die Kirchen, die Wissenschaften und Künste; in der zweiten der Landbesitz, die Fabrikation, die Arbeiterschaft.
4) Kampf gegen die republikanischen Elemente als Einerleiheit, Anarchie, materielle Gleichheit.
5) Gleichheit vor dem Richter und allen derselbe Gerichtsstand mit Ausnahme der höheren Beamten und der Kammermitglieder.
6) Kirchenfreiheit — also auch das Recht der evangelischen Kirche, entweder sich mit dem Staat verbunden zu halten, oder davon sich zu trennen; aber auch Anerkennung jeder sich neu bildenden Kirche.
7) Das Recht der Kirchen, sich zu trennen und das Kirchengut zu teilen.
8) Freiheit des Unterrichts, also auch den Geistlichen das Recht, Schulen zu begründen bei Trennung der Schule von der Kirche.

Ich meine, man muß doch das Feld möglichst behaupten, und stimme daher Deiner Erklärung in Nr. 25 nicht ganz bei. Doch wer soll die Interessen in Staat und Kirche auf diese Weise verteidigen? Ich bin zu schwach dazu und Leo wird es nicht wollen.

Ich wüßte auch keinen vorzuschlagen. Aber mein Gedanke ist der, der erste Sturm wird vorübergehen, die jetzigen Minister werden bald durch andere abgelöst werden, wir laufen in die Gefahr der Anarchie und so ist es die Pflicht, auch nach einer Niederlage möglichst zu retten, was zu retten ist. Ich habe mich gleich in den ersten Tagen gefragt, was ich noch thun könnte. Freilich kann es sein, daß Nichtsthun jetzt das beste Thun ist. Aber man findet sich noch nicht hinein. Habe ich thöricht geredet, so nimm es nicht übel. Der Herr nehme uns alle in seinen gnädigen Schutz. Uhlich hat gestern in der Katharinenkirche eine Gastpredigt gehalten.

Die Gnadauer Konferenz
müssen wir doch halten;
freilich wenns geht.

Dein
W. Harnisch."

Aus diesem wohlgemeinten, vom Märzsturm hin- und hergejagten Rat konnte v. Tippelskirch freilich wenig Trost und Halt gewinnen und er hat gewiß recht gehabt, von der Redaktion des Volksblattes zurückzutreten und sich ausschließlich seinem Pfarramte zu widmen. — Thatsächlich führte er übrigens die Leitung des Volksblattes fort bis zum 8. April.

Es muß anerkannt werden, daß Fr. v. Tippelskirch sich ernstlich und redlich bemüht hat, das Volksblatt zu dem zu machen, was es seinem Namen nach sein sollte. Und wenn G. Jahn in einem anfangs 1845 veröffentlichten güldenen ABC für 1844 gereimt hat:

Von Tippelskirch ein Volksblatt schrieb,
Das ziemlich fern vom Volke blieb,

so ließ er sich dadurch nicht irre machen, dem Blatte einen möglichst volkstümlichen Charakter zu geben. Dazu sollten ihm nicht bloß Empfehlungen von allen möglichen ins praktische Leben einschlagenden Mitteln und Ratschlägen dienen, wie z. B. das Einmachen von Kürbissen, die Bereitung des Maitrankes, Mittel gegen die Wasserscheu, Verwendung von Ammoniak zur Tilgung von Flecken und Schmutz (noch im April 1848!), sondern vorzüglich die vielen im besten Volkston geschriebenen, bereits im Eingang erwähnten Briefe G. Jahns, dem sich Fr. Ahlfeld (der Vollspänner „Fr. Warmholz") und Philipp Nathusius („Ackermann Hoffegut") als Briefschreiber zugesellt haben. — Der schönen Litteratur sind in den Jahrgängen vor 1848 eine Reihe von Aufsätzen gewidmet, so 1844 dem mißlungenen Drama Moritz von Sachsen und den gottlosen Demokraten-Reimereien des Professors R. Prutz, den Neuen Gedichten des frivolen Heine, den Volksschriften in ausführlichen trefflichen Aufsätzen des Volksschriftstellers O. Glaubrecht (1844, 1847 und 1848). In das Gebiet der schönen Litteratur gehört auch eine „Reisefrucht" von G. A. John (1847 Nr. 31), nach der Uhland 1842 auf der Harzburg gewesen und von einer Anzahl Braunschweiger mit einem mehr als jovialen (wahrscheinlich trivialen) Schmaus gefeiert worden ist. Als der Dichter 1845 wieder auf der Harzburg war, schrieb er, in der Erinnerung an die drei Jahre vorher erlittene Ehre, folgende Verse ins Fremdenbuch:

Wie gern auf diesen Höhen
Setz ich dem Sturm mich aus,
Regen und Windeswehen,
Nur keinem Ehrenschmaus.

Braunschweigisch und Lateinisch
Mich zuckersüß traktiert,
Burgundisch aber und Rheinisch
Auf saueres nur poniert.

Wo man — Gott soll mich wahren —
Von Staub und Hitze matt,
Geuhlandet vor Jahren,
Mich aber geelendet hat.

Man aß vom Kalb und Schöpse,
Zu ehren mein Genie,
Trank ungeheuer viel Schnäpse,
Auf Rechnung der Poesie.

Du arme Dichterseele,
Wo wirst du wohl erkannt,
Du findest Haß und — wähle —
Oder Lobhudelehrentand.

Lebensfragen des Volks sind im Volksblatt im Sinne der barmherzigen christlichen Liebe zu allen Zeiten besprochen worden. Die Not der armen Weber in Schlesien (1845), die Not des ganzen Handwerkerstandes (Carl Witte 1845), die Sonntagsruhe der Postbeamten, der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, die Sache der Mäßigkeitsvereine, der Druck der ärmeren Klassen (Westermeier 1846), die Lage der Bauern, die nichts bauen (Harnisch 1846), der Kommunismus in Deutschland (Nr. 67 von 1846), dazu zahlreiche der inneren und äußeren Mission gewidmete Aufsätze, Zeitpredigten von Tholuck und anderen hervorragenden Theologen, christliche Erzählungen und geschichtliche Lebensbilder von O. Glaubrecht und F. Ahlfeld, all das sollte dem schlichten, im Glauben zu erhaltenden und zu befestigenden evangelischen Volk zum Segen dienen. Die Mitarbeiter und der Leserkreis des Volksblattes haben der Natur der Sache nach ihren Hauptanteil in den Kreisen der Geistlichen gefunden. So ist das Volksblatt nebenher ein Kirchenblatt gewesen. Der Sache der Altlutheraner hat es viel Sympathie und Unbefangenheit entgegengebracht, wie dies beispielsweise aus den dem Abdruck der Generalkonzession vom 23. Juli 1845 (Nr. 73) folgenden Bemerkungen hervorgeht. Im Dezember 1847 schreibt Philipp Nathusius aus Anlaß der Austritte aus der Landeskirche in Pommern einen Brief an den Herausgeber des Volksblattes, der von der Unions- und Separationsfrage handelt. In diesem Briefe wird die Union wie jede That der Geschichte auf Gottes Willen zurückgeführt. Fr. v. Tippelskirch hat hierzu in Klammer ein Fragezeichen gesetzt. Ich glaube, zwanzig Jahre später würde der spätere Redakteur des Volksblattes mehr als ein Fragezeichen zu seinen Ausführungen des Jahres 1847 gemacht haben. v. Tippelskirch bespricht die Separationen in Pommern im Neujahrsgruß 1848 mit brüderlicher Liebe, erklärt aber im Februar, daß Erörterungen über Union und Konfession den Bereich des Volksblattes überschreiten; obschon der persönliche Glaube des Redakteurs der evangelisch-lutherische sei, stehe das Volksblatt doch auf dem Boden der allgemeinen christlichen Kirche. Doch hat er kurz vorher erklärt, „daß unsere Landeskirche eine evangelische, aber keine unierte ist, sondern die drei Tropen, den lutherischen, den reformierten und unierten, in sich schließt“ und den Wunsch angedeutet, es möchte jeder Tropus sein Kirchenregiment in der Art haben, daß nur in dem Könige als dem Beschützer der evangelischen Landeskirche diese sich als Einheit darstelle. —

Die Königsrede bei Beginn der Generalsynode 1846 wird „ein tiefsinniges Rätsel“ genannt. Die Rede war nicht vorbereitet und hat sich deshalb in Sätzen gehalten, die dem ökumenischen Sinne des Königs entsprachen. Wenn man sich die Frage vorlegt: ist das Volksblatt für Stadt und Land wirklich eine Zeitung gewesen, die dem schlichten Volke gedient hat, so muß man diese Frage verneinen. Diesem Ziele kommen die heutigen „Evangelischen Sonntagsblätter“ viel näher. Das Volksblatt war von Anfang an in seinem überwiegenden Teil ein Blatt für den gebildeten Teil des konservativ gesinnten, christlich denkenden Volkes. Der unsägliche Schade, welchen „die Bildung“ durch den weitklaffenden Spalt zwischen „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ angerichtet hat, tritt auch in den ersten Jahrgängen des Volksblattes, da man immer noch bestrebt war, ein Blatt fürs Volk zu schreiben, deutlich genug hervor.

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage geschah es, was mancher in der Stadt hatte kommen sehen und gern verhütet hätte — der gefürchtete Magister Eylhard lenkte seine Schritte zum Degenhardschen Hause.

Erpo hatte sich mit allem Trotz gewappnet, aber als der Ketzerrichter über die Schwelle trat, erzitterten seine Kniee, er beugte sich unwillkürlich, und als er sich wieder aufrichtete, sah er ihn zu Frau Herburg ins Gemach treten.

Die Mutter saß mit Oda beim Spinnen und begrüßte verwundert den fremden Ordensbruder, während Oda, welche nicht versäumt hatte, oft die Kirchen aufzusuchen, in welchen er gepredigt hatte, vor Entsetzen laut aufschrie. Da erriet auch Frau Herburg, wer es wäre. „Verlaß uns, Tochter," sagte sie ruhig und schüttelte den Flachs vom Gewande. „Ich denke, der Mönch will mit mir allein reden."

Weich klang die Stimme, welche antwortete: „Es ist mein Schicksal, daß man an allen Orten mit Schrecken mich kommen sieht und sich freut, wenn ich wieder gehe. Auch hier erfahre ich es wieder, daß das vom Herrn mir auferlegte Joch schwer ist. Mache es mir nicht noch schwerer, meine Tochter, und bedenke mit freundlichem Sinn, daß ich für alle Frommen mit dem Segen des heiligen Vaters in Rom ausgerüstet bin. — Flieh nicht vor mir," bat er, indem er Odas Hand ergriff, „du weißt ja nicht, wie schwer das Los des Menschen ist, der seinen Mitmenschen das höchste Lebensglück gönnt und doch sich von allen gemieden sehen muß."

Das Mädchen sah auf und begegnete einem bittenden Blick aus traurigen Augen, sie zitterte an allen Gliedern, aber beugte sich doch über die Hand des Mönches und küßte sie demütig. Darauf blickte sie auf die Mutter, aber diese wiederholte ihren Befehl:

„Geh, Oda, begieb dich in die Küche! Es giebt noch mancherlei zu thun, was Erpo nicht versteht. Sobald ich deiner bedarf, will ich dich rufen." Die Tochter gehorchte und schloß hinter sich mit bebender Hand die Thürklinke, die Mutter hatte Zeit gefunden zu dem Entschluß, eine Aufklärung zwischen sich und dem Mönche möglichst rasch herbeizuführen.

„Du gönntest dem vielgehaßten Manne nicht, daß er jemanden fand, welcher freundlich zu ihm war, meine Tochter," sagte er, wehmütig seine Hand betrachtend.

„Fast könnte man glauben, daß hier die Hand eines Verbrechers wäre, und doch ist sie rein und frei von Unthat."

„Seht genau zu, es klebt unschuldig Blut daran!" lautete die Antwort.

Erschrocken sah der Mönch auf seine Hand und schüttelte dann milde lächelnd den Kopf: „Du scherzest, Tochter, von diesem Vorwurfe ist sie frei. Kein unschuldig Blut ist je durch sie geflossen."

„Nicht wie durch die Hand eines Mörders, sondern wie durch die Hand eines ungerechten Richters, meine ich. Das Blut des frommen, stillen Bernhard aus Wismar schreiet von der Erde."

„Er starb in einem anderen Gericht," sagte Eylhard und sah ruhig Frau Herburg an. „Die Kirche dürstet nicht nach Blut. Der Arm des weltlichen Gerichtes ist allein bestimmt zur Rache über die Uebelthäter, der Kirche Amt ist, Gnade allen denen zu vermitteln, welche darnach begehren. Sie teilt willig und reichlich aus von allen Gütern, welche in ihre Verwaltung niedergelegt sind, und warnt nur, sich nicht von ihr zu trennen, weil es außer ihr kein Heil giebt."

„Nein, Vater! Menschen hat Gott nicht zu Verwaltern seiner Gnade gemacht, auch nicht die Priester. Denn wenn es so stände, so stände es traurig um unsere Aussicht auf den Himmel. Menschen irren, Menschen hassen, Menschen trachten nach irdischen Dingen, und die Kirche in erster Linie trägt alle die Fehler und Laster, welche den Menschen ankleben, — ich muß es mit Schmerzen sagen — an ihren Dienern fast geflissentlich zur Schau."

„Es ist der Kirche und aller Frommen Los zu allen Zeiten gewesen, gehaßt, verleumdet und verfolgt zu werden. Sie duldet still, und sie verzeihet."

„Das mag einst zur Zeit der Apostel und unserer Vorfahren gewesen sein, ist aber längst vorbei. Jetzt sucht sie ihre Aufgabe darin, Macht zu gewinnen und Geld zu häufen, uns allen zu großem Herzeleid. Wenn sie Ablaß hierhin und dorthin ausschreibt, so ist der, welcher reiche Dienste spenden oder die Kosten zur Wallfahrt aufbringen kann, der erste, welcher ihn erlangt. Kürzlich hat der Papst wieder ein Jubeljahr ausgeschrieben: wer fünfzehn Tage in Rom die Kirche der heiligen Apostel besuchen würde, der sollte vollkommenen Ablaß auf hundert Jahre haben, und wer selbst nicht reisen könnte, brauchte nur das Reisegeld einzusenden, so predigte man. Wenn aber der Papst wirklich Allgewalt über die Seelen im Fegefeuer hat, oder über die, welche hinein sollen, warum giebt er die Gnade nicht allen armen Seelen schlichtweg, ohne Ausnahme, allein um der Liebe willen und wegen ihrer allerhöchsten Not? Weil man darnach kommen würde und alle Pfründen und Beneficien, welche den Gestorbenen zu Liebe gestiftet sind, als überflüssig zurückfordern, weil seine beste Geldquelle ihm versiegen würde. So wie es jetzt ist, erlangen die Reichen seine Gunst, der arme Lazarus liegt vor der Thüre und fleht vergebens."

„Zeige mir den armen Mann, welcher übergangen wurde, als er in rechter Reue über seine Sünde Gnade begehrte — ich bin bereit ihm zu dienen, nicht für Geld, sondern umsonst. Lasse die Kirche nicht büßen, was hier vielleicht ein irrender Diener verbrach."

„Vater, du hast, wie es scheint, ein weiches Herz, und wer weiß, welcher Umstand dich in deine beklagenswerte Bahn gedrängt hat. Sag mir — wer ist der erste und einzige, welchem der Vorteil der Seelenmessen gegönnt ist! Ist es nicht der, welcher bezahlen kann? Mag der Reiche alle Tage herrlich und in Freuden leben — sobald er nur zum Schluß sein Geld der Kirche zuwendet, Vikarien stiftet, wird er freigesprochen und im Wahne eines seligen Scheidens gelassen Christus aber hat gesagt, daß es sehr schwer ist, daß ein Reicher ins Himmelreich komme. — Du sprichst von einzelnen irrenden Dienern. Sieh, Christus ist im ärmlichen Gewande einhergegangen wie ein Bettler, er hatte keine Stelle, wohin er sein Haupt legen konnte, er begehrte nur eins: zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Wenn ich die jetzige Kirche ansehe,

welche sich seine Dienerin nennt, so blendet mich ihre gleißende Pracht und thut mir in den Augen weh, aber weit mehr noch im Herzen. Nein, Vater, keine Seligkeit, bei welcher man mit der Willfährigkeit der Vermittler sich erst auseinandersetzen muß! Keine Seligkeit, bei welcher man erst mit dem lieben Gott abrechnen muß Dienst gegen Dienst, dabei rechnet der Mensch allemal falsch. Allein die Gnade macht den Menschen selig. Will aber der Herr den Sündern gnädig sein, so braucht er keine Vermittlung, als die, welche schon längst durch seinen Sohn geleistet ist. Darauf will ich leben, und wenn einst mein letztes Stündlein kommt — darauf will ich sterben."

„Du streitest aus Mißverstand gegen die Einrichtung unserer heiligen Kirche, meine Tochter," sagte Eylhard ruhig und wich dem klaren, warmen Blick der Frau nicht aus. „Sie ist für beiderlei Dienst, für Arm und Reich zugleich bestimmt, ist auch nicht auf Gewinnung von Schätzen ausgegangen, nur daß sie, wenn der Herr die Herzen der Menschen lenkte, ihre Dankbarkeit durch Schenkungen zu bezeugen, diese Gaben Gottes nicht verschmähte und sie hinnahm, um desto ungehinderter und freier auch für das leibliche Wohl ihrer Pflegebefohlenen sorgen zu können Alle Stätten, wo man Arme und Kranke und Aussätzige, Bettler und Krüppel verpflegt, sind durch die Kirche und ihre Liebesarbeit entstanden. Nimm sie fort — und namenloses Elend würde sich auf den Gassen sichtbar machen. Was aber die Austeilung der Gnade anlangt, so ist es freundliche Herablassung von Gott, daß er nicht von den Menschen verlangt, daß er in den Himmel dringen soll, um sich dort seinen Anteil zu holen, sondern daß er hier auf Erden dem Verzagten durch seine Mitmenschen, welche zu Dienern Gottes ausgesondert sind, den Mut macht, Gott zu nahen. Also hat er das Verdienst seines Sohnes und aller seiner Heiligen in die Hände der Kirche niedergelegt, und zwar in ihre Hände allein, so daß es außerhalb derselben kein Heil giebt. Das einzige, was die getreue und fürsorgliche Mutter von ihren Kindern verlangt, ist Gehorsam."

„Die heutige Kirche zehrt von der Arbeit, welche die frühere in stillem Fleiß und mit Aufopferung geschaffen hat. Jetzt gleicht sie, wie der Herr sagt, einem übertünchten Grab, auswendig hübsch, aber inwendig voller Totenbeine. Und was den Gehorsam anlangt, den sie fordert, so ist es ein Gehorsam der Leibeigenen, nicht der Freien, ja vielmehr derer, welche ihr mit Leib und Seele verschrieben sind. Und das ist kein Ding, was Gott erfreuen kann, denn indem die Kirche irrt, zieht sie die Scharen der Vertrauensvollen mit sich ins Verderben."

„Die Kirche irrt nicht, und was sie durch den Mund des Papstes spricht, ist unfehlbare Wahrheit!" Das Wort flog plötzlich durch das Gemach, als ob ein Spieß auf einen Stein gestoßen würde. Frau Herburg schauerte leise vor dem Klange zusammen, und tief aufatmend zögerte sie einen Augenblick mit der Antwort. Dann fuhr sie gefaßt fort: „Welches Papstes, Vater? des in Avignon oder des in Rom? Beide verfluchen sich durch Bullen. Wer hat recht? Mir scheint, daß auch diese von ihren Leidenschaften sich leiten lassen und nicht durch Erleuchtung des heiligen Geistes. Kein Mensch ist unfehlbar; wer das sagt, der lästert Gott."

„Die Kirche ist das Werkzeug nicht der Menschen, sondern des heiligen Geistes, und Gott irrt nicht."

„Gott irrt nicht, aber Gott kann sich auch nicht widersprechen. Wenn die Kirche anders spricht, als Gottes Wort, so kann es nur daher kommen, daß sie menschliche Zuthat im menschlichen Irrtum dazu gesetzt und ihre Erkenntnisquelle also getrübt hat."

„Die Kirche ist unfehlbar!" Abermals klang das Wort, diesmal wie das Schwirren eines Pfeiles. Offensichtliche Unruhe bemächtigte sich des Mönches, seine Hände glitten an seinem Gewande hin und her, seine Nasenflügel zitterten, seine Blicke fuhren scharf auf die Frau, welche ihren Angriff kühnlich auf sein höchstes Heiligtum richtete.

„Löst mir das Rätsel, Vater," sprach sie und ihre Stimme zeigte, daß sie ihre Ruhe vollständig bewahrte, „daß die Kirche fordert, daß man Bilder, welche mit Händen gemacht sind, verehren und vor Heiligen anbetend die Kniee beugen soll, und Christus

sagt doch: du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. Die Kirche treibt zur Furcht vor dem Fegefeuer, ich habe vergebens in meinem Evangelienbuche gesucht, wo der Herr von demselben gesagt habe, er redet nur von Himmel und Hölle. Die Kirche verlangt in der Ohrenbeichte die Aufzählung aller einzelnen Sünden, der Herr aber sieht den Glauben an und spricht zum Gichtbrüchigen und zu der Sünderin, welche beide nicht beichten: Dir sind deine Sünden vergeben, und er behält ihnen keine einzige. Die Kirche verdirbt das hochheilige Vermächtnis des Herrn, sein teuerwertes Abendmahl in der Messe, daß, wenn ich es sehe, es mir in der Seele weh thut, und nun, Vater . . . ."

„Verfluchte Wycliffitische Ketzerei! Verflucht sei der Tag, an welchem Wycliffe das Licht der Welt erblickte, dreimal verflucht der Tag, an welchem er den Mund zum Reden seiner Ketzereien aufthat! Der Satan trägt sein Wort weiter, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus. Was habe ich gethan, daß ich es sehen muß, wie die Hölle ihren Rachen weit aufsperrt und wie immer wieder von neuem Verblendete herzudrängen und hineinstürzen? — Unseliges Weib, nieder auf deine Kniee und widerrufe, was du gesagt hast!"

Der Mönch war mit diesen Worten von seinem Sitze emporgeschnellt, und der Klang seiner Stimme war heiser geworden.

„Ich widerrufe nicht, Vater! Ich kann die Wahrheit nicht verleugnen." Frau Herburg stand jetzt dem Mönche gegenüber, und es prägte sich in dem Aeußern der beiden ein scharfer Gegensatz aus. Die mutige Bekennerin war gefaßt und stand in ruhiger Würde vor dem Manne, dessen Wort sie verderben konnte, aus ihren Augen leuchtete ein milder Glanz. Ihr Richter rang einen fürchterlichen Kampf, seine ganze Gestalt bebte, und seine Augen fuhren unruhig irrend umher, als suchte er einen Ausweg aus großer Bedrängnis. Wenn seine Blicke auf die Augen der Frau trafen, fuhr er wie im Erschrecken zusammen. „Gieb mir das Buch, Weib, aus welchem du die Ketzerei lerntest," brachte er mühsam und dumpf hervor, als müßte er noch einmal seine ganze Kraft aufbieten, um etwas Fürchterliches in sich zu bändigen.

„Wenn ich das Buch hingäbe, dann wäre es mir, als müßte ich mein Leben verlieren."

„Gieb mir das Buch, Weib! Ich befehle es dir im Namen der Kirche und ihres Oberhauptes, welches den Stuhl Petri inne hat."

„Christus spricht: Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen."

„Nein!" schrie er plötzlich. „Verdorren soll die Hand, welche es schrieb — so wahr und gewiß die Hand verdorrt, welche es behält. Für den Unverständigen wird es zum Satanswort. — Weib, gieb mir das Buch!"

„Du lästerst jetzt," sprach Frau Herburg ernst. „Ich werde nicht mehr mit dir reden. Das Buch ist mein. Ich will mich im Leben nicht davon trennen."

Und siehe, jetzt ging eine grausige Verwandlung mit dem Mönche vor. Seine Augen verloren allen Glanz, sie wurden tot und starr, die Finger an der ausgereckten Hand krümmten sich im Krampfe, als würden sie Krallen, seine Nasenflügel zitterten, als witterten sie Wild, sein Antlitz war blutleer, und mit einer Stimme, welche gleichförmig und klanglos, schaurig, als wäre sie nicht die eines Lebenden, sagte er: „Du hast Gott und seine heilige Kirche gelästert, und dein Herz ist unbußfertig, weil der Satan darin wohnt. Damit das Verderben nicht weiter fresse, spreche ich dich los von allem Heil und übergebe dich dem Satan, wie du dich ihm übergeben hast. Anathema esto. Excommunico te."

Die Augen auf die Frau richtend, welche ihre Hände gefaltet hatte und betend nach oben ihre Blicke sandte, so wich er rückwärts zur Thüre und murmelte unaufhörlich die letzten Worte, als könne er gar nicht genug das schreckliche Urteil verkündigen. Seine entsetzliche Verwandlung erschreckte das Mädchen, welches ihm auf dem Hausflur begegnete; Oda warf sich ihm knieend, flehentlich die Hände erhoben, in den Weg, er sah sie nicht,

sein Fuß stieß gegen sie, und er umschritt sie dann und murmelte immer: „Excommunico te, excommunico te.“

Also ging er über die Gassen, wie vom blinden Trieb geleitet, fand er den Weg zum Markt, zum Rathause, und als er über die Schwelle der hohen Pforte unter den sieben Türmen ging, bewegte er seine blutlosen Lippen noch in der früheren, schaurigen Weise.

Oda trat zu ihrer Mutter ins Gemach, und in strömenden Thränen fiel sie neben der Knieenden nieder, umfaßte ihre Gestalt und weinte laut. Der treue Erpo stand ratlos draußen und seine Augen irrten über die Decke und an den Wänden und an der Thür hin, er vermochte nicht einmal einen Fluch hinter den Entschwundenen herzusenden. Dann plötzlich zuckte er zusammen und schlug sich vor die Stirn: „Gerwin, der Bürgermeister!“ sagte er und huschte mit hastigem Sprung zur Thür hinaus. Schleppend war sein Gang, als er nach kurzer Zeit zurückkam, der erste Bürgermeister lag, von dem alten schweren Fieberleiden darniedergeworfen, zu Bett, und kein Fremder durfte zu ihm gelassen werden nach dem strengen Gebot des Arztes. Es waren ihm aber die Boten begegnet, welche vom Rathause gesandt waren in die Häuser der Ratsherren, und es dauerte nur kurze Zeit, bis die Mitglieder des Magistrates sich zur Beratung über den vom Ketzerrichter zur Anzeige gebrachten schweren Fall versammelt hatten. —

Der zweite Bürgermeister trug vor, daß der fremde Mönch die Anzeige über Ketzerei erstattet und zugleich die Unschädlichmachung der Uebelthäterin gefordert habe, welche ihre allerheiligsten Eltern, Gott, den Vater, und die Kirche, die Mutter, gelästert und ihnen den Gehorsam versagt habe, welche also schlimmer als jemand, der sich gegen die weltliche Obrigkeit aufgelehnt, anzusehen sei; die Strafe sollte nach seiner Forderung vom weltlichen Gericht so verhängt werden, wie es nach Gesetz und Recht den Empörern und Gotteslästern zukam. Er hatte in Aussicht gestellt, daß, wenn die Obrigkeit ihrer Pflicht nicht ungesäumt nachkäme, das Interdikt auf die ganze Stadt fallen müßte, welche durch Dulden der Ketzerei sich selbst beflecke.

Gegen diese Einmischung in die freien Beschlüsse der Stadt wollte sich der Stolz ihrer Vertreter auflehnen, und keiner war anfangs, der einer Abweisung des Fremden widerraten wollte. Dann aber kamen die Bedenken über die Folgen des Interdiktes, und ernsten Sinnes bekannte man sich, daß bisher noch am Ende jede Hansestadt durch solches Mittel zur Nachgiebigkeit gezwungen wäre. Wenn erst die Glocken im Turme schweigen müßten, die ewigen Lichter ausgelöscht und die Kirchthüren geschlossen würden, der Rat und sämtliche Einwohner für verrufen und ehrlos und unfähig zu irgend welchen Beschlüssen erklärt würden, dann würde der bisher zurückgehaltene Trotz des niedern Volkes zwiefach ärger erwachen.

Dagegen richteten sich die Stimmen, welche darauf hinwiesen, daß ein Eindringling hier aufträte und sich als Herr der Stadt gebahren wollte, und daß es die Ehre des Rates erfordere, den gelobten Schutz für das Haus des Hauptmanns unverbrüchlich zu leisten.

Heftig trat zunächst nur ein einzelner dagegen auf, der es für thöricht erklärte, für einen Mann eintreten zu wollen, welcher dem Rate oft getrotzt und die augenblickliche Notlage zu herrischen Befehlen ausgebeutet habe. Alte Bedenken weckte er wieder, was werden sollte, wenn er, im Falle der Rat einmal ihm nicht zu Willen wäre, seinen Einfluß auf das ihm blind folgende Volk geltend machen würde. Und die alte Sorge vor einer Empörung der Zünfte gegen die Geschlechter wurde wieder wach gerufen. —

Nach längerem Hin- und Herreden wagte sich vorsichtig die Meinung hervor, daß eine gute Gelegenheit geboten sei, dem Ansehen des gefährlichen Mannes solche Schmach anzuhängen, daß er niemals wieder von dem Schlage sich erholen könne. Nachdem einige Zeit schwüle Stille im Raume geherrscht hatte, fiel ein zweiter der Ansicht bei, und sie gewann Anhang.

Abermals trat mit festem Wort ein biederer Ratsmann für die Bedrohte ein und setzte seinen Finger auf die wichtige Klausel. Diese stand zum Leidwesen vieler fest und

ließ sich nicht wegdeuten, bis endlich Rambold in beredter Weise dagegen eintrat, daß der Rat sich durch sich selbst die Hände gebunden haben sollte. Es sei eine nie aufgebbare Pflicht desselben, gegen so offenbare und schwere Verbrechen, wie hier vorlägen, vorzugehen, sie gegen sein eigenes Gesetz und Recht zu schützen, habe er nicht übernommen. Wenn auch Frau Herburg, wie jeder wüßte, mehr als erlaubt mit ketzerischer Irrlehre sich befaßt habe, so habe man doch nicht geahnt, daß sie sogar dem Sendling des heiligen Vaters den Gehorsam verweigern würde, und es sei besser, daß ein Glied sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. —

Da in solcher bestimmten Weise der Mann, den man bisher als einen Freund des Hauses angesehen hatte, die Angeklagte preis gab, war der Beschluß des Rates, für dieselbe nicht einzutreten, sondern dem Rechte freien Lauf zu lassen, gefaßt. Um Unruhen zu vermeiden, beschloß man sogar, thunlichst rasch vorzugehen. Und noch an demselben Nachmittage führten zwei Büttel die treue Bekennerin in ein Gewahrsam, das sie nach stillschweigendem Uebereinkommen nicht anders verlassen sollte, als für den Weg zum Scheiterhaufen. —

Diese äußerste Not gab Erpo seine klare Ueberlegung zurück. Er eilte durch die Stadt von einem Verwandten des Hauses zum andern mit der flehentlichen Mahnung, sich der Bedrohten anzunehmen und begegnete nur Zaghaftigkeit und Achselzucken. Seiner Bitte, mindestens Oda einen sicheren Aufenthalt zu gewähren, wich man aus durch die Versicherung, daß das Mädchen in keinerlei Weise gefährdet sei, obwohl man klar wußte, daß der Ketzerrichter ganz gewiß auch von diesem Rechenschaft über seinen Glauben verlangen würde. Nun eilte er zum Strande und überlegte, ob er nicht ein Boot nehmen sollte, um die seinem Schutze Anvertraute in einen Schlupfwinkel des Flusses oder der jenseits desselben liegenden Heide zu bringen, und begegnete hier dem mürrisch einherschreitenden Wertel, der ihn mit rauhem Griff am Arm packte.

„Hattest du kein Messer," raunte dieser ihm heftig zu, „um es dem Schufte in den Leib zu rennen?"

„Das erste Mal überraschte er mich," erwiderte Erpo, „hernach war sein Aussehen nicht das eines Menschen, ich konnte mich nur bekreuzen und meine Hand war wie gelähmt. Aber du hast recht, an seiner Schwelle will ich liegen wie ein Hund und ihn niederstechen bei dem ersten Schritt, den er aus der Thüre thut. Ich will schon den Mut finden, und wenn es der Gottseibeiuns selbst ist.

„Die alte Geschichte!" höhnte Wertel. „Wie heißt es doch? Ein Schlag vorweg ist besser als drei, die nachkommen. Nun lieg du nur und warte! Er wird nicht allein kommen. Und die Tochter des Herrn, wie ists mit der? Sprich und sieh mich nicht so einfältig an, Junge! Gehörst doch sonst nicht zu denen, deren Worte mehr mit Schafzähnen als mit Hundezähnen anfassen."

„Ich laufe hin und laufe her — und weiß keinen Ausweg, mein Witz ist dahin, und mein Kopf ist wüst." —

„Was hilft alles Laufen, du Tropf, wenn man nicht auf dem rechten Wege ist? Ist's Wasser nicht frei?" setzte er mit zwickernden Augen hinzu.

Erpo folgte seinem Blick: „Ich dachte auch schon daran, aber da muß doch erst gerüstet werden, ein Mädchen kann nicht in Nacht und Nebel im Freien hausen wie unsereiner. —

„Nun, und an mich, den alten Wertel, hast du wohl nicht gedacht? Mein Stübchen ist klein und liegt mit dem Dachfenster nach der Mauer zu, da sieht niemand hinein. Es dämmert rasch. Willst du sie mir zum Abend bringen, dann will ich sie schon so verstecken, daß unser Herrgott selbst sich erst die Augen reiben soll, um sie zu finden. Rede nicht viel — topp! Nach dem zweiten Läuten! Steck sie in einen alten Mantel, dann kennt sie kein Schleichwächter. — Was wird aus deiner Herrin?" —

„Gott erbarme sich ihrer! In den Turm kann ich nicht vordringen. Glaubst du, daß der Rat sich an sie wagt?"

„Frag du noch lange! Steh du lange an der Mauer herum und guck hinauf! Ist gar mancher in den Turm gegangen, der Gott zum Richter anrief, weil Menschen dem ins Handwerk fielen, es hat aber nichts genützt."

„Sie werdens nicht wagen," rief Erpo zähneknirschend.

„So? Also sie werdens nicht wagen, und warum nicht? Meinst du, daß sie zuvor dich zum Ratmann machen müssen?"

„Das Volk wird sich gegen sie auflehnen, sie fürchten das Volk!"

„Das Volk fürchten ist für einen mächtigen Herrn eine seltene Sache. Wenn er das lernen soll, so muß es über ihn kommen wie Blitz und Donner. Sonst richtet er sich darauf ein und hat die Schlingen bereit, unter denen die armen Tröpfe schnell das Schreien vergessen."

„Das wollen wir abwarten!" entgegnete Erpo und zuckte seine Hand ans Messer.

„Wart's ab, mein Junge, wart's ab! — Aber laß dir sagen: Wenn der Fisch erst gebraten ist, hilft ihm kein Wasser mehr. Will der Rat sie opfern, — dann fährt er rasch zu. Da gilts schneller sein." —

In Sinnen gingen die zwei eine kurze Weile neben einander her, — einige wenige Schritte nur. Der kluge Wertel sah sich vorsichtig um, neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte: „Schaff den Hauptmann heran, und du verdienst dir einen Gotteslohn. — Jetzt aber stell dich einmal so an, als ob du außer dir wärst, da hinten kommt einer der Ratsdiener und thut so, als ob er dich sucht — er winkt — stell dich so an, als ob du weinst, heule meinetwegen, aber sieh nicht so aus, als ob du in jeder Tasche ein Dutzend Geheimnisse hättest. Sag alles zu und thue hernach, was du für gut hältst; flehe ihn an, daß er der Frau beistehen soll — er wird dich hinterher auslachen — desto besser." —

Wie der Alte erriet, so kam der Diener, um Erpo auf den nächsten Tag zum Rathause zu fordern. Er hatte ihn schon im Hause gesucht, auch Oda schon bestellt nach Befehl; sein heimlicher Auftrag war, die Schritte Erpos zu überwachen und vor allem herauszubringen, ob er sich mit Gedanken an Widersetzlichkeit trüge. Er wurde durch die Haltlosigkeit des Schiffsknechtes getäuscht und ging, um darüber zu berichten, daß er nicht zu fürchten sei.

Da flüsterte der Alte wieder: „Wenn du das Mädchen zu mir gebracht hast, dann machst du dich davon, die Thore sind zu, aber ich denke, du weißt aus der Knabenzeit noch Stellen genug, an denen man heimlich über die Mauern und über den Wall kommt. Nimm aus dem Hause deines Herrn, was du an Barschaft gebrauchst — ohne Sorge, es geschieht in seinem Dienst, nimm nicht zu wenig, ich will's verantworten — schone dich nicht und schreite in der Nacht tüchtig aus, kauf dir auf dem nächsten Dorfe ein Pferd und jage gen Wismar auf Tod und Leben, treibst du eines zu Schanden, so kauf dir ein zweites und frag nicht, ob du Arme oder Beine brichst, wenn nur der Kopf ganz bleibt. — Geh dort nicht in die Stadt, sondern mach dich herum und suche dir auf einem der Stranddörfer einen Fischer, der dich auf die Reede bringt nach draußen bei Pöl, wo unsere Schiffe noch liegen oder kreuzen werden, weil die Wismarschen nicht fertig sind und keinen Meister Hugo hinter sich gehabt haben zum Antreiben. Stiehl dir ein Boot, nimm es mit Gewalt, wenn's dir keiner gutwillig leihen will und leg dich hart an den Wind, daß du hinauskommst." —

Prüfend sah er auf den Himmel. „Es wird noch einige Tage der Nordwest wehen" — fuhr er laut fort, um die Aufmerksamkeit einiger Vorübergehenden abzulenken. — „Heda Uffo — was hast du wieder für einen erbärmlichen Fang gemacht, lauter Fische wie Schneiderlein! Na, du weißt gewiß, wann kleine Fische am besten schmecken? — Nicht? Wenn man keine großen hat, Uffo — und nun troll dich. Und wenn du einmal einen recht großen Fisch gefangen hast, dann melde ihm von mir, daß es offensichtlich geworden sei, was niemand glauben wollte, daß es Geschöpfe gebe, die noch dümmer seien als du. — Leb wohl, Uffo." — Der gutmütige Uffo sah ihm nach

und kratzte sich den Kopf. „Ja, der hat gut reden, leb wohl", sagte er mit einem Blick auf den geringwertigen Inhalt seines Korbes. „Leb wohl; als ob das bei solchem Ertrage und bei acht Kindern möglich wäre." — Und mit sich selbst redend ging er von dannen. —

„Also wenn wir den Nordwest behalten, so fliegt ihr zu Boot rascher heran als zu Lande — sie sind nicht dumm und werden an den Thoren Auftrag geben, daß man ihn nicht herein lassen solle, weil sie auch wissen, daß er seinen Anhang in der Stadt hat. — Hier an den Hafen denkt keiner. Hier will ich schon herumliegen mit handfesten Burschen, etlichen Dutzend, und mit diesen fahren wir herein, wie der Hund in die Schafherde. Und dann kommts, daß das Volk nicht bloß die Köpfe recken wird, sondern auch die Fäuste. Was hernach wird, mag der Hauptmann wissen, aber um Frau Herburgs willen sind wir bereit, Kopf und Kragen zu lassen. — Mach keine Rede — geh weg — halt dich heran. Wenn du willst, wie ich gesagt, nick mir nicht zu. Sieh dort nach den Möwen. — Nein, es sind keine Krouschnepfen, wie ich glaubte," sagte er dann laut und schlug Erpo derbe auf die Schulter. „So ein Junge, der eben erst gelernt hat, wie man die Wanten herunterrutschen kann, ohne sich die Hosen zu zerreißen, der muß einem alten vielbefahrenen Mann es so noch einmal beibringen, daß auch die hellsten Augen mit den Jahren anlaufen." — Mit diesem, fast wie im Selbstgespräch geredeten Worte ging er auf einen Hafenaufseher zu, der die beiden neugierig beachtete. —

Als der Magister Eylhard von seinem Gange, der abermals ein Menschenleben dem Scheiterhaufen nahe gebracht hatte, in das Kloster zurückgekehrt war, hatte er sich in seine Zelle eingeschlossen. Henning, welcher nebenan wohnte, hörte ihn stundenlang ruhelos hin und her gehen, dann, als seine Schritte stille hielten, weil seine Kniee ihn wohl nicht mehr tragen konnten, hörte er ihn stöhnen und seufzen und laut und flehentlich beten, endlich vernahm er die gräßlich klatschenden Hiebe der Geißelung, und so wechselten das Wandern und Stöhnen und die Selbstpeinigungen, bis der Morgen graute. Dreimal war er an der Thür dessen gewesen, den er in den Tagen des Beisammenseins wie einen Vater hatte lieben und ehren gelernt, hatte geklopft und Einlaß erbeten, kein Wort war von drinnen zurückgekommen, und einer der vorübergehenden Brüder führte ihn in seine Zelle und flüsterte ihm zu: „Laß ihn allein; er bereitet sich auf den schweren Gang zu einer Ketzer-Verbrennung vor; da hat kein Menschenwort über ihn Macht." Dennoch trieb den jungen, warmfühlenden Mann die Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Versuch des Anklopfens noch einmal zu machen, als alle Brüder zur Frühmette hinabgegangen waren, und nun ward ihm aufgethan.

Der auf der Schwelle erschien, war ein anderer Mensch, als der, den Henning auf dem Wege nach Rostock kennen gelernt hatte. Die Augen lagen tief im Kopfe und loderten in düsterer, schwärmerischer Glut, die Wangen waren ganz eingefallen, das Antlitz fast blutleer, an der Kutte sickerte hier und da deutlich das rinnende Blut durch und in der Zelle waren Blutstropfen verspritzt. Eylhard winkte ihm einzutreten, schloß die Thüre und sagte mit verwandelter Stimme: „Komm, mein Sohn, den ich mir unter den Verlorenen gesucht — nein, den mir Gott gegeben. Du bist nicht in der Mette?"

„Vater, Vater," flehte Henning und ergriff die mageren durchsichtigen Hände. „Sag mir, daß der Bruder Berthold irrt! Sag, es sei nicht wahr, was er mir zugeraunt hat — du wirst doch gewiß nicht einen Ketzer verbrennen."

„Er irrt, mein Sohn. Ecclesia non sitit sanguinem, die Kirche dürstet nicht nach Blut. Sie hat die Aufgabe, zu suchen, was verloren ist."

„Ich wußte es ja, du kannst keinen Menschen töten, nein, das kannst du nicht, du wirst eher zu retten suchen, was dem Gerichte verfallen ist."

Eylhard nickte und sprach: „Was gäbe ich drum, wenn ich auch diesmal retten könnte. Komm her, mein Sohn, mich erquickt deine Nähe. Ich werde zu sehr gehaßt, als daß mich nicht deine Liebe hoch beglücken sollte."

„Sag mir, Vater, was quält dich so schwer?"

„Ein Weib, Henning, ein armes Weib, das ewig verloren ist, weil es Wycliffitische Ketzerei hegt und nicht lassen will.“ —

„So ist doch eingetroffen, was du hier nicht mehr zu finden glaubtest? Du warst so froh, als sie alle die ketzerischen Bücher auslieferten und keiner deinem Zuspruch sich entzog. — Wie heißt die Unglückliche?“

„Frau Herburg, sagen die Leute.“

„Degenhards Weib?“ schrie Henning in furchtbarem Schrecken. Der Mönch nickte. „Allmächtiger Gott! das ist meine Mutter!“ Mit diesen Worten stürzte Henning besinnungslos zu den Füßen des Ketzerrichters nieder. — Lange Zeit herrschte eine bange Stille im Gemach. Der Mönch fühlte, daß seine Sinne sich verwirrten und seine Kniee ihn nicht mehr tragen konnten, und suchte, indem er sich ein wenig zurückzog, einen Sitz zu gewinnen.

Nach einiger Zeit bewegte sich Henning und richtete sich auf, indem er stöhnend an seinen Kopf griff. Er suchte den Ketzerrichter, und als er ihn gefunden, glitt er über den Boden zu seinen Füßen und flehte: „O sag nein, Vater, sag nein, nicht Hugo Degenhards Weib, nicht meine Mutter. Erbarme dich und sage nein!“

„Gott will mich gebrechliches Werkzeug zerschmettern, Henning, mein Sohn. Ich fühle sein Gericht in dieser Stunde — nein kann ich nicht sagen.“

„Meine Schuld, Vater, meine Schuld“ — stöhnte der Arme. „Ich habe das Buch gekauft in Bergen, ich habe es übersetzen lassen und an Hugo Degenhard gegeben, und ich wußte, daß er es ihr mitnehmen wollte. — Die Mutter — wehe — wehe — durch ihren eigenen Sohn. Doch nein — du sagtest ja, die Kirche dürstet nicht nach Blut — sie wird nicht sterben, Vater — nicht wahr?“

Den Magister schüttelte ein schwerer Schauer, als graute ihm vor dem Fürchterlichen, aber die Wahrheit verbarg er nicht. „Wenn sie nicht abläßt von ihrem Irrtum, dann ist sie verloren.“

„Du kannst sie retten, Vater.“

„Nein, nein,“ wehrte Eylhard ab; „ich nicht — sag' es nicht, denk' es nicht — eine Ketzerin verfällt als Gotteslästerin, als eine Empörerin gegen die Macht, die hoch über dem höchsten Irdischen steht, dem weltlichen Gericht. Wenn dieses seine Schuldigkeit kennt, so wird es sich sagen, daß es wohl einen Mörder begnadigen kann, niemals eine Ketzerin; denn von dieser geht die Krankheit, welche Leib und Seele zur Hölle führt, wie ein fressendes Feuer aus und verdirbt viele. Im Gewahrsam des Rates ist sie und sterben wird sie.“

„Ich will zu ihr,“ sagte Henning schnell. „So lange habe ich es vermieden, weil Hugo Degenhard zu Hause war, vor dem wollte ich nicht stehen — aber jetzt will ich zu ihr, du kannst es machen, Vater, daß man mich einläßt.“

Liebevoll legte ihm der Magister die Hand aufs Haupt und sah ihm eine Zeitlang in die Augen: „Bist du genügend gefestigt, mein Sohn, daß du den Gang zu thun vermagst, der dich in die größte Gefahr, die über einen Menschen kommen kann, bringt? Hast du behalten und ins Herz geschlossen, was ich dir über die Ketzerei des Wycliffe sagte? Du siehst mich so klar an, daß es mir ist, als könnte ich in deines Herzens Grund sehen. So geh, mein Sohn — Gott möge geben, daß es dir gelingt, was mir versagt wurde. Hier, ich schreibe dir einige wenige Worte auf dieses Blatt, die werden den Kerkermeister willig machen, dir die Thüre zu öffnen. — Ich harre hier im Gebet. — Du gelobtest gestern freiwilliges Fasten — ich spreche dich los davon, nimm Speise zuvor zu dir, denn du wirst Kraft gebrauchen, du wankst, als müßtest du fallen. — Bringe mir das Buch, und es kann alles gut werden.“

Henning aber küßte seine Hand, verbarg das wichtige Blatt in seinem härenen Gewande, bedeckte sein Haupt mit der verhüllenden Kapuze und eilte zur Thüre hinaus. —

Frau Herburg hatte die Nacht zum Erstaunen des oft heimlich nachschauenden Kerkermeisters ruhig schlafend verbracht, nachdem sie am Tage zuvor im innigen Gebet

ihr Schicksal dem himmlischen Vater anvertraut hatte, und nun saß sie und schrieb etliche Zeilen, die für ihren Mann bestimmt waren, wenn er aus der Ferne heimkehrte. Das Schicksal ihrer Tochter allein beunruhigte sie; auch hier sollte ihr der Trost nicht fehlen, denn schon im Laufe des Vormittags erfuhr sie von dem Schließer, daß sowohl Oda als Erpo in der ganzen Stadt vergebens gesucht würden und, wie man annähme, von guten Freunden gerettet wären. Sie wollte den teilnehmenden Mann bestimmen, eine Botschaft an ihre Verwandten zu überbringen, aber stieß hier auf ernstlichen Widerstand, da er von denen, welche ihm die Gefangene überliefert hatten, den strengen Befehl erhalten, keinerlei Kunde über sie nach außen dringen zu lassen. Nach einiger Zeit erschien er wieder und meldete ihr, daß einer der schwarzen Mönche draußen stehe und mit ihr reden wolle. Sie machte sich auf längere Anfechtung gefaßt und bat dann um sein Kommen.

„Sie hätten auch wohl einen älteren schicken können," murrte der Schließer, „der hier sieht nicht aus, als ob er etwas Rechtes sagen könnte. — He, Bruder, wenn du fertig bist, dann klopfe nur, ich will mich schon in der Nähe halten." — Die Thüre fiel schwer ins Schloß, die Schlüssel kreischten und klirrten, und dann war alles stumm.

Der Mönch stand am Eingang und hatte sein Haupt geneigt, die Hände gewunden wie in bitterer Qual und sah stumm vor sich hin.

„Tritt näher, Bruder," sprach die Frau Herburg mit ihrer milden, tiefen Stimme, „sag mir deinen Auftrag — du fürchtest dich doch nicht vor einem schwachen Weibe? Treibt dich das Mitleiden her, so mög' dir Gott es danken. Ich denke, daß meine Stunden bald gezählt sind. Wenn ich zu ihm komme, will ich's ihm sagen."

Laut aufschluchzend fiel der Mann im Mönchsgewande ihr zu Füßen, barg seine Hände in sein Antlitz und flüsterte: „Mutter, o Mutter!"

„Was ist das?" rief Herburg. „Wer bist du?"

Die Kopfumhüllung wurde zurückgestreift, ein thränenüberströmtes Gesicht hob sich zu ihr empor — sie starrte es einen Augenblick wie geistesabwesend an, und dann rief sie, jubelte sie, weinte und lachte in unbeschreiblichem Glück: „Mein Sohn, mein vielbeweinter, einziger Sohn." Die zwei vergaßen für kurze Zeit um sich die Welt und alle Not und Pein. —

Auf dringliches Fragen hin erzählte Henning die schweren Leiden, welche hinter ihm lagen, seine Wanderung nach Rostock, und wie er durch Dominikaner aufgefunden sei; den Namen des Retters wollte er verschweigen, aber Frau Herburg drang in ihn, und endlich sprach er ihn aus. Da sagte sie tonlos:

„Der Retter des Sohnes ist der Richter der Mutter. — Gott, deine Wege sind unerforschlich!"

„O sag das nicht von dem edlen Manne," bat er, „nenne ihn nicht so, wie die Leute ihn nennen, er kann niemanden richten, Mutter, er möchte alle Verlorenen retten, und gerade deswegen hat er mir erlaubt, hierher zu gehen."

„Deswegen also!" sagte traurig die Frau. „Ich glaubte aus Barmherzigkeit. Er aber gedenkt, daß das Wort des Sohnes vielleicht mehr vermag, als das Wort des Priesters. Und du trägst dieses Gewand nicht zum Schein, mein Sohn? Er hat dich mit Leib und Seele zu sich herübergezogen?"

„Er hat mir Leib und Seele gerettet, Mutter. Oft war ich in Versuchung, Hand an mich in dumpfer Verzweiflung zu legen. Jetzt weiß ich, was in Zukunft noch mein Leben soll."

„Ein Mönch sollte mein Henning geworden sein? Fürchtest du nicht, daß, der dir deinen Leib rettete, deine Seele zwiefach verdirbt? Geh nicht weiter mit diesem Manne, geh zurück in das Elend der Verbannung, wenn es sein muß, nur geh nicht weiter mit ihm! Höre die Bitte deiner Mutter, Henning. Ich glaubte eine kurze Weile, daß du von Gott hierher gesandt seiest, damit ich dir mein liebstes Vermächtnis auf dieser Welt hinterlassen könnte — ein Buch des Lebens — Henning — — —"

„Ja, Mutter. Das Buch, das Buch — o gieb mir das Buch!" — Frau Herburg schüttelte das Haupt und sagte: „Du würdest es dem Mönche ausliefern."

„Es wird dich retten, gerade das ists ja, was er fordert, damit noch alles gut werde." Angstvoll wartete er auf ihre Antwort.

„Höre mich an, Henning," sagte sie nach einer Weile des Schweigens. „Würde ich ihm das Buch geben, so würde er es vielleicht zum Vorwand nehmen und sagen, ich hätte widerrufen, und man würde mich entlassen und mich aus der Stadt treiben und meinen, daß meine Ketzerei dann unschuldig gemacht sei. Ich aber, die ich solches weiß, hätte meinen Glauben verleugnet und die Sünde wider den heiligen Geist gethan, die mir niemals könnte vergeben werden. Verstehst du das?" Henning schüttelte den Kopf. Sie seufzte leise, aber sprach dann fest weiter: „Meine Augen sind hell und mein Geist ist klar, ich sehe, was anderen verborgen sein mag. Du flüchtest jetzt aus der Welt in die Stille der Klostermauern, einst wirst du heraus dich sehnen, nicht in die Welt, sondern zu der Freiheit der Kinder Gottes. Noch weißt du es nicht, aber wenn ich in deine Augen sehe, so sehe ich, daß dort das Suchen nach Wahrheit wohnt, nicht wie die Mönche suchen; du bist ja mein Sohn. Versprich mir, Henning, den entscheidenden Schritt nicht zu übereilen, werde nicht Mönch, wenn du nicht nach ehrlichem Suchen zu der festen Erkenntnis gekommen, daß im Kloster dein Seelenheil geborgen ist. Versprich es mir, daß du dir für deinen Entschluß Frist geben lassen willst über Jahr und Tag hinaus, wie es sonst üblich ist für Novizen."

„Ich will, Mutter." — „Versprich mir auch, Henning, daß du die Entscheidung nicht treffen willst ohne deinen Vater!" — Da fuhr der Sohn zurück und rief: „Nein, nein — ich versprech es nicht. Ich habe nur noch einen Vater Eylhard, den will ich fragen, den anderen kenne ich nicht mehr."

„Was sagt mein Sohn? Deinen Vater, der dich lieb hat, der um dich sich gehärmt und gegrämt hat und in dir sein Lebensglück vernichtet sah? Er wähnte dich tot und wünschte im stillen, er wäre für dich gestorben — den wolltest du nicht kennen? Kannst du es ihm nicht vergessen, daß er das Gesetz für mächtiger hielt, als das Gebot seiner Liebe?"

„Mutter," sagte Henning, „ich hatte ein Weib, ein herrliches, edles Weib, das ich liebte mehr als alles in der Welt — sie hat er verstoßen, vernichtet, gezwungen, in den Wellen ihr Ende zu suchen. Wenn ich an ihn denke, ist's mir, als müßte ich Mörder rufen, darum muß und will ich ihn vergessen."

Da sagte Frau Herburg strenge: „Was du sprichst, ist ein Bruch göttlichen Rechts. Ich will's nicht hören. Wenn ich sagen würde: Vergieb deinem Vater — dann schon thäte ich unrecht. Was er vollbrachte, that er nicht im Uebelwollen, sondern in höchster Aufopferung und in der Liebe zu seiner Vaterstadt. Nicht du und nicht ich, keiner darf und kann sagen, ob es recht oder unrecht war, das entscheidet allein Gott, welcher die Herzen kennt. Du aber sollst deinen Vater lieben."

„Höre mich an, Mutter! Wenn damals auf dem Meere ein Wildfremder ihn angefleht hätte, Mann oder Weib, um Rettung aus Gefahr, so hätte er sich erbarmt, ich weiß es. Seinen Sohn und die, welche seine Tochter sein sollte, stieß er ins Verderben. Wenn's mir in den stillen, langen Nächten meines einsamen Kampfes in den Sinn kam, dann fuhr ich auf in Qual, ich sah die verzweifelten Blicke meines Weibes, ich sah, wie sie am Meeresstrande irrte und stürzte und versank — und dann hob ich meine Faust wild drohend. — Ich weiß nicht, was mich verhinderte, meinen schwersten Fluch über ihren Mörder zu sprechen."

Da verhüllte Frau Herburg ihr Haupt und sagte: „Mein Gott, mein Gott, du prüfst mich schwer. — Verlaß mich — geh!" — Henning kämpfte mit sich, dann flehte er: „Laß mich so nicht von dir, Mutter." — „Du bist nicht mein Sohn, geh! Die Mönche haben schon dein Herz vergiftet — jetzt muß ich meine Zeit benutzen, um für dich zu Gott zu flehen, daß er dir diesen ungeheuren Frevel nicht zurechnen möge und

möge dich mit dem Vater wieder in Frieden und Liebe zusammenführen. Wenn du einstmals erkennst, daß du die Vergebung nötig hast, dann wirst du lernen für den Vater beten, und alles wird noch gut. Wenn aber nicht, Henning, dann gehst du zum Tode — ich aber gehe zum Leben, und wir scheiden für die Ewigkeit. — Was sagst du, mein Sohn?" — Henning vermochte nicht, seine Mutter über sich zu täuschen, er schwieg. —

Da stand sie auf und sprach: „Komm her, Henning, knie hier nieder — so lege ich dir die Hände auf's Haupt, und so bete ich, daß Gott dich nicht verlassen möge und lasse dich nicht verloren gehen. Ich kann dir nicht zürnen, es erbarmt mich deiner von Herzensgrund. Ich sage dir, du wirst dereinst an diese Stunde denken und die Kniee des Vaters umfassen und ihn um Vergebung anflehen. Du wirst es, denn Gott ist über uns, der kein Herz, das lieben kann und lieben mag, vergißt. Und erst wenn das geschehen ist, dann werden wir drei uns droben wieder begegnen. Nun lasse mich, denn ich habe jetzt noch viel mehr vor seinen Thron zu bringen." Mit ruhigem Schritt ging sie zur Thüre und klopfte an. Wie ohne Besinnung wankte Henning davon, als der Kerkermeister geöffnet hatte.

Er vermochte kaum, den Mißerfolg seiner Sendung an den Magister zu erzählen, und dieser, ergriffen durch seinen Jammer, beschloß noch einmal, einen Versuch zur Bekehrung der Ketzerin zu machen. Nach langer Abwesenheit kam er zurück, mehr verstörter und verwandelter durch den Widerspruch, erregt durch das seiner Meinung nach offenbare Meisterwerk des Satans, in schwärmerischem Wahnsinn zum Aeußersten getrieben. Er hörte niemanden im Kloster und murmelte nur immerfort seine Verwünschungen. Nochmals ging er zum Rathause, da wollte er es durchsetzen, daß man das Haus des Degenhard abreißen sollte, weil eine Ketzerin darin gewohnt hatte; daß alle, die mit der Verurteilten verkehrt hatten, sollten eingezogen und im Notfall der Tortur unterworfen werden, um deren Glaubensstand zu erforschen, daß Anzeige irgend welcher Ketzerei in der Stadt sollte mit besonderen Belohnungen bedacht werden, daß die Verurteilte zunächst öffentlich sollte zur Schau gestellt werden und eine rote Zunge auf Brust und Rücken dabei tragen, dann in Prozession in die Kirche geführt, mit dem Ketzerhemde und der üblichen spitzen Mütze angethan, in der Hand eine ausgelöschte Kerze, um dort vor der Gemeinde öffentlich ein Urteil zu empfangen — kurz, er suchte alle Quälereien hervor, die sonst nur in den südlichen Ländern üblich waren, um vor der Ketzerei abzuschrecken. Aber hierbei stieß er auf den kühleren, nordischen Geist, welcher dergleichen Martern nicht duldete; der Rat gab nur zu, daß die Ketzerin zur Richtstätte sollte öffentlich hinausgeführt, am Pfahl erdrosselt und dann verbrannt werden. In diesen Verhandlungen vergingen auch ein Tag und eine Nacht — und Tag und Nacht drang der gedämpfte Schall in die Zelle des Dominikaner-Zöglings, der ihm die grausigen Selbstpeinigungen seines Meisters anzeigte. —

Dann brach der Morgen des Gerichts an, ein Morgen sonnig und klar und friedlich. Der ganze Himmel war blau ohne ein Wölkchen, in der Nacht zuvor hatte es scharf gefroren, aber die Sonne machte noch einmal ihren Einfluß geltend, sie schmolz das Eis auf dem Wallgraben, das vorwitzige Knaben schon auf seine Haltbarkeit hatten prüfen wollen, sie lockte die Vögel, welche als Wintergäste bleiben wollten, zum munteren Spiel in den Zweigen. Doch schon der leichte Hauch der Flügel ließ die gelben Blätter von den Zweigen rieseln, und leise bettete sich eines zum andern. Die Wasser der Warnow glitten plätschernd am Bollwerk vorüber — am Ufer stand ein finster blickender Mann, die Fäuste geballt, und mahnte: „Eilet, eilet, sagt ihm, daß er nicht säume." —

Durch die Stadt ging eine fiebernde Unruhe. Von den Kanzeln war es am Tage vorher verkündet, daß das Gericht, an welches keiner in der Stadt außer den Richtern hatte glauben wollen, gehalten werden sollte. Auf den Straßen standen gruppenweise die Bürger und redeten erregt mit einander, drohend wurden die Fäuste zum Rathaus geschwungen. Mancher that heimlich Wehr und Waffen an, in der Ahnung, daß man

es noch werde gebrauchen können. Etliche Männer, die unter den Gewerken den größten Einfluß besaßen, Konrad Gemelow, Johann Ploot und andere, wurden überlaufen, sogar des Nachts waren noch einige zu ihnen geschlichen; sie hatten geschürt, aber nach allen bisherigen Erfahrungen von der Anwendung von Gewalt abgeraten, weil nur ein wohlgeordneter Aufstand hätte helfen können und zu diesem keine Vorbereitungen getroffen waren. Sie fürchteten eine Niederlage und dann die harte Unterdrückung für spätere Jahre. Auch hatte der Rat, wie jedermann sah, seine Vorsichtsmaßregeln vorzüglich getroffen, alle ihm zur Verfügung stehenden streitbaren Kräfte waren aufgeboten. Sogar von den Gütern der Stadt zogen wohlgerüstete Knechte unter Anführung ihrer Vögte herbei und sammelten sich an vorher bestimmten Plätzen zur Verfügung des Rates. Alle Thore waren stark besetzt und die dort stehenden Männer hatten die blanke Wehr in der Hand oder den Bolzen auf der Armbrust. —

Jetzt tönte die Armsünderglocke. Schneidend, schrill war ihr Klang und schnitt den Hörern durch Mark und Bein. Dann kam vom Dominikanerkloster her die Schar der schwarzen Mönche, in ihrer Mitte ging der Magister Eylhard, hinter ihm wankte sein Schüler. Des ersteren Anblick flößte allen denen, die ihn sahen, Entsetzen ein, sein Haupt war verfallen und also fleischlos, daß es einem Totenschädel glich, darauf der Kranz schwarzer Haare, darin die Glut der dunklen Augen. Die Lippen waren in unaufhörlicher Bewegung, die Hände zuckten. Oftmals sprang einer zu, wenn er die hagere Gestalt wanken sah, als müßte er sie stützen. Dann raffte der Mönch sich mit Willenskraft auf und schob die befreundete Hand zurück und wankte weiter. Vom Rathaus her kamen die vom Rat gestellten Schutzmannschaften, und beide Züge begegneten sich am Turm, in welchem sonst die schweren Verbrecher eingesperrt gehalten wurden. Sicheren Schrittes trat die arme Gefangene aus den festen Mauern in die frische, schöne Luft, ihre Augen hatten nichts von ihrem milden Schein verloren, über ihr Antlitz war der Gottesfriede gebreitet. Als sie so einen Augenblick auf der letzten Stufe stand, siehe, da drängte sich ein Weib aus dem Volke hervor, eilte durch die überraschte Mannschaft, umfaßte die Ketzerin und küßte sie. Und ein alter Mann mit schneeweiß wallendem Barte folgte alsbald, und neigte sich und küßte der Frau Herburg die Hand. „Frau", sagte er, „geh mit Gott und zu Gott. Ich will dir folgen, wohin du gehst, wenn es sein Wille ist." Er sagte es laut und deutlich, und seine Stimme wankte nicht.

Da ging ein Ton durch die Massen, als wäre es ein Seufzen der Volksseele nach Erlösung von einem schweren Joch, und einige laute Stimmen aus dem Haufen riefen: Schämt euch, Rostocker, der fromme Waldbruder hat mehr Mut, als ihr alle zusammen." — „Gott segne den Radeward!" —

Es begann ein Schieben nach vorwärts, nur ein letzter, entschlossener Stoß noch, dann wäre der Bann, welcher über den Gemütern lag, gesprengt worden. Aber es fand sich niemand, der den Stoß wagte. Der Genannte war inzwischen schnell zurück gedrängt, als man merkte, daß Frau Herburg zu ihm reden wollte. Die Bewaffneten schlossen sich fester zusammen, sie kannten die Anzeichen, die Vorboten des Sturmes. —

Langsam nur konnte der sich unter dem düster schauerlichen Gesang der Mönche in Bewegung setzende Zug vorwärts kommen und geriet, als er auf der Gerichtsstätte angelangt war, ins Stocken. Man fand die Henkersknechte gebunden und mit dem Antlitz am Boden liegend, der Scheiterhaufen war auseinander geworfen und weit zerstreut. — Es sollte ein Werk der Barmherzigkeit sein, ach, es verlängerte nur die Wartezeit. Immerhin fanden sich erbärmliche Gesellen, welche die Mitwirkung zur Ketzerverbrennung für ein Werk hielten, mit dem man sich recht bequem des Himmels Gnade verdienen könnte, und das weit Zerstreute wurde emsig wieder zusammengetragen. Frau Herburg fühlte ihre Kraft beim Anblick der wieder getroffenen Zurüstungen wanken. Sie sah sich um, rings nur die Köpfe der Mönche oder der Schergen. „Herr Jesus Christus," seufzte sie, „verlaß mich nicht!" — Und setzte hinzu: „Ach, ist nicht einer da, der mein Vermächtnis annehmen will?"

Abermals wogte und drängte es in der Volksmenge. Wie wenn ein Strom seinen Deich brechen will, so schwoll die Erregung höher und höher. Unter den Mönchen entstand eine Bewegung, als ob jemand herausdrängen wollte, ein heiserer Schrei ward laut. Die Frau warf einen raschen Blick dahin, ihr war es einen Augenblick, als habe sie die hohe Gestalt ihres Henning erkannt; aber nach kurzem Kampf ward in der Reihe der Mönche wieder alles still. Hinter den Bütteln stand jemand, der flüsterte: „Allwart, hörst du, was sie sagt? Denk an deine Mutter! Gieb nur ein wenig Raum." Da rückte der also Beschworene bei Seite, und abermals trat der Bruder Radeward hervor, trat in den Kreis, ging auf die Frau Herburg los und sagte: „Christus verläßt die Seinen nicht. Er sendet mich. Sag an!"

„Bring meinem Mann, dem Hugo Degenhard, meinen letzten Gruß, mein Bruder. Sag ihm, daß er vergeben soll, so gewiß auch ich im Angesichte des Todes allen vergebe. Und sag ihm, daß er soll in dem Buch, das er mir gegeben hat, das Leben suchen, wie ich es gefunden. Hör an, wohin ich es verborgen habe." — Sie neigte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte zu. — Ein fanatischer Schrei unterbrach die Totenstille. „Das Buch, das Buch! Ergreift den Ketzer, Fluch über jeden, der das Buch anfaßt!" — Der Waldbruder stand in seinem rauhen, zottigen Gewande, gestützt auf einen mächtigen Stab und sah unter seinen weißen, buschigen Augenbrauen hervor ruhig den im Sprung heraneilenden Ketzermeister an. „Haltet ihn fest," schrie dieser den Knechten zu, denn seine Hand fiel kraftlos von den Schultern des alten Mannes zurück. „Er soll mir das Buch geben." — Niemand rührte sich, der Führer der Bedeckungsmannschaft trat auf einen Wink des leitenden Bürgermeisters heran, faßte mit eisernem Griff die Schulter Eylhards und führte den heftig Widerstrebenden zu seiner Schar zurück.

„Hier befiehlt der Rat und nicht der Mönch!" sagte er kurz. „Geh, Bruder Radeward, troll dich, hier wirds bald heiß. — Frau, bist du bereit?"

Frau Herburg fiel auf ihre Kniee, betete inbrünstig, erhob sich und trat an den Pfosten. Einen Augenblick darnach war des Henkers Werk gethan. — Und siehe, ein Vöglein flatterte plötzlich über der Richtstätte, als ob es vom Haupte der Geschiedenen aufgestiegen wäre, schwebte über der Menge und höher und höher hinauf und verlor sich am blauen Himmel. —

Aber jetzt ballten sich die Rauchwolken über dem gehäuften Reisig, dichter, schwerer Qualm anfangs, dann lodernde Flammen. Sie knatterten und wirbelten hoch auf. Der nächste hörte seinen Nachbarn beklommen atmen, dazwischen leises Weinen und Schluchzen der Frauen. — —

Und dann kam's plötzlich von der Stadt herauf wie der Schall der Schritte von hastig Laufenden. Eine gellende Stimme schrie: „Haltet ein, haltet ein!"

„Da kommt Hugo Degenhardt!" Das riefen zehn auf einmal. Ein Gebrüll wie das eines entfesselten wilden Tieres erhob sich, die Massen kamen in Bewegung, ein Ruck, und der innere Kreis war zersprengt. —

Ja, Hugo Degenhard kam heran! Hoch schwang er in der Luft sein Schwert, ihm entgegen trat ein Büttel, er lag wie der Blitz am Boden, ein zweiter folgte, zehn zugleich wurden überrannt, bevor sie nur die Wehr erheben konnten. Denn hinter Hugo regten sich mächtige Schifferfäuste, der alte Wertel sagte kein Wort, aber er schmetterte jeden Widerstand zu Boden, ein Ziel nur hatte die geschlossene Schar, die sich wie ein Keil in die Massen schob, zu der Stelle, wo der Qualm aufstieg, wollte sie in blinder Hast, und hinter sich ließ sie zertretene Gliedmaßen. Aber als Hugo Degenhard dort anlangte, brach der hochgetürmte Scheiterhaufen zusammen, und eine Funkengarbe sprühte empor.

Da wußte er, daß, was er geliebt hatte, zu Asche geworden war. Ein furchtbarer Schrei rang sich aus seiner Brust los, der allen Hörern durch Mark und Bein ging, sie zitterten vor Schmerz und Grimm. Verzweifelt wollte er die glimmenden Scheite

auseinander zerren. „Herburg! Herburg!“ schrie er und fiel auf seine Kniee, achtlos, ob auch die Funken über sein Lederwams sich ergossen — im namenlosen Schmerz. „Das konntest du zulassen, Gott im Himmel? Konnte dein Wind nicht ein wenig stärker wehen? — Ich sag dir auf, glaub nicht an dich! — O Herburg, Herburg!“ —

Vom Boden sprang er mit glimmendem Gewande empor, und sein Bart war versengt, und sein Antlitz geschwärzt, und seine Augen glühten in Haß und Wut — er sah umher — da standen die Mönche und hatten zwischen sich den Magister. Wie im Sprunge schnellte er über sie, schleuderte die Entgegenstehenden bei Seite, daß vier bis fünf über einander stürzten, schon stand er nahe vor dem Gesuchten, hell funkelte sein kurzes Schwert — der Bedrohte aber breitete seine Arme aus und sah mit schwärmerischem Blick auf gen Himmel — da warf sich plötzlich jemand zwischen beide mit dem Rufe: „Zurück, du Mörder!“ Hugo sah ihm wohlbekannte Augen vor sich auftauchen — er hatte sie ja gesehen, auf fernem Meere, sie hatten ihn seitdem durch Schlafen und Wachen verfolgt — er taumelte zurück, ließ seine Waffe sinken und murmelte: „Die Toten stehen auf. — Es kommt das Gericht über mich — der Sohn gegen den Vater!“

Die Volksmassen wälzten sich ziellos, mit unwiderstehlicher Kraft wurde Hugo Degenhard bei Seite gedrängt, und die Mönche verschwanden aus seinen Blicken — und doch sah er immer auch das Eine, Schreckliche und hörte das Wort: „Zurück — du Mörder!“ Durch die Menge eilten, um den günstigen Augenblick zu erfassen, diejenigen, die vom Unwillen gegen die Uebermacht der Geschlechter und gegen das Regiment des Rates am meisten erfüllt waren und es längst zu stürzen begehrt hatten — Gemelow und seine Genossen, und hetzten — da wurde der Unwille in bestimmte Richtung gelenkt. „Zum Rat, zum Rat!“. Den Wachen, über welche die Massen hinwegfluteten, wurden die Waffen weggenommen, hier und da ordneten sich schon die Haufen, während die Kunde von dem drohenden Aufruhr mit Windeseile in die Stadt flog. Ernstlich beunruhigt eilten daraufhin die Führer der regierenden Geschlechter zum Rathaus, man beschloß, schnell die Thore zu sperren, um die draußen befindliche Menge zunächst abzuwehren, aber da war es schon zu spät. Als Hugo Degenhard den Ruf gehört hatte: „Zum Rat, zum Rat!“ da war auch seinem Hasse ein rechtes Ziel gegeben. Auf sein befehlendes Wort hin wandte sich, was sich stark genug zum Streit fühlte oder Freude am Tumult hatte. Die Volkswelle fegte die Besatzung aus den wichtigen, befestigten Plätzen. Wie wenn die Sturmflut steigt, so wälzte sie sich brausend durch die Straßen und füllte den Markt, daß die Brandung donnernd gegen die Mauern des Rathauses schlug. — Hugo sorgte dafür, daß die Zugänge alsbald überall gesperrt wurden, damit niemand von den Gesuchten, die man auf dem Rathause versammelt wußte, entkommen könnte, aber auch der Tumult in die Räume desselben nicht hineingetragen würde. Sein bloßes Schwert in der Hand, so schritt er die Stiege hinauf zum Versammlungszimmer, ein Mann, der das Schicksal der Stadt in der Hand hielt und wilden, entschlossenen Sinnes Rache begehrte. Hinter ihm drängten Erpo und Wertel und darnach die Führer der aufrührerischen Gewerke.

Er fand aber alsbald sich einer Schar Männer gegenüber, die in verzweifelten Lebenslagen sich oft versucht und ihren Mut gestählt hatten.

Bevor Hugo ein Wort sprechen konnte, erhob sich der zweite Bürgermeister Winold Bagge und sagte laut: „Niemand blößt vor dem Rate der Stadt seine Waffen, bei Todesstrafe. Stecke dein Schwert in die Scheide, und dann frage geziemend an, ob dein Eintritt uns genehm ist.“

„Laß die Heuchelei, Winold,“ sagte der Hauptmann, „du weißt, warum ich hier bin, und meiner Hand entschlüpfst ihr nicht.“

„Aus welchem Rechte und aus welcher Macht bist du hier, Hauptmann der Stadt Rostock?“

„Aus welchem Rechte?“ höhnte Hugo. „Hier habt ihrs besser als auf Pergament.“

Damit warf er sein Schwert auf den Ratstisch, daß es klirrte. „Aus welcher Macht?“ Mit einigen Schritten stand er am Fenster und zeigte mit der Hand hinunter. „Dort ist meine Macht! Laßt sehen, ob ihr bessere habt.“ Als er sich zeigte, braufte gewaltiger Zuruf von unten herauf.

„Ich erhebe Einspruch gegen die Vergewaltigung,“ sagte Winold, „die Zeit wird kommen, wo man von dir Verantwortung verlangen wird. Jetzt mach's kurz und sage, was du willst. Wir müssen uns fügen.“

„Ich wollt dirs auch gerathen haben, Bürgermeister, viel reden lasse ich nicht mit mir. Was ich will? Mein Weib will ich, mein frommes, getreues Weib! Ihr habt sie aus meinem Hause gerissen. Wo habt ihr sie hingethan?“

„Dein Weib ist durch das Urteil des Rates gerichtet, nachdem die Kirche sie als Ketzerin und Gotteslästerin ausgestoßen. Du weißt es, was fragst du.“

„Ha, ihr Pfaffenknechte,“ schrie Hugo, „so will ich euch alle miteinander denselben Weg schicken. Dann soll's über die schwarzen Mönche gehen, ich will ihr Kloster an allen vier Ecken anzünden. Bindet sie — “ befahl er den Nachfolgenden. Erpo und Wertel griffen zu und faßten jeder mit rauher Faust einen der nächsten Ratsherren, aber den rückstehenden Bürgern war die Justiz zu schnell und die That zu ungeheuerlich, sie zögerten, denn sie bedachten, daß doch im Rate auch mancher ehrliche Freund des Volkes sitze, der den Tod nicht verdient habe, auch wußte man in der That im Augenblick nicht, wie man ein neues Stadtregiment anfangen sollte. Und zu dem Gange zu den Dominikanern hatte erst recht niemand Lust, da die Kirche um Mittel zur Rache niemals verlegen war. Hugo sah es nicht, er hörte nur den Ausruf des Bürgermeisters:

„Das wirst du nicht wagen.“

„Was soll mich hindern? Du wahrlich nicht, Winold, und ihr alle nicht, und die da unten gewiß nicht.“ — In seiner Erregung trat er wieder ans Fenster, und laut wie der Donner rollte der Zuruf der Massen über den weiten Markt und fand seinen Wiederhall an den hohen angrenzenden Giebelhäusern. „Sag's doch,“ rief Hugo noch einmal höhnisch, „was soll mich hindern?“

„Dein Eid, Hauptmann Hugo Degenhard!“ sagte in diesem Augenblick, als die Bedrohten sich ratlos ansahen, eine klare Stimme vom Eingang her, und herein trat Gerwin Wilde, der älteste Bürgermeister. Durch die verschlossenen Laden seines Krankenzimmers war der Lärm des Volksaufruhrs gedrungen, er zwang die Schwäche des Fiebers nieder mit eiserner Willenskraft, hüllte sich in sein Ehrengewand und eilte auf seinen Platz, um für den bedrohten Stadtfrieden einzutreten oder mit seinen Genossen unterzugehen.

„Ha, Gerwin, du warst nicht im Rate der Gottlosen, du hättest es nicht gelitten, was geschehen — ich hab mit dir nichts zu schaffen.“

„Du stehst vor dem, dessen Leitung in erster Linie diese Stadt anvertraut ist, Hauptmann Hugo. Rechtfertige dich, warum du nicht an deinem angewiesenen Platze bist?“

„Nun denn, so sag ich es dir! Wortbrüchige zu züchtigen, Ehrlose zu brandmarken, Mörder zu richten. Wenn der Rat nicht mehr geschriebene Satzungen hält, was soll dann noch fest sein?“

„Dein Eid, Hugo Degenhard, so sag ich noch einmal,“ antwortete Gerwin.

„Ich bin los und ledig, da hier der Vertrag gebrochen ist,“ rief Hugo und stampfte mit den Füßen auf. „Wozu diese Zögerung, geh heim, Gerwin, diese sollen sterben.“

„Hier ward kein Vertrag gebrochen!“ der das sprach, das war Rambold von Volkenshagen, und aller Augen wandten sich ihm zu. Mit verächtlichem Blick auf ihn zuckte Hugo die Achseln.

„Der Rat hat gelobt, dein Weib in Schutz zu nehmen gegen alle Anfeindungen, aber er gelobte nicht, sie aus seinem Recht zu entlassen. Der Rat selbst feindete nicht an, sondern er richtete eine Verbrecherin.“ —

„O du Wicht, du tückischer feiger Wicht!“ antwortete Hugo. „Meinst du, daß dein Silbenstechen deine Schande decken wird? O du Judas, der du heimlich in der Nacht versteckt hinter dem Mantel zu dem bösen Feinde schlichst und verrietest ihm das Weib dessen, den du deinen besten Freund nanntest, der dir das Leben rettete und dir absichtlich und bewußt niemals unrecht that. Meintest du, daß du für eine Beleidigung Rache haben mußtest, warum schlichst du herum, wie ein Verräter, der sein böses Gewissen durch die Nacht decken mußte? — Dich will ich leben lassen, aber peitschen will ich dich, daß du zum Krüppel werden sollst. Du sollst deine Schande durch die Gassen tragen, daß der Strolch, welcher dir begegnet, dir ausweicht und dünkt sich ein Ehrenmann zu sein. Ihr andern macht euch fertig, hier giebts kein Hindernis mehr.“

„Keines, als deinen Eid, Hugo Degenhard,“ sagte Gerwin zum dritten Mal. „Wo sind die Schiffe, deren Führung dir anvertraut wurde? Wo sind die Männer, denen du dich zugeschworen hast für die schwere Fahrt nach dem Holm? Wenn einer der dir unterstellten Schiffsmeister das gethan hätte, was du jetzt thust, hätte auf Kriegsfahrt vor dem Feinde sein Schiff verlassen, so würdest du als Hauptmann gesagt haben: Das geht ihm an den Hals. Kommen jetzt, wo deine Schiffe auf der Höhe vor Wismar liegen, die Vitalienbrüder über sie und nehmen sie mit Mannschaft und Ladung und töten alle, die auf dich ihr Vertrauen setzten — meinst du, daß noch ein Fünklein Ehre dem Hauptmann Hugo Degenhard bleiben wird? Da werden nach Jahrzehnten noch alle ehrlichen Seeleute sagen: ‚Pfui über den, der Mann und Schiff in der Gefahr preis gab und hatte ihnen doch seinen Eid zugeschworen.‘ — Geh, so lange es noch Zeit ist, und vollführe dein Amt, wie du es übernommen, dann komme heim und heische dein Recht, es soll dir werden.“

Da senkte der Schiffsmann sein Haupt und aus seiner Brust kam es wie ein Stöhnen. — Alles schwieg eine kurze Weile. Dann sagte er: „Ich muß fort, noch in dieser Stunde muß ich fort. — Was soll aber aus diesen meinen Helfern werden?“ —

„Wir wollen Gnade üben gegen die durch ihr Mitleid Verführten“, sagte Gerwin. „Allen, welche sofort sich nach Hause begeben und vom Tumulte lassen, sei Straflosigkeit im vollsten Maße zugesichert.“

„Ihr Freunde, geht heim,“ sagte Hugo, „ich muß fort! Etliche mögen bleiben und hören, wie der Rat Urfehde schwört, die andern mögen das Volk heimsenden und ihm sagen, daß ich allen danke; ich würde noch einmal wiederkommen und mein Recht zu fordern wissen. — Ich muß fort. — Und was wird aus meiner Tochter, Gerwin?“

„Sie kommt in mein Haus, sie speist an meinem Tisch, sie sitzt an meinem Lager, wenn mich mein Fieber faßt. Ich will sehen, wer meinen Schützling anzutasten wagt. Ich fühle aber, Hugo, daß ich gesunde, da sich ein Ehrenmann wieder zu sich selbst gefunden. — Holt den Pfarrer von St. Marien, wir wollen uns binden mit heiligstem Eid, damit du in Ruhe scheiden kannst. Die geschädigt sind draußen, als sie ihr Amt thaten, die hält der Rat schadlos.“

Einige murrende Stimmen erhoben sich: „Ich wußte es ja,“ sagte Johann Ploot, „daß er kein Mann war für die Zünfte. Laßt uns gehen, unsere Zeit war noch nicht da. Am Ende rechnet er darauf, daß wir seine Sache später noch einmal zur unseren machen sollen; da soll er sich irren!“ — Die Antwort seiner Begleiter verhallte im Poltern der vielen die Treppe hinabsteigenden Männer.

Wie Gerwin Wilde gesagt, also geschah's.

Der Rat leistete Urfehde insgesamt, Oda aber wurde in den Schutz des Oberhauptes der Stadt gegeben, während Erpo und Wertel und etliche der Schiffsknechte als die am meisten Bedrohten sich dem auf seinen anvertrauten Posten gehenden Hauptmanne anschlossen.

Die Menge verlief sich grollend über Hugos Unentschlossenheit. Einige von dessen geheimen Freunden machten sich auf, um für diesen die Asche der Märtyrerin zu bergen, aber sie fanden, daß sie durch die Dominikaner schon in alle Winde gestreut war. —

V.

Auf der Fahrt nach dem Holm.

Auf der Höhe vor Wismar herrschte unter der kleinen dort versammelten Flotte große Unsicherheit und Unruhe. Am Morgen in der Frühe waren die drei Wismarschen Schiffe aus dem Hafen hinter Pöl herausgekommen. Jeder Schiffsführer hatte erwartet, daß der Hauptmann, von dessen Ungeduld man schon wußte, alsbald das Zeichen zum Aufbruch und die Anweisungen zur Ordnung geben würde; aber auf dessen Kogge, welche den Namen „Wisent" trug, war alles ruhig geblieben. Die Wismarschen liefen nahe hinan und fragten hinüber, wo sie ihre Einreihung ins Ganze suchen sollten, da kam die Antwort zurück, daß sie sich gedulden müßten und einstweilen nach Belieben vor Anker gehen könnten. Stunden auf Stunden verrannen in Unthätigkeit und Warten, man begann allmählich zu dem Glauben sich zu neigen, daß irgend ein größerer Unfall den Hauptmann betroffen habe; ein Boot nach dem andern kam von den Schiffen her zum Wisent, um nähere Erkundigungen einzuziehen, aber sie alle kehrten mit der unbefriedigenden Antwort zurück, daß die Entschlüsse des Hauptmannes noch ausständen, und brachten das ihnen heimlich von der Besatzung des Hauptschiffes zugeraunte Gerücht mit, daß Hugo Degenhard überhaupt nicht an Bord, vielmehr von einer am späten Abend unternommenen Bootsfahrt nicht zurückgekehrt sei. Sein Vertreter hatte es in seiner Verlegenheit verbergen wollen, aber dadurch die Bildung abenteuerlicher Gerüchte nur befördert. — Die Sonne neigte sich abwärts, die Unruhe wuchs, der älteste Schiffsmeister, der die Verantwortung gegenüber plötzlichen Ereignissen nicht übernehmen wollte, versammelte die übrigen Führer endlich um sich und beriet darüber, ob man nicht die Schiffe in den Hafen von Wismar zurückbringen und dort in Sicherheit zunächst die Aufklärung der ungewissen Lage abwarten solle. Da zeigte sich in der Ferne nach Osten zu ein mühsam gegen den Nordwest aufkreuzendes Boot. Daß es von keinem Fischer geführt wurde, wußte jeder Schiffsknecht, denn um diese Tageszeit war der Fischfang nicht lohnend; jeder hatte das Gefühl, als ob dasselbe eine Botschaft von Hugo Degenhard bringen würde, nur fürchtete man, es möchte eine schlimme sein. — Jetzt legte das Boot wieder um, nachdem es weit auf die Höhe hinausgefahren war, es war kein Zweifel mehr, daß es auf die Flotte zustrebte. Endlich kam es, als die Sonne unterging, so nahe, daß man die Insassen zählen konnte. Man wußte auf dem Wisent nicht, wer der unweit des Steuers mit einem Mantel dichtumhüllte, gebeugt sitzende Mann wäre, nachdem man Erpo und Wertel schon erkannt hatte, an den Hauptmann, der sich immer frei und selbstbewußt getragen, dachte niemand; ja etliche erschraken, als er so unvermutet an Bord sprang; er war's und schien es doch nicht zu sein. Schwere Jahre voll Entbehrung hätten sein Antlitz nicht so verändern können, wie dieser eine Tag; dazu war sein Ernst umgewandelt in ein finsteres Wesen, seine Zurückhaltung anscheinend zur Menschenfeindschaft gesteigert. Erpo und Wertel hatten wenig Neigung, von den traurigen Dingen zu erzählen, da ging auch schon das Zeichen hoch, das den Aufbruch der Flotte befahl, ein vielstimmiger Freudenruf antwortete und fand seinen Wiederhall an den übrigen Schiffen. Die Winden knarrten, die Kabel spannten sich, der Hauptbootsmann meldete, daß die Anker auf seien, die Segel wurden entfaltet, und die Kiele des Geschwaders furchten die Wogen.

Das Schiff des Hauptmannes, eine Friedenskogge oder Geleitschiff, war sehr stark und kräftig gebaut und für den Kampf sorgfältig ausgerüstet. Es war nicht nötig gewesen, für dasselbe „Ruter" anzuwerben, vielmehr hatten sich des Müßigganges überdrüssige Schiffsknechte überall her in so großer Zahl und zu jedem Dienst bereit gemeldet, sobald der Name des Hugo Degenhard genannt war, daß der Hauptmann es vorgezogen hatte, von den rohen und unlenksamen Söldnern zur See ganz abzusehen und lieber die doppelte Bemannung an Schiffskindern einzunehmen. Der Wisent nahm seinen Platz auf

dem rechten Flügel und wies den linken Flügel der Wismarschen Kogge „Seejungfer“ zu. Die sechs schwerbeladenen Lastschiffe dagegen fuhren in der Mitte, und also nahm die Flotte ihren Weg auf Bornholm. Daß man den Dänen auf offener See begegnen würde, glaubte kein Mann der Besatzung, denn diese Dänen waren selbst zu Lande nicht sicher, ja kaum in ihrer eigenen Hauptstadt. Das hatte man doch wohl nicht erfahren, daß ein Ort an der deutschen Küste von den kühnen deutschen Seeräubern berührt war, dagegen waren die dänischen Küsten in keckem Wagemut heimgesucht, geplündert und verwüstet, denn zu der Beutesucht gesellte sich die rege Abneigung gegen die stets feindlichen Nachbarn. Waldemar mit dem Beinamen Atterdag hatte durch die Plünderung von Wisby auf Gothland dafür gesorgt, daß der Deutsche seinem Namen fluchte, und es schien wie eine Gerechtigkeit des Schicksals, daß in der rasch verfallenden Stadt, aus welcher die tüchtigeren Kaufleute weggezogen waren und der Reichtum für alle Zeiten geschwunden, nunmehr die Vitalienbrüder ihren Hauptsitz eingenommen hatten, um von dort aus die That des Vaters an der nicht minder verhaßten Tochter zu rächen. Margarethe hatte es längst zu ihrem Verdruß erkennen müssen, daß die Dänen gegen die Deutschen auf dem Meere nicht aufkommen konnten; die Besiegung und Vernichtung etlicher Räuber-Schiffe, welche allzu kühn vorgegangen waren, hatte nur den Erfolg, daß aus den deutschen Küsten der Zuzug zu den Vitalienbrüdern um so eifriger stattfand. Wenn man aber auf dem Geschwader der großen Haufen gedachte, welche auf Gothland hausten und dadurch, daß man von den deutschen Häfen aus nur noch vorsichtig den Handel unter starkem Geleite trieb, um gute Beute, oft sogar in Mangel der nötigen Lebensmittel gebracht, zu verzweifelten Thaten gedrängt waren, dann war mancher Schiffsführer nicht ohne Sorge. Denn die Vitalienbrüder verstanden den Kampf und setzten Leben und Schiff an den Sieg, auch waren ihre Fahrzeuge geschwind und beweglich, die Lastschiffe aber waren langsam und eigentlich hülflos gegenüber dem schnellen Angriff. Dagegen hatte man den Vorteil, daß man einen Hauptmann besaß, dessen Führung allein besser war, als ein Haufe von Feinden.

Ohne Ruh und Rast schritt der, auf den sich alle Gedanken vertrauensvoll richteten, auf der Heckschanze die Nacht hindurch hin und her. — Leise rauschte der Kiel, die Wellen plätscherten an die Planken, der Wind füllte gleichmäßig die Segel und strich mit frischem Hauch über das Schiff. Droben funkelten die Sterne, und das Himmelsgewölbe spannte sich aus über die weite Flut — still, groß, feierlich. — Hugo Degenhard sah das alles nicht, sein Herz war, als wär's erstorben. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: „Zu langsam, viel zu langsam! Ich muß eilen, daß ich mir mein Recht holen kann.“

Der Tag stieg herauf über die Meereswogen mit goldener Pracht, alle Schiffe hielten sich in der vorgeschriebenen Ordnung, weiß bauschten sich die Segel der Frachtschiffe und bedeckten die Masten von oben bis unten, und stiegen vorwärts über den Bug — ein herrlicher Anblick für den Seemann! Frohen Blickes schauten auch die Knechte alle über das Wasser; blau und wolkenleer war der Himmel, erfrischend war der Hauch, den der Spätherbst über das Wasser sandte, und er rötete die Wangen und machte die Augen hell. Alle Befehle wurden mit Lust und Gewandtheit tadellos vollführt. Mancher dachte, er hätte nie eine bessere Fahrt zum fernen Lande gemacht. Hugo Degenhard stand an Bord der Schanze und dachte: „Zu langsam, zu langsam! Ich muß mir noch mein Recht holen!“

Jetzt waren — Erpo rechnete mit Wertel zusammen — schon 48 Stunden vergangen, und der finster blickende, schweigende Mann hatte keinen Schlaf gefunden, weder Speise noch Trank genommen. „Ich weiß wohl,“ sagte Erpo gegen Abend, „was ihn aufrütteln kann. Ich wollte es wünschen, daß jetzt ein Dutzend Flaggen mit dem Danebrog hervorkämen und uns hier festhalten wollten, oder daß ein rechter Sturm von Westen sich in unsere Segel legte, daß es aussähe, als sollten Stangen, Masten und Raen bis auf den Stumpf über Bord. Wenn er Arbeit hätte, sich da oben auf der Schanze zu halten, dann würde er schon aufwachen.“ — „Du sagst, du seiest in Riga

gewesen, und hast dort von den Lappen, die immer in Scharen zum Handel herbeiziehen, nicht gelernt, wie man Wind macht?" sagte der alte Wertel mit einem schlauen Augenzwinkern. — „Ich hörte wohl davon reden, daß sie sich sehr auf Zauberei verständen," entgegnete Erpo, „mir bot auch einmal jemand ein Ende Seil mit drei oder vier Knoten an, die man seiner Aussage nach nur zu öffnen brauchte, um günstigen Wind, Sturm oder Schiffbruch zu haben. Aber es war nicht nach meinem Sinne." Wertel zuckte die Achseln, und murrte allerlei vor sich hin. Endlich flüsterte er: „Das mit dem Seil kann ich nicht, aber etliche Sprüche habe ich gelernt in ihrer Sprache, die will ich dran wenden, da es für den Meister Hugo geht. Halt aber reinen Mund! Du sollst bald Wind haben — mehr, als dir lieb ist, wenn er auch jetzt abzuflauen droht." Damit ging er abseits. Erpo hörte, daß er etwas wisperte, so that er an der Heckschanze und an den beiden Bordseiten. „Nun merke auf," sagte er, als er zurück kam, „ich hab ihn gerufen. Hören wird er schon, aber ich weiß nur nicht, von wannen er kommen wird."

Der nächste Tag brachte aber noch keinen Wechsel, so daß Erpo den Alten anstieß, so oft er an ihm vorüber kam, und lachend in den Wind zeigte. Der wurde verdrießlich, ging noch einmal im Schiff herum und wisperte lange und zog sich mürrisch zurück. Gegen Abend schon sprang der Wind um und kam aus Norden, und in der Nacht da brach der entfesselte Sturm mit wildem Ungestüm über das Meer herein.

„Jetzt guck nicht hinaus," warnte Wertel. „Jetzt fegt er mit seinen schwarzen Flügeln heran und schlägt damit das Meer, daß sie von Gischt und Wasser triefen, und weckt die Geister der Tiefe. Sieh nicht hinaus! Sein Antlitz hat mancher geschaut, aber noch keiner, der davon hätte erzählen können. Wenn er sieht, daß einer ihm voll ins Gesicht blickt, dann schleudert er ihn mit seinem Flügelschlage über Bord. Wenn nur der Hauptmann daran denkt, denn er sieht allzu kecklich über die See! Soll ich's ihm nicht sagen?" — „Laß dich auslachen von ihm, das wäre wirklich etwas Gutes," sagte Erpo. „Und doch möchte ich ihn jetzt nicht lachen hören," setzte er nachdenklich hinzu, „das wäre, glaube ich, grauenvoller, als wenn dein Riese jemanden anschaut." — Eine mächtige Woge sauste heran und stürzte über das Schiff. Warnend winkte der Alte dem Jungen, dann sahen sie sich um — Hugo Degenhard stand mit demselben finsteren Gesicht auf seinem Platze und erteilte seine Befehle.

Dichte, dunkle Wolken hingen schwer herab vom Himmel, als wollten sie sich auf das Schiff senken und es erdrücken, und bald darauf flogen sie zerfetzt und zerrissen auseinander. Hoch oben aus den Lüften hallte entsetzliches Brüllen. Ein mächtiger Regenguß stürzte hernieder, eiskalt und erstarrend auf die durchschauerten Männer wirkend. — „Da kämpfen zwei mit einander," sagte Wertel, als einen Augenblick Pause eintrat im Toben, der von Norden und der von Osten; „ich sagt's ja, man kann nicht wissen, was kommt und wer siegt, Sturm oder Frost. Mir scheint, als würde das Deck schon glatt von Eis. Dann sei Gott uns gnädig! Was mußtest du mich auch zum zweiten Male reizen! Denn nützen thut's nichts; da sieh hin, der Hauptmann bleibt noch immer derselbe."

Mächtig erhob derselbe seine Stimme, und seine Befehle drangen über das ganze Schiff. Abermals kams heran, wie wenn das Wasser zu einer schweren Wand erstarrt sei und mit fürchterlicher Kraft vorwärts geschoben würde, nahe vor dem Schiffe hielts inne, schlug über und war wie mit Zauberschlag in sprühenden Schaum verwandelt, eine zweite mächtige Woge folgte und fegte über das Schiff der ganzen Länge nach weg, und die dritte schien es im Wasser zu begraben — und von diesem Augenblick an gab es nichts weiter als gepeitschte, so dichte sprühende Wasser, daß man nicht vor sich sehen konnte, und rasendes Toben des Sturmes, der jede Verbindung der Menschen untereinander unmöglich machte. Das Spritzwasser gefror an den Wanten und Tauen, so daß sie mit Eis überzogen wurden, die sie umklammernden Hände wurden starr unter dem Frosthauch, zerschnitten und zerrissen durch die scharfen Ränder, es blieb nichts

übrig, als sich mit dem Gürtel oder einem mühsam gebogenen Strick fest anzuschnüren, sonst wäre wohl niemand auf dem Verdeck geblieben.

Als mit dem kommenden Morgen das Unwetter verschwand und der Ostwind den Sieg errungen hatte, da stand Hugo Degenhard noch auf seinem Posten unverändert, als sei sein Antlitz vereist. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß jede Gefahr überwunden wäre, da gab er den Bitten seiner Freunde nach und stieg von der Schanze, um seine Ruhe zu suchen, denn auch seine eiserne Kraft wankte endlich, und die übernommene Verantwortung forderte schon, daß er sich nicht aufrieb. —

Etliche Stunden festen Schlafes und einige hastig genommene Bissen genügten zu seiner Wiederherstellung. Hier und da zeigten sich die Masten und Wimpel der durch den Sturm zerstreuten Schiffe, und es gingen fast zwei Tage dahin, bevor sich auch das letzte wieder herzugefunden hatte. Weit ab vom Kurse waren alle durch das Unwetter gedrängt, und bei genauerer Untersuchung fand man, daß für drei der Lastschiffe eine gründliche Ausbesserung nötig war, welche die Fahrt hemmte und die Kräfte der Mannschaft ganz in Anspruch nahm. Es war kein leichtes Werk, an den erstarrten und beeisten Tauen zu arbeiten in dem Winde, der bis auf Mark und Bein schnitt; aber hier zeigte sich die Tüchtigkeit des deutschen Seemannes im hellen Lichte. Ob auch die Fäuste bluteten, ob die Füße in den Wanten oder auf den Tauen ausglitten und derjenige, welcher droben in der Höhe arbeiten mußte, jeden Augenblick abstürzen konnte — vollbracht wurde ohne Murren, was die Erfahrung schon dem einzelnen als nötig zeigte, und wie vollbracht! Rasch, gewandt, im Wetteifer miteinander — und in der Erkenntnis, daß Zeit nicht zu verlieren sei. Der Sturm hatte das Eis, welches im Norden den Bottnischen Meerbusen zum Teil schon bedeckt hatte, losgerissen und nach Süden vorwärts geschoben, einzelne Schollen trieben den Schiffen entgegen. Das machte mehr Sorge als Wind und Wellen. Letztere konnte man schon bezwingen oder benutzen, aber gegen den erstarrenden Frost war man ohnmächtig. Vom Hauptschiffe sandte Degenhard Mahnungen über Mahnungen; endlich waren die Raen ergänzt und beschlagen, die Steuerruder gestärkt. Die Segel flogen auch am letzten Fahrzeuge auf, und vorwärts ging es mit frischem Mute. Aber bald stellte sich heraus, daß die eine Snicke, der „Ranger“ genannt, mit deren Wahl der Hauptmann von Anfang an am wenigsten zufrieden gewesen war, gegen die übrigen nicht aufkommen konnte; die Besatzung war im Kampf mit dem Unwetter und bei der nachfolgenden Ausbesserung sehr angestrengt worden und betrachtete es nun als ihr Recht, sich etwas mehr der Ruhe hinzugeben. Vergeblich waren alle Zeichen, welche zur Eile antreiben sollten, die Taue waren nicht straff gezogen, die Segel nicht recht gerichtet, auch nicht einmal alle gesetzt, wie der Hauptmann zu seinem Aerger bemerkte, vielleicht war auch an der Ladung etwas in Unordnung gekommen, denn die Snicke schlinkerte zu sehr, fiel ab und, wie Wertel spöttisch bemerkte, hinkte hinterher wie ein lahmes Gössel hinter den Dorfgänsen.

Als Gothland in Sicht kam, erhielten die Männer im Mastkorbe geschärfte Befehle, eifrig auszusehen. Nicht jedermann war es willkommen, daß der Hauptmann den Kurs östlich von der Insel anwies. Im Westen derselben lag Wisby, und wenn man dort Schiffe zum Ausguck ausgelegt hatte, dann konnte es freilich nicht geschehen, daß man unbemerkt durch den Meeresteil zwischen dem Festlande und Gothland kommen konnte. Jeder wußte es also, warum der Hauptmann die Ostseite suchte, aber doch geschah es manchem zu leide, daß ein Kampf, der einmal recht warm hätte machen können, vermieden werden sollte. Wertel bemühte sich vergebens, seinen Genossen klar zu machen, daß es weniger auf die Bewährung des Mutes, als auf die sichere Ueberbringung der Lebensmittel nach Stockholm ankäme. —

Also strichen die Fahrzeuge in alter Ordnung an der großen Insel dahin, mit dem Unterschiede, daß der Wisent den linken, die Seejungfer den rechten Flügel nahm, und nur die saumselige Snicke hielt es jetzt erst recht nicht für der Mühe wert, weil ja alles gesichert schien, den engeren Anschluß an die Genossen zu suchen. Es kam die Nacht

und machte es geraten, ein wenig mehr vom Lande wegen der Gefahr der weit vorgeschobenen Sandbänke abzuhalten. Am Morgen befand sich das Geschwader mit seinem Nachzügler auf der Höhe von Farö.

„Wir haben Glück," sagte Erpo zu seinem alten Freunde. „Wenn sie uns hätten einholen wollen, so wäre es in der Nacht bei unserem Schneckengange gewiß geschehen, hinter uns ist nichts zu sehen, vor uns weg ist nun alles frei. Die 15 Meilen zwischen Farö und Sandön sind, so viel ich weiß, voller Sand und Untiefen, da fährt nicht einmal gern ein Fischerboot bei unruhigem Wetter hindurch. Und sind wir erst um Sandön herum, dann geht es bei dem jetzigen Winde in einem Tage bis Stockholm." — „Laß gut sein," sagte der Alte, „ein rechter Gothländer findet die zwischen den Untiefen sich kreuzenden Fahrrinnen bei verbundenen Augen. Traue du den Likendeelern! Da fährt mancher zwischen ihnen herum, welcher die Ostsee zehnmal mehr durchfahren hat als unser einer. — Guck den Hauptmann an, der nun schon seit etlicher Zeit die flachen Ufer von Farö absucht, als müßte er alle Strandkrabben zählen! Haben die aus Hemse mit den Wisbyern gemeinsame Sache, dann muß es schon gestern dahin gemeldet sein, daß wir nach Osten ausgebogen sind. — Siehst du, er wirft einen raschen Blick auf den Mann im Korb da oben. — Schade, daß wir hier unten nicht am Ausguck helfen können, denn er scheint ungeduldig zu werden."

Kaum daß er diese Worte gesprochen hatte, so richtete sich plötzlich der Wächter hoch auf und spähte angestrengt über Farö fort, und dann schrie er mit gewaltiger Stimme: „Schiffe im Westen!" — Nach kurzer Weile setzte er hinzu: „Fünf Hauptmasten." Abermals nach kurzer Weile: „Blaue Flaggen!" — Kaum daß er es gesprochen, so kam auch der Warnungsruf aus dem Mastkorbe des benachbarten Schiffes und pflanzte sich fort von Mund zu Mund, und die Befehlsworte der Führer schallten schon zwischen die letzten Rufe. Große Emsigkeit entfaltete sich überall von Bord zu Bord, zum Zeichen, daß jedermann den Ernst der Lage alsbald richtig gewürdigt hatte. Nur der „Ranger" schien von allem nichts zu merken oder schien wenigstens nichts zu fürchten, denn trotzdem wiederholt Zeichen gegeben wurden, daß der Nachzügler sich thunlichst beschleunigen und den Anschluß suchen sollte, behielt er seine ruhige Fahrt und vermehrte, so weit man erkennen konnte, auch nicht die Zahl der Segel.

Und ist kein Mann übrig geblieben, welcher den Grund der schwer zu büßenden Saumseligkeit hätte angeben können.

Denn alsbald schossen hinter der Landzunge von Farö die fünf gemeldeten Schiffe heran, im engen Fahrwasser sich eins dicht hinter dem andern haltend, und als sie aus der Nähe der drohenden Sandbänke herausgekommen waren und das freie Meer gewonnen hatten, da begannen sie mit raschem und sicherem Entschluß sich sofort zu teilen.

Kampfbereit standen die Mecklenburger, jeder an seinem Platz. Keiner hatte es befohlen, und dennoch lagen schon die Enterhaken in kräftigen Fäusten. Noch einmal zuckte die Hand zur Messerscheide, um die Waffe, zu der man im dichten Handgemenge am liebsten griff, zu lockern; mancher, welchem sein Wams zu enge schien, warf es noch schnell bei Seite und stand mit entblößten Armen. Die Muskeln schienen sich zu spannen. Lieblingswaffen waren auch die Keulen und Morgensterne, so wuchtig, daß sie mehr zum Zerschmettern von Planken als zum Streit gegen Menschen bestimmt zu sein schienen.

Jedermann erwartete, daß der Wisent, der dem Feinde am nächsten war, beim ersten feindlichen Zeichen sich auf die Gegner stürzen würde; man kannte ja Hugo Degenhard und seinen trotzigen Mut, man hatte es ihm ja allgemein angesehen, daß seine Stimmung darnach angethan war, ihn zu verzweifelten Entschlüssen zu treiben. Er hatte seine Eisenhaube aufgesetzt und sein Schwert umgehängt und seinen Morgenstern zur Hand genommen.

Ja, jetzt blitzte sein Auge, jetzt glättete sich seine Stirn, jetzt richtete sich seine Gestalt auf, breit, gewaltig, ein mächtiger Seeheld — so stand er da.

„Fünf gegen einen! das wird einem warm machen!" sagte ein Schiffsknecht und lüftete das Gewand auf seiner Brust. — Verächtlich sah ihn Wertel an und sprach: „Einer gegen fünf! so wird man einst sagen! Der Hauptmann läßt sich nicht angreifen, sondern greift an!"

Aber das erwartete Zeichen ward nicht gegeben, Hugo Degenhard wich nicht von seinem Platz, sein Blick schien in Feuer aufzulodern, aber sein Mund schwieg. —

Näher rauschten die Fremden, auf denen jetzt jeder die Massen der kampfgerüsteten Feinde erkennen konnte; und dann auf ein Zeichen hin teilten sie sich plötzlich, fort schossen die drei größten und segelten an dem Geschwader vorüber, und die zwei kleineren hielten sich beobachtend zurück. Die Mecklenburger errietens, nein, sahen es klar vor Augen, daß die Angreifer sich auf den Ranger, den weit zurückgebliebenen Genossen, wie die Raubvögel, die sich zur Jagd auf eine wehrlose Beute vereinigt haben, stürzten. —

Was niemand erwartet hatte — der Hauptmann gab den übrigen Schiffen das Zeichen, im alten Laufe weiter zu fahren und sich nicht in der Ordnung beirren zu lassen, er gab das Schiff offenbar preis. Die Hunderte von Augen sahen mit einem Schlage nicht mehr über die See, sahen ihn allein an, sahen in ein flammendes Antlitz und auf fest zusammengebissene Lippen. Hugo ließ seinen Streitkolben am Handgelenk hängen und packte die vor ihm stehende Brüstung, seine Finger lagen so hart daran, als wollten sie zerbrechen, aber er sprach kein Wort. —

Es schien seinen Schiffsknechten eine unerträgliche Schmach, daß vor ihren Augen der Feind einen guten Raub sicher und ohne Bedrängnis nehmen und davonführen sollte. „Schändlich!" schrie da plötzlich jemand, um seinem Herzen, dessen Schlag in Erregung seine Brust sprengen wollte, Luft zu machen. „Wer verläßt den Genossen in der Not!" Lautes Murren erhob sich. „Ruhe!" donnernd flog das Wort über die Wogen, und hallte über alle Schiffe hinweg. „Nach Stockholm fahren wir! der Rat hat's befohlen. Wer sich von uns scheidet, trägt sein Schicksal allein. Merkt ihr's denn nicht, daß jene mit List nur uns trennen wollen."

Als die Feinde sahen, daß ihr Versuch mißlungen war, und daß der Hauptmann die Ausführung seiner Aufgabe höher stellte als einen lustigen Streit von Bord zu Bord, da machten sich die drei gemächlich über das schwere, ohnmächtige Fahrzeug her, zwei legten sich alsbald ihm an die Seiten, während der dritte beobachtend zwischen ihnen und dem Geschwader kreuzte.

Die Besatzung des Ranger wehrte sich wohl, so gut es angehen wollte, aber sie war viel zu schwach, die Fremden überfluteten sie gleichsam und hatten in einem Nu die reiche, bequeme Beute sich zu eigen gemacht. Ob nun im Aerger über das Mißlingen ihrer List, ob einem augenblicklichen Antriebe folgend oder einem oft geübten Brauch, sie begannen einen Mann nach dem andern zu packen und in weitem Bogen, wie im lustigen Spiel, über Bord zu werfen, durch den Todesschrei der Verlorenen klang hell ihr rohes Gelächter.

Da hörte man auf dem Wisent, während alle in maßlosem Grimme aus der Ferne dem Entsetzlichen zusahen, daß die Brüstung, an der Hugo Degenhard stand, krachte, sie zerbrach plötzlich und war doch aus Stangen von Eichenholz gefügt, und der Ruf: „Klar zum Wenden!" „Ruder in Lee!" wie der donnernde Ruf des Löwen, nicht wie ein Wort aus Menschenbrust scholl er über die See.

Die Seejungfer erhielt Zeichen, sich zum Schutz der Transportschiffe bereit zu halten. Der „Wisent" aber bog herum, wie wenn der Stier, erbittert durch lange Quälerei, plötzlich sich wendet und greift den Troß von Gassenjungen an und stürzt unter sie, zerbricht mit seinem mächtigen Stoße, was er zu erreichen vermag.

Das kreuzende feindliche Schiff hatte seiner nicht acht, seine Besatzung hatte ihre Freude an dem kläglichen Untergang der mit den Wellen Kämpfenden. Die Wendung war so blitzschnell erfolgt, daß der Wisent, bevor es noch die drohende Gefahr erkennen

konnte, heran war. Im letzten Augenblick erhob sich ein verwirrtes Schreien und Rufen, aber es verlor sich schon unter einem von fürchterlichem Krachen begleiteten Anprall.

Ein Zittern ging durch das getroffene Schiff, wie wenn der Wisent es auf seine Hörner genommen habe, es holte etliche Male schwer von einer Seite zur andern über, wie ein Schwerverwundeter, der vor seinem Feinde nicht fallen will, sondern versucht noch, während sein Blut aus klaffenden Wunden rinnt, sich aufrecht zu erhalten. Aber als der Gegner sich schon zum zweiten Stoße bereit gemacht hatte, da fiel es schwer auf die Seite, und gleich darauf sank es in die Tiefe. Die wilden trotzigen Mienen seiner Insassen, man konnte sie vom angreifenden Schiff ganz nahe erkennen, waren blaß, aber unbewegt und lautlos, ohne daß der Tod einem einzigen nur einen Angstruf entlockt hätte, so fuhren sie mit hinab.

„Achtung! Es sterben Männer!" Hugo Degenhard sprach's, als die Besatzung des Wisent unter dem gewaltigen Eindruck schwieg.

„Deutsche waren's und gewiß keine Fremden darunter. Und nun über die anderen, daß wir unsere Brüder rächen! Ich wette, daß Schweden dabei sind! Ruhe, ihr Männer! Enterhaken zur Seite und Beile zur Hand! — Alle Stangen der Feinde, mit denen sie herüberlangen, um uns anzuholen, werden zerschlagen, alle ihre Taue mit Haken gekappt, es kommt darauf an, daß kein Hindernis unsere Fahrt stört, wenn wir ganz nahe zwischen ihnen dahinstreichen. Darnach, wenn ich's sage, werft ihr zu und beißt euch ein. — Achtung am Steuer, meinem Wort gefolgt wie Blitz und Schlag! Hoch! Alle für Einen, Einer für alle! Die Hanse und Rostock!" So schrie er in herrlichen Kampfesfreuden, und donnernd fiel sein Schiffsvolk ein. Darauf aber dröhnte vom Bord der beiden Schiffe, welche das genommene Fahrzeug sich selbst überlassen hatten und sich zum Gefecht bereit gemacht, zurück: „Gottes Freund und aller Welt Feind!"

Der Ruf verhallte, und mit unheimlichem Schweigen flogen die Gegner einander näher, die Flaggen knatterten, das Wasser rauschte vor dem Bug, keiner wartete, bis der andere kam, nein, sie suchten sich. Man hörte nur die klaren Befehlsworte der Hauptleute.

Die beiden Schiffe der Vitalienbrüder hatten sich rasch verständigt, ihr Plan mußte sofort feststehen, den Gegner in die Mitte zu nehmen und ihn von zwei Seiten zugleich anzugreifen, und darum war ihre einzige Aufgabe beim Ansegeln auch nur darin zu suchen, den Wisent zu verhindern, daß er ihnen ausbog und also dem einzelnen an die Seite kam. Daran schien der letztere aber nicht zu denken. Er kam heran im ungestümen Lauf, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, wo er an dem Gegner wäre, immer näher zogen diese sich zu einander hin, als man sahe, daß er nicht den Versuch, mit Segelkünsten den Vorteil auf seine Seite zu bringen, mache, er hielt gerade auf den Zwischenraum zwischen ihnen ab. — Hei, da flogen die Enterhaken, Stangen, Taue mit allerlei Klauen und Klammern plötzlich von zwei Seiten zugleich und bissen sich in das krachende Holz fest. Und dann klangen, von nervigen Fäusten geführt, fünfzig, sechzig Axthiebe zugleich, die Stangen zersplitterten, die Taue klatschten plötzlich schlaff ins Wasser, und der Wisent schoß zwischen seinen verdutzten Gegnern, welche schon Mienen machten, sich im Sprunge auf ihn zu werfen, hindurch, hei, eine einzige Stange, welche einhakend hinübergefallen, war von Eisen gewesen, und gegen sie sausten die Axthiebe vergebens, aber Hugo hatte seinen Morgenstern plötzlich mit sausendem Schwunge durch die Luft geschleudert, daß die drei Männer, welche sie am andern Ende hielten, zurückgeworfen waren, wie wenn ein Felsen gegen sie angeprallt wäre.

So schüttelt der Wisent wohl die Speere trotzig aus seinem Nacken, welche hitzige Gegner schleuderten, hoch ragen die Stangen in die Luft, und da der Grimmige sich rührt, siehe, da liegen sie zerbrochen am Boden. Er fährt im Ungestüm an den Feinden vorüber und wendet sich alsdann im trotzigen Sprunge zu erneutem, wütendem Anlauf, bevor die Schar Zeit gefunden hat, die Waffen gegen ihn zu wenden.

Also fuhr auch auf den ruhigen, klaren Befehl des Hauptmanns, dem Ruder

gehorsam, unter geschickter Ausnutzung aller Vorteile der Wisent herum und zeigte abermals seine grimmig dräuende Stirn.

Die beiden feindlichen Schiffe waren, durch den Kunstgriff völlig überrascht, an einander getrieben und durch Verwirrung von allerlei hängendem Tauwerk gleichsam zusammen gebunden. Als sie noch bemüht waren, sich zu trennen, da donnerte plötzlich der gewaltige Ruf: „Entert! Auf, Rostocker, einer über zwei! Ueber Bord mit ihnen! Ho: die Hanse und Rostock!"

Da Hugo Degenhard das gesagt hatte, faßte er einen neuen Streitkolben, that von der Heckschanze einen mächtigen Sprung und stand plötzlich mitten auf dem ersten feindlichen Schiff, er fällte mit drei wuchtigen Streichen drei Feinde, bevor sich überhaupt seine überraschten Gegner hatten besinnen können. Hei, wie wenn ein Eisblock, gegen den Deich gerannt, denselben durchbricht und der Fluß, breitflutend und alles Entgegenstehende niederreißend, durch die Bresche stürmt, also flutete hinter dem Hauptmann die Woge der mecklenburgischen Seeleute. „Die Hanse und Rostock!" „Gottes Freund und aller Welt Feind!" Es zermalmte der Wisent ingrimmig seinen Gegner.

Gegen Hugo stand jetzt ein mächtiger Streiter, dessen Bart in langen Zotteln um seine offene, narbenreiche Brust flatterte, dräuend blickten seine Augen zwischen den buschigen Brauen hervor, seine Arme waren bloß, bis an die Schultern, nie hatte er anders gekämpft und alle Schutzwaffen verschmäht, die feste, breite Gestalt stand auf den Planken, als ob der Mast nicht fester sei. Hugo kannte ihn wohl aus früheren Tagen, als die Kaper mit Stehlbriefen noch nicht aus den mecklenburgischen Häfen losgelassen waren, als den wildesten und verwegensten Schiffsführer, der den Geistern der Tiefe gewiß nicht gewichen wäre, wenn sie ihm hindernd in den Weg getreten. Und die breiten, braunen Fäuste schwangen gegen den Hauptmann gleichfalls einen fürchterlichen Streitkolben, die beiden Waffen begegneten sich in der Luft und schlugen gegen einander, daß es krachte, und Hugos Waffe zersprang in drei Teile, als wäre sie von Glas, und doch war sie aus zähem Eschenholz gefügt und mit eisernen Schienen wohl beschlagen und hatte sich in manchem harten Strauß bewährt. Da warf er sich mit einem hastigen Sprunge dem Gegner an die Kehle, dessen Fäuste packten wie die Krallen des Luchses so fest, ein Messer blitzte beim schnellen Stoß — und siehe da fiel der Fremde, finstern Blickes trotzig herausfordernd, bis sein Auge brach. „Hier, Hauptmann, ist die erste Keule, die ihr gerne habt. Ich hab sie wieder aufgenommen. Warum mußtet ihr sie auch wegwerfen!" Das war Erpo, der es lachend sprach, denn der war seinem Herrn als der zweite im Sprunge gefolgt und hatte ihm den Rücken frei gehalten.

Dumpf dröhnten die Planken von stampfenden Schritten, durch die Luft schwirrten die Pfeile von den Bogen, pfiffen die Bolzen von den Armbrüsten. Gellende Schreie so in Wut, wie im Schmerz, hallender Kampfruf, schwerer Fall — also drängten die Scharen sich Brust an Brust gegen einander. Der Dunst des warmen rinnenden Blutes berauschte Mann für Mann. Da schlug ein Räuber, welcher aus den Wanten focht, von oben einem Rostocker Schiffsknecht, der soeben einen Gegner gefällt hatte, auf die Eisenkappe, daß sie zerspalten wurde und dem Getroffenen plötzlich das Blut seitwärts über das Ohr und den Hals herunterschoß. Dieser war aber äußerst rachsüchtiger Natur, und alsbald sprang er im hellen Zorn in die Wanten und schlug auf den Andern ein. Der zog sich vor seinem Angriff nach oben zurück, aber der andere folgte, so klommen sie fechtend, daß es klirrte, hinan. Der Späher im Mastkorbe ersah es und spannte seine Armbrust, um seinem Genossen zu Hülfe zu kommen, denn seine Lanzen hatte er schon alle verschleudert, aber der Schuß nach unten konnte ihm nicht gelingen, und als er sich so bloß stellte, da hatte ihn sein Gegner von der Rostocker Seite ins Auge gefaßt, dessen Bolzen pfiff heran und traf ihn gerade durchs Herz, daß er lautlos im Korbe zusammenbrach. „Zu Hülfe, Uffo, zu Hülfe!" schrie unter ihm sein Genosse, „Gieb Raum, daß ich zu dir kann, gegen mich ist der Satan!" Aber der also

Gescholtene erhaschte plötzlich seinen Fuß und riß ihn los von dem Stricke und riß noch einmal, und die Hände des Mannes lösten sich, er schrie entsetzlich auf und stürzte von der Höhe auf das Verdeck und blieb zerschmettert liegen.

„Du Hundsfott!“ schalt der Rostocker hinter ihm drein. „Meine neue Kappe, die mich in Rostock beim besten Waffenschmied 4 Schillinge gekostet hat!“ Als er unter sich blickte, sah er, daß einer seiner starken Genossen ganz nahe der Bordwand mit einem Gegner rang und ihn aufhob und in die Flut schleuderte. „Ei potz tausend!“ murmelte er, „schade darum! Der hatte noch eine heile Kappe, und nun wird sie da unten auf dem Grunde rosten.“ —

Aber auch mancher wackere Mecklenburger mußte sein Leben lassen, keiner that's im Leide, wohl mancher im Zorn und Grimm und gar mancher ergebenen und frommen Sinnes. Also auch der alte Wertel, der aus drei schweren Wunden blutend an Bord lehnte. Die erste hatte er empfangen an der Stirn, die achtete er nicht, ob auch das rieselnde Blut ihn auf einem Auge blendete, er fand noch Gelegenheit zu manchem schweren Hieb, bis ihm ein Lanzenwurf die Seite durchbohrte. Noch stand er aufrecht und wollte sein Schwert nicht sinken lassen. Da fuhr ihm ein Messerstoß zwischen Hals und Schulter von oben tief in die Brust, und er wankte und stützte sich auf den Schiffsrand, vor seinen Augen flimmerte es, als ob das Deck beweglich sei geworden wie Meeresflut. Es war ein Mann, allzeit ein treuer Genosse gewesen, sein Sinn war redlich, seine Worte freilich klangen oft bitter, denn zwei heißgeliebte, starke, herrliche Söhne waren ihm auf dem weiten Meere geblieben, die mit ihm gewesen waren in einem Schiff, dasselbe war nahe am heimischen Hafen gestrandet, er hatte sie vor seinen Augen versinken sehen. Einen dritten hatten die Dänen erschlagen, sein Weib war in Gram dahingesiecht, er war allein und einsam geblieben. Also stand er nun und dachte an sein Hingehen — da neigte sich ein teilnehmendes Antlitz über ihn, noch sah er es, seine Hand tastete nach der Rechten des andern: „Ich fahr dahin zu Weib und Kind, Hauptmann!“ Langsam sprach er es im Sinken, und der Hauptmann bettete ihn vorsichtig zur Seite, daß die stampfenden Füße ihn nicht zertreten möchten. —

Die Schanze am Bug war schon genommen, hoch oben standen die Sieger, und was nicht ihren schmetternden Schlägen erlag, wurde in die See getrieben oder geschleudert, von Erbarmen war keine Rede, es wurde nicht gegeben und auch nicht erwartet. Nur die feindliche Heckschanze trotzte noch und hielt sich, denn dahin hatte sich der Kern der Mannschaft zurückgezogen in der Hoffnung, daß ihre Genossen vom andern Schiff ihnen bald Luft machen würden. Diese kamen auch schnell genug, für die mutigen Rostocker zu schnell, denn es war ihnen endlich gelungen, einige Stangen, welche sich durch Verschiebung zwischen beide Schiffe gelegt hatten, zu beseitigen und eine sichere Verbindung von Bord zu Bord zu schaffen, mit frischen Kräften warfen sie sich auf die Mecklenburger und von der Heckschanze her schoß man und schleuderte man auf diese, so daß sie in großes Gedränge kamen. Erpo bemerkte es, und da er bei raschem Blick den Hauptmann sicher in der Nähe seiner Getreuen sah, so sprang er eilig auf den Wisent zurück, wie ein Eichhorn huschte er auf die dortige Schanze und faßte den Hebel, mit welchem man die dort aufgestellte starke Wippe richtete, in welcher ein Dutzend lange Pfeile staken. Jetzt übereilte er nichts, gespannt war das Geschütz schon, in der Hitze des Angriffs hatte man's vergessen, er wartete einen guten Augenblick ab, als der Feind sich vor der Schußrichtung drängte, und schlug mit einem kräftigen Schlage den hemmenden Bolzen zur Seite. Aus solcher Nähe wurden die zwölf fast mannslangen, schweren Pfeile geschleudert, daß jeder traf, durchstieß und den Nächststehenden noch zu Fall brachte, ein großer Haufe der Feinde war plötzlich wie weggemäht. Da scholl es von deren Heckschanze wie das wütende Geheul wilder Tiere, Erpo aber schwang jauchzend einen aufgerafften Speer, der ihm gegolten hatte, in die Luft und schleuderte ihn und fällte abermals seinen Mann, und die Rostocker drangen herauf mit ungestümem Lauf: „Hei, die Hanse und Rostock!“ Und aus den Wellen

noch klang es aus dem Munde der im Eiswasser Erstarrten und Versinkenden: „Gottes Freund und aller Welt Feind!" — Hugo Degenhard hörte heftige Axtschläge, er sah, daß die vom zweiten feindlichen Schiff, bestürzt über die Unwiderstehlichkeit des Angriffs, den Versuch machten, sich loszulösen, um aus der todbringenden Nachbarschaft fortzukommen.

„Entert!" schrie er mit Donnerstimme. „Entert, entert!" wiederholten seine Mecklenburger, hui, faßten schon wieder neue Haken, er schleuderte ein ihm zur Hand liegendes Beil und zerbrach eine Stange, mit welcher schon ein Feind sich anstemmend versuchte, das bedrohte Fahrzeug abzuschieben, er traf sie und brach sie, und der sich auf sie Lehnende stürzte kopfüber in die Tiefe. Hell auf lachte man in Kampfeslust, und den Feinden entfiel der Mut.

Um ihn wieder zu entfachen, warf sich ihr Anführer dem abermals als erster auf den Gegner springenden Hugo Degenhard entgegen. Gerd Snakenburg hieß er und war ein Schwede; einst hatte er zum König Albrecht gehalten, aber war dann unter denen gewesen, welche in der Schlacht bei Axenwalde im Hasse gegen die Deutschen treulos wichen und den König seinen Feinden preisgaben. Darnach hatte er sich in den Dienst der Dänen eine Zeitlang begeben, aber als er sah, daß die See allein dem Mutigen freie Bahn verhieß, da hatte er sich zu den Vitalienbrüdern geschlagen. — Keiner fragte dort nach seiner Vergangenheit, nur die Gegenwart galt, und da war es an ihm, zu zeigen, daß er ein grimmiger Mann war, der kein Erbarmen kannte und nicht begehrte. Er war es gewesen, der das Zeichen zur Ertränkung der Besatzung des Ranger gegeben; jetzt erblickte er Hugo Degenhard, und dieser erinnerte sich plötzlich der von vielen Leidenschaften durchfurchten Züge und sah alsbald noch einmal sein Winken nach rückwärts, als König Albrecht mit seinen Rittern in den Sumpf geraten war; gerade so höhnisch wie damals grinsten die Züge ihn an, und der riesige Mann, zum Kampf bereit rückend, schrie: „Heran, Hugo Degenhard, hier steht Gottes Feind und aller Welt Feind! Sahen wir uns das letzte Mal nicht bei Axenwalde?" Das erregte des Hauptmanns Grimm zweifach. „König Albrecht und Mecklenburg!" rief er. Der Andere hatte keine Zeit, seinen ruchlosen Schlachtruf noch einmal auszustoßen, „Gottes Feind!" das rief er, da sauste Hugo's Streitkolben heran. Gerd Snakenburg bückte sich, und die Waffe streifte ihm nur sein Haupt, aber ihr Stachel riß ihm ein Ohr ab. Brüllend vor Wut schlug er auf Hugo los, blutunterlaufen waren seine Augen, sein behaarter Arm mit der furchtbaren Waffe war wie die Pranke des Bären erhoben, und mit der Kraft desselben schmetterte er die Streitaxt auf seinen Gegner. Der aber, erwägend, daß sein kurzes Schwert ihm zur Abwehr des Schlages nichts nützen würde, sprang mit raschem Sprunge zur Seite; so groß war die Wucht des Angriffs, daß Gerd Snakenburg, von seinem eigenen Schlage strauchelnd, vorweggerissen wurde. Da tauchte schon des Hauptmannes Schwert tief in seine Seite, er fiel in die Knie und hob noch einmal seine Axt mit beiden Händen empor, ein zweiter Stoß streckte ihn nieder, „Gottes Feind!" er murmelte es noch, als das Leben im letzten Hauch entfliehen wollte. Hugo aber setzte trotzig seinen Fuß auf den Gefällten und sprach: „König Albrecht und Mecklenburg! Schweden waren an Bord. Redliche Brüder aus Mecklenburg hätten die Unthat nicht vollbracht. Ich wußte es. Ueber Bord mit ihnen! Rache für den Ranger und für Axenwalde!"

Die Feinde rafften sich noch einmal zusammen, aber dem fürchterlichen Manne, der seinen dargereichten Kolben wieder wild über dem Haupte schwang und ein neues Ziel suchte, wichen sie aus. Unwiderstehlich im Siegesrausch, sprühend in Kampfeslust und jauchzend ob der empfangenen Wunden, so verfolgten die mecklenburgischen Seeleute ihr Ziel. Hinüber über Bord mußten sie alle, welche das feindliche Schiff getragen hatte, ob sie auf den Knieen lagen und winselten, ob sie sich an die Taue klammerten und beteuerten, daß sie keinerlei Schuld an dem früheren Morde hätten, die Körper flogen über den Rand, die Hände, die sich verzweifelnd festklammern wollten, wurden zerschmettert, die eisigen Wogen zogen sie hinunter.

Auf dem Wisent hatte der Späher im Mastkorbe seinen Platz innehalten müssen und wacker von oben drein geschossen, so lange sein Vorrat an Bolzen reichen wollte; jetzt hörte man plötzlich ihn rufen, und als man aufschaute, machte er allerlei hastige Zeichen, welche man zunächst in der Unruhe nicht begriff.

Hugo sah es, daß allerlei struppige Köpfe plötzlich am Bordrand des Wisent auftauchten, das Messer zwischen den Zähnen, entschlossen, bis zuletzt um den Sieg zu streiten, also entstiegen kräftige Schwimmer den Wellen, unter dem Druck des Windes hatte das Hanseschiff seine Verbindung mit dem eroberten gelockert, jetzt waren die Gegner schon an den Enterhaken, mit daliegenden Beilen versuchten sie den Wisent loszumachen in der Hoffnung, doch noch entrinnen zu können; bei etwas geringerer Achtsamkeit hätte der verzweifelte Plan vielleicht gelingen können; die ersten Rostocker, welche den kühnen Sprung über die entstandene Kluft wagten, erhielten beim Aufsprung einen Stoß, und die noch soeben laut dem Siegesjubel sich ergaben, stürzten hinab in dasselbe Grab, das sie den Feinden bewirkt hatten. Aber die nächsten waren glücklicher. Den Räubern war die Hand im Wasser starr geworden, sie mußten einer nach dem andern erliegen.

Endlich verhallte im Plätschern der Wellen, die sich blutig gefärbt hatten, der letzte Todesschrei. —

„Schafft die Verwundeten herüber, auch die Beute an Bord, schnell auf, ihr Männer! Sobald die Pfeife des Hauptbootsmannes ertönt, Feuer in die Schiffe und dann zurück zu unseren Freunden."

Da griffen hundert Hände willig zu, mancher Beutel mit Gold wanderte auf den Haufen, den man am Mast des Wisent aufschüttete, manche kostbare Kriegsbeute, die wer weiß woher, vielleicht hinten aus dem Meerbusen bei Riga oder vom Bord eines eroberten Holländers errafft war; was die Vitalienbrüder von den Mecklenburgern gewollt hatten, waren nicht Schätze, sondern Lebensmittel zur Sicherung gegen die Wintersnot.

Der Bootsmann pfiff, und die Funken sprühten, und bald umhüllten Rauch und Flammen Schiffe und Masten.

Nachdem der Ranger von einer Abteilung der Mannschaft des Wisent neu besetzt war, kehrte er in Begleitung der Kogge zur Flotte zurück, wo sich inzwischen ein wunderlicher Vorgang abgespielt hatte. Sofort nach dem Aufbruch des Wisent hatten die beiden feindlichen Schiffe versucht, sich an das Geschwader zu machen, das von der Seejungfer wie eine bedrohte Herde von dem getreuen Hüter umkreist wurde. Es wäre gewiß den Angreifern gelungen, eine und die andere der schwerfälligen Snicken in den Grund zu rennen, wenn es ihnen nur auf Vernichtung angekommen wäre. Da sie es aber auf Vorräte abgesehen hatten, so versuchten sie, gelegentlich ein Schiff aus dem Verbande abzusprengen. Das gelang ihnen nicht; auch nützte es nicht, daß sie sich trennten, damit eins die Seejungfer beschäftigen, das andere aber das Kapern versuchen sollte. Durch geschickte Wendungen gelang es, jedem drohenden Einbruch immer zwei Schiffe in solcher Haltung entgegen zu stellen, daß der Angreifer von beiden Seiten von Feinden gefaßt worden wäre. Da aber die feindlichen Schiffe selbst nur klein waren und gerade nicht übermäßig besetzt, so hatten sie alle Ursache, ein Zusammentreffen mit der Mannschaft zweier Gegner zu fürchten, und also war das gegenseitige Jagen und Stellen und Ausweichen und Bedrohen wie ein Spiel im bitteren Ernste betrieben worden. Die Vitalienbrüder dachten nicht entfernt an eine Niederlage der getrennten stärkeren Schiffsabteilung, sondern legten sich schließlich nur auf die Hemmung des Geschwaders, um ihren Freunden Gelegenheit zu geben, sie schnell einzuholen; erst der aufsteigende Rauch bewies ihnen deren Schicksal. Da warteten sie die Ankunft des furchtbaren Wisent nicht erst ab. Den letzten Versuch zur Rache durch Anrennen eines Transportschiffes vereitelte die Seejungfer, indem sie ihrerseits zum Angriff überging und die Feinde festzuhalten versuchte, da ward denselben nur noch die Wahl gelassen zwischen eiliger Flucht oder ehrenvollem Untergang im verzweifelten Rachekampf, und sie entzogen sich den Verfolgungen,

indem sie die nur ihnen bekannten Fahrrinnen zwischen den Sandbänken und Klippen von Farö aufsuchten.

Der siegreiche Hauptmann stand schon wieder auf seinem Platze auf der Heckschanze und gab dem Geschwader von dort aus das Zeichen zur beschleunigten Fortsetzung der Fahrt. Mancher begann jetzt schon zu rechnen, wie viele Tage dieselbe noch währen könne und wie er seinen Beute-Anteil lustig in Stockholm verbringen wollte. Aber je näher dem Ziel, um so mehr häuften sich die Schwierigkeiten.

Die Schollen, welche der Sturm losgemacht hatte, zeigten sich in dichten Massen nordwärts, und in ihrem Geleite kam eisige Luft, welche nötigte, zu den warmen Winterumhüllungen zu greifen. An den Außenwänden der Schiffe fror das emporspritzende Wasser, jede Welle, welche über die glitzernde Bekleidung der Wände hinspülte, verstärkte dieselbe, und der Lauf der Fahrzeuge ward allmählich empfindlich gehemmt. Als die Flotte Sandön umsegelt hatte, rieben sich schon die Schollen an den Schiffen, es gab ein unheimliches Knistern und Rauschen, dann ein melodisches Klingen, welches wieder durch ein scharfes Krachen unterbrochen wurde — soweit das Auge nordwärts reichte, überall hoben und senkten sich schwerfällige Massen, rannten gegeneinander, zerrieben sich, bildeten sich neu und kämpften mit den Wellen den Streit um die Uebermacht, wobei es allerdings dem kundigen Seefahrer nicht unklar bleiben konnte, wohin endlich sich der Sieg neigen mußte. Darum beschloß er in der Hoffnung, daß vielleicht unter der Küste die Bahn freier sei, auf das Land zuzuhalten, und erreichte es, daß er mit seinen Schutzbefohlenen nach einem mühseligen Kampf von einem Tag und einer Nacht in die Nähe der schwedischen Küste kam; war auch das Wasser hier zur Zeit noch nicht so versperrt, so erkannte er die nicht minder bedrohliche Nähe der Untiefen an dem vielzerklüfteten Ufer. Nach seiner Rechnung hätte er bei offenem Meere und günstigem Winde jetzt in zwei Tagen Stockholm erreichen können, aber unter dem Zwange der Lage gab er das Zeichen an die Flotte, vor Anker zu gehen; umsichtig und auch die schlimmste Wendung bedenkend, sorgte er dafür, daß die acht Schiffe sich thunlichst nahe zu einander hinzogen. In der Nacht hörte man, daß Schollen sich an den Schiffen rieben, die Furcht vor einem Durchscheuern der Ankertaue hielt alle wach.

Als der Morgen graute, war das Meer erstarrt, das Eis hatte gesiegt und die Wogen in Bann geschlagen. Es trug noch nicht, aber jede Fahrt war unmöglich gemacht, und sehr unsicher schien bei der herrschenden Windrichtung, wann man wieder freie Bahn finden würde, vielleicht nach Wochen, wohl gar erst nach Monden.

Schwere Sorgen lasteten auf dem Hauptmann Hugo, als er die Lage übersah; nicht als ob er selbst bei langem Festliegen Mangel für die Mannschaft hätte befürchten müssen. Die mitgeführten Vorräte waren ja auf die Versorgung Tausender zugemessen, und mit der Möglichkeit einer Heimsuchung durch Winterkälte auf der Fahrt hatte er vorher bei der Ausrüstung gerechnet. Dagegen bekümmerte ihn zunächst das Schicksal der schwedischen Hauptstadt, die in den Händen der Mecklenburger bleiben mußte, wenn man überhaupt auf eine Losgebung des gefangenen Königs rechnen sollte. Kam die Flotte nicht zur rechten Zeit, und nötigte der Mangel zur Uebergabe, dann war alle bisher aufgewandte Mühe vergebens gewesen und ruhmlos hätte die Flotte in den heimischen Hafen zurückkehren müssen.

Wenn sie überhaupt zurückkehren konnte!

Die naheliegende Küste war in den Händen der Dänen, ja das ganze Land schon, abgesehen von der Hauptstadt. Noch mochte niemand etwas von der bedrängten Lage der Hanseschiffe wissen; aber verborgen konnte sie nicht bleiben, da sie vom Ufer her zu sehen waren. Die Kunde mußte sich in der Küstenumgebung ausbreiten, dann konnten die Dänen alle Besatzungen von den umliegenden Orten zusammenziehen, ja in Gemächlichkeit viele Tausende zusammenbringen und über das Eis den Angriff auf die Schiffe machen, die zusammen, abgesehen von den Verwundeten, nur etliche hundert Mann hatten. — Die Bevölkerung der schwedischen Küste konnte sich zu den Feinden gesellen,

da es leichte und reiche Beute galt. Einem Ansturm der großen Uebermacht mußten die Mecklenburger erliegen. Er wußte, daß auf seine Aufforderung hin alle seine Männer bis auf den letzten kämpfen und sterben würden, aber das Unterliegen so nahe vor dem Ziel war doch sehr schmachvoll und bitter, und also erörterten seine Gedanken, wie wohl der Gewalt erfolgreiche Abwehr entgegengesetzt und in der verzweifelten Lage doch noch Errettung gefunden werden könnte. —

Am zweiten Tage schon trugen die herangeschobenen starken Eisschollen, und nun ging zunächst die Arbeit darauf hinaus, die einzelnen Schiffe loszueisen und so zu legen, daß alle mit den Längsseiten nach außen gewendet waren und gleichsam eine Schiffsburg bildeten. Das gelang. Darauf mußten die Lücken zwischen den einzelnen Fahrzeugen ausgefüllt werden, dazu reichten die Vorräte von Planken und Rundhölzern lange nicht aus. Zufällig fanden sich einzelne Schiffsknechte im Besitze von Stahlschuhen zum Eislauf, diese erhielten den Auftrag, so schnell wie möglich sich ans Ufer zu begeben und dasselbe zu untersuchen, ob man es mit Sicherheit betreten könnte. Als diese nach einiger Zeit mit der Botschaft zurückkehrten, daß der Strand und der angrenzende Wald völlig menschenleer seien und im weiten Umkreis der Gegend kein lebendes Wesen außer flüchtigem Wilde gesehen, da mußte sich alles, was arbeiten konnte, mit Aexten und Tauen aufmachen und ans Land gehen. Das war ein vergnügliches Ding für die Männer, daß sie nach wochenlanger mühseliger Fahrt wieder die Planken verlassen und sich einmal recht lustig anstellen konnten. In langer Kette auseinandergezogen unternahmen sie das Gleiten und Rutschen auf der glatten Fläche; fiel einer, dann stolperten die Nachfolgenden, und ein Knäuel verwickelte sich unter Lachen und Scherzen. Eine größere Schar setzte sich auf das Eis und klammerte sich an ein Tau, welches andere zogen, also wechselte man ab. Vorweg schleuderte man von hervorragenden Schollenkanten leicht abgeschlagene Eisstücke, daß sie über die Fläche hinsausten, und im Wettlauf bemühte man sich, sie einzuholen. Das war die rechte Winterlust, welche das Blut warm hielt und die Augen hell machte. Nur vor dem lauten Schreien warnten die Führer, denn die klare Luft ließ den Schall der Stimmen weit hinausdringen.

Am hohen Ufer stürzten unter den wuchtigen Hieben die schlanken Tannen, von hindernden Zweigen waren sie im Hui befreit, schon lag das Tau um den ersten Stamm, viele Hände griffen zu und halfen ihn auf das Eis bringen, dann genügten schon einige Männer, ihn zu schleppen, mit der Last ging es den Schiffen entgegen. Stamm auf Stamm folgte, und als der Abend dunkelte, da hatten hunderte von kräftigen Seeleuten es nicht bloß möglich gemacht, die Lücken von Schiff zu Schiff vollständig auszufüllen, sondern auch noch einen großen Vorrat von Holz außerhalb der Schiffe zu lagern. Während die anderen ruhten, plante Hugo in der Nacht, und am nächsten Morgen begann, nachdem die Späher abermals sich von der Sicherheit der Küste überzeugt hatten, wiederum die mühsame Tagesarbeit. Mit den Schiffszimmerleuten, die er zurückbehalten hatte, unternahm der Hauptmann auf dem Eise die Errichtung eines Holzwalles, der alle Schiffe miteinander im weiteren Kreise umgeben sollte, die Hölzer wurden übereinander geschichtet und fest verbunden, und nach zweitägiger weiterer Arbeit war auch dieses Werk vollbracht, ja noch mehr, der Blockwall war auf der äußeren Seite von oben bis unten überall in seiner ganzen Ausdehnung mit Wasser begossen und dasselbe war alsbald gefroren, hatte nicht bloß die Verbindung der Stämme untereinander und mit dem Untergrunde gefestigt, sondern auch eine Erkletterung derselben außerordentlich erschwert. — An der inneren Seite dagegen war ein Umgang, auf dem die Verteidiger festen Fuß fassen konnten. Also gerüstet, erwartete Hugo hinter der doppelten Wand den Angriff. Und nicht zu früh war das Werk fertig geworden, denn in der Frühe des nächsten Morgens riefen die Wächter die Schläfer auf zum Streit, die Dänen kamen in hellen Haufen über das Eis, tausende waren's, wie Hugo richtig vorher gesehen hatte, denn aus Erfahrung wußten die Freunden, daß die deutschen Schiffsleute sich nicht leicht bewältigen ließen, und viele Speere und Schilde, blinkende Schwerte und Beile, Armbrüste und

Bogen konnte man von den Schiffen aus unterscheiden. Auch sah man Stangen und Taue mit Haken, die vermutlich das Aufentern erleichtern sollten. Mit großem Geschrei rückten die Gegner an. Wohl machte die Entdeckung des Holzwalles sie einen Augenblick stutzig, so daß sie in der Ferne Beratung hielten. Aber bald verteilten sie sich und umschlossen die Schiffe in weiterem Kreise. Vier Dänen auf einen Deutschen! Von Unterhandlungen war nicht viel die Rede, denn daß stolz am Mast die Rostocker und Wismarsche Flagge emporstieg, that kund, daß die Mecklenburger lieber herausfordern wollten, als sich fordern lassen.

Gar kecklich liefen die Feinde zum Sturm und wähnten, das Bollwerk leicht übersteigen zu können; bevor sie indessen heran waren, ertönte vom Hauptschiff ein Zeichen, da thaten die vorher gut gerichteten Wippen, die nach dem Ziel eingeschossen waren, ihre Schuldigkeit. Wie hingemäht lagen plötzlich hier und da größere oder kleinere Haufen und gar mancher Verwundete hinkte zurück und versuchte das stark rinnende Blut zu stillen. Ja, die großen Pfeile fuhren durch Schild und Harnisch. Da blieb nichts anderes übrig, als thunlichst rasch unter ihre Flugbahn zu kommen und sich an den Blockwall zu machen. Noch immer versäumten die Dänen, die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, welche sonst bei jedem Angriff auf einen festen Platz durch die Erfahrung gelehrt waren. Ihre Armbrusterer thaten wohl gelegentlich einen Schuß auf die sich auf den Schiffen zeigenden Köpfe, aber sie verteilten sich nicht regelrecht um den Wall, um die Gegner zu bedrohen, ihre große Zahl machte sie übermütig und sicher.

Abermals ertönte vom Hauptschiff ein Zeichen und aus verborgenen Schießscharten zischten plötzlich die Bolzen Schuß auf Schuß, suchten und fanden ihren Mann, dann enterten drinnen hundert Schützen in die Wanten der Schiffe und sandten einen Hagel von Pfeilen über die Köpfe ihrer Genossen weg. Da rötete sich das Eis, Männer strauchelten und stürzten, versuchten vergebens sich zu erheben, lagen bald ganz still. Aber die Dänen drückten nach und sprangen rachedürstend an den Wall und faßten ihn mit den Händen, um sich hinüberzuschwingen. Da fühlten sie zu ihrem Schrecken, daß die Hände abglitten und keinen Haltepunkt finden konnten. Und während sie griffen und suchten, ob sich nicht eine Lücke erspähen ließ, fuhr Schuß auf Schuß, und immer noch aus sicherer Lage, so daß die feindlichen Schützen, welche endlich regelrecht aufgestellt wurden, wenig Gelegenheit fanden, ihrerseits gut zu zielen.

Noch konnten es die Dänen nicht fassen, daß ein mit günstigen Aussichten unternommener Angriff völlig ergebnislos verlaufen sollte. Hier versuchten sie Stufen in das Eis zu hauen, dort stießen sie die Speere durch den glatten Ueberzug ins Holz, um sich Sprossen zu verschaffen, oder es kletterte der eine auf die Schultern des anderen — so kam's, daß endlich doch Hunderte von Köpfen über das Bollwerk sich hoben, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Zurück stürzten die verwegenen Kletterer, denen meist ein sicher geführter Lanzenstoß durch die Augen in den Kopf gedrungen war. Dreimal versuchte man also den Angriff, und dreimal wurde derselbe mit dem Tode der Mutigsten bezahlt. Endlich sahen sie sich genötigt, nachdem ihrer gegen hundert getötet oder verwundet waren, unter dem Hohn der Deutschen abzuziehen. Sie nahmen die hülflosen Genossen mit und ließen auch die Toten nicht zurück. In weit aufgelösten Zügen flohen sie dann, um den Wippen keine Gelegenheit zu geben, ihre furchtbare Kraft an den Massen zu beweisen.

Als sie in der Ferne verschwanden, da zählten die Deutschen ihre Verluste — nur wenige kecke Kletterer hatten in den Wanten Verwundungen durch Bolzen davongetragen, auch waren durch Stöße, welche zwischen die Lücken der Balken hatten durchdringen können, einige Verteidiger schwer getroffen, tot war niemand, und selbst die Verwundeten verbissen ihre Schmerzen und stimmten in den Siegesjubel ein.

Als die Knechte den Sieg feierten und durch Speise und Trank reichlich erquickt wurden, da versammelte Hugo die Führer um sich, um ihnen neue Weisungen zu geben.

Darnach sollten sich die Besatzungen nach Ausstellen der Wachen möglichst bald zur Ruhe begeben und sich zum Abend bereit halten zu neuem Werk.

Der Schiffsmann, gewohnt, in allen ernsten Lagen willenlos zu gehorchen und auf Befehl sogar am hellen Tage zu schlafen, hatte blindes Vertrauen zu der Tüchtigkeit des Führers gefaßt und folgte der Weisung, ohne viel zu fragen, bereit, wenn es sein mußte, sogar die Tausende der Feinde zu Lande in ihrem eigenen Walde anzugreifen.

So weit allerdings sollte es nicht kommen. Das einzige Rüstzeug, welches sie am Abend, als der Vollmond heraufgestiegen war, zur Hand nehmen durften, waren Aexte und lange Stangen mit scharfen Spitzen. Ein seltsames Ding war's, was sie schaffen sollten, eine breite Rinne rings um das Bollwerk mußte ins Eis gehauen, jede mit vieler Mühe losgelöste Scholle niedergedrückt und unter das feste Eis geschoben werden, eine mühselige Arbeit, gegen welche die der vorigen Tage wie ein Spiel schien, denn das Eis war sehr dick und hart und splitterte unter dem Schlage nur in kleine Stücke, die Ausdehnung der Rinne aber war groß. Mancher fluchte heimlich in sich hinein, wenn der Schweiß in Strömen über sein Angesicht lief und in seinem Bart gefror, mancher that es laut, er sagte sich, daß man hier ja nicht binnen Schiffsbord sei, ein Schluß, dessen Richtigkeit auch wohl der Hauptmann zugestand, denn er schwieg dazu und trieb nur zur Eile an. Beim Unterschieben der großen Schollen glitt auch wohl jemand aus und stürzte ins Wasser, daraus machte man sich nichts, trockene Kleidung war ja zur Hand. Aber daß ein guter Geselle, der stets mit Scherzen bei der Hand gewesen war, unter eine Scholle geriet und trotz emsigster Versuche zur Rettung nicht wieder gesehen wurde, das stimmte ernst, und von der Heiterkeit des Tages blieb keine Spur mehr. Endlich war auch dieses mühselige Werk gethan, als der Mond gegen Morgen hinter dunklen Wolken verschwand, und die Männer gingen davon und murrten innerlich, weil sie sich sagten, daß die Arbeit vergeblich gethan sei, da doch sehr bald der Frost die Rinne wieder überdecken würde.

In der That fand man beim Wächterruf, daß überall das Eis sich erneuert hatte, und durch ein leichtes Schneeschauer zugedeckt war. Einige Wagehälse erboten sich, es auf seine Dicke zu prüfen, aber niemand durfte seinen Platz verlassen, denn schon wieder rückten die Dänen heran in noch dichteren Massen, als am vorigen Tage, und noch weit besser zum Angriff gerüstet. Denn in der Nacht noch hatten sie große Kriegsmaschinen, welche sie Kas nannten, fertig gestellt. Jetzt schoben sie die schweren Aufbaue von Balken heran, die mit Brustwehren versehen waren, auch mit allen Schutzvorrichtungen gegen schwerere Schüsse, und so hoch, daß sie das Bollwerk überragten und bis zur Höhe des Schiffsbordes reichten. Acht solcher gefahrdrohenden Bauwerke fuhren die Dänen auf dem glatten Eise herbei, in weitem Kreise zunächst umgaben sie die feindlichen Schanzen, und als die Führer sahen, daß alles in gehöriger Ordnung war, und daß ein Stoß mit den gewaltigen Maschinen sofort das Blockwerk vom Eise absprengen und zerstören würde, da gaben sie das Zeichen zum letzten entscheidenden Ansturme mit den Worten: „Kas! Kas!“ Der Ruf pflanzte sich von Mund zu Mund und ging in die Runde, die schiebenden Männer ächzten unter Anspannung aller Kräfte, denn groß war die Wucht und sollte durch die sausende Fahrt verstärkt werden. „Kas! Kas!“ riefen die nachfolgenden Tausende im Triumph und schwangen die Waffen. Ja, so ungeduldig waren die Dänen, daß die Hintermänner ihre Lanzen gegen das Holz setzten und halfen, und es war ein Wettlauf der Scharen, wer wohl zuerst sein Ziel erreichen würde, daß schließlich die Ungetüme wie lebendig heranrasten, so schnell, wie kaum ein Mensch auf dem Eise laufen kann. „Kas! Kas!“ Die Dänen jauchzten in Siegesfreude. Die Mecklenburger hörten es von den Schiffen, auf welche sie sich hatten zurückziehen müssen.

Eine solche Kampfesweise war ihnen neu und nicht ohne Beklemmung erwarteten sie den Anprall, der ja im rasenden Stoße das Bollwerk und die Schiffe zugleich zerschmettern mußte, wie durch Felsblöcke, welche eine Riesenhand schleuderte. „Kas! Kas!“

die Dänen keuchten es, man sah den dichten Atem aus der Feinde Mund wie Dampf aufsteigen, keine Hand auf den Schiffen rührte sich, wie gelähmt schien den Männern der Arm.

Da plötzlich gab es ein scharfes Krachen, von acht Stellen folgte es knatternd rasch aufeinander, verschwunden waren die acht Werke, hochauf wie die Schiffe spritzten Wasser und Eis durcheinander empor, ein entsetzlicher Schrei und Hunderte von Menschen versanken plötzlich, und Hunderte, welche den schnellen Lauf nicht hemmen konnten, folgten nach, und Hunderte stürzten wie von einem plötzlichen Gericht getroffen in die Kniee, und Hunderte wandten sich zur Flucht. Ein Zeichen tönte von dem Hauptschiff.

Da löste sich das Entsetzen der Schiffsknechte plötzlich, und rasender Siegesjubel brach aus. Der erste, welcher sich besann, war Erpo, hochauf sprang er vor Freuden. „Katz! Katz!" schrie er, wie wenn jemand mit dem Besen einen lästigen Kater vom Hofe vertreiben will, und „Katz! Katz!" wiederholten alle Deutschen. Dann flogen Speere und Bolzen und Pfeile wie ein Wolkenschauer so dicht.

Wenigen Feinden, die ins Wasser durch das berstende Eis gefallen waren, gelang es, sich zu retten, unter den Balken und Trümmern waren sie in einem Augenblick verschwunden. Im Wasser ward's bald still. —

Auf den Schiffen aber toste die Siegesfreude. Ohne Geheiß und Erlaubnis sprangen von allen anderen Schiffen die Männer auf das innere Eis und eilten herbei und umgaben den Wisent, auf welchem Hugo Degenhard seinen Platz auf der Heckschanze inne hatte. Alle Augen suchten ihn, alle Kappen wurden ihm zur Ehre geschwungen. Seine Züge waren eisern und veränderten sich nicht, seine Augen glitten über die Scharen, als suchten sie jemand. Fast unmerklich öffneten sich seine Lippen und schienen leise, leise einen Namen zu flüstern. Gedachte er dessen, der einst so frohlockend vom gemeinsamen Kampf und so zuversichtlich vom Heldentum seines Vaters gesprochen hatte? —

Die Dänen erneuerten ihren Angriff nicht. Furcht und Entsetzen war sie alle angekommen, sie zerstreuten sich, wie wenn sie fürchteten, daß der grimmige Deutsche ihnen noch ans Ufer folgen würde, fluchtweise hierhin und dorthin und trugen die Furcht vor demselben durch das Land.

Bald wandelte sich der Wind, von Westen kam er über das Schwedenland daher gestrichen und löste das Eis vom Ufer und zerbrach es in Tafeln und Schollen und schob diese weit hinaus auf die hohe See. Nach einem Tage mühseligen Kampfes, in dem alle Schiffe ihre Anker verloren, gelang es denselben, sich von der gefährlichen Nachbarschaft zu lösen und das freie Wasser zu gewinnen, und also fuhren sie nach dem Holm, überwanden in kühnem Anlauf die von den Dänen gelegten Hemmnisse und brachten die ihnen anvertrauten Lebensmittel in die Stadt. Von Mund zu Mund eilte die Kunde von der siegreichen Abwehr der dänischen Angriffe und flog über die See und drang in die entlegenen Buchten, und nach hundert Jahren noch, wenn wettergehärtete Seeleute zusammensaßen, dann redeten sie vom Meister Hugo und seinen Thaten. Wenn aber Deutsche einen Dänen sahen, dann riefen sie ihm zu: „Katz! Katz!"

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ludwig.

Von

Otto Kraus.

II.

Nun zu den Dichtungen Otto Ludwigs! Daß der Dichter eine musikalische Natur war, ist aus gar manchem Lied zu erkennen. „Der Ostermorgen", „Klage", „Wiegenlied", „Das Volkslied aus dem Engel von Augsburg", „Margareta", „So reich", „Du und ich" bieten sich dem Komponisten, der oft in Verlegenheit um neue gute Texte ist, auf den ersten Blick an.

Den gering beanlagten Dichtern giebt Ludwig den „guten Rat":

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunst,
so leih von deinem Stoff dir Gunst!
Man kann, steht er am hohen Ort,
den Kleinen weiter sehn.
Du stammelst? Immer stammle fort
von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
klingt auch gestammelt schön.

Von den Balladen und Romanzen zeichnen sich „Die Kindesmörderin", „Der böse Fleck" und vor allen anderen „Das Lied von der Bernauerin" durch den echten Ton des Volksliedes aus.

Die sechs vollendeten Dramen sind im dritten, zehn dramatische Fragmente im vierten Bande der gesammelten Schriften enthalten.

Das erste zur allgemeineren Kenntnis gelangte Trauerspiel Ludwigs war „Der Erbförster" (1849), dem verschiedene Entwürfe und begonnene Ausführungen („Die Wildschützen", „Willem Brandt", „Eine Waldtragödie") vorausgingen. Der Dichter schrieb das Stück ein Jahr nach dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution. „Meine Phantasie war noch voll von dem Erlebten" — heißt es in einem Briefe an Julian Schmidt vom 3. Juli 1857. „So viel tüchtige Menschen hatte ich gesehen, in denen der Rechtssinn in Rachsucht umschlug, ohne daß sie selbst es wußten. Sie dachten mehr daran, wirklich oder vermeintlich Erlittenes zu vergelten, als einen besseren Zustand zu schaffen; und auch das wirklich Erlittene hatte Leidenschaft so aufgeschwellt, daß es dem Verständigeren mehr vermeintliches als wirkliches erscheinen mußte. Jede Mahnung zu ruhiger Ueberlegung machte sie als neues Unrecht leidenschaftlicher."

In der 2. und 3. Scene des 3. Aktes hört man aus dem Munde zweier Wilddiebe die auf den Kopf gestellte Logik der Achtundvierziger. „Jetzt ist Freiheit, und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen, was er will, kein Büttel mehr, kein grüner

Tisch mehr, sag ich euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt' der Herrgott die Hasen expreß für den Edelmann gemacht, so hätt' er ihnen gleich sein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wissen die Menschen jetzt, daß die in den Zuchthäusern verehrungswürdige Dulder sind, und die Vornehmen sind Spitzbuben, und wenn sie noch so ehrlich wären. Und die Fleißigen sind Spitzbuben; denn sie sind schuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm sind. Das könnt ihr in den Blättern gedruckt lesen."

In dieser gewitterschwülen Zeit will der Förster Christian Ulrich, genannt der Erbförster, die Verlobung seiner Tochter Marie mit Robert, dem Sohne des dem Förster nahe befreundeten reichen Fabrikherrn Stein, feiern. Marie ist dem Erbförster lieb wie sein Augapfel, er setzt deshalb dem künftigen Schwiegersohn auseinander, was er mit Marien erhalte, aber auch wie man sich gegen die Herrschsucht der Weiber zu verhalten habe. — Beim gewohnten Kartenspiel geraten Stein und Ulrich in den üblichen Disput. Stein hat das Gut gekauft, auf dem schon der Großvater Ulrichs und ebenso der Vater Förster war. Darum ist Ulrich der Erbförster. Aus dem Freunde Stein ist über Nacht der Dienstherr geworden. Beide geraten über eine ganz geringfügige Sache, ob eine Durchforstung vorgenommen werden soll oder nicht, scharf aneinander. Zuletzt wird dem Erbförster der Dienst gekündigt. Das hält der nach dunklen Instinkten handelnde Förster für eine rechtliche Unmöglichkeit: „Er kann mich ja gar nicht absetzen. Erst muß er mir nachweisen, daß ich's verdient hab. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht absetzen." Der Erbförster redet, als ob er eine Dienstpragmatik unter den Füßen hätte. Der Nachfolger im Försterdienst ist ein schlechtes Subjekt und das steigert den Zorn des Erbförsters. Die Freunde Stein und Ulrich haben sich, weil beide harte Köpfe haben, schon oft gezankt und wieder versöhnt, Stein möchte auch jetzt wieder die Sache ins Gleiche bringen, leider wählt er zum Vermittler den dazu völlig untauglichen Pastor, eine Persönlichkeit, die, gelinde ausgedrückt, nicht „sehr lebhaft empfunden ist" (G. Freytag), ein Mann, „der immer klüger zu sein glaubt wie die anderen, und sein Pflichtgefühl mit Gemeinplätzen befriedigt, statt zuzugreifen, wie es dem Manne ziemt" (Julian Schmidt). Der Pastor hantiert dem Erbförster gegenüber nur mit dem Gegensatz von formellem und materiellem Recht, anstatt das Herz des die Bibel lesenden Försters erst mit einem Schriftwort zu erschrecken und dann zur Versöhnung zu stimmen. —

Die neue Zeit, in der „nichts mehr gestraft wird", benutzen die Wilddiebe, um den neuen Förster umzubringen. Der Meuchelmörder hat sich dabei einer Flinte bedient, die er dem Andres Ulrich, dem ältesten Sohne und Forstgehülfen des Erbförsters, weggenommen hat. Der Mörder wird aber gleich darauf von Robert Stein im Stand vermeinter Notwehr schwer verwundet. Die aufgefundene Flinte und das Tuch, das Andres Ulrich um den Hahn gewickelt hatte, bringen den Erbförster zu der Meinung, sein Sohn sei ermordet. Der Schuß, den Robert Stein auf den Wilddieb abgegeben hat, wird für den Schuß genommen, mit dem Andres ermordet worden ist. Ohne weitere Ueberlegung, ohne irgend welche genauere Untersuchung und Feststellung folgt der Erbförster seinem Rachegefühl, er geht in die Nacht hinaus, dahin, wo er weiß, daß Robert Stein zu finden ist, um den Mörder des Sohnes „zu richten". Dann geht er nach Hause und sagt seiner Frau: „Es ist kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es ist klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — sonst brauchen wir keinen Gott im Himmel! Erschrick nicht. — Der Robert hat unsern Andres erschossen, und ich — ich hab ihn gerichtet. — Ich hab ihn gerichtet. Wie's dort steht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht, und hier steht's: Ihr sollt einerlei Recht haben. Ich hab ihn nicht gemordet; ich hab ihn gerichtet." Er hat ihn aber nicht gerichtet. Andres kommt nach Hause, der Erbförster erkennt, daß er unrecht hat, darum geht er auf den alten Stein zu mit dem Verlangen: „Thu mir mein Recht — Aug um Aug, Zahn um Zahn."

Dann erfährt er, daß er statt des Robert seine Tochter, die sich bei diesem im Walde befand und beim Anschlagen des Vaters vor den Geliebten stellte, erschossen hat. „Ich wollte richten und — hab mich selbst gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins.“ Des Erbförsters erregte Phantasie malt sich aus, wie sein Sohn auf allen Jahrmärkten herumzieht und „von dem Mordkerl singt, der sein Kind erschoß“. Zuletzt ruft der gebrochene Mann: „O einen Trost! Einen Trost! Einen Strohhalm nur von einem Trost. Ich wollt meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte.“ Er will Gott in seinem Wort um Trost fragen, da er aber liest: „Wer irgend einen Menschen —“ fällt ihm der Pastor ins Wort, um ihm „Worte der Menschlichkeit“ zu zeigen: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe.“ „Laßt mich, ihr Unmenschen, mit eurer Menschlichkeit,“ antwortet ihm der Erbförster. „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben. Das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben; das heißt: dann ist's gebüßt, dann ist's ausgelöscht, und er ist wieder rein. Ich geh in die Gerichte.“ Wie ihm aber der Gedanke an Begnadigung und Zuchthaus nahe gelegt wird, stürzt er fort, um sich selbst den Tod zu geben, um zum zweitenmale sein Richter zu werden mit einer That, die eine zweite Todsünde ist.

Es hat wohl selten ein Dichter so viel Kritik am eigenen Werk geübt, als Ludwig. „In dem Erbförster habe ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur um so schlimmere Dienste thut, wenn er meint, sie los zu sein. Daß wer bewußt den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophisterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, daß, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa — er schreibt an J. Schmidt — als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Uebergewicht der Reflexion, so der Erbförster eines für das Uebergewicht des Instinkts; wo der eine den klarsten Beweisen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für seine Thatflucht sucht, glaubt der andere den ungewissesten, unwahrscheinlichsten Gerüchten und läßt sich von dem einen Bibelspruch bestimmen, weil dieser wie jene dem aufgeweckten Thiere in ihm, der Rachsucht entgegenkommen.“ In demselben Briefe verteidigt Ludwig sein Stück gegen den allerdings unbegründeten Vorwurf, es sei eine Schicksalstragödie: „Marie läuft absichtlich in den Schuß; so wird sie getroffen, anstatt Roberts. Es ist keine zufällige Verwechslung der beiden, kein zufälliger Freischützen-Fehlschuß, durch Wanken des Gewehrs oder etwas dergleichen oder gar durch überirdischen Einfluß verursacht, er zielt und schießt vollkommen sicher und würde den Robert treffen.“

Diese Kritik Ludwigs ist nicht anzufechten, sie ist völlig objektiv und gerecht, daneben günstig. Ludwigs Selbstkritik verdient aber dasselbe Lob, wo sie ungünstig ist. In den trefflichen „dramaturgischen Aphorismen“ bespricht er (Bd. 5 S. 429) den tragischen Charakterkonflikt: „Hauptsache, daß der tragische Konflikt zwischen den Personen nie von äußerer Ursache, von bloßen Aufwallungen hergeleitet wird, von bloßen Mißverständnissen; sondern jederzeit aus dem tiefsten Kerne, aus dem eigensten Sein derselben, als absoluter Widerspruch ihrer Naturen; so daß der Konflikt sozusagen schon latent vorhanden war und durch die Situation nur eben geweckt und bloßgelegt worden ist. Um den Konflikt recht scharf und Brust an Brust zu machen, entferne man daher nicht durch Bestimmung ihrer Naturen befreundete Charaktere durch Irrtum und Aufwallung, oder durch sonst äußerliche Moventien von einander, wenn dies zu tragischen Thaten führen soll, vielmehr nähere man durch dergleichen zwei ihrem innersten Wesen nach entgegengesetzte Charaktere und binde sie äußerlich und zufällig, damit das Auseinanderfallen notwendig wird, und die Bindung die innere Entgegengesetztheit nur noch extremer macht und zur tragischen Katastrophe führt. Dagegen habe ich gefehlt im

Erbförster und Stein. Zwei Freunde thun sich weh, weil sie in ihrer Einbildung Feinde werden, statt daß beim wahren tragischen Konflikte zwei wesentliche Feinde sich einbilden, sie seien Freunde, und im Verlaufe nur die Wahrheit des Verhältnisses zu Tage kommt in beider Verderben." J. Schmidt bemerkt hierzu: „In jedem Augenblick könnte die Tragödie durch ein schallendes Gelächter über die albernen Mißverständnisse beendigt werden, wenn das befreiende Wort sich ausspräche."

Ueber „gemischtes Gefühl beim Tragischen" äußert sich Ludwig so: „Die Tragödie darf nur in gebrochenen Farben arbeiten, nur Gefühle erregen, die aus angenehmen und unangenehmen Elementen gemischt sind, doch wenn möglich so, daß durchgehends, wenigstens vorherrschend das angenehme Ingredienz überwiegend ist, wenigstens darf es dem unangenehmen nie zu lange und nie zu sehr nachstehen. Ein gemischtes Gefühl. Die tragische Kunst geht lediglich auf Erweckung und Unterhaltung der tragischen Stimmung, eines gemischten Gefühles, aus Freude an der Gestalt und Schmerz über die Uebel derselben. Der Held darf nicht unschuldig leiden, weil dieser Schmerz sonst ein wüstes unpoetisches Gefühl werden und die Wirkung vereiteln würde; aber sein Leiden muß über das Maß seiner Schuld hinauswachsen, weil sonst das Mitleid nicht zum Affekt würde. — — Soweit es möglich, muß schon die Fabel, die Gestalt der Handlung in kürzester Erzählung die beiden Ingredienzien in dem ebenverlangten Mischverhältnisse in sich haben. Dagegen gesündigt zu haben, ist mein großer Fehler im Erbförster" (a. a. O. S. 443).

„Die problematischen Dialoge, wie ich sie nennen will, in welchen ein verdecktes Spiel gespielt wird, in denen, was in den Menschen vorgeht, nicht ausgesprochen, vielmehr absichtlich oder in naiver Unbewußtheit von den Redenden versteckt wird, und wo der Zuschauer dennoch, wenigstens im ganzen und großen, das Versteckte aus Situation u. s. w. errät. In solchen ist wiederum jeder einzelne Moment problematisch. Dahin gehören z. B. die Werbungsscenen Richards III. mit Anna und Elisabeth und die Scene, wo er selber als mädchenhaft neinsagend und doch nehmend jene zu parodieren scheint. — — Ferner die Scenen zwischen Othello und Jago und vieles im Hamlet. Im Erbförster ist fast der ganze vierte Akt von dieser Natur. — — Nur muß der tragische Zusammenhang uns vor allem deutlich werden, denn er soll uns ergreifen und festhalten, auf ihn soll sich alle Spannung, alles Schauspielerische beziehen; Hauptsache ist immer die genaueste Festhaltung des einen Gesichtspunktes, ähnlich wie die Beobachtung der Perspektive in der Malerei. Die Hauptperson immer breiter und voller gehalten, ohne Verkürzung — im malerischen Sinne —, im vollen Lichte. Dies war mein Fehler im Erbförster, den ich mir gar nicht klar und oft genug vor die Augen stellen kann. Wie er entstand, weiß ich recht gut. Meine Darstellung war dramatisch unmittelbar; ich überließ es in Ausführung des Dialoges dem Zuschauer, die kleinen Motive zu ergänzen aus den angedeuteten großen oder auch aus Charakter und Situation, den beiden gegebenen Faktoren der Entwicklung. Nun hatte ich aber durch den untragischen Anfang andere Erwartungen erregt, als ich befriedigen wollte, dann war die Handlung etwas absonderlich, auch fehlte die Geschlossenheit; neben Charakter und Hauptsituation wirkten noch viele kleine, zufällige Bedingungen mit. Ich aber, anstatt in der Beschaffenheit der Fabel und der zu besonderen Charaktere den Grund davon zu suchen, wie mir die Kritik auch ehrlich und verständig und den Nagel treffend riet — fand ihn in der Unmittelbarkeit der Ausführung. — — Nun weiß ich, daß, wenn die Fabel im ganzen und großen natürlich und notwendig, die Charaktere nicht zu individuell, wodurch ohnehin der Zweck der Tragödie, das allgemeine Menschenschicksal im besonderen darzustellen, verfehlt wird, daß dann die Ausführung im Dialoge durchaus sich um die Erklärung für den Verstand nicht zu bekümmern habe und desto kräftiger ihrer wesentlichen Aufgabe, die Phantasie künstlerisch zu täuschen, unmittelbarer poetisch-naiver Darstellung nachgehen könne" (a. a. O. S. 480 ff.). Eine ganz ähnliche Auseinandersetzung hat er dem Schauspieler Lewinsky gegenüber am 23. Juli 1862 gegeben (Bd. 6, S. 294): Bei der Tragödie

„muß der Zuhörer alsbald ahnen, daß das Ding ein böses Ende nehmen werde, man muß die Gewitterschwüle verspüren". Im nächsten Jahre kam Ludwig dem Lewinsky gegenüber nochmals darauf zurück, daß er im Eingang dem Zuschauer nicht „die Stimmung der Zeit" (1848) gegeben habe. „Und darum erscheint das Stück zu grell, weil der Hintergrund, auf dem es spielt, nicht von vornherein klar wird, und nicht die Wirkung der Zeit auf das Gemüt eines Menschen wie der Förster Ulrich" (a. a. O. S. 319).

Ludwig bekennt überhaupt von seiner Stoffwahl, daß er Stoffe zu Tragödien aus dem Kleinleben genommen habe. „Der Hauptvorzug des dargestellten Kleinlebens, treue Porträtierung, ist allem Schwung entgegen. Das Kleinleben ist, wie J. Schmidt richtig bemerkt, „in ein Netz von Rechtsgewohnheiten, von willkürlichen, einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft angehörigen sittlichen Voraussetzungen und von positiven Gesetzen eingefangen, welche die freie, individuelle Bewegung erschweren", während an die ideale Tragödie nur der allgemein menschliche Maßstab angelegt werden kann.

Damit in Verbindung steht, daß der Wert des „Erbförsters", wie G. Freytag mit Recht bemerkt, nicht im ganzen als einem imponierenden Kunstwerk liegt, „sondern in der Energie und Fülle des dramatischen Details, in der Genauigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher der Dichter einzelne Charaktere in den Situationen schaut". „Es ist kein großes Schicksal, dessen Wucht sich auf den Helden legt, sondern es sind kleine Schlechtigkeiten und Beschränktheiten, an denen er untergeht."

„Der Erbförster" begegnet sich im Grundgedanken mit A. v. Kleists Michel Kohlhaas. „Es war verständig von Kleist, daß er die Form der Erzählung wählte: dieser Uebergang des ruhigen Bürgers durch das Motiv des Rechtsgefühls zum wilden Rachekrieg gegen die Gesellschaft verlangt Zeit und Raum, damit man ihm folgen kann. Im Drama muß das aber alles rasch hintereinander geschehen, und da geht dem Zuschauer, der folgen soll, der Atem aus. Ludwig hat später daran gedacht, den Stoff zum Roman zu verarbeiten. Ich glaube, er hat ihm auch ursprünglich in epischer Form vorgeschwebt." (J. Schmidt.)

In einem zweibändigen Roman ist genug Raum gegeben, um die Idee des Kohlhaas sorgfältig durchzuführen. Emil Franzos hat dies in seinem meisterhaften Roman „Ein Kampf ums Recht" zu Stande gebracht. Der Huzule Taras kämpft nach Erschöpfung aller Gerichtsinstanzen den Kampf ums Recht für seine Gemeinde, für die ganze, von der Juristenzunft auf den Kopf gestellte Rechtsordnung, und so bald er erkennt, daß er in dem von ihm übernommenen Rächer- und Richteramt objektiv unrecht gerichtet hat, liefert er sich dem Gericht aus, damit er die verdiente Strafe empfange. Der Taras ist eine ungleich größere Persönlichkeit als der Erbförster.

In der ersten Fassung der Tragödie hat sich übrigens der Förster Ulrich den Gerichten zur Bestrafung ausgeliefert. Nachdem man den Dichter aber darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der Erbförster wegen irrtümlicher Tötung seines Kindes nicht mit dem Tode, sondern nur mit Zuchthaus bestraft werden könne, hat er den Erbförster in den Selbstmord getrieben. Gleichwohl steht auch jetzt noch mit dem positiven Recht in Widerspruch, daß die Begnadigung zu Zuchthaus, also Nichtvollzug der Todesstrafe dem Erbförster in Aussicht gestellt wird. Es wäre besser gewesen, der Dichter hätte sich von dem juristischen Rate nicht bestimmen und die ursprüngliche Fassung stehen lassen. Mit den Paragraphen des Strafgesetzbuchs, die ohnehin dem großen Publikum unbekannt sind, muß man in solchen Dingen nicht kommen, zumal sie im vorliegenden Fall mit der Grundlage des göttlichen Rechtes „Auge um Auge, Zahn um Zahn" nicht übereinstimmen.

Auch die große Tragödie „Die Makkabäer", wie sie in den Jahren 1851 und 1852 in Meißen, Dresden und Strehlen entstand, hatte einen Vorläufer in dem 1850 geschriebenen Trauerspiel „Die Makkabäerin", „das zwar den gleichen historischen Vorgang, die religiös-patriotische Erhebung des jüdischen Volkes unter Führung des Judas Makkabäus zum Hintergrund hatte, aber in der Erfindung, dem dramatischen Aufbau, wie in der Charakteristik von dem veröffentlichten Makkabäertrauerspiel sehr wesentlich

abwich". Das Hauptmotiv gab in der ersten Dichtung die jüdische Doppelehe. Eduard Devrient nahm mit vollem Recht „den stärksten Anstoß an der unseren Sitten fremden Voraussetzung einer Doppelehe und drängte Ludwig", dessen innerstem Wesen dieser Stoff an sich ganz fremd war, „zu einer Umarbeitung, die nach Lage der Sachen eine völlige Neudichtung werden mußte". Der Dichter hatte bei dieser neuen Arbeit das richtige Gefühl, „daß just beim jüdischen Volke Volkstragödie und Familientragödie zusammenfallen, aber es entging ihm und seinem dramaturgischen Ratgeber, daß die Gestalt der Lea, bis zum Schlusse des zweiten Aktes noch entschieden überragt durch die Gestalt des heroischen Sohnes, in den späteren Akten der Tragödie diesen Sohn überwächst und damit die tragische Einheit und die ungeteilte, ungebrochene Wirkung gefährdet." Ueber die erste Aufführung auf dem Burgtheater berichtet Laube: „Am Schlusse des zweiten Aktes ein unerhörter Erfolg, im dritten Akte eine völlige Niederlage. Die verwirrenden Nachrichten, das jüdische Markten um Worte, der fortwährende Widerspruch — wurden ausgelacht. Die letzten Akte hatten Mühe, dem Stück wieder aufzuhelfen in solchem Falle. — Die erste Aufführung hatte das Stück diskreditiert. Mörderische Stichworte verfolgten es, wie „die Synagoge auf dem Burgtheater", und wer ist denn glücklicher, als der Schauerträger des Publikums, wenn er Unglück berichten kann, wer ist geschäftiger? — Da half uns die Presse redlich. Sie klärte auf, sie würdigte, sie pries das Preisenswerte." Mit der Zeit wurden durch die zähe Ausdauer Laubes „die Makkabäer" ein Feststück. „Leider nur auf dem Burgtheater" fügt Laube hinzu. — In Berlin hatte die große Schauspielerin Auguste Crelinger „die Makkabäer" zur Benefizvorstellung bei ihrem fünfzigjährigen Bühnenjubiläum gewählt. Ein sachliches Urteil gegenüber den kühlskeptischen, mit witzelndem Besserwissen einherfahrenden Kritikern lieferte die Kreuzzeitung (23. April 1853): „Schon die Wahl des Stoffes, der in seinem schweren Ernste fern abliegt von den leichten Gaukeleien des Tages, macht dem Dichter Ehre. Der Hauptfehler der Tragödie ist es, daß diese sich schon im zweiten Akte zu einem Höhepunkt erhebt, gegen dessen nicht mehr zu überbietenden Aufschwung das Nachfolgende in Schatten tritt. Dennoch fesseln auch in den folgenden Akten noch große Schönheiten den Zuschauer, wenigstens den sinnigen." — „Zu den Mißgeschicken der Dichtung gehörte es noch, daß nach ihr ein Opernbuch bearbeitet wurde, zu dem Anton Rubinstein die Musik komponierte." — Der Dichter selbst war „von der Ueberzeugung durchdrungen, mit dieser Dichtung auf dem rechten Wege gewesen zu sein". Er schreibt im September 1862 seinem Freunde Ambrunn in Eisfeld: „Ich hätte den Weg fest im Auge behalten sollen, den ich in den „Makkabäern" — hier und da strauchelnd, im ganzen sicher — betreten hatte. Ich ließ mich zu weit nach der bloß realistischen Darstellung hinüberdrängen, — die zum historischen Drama nicht ausreicht." — „Die Makkabäer" O. Ludwigs haben sich übrigens auf der deutschen Bühne erhalten, daneben freilich auch die Oper. — Unterm 30. April 1875 schreibt B. Auerbach seinem Vetter J. Auerbach: „Ich habe gestern die Oper „Die Makkabäer", komponiert von Rubinstein und von Mosenthal nach der Otto Ludwigschen Dichtung zugerichtet, gesehen und gehört. Es kränkt mich tief, daß Mosenthal das edle Werk des Freundes so mißbraucht, und ich hoffe nur, daß er den Hinterlassenen Otto Ludwigs den Ertrag davon zuwendet; denn bisher wurde das Stück noch alljährlich gegeben, zumal in Wien, und jetzt wird für die Armen das ausbleiben; denn der Publikus schmeckt das einmal Gesungene im einfachen Wort nicht mehr." Auerbach bespricht dann noch zwei Zuthaten Mosenthals, von denen er die eine überflüssig, die andere kraß nennt, und bemerkt zu dem Stück an sich: „Im Ganzen wurde mir klar, daß dem Stoff das eigentlich Dramatische fehlt, denn der Gegensatz, die Fahne, das Symbol, für das Judah und die Juden kämpfen, kann nicht zur Schaubarkeit gebracht werden, wie die aufgestellten griechischen Gottheiten; es ist ein Händeaufheben zu etwas Unsichtbarem, zu etwas bloß innerlich Empfundenem, und das ist und bleibt undramatisch. Das Christliche, wenn es zum Gegensatz gewählt wäre, hätte etwas, es hätte die Glockentöne, es hätte das Kreuz. Aber das Judentum

hat nichts derartiges." Diese Bemerkung ist nur in ihrem letzten Teile richtig, denn der gestürzten Heidengöttin gegenüber macht gerade das Anrufen des lebendigen Gottes einen erhabenen und erhebenden Eindruck.

Der Inhalt der Tragödie ist in Kürze folgender: Lea, die Frau des Priesters Mattathias zu Modin, erzählt ihrem Lieblingssohne Eleazar, daß er nach einem Traum, den sie vor seiner Geburt hatte, Hoherpriester und König werde. Der Heldensohn Judah hat Naemi aus niederem Stamme zum Weib genommen, das hat den Stolz der Lea gekränkt. Als die Nachricht von der Ermordung des Hohenpriesters durch die Syrer nach Modin kommt, sieht Lea die Erfüllung ihres Traumes beginnen. Eleazar zieht ins Feld gegen die Syrer, weiß sich aber mit diesen abzufinden, und wie die Feinde in Modin die Anbetung der Athene von den Juden verlangen, wagt er nicht, sich dagegen zu erklären. Judah dagegen tötet einen hebräischen Priester, der sich zum Götzendienst anschickt und zerstört den Altar der Göttin:

Der Herr ist Gott allein;
Der Herr, der war, der ist, der ewig sein wird,
Israels Gott, er, der lebendige Gott,
Der Gott, der nicht von Menschenhand gemacht,
Der Mächt'ge, der auf Feuersäulen wandelt,
Und alle Himmel beben, wenn er schilt,
Er spricht: Ich bin dein Gott, und sonst ist's keiner!
Anbeten sollst du keinen Gott als mich. —
Was ich mich unterfange, fragst du, Heide?
Ich setze meinen Fuß auf deinen Gott.
Er liegt zertrümmert. Wo ist seine Macht?
Kann er sich selbst nicht helfen, und soll's euch?
O arme Beter! ärmrer Gott!

— — — — — — — —

Heran, ihr Götzenknechte, kommt!
Ich bin ein Einzelner; was zagt ihr denn?
Ich höhne eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakobs,
Dem Gotte, der sein Volk erretten wird.
Er schüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum,
Und Jammer rauscht wie Hagel von ihm nieder!

Damit ist das Drama am Schluß des zweiten Aktes auf seiner Höhe angelangt. Im schroffsten Gegensatz zu dieser herrlichen Wirkung steht der dritte Akt, in dem der fanatische Jojakim die Juden auffordert, den siegreichen Kampf mit Beginn des Sabbaths abzubrechen und sich lieber wehrlos hinschlachten zu lassen, als den Tag des Herrn zu schänden. Gegen diese mechanische (geschichtlich überdies von den Juden zur Makkabäerzeit mit Recht aufgegebene) Auffassung des Sabbaths erklärt sich Judah, bleibt aber mit wenigen allein, kämpft weiter und flieht. Für den bald wieder siegreichen Sohn erklärt sich die den Erfolg bewundernde und die sanfte Frau des Sohnes aufs tiefste kränkende Lea: „Aus Königstöchtern wählt Judah sich sein Weib." Bei abermaligem Umschlag des Waffenglücks werden ihre Söhne, Eleazar und Judah ausgenommen, gefangen und fortgeführt. Naemi folgt wie Ruth der Mutter ins Elend:

Ich geh mit dir, wohin dein Fuß dich führt.
Dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterb
Ich auch; da will ich auch begraben sein.
Kehr dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod soll mich von Judahs Mutter scheiden.

Damit wird das harte Herz der Lea überwunden. — Die gefangenen Söhne sollen begnadigt werden, wenn sie von ihrem Gott abfallen. Lea ermahnt sie, ihrem Gott treu zu bleiben und lieber den Tod zu erleiden. Der König der Syrer, erschüttert

durch den Tod der Makkabäer, zieht ab. Israel ist seine Dränger los und Judah, der auch den Tod der Mutter beklagen muß, zieht siegreich in Jerusalem ein.

G. Freytag tadelt, daß der umfangreiche, in stetem Wechsel sichtbare Stoff nur in einem Geschichtswerk, nicht aber in dem engen Rahmen eines Dramas Raum habe. O. Ludwig selbst sagt von den Makkabäern, daß der Plan zu episch, das Interesse nicht genug auf einen Vorgang zwischen den Helden selbst konzentriert gewesen sei. J. Schmidt tadelt, daß der Abzug des Syrerkönigs, durch das geduldige Sichabschlachtenlassen der Juden auf dem Schlachtfeld und der Makkabäersöhne insbesondere veranlaßt, dem Publikum darum nicht glaublich sei, weil die Erfahrung lehre, daß grausames Handeln den Menschen keineswegs ernüchtere oder moralisch stimme, sondern noch mehr verwildere und noch grausamer mache. Dagegen faßt J. Schmidt den Gesamteindruck des Trauerspiels in den Worten zusammen: „Wir stehen wie vor einem alten italienischen Meister: prachtvoller Faltenwurf, vornehme Gestalten; Scenen von grandioser Wirkung und edelster Symmetrie. Das Stück ist, abgesehen von einzelnen Bedenken, ein vorzügliches Bühnenstück, und zieht auch bei der Lektüre durch die reine, energische und glanzvolle Sprache an."

Das Schauspiel „Das Fräulein von Scuderie", spätestens am Schlusse des Jahres 1848 beendet, ist von Karl Gutzkow, dem damaligen Dramaturgen in Dresden, nicht ungünstig aufgenommen und mit Verbesserungsvorschlägen für die Aufführung versehen, dagegen vom Dichter sehr bald darum mit gleichgültigen Augen angesehen worden, weil ihn neue Entwürfe („Die Pfarrrose" und „Der Erbförster") beschäftigten. Den Stoff entnahm O. Ludwig der gleichnamigen Novelle E. T. A. Hoffmanns (abgedruckt in der Reclamschen Universalbibliothek und im ersten Band des „Novellenschatzes" des P. Heyse und H. Kurz). Wer das Drama und die Novelle hintereinander liest, wird der Novelle den Vorzug geben. „Das Bizarre in der Erfindung (der Novelle) erscheint in dem Drama noch gesteigert, das Unheimliche der dort geschilderten fieberhaft-phantastischen Leidenschaft tritt hier in den grellsten und schärfsten Zügen hervor." Die Sucht des Goldschmieds Cardillac, alle Käufer des von ihm gefertigten Schmuckes meuchlings zu töten, um sich wieder in den Besitz der Herrlichkeiten zu setzen, wird in der Novelle durch sogenanntes Versehen während der Schwangerschaft der Mutter Cardillacs begründet. Diese Sucht wird dann „der böse Stern" genannt, dem sich der Künstler nicht entziehen kann. Der auch bei Goethe wahrzunehmende „Stern" ist der letzte schwache Rest der Astrologie, die einst die große Welt mit ihren Gesetzen und Regeln regiert hat, aber auch dieser Rest ist ein Aberglaube, dazu ein recht bequemer, denn mit seiner Hülfe beseitigt man die Schuld, die moralische Verantwortlichkeit. — Nicht selten begegnet der Leser auch in diesem Stück O. Ludwigs einzelnen klassischen Stellen, so z. B. (Band 3) S. 132, wo die geistlose Unterhaltung, S. 198, wo die Geschlechtsliebe, S. 211, wo die geheimnisvolle Gewalt von Gold und Silber geschildert wird.

Die erste Anregung zu dem bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose" erhielt Ludwig vielleicht auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain, die ihn an die Bürgersche Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" erinnerten. Sowohl Ed. Devrient wie K. Gutzkow „erklärten das Stück um seiner grellen Wirkung willen für undarstellbar". Ludwig hat später das Trauerspiel in ein Schauspiel „Die wilde Rose" umgeschaffen, aber dieses fand Devrients Beifall noch weniger als „Die Pfarrrose". Der Inhalt der Tragödie ist von Anfang bis Ende nur unerfreulich. Der alte Pastor ist ein schwacher Mann und Rationalist, die Pastorin ist eine geborene Adlige, reich, charakterlos hin und her schwankend zwischen dem Junker, der mit ihrer Tochter Rose aufgewachsen ist, und dem Arzte, der nur des Geldes wegen Rose zur Frau haben will. Rose selbst ist übermütig, ohne tiefen Gehalt, unaufrichtig gegen den Vater, kalt gegen die Mutter. Der Junker anfangs brav, aber im Handumdrehen, da er sich von

Rose hintergangen glaubt, zum Thun und Treiben eines Roué entschlossen. — Die drei letzten Scenen des Stücks haben zum Inhalt: erstens Tötung des verworfenen Majors von Wüstenfels im Zweikampf durch den von ihm betrogenen Junker von Falkenstein, Wahnsinn der vom Junker aufgegebenen Pfarrrose und Selbstmord im Wahnsinn, Selbstmord des Junkers. Ein gutes Wort der Rose will ich doch hierher setzen: „Warum unsere Vornehmen französisch sprechen? Sie haben so viel zu sagen, was sie deutsch zu sagen sich schämen."

Das versifizierte Lustspiel „Hanns Frei" ist die älteste, bereits in den Jahren 1842 und 1843 geschriebene dramatische Dichtung O. Ludwigs. Ludwig Tieck, um eine Beurteilung angegangen, schrieb: „Ihr Lustspiel ist ein Schwank in der Art von Hans Sachs. Sprache, Einfälle, Situationen sehr zu loben. Aber — in fünf langen Akten! Höchstens ist der Stoff zu zweien ausreichend. Auch ist gar viel fast steife Symmetrie in der Anordnung der Scenen." Tiecks Urteil ist völlig begründet.

Der Maler Albrecht Pirkheimer und Engeltraut Moskirch, die Kinder Nürnberger Ratsherren, sollen nach der Väter Willen ein Paar werden. Dagegen sträuben sie sich, sie zeigen sich gegenseitig, wie gleichgültig sie einander sind. Hanns Frei, ein Verwandter beider Väter, eine unternehmende Soldatennatur, weiß es dahin zu bringen, daß sich die Väter scheinbar entzweien und ihren Kindern jeden Verkehr miteinander verbieten. Nun geht diesen erst der Wert der verbotenen Frucht auf. Sie verloben sich und Hanns Frei, der im ersten Akte erklärt hat, daß das weibliche Geschlecht geschaffen sei

„Den Männern nur zur Schnabelwetzung
Und zur gelegentlichen Letzung,
Wie Schmausen oder Zechen nun,
Da man nichts bessres weiß zu thun.
Zum Spielwerk in der Friedenszeit"

und dem von der klugen Base Felicitas die Antwort zu teil geworden ist:

„Hanns Frei, die Rede bringt euch Leid!
So wahr ich helfe dem Geschlecht
An seinem Feind zu seinem Recht
Zur feierlichen Ehrenerklärung
Und zu des Weiberfeinds Bekehrung"

muß sich zuletzt zu einer Ehrenerklärung bequemen, weil ihm sonst die Hand der Felicitas verweigert wird.

A. Stern rühmt mit Grund „die lebensfrische Heiterkeit, die Stimmungsfülle und die bewegliche Gewandtheit der Darstellung". Die Verse des jetzt zum erstenmale aus des Dichters Handschrift abgedruckten Lustspiels sind vortrefflich. Das Lustspiel selbst „kann die Meinung vom Umfang und der ursprünglichen Gesundheit der großen Dichterbegabung Otto Ludwigs nur verstärken und erhöhen".

Das bürgerliche Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" brachte zuerst (1845) O. Ludwig in Verbindung mit Ed. Devrient, der damals in sein Tagebuch schrieb: „Das Stück von Ludwig zu Ende gelesen. Da zeigt sich einmal ein Talent. Wenn man das emporbringen könnte!" „Die idealistische Auffassung des polnischen Flüchtlingstums — war ein Nachklang von Jugendeindrücken, stellte sich nur als ein Element des Werkes, nicht aber als Kern der Handlung und unentbehrliches Motiv des tragischen Konflikts dar. Es würde nicht allzu schwer gewesen sein, die polnischen Flüchtlinge in flüchtige Edelleute eines anderen Volkes zu verwandeln." Auf dem Dresdener Hoftheater, überhaupt auf einem deutschen Hoftheater war das „Polenstück" in jenen Jahren unmöglich. Rußland hätte eine solche Aufführung übelnehmen können! Die unabhängigen Stadttheater nahmen dagegen bereitwillig politisch bedenkliche Dramen an. „Dem Dichter aber lag es fern, sich unter die freisinnigen und zeitgemäßen Poeten des Tages einreihen

zu lassen, und als sich die Aufführung seines Trauerspiels auf der Bühne, zu der er Vertrauen gehegt hatte, als unmöglich erwies, legte er es ruhig wieder beiseite."

Wer das Stück unbefangen liest, wird jene Furcht vor russischer Verstimmung kaum begreifen, denn von irgendwelcher Spitze gegen das Moskowitertum oder von einer leidenschaftlichen Parteinahme für die Polen ist nicht die Spur wahrzunehmen, aber die Tragödie entstand zur Zeit des Ausgangs der Aera Metternich, die im Russentum die Hochburg des Konservatismus erblickte, während Rußland doch seit Peter dem Großen das Land der Revolution von oben ist.

Die im vierten Bande der gesammelten Schriften O. Ludwigs enthaltenen „dramatischen Fragmente" sind von einem erschöpfenden Vorbericht von Erich Schmidt begleitet, der sich die Mühe machte, alle vorhandenen Niederschriften des Dichters zu durchforschen. „Eine einsame Werkstätte voll angehauener Blöcke" thut sich dem Leser auf, der Bruchstücke wie „Die Torgauer Heide", „Der Engel von Augsburg" u. a. kennen lernt. „Niemand kann eines dieser Hefte unerschüttert durchblättern, ohne Hochachtung von dem ringenden Künstler, ohne Liebe zu dem guten tapfern Manne. — — Diktate von ungelenker Kinderhand mischen sich wahrhaft herzergreifend unter kaum entwirrbare Bleistiftskizzen des hinsterbenden Vaters."

Johannes Scherr faßt in der „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" sein Urteil über Otto Ludwig in die Worte zusammen: „In ihm ging ein Tragiker verloren. Seine beiden Trauerspiele „Der Erbförster" und „Die Makkabäer" beweisen es unwidersprechlich. Darin ist der echttragische Nerv. Freilich erbebt derselbe oft nur krampfhaft, wie denn etwas Krankhaft und Krämpfiges auch der Novelle Ludwigs („Zwischen Himmel und Erde" u. a.) anhaftet." Dieses Urteil ist in seinem letzten Teil unbegründet, aber darum begreiflich, weil in Scherr ein ganz anderer Geist war als in Ludwig. Für Scherr folgt auf den Tod Nirwana, Ludwig kennt das ewige Leben persönlicher Fortdauer. Damit ist alles gesagt.

Die Novelle „Heiterethei" ist im Sommer 1854 in Loschwitz entstanden und: „Ich habe sie sozusagen hinter meinem eigenen Rücken gemacht, da ich etwas schreiben mußte (aus finanziellen Gründen) und doch meine dramatischen Studien, die ich damals mit Ernst und Liebe begonnen, nicht beeinträchtigen mochte. Es mag Fehler genug haben, aber gesund ist es gewiß".

„Gesund ist es gewiß," bemerkt J. Schmidt dazu, „und man möchte wünschen, der Dichter hätte noch manches hinter seinem Rücken gemacht!"

Die Heiterethei ist ein armes thüringer Mädchen, frisch und heiter. Sie sträubt sich lange aus Stolz gegen den wohlhabenden starrköpfigen Mann, der erst lernen muß, daß sich selbst beherrschen die schönste Herrschaft ist. Verlobung und Brautstand kommen in nüchternster Weise zu stande Die Sprache des Volks ist ganz meisterhaft wiedergegeben. In die Gedanken der Leute aus dem Volk mischt sich bisweilen eine Idee, die nur dem Dichter Otto Ludwig eigen ist. — Beiläufig bemerkt, macht man sich in gebildeten Kreisen insofern oft eine ganz falsche Vorstellung vom Volk, als man annimmt, es sei für Poesie unempfänglich und ohne poetische Gabe. Ich will für das Gegenteil einen Beweis beibringen aus dem Jahre 1848. Die Bosheit des von Hetzern erregten Pöbels hatte sich im Odenwald auch gegen die Standesherrschaft Erbach-Fürstenau gewandt. Die Fürstin Emilie zu Erbach-Fürstenau war allgemein verehrt als eine fromme Christin, deren Leben nach außen hin in Werken der Barmherzigkeit sich kundthat. Das hat natürlich den Pöbel nicht abgehalten, eines Tages vor das Schloß der Fürstin zu ziehen, um ihr ein „Pereat" auszubringen. Nun war zwar viel Volk zusammengekommen, aber das Pereat-Rufen wollte nicht recht in Gang kommen. Da forderte einer der nichtsnutzigen Rädelsführer einen armen, von Almosen lebenden Mann aus Steinbach auf, auch laut zu kreischen. Was gab ihm der Bettler zur Antwort? „Ich kann net kreische, ich häb noch das Brot im Maul, das mer die Ferschtin (Fürstin)

gestern gewe hat." — Wer sollte es für möglich halten, daß ein geringer Bettler einen so shakespearisch klingenden Satz denken und aussprechen könnte!

Durch die Heiterethei steht „Aus dem Regen in die Traufe" in Verbindung mit der ersten Novelle, denn sie weist den Heiratsantrag des kleinen, aber gewaltig groß von sich denkenden Schneiders herb ab. An die mit ihm aufgewachsene, gute, treue Sannel denkt der Thor erst, nachdem er aus dem Regen der Heiterethei in die Traufe einer ortsfremden, herrschsüchtigen Magd gekommen ist, die ihn beim Erscheinen eines stattlicheren Mannes preisgiebt.

„Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen" hat H. Laube mit Recht zu phantastisch gefunden und B. Auerbach hat dieser Geschichte wenig Interesse abgewinnen können, dagegen ist „Aus einem alten Schulmeisterleben" eine vortrefflich erzählte Episode, die wie ein Lustspiel mit einer Doppelhochzeit schließt.

In „Marie", der schönen, unschuldigen Pfarrerstochter, hat Ludwig ein tragisches Motiv zum Ausgangspunkt genommen, das in hohem Grade Bedenken erregen muß. Der Vater Mariens ist, wie alle Pfarrer bei O. Ludwig, ein Mensch ohne alles geistliche Wesen. Es wirft das ein übles Licht auf die thüringer Pfarrer jener Zeit!

Das Allerbeste, was Ludwig je geschrieben hat, ist die 1855 entstandene Novelle „Zwischen Himmel und Erde", von der Julian Schmidt treffend sagt: „Es ist ein Dichtwerk vom ersten Rang, eins der wenigen aus unserm Jahrhundert, von denen man mit einiger Zuversicht voraussehen kann, daß sie unsere Generation überleben werden." G. Freytag rechnet diese Novelle „zu dem Bedeutendsten, was in dieser Gattung während des letzten Menschenalters bei uns geschrieben wurde; und es sei noch hinzugesetzt, daß sie zu aller Zeit für ein stattliches Werk gelten wird, denn es sind Schönheiten darin, die kaum ein anderer lebender Schriftsteller erreichen mag". Selbst R. Gottschall kann nicht umhin, seine im ganzen ungünstige, ungerechte Beurteilung mit den Worten einzuleiten: „Die Erzählung Otto Ludwigs: „Zwischen Himmel und Erde" gilt für die Perle seiner sämtlichen Produktionen, und in vieler Hinsicht mit Recht."

„Zwischen Himmel und Erde" ist die Geschichte einer Dachdeckerfamilie. Die Brüder Fritz und Apollonius lieben die ehrsame schöne Christiane. Ihr Herz gehört dem Jüngeren, aber der Aeltere weiß durch Lug und Trug bei dem bescheidenen, edeldenkenden Apollonius und ebenso bei dem jungfräulich schüchternen Mädchen alles so zu wenden und zu drehen und zu deuten, daß jedes der Meinung ist, es finde keine Gegenliebe. Während Apollonius auf der Wanderschaft ist, heiratet Fritz die von beiden Brüdern Geliebte. Damit ist für den hintergangenen Bruder jeder Gedanke, der über ein geschwisterliches Verhältnis hinausgeht, Sünde. Nach der Rückkehr des Jüngeren erwacht in dem Aelteren die entsetzlichste Eifersucht. Er hat das Gefühl, daß Christiane von Gottes und Rechts wegen dem Apollonius gehören müßte. Schwager und Schwägerin gehen sich aus dem Wege. Christiane weiß, daß sie betrogen ist: „er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. — — Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr aller ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde." —

Apollonius und Christiane schweben zwischen Himmel und Erde, der Himmel ist ihnen verschlossen und die Erde ist für sie der Boden, wo die Sünde gedeiht. — Fritz schwebt zwischen Erde und Hölle. Er ergiebt sich dem Trunk; das Geschäft geht zurück. Apollonius erduldet Jahre lang namenlose Qual im väterlichen Hause, der Schwägerin und ihren Kindern, der Familie zu Liebe. Fritz, dessen Bosheit von Tag zu Tag wächst, kommt zuletzt dazu, den Bruder bei der Arbeit zwischen Himmel

und Erde in Lebensgefahr zu bringen. Er schneidet ein Seil an, das Apollonius gebrauchen und das beim Gebrauch reißen wird. Der alte blinde Vater erhält aber durch einen treuen Gesellen Kunde von den Mordgedanken des älteren Sohnes und da dieser in der Zeit, da mutmaßlich Apollonius verunglückt, fieberhaft am Dach einer Kirche arbeitet, so läßt sich der Vater auf die Nachricht hin, es sei in einem Nachbardorf ein Dachdecker verunglückt, auf den Dachstuhl der Kirche führen, um dem Brudermörder zu befehlen, sich vom Gerüst fallen zu lassen, damit auf diese Weise die Familienehre nicht durch eine gerichtliche Untersuchung und Verurteilung zum Tode beschimpft wird. „Der Schieferdecker, der verunglückt — sagt der alte blinde Vater dem Kain der Familie — steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfelde gestorben ist. Du bist solchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthaus gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht; mir glaubens die Gerichte und die Stadt. Das ists, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als deins. Thust du's nicht gutwillig, so stürz ich mit dir hinab, und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab mich an dir halten wollen und hab dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinn dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn paar Schläge an dem Perpendikel dort!"

Ehe das Entsetzliche geschieht, kommt die Nachricht, daß der Mordanschlag mißraten und gerade dem Helfershelfer des Mörders, einem fortgejagten Gesellen, den Tod gebracht hat. Rasch ändert der Vater seinen Befehl: Fritz muß sofort nach Amerika. „Soll Schande sein, so ists besser bloße Schande, als Schande und Mord."

Fritz reist ab, kehrt aber bald mit der Absicht zurück, sich mit dem Bruder vom Dach der Kirche aus den Tod zu geben. Auch dieser Anschlag mißrät, der Mörder stürzt allein in die Tiefe. Zur Genugthuung des Vaters ist Fritz dem Anscheine nach verunglückt. Apollonius macht sich Vorwürfe, daß er den Bruder vielleicht hätte retten können. Auch aus einem glücklichen kurzen Zusammensein, da er die ohnmächtig gewordene Christiane in seinen Armen gehalten hat, macht er sich ein Gewissen. Heiraten konnte er des Bruders Witwe nicht: „nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Um so viel an ihm ist seine Sünde zu büßen, rettet er unter den denkbar gefährlichsten Umständen den vom Blitz getroffenen Kirchturm durch eine fast über die menschlichen Kräfte hinausgehende That. Auch Christiane lernt entsagen: „aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen hatte."

Otto Ludwig schildert nicht bloß äußere Vorgänge, womit sich die große Masse der Novellenschreiber zufrieden giebt, er schildert nicht bloß die äußeren Vorgänge meisterhaft, wie er denn über das Dachdeckergeschäft bis ins einzelne hinein unterrichtet ist, er schildert auch die inneren Vorgänge, die Gedanken, die

sich untereinander verklagen und entschuldigen. Ihm ist das Gewissen kein anerzogenes Gefühl, sondern eine angeborene Lebensmacht, darum übertüncht er auch nicht die Sünde mit schönen Redensarten, er deckt sie rückhaltlos auf und nennt sie bei ihrem richtigen Namen, ja er läßt die Gewissenhaftigkeit des Apollonius bis zur Krankhaftigkeit ausarten, so daß Christiane in ihm nicht mehr den begehrenswerten Mann, sondern einen verehrungswürdigen Heiligen sieht.

Es ist zu bedauern, daß O. Ludwig seine große dichterische Kraft so wenig der Novelle zugewendet hat. In dem ungleich leichter zu bebauenden Felde dieser Gattung der epischen Poesie hätte er viel mehr geleistet als auf dem steinigen Boden der dramatischen Poesie. Wenn man aber seinen Charakter in Anschlag bringt und die zwei Bände „Studien" studiert, dann findet man es begreiflich, daß der stets nach dem Höchsten strebende Dichter sich mit so leichter Arbeit, als die Novellenschreiberei ist, nicht zufrieden geben konnte. „Die Studien und kritischen Schriften Otto Ludwigs bilden, wie A. Stern mit Recht sagt, eine kostbare Bereicherung unserer ästhetischen Litteratur, haben für die Litteraturentwicklung am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kaum geringere Bedeutung als Lessings kritische Schriften für die Entwicklung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und tragen, wie anfechtbar und widerlegbar einzelnes in ihnen sei, im ganzen das Gepräge des ehernen Bestandes, der lebendigsten und gesündesten Nachwirkung."

Der erste Band der Studien (Band 5 der gesammelten Schriften) enthält Shakespeare- und Schiller-Studien, Bemerkungen über ältere und neuere Dramen, sowie dramaturgische Aphorismen aus den Jahren 1840—1860 und 1861—1865. An Shakespeare zeigt Ludwig, wie mans machen muß, um sich dem Ziele zu nähern, an Schiller zeigt er, was man vermeiden muß, um das Ziel zu erreichen.

Im zweiten Bande finden sich die Abteilungen: „Zur Ethik, Aesthetik und Litteratur", „Romanstudien", „Zum eignen Schaffen". (Band 6.)

Von der reichen Fülle seiner Beobachtungen und Gedanken soll hier nur einiges mitgeteilt werden, was Ludwig über eine Gattung der dramatischen Poesie gesagt hat, die dem Litteraturfreund nicht auf der Bühne, sondern nur in Büchern vor die Augen kommt.

„Das Litteraturdrama in abgesetzten Reden mit darüberstehenden Namen u. s. w., aber nach den Gesetzen epischer Komposition entworfen und ausgeführt, die sich selbst von der rechtmäßigen dramatischen Gerichtsbarkeit eximieren und unter epische stellen, diese Lesedramen sind eben keine Dramen, sondern eine Zwischengattung. Sie sind in der gesamten Poesie das, was die Strauße im Tierreiche sind, für welche die Naturkunde einen ähnlichen, ebenfalls einen Widerspruch involvierenden Namen erfunden hat, den der Laufvögel, d. h. der Vögel, die nicht fliegen, wie Vögel eigentlich thun, sondern nur laufen, wie in der Regel Tiere, die keine Vögel sind. Wie dort die abgesetzten Reden und die Namen darüber, so sind hier die Flügel eine Art unwesentlicher Verzierung." (Bd. 5, S. 489.)

„Indem das Litterärdrama alle möglichen Schönheiten aller möglichen poetischen Gattungen in sich aufnimmt, wirft es eben das wahre Drama, welches nur dramatische Schönheiten haben darf und dramatische Schönheiten haben muß, in den Schatten. — — Das Drama, das unter allen Kunstformen am meisten Kunst ist, verlangt zu seiner Beurteilung mehr als alle anderen einen Kenner. Nun ist durch die langjährige Existenz des Litterärdrama der Sinn für das wahrhaft Dramatische in Deutschland verbuttet, verschrumpft; wenn ein Litterärdrama auf die Bühne kommt, wird jeder gewahr, daß ein großer Mangel vorhanden, aber keinem wird die Natur dieses Mangels klar. Nun verlangt man nach einem neuen Stücke, welches diesen Mangel nicht, und doch die Vorzüge haben soll, die eben der Grund jenes Mangels sind. Indem man, besonders von den philosophischen Kritikern verführt, den Begriff des Dramatischen im weitesten, ja im uneigentlichen Sinne, d. h.

bildlich nahm, wurde Drama ein Ding, das nur in der Idee existieren kann, wie der Mensch, der weder Weib, noch Mann, sondern alles beides ist, und Kind noch dazu, und zwar der Mensch aller Zeiten. Das wahre Drama gehört auf die Bühne; ein wahres Kunstwerk muß organisch sein, d. h. aus seinen Bedingungen entwickeltes künstlerisches Leben.“ (Bd. 6, S. 443.)

„Durch alles das entstand bei uns die Lehre vom abstrakten Kunstwerke, in welchem nicht der Geist, sondern die zufällige äußere Form entschied, ob es für lyrisch, episch oder dramatisch gelten sollte. So erhielten wir Gedichte, in denen eine Handlung nicht dargestellt, sondern dialektisch erörtert, lyrisch durchempfunden und episch geschildert wurde, sogenannte Litteraturdramen. Die Wechselwirkung zwischen Schauspieler und Publikum hatte sie nicht erst fertig zu machen, und da die Aufführung dem Kunstwerke nicht zu nützen vermochte, so konnte sie natürlich nur schaden, und so war es nur folgerichtig, wenn man sie als eine Art Verunreinigung und Entweihung des Kunstwerks ansah und es dem Dichter übelnahm, wenn er bei der Arbeit an die Aufführung gedacht zu haben und somit die Absicht zu verraten schien, sein eigenes Kind der Schändung zu verkaufen.“ (Bd. 5, S. 43.)

Otto Ludwig war einer der reinsten und edelsten Dichter unserer Zeit, er war auch ein edel und groß denkender Mann. Seine gesammelten Schriften haben nicht nur eine ästhetische Bedeutung und Wirkung, sondern auch eine ethische, sie seien darum den Lesern der Monatsschrift aufs dringendste empfohlen.

Panama-Briefe.

Von

E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

I.

Die Bücher E. Drumonts.

Seit dem Jahre 1886 hat E. Drumont in Paris eine Reihe von Schriften erscheinen lassen, die zwar viel Aufsehen erregt haben, bis vor kurzem indessen in Frankreich selbst wie auch bei uns lediglich aus dem Gesichtswinkel der antisemitischen Polemik betrachtet und beurteilt worden sind, während sie thatsächlich eine viel umfassendere Bedeutung haben, die Bedeutung nämlich, daß sie eine Krankheitsgeschichte des französischen Volkes darstellen, wobei das Judentum zwar eine hervorragende Rolle spielt, immerhin aber doch nur die des „Erregers", während es sich bei dem Krankheitsvorgange selbst um das Schicksal einer großen Nation, mithin auch um das der europäischen Kulturentwicklung handelt.

Einen ausgesprochen antisemitischen Charakter trägt eigentlich nur das erste Buch: „La france juive", welches zugleich das bekannteste ist, das die Judenpresse klug genug gewesen ist, wie die folgenden: „La fin d'un monde", „La dernière bataille", „Le testament d'un Antisemite" so gut sie konnte, tot zu schweigen. Auf diesem Gebiete aber vermag sie noch immer viel, wenngleich nicht annähernd mehr so viel als sonst, in der „guten alten Zeit", wo es für im höchsten Grade unanständig galt, von den Juden anders als im Tone gerührter Bewunderung zu reden.

Wer es noch nicht wußte, hat es bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die Pariser Presse sich nicht minder in den Händen der Juden befindet, als die Berliner oder gar die Wiener. Drumont hat seiner Bücher wegen sogar an Ort und Stelle einen Zweikampf auszufechten gehabt (was ihm allerdings weder in Berlin noch in Wien begegnet wäre), und zu allem Ueberflusse noch dazu mit dem Herausgeber eines angeblich monarchischen Blattes, der ihm als Vollblutjude seine Angriffe gegen die „Stammesgenossenschaft" so wenig vergaß, daß er ihn bei einem Haare auf illoyale Weise niedergestochen hätte. Drumont hat das in einem seiner Bücher ausführlich dargestellt und dabei mit besonderem Schmerze betont, daß dieses unerhörte Verfahren selbst in den Kreisen kein Aufsehen gemacht, die sich die Pflege der ritterlichen Ueberlieferungen des alten Frankreich angelegen sein lassen. Alles ist eben entnervt, nirgends zeigt sich Kraft und Leben, bei den Monarchisten ebenso wenig, als bei den Republikanern, ja im Grunde bei den ersteren noch weniger, weil sie sich der Form nach zu Anschauungen bekennen, denen man hergebrachter Weise eine tiefere Einwirkung auf die ganze Lebenshaltung zutraut. „Hergebrachter Weise" —

das sagt genug. Auf wie vielen Gebieten spielt das „Hergebrachte“ diese Rolle! Man bedient sich seiner wie einer Münze, die, weil sie ein bestimmtes Gepräge trägt, unbesehen aus einer Hand in die andere geht, und dabei doch längst ihren vollen Wert verloren haben kann. Man höre nur, was Drumont in seiner letzten größeren Schrift „Le testament d'un Antisemite“ über den Einfluß der von Jesuiten geleiteten kirchlichen Erziehung der jungen Franzosen von Stande sagt. Er ist kein Feind der Jesuiten, im Gegenteil, als eifriger Katholik schätzt er sie sogar hoch. Von ihren Leistungen als Erzieher aber hält er nichts. Ihre Zöglinge erweisen sich im Durchschnitt als leere, nur dem Lebensgenuß gewidmete Menschen, von denen man nicht die mindeste Opferwilligkeit erwarten darf. Jedes Jahr zu Ostern kommen sie ihren „kirchlichen Verpflichtungen“ nach — das ist alles. Die monarchische Sache hat an ihnen keine Stütze, den Antisemitismus behandeln sie mit einer Feindseligkeit, als ob sie Juden wären. Als es im Jahre 1889 zeitweilig hier und da zu antirepublikanischen Kundgebungen kam und der damalige Minister des Innern, Herr Constans, seine „Sergeants de Ville“ brutal einschreiten ließ, jubelten ihm vor allem die Mitglieder der monarchistischen Klubs begeistert zu; sie sahen in ihm den „Retter des Beutels“, voilà tout! Dem entspricht das Verhalten der sogenannten „Konservativen“ in der Kammer ganz und gar. Auch sie haben es seit den Wahlen von 1885 stets als ihre Hauptaufgabe angesehen, die republikanische Regierung zu unterstützen, die die geschworene Feindin ihrer Sache ist. Weshalb? Weil es ihnen vor allem um die Sicherheit des Besitzes zu thun ist, weil sie das Leben genießen wollen und nicht die geringste Neigung empfinden, sich für ihre „Ideale“ abschlachten oder auch nur in Unbequemlichkeiten bringen zu lassen. Drumont weist das an zahllosen Beispielen nach, die er mit voller Namensnennung mitten aus der Geschichte des Tages greift. Ausnahmen läßt er dabei eigentlich nicht zu, wenn er auch manche einzelne Persönlichkeiten weniger hart beurteilt, als den großen Durchschnitt. So stellt er z. B. den Grafen de Mun als Menschen hoch, als Politiker aber bricht er auch über ihn den Stab, indem er bekennt, daß Graf de Mun noch nie einen Schritt gethan, der ihm selbst oder anderen Parteigenossen irgend welche Unannehmlichkeit hätte zuziehen können. Wie es mit der schon erwähnten Opferwilligkeit für politische Zwecke steht, das geht aus den Thatsachen, die Drumont anführt, in unwiderleglicher Weise hervor. Er hat für die von ihm verfolgten Zwecke 1000 Mark von einem Edelmanne aus der Normandie erhalten, und von dem Marquis von Morès 4000, die von diesem aber wieder zurückgefordert worden sind. Das ist alles. Die beste Meinung hat er vergleichsweise von der niederen Geistlichkeit, die aber freilich zu arm ist, um der Sache der nationalen Wiedergeburt mit Geld zu Hülfe kommen zu können. Sie beschränkt sich darauf, Drumont ihre Sympathien auszudrücken. Schon das aber ist eine That. Denn die Hierarchie verfolgt ihn geradezu mit Haß. Das oben erwähnte letzte Buch Drumonts „Le testament d'un Antisemite“ beschäftigt sich zum größeren Teile mit diesen Verhältnissen: ein unerfreulicheres Kapitel als: Le clergé fin de siècle mag kaum geschrieben worden sein. Drumont schildert die Zustände, wie sie das von Napoleon I. im Jahre 1801 mit Pius VII. abgeschlossene Konkordat nach und nach geschaffen hat, in abschreckendem Lichte. Es handelt sich dabei weniger um die sittlichen Eigenschaften der niederen Geistlichkeit, die er zum Teil ja sogar recht hoch stellt, als um die völlige Abhängigkeit derselben von den Bischöfen, die ihrerseits kaum etwas anderes sind noch sein können, als gehorsame Diener der Staatsgewalt, mag diese nun christlich-monarchisch, oder atheistisch-republikanisch sein. Das Konkordat giebt dem Kultusminister eine solche Macht in die Hände, daß die Bischöfe sich einer „schneidigen“ Regierung gegenüber kaum zu rühren vermögen. Ueberdies aber weiß man es in Paris so einzurichten, daß der Vatikan, dem an „guten Beziehungen“ zu Frankreich von jeher mehr gelegen gewesen ist, als an denen zu allen anderen Ländern zusammen, so leicht keinen Bischof ernennt, der der Regierung nicht von vornherein willkommen wäre. Die meisten Bischofsitze werden also

mit „ergebenen Leuten" besetzt. Hier und da entpuppt sich der eine oder andere allmählich als „Mann der Opposition", wie z. B. der verstorbene Bischof Freppel von Angers. Im großen Durchschnitt thun die Herren aber was sie sollen, und deshalb kommt es in Frankreich auch nicht zum Ausbruche eines „Kulturkampfes" in aller Form. Drumont klagt darüber und bewundert die deutschen Katholiken, die einen solchen Kampf 15 Jahre hindurch geführt und siegreich beendet hätten. Das sei in Frankreich gar nicht denkbar, trotz der Opferwilligkeit, die für rein kirchliche Zwecke nach wie vor gefunden wird. Die Erfahrung des letzten Jahrzehntes hat ihm recht gegeben. Die brutalen Vorstöße von 1880 gegen die Kongregationen und so manche Vorgänge ähnlicher Art haben nicht die Folgen gehabt, an die man damals glaubte; es ist bei vereinzelten Kundgebungen geblieben. Weshalb? Weil die Bischöfe, wie gesagt, nicht wollen, die niedere Geistlichkeit gegen ihr Verbot aber nicht kann. Sie befindet sich den Oberen gegenüber in einer Lage, die schlimmer fast als Knechtschaft ist. Der Bischof kann den Priester förmlich mit dem Interdikt belegen, und in manchen Fällen thut er es auch; das aber ist der bürgerliche Tod. Meist reicht freilich die Versetzung aus. Ferdinand Fabre schildert in seinem Romane „Lucifer" diese Verhältnisse in erschütternder Weise, und was Drumont sagt, deckt sich damit durchaus. Die Abneigung der Hierarchie gegen ihn und seine Werke läßt deren Inhalt wohl verstehen. Drumont kennt eben keine Schonung, nach allen Seiten teilt er seine Hiebe aus. Daß ihm unter diesen Umständen noch Anhänger bleiben, muß verwundern. Ob das bei uns möglich wäre, muß zweifelhaft erscheinen. Wir sind eine solche Sprache nicht gewohnt, weil das, was wir unter Preßfreiheit verstehen, mit der Auffassung, die die Franzosen davon haben, nicht im entferntesten verglichen werden kann. Nicht einmal die socialdemokratische Presse in Deutschland wagt sich an die öffentlichen Einrichtungen nicht nur, sondern auch an die maßgebenden Personen mit dieser Unverfrorenheit heran, wie sie uns in Drumonts Schriften auf jeder Seite fast begegnet. Jahre lang hat man ihm das gleichwohl hingehen lassen; erst als er sich in einer Tages-Zeitung, der von ihm neu begründeten „Libre Parole", in der Person des Bankdirektors Burdeau an den Einfluß Rothschilds heranwagte, wurde ihm als „Verleumder" der Prozeß gemacht und er zu einer Gefängnisstrafe von 4 Monaten verurteilt. Sein Blatt, das inzwischen eine Auflage von mehr als 250000 erreicht hat, ist dadurch aber nicht eingeschüchtert worden, sondern setzt den Feldzug gegen den jüdischen Kapitalismus mit ungeschwächten Kräften fort.

Dies jedoch nur nebenbei. Wie viel Drumont durch seine rücksichtslose Kritik der bestehenden Verhältnisse für die Sache, der er dienen will, gewonnen hat, läßt sich schwer erkennen. Die Entwicklung, welche die Dinge seit dem Herbst 1892 nehmen, scheint sich aber in einer anderen Richtung zu bewegen. Von der sittlichen Entrüstung, die Drumont erfüllt, ist wenig zu spüren, dafür kommt der Durst nach Macht, das ôte toi, que je m'y mette umsomehr zur Geltung. Eben das aber zeigt erst recht, daß Drumont in seinem vernichtenden Gesamturteile über das moderne Frankreich nicht übertreibt. Es ist nichts da, was einer ehrlichen Socialreform an „Haupt und Gliedern" zur Stütze dienen könnte. Die Kirche ist teils verweltlicht, teils in völliger Abhängigkeit vom Staate, der Adel, auf den Drumont ursprünglich große Hoffnungen gesetzt, entweder in den Klauen der Börse oder verarmt und jedes Einflusses bar, die „Bourgeoisie", die man sich gern als den Kern der Nation, voll Ehrbarkeit und Arbeitslust darstellt, ist in Wahrheit sittlich stark angefressen, vor allem aber von einem unbedingten Ruhebedürfnis und einer Gleichgültigkeit gegen die politischen Dinge erfüllt, die sie zum Opfer jeder Krise macht, die Arbeiterwelt endlich skeptisch und blasiert, keineswegs geneigt, sich als „Katzenpfote" brauchen zu lassen, wie sie es 1848 und auch 1871 noch gethan. Kurz, Drumont sieht nichts als „großes Elend", und wir müssen wiederholen, die bisherigen Erfahrungen geben ihm recht.

Tagebuchblätter aus Indien.

I.

Ich sitze auf der breiten Veranda meines Hauses; es ist spät abends, aber durch den hellen Glanz des Mondes ist die ganze Landschaft zu meinen Füßen in Licht getaucht. Es ist so hell, daß ich fast die Lampe auf dem Tisch nicht zum Schreiben brauche. Die hochstämmigen Kokospalmen zur Linken stehen stumm und schweigend, kaum daß ein leiser Hauch mit den langen Wedeln spielt. Im Garten sehe ich deutlich die sauberen, kiesbestreuten Wege und die üppig wuchernden Blattpflanzen auf den Beeten. Starke Wohlgerüche steigen zu mir herauf, fast zu würzig, um dem Kopf gut zu thun. Unten am Ende des Gartens führen die Stufen zum Bepusflusse hinab. Wie das Mondlicht auf dem bewegten Wasser spielt und die Wellen silbern färbt! Mitten im Fluß, etwa hundert Fuß vom Ufer, streckt sich eine lange Insel im Fluß dahin, über und über mit Kokospalmen bestanden, deren königliche Eleganz im Mondlicht doppelt schön erscheint. Weit hinten am Horizont zeichnen sich in zarten Umrissen die Hügel und Vorberge des Westphats ab, alles dort von leichten Nebeln umwoben. Tiefer Frieden lagert über der Landschaft, sie ist wunderbar schön, fast wie ein verzaubertes Märchenbild. Von meiner frühesten Kindheit war mein Sinnen und Träumen nach Indien gegangen; nun ist es mir seit Jahren vergönnt, in diesem Lande zu wohnen, ja darin heimisch zu werden. Ich möchte durch diese Zeilen versuchen, meine Freunde in der alten Heimat einen Blick in das indische Leben thun zu lassen; die Natur ist hier so schön und das Leben so interessant, daß beides zu beobachten immer neue Freude gewährt.

Was uns Kinder des märkischen Sandes hier in der Natur am meisten überrascht, ist die Ueppigkeit des Wachstums. Schneide von einem Busch ein Dutzend Ruten ab und stecke sie in die Erde. In ein paar Tagen haben sie Wurzeln geschlagen und treiben Aeste und Zweige. Kürzlich gingen wir im Walde auf die Jagd, da war einfach nicht durchzukommen. Von allen Aesten und Zweigen fielen Ranken und Schlinggewächse herab und wurzelten im Boden wieder fest. Wir mußten ein paar Leute mit scharfen Messern vor uns her schicken, welche die Ranken durchschnitten und für uns Bahn machten. An der breiten Chaussee, welche die englische Regierung weithin durch das Land gebaut hat, stehen meist zu beiden Seiten indische Feigen, diese interessanten Bäume, welche ähnlich der Trauereſche ihre Aeste zur Erde senken. Leider wachsen aber die Aeste im Boden rings umher fest und machen jeden einzelnen Baum zu einem kleinen Dickicht. Die schönsten Bäume Indiens sind unzweifelhaft die Palmen. Freilich im Schatten der Palmen wandern kann man in Indien so wenig wie anderswo, dazu

sind die Stämme zu hoch und die Blätterkronen haben einen zu geringen Umfang. Aber es läßt sich nichts Anmutigeres denken, als eine dichte Waldung von Kokospalmen, wie ich sie auf den Inseln des Bepusflusses täglich vor mir habe; wenn die schlanken Stämme im Winde sich wiegen oder vom Sturm gerüttelt werden oder in behaglicher Ruhe sich vom Sonnenlicht durchglühen lassen, immer ruht der Blick mit Bewunderung auf ihnen. Vielleicht das Lieblichste, was ich hier erlebt habe, sind meine nächtlichen Bootfahrten im sogenannten Backwater, d. h. in den längst der Küste meilenweit hingestreckten Salzwasserseen, welche vom Ocean nur durch schmale Lagunen getrennt sind. Ich liege behaglich auf meiner Matratze im Boote, die beiden Hindu rudern vorn und hinten in gleichmäßigem Takt, ihre eintönigen schwermütigen Weisen halblaut dazu summend. Ueber mir funkeln die Sterne mit einem Glanze, wie sie in Deutschland nur in klaren Winternächten schimmern. Am Strande aber gleiten die Palmen- und Mangowälder wie schöne Schatten vorüber; hier und da sehe ich am Ufer Feuer angezündet und Hindus darum kauernd, die ihr einfaches Abendbrot, Reis und Fisch, verzehren. Oder wir fahren an einer Gruppe opfernder Teufelspriester vorüber, um den Opferstein, auf ihm brennt das Opferfeuer, sind Guirlanden gewunden, bei der mißtönenden Musik der Gongs und Flöten tanzen sie um das Feuer, erst langsam, dann immer schneller und schneller, wie die Musik ihr Tempo beschleunigt, bis sie im rasenden Wirbel sich drehen, dann ein Schlag auf dem Gong, und plötzlich fällt Musik und Tanz wieder in eine ganz langsame Gangart. Wie die Leute es aushalten, so die ganze Nacht durch von abends um 8 Uhr bis morgens um 5 Uhr zu tanzen und zu spielen, ist mir ein Rätsel. Und doch habe ich nie gefunden, daß meine Leute nach solchen durchschwärmten Nächten morgens um 7 Uhr weniger pünktlich bei der Arbeit gewesen wären.

So wunderbar schön die Landschaft in stillen Mondscheinnächten ist, so schauerlich furchtbar sind die Gewitterstürme. Da rast der Wind daher und rüttelt das Haus und peitscht den Strom. Fast Sekunde auf Sekunde zuckt ein Blitz grell hernieder und das Rollen des Donners wetteifert mit dem Brüllen des Sturmes. Als ich zum ersten Mal nach Indien herauskam, wunderte ich mich über die dicken Wände meines Hauses. Fußdicke Balken des festen Teakholzes sind in noch dickere Feldsteinmauern eingelassen. Aber als die Unwetter kamen, fühlte ich mich trotz der dicken Wände nicht einmal in meinem Schlafzimmer im oberen Stock sicher genug; der Sturm rüttelte so gewaltig am Haus, daß ich fürchtete, er werde das ganze Dach abdecken. Ich hatte auf dem Gehöft einen großen Schuppen für meine Leute errichtet, die Bambuspfähle waren armstark und an den Ecken obendrein durch daumendicke Taue befestigt. In einer Sturmnacht war der ganze Schuppen weggefegt! Ein Glück nur, daß die Blitze selten in Wohnhäuser einschlagen, sie scheinen eine gewisse Vorliebe für die hohen, schlanken Kokospalmen zu haben. Das sind unsere lebendigen Blitzableiter. Die Gewitter kommen übrigens hier fast nie bei Tage; die Sonne hat da eine viel zu große Kraft, als daß sich die Wolken zusammenballen könnten. Selbst in hellen Mondnächten können sie sich nicht entwickeln. Die schlimmsten Gewitter-Monate sind April und September, da kommen sie wochenlang alltäglich. Wehe dann den Menschen, die beim Gewitter nervös werden, ihrer bemächtigt sich oft eine ziemliche Erregung, und selbst feste Nerven zucken zusammen.

II.

Eigenartig bunt und mannigfaltig ist das Leben, das sich oft bei Tage vor meinen Augen im Bepusflusse entfaltet. Wir wohnen nur zwei Meilen vom Meere, deshalb machen sich Ebbe und Flut bei uns sehr lebhaft bemerkbar, besonders in der trockenen Zeit, wo der Wasserstand im Flusse niedrig ist. Bei Eintritt der Flut werden die süßen

Flußgewässer zurückgestaut, und das salzige Meerwasser dringt ein. Ebbt dann das Meerwasser, so läßt es im Schlamm rings um die Inseln oder längs der Ufer wertvolle Beute zurück, die den Hindu als Zukost zu ihrem Reis sehr willkommen ist. Da sehen wir denn die Schwarzen in Scharen hinausrudern oder waten, meist nur mit einem Tuch um die Lenden bekleidet und Körbe auf dem Kopfe. Auch für unsere Küche fällt bei diesem Fang mancher Leckerbissen ab. An den steinernen Untermauern unserer zum Fluß hinunter führenden Treppe haben sich Austern in großer Zahl festgesetzt, die damit zufrieden sind, wenn sie täglich einmal vom Salzwasser der Flut bespült werden. Wir brauchen nur unsern Koch hinunter zu schicken, um für uns soviel abzubrechen, als wir brauchen. Am interessantesten ist es, einer Jagd der Eingeborenen auf die wilden Enten zuzusehen. Der Jäger nimmt einen großen Wassertopf über den Kopf, in den er sich für seine Augen zwei Löcher geschlagen hat. Damit watet er so tief in das Wasser hinein, das nur der Topf hervorragt. Um den Leib hat er einen Sack, in den die erhoffte Beute geborgen werden soll. In der Linken hält er an einer Schnur eine nachgemachte Ente, die er auf dem Wasser schwimmen läßt. Nun fallen ja die Enten immer da nieder, wo sich eine niedergelassen hat. Wenn also ein Schwarm die Ente bei dem Topfe schwimmen sieht, hält er sie für eine lebendige Ente und läßt nicht lange auf sich warten. Allmählich zieht der Mann im Topfe seine Ente näher und näher an sich heran und lockt damit die Enten, bis er mitten im Schwarm steht. Dann greift er plötzlich mit der andern Hand das ihm zunächst schwimmende Tier. Er muß einen sicheren Griff haben, daß das Tier nicht mehr flattern und schreien kann, so denken die andern, die Ente habe getaucht. So wandert ein Tier nach dem andern in seinen Sack, bis eine unvorsichtige Bewegung den Jäger verrät. Im selben Augenblick fliegen die übrigen Enten auf und davon.

Solche Entenjagd ist übrigens gar nicht ungefährlich wegen der vielen Krokodile in unserem Fluß. Sind sie auch ziemlich scheu und furchtsam, und finden sie meist andere Nahrung genug, so kommt es ihnen doch gar nicht darauf an, auch einmal einen Menschen zu fressen, zumal wenn er ihnen so bequem mitten im Schilf steht. Neulich saß ich in meinem Bureau, da kam ein Diener herein: „Sahib, auf der Treppe am Fluß liegt ein Krokodil, du mußt kommen und es schießen.“ „Ach,“ sage ich, „das Tier ist ja viel zu scheu, ehe wir kommen, ist es längst im Wasser.“ Der Schwarze läßt sich aber nicht abweisen. „Nein, Herr, es liegt ganz still, es schläft.“ Ich nehme meine Flinte und trete auf die Veranda; da liegt das mächtige Tier auf der untersten Stufe, den Kopf nach dem Wasser zugewandt. So ist schwer schießen, denn der Panzer ist für Kugeln undurchdringlich. Ich ziele auf den Kopf und drücke los, aber das Tier regt sich nicht. „Das muß ein totes Krokodil gewesen sein, werft es doch in den Fluß,“ sage ich zu meinen Leuten. Wir gehen vorsichtig hinunter; wie wir näher kommen, sehen wir, daß das Krokodil aus einer großen Wunde am Kopf stark blutet, meine Kugel hat ihm das Gehirn zerschmettert. — Sobald es ans Jagen geht, sind unsere „Moplas,“ die Muhammedaner, vorne an, ich kann ihnen keinen größeren Gefallen thun, als ihnen auch einmal eine Flinte borgen. Eingeborenen ist in Indien verboten, Flinten zu tragen, wenn sie nicht einen Erlaubnisschein haben. Die Moplas aber bekommen als Muhammedaner keinen solchen Schein; die Engländer haben den großen Militäraufstand noch gut im Gedächtnis und hüten sich wohl, ihren schlimmsten Feinden Waffen in die Hand zu geben. Trotzdem bin ich manchmal mit ein paar zuverlässigen Moplas auf die Jagd gegangen, und sie haben mir ihre Beute stets treulich abgeliefert. —

Eine recht unangenehme Zugabe des indischen Lebens sind die vielen Schlangen. Ich würde nicht wagen, mich, wie man in Deutschland zu thun pflegt, im Walde in dem Grase niederzusetzen, man könnte nie wissen, was sich darin für Ungeziefer verborgen hält. Ich würde auch nie bei Nacht ohne Licht über den Hof oder durch den Garten gehen. Zum Glück sind die Schlangen recht feige und reißen aus, sobald sie einen

Menschen kommen hören. Daß trotzdem so sehr viele Unglücksfälle durch Schlangenbiß vorkommen — in Indien jährlich weit über hunderttausend Todesfälle! — liegt teils an der Unvorsichtigkeit der Hindu, noch mehr daran, daß sie im Grase barfuß gehen, und die Schlangen sie deshalb nicht kommen hören. Unsere gefährlichsten Feinde sind die Brillenschlangen oder Cobras, ein Biß von ihnen führt fast rettungslos den Tod herbei. Denke dir, du gingest ahnungslos im Grase. Da liegt vor dir zusammengeringelt so eine Schlange. Sie sieht und hört dich eher kommen, als du sie. Wenn du dich näherst, wird sie unruhig. Bist du nur noch fünf oder sechs Schritt von ihr, so richtet sie sich ein bis zwei Fuß kerzengerade in die Höhe und zischt dich an. Weichst du zurück, so läßt sie sich wieder nieder. Das Manöver wiederholt sich, so oft du ihr nahe zu kommen suchst. Schließlich nimmst du einen langen Bambusstock und schlägst auf sie. Triffst du sie gut, so ist ihr Rückgrat zerbrochen und sie ist tot. Triffst du sie aber nicht, dann wehe dir. Im selben Augenblick nimmt sie einen Satz und schießt auf dich zu. In ihrem Schwanzende hat sie eine solche Kraft, daß sie sich fünf bis sechs Fuß weit schwingen kann. Sie sucht dich an der Hand oder am Bein zu packen. Beißt sie dich, so bist du ein Kind des Todes. Es wäre leichtsinnig, sich draußen im Walde mit diesen gefährlichen Tieren in einen Kampf einzulassen. Aber oft genug zeigen sie sich auf unserem Gehöft, und da sind wir es uns selbst und unseren Leuten schuldig, schonungslos gegen sie zu Felde zu ziehen. Gerade bei unserer Arbeit gefährlich ist uns auch eine andere Art giftiger Schlangen, die sich mit Vorliebe unter Brettern und Matten verbirgt. Unsere Leute wären leichtsinnig, wenn sie sich auf die in dem Arbeitsschuppen ausgebreiteten Matten setzen wollten, ohne sie vorher umzudrehen. Oft genug werde ich gerufen, um wieder so eine Schlange zu vertreiben. Diese Art ist jedoch sehr faul und bequem, sie setzen sich kaum zur Wehr, wenn ich ihren Kopf auf ein schmales Brett schiebe und ihn dann mit scharfem Hieb abhacke.

Zu diesen großen Plagegeistern kommen die kleinen, die Skorpione und weißen Ameisen. Skorpione haben wir drei Sorten, schwarze, braune und gelbe. Aber viel mehr im Kampf leben müssen wir mit den gefräßigen weißen Ameisen. Neulich will ich zu einer Reise einpacken. Mein Koffer lag seit Wochen auf einem Traggestell in meinem Schlafzimmer. Ich hebe ihn auf, er ist zu meinem Schrecken federleicht. Ich schließe auf, — da haben die Ameisen das ganze Holz herausgefressen, nur die schmalen eisernen Bänder und die farbengetränkte Tuchbekleidung haben sie verschmäht. Mir bleibt nichts übrig, als den Tischler holen zu lassen und bei ihm einen neuen Holzeinsatz zu bestellen. Ein andermal habe ich drei Bände Daheim achtlos auf das Fensterbrett einer Stube gelegt, die als eine Art Rumpelkammer benutzt wird. Nach Wochen komme ich wieder in das Zimmer, da liegen meine Daheims scheinbar unberührt. Ich schlage den Deckel des obersten Bandes auf; da ist alles Papier von den Ameisen herausgefressen und nichts übrig, außer dem Einbande. Noch schlimmer erging es meinem Kollegen. Unsere Kleider und Anzüge müssen zum Schutz gegen die Ameisen stets in Kisten aufbewahrt werden, die mit Blech ausgeschlagen sind und gut schließen. Nun kam mein Freund eines Abends spät von einer Gesellschaft heim, that sein gutes Zeug in seine Truhe, schloß sie aber aus Versehen nicht ordentlich zu. Nach ein paar Wochen wurde er wieder einmal eingeladen und wollte seinen Frack anziehen. O weh, wie wurde ihm, als er die Kiste aufmachte und wahrnahm, daß sich Würmer quer durch alle seine Röcke einen Weg gebahnt und thalergroße Löcher hindurch gefressen hatten! Das sind auch Freuden des indischen Lebens! Wir müssen unsere Betten und Schränke und alle hölzernen Geräte stets in Näpfe mit Wasser und Petroleum stellen, sonst können wir uns vor diesen kleinen Feinden gar nicht retten.

III.

Von meinem Pulte übersehe ich das ganze Gehöft; Hunderte von mehr oder weniger fleißigen Händen regen sich, um die Landesprodukte zum Export zuzubereiten. Es wäre ja eine ganz falsche Ansicht, wollte man in Deutschland glauben, der Kaffee käme so vom Kaffeestrauch, wie man ihn im Laden kauft. Die Bohnen stecken in gummiartiger Hülle und müssen gereinigt, poliert, ausgesucht und sortiert werden, ehe sie in den Kaffeesäcken verpackt werden. Noch sorgfältigere Zubereitung erfordert der Ingwer. Die Eingeborenen liefern die vielverzweigten Wurzeln der Ingwer-Pflanze gänzlich unbearbeitet ab; nun müssen sie gewaschen, gebleicht, gedörrt, sortiert und verpackt werden, das dauert Wochen lang, ehe er für den Handel fertig ist. Alle diese Arbeiten werden von eingeborenen Arbeitern oder, wie man sie nennt, Kulis verrichtet. Der Tagelohn ist sehr gering, 35 Pf. für den Mann, die Frau bekommt die Hälfte, Kinder noch weniger. Dafür müssen sie zehn Stunden arbeiten. Freilich steht ihre Leistung auch in keinem Verhältnis zu dem, was ein deutscher Arbeiter in der gleichen Zeit schafft. Am liebsten sind mir bei der Arbeit die Moplas, wie man die Muhammedaner hier zu Lande nennt. Sie nähren sich von Fleischkost und haben daher viel mehr Kraft und Ausdauer, als die anderen Hindu, die ziemlich strenge Vegeterianer sind. Vielleicht rinnt auch noch von alten Zeiten her ein Tropfen arabischen Blutes in ihren Adern. Man könnte übrigens Studien an meinen Arbeitern machen, zumal die meisten nur äußerst dürftig bekleidet sind oder bei der Arbeit ganz nackt gehen. Alle Farbenschattierungen sind da vertreten vom leichten hellbraun bis zum rabenschwarz; und zwar geht das nicht nach Kasten oder irgend welchen ethnographischen Unterschieden. Die eingeborene Bevölkerung der Malabar-Küste scheint aus den verschiedensten Elementen zusammengemischt zu sein.

Moplas sind meist auch die Kaufleute, durch deren Vermittlung wir die Landesprodukte kaufen. Aber da heißt es aufpassen, denn sie sind geriebene Händler. Ich bestelle bei einem 100 Centner Kaffee von bestimmter Qualität, da darf ich ihm keinen Pfennig bezahlen, bis ich die Ware habe nachwiegen und prüfen lassen und alles auf dem Gehöft abgeliefert ist. Dann aber bekommt er sein ganzes Geld auf einen Posten, und wir sind quitt. Und doch, trotz dieser Vorsicht kommt es oft genug vor, daß wir von ihnen überlistet werden. Da bringt er mir ein paar Centner Ingwer an, ich solle ihn auf seine Rechnung verkaufen, er braucht aber gleich Geld, ich müsse ihm sofort bezahlen. Seine Ware ist gut. Ich nehme den neuesten Kurszettel zur Hand und bezahle ihm danach nicht den ganzen Preis, sondern zwei Drittel des Wertes; den Rest soll er erhalten, wenn der Ingwer realisiert ist. Aber siehe, er hat von einer großen Preisschwenkung Wind bekommen; ich kann den Ingwer nur unter dem Preise absetzen, den ich vorgeschossen habe. Ich fordere die Differenz von ihm, um wenigstens bei dem Geschäft keinen Schaden zu haben. Da kann ich lange warten, keinen Pfennig bekomme ich wieder zu sehen! — Wie oft werden Europäer bei Landkäufen schmählich betrogen. Da will jemand eine Fabrik bauen; ein bestimmtes Grundstück ist ihm bequem, es ist gänzlich unbenutzt und liegt unter Urwald. Er fordert durch die Zeitung den Besitzer des Terrains auf, ihm dasselbe zu verkaufen. Ein Mopla meldet sich und zeigt ihm eine Urkunde vor, kraft deren ihm das Grundstück gehört. Der Weiße fragt Vorsichts halber auf dem Distriktsgericht in Calicut an, ob die Urkunde auch registriert und der Mopla zweifellos Besitzer ist. Er erhält zustimmende Antwort, da ist er befriedigt. Sie werden um einen angemessenen Preis handelseins. Der Weiße fängt an, läßt den Urwald fällen, säubert das Grundstück und läßt Steine anfahren. Vier Wochen lang stört ihn kein Mensch bei seiner Arbeit. Da meldet sich eines Tages ein anderer Mopla. „Was fällt dir denn ein, hier auf meinem Grund und Boden Bäume zu fällen und Steine anzufahren!“ „Aber ich habe doch das Terrain von dem und dem gekauft, es ist mein.“ „Oho, nur nicht so schnell, hier habe ich meine Urkunde, ich habe vor langen

Jahren dies Land gekauft. Wenn Sie es mir nicht abkaufen, verklage ich Sie und fordere Schadenersatz für alle Bäume, die Sie gefällt haben!" Er holt richtig aus seiner Tasche eine Urkunde heraus, kraft deren ihm der Landbesitz gehört. „Deine Urkunde hat ja keinen Wert, sie ist ja nicht auf dem Gericht in Calicut gebucht." „In Calicut nicht, aber in Telitscheri. Du kannst ja nachfragen!" Eine Anfrage beim Distriktsgericht in Telitscheri bestätigt, daß die Urkunde vorschriftsmäßig eingetragen ist. Dem Weißen bleibt nichts übrig, als sich mit dem zweiten Besitzer auch gütlich auseinander zu setzen und ihn abzufinden. Dafür erhält er auch die zweite Besitzurkunde vom Distriktsgericht in Telitscheri. Nun kann er weiter bauen. Es ist noch nicht ein Vierteljahr vergangen, da meldet sich ein dritter Besitzer des Terrains, wieder hat er eine unzweifelhaft echte Besitzurkunde, wieder ist sie durchaus vorschriftsmäßig bei irgend einem Distriktsgericht gebucht, wieder bleibt dem Weißen nichts übrig, als zu bezahlen. Ich kenne Grundstücke, welche so nach einander fünfmal bezahlt sind. Die Landfrage macht unsägliche Schwierigkeiten und Verdruß! Sie bietet den weitesten Spielraum für die Schliche und Pfiffe der Moplas. Ebenso routiniert sind sie bei Schulden. Es ist fast vergeblich, Schulden von ihnen eintreiben zu wollen. Schicke ihnen nur den Exekutor ins Haus, er wird gewiß nichts finden, dein Opfer ist mit einmal bettelarm. Er hat seinen ganzen Besitz bei einem guten Freunde deponiert oder auf dessen Namen eintragen lassen. Da passierte neulich eine drollige Geschichte. Ein Buchhalter, leider noch dazu ein Christ, hatte seinem Herrn 5000 Rupies, ungefähr 6000 Mark, unterschlagen. Er wurde gefaßt und wanderte ins Gefängnis, aber von dem Gelde wurde kein Pfennig gefunden. Der Mann saß seine zwei Jahre ab, dann kam er wieder los. Kein Mensch wollte ihn natürlich in Arbeit nehmen; entlassene Gefangene sind bei uns ebenso schlecht angesehen, wie in der Heimat. Ein Missionar schrieb mir und bat, ich möchte ihn wenigstens als Arbeiter anstellen, er sei zu jedem Dienste bereit, wenn er nur sein täglich Brot verdiene. Ich sage zu, der Mann soll sich am Mittag bei mir auf dem Comptoir melden. Da erscheint ein fein gekleideter Gentleman mit Kragen, Schlips und elegantem Spazierstock. Ich biete ihm einen kleinen Aufseherposten an mit 10 Rupies, 12,50 M. Monatsgehalt. Er nimmt höflichst dankend an. „Du kannst gleich antreten; nur mußt du dich natürlich erst umziehen. In diesem Zeug darfst du nicht zwischen den Kulis bleiben." Er nahm seine Cigarre aus dem Munde, verbeugte sich höchst devot, ging zur Thüre hinaus und — ließ sich nie wieder sehen. Meine Schreiber lachten, als er gegangen war. „Was ist denn mit dem?" fragte ich sie. „O, der hat seine 5000 Rupies noch, die hat er bei irgend einem guten Freunde aufgehoben. Arbeit wird er nicht eher annehmen, als bis sein Geld aufgezehrt ist."

Wir müssen hier in Malabar mit diesem beständigen Streben, uns Weiße zu betrügen, auf Schritt und Tritt rechnen; und doch sind wir noch glücklich daran gegen das, was man sich von Tritschinopoli und der Umgegend erzählt. Da giebt es neben den anderen Kasten eine richtige, wohlorganisierte Diebeskaste, und zu dieser gehören — alle Nachtwächter. Jeder Engländer muß sich entschließen, einen Wächter aus dieser Kaste anzustellen, sonst ist er keine Nacht seines Lebens und seines Eigentums sicher. Die Geschichten, die man sich davon erzählt, sind geradezu unglaublich und erinnern an das, was man sich in meiner Jugend vom Schinderhannes erzählte. Ein Missionar wurde nach Tritschinopoli versetzt. Am Abend nach seiner Ankunft meldete sich ein Mann bei ihm. „Brauchen Sie einen Nachtwächter?" „Ich einen Nachtwächter! Ich habe nicht soviel Schätze, daß ich mir den Luxus leisten müßte." Am nächsten Morgen war sein sämtliches Silberzeug spurlos verschwunden. Am zweiten Abend kam ein anderer Mann. „Brauchen Sie einen Nachtwächter?" „Gewiß, was wollen Sie haben?" „Eine Rupie für den Monat — und drei Rupies extra, wenn ich Ihnen Ihr Silberzeug wiederverschaffe." Der Missionar bezahlte das Geld ohne Murren, und am nächsten Morgen lag alles Silber richtig wieder an seinem Platz. Die Polizei ist dieser weitverzweigten Bande gegenüber völlig machtlos. Ein Offizier wollte um jeden Preis der Sache auf den

Grund kommen, er entließ also seinen Nachtwächter, packte seine Geldkiste unter sein Bett, legte auf den Nachttisch neben sich zwei geladene Revolver, ließ das Licht brennen und nahm obendrein noch die als sehr wachsam bekannten Hunde in sein Schlafzimmer. Am nächsten Morgen fand man ihn an Händen und Füßen gefesselt in seinem Bett; die Revolver, die Hunde und das Geld waren weg.

IV.

Vorsicht und Geduld sind zwei Tugenden, deren jeder Europäer in hohem Maße bedarf, um mit den Hindu fertig zu werden. Ein weißer Baumeister, der erst kürzlich herausgekommen war, wollte auf unserem Gehöft ein Gebäude errichten. „Haben Sie auch Geduld genug, um Ihre Kulis anzulernen?" „Eisige Geduld", erwiderte er, „verlassen Sie sich darauf!" Ein paar Tage danach sah ich ihn wie einen Wilden auf dem Hofe herumlaufen. „Was ist Ihnen", fragte ich zu ihm tretend. „Hören Sie", fuhr er mich entrüstet an, „mit Ihren Hindu ist absolut nichts anzufangen. Sie sind so halsstarrig und widerspenstig, daß auch eine eisige Geduld zerschmilzt." „Aber Sie müssen nie vergessen, daß Sie dem Eingeborenen gegenüber der Herr und er der Knecht ist; Sie verlieren von dem Augenblick an die Herrschaft über ihn, wo Sie sich in den Harnisch bringen lassen." — Ein guter Freund wollte sich von meinem Schneider einen Anzug anfertigen lassen. Ich sagte ihm ausdrücklich: er macht nichts nach Maß, sondern nur nach Muster. Sie müssen ihm eine genaue Probe geben, und er wird Ihnen alles ganz nach Wunsch machen. Nach einer Woche war der neue Anzug fertig, ich war zufällig zugegen, als mein Freund ihn in Empfang nahm. „Was soll er kosten?" „Drei Rupies, da Sie das Zeug geliefert haben. Sie können sich darauf verlassen, er sitzt genau so gut als der Probeanzug", antwortete der Hindu. Mein Freund besah sich den Anzug von oben bis unten. „Aber Mensch", fuhr er plötzlich los, „Sie haben ja in den neuen Rock einen großen Flicken eingesetzt, den Rock kann ich ja absolut nicht anziehen!" „Entschuldigen Sie, mein Herr", entgegnete der Schneider verletzt, „genau derselbe Flicken sitzt in dem Proberock Sehen Sie, genau so groß. Es hat mich Mühe genug gekostet, es ebenso fertig zu bekommen." Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren und mußte den Hindu in Schutz nehmen. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, er arbeitet genau nach dem Muster!" — Einer meiner Leute war an der Cholera erkrankt, aber anstatt nach Hause zu gehen, arbeitete er ruhig weiter. Ich hörte davon und da ich eine gute Medizin hatte, ließ ich ihn zu mir kommen. Ich gab ihm ein und sagte zu ihm: „Wenn die Medizin in zwei Stunden nicht gewirkt hat, kommst du wieder. Jetzt kannst du nach Hause gehen." Der Bursche ließ sich nicht wieder sehen. Am anderen Morgen fragte ich: „wo ist er?" „Zu Hause", lautete die Antwort, „er hat die ganze Nacht über die Cholera gehabt." Sofort schickte ich zwei Leute hin und ließ ihn holen; nur mit Mühe wankte er herein. „Nun, warum bist du nicht wieder gekommen und hast dir mehr Medizin geholt?" „Sahib, keuchte er, zwei Stunden hat die Medizin geholfen, es ist erst nachher wieder schlechter geworden. Sahib hatte nur gesagt, ich sollte innerhalb zwei Stunden wiederkommen." Solche Nachlässigkeit setzt freilich unsere Geduld oft auf harte Proben; aber hat man sich einmal daran gewöhnt, so lernt man auch bald die guten Seiten der Hindu kennen. Wo du auch seist, kannst du darauf rechnen, daß Hindu dir zu Hülfe kommen, wenn du in Gefahr bist. Bist du im Begriff, auf dem Wasser zu kentern, so springen sie ohne Ueberlegung ins Wasser, dir zu helfen. Hast du es mit einer Schlange zu thun, so laufen gleich drei Hindu mit Bambus herzu, das Tier zu erschlagen. Eines Morgens hatte sich ein Blatterkranker in unser Gehöft geschleppt und sich gerade vor der Hausthür niedergelassen. Ich hörte davon und befahl sofort, daß zwei Hindu ihn wegführen sollten. „Ach, Herr", wandten sie ein, „dann werden wir ja auch krank." „Nun gut", sagte ich, „dann muß ich ihn selbst wegbringen." Ich stand

auf und ging nach der Thür. In demselben Augenblick sprangen meine beiden Diener schon voran, griffen den Kranken und führten ihn zum Hofthor hinaus; ich sollte wenigstens nicht angesteckt werden.

Weniger in Berührung kommen wir als Privatleute mit den Kastengesetzen, wiewohl dieselben das ganze Leben der Hindu umspannen. Ein Mopla-Kaufmann, der ein Geschäft regulieren wollte, hatte sein Söhnlein mitgebracht. Ich hatte damals gerade ein paar junge Hunde und ließ sie im Comptoir spielen. Dem Jungen gefiel das, und er lief mit ihnen herum. Plötzlich griff er einen Hund und nahm ihn auf den Arm. Als das der Vater sah, wurde er zornig und befahl ihm, augenblicklich den Hund niederzusetzen. Aber der Herr Sohn beliebte nicht zu gehorchen. Da wandte sich der Vater an mich: „Bitte, Sahib, sagen Sie dem Jungen, daß er den Hund wegwirft, sonst wird er unrein und verliert seine Kaste." „Da kann ich Ihnen nicht helfen, nehmen Sie ihm das Tier doch selbst ab." „Das darf ich nicht", rief der Mopla ganz verzweifelt", sonst werde ich ja auch unrein." „Dann bleibt Ihnen weiter nichts übrig", sagte ich lachend, „als sich und den Jungen zu baden, wenn Sie nach Hause kommen." Weniger erquicklich war eine Zusammenkunft mit einem Brahmanen in der Eisenbahn. Wir Deutschen fahren gewöhnlich zweiter Klasse, während es die Engländer selten anders als erster Klasse thun. Die Billets sind übrigens bei uns viel billiger als in der Heimat. Die Fahrt von Calicut bis Madras, als quer durch Indien von Küste zu Küste, kostet 2. Klasse nur 15 Rupies. Nun richten es ja in der Regel die Schaffner so ein, daß die Weißen für sich und die Eingeborenen je nach ihren Kasten für sich fahren. Immer paßt das aber nicht so. Kurz, ich saß mit einem Brahmanen zusammen. Der Herr benahm sich ziemlich anmaßend und forderte, ich sollte meine Cigarre wegthun, der Rauch störe ihn. Den Gefallen that ich ihm nun nicht; da murrte er, er werde mich dem Schaffner anzeigen. Es dauerte gar nicht lange, da fing er, ohne die mindeste Rücksicht auf mich zu nehmen, an, sich vor meinen Augen gänzlich zu entkleiden, holte ein paar Töpfe unter der Bank vor und wusch sich! Das war mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich rief, als der Zug sich der nächsten Station näherte, nach dem Schaffner. Aber mein Brahmane ließ es darauf nicht ankommen, sondern machte sich schleunigst aus dem Staube.

V.

Ein besonders erfreulicher Zug im Verkehr der Europäer in Indien ist die schrankenlose Gastfreundschaft, welche sie sich unter einander erzeigen. Die Engländer fühlen sich doch als eine verschwindende Minorität im Lande, und haben ein instinktives Bedürfnis, sich um so näher an einander anzuschließen, und ihr bewährter gastfreier Sinn kommt ihnen dabei zu statten. Ein Freund forderte mich auf, bei einem etwa sieben Meilen entfernten Pflanzer, der uns eingeladen hatte, Besuch zu machen. Unsere Pferde waren schnell gesattelt und trugen uns durch den wundervollen, taufrischen Morgen nach der entlegenen Pflanzung. Als wir aber dort ankamen, war der Herr nicht zu Hause. Mein Freund ließ sich dadurch nicht im geringsten beunruhigen, er bestellte beim Koch ein solennes Frühstück; wir machten es uns im Wohnzimmer bequem, suchten uns im Schranke Cigarren und Erfrischungen und thaten, als ob wir zu Hause wären. Beim dritten Gange des Mahles kam der Herr, herzlich erfreut hieß er uns in seinem Hause willkommen. Ich fühlte mich verpflichtet, ein Wort der Entschuldigung zu stammeln, daß wir seine Ankunft nicht abgewartet hätten. Aber da unterbrach er mich: „Mein

Herr, wir sind in Indien; und für mich haben Sie ja noch genug übrig gelassen." Ein andermal saß ich frühmorgens im Comptoir; es klopfte, und zwei mir gänzlich unbekannte Herren traten herein. „Erlauben Sie, daß wir uns vorstellen, ich bin der Kapitän S. vom Dampfschiff N., und dieser Herr ist mein erster Deckoffizier. Wir liegen heute still auf der Reede von Calicut und wollen den Tag zu einem Ausflug nach den Ghats benutzen. Da werden Sie gewiß gestatten, daß wir uns vorher mit einem Frühstück stärken." Mein Koch kam; nach einer guten halben Stunde, während welcher wir durch das Gehöft und den Garten schlenderten, saßen wir am Tisch beisammen und plauderten von der Heimat und von Indien. „Darf ich mir einen Vorschlag erlauben", brach ich schließlich die Unterhaltung ab, „mein Segelboot steht zu Ihrer Verfügung; wir können uns ein paar Stunden den Begusfluß hinaufrudern lassen, es wird Sie nicht gereuen." So blieben die Herren den ganzen Tag bei mir, und wir verkehrten mit einander, als wären wir seit Jahr und Tag die besten Freunde gewesen. Am Abend nahmen wir Abschied, um uns vielleicht nie wieder zu sehen. — Mein Weg führte mich an den Garten eines mir unbekannten Engländers hin; es war heiß und ich sehr durstig. An der Hecke standen wundervolle, reife Orangen. „Ob diese Früchte wohl käuflich sind?" fragte ich meinen Kollegen, der neben mir ging. „Verkaufen würde er sie Ihnen schwerlich", erwiderte dieser, „aber er würde es Ihnen sehr übel nehmen, wenn er hörte, daß Sie sich nicht soviel abgepflückt hätten, als Ihnen beliebt." — Diese Gastfreundschaft dehnt sich sogar bis auf die Dampfer aus, welche man etwa in fremden Gewässern trifft. Es ist da ganz selbstverständlich, daß man sich mit zum Frühstückstisch setzt, wenn man etwa gerade zu dieser Zeit an Bord zu thun hat; kein Mensch würde daran denken, dafür Bezahlung von uns zu erwarten.

Leider wird freilich diese schöne Sitte auch oft genug gemißbraucht. Es treiben sich auch in Indien allerlei verfehlte Existenzen herum, Engländer, leider ab und zu auch Deutsche, die im Lande ihr Glück haben machen wollen und dabei in Not und Elend gekommen sind. Vielfach sind es wohl Angestellte auf den Schiffen, welche die indischen Häfen passierten, Köche, Matrosen u. s. w., und meinten, in Indien das Gold von der Straße auflesen zu können. Zufällig kam ich eines Abends in Calicut zu einem Bekannten, um mich für die Nacht bei ihm zu Gaste zu bitten. „Das ist prächtig, daß Sie kommen", empfing er mich, „ich habe thörichterweise schon einem unbekannten deutschen Herrn Nachtquartier angeboten, es scheint mir aber ein windiger Mensch zu sein; er giebt sich für einen Photographen aus." Ich ließ mir erzählen, was ihm der Fremde mitgeteilt hatte, und wir beschlossen, ihn auf die Probe zu stellen. Wir brauten aus Schwefelsäure und anderen Substanzen eine braune Flüssigkeit zusammen und setzten sie ihm hin. Als er des Abends kam, fragte ich ihn: „Nicht wahr, das ist die Flüssigkeit, mit der Sie Ihre Bilder ätzen?" Er zog den Pfropfen ab, roch, goß sich ein paar Tropfen auf die Hand, kostete davon und machte eine Kennermiene. „Ja wohl, mein Herr, aber sie ist schon ein wenig verdorben." Also darüber waren wir klar, Photograph war er nicht. So galt es also, vorsichtig zu sein. Wir logierten ihn in das innerste Gemach des Hauses, welches nur einen Ausgang nach dem großen Wohnzimmer hatte. In diesem aber schlugen wir selbst unsere Bettstellen auf, legten unsere geladenen Revolver neben uns und befahlen den Hunden, gut aufzupassen. Unser Gast hatte keine Ahnung, daß wir so nahe bei ihm schliefen. Es war noch kaum 11 Uhr, da wurde es im Logierzimmer unruhig, der Fremde stand auf und tastete an den Wänden herum; aber das Fenster war vergittert, und als er die Thür zu öffnen versuchte, stieß er gerade an eine von unseren Matratzen. In diesem Augenblick schlug ein Hund an; wir räusperten vernehmlich, der Fremde zog sich schleunigst wieder in sein Bett zurück. Es war eine ungemütliche Nacht, und wir freuten uns, als der Morgen anbrach. Auf dem Wege zum Schiff — von Calicut aus hat man im Boot nahe an zwei Stunden ins offene Meer hinauszufahren — nahmen wir unsern Gast gründlich ins Gebet. Da gab er zu, daß er ein gelernter Bäcker und

vor einem halben Jahre von einem Schiffe entwichen sei. — Eines Tages kam ein Deutscher und erzählte uns ein langes Klagelied und bat, ihm das Reisegeld bis Madras zu geben. Wir schenkten zwar seinem Bericht nicht sonderlich Glauben, aber wir schossen doch mit den anderen Deutschen zusammen und ließen ihm am nächsten Morgen im Boot das Fahrgeld bis Madras aushändigen. Vorsichtshalber schrieben wir gleichzeitig an unsere Freunde in Telitscheri und teilten ihnen den Vorfall mit. Noch nicht 24 Stunden später stand unser guter Freund vor dem Missionshause in Telitscheri und hub dort sein Klagelied an. Der Missionar hörte ihm, einen offenen Brief in der Hand, zu; schließlich unterbrach er ihn: „Entschuldigen Sie, sind Sie nicht der Mann, der gestern morgen in Calicut das Billet nach Madras bekommen hat?" Der Mann sah ihn einen Augenblick an; dann nahm er seinen Hut und rannte spornstreichs davon. — Es ist recht schade, daß sich solche verfehlten Existenzen im Lande herumtreiben, sie schädigen das Ansehen der Weißen in den Augen der Eingeborenen in unberechenbarer Weise. So devot und diensteifrig der Hindu gegenüber den gut gekleideten und ordentlichen Engländern ist, so hart und rücksichtslos ist er gegen den Bettler.

Bemerkungen zur Einführung der mitteleuropäischen Zeit.

Von

Dr. E. von Rebeur-Paschwitz.

Bekanntlich besteht die Absicht, für das Gebiet des deutschen Reiches an Stelle der bisher üblichen Ortszeiten eine einheitliche Zeit einzuführen, welche auch für alle bürgerlichen Verhältnisse gelten soll Wenn man über den Zweck und Nutzen einer solchen Maßregel in weiteren Kreisen nicht recht im klaren ist, so muß allerdings zugegeben werden, daß derselbe nicht so offenkundig zu Tage liegt, wie bei anderen ähnlichen Einheitsbestrebungen unserer Zeit, z. B. der Einführung des auf die metrische Einheit gegründeten neuen Maß- und Gewichtssystems. Wie das letztere, obwohl es sich dabei um eine viel einschneidendere Maßregel handelte, sich rasch im Volke eingebürgert hat, so darf man dasselbe von der neuen Zeitrechnung annehmen, zumal deren Einführung gerade den weniger gebildeten Teil der Bevölkerung nur wenig berühren wird.

Je weiter vorgeschritten in der Kultur ein Volk ist, je rastloser die Arbeit auf allen Gebieten ist, desto größere Bedeutung gewinnt die genaue Einteilung der Zeit und desto mehr wird bei dem mannigfaltigen Ineinandergreifen der verschiedenen Zweige öffentlicher und privater Thätigkeit die Ausnutzung derselben bis aufs äußerste erstrebt. Einen Beweis hierfür bildet das geschäftliche Leben in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo rastloser gearbeitet wird, als sonst irgendwo in der Welt, und der Satz „time is money" zu besonderer Geltung gelangt ist. Diesem Grundsatze verdanken wir viele der bedeutendsten Fortschritte des modernen Verkehrs, z. B. die immer zunehmende Vervollkommnung der transatlantischen Schnelldampfer, und die besonders in England und Amerika erzielten hohen Geschwindigkeiten im Eisenbahnverkehr, wenngleich gerade auf diesen Gebieten die Konkurrenz und ein gewisser Sport als treibende Kräfte hinzutreten.

Auf der anderen Seite widerstrebt dem modernen Kulturmenschen bei der Berührung mit minder kultivierten Völkern nichts so sehr, als die grenzenlose Nichtachtung der Zeit, mit welcher bei diesen selbst die geringfügigsten und alltäglichsten Geschäfte betrieben werden. Ein jeder weiß aus den Schilderungen, welch hohes Maß von Geduld von afrikanischen Reisenden bei den Verhandlungen mit Eingeborenen gefordert wird. In geringerem Maße aber findet sich diese Eigenschaft bekanntlich auch bei den südeuropäischen Nationen, die, unter dem Einflusse eines erschlaffenderen Klimas stehend, der natürlichen Trägheit in ganz anderem Maße nachzugeben pflegen, als es der geschäftigere Nordländer gewohnt ist.

Wie nun auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens infolge des stetig zunehmenden Verkehrs einheitliche Bestrebungen einen Fortschritt bedeuten, so gilt dies auch hinsichtlich der bevorstehenden Einführung der mitteleuropäischen Zeit.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, in welcher Weise bisher die Zeit eines beliebigen Ortes bestimmt wurde. Die menschliche Thätigkeit richtet sich von jeher naturgemäß nach dem Stande der Licht und Wärme spendenden Sonne, ihr Auf- und Untergang sind bestimmend für Arbeiten mancherlei Art, ihr regelmäßiger Lauf gewährt besonders in den tropischen Gegenden ein so einfaches Mittel der Zeiteinteilung, daß sich die an dasselbe gewöhnten Menschen in der Beurteilung der Zeit selten um ein Erhebliches irren.

Infolge der von Westen nach Osten gerichteten Drehung der Erde erreicht die Sonne für östlicher gelegene Orte ihren höchsten Stand früher als für westlichere, und dieser Umstand bedingt, indem die Zeitrechnung eines Ortes mit diesem Moment, dem sogen. Wahren Mittag beginnt, die bekannte Verschiedenheit der Ortszeiten. Die Zeit, in welcher die Erde ihre Drehung um sich selbst vollendet, ist nun zwar selbst für die feinsten astronomischen Beobachtungen eine unveränderliche Größe. Da die Sonne indessen selbst am Himmel in einer schiefen Bahn von Westen nach Osten fortschreitet und zwar mit unregelmäßiger Geschwindigkeit, so ist der Zeitunterschied zwischen zwei aufeinanderfolgenden Mittagen nicht immer derselbe, sondern beträgt bald mehr, bald weniger als 24 Stunden. Für unsere Zeitrechnung aber bedürfen wir gleichmäßig gehender Uhren, abgesehen davon, daß es eine mechanisch kaum ausführbare Aufgabe sein würde, Uhren mit einer gesetzmäßig wechselnden Ganggeschwindigkeit herzustellen. Man hat daher eine sogenannte mittlere Sonne fingiert, welche ihren jährlichen Umlauf um den Himmel in der Bahn des Aequators in genau derselben Zeit, wie die wirkliche Sonne, aber mit gleichförmiger Geschwindigkeit vollendet. Der Augenblick, in dem diese mittlere Sonne bei der täglichen Drehung durch die Meridianebene eines Ortes geht, wird der mittlere Mittag genannt, und die mittleren Mittage zweier aufeinanderfolgender Tage sind immer durch einen Zeitraum von genau 24 Stunden der gewöhnlichen bürgerlichen Zeitrechnung getrennt.

Infolge dieses Umstandes besteht schon jetzt ein Unterschied zwischen der jetzt üblichen Zeitrechnung und der wahren, durch den Stand der Sonne bedingten Zeit (wie sie z. B. durch eine Sonnenuhr angezeigt wird), dessen sich die meisten Menschen gar nicht bewußt sind. Derselbe kann zu gewissen Zeiten, um Mitte Februar und zu Anfang des November, etwas mehr als eine Viertelstunde betragen, d. h. wenn wir Mittag zählen, ist die Sonne noch um so viel von dem höchsten Stande entfernt, oder hat denselben bereits um ebensoviel überschritten. Hierdurch entstehen Unterschiede in der Länge des Vor- und Nachmittages von über einer halben Stunde.

Die Wirkung, welche die Einführung einer einheitlichen Zeit innerhalb eines enger begrenzten Gebietes, z. B. des deutschen Reichs auf die Beziehung zwischen der bürgerlichen Zeitrechnung und der mehr oder minder doch alle Verhältnisse beeinflussenden Sonnenzeit ausübt, ist nun eine sehr ähnliche, wie die soeben geschilderte, mit dem Unterschiede, daß für jeden Ort eine je nach seiner Lage größere oder geringere, jedoch sich stets gleich bleibende Abweichung der bürgerlichen Zeit von der bisher üblichen stattfindet. Dieselbe ist um so geringer, je näher ein Ort seiner geographischen Länge nach dem als Anfang der Zählung gewählten Meridian liegt, und dies ist für Deutschland der 15. Grad östlich von Greenwich, welcher in Deutschland nahezu die Städte Stargard in Pommern und Görlitz durchschneidet und nahe am Gipfel des Aetna vorüberführt.

Durch diese Wahl wird die Beziehung der mitteleuropäischen Zeit auf die in ihrer Bedeutung für den internationalen Verkehr zur See unzweifelhaft wichtigste Sternwarte der Welt in Greenwich festgehalten, indem zwischen der ersteren und der Zeit des Greenwicher Meridians ein Unterschied von genau einer Stunde besteht. Ohne dem Nationalgefühl des Einzelnen zu nahe zu treten, muß man diese Bevorzugung der ältesten englischen Sternwarte als durchaus berechtigt anerkennen, denn mit ihr sind alle Bestrebungen,

die Astronomie der Schiffahrt dienstbar zu machen, auf das engste verknüpft, von ihr gehen alljährlich die umfangreichen Vorausberechnungen (Ephemeriden) des Standes der Himmelskörper, vor allem des Mondes, aus, bekannt unter dem Namen des „Nautical Almanac", welche nicht nur den Seeleuten, sondern auch den Forschungsreisenden der ganzen Welt unentbehrlich sind. Zwar geben die meisten Staaten ihre eigenen nautischen Ephemeriden heraus, z. B. das deutsche Reich das für die meisten Zwecke ausreichende „Nautische Jahrbuch", dieselben schließen sich aber zum Teil eng an die englischen Ephemeriden an, indem sie sogar, wie das „Nautische Jahrbuch", auf den Greenwicher Meridian bezogen sind, und besitzen besonders in den für geographische Ortsbestimmungen mit Hülfe des Mondes bestimmten Vorausberechnungen eine viel geringere Ausführlichkeit. Auch in anderen Verhältnissen tritt die Bedeutung der Greenwicher Sternwarte hervor, so wird z. B. auf den sieben deutschen Zeitballstationen in Wilhelmshaven, Bremerhaven, Cuxhaven, Hamburg, Kiel, Swinemünde und Neufahrwasser das Zeitballsignal außer um die Zeit des Mittags des betreffenden Ortes auch zur Zeit des Greenwicher Mittags, im Hamburger Hafen sogar nur um diese Zeit abgegeben.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch der Gedanke aufgetaucht ist, die Greenwicher Zeit als Weltzeit einzuführen. So eifrige Stimmen sich auch anfangs namentlich auf wissenschaftlicher Seite zu Gunsten dieses Projektes, welches bekanntlich vor einigen Jahren auf einer internationalen Konferenz in Washington beraten wurde, erhoben, so scheint man doch neuerdings von einer so weitgehenden Ausdehnung der Einheitsbestrebungen mehr und mehr zurückzukommen. Etwas anderes ist es auch, ob man dieselben nur auf das wissenschaftliche Gebiet, oder auf das gesamte bürgerliche Leben auszudehnen beabsichtigt. Die Astronomen z. B. gebrauchen auch die Ortszeit für gewisse Zwecke, doch ist es beständig nötig, dieselbe auf die Zeit desjenigen Meridians zu übertragen, auf welchen sich die Vorausberechnungen der Stellung der Himmelskörper beziehen. In den verschiedenen Ländern hat man nun hierfür mehrere Normalmeridiane gewählt, welche durch die wichtigsten Sternwarten bestimmt sind, in Deutschland z. B. Berlin, in England Greenwich, in Frankreich Paris, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Washington. Da die Sternwarten in Folge historischer Entwicklung meist das eine oder andere Gebiet der Astronomie in ihren Vorausberechnungen bevorzugen, so bedient sich der Astronom bald des einen, bald des anderen Normalmeridians, für denselben würde es daher eine große Vereinfachung vieler Rechnungsoperationen bedeuten, wenn unter den Astronomen der ganzen Erde ein einziger Normalmeridian zur Geltung käme. Wenn nun auch hierbei sich zahlreiche in der bisherigen Entwicklung begründete Schwierigkeiten in den Weg stellen, welche nur durch einen allmählichen Uebergang zu beseitigen sein würden, so liegt es doch auf der Hand, daß für die Astronomie und in ähnlicher Weise für andere Wissenschaften die Gewöhnung an eine einheitliche Weltzeit relativ leicht wäre, während sich das größere Publikum in eine derartige, auch auf das bürgerliche Leben sich erstreckende Neuerung nur mit Widerstreben finden würde. Die Einführung der Greenwicher Zeit als Weltzeit würde freilich für die westeuropäischen Länder eine weniger einschneidende Bedeutung haben, als für solche Länder, welche wie Nordamerika einen Längenunterschied von mehreren Stunden gegen Greenwich haben. Je nach der Lage des Ortes auf der Erde würde dann der Anfang der ersten Stunde, welcher gegenwärtig ungefähr mit dem höchsten Stande der Sonne zusammentrifft, auf jedes beliebige Stadium des Sonnenlaufes fallen können, die Beziehung zum letzteren daher ganz fortfallen. Man kann daher wohl behaupten, daß die Einführung einer allgemeinen Weltzeit für bürgerliche Zweck, gegenwärtig über das Ziel hinausschießen würde.

Die Einführung der mitteleuropäischen Zeit ist für Deutschland ein erster Schritt dazu, indem sie die Minuten und Sekunden eines Zeitmoments mit denen des Greenwicher Meridians in Uebereinstimmung bringt. Zeigt z. B. eine richtig gehende Uhr an irgend einem Orte Deutschlands 2 Uhr 25 Min. 30 Sek., so ist die entsprechende

Greenwicher Zeit 1 Uhr 25 Min. 30 Sek. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche eine zu bedeutende geographische Längen-Ausdehnung besitzen, um ohne zu starke Abweichungen die Zeit eines Normalmeridians, wie in Deutschland, in Anwendung bringen zu können, hat man obiges Princip weiter durchgeführt, indem das Land in Längenzonen geteilt wird, für welche beziehentlich die Zeiten des 75., 90. u. s. f. Längengrades von Greenwich gelten, welche um 5, 6 u. s. f. volle Stunden von der Greenwicher Zeit verschieden sind. Beim Uebergang aus einer Zone in die andere ist daher nur die Stundenzahl zu ändern.

Deutschland erstreckt sich ungefähr vom 6. bis 23. Längengrade östlich von Greenwich. Der 15. Grad liegt also sehr nahe in der Mitte, und da der Zeitunterschied für einen Grad 4 Minuten beträgt, so weisen die Ortszeiten der westlichsten und östlichsten Punkte einen Maximalunterschied von 1 St. 8 Min. auf. Bei Einführung der neuen Normalzeit werden die Uhren im äußersten Westen ungefähr um 34 Minuten vor, im äußersten Osten um ebensoviel zurückzustellen sein. Erinnert man sich des Unterschiedes, welcher zwischen der bisherigen Ortszeit und der wahren Sonnenzeit besteht, der sogenannten „Zeitgleichung", welche bis auf etwa 15 Min. steigen kann, so folgt, daß an den an jenen Grenzen gelegenen Punkten des deutschen Reiches die neue Zeit höchstens um 49 Minuten und mindestens um 19 Minuten von der Sonnenzeit abweicht. Im äußersten Osten muß die Sonne daher stets zwischen 11 Uhr 11 Min. und 11 Uhr 41 Min. vormittags, und im äußersten Westen zwischen 12 Uhr 19 Min. und 12 Uhr 49 Min. ihren höchsten Stand erreichen.

Man darf nun die Folgen dieser Verschiedenheiten nicht überschätzen. Auf dem Lande vor allem, aber auch in sehr vielen Städten herrscht auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine oft recht beklagenswerte Unsicherheit darüber, was eigentlich die richtige Zeit sei. Vielfach ist dieselbe nur auf dem Bahnhofe, oder dem Postamte zu erfahren, während die öffentlichen Turmuhren, nach denen sich doch die Mehrheit richtet, meist mit Absicht vorgestellt werden, um dem Publikum bei der Unsicherheit ihrer Angaben wenigstens das Zuspätkommen bei Eisenbahnfahrten zu ersparen. In größeren Städten, besonders solchen, die mit Sternwarten versehen sind, ist man neuerdings bestrebt gewesen, diesen Uebelständen durch Aufstellung möglichst zahlreicher, sorgfältig regulierter öffentlicher Uhren abzuhelfen. Wo dies noch nicht geschehen ist, pflegt man den Uhrmachern die Möglichkeit zu gewähren, die richtige Zeit auf der Sternwarte selbst zu entnehmen, eine Vergünstigung, von der aber meist nicht genügender Gebrauch gemacht wird. Berlin besitzt schon seit längerer Zeit eine Anzahl solcher Uhren, deren Gang durch direkte elektrische Verbindung mit einer auf der königl. Sternwarte eigens zu diesem Zweck aufgestellten Normaluhr reguliert wird. Dies geschieht, indem das Pendel der letzteren in jeder Sekunde einen Stromschluß bewirkt, welcher auf die elektromagnetischen Vorrichtungen an den Pendeln der öffentlichen Uhren einwirkt und dieselben dadurch gewissermaßen der Normaluhr zu folgen zwingt. Etwaige Unregelmäßigkeiten werden durch ein kompliziertes sinnreiches Kontrollsystem sofort angezeigt.

Ein weitere Ausdehnung hat der öffentliche Zeitdienst in Berlin neuerdings durch die von einer Aktiengesellschaft gegründeten Uraniasäulen erfahren, welche zugleich meteorologische Instrumente tragen und zur Erzielung einer Einnahme auch den Zwecken der Reklame dienstbar gemacht werden. Die Regulierung dieser Uhren geschieht im Anschluß an den Zeitdienst der königl. Sternwarte. Es ist zu erwarten, daß andere größere Städte bald mit ähnlichen Einrichtungen vorgehen werden, so daß es jedem Besitzer einer Taschenuhr ermöglicht sein wird, dieselbe bei seinen täglichen Gängen ohne weiteres mit der richtigen Zeit zu vergleichen.

Für den Städter hat daher die Minute oft die Bedeutung wie für den Landbewohner. Die Viertelstunde und die durch das neue Gesetz hervorgerufene Verschiebung der bürgerlichen Zeit gegen die Sonnenzeit würde demselben aus diesem Grunde als eine viel eingreifendere Maßregel erscheinen, wenn nicht das städtische Leben überhaupt

viel unabhängiger von jenem das Landleben regulierenden Faktor wäre. Tageslicht und Dunkel spielen hier nicht mehr die Rolle, wie in früheren Zeiten, wo man mit Fackel oder Laterne sich nachts seinen Weg suchen mußte, wie es wohl noch jetzt hier und da in kleinen Städten vorkommt. Man verfügt über so vollkommene Mittel, das Tageslicht zu ersetzen, daß man es wenig beachten wird, ob die Sonne zu etwas früherer Stunde untergeht, oder um einige Minuten später aufgeht, zumal ein großer Teil der Bevölkerung längst aufgehört hat, sich bei seiner Tageseinteilung um den Stand der Sonne zu kümmern.

Wo dies aber noch der Fall ist — und zum Glück ist die von der Natur gesetzte Ordnung noch immer für den überwiegenden Teil der Menschheit maßgebend —, da werden sich ohne Zweifel schon nach kurzer Zeit der Gewöhnung Mittel und Wege finden lassen, um die an den Grenzgebieten unseres Vaterlandes vielleicht sich ergebenden Unzuträglichkeiten zu beseitigen. Wenn z. B. in ganz Deutschland einheitlich der Schulanfang auf 7 Uhr mitteleuropäische Zeit angesetzt wäre, so würden die Eltern im Elsaß ihre Kinder schon um ½7 Uhr, in Ostpreußen dagegen erst um ½8 Uhr Sonnenzeit zur Schule schicken müssen. Derartige Unterschiede würden sich am meisten in den Wintermonaten fühlbar machen, obwohl hier hinsichtlich der Helligkeit in den ersten Morgenstunden der Wechsel zwischen bedecktem und klarem Himmel gewiß eine größere Rolle spielt. Andererseits ist anzunehmen, daß die Landbevölkerung, deren Thätigkeit sich von jeher nach der Sonne richtet, von der neuen Maßregel kaum berührt werden wird. Man kann voraussehen, daß die meisten öffentlichen Uhren, von denen der Bahnhöfe und Postämter abgesehen, nach wie vor falsch gehen werden, und daß besonders in den mittleren Landesteilen, wo die Differenz zwischen Ortszeit und mitteleuropäischer Zeit kleiner als eine Viertelstunde ist, das bürgerliche Leben sich völlig ungeändert in den alten Geleisen bewegen wird.

Auf der anderen Seite liegt bei allen größeren Verkehrseinrichtungen, vorzugsweise dem Eisenbahndienst, der Nutzen einer einheitlichen Zeit klar zu Tage. Besonders in Deutschland, wo innerhalb eines engen Gebiets verschiedene selbständige Staaten an einander grenzen, welche bisher nach den Ortszeiten ihrer Hauptstädte rechneten, muß der Vorteil derselben auch dem Laien klar werden, obwohl ihre Hauptbedeutung natürlich in ihrer Anwendung auf den inneren Dienst liegt. Wenn man aber meint, man hätte sich darauf beschränken sollen, für letzteren die mitteleuropäische Zeit einzuführen, für den äußeren Dienst dagegen die bisherige Ortszeit beizubehalten, so muß sich der Gedanke aufdrängen, daß besonders in den Zeiten gesteigerten Verkehrs durch eine derartige Unterscheidung Mißverständnisse entstehen können, welche für die Sicherheit eines auf strengste Pünktlichkeit gegründeten Verkehrsmittels verhängnißvoll werden können.

Wir gelangen somit zu dem Schluß, daß die Einführung der mitteleuropäischen Zeit einem Bedürfnisse des gesteigerten Verkehrs der Gegenwart entspricht, und daß der Uebergang auf dieselbe im bürgerlichen Leben im größten Teile Deutschlands unbemerkt sich vollziehen, an den Grenzgebieten des Ostens und Westens aber vielleicht hier und da als eine Unbequemlichkeit empfunden werden wird, welche indessen anfangs im Interesse des Ganzen zu tragen und sodann durch geringfügige Aenderungen bisheriger Gewohnheiten leicht zu beseitigen sein wird. Ein erhebender Gedanke wird es endlich für die ganze deutsche Bevölkerung sein, feierliche Momente, wie den Anfang eines neuen Jahres, nunmehr gemeinsam in demselben absoluten Zeitpunkte zu begehen.

Die offiziöse Verteidigung der Militärvorlage.

Von einem höheren Offizier.

Von offiziöser Seite sind die letzten Wochen dazu benutzt worden, in der Nordd. Allgem., der Kölnischen Zeitung, den Kreisblättern und Broschüren noch in 12. Stunde die Urteile über die Militärvorlage zu beeinflussen und Stimmung für dieselbe zu machen. Besonders die Ausführungen des Artikels: „Dienstzeit und Präsenzstärke", sowie des „Stimmungen und Verstimmungen" behandelnden Artikels fordern zu einer Erörterung und Widerlegung heraus.

„Die verbündeten Regierungen," bemerkt der erstere Artikel, „sind sich der Schwere der Zukunft bewußt und keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß nur dasjenige Volk seine Existenz behaupten wird, welches den Geist der Opferfreudigkeit für das Vaterland bewahrt und seine ganze Kraft im entscheidenden Moment in die Wagschale zu werfen geneigt und befähigt ist. — Ganz abgesehen davon, daß für „die Schwere der Zukunft" und, wie anderwärts sogar bemerkt wurde, den „Ernst der Lage" sich zur Zeit auch nicht die mindesten Anhaltspunkte bieten, und wir für den Fall eines Doppelkrieges mit Frankreich und Rußland, der damit nur gemeint sein kann, auf ein halbes Decennium und aller Voraussicht nach noch weiter darüber hinaus mit zwei befreundeten, gut gerüsteten Großmächten in gegenseitiger Interessengemeinschaft fest verbündet sind, so handelt es sich — die Opferfreudigkeit aller Parteien für das Vaterland als selbstverständlich vorausgesetzt — unseres Erachtens im heutigen Augenblick darum, die Zahl und Stärke der Faktoren ins Auge zu fassen, welche die ganze Kraft der Nation bilden, und in dieser Hinsicht wird jeder objektiv Urteilende zugeben müssen, daß nicht nur die Zahl und Tüchtigkeit der aufzustellenden Streitmacht, sondern auch das wirtschaftliche Leistungsvermögen, welches für deren Aufbringung und Unterhaltung ganz wesentlich mitspricht, maßgebend sind. Die ganze Kraft aber, welche ein Volk einzusetzen vermag, ist das Produkt seiner dabei in Betracht kommenden personellen, materiellen und finanziellen Kraftfaktoren. So stellt z. B. Rußland heute keineswegs eine seiner über doppelt so starken Bevölkerung wie diejenige Deutschlands entsprechende Streitmacht wie dieses auf, sondern begnügt sich mit einer numerischen Ueberlegenheit um einige 100,000 Mann, welche sich infolge ihrer Verteilung über die gewaltigen Räume des Reiches hinsichtlich Deutschlands ausgleicht.

Auch die übrigen Mächte des Kontinents, wie Italien, Oesterreich-Ungarn, die Türkei 2c., regulieren bei allen Bestrebungen der Weiterentwicklung und des militärischen Fortschritts ihrer Heeresmacht deren Stärke in weiser Berücksichtigung ihrer Finanzlage,

und Frankreich ist das einzige Land, welchem seine außerordentlichen Hülfsquellen die Anspannung aller personellen Kräfte für den Heeresdienst gestatten, ohne daß dasselbe jedoch auf sehr umfassende Erleichterungen hinsichtlich der Dauer der Heranziehung der Wehrpflichtigen zum Heeresdienst verzichtet.

Diese Bemerkungen mögen zur Richtigstellung des Wortes vom Einsetzen der ganzen Kraft genügen.

Der Artikel erwähnt ferner: Aus dem Zerfall der Staaten haben sich neue Nationen gebildet; jede derselben fühlt sich als ein Ganzes, jeder Krieg setzt das Ganze aufs Spiel. Dem letzten Teil dieser Behauptung vermögen wir keineswegs zuzustimmen, und die Kriegsgeschichte widerlegt denselben gründlich. Die Existenz großer und mächtiger Nationen einheitlicher Bildung und Stammes ist heute selbst durch einen sehr unglücklichen Krieg nicht mehr bedroht; denn jede fremde Macht hütet sich, ihr feindlich gesinnte Elemente einer fremden Bevölkerung — ein haftender Dorn im eigenen Fleisch — und deren Gebietsteile sich einzuverleiben, wenn nicht, wie bei Elsaß-Lothringen, bei einer überdies gleichstammigen Bevölkerung, das Vorhandensein besonders militärisch wichtiger Momente, wie wichtiger Festungen und starker Grenzabschnitte, dies erfordern. Es wird sich im Gegenteil bei den heutigen, von den geeinten Nationen geführten Kriegen weniger wie je um die Existenz der Staaten, wie um die Zahlung hoher Kriegskosten und eventuell die Abtretung einiger strategisch wichtiger Gebietsteile handeln. Daß sich ferner, wie der Artikel bemerkt, heute die Voraussetzungen, unter welchen Kriege geführt werden, denjenigen nähern, welche zur Zeit der Völkerwanderungen maßgebend waren, ist unseres Erachtens ebenso hinfällig, und nicht die Völker, sondern die Armeen bekriegen nach wie vor einander, und bei unglücklicher Entscheidung besitzt das unterliegende Volk sehr wohl noch die Möglichkeit, noch einmal eine günstige Wendung seines Schicksals herbeizuführen. Die bewaffnete und selbst die diplomatische Intervention einer dritten Macht vermag dies heute noch ebenso gut wie in früherer Zeit zu bewirken. Von einem Zerfall des unterliegenden Staates, wie der Autor des Artikels meint, kann jedoch heute in Anbetracht der Geltung des Nationalitätsprincips erst recht nicht die Rede sein. In raschen, gewitterartigen Schlägen spielen sich die heutigen Kriege ab. Die energische Offensive des Angreifers strebt unentwegt nach dem Besitz der feindlichen Hauptstadt und der Zersprengung der sich vor derselben ihm entgegenstellenden Heere. Die Kriege wurden in wenig Wochen oder Monaten, in den letzten drei Decennien stets innerhalb Jahresfrist entschieden. Von lange andauernden Volkskriegen bis aufs Messer, von Kämpfen um die Volks-Existenz ist keine Rede mehr. Eine kluge Staatskunst schließt, sobald sich die Ueberlegenheit des Gegners entschieden ausgesprochen hat, Frieden, um gänzlichem aussichtslosen Darniederwerfen vorzubeugen. Der Sieger gewährt sogar unter Umständen einen billigen Vertrag, um sich den Gegner nicht zum unversöhnlichen Feinde zu machen, so Frankreich 1859, Preußen 1866. Wir vermögen auf Grund dieser Thatsachen die heutigen Völkerkriege daher nicht in so schwarzem Lichte zu erblicken, wie der Autor der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Gewiß will der Reichstag im Verein mit den Regierungen das deutsche Volk mächtig und stark erhalten, allein die Rüstung des Reichs soll seiner materiellen Leistungsfähigkeit entsprechen, nicht unerträglich sein, und die Stärke der Rüstung des Gegners zwar richtig gewürdigt, jedoch nicht überschätzt werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß wir in unserem vortrefflichen Heere einen Destillierapparat besitzen, welcher, wenn auch Rußland und Frankreich jährlich mehr Rekruten einstellen und über einige hunderttausend Mann für den Krieg ausgebildeter Mannschaften mehr, jedoch nicht über die entsprechenden Formationen ihrer stehenden Heere zur sofortigen Einstellung und Verwendung derselben im Kriegsfalle verfügen, daß uns dieser Apparat eine ganz andere Qualität von Soldaten und Truppenteilen liefert, wie jene beiden anderen Heere ihren beiderseitigen Ländern. Sollen wir aber diese von aller Welt anerkannte und bisher bewährte Qualität durch das Experiment der zweijährigen Dienstzeit und der Entlastung

der Infanterie durch die 173 Cadre-Bataillone ohne zwingende Notwendigkeit in Frage stellen, bloß weil die betreffenden, den Vergleich vornehmenden Stellen der Alp der Zahlen-Inferiorität drückt, während uns der allbewährte etappenweise Weg der Heeresvermehrung völlig offen steht und durch die gedrückte wirtschaftliche Lage geboten ist? Daß sich, wie der Artikel meint, die richtige Gruppierung der vom Generalstab zusammengestellten Zahlen nur demjenigen erschließe, welcher die Verantwortung für den Erfolg zu tragen berufen sei, bestreiten wir auf das entschiedenste, denn die Ziffern der verschiedenen Armeen sind heute, sowohl was die Truppen der ersten wie die der zweiten Linie betrifft, derart bekannt, daß der, welcher sich mit diesen Dingen näher beschäftigt, sehr wohl zu übersehen vermag, was Frankreich und Rußland an Linientruppen und Truppen der Reserve, sowie an besonderen Truppenkategorien im Kriegsfalle aufzustellen vermögen.

Wir bestreiten die Notwendigkeit einer Verstärkung unseres Heeres nicht, jedoch daß der von der Vorlage eingeschlagene Weg der richtige sei; wir wollen die bisherige innere Tüchtigkeit der Armee erhalten und daher die Dienstzeit nicht abgekürzt wissen. Die stattgehabten praktischen Versuche zur Erprobung der 2jährigen Dienstzeit halten wir für vollkommen unzureichend, da sie bei zu wenig Truppenteilen — unseres Wissens nur beim 4. Garde-Regiment in Spandau und bei einem Regiment in Metz — ausgeführt wurden. Ueber einen so wichtigen Versuch hätten unseres Dafürhaltens mindestens die Urteile aller kommandierenden Generale, begründet auf Versuche in jedem Armeecorps, vorliegen müssen. Die Ergebnisse der 2jährigen Dienstzeit, erprobt unter den besonderen Verhältnissen der Garnisonen Spandau und Metz, bilden keinen Maßstab für das übrige große deutsche Heer. Daher beruhen auch die Kompensationen für ihre Einführung auf unsicherer Grundlage.

Dem Gedanken, daß unter Festhaltung der gegenwärtigen Präsenzstärke eine Verkürzung der Dienstzeit bei den Fußtruppen, ohne die Armee in ihren Grundfesten zu erschüttern, undurchführbar ist, pflichten wir bei. Die Truppen würden der ohnehin schon überhäuften Arbeit erliegen, die Armee sich qualitativ und quantitativ verschlechtern. Verringerung der Rekrutenquoten unter Besserung der Gleichmäßigkeit der Ausbildung, um mit guten Truppen vor den Feind zu kommen, wäre unbedingt vorzuziehen.

Zu unserer Genugthuung ist, wie wir einschalten, das Militär-Wochen-Bl. in einer seiner letzten Nummern dazu gelangt, gegenüber den zahlreichen höchst unmotivierten Anfeindungen des 3. Jahrganges für den Wert desselben einzutreten. Etwa die Hälfte aller gedienten Mannschaften dient, worauf das Blatt hinweist, 3 Jahre, und das absprechende Urteil, welches unseres Wissens besonders von dem Verfasser der Schrift: „Die Notwendigkeit der 2jährigen Dienstzeit" über den 3. Jahrgang gefällt wurde, findet hier nochmals seine berechtigte und gründliche Widerlegung. Wir müssen an dieser Stelle hervorheben, daß, wenn die Ziffer von 57000 Mann alljährlich zur Entlassung kommender 3jährig gedienter Mannschaften der preußischen Armee, wie wir Grund haben anzunehmen, richtig ist, wir mit der Aufgabe des 3. Dienstjahres bei 24 Jahrgängen Dienstpflichtiger auf in Summe — bei 20% Abgang — nicht weniger wie 1,092,000 Mann der best ausgebildetsten und disciplinierteſten Stammmannschaften des Heeres verzichten, um dafür 173 Cadre-Bataillone mit 1384 Offizieren und 9228 Unteroffizieren, den erhöhten Etat der Infanterie-Regimenter und ein jährliches Plus von 60000 Rekruten und die 2jährige Dienstzeit mit allen ihr anhaftenden, nicht zu beseitigenden Mängeln zu erhalten. Wir sind der Ansicht, daß die Tüchtigkeit unseres Heeres unter diesem Tausche unbedingt leidet, und führt dies wiederum auf das Leitmotiv der ganzen Vorlage, die Verstärkung des Heeres an Zahl auf Kosten seiner inneren Tüchtigkeit. Behalten wir immer im Auge, daß der französische Soldat allerdings mit mehrfachen Ausnahmen 3 Jahre, der russische sogar fünf Jahre dient, und daß die innere Diensttüchtigkeit einer Truppe dieselbe auch gegen eine gewisse, nicht zu große Ueberzahl mit

Erfolg zu kämpfen befähigt. Das Schwergewicht der Leistungsfähigkeit eines Heeres aber liegt in seinen Truppen der ersten Linie; für die Leistungsfähigkeit der Reserveformationen besitzt man im großen Maßstabe bis jetzt noch gar keine Kriegserfahrungen, und diejenigen des Friedens waren in Frankreich, Rußland und auch bei uns jetzt, besonders aber bei den ersteren Mächten, sehr mäßige. Die unveränderte und womöglich erhöhte Tüchtigkeit der Truppen der ersten Linie muß daher das Hauptziel einer Heeresverstärkung bilden, die Vermehrung an Zahl jedoch nicht.

Was den Artikel: „Stimmungen, Verstimmungen" betrifft, so meinen wir, daß das Bewußtsein bei Nichtdurchführung der Militär-Vorlage, schwächer als unsere Gegner in den Krieg einzutreten, sich keineswegs, wie der Artikel annimmt, in der Nation entwickeln wird, da einerseits die numerische Ueberlegenheit der Gegner durch die von aller Welt anerkannte bessere Qualität unseres Heeres im Verein mit unseren Bündnissen und anderen bereits früher von uns dargelegten Momenten ausgeglichen wird, und da sich andererseits offenbar Wege bieten, unser Heer auf andere intensivere Weise, wie die in Aussicht genommene, zu verstärken, Wege, die die Regierung mit Durchführung der „angedrohten" vollen 3jährigen Dienstzeit oder, wie wir wünschen, mit der bewährten allmählichen Vermehrung der großen taktischen Einheiten schließlich betreten dürfte. Ein Blick auf Rußland kann in dieser Hinsicht für uns belehrend sein. Dort verfolgt die Regierung einen von langer Hand vorbereiteten umfassenden Reorganisationsplan des Heeres nach Maßgabe der verfügbar werdenden Mittel in stetiger schrittweiser Ausführung, ohne dabei einen Moment die Kriegsbereitschaft der Armee zu gefährden. Weshalb sollte Deutschland gegenüber der allerseitigen Abneigung, welche eine so enorme Mehrbelastung, wie die mit der Militärvorlage verbundene, hervorruft, nicht ebenfalls den bisher mit glänzendstem Erfolg betretenen Weg der schrittweisen Verstärkung seiner Wehrmacht auch ferner verfolgen, da die politische Lage eine ausgesprochen friedliche ist? Innerhalb unseres Heeres aber vermag bei richtiger Erziehung und Anleitung desselben das Bewußtsein, schwächer in den Kampf einzutreten als der Gegner, wie der Autor der Nordd. A. Z. annimmt, bei der Mannschaft und den Offizierschargen der Front gar nicht aufzukommen, denn nicht nur in unserer, sondern selbst in der kleinsten Armee wird und muß das Bewußtsein der eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit anerzogen und unter allen Umständen aufrecht erhalten werden und bleiben. Der Ueberblick über die Streitkräfte der Gegner aber entzieht sich überhaupt der Mannschaft und mit wenig Ausnahmen auch dem Truppenoffizier. In welcher „Stimmung" hätte die Armee Friedrichs des Großen den Kampf gegen die Großmächte aufnehmen müssen, wenn derartige Stimmungen im Heere überhaupt Eingang zu finden vermöchten?!

Was die dem Lande mit der Vorlage als Gewinn angepriesene Verjüngung des Heeres betrifft und daß bei ihrer Annahme die jüngeren Leute vor den älteren zur Verwendung gelangen würden, so bemerkte ein westphälisches Blatt sehr richtig, daß die mit der betreffenden organisatorischen Umgestaltung verbundene starke Mehrbelastung der Nation gewiß und eine andauernde, daß dagegen die in Aussicht gestellte Schonung der älteren Jahrgänge, im Hinblick auf die Menschenmasse, welche ein Krieg auf zwei Fronten erfordern werde, eine vorübergehende einmalige und sehr ungewisse ist.

Hinsichtlich der mit der Vorlage verbundenen Mehrbelastung des Landes haben offiziöse Federn darauf hingewiesen, daß dieselbe im Durchschnitt nur etwas über 1 Mark pro Kopf der Bevölkerung betrage; faßt man diese Belastung jedoch näher ins Auge, so repartiert sich dieselbe nicht auf den Kopf der Bevölkerung, sondern gestaltet sich auf Grund des bezüglichen amtlichen Materials für Preußen folgendermaßen: Nach der Einkommensteuerveranlagung pro 1892/93 für den preußischen Staat betrug die Einwohnerzahl 29,895,224, die der steuerfreien Bevölkerung 20,952,059, die der steuerpflichtigen Bevölkerung 8,943,165, von welchen gemäß §§ 18 und 19 des Gesetzes 158,996 Censiten freigestellt werden. Somit beträgt die Zahl der Steuerpflichtigen und

deren Zugehörigen, auf welche sich die 65 Millionen des Ordinariums und die 60 Millionen des Extraordinariums der Kosten der Militärvorlage repartieren, 8,784,169. Die Zahl der wirklichen Steuerzahler aber beträgt 2,437,886. Das ergiebt unter Anrechnung der 20 Millionen Bewohner des übrigen Deutschlands pro Kopf eine dauernde Mehrbelastung von gegen 20 Mark und eine einmalige von etwa 18 ½ Mark.

Diese Mehrbelastung aber, welche sich je nach dem verschiedenen Einkommen verschiedenartig, somit bei einer großen Anzahl Steuerzahler erheblich höher gestaltet, ist, angesichts der gedrückten wirtschaftlichen Verhältnisse eine sehr beträchtliche. Der Artikel läßt die Annahme gelten, daß nicht die Masse der Streiter, sondern ihr Wert entscheiden werden, er bemerkt jedoch, „welchen Maßstab haben wir, diesen Wert im Vergleich mit dem unserer Gegner festzustellen"? Diese Frage muß offenbar überraschen. Denn wozu haben wir unsere Militärbevollmächtigten und Attachés, unsere besonderen Missionen und Rekognoscierungen in den fremden Ländern, und unser eigenes sicheres, durch die tägliche Erfahrung und die Tradition überliefertes und fortentwickeltes Urteil der kriegserfahrenen älteren Offiziere über die eigenen Truppen? War der Reichskanzler nicht etwa auf Grund zuverlässiger Daten in der Lage, vor aller Welt auszusprechen, daß er die deutsche Armee für jedem anderen Heere überlegen halte? Die Gefahr einer Täuschung, wie sie preußischerseits im Jahre 1806 und französischerseits 1870 bestand, ist bei dem unvergleichlichen Eifer und der Sachkenntnis, mit welchen bei uns alle militärischen Dinge des eigenen Landes wie der fremden Staaten verfolgt werden, absolut ausgeschlossen, und es giebt auch im Frieden einen sicheren Maßstab für die Qualität sowohl der eigenen wie der fremden Truppen. Derselbe resultiert aus dem korrekten und energischen Verhalten einer Truppe bei der Lösung ihrer verschiedenen dienstlichen Aufgaben, er ergiebt sich besonders aus ihrem Auftreten im Wachtdienst, aus der Art und Zahl ihrer Bestrafungen, ihrer Gesamthaltung in und außer Dienst, ihrem äußerlich, dem Kenner bemerkbar hervortretenden Corpsgeist. Auch das Wort des Reichskanzlers: „Seine Geschichte trägt einen Truppenteil" hat seine Berechtigung und seinen Anteil an der Gewinnung dieses Maßstabes.

Die Schulung für den französischen Krieg verdankten wir nicht sowohl, wie die Nordd. Allg. Zeitung annimmt, dem unbedeutenden dänischen Positionskriege und dem 6wöchentlichen Kriege von 1866, sondern, so wertvoll deren militärische Lehren auch waren, in der Hauptsache der zähen und energischen Friedensarbeit aller Glieder des Heeres, besonders von der Zeit der ersten großen Reorganisation der Armee ab; und auch in einem künftigen Kriege dürfen wir im Gegensatze zu den Ausführungen der Nordd. Allg. Zeitg. unseres Dafürhaltens mit voller Sicherheit auch nach mehr wie 20jährigem Frieden auf das Resultat dieser ununterbrochenen Friedensarbeit des Heeres, auch unter neuen Führern und mit veränderten Waffen und Taktik, mit voller Sicherheit zählen! Und diese Ansicht muß in der Armee aufrecht erhalten, nicht untergraben werden! Hat doch der allerhöchste Kriegsherr selbst bei einem der letzten großen Manöver in Gegenwart eines seiner hohen Verbündeten es ausgesprochen, daß die Armee unter ihm nicht schlechter geworden sei! Was will diesem Ausspruch gegenüber die Stimmung für die Militärvorlage zu machen ausersehene Schwarzmalerei der Nordd. Allg. Zeitg. bedeuten? —

Von einer unsicheren Qualität unseres Heeres wie von einer lähmenden Verstimmung in demselben, welche der Artikel bei Nichtdurchführung der Vorlage — offenbar zur großen Genugthuung der Feinde des Reiches — annimmt, kann unseres Erachtens gar keine Rede sein. Dem Gefühl der Masse des Heeres entzieht sich die Beurteilung der numerischen Unterschiede der Heere der verschiedenen Mächte, die doch hauptsächlich zwischen der mehr oder weniger größeren Menge der für den Kriegsdienst Ausgebildeten und deren Cadres, weit weniger dagegen in der Zahl der aktiven Truppenverbände bestehen. Etwas anderes wäre es, wenn Frankreich und Rußland die Zahl ihrer Armeecorps und Divisionen in in Betracht kommender Weise vermehrten So lange dies jedoch nicht

der Fall ist, dürften wir ebenso wie Graf Caprivi zur Beruhigung des Landes auf die Schlußstrophe der Wacht am Rhein hinweisen können.

Was die Ausführungen des Autors über die Offensive Deutschlands betrifft, deren Ergreifung er bei Nichtdurchführung der Militärvorlage im Kriegsfalle als gefährdet ansieht, so begegnen wir auch hier wieder einer systematischen Schwarzmalerei, die geradezu geeignet ist, wenn man sie derart laut in die Welt posaunt, im Heere Zweifel an seiner Leistungsfähigkeit (bei Nichtbewilligung der Vorlage) künstlich zu erregen und jene Verstimmung dennoch in dasselbe hineinzutragen, deren Verbreitung einem offiziösen Autor am wenigsten ansteht und zukommt. Unseren Truppen sowohl wie ihren Führern muß und wird die Ueberzeugung ihrer Tüchtigkeit und kriegerischen Leistungsfähigkeit, auch wenn die Vorlage nicht durchgeht, unentwegt erhalten bleiben, und darf dieselbe nicht von des Gedankens Blässe und den Erwägungen am grünen Tisch, die Aufgabe der Militärverwaltung sind, angekränkelt werden. Mit Niederlagen und Rückzügen schon jetzt im Frieden zu rechnen, ist Sache der Heeresleitung, dieselben bedürfen des Friedenskalküls der Truppen und ihrer Führer nicht.

Mit vollem Vertrauen auf die eigene innere Tüchtigkeit in den Kampf einzutreten, erscheint jedoch unbedingt als die beste Vorbedingung für eine erfolgreiche thatkräftige Offensive, die wir zweifellos nach altpreußischer Tradition auch bei numerischer Inferiorität in einem künftigen Kriege ergreifen werden, da sie zwar nicht, wie Clausewitz nachwies, die thoretisch, aber die praktisch stärkere Kampfform ist. Sie diktiert dem Gegner durch das eigene einheitliche, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Handeln das Gesetz und läßt ihn dennoch über dieses Ziel im Ungewissen und in der schwierigen Lage, das richtige Verhalten gegen die Maßregeln des Angriffs herauszufinden. Sie hat die Vorteile des moralischen und physischen Impulses für sich und trägt den Krieg in Feindes Land. Daß wir aber, wenn die Militärvorlage nicht durchgeht, nicht stark genug sein würden, die Offensive zu ergreifen, können wir ungeachtet der wahrscheinlich autoritativen Quelle der Nordd. Allg. Zeitg. nun und nimmer anerkennen, sondern wir würden, wie in alter Zeit, mit einem kleineren, aber tüchtigen Heere auch künftig zum Angriff gegen jeden Gegner schreiten, und — wie wir annehmen dürfen — nicht ohne gute Aussicht auf Erfolg! —

Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

Es klingt schier wunderbar und doch ist es so: Berlin steht unter dem Zeichen der Landwirtschaft! Das Stiefkind der deutschen Politik hat sich in der Stadt des Manchestertums par excellence und der Socialdemokratie plötzlich, wenn auch natürlich nur vorübergehend, den ersten Platz im öffentlichen Interesse zu erzwingen gewußt. In der That war aber auch die Versammlung der Landwirte, welche dieser Tage unter dem Vorsitze des Rittergutsbesitzers von Ploetz auf Tivoli stattgefunden hat, eine Kundgebung von so imponierender Größe, wie sie in den letzten Jahren weder von Freisinnigen, noch von Socialdemokraten, auch nicht von Ahlwardtschen Antisemiten veranstaltet worden ist. Schon am Tage vor der Versammlung war die Zahl der ausgegebenen, nur auf den Namen der Inhaber lautenden Teilnehmerkarten auf die Ziffer von über 11,000 gestiegen. Selbstverständlich konnte nur ein Teil der Karteninhaber an der Versammlung teilnehmen, immerhin hat man aber in derselben ungefähr 4000 Personen zählen können.

Die freisinnige Presse bemüht sich natürlich, die Bedeutung dieser elementaren Kundgebung nach Möglichkeit abzuschwächen und lächerlich zu machen. Man nimmt aber selbst in gebildeten liberalen Kreisen diese Presse nicht mehr recht ernst und liest sie mehr des Klatsches und des Feuilletons wegen, als aus ernsten politischen Gründen. Einzelne Blätter dieser Richtung sind freilich auch schon dermaßen herabgekommen, daß sich jeder anständig denkende Mensch von ihnen abwenden muß, mag er nun dieser oder jener politischen Partei angehören. Ein geradezu verblüffendes Beispiel dafür lieferte kürzlich das „Kleine Journal“, und das aus einem tief zu beklagenden Anlaß.

Hier ist kürzlich ein Raubmord an einer Frau und derem Kinde verübt worden. Als Thäter hat sich ein 15jähriger Bursche, namens Paul Schmidt, herausgestellt, der auch bereits in sicherem Gewahrsam seiner Bestrafung entgegensieht Die Eltern dieses Mordbuben sind nicht nur brave, sondern auch durchaus gläubige und kirchlich gesinnte Leute, die auch ihrem Sohne eine christlich-fromme Erziehung haben zu teil werden lassen und ihn namentlich auch stets zum Besuche des Gottesdienstes anhielten. Nun wird wohl jeder vernünftige Mensch aus dem Umstande, daß Paul Schmidt scheinbar willig an allen religiösen Uebungen teilgenommen hat, nichts anderes schließen, als daß wir es hier mit dem Mustererexemplar eines abgefeimten Heuchlers und Simulanten zu thun

haben, der unter dem Deckmantel der Religiosität seine verderbte Gesinnung am besten verbergen zu können glaubte. Anders das „Kleine Journal". Dieses brachte aus Anlaß der Blutthat einen besonderen „Frömmigkeit und Mord" überschriebenen Leitartikel, in welchem der Mord direkt auf den Einfluß der kirchlichen Lehre, auf die streng religiöse Erziehung des Burschen zurückgeführt wird. Das Blatt nimmt nicht an, daß Paul Schmidt geheuchelt habe, als er sich als ein frommer Knabe erwies. Er sei von dem Werte der kirchlichen Formen überzeugt gewesen, vielleicht nur zu sehr. In unzähligen Fällen habe sich herausgestellt, daß ein schlechter Mensch durch religiöse Formen von sittlichen Pflichten sich loszukaufen gemeint hat. Die Anreizung dazu werde bei Katholiken durch den Beichtstuhl u. s. w. gegeben, aber auch bei anderen religiösen Gesellschaften liege die Gefahr vor, daß in dem Maße, wie die kirchlichen Pflichten schärfer betont werden, die staatlichen und Sittengesetze der Vernachlässigung anheimfallen. Das Organ der Herren Saling kommt dann im weiteren zu dem Schlusse, daß die Glaubenslehre in der Volksschule ganz nebensächlich behandelt, im Anschlusse an das Sittengesetz aber auch das staatliche Strafgesetz (!) gelehrt werden müßte.

Derartige Bekenntnisse einer schönen Seele verdienen denn doch beachtet zu werden. Höchst charakteristisch ist namentlich die Forderung, daß die Kinder in der Volksschule in dem Strafgesetzbuch unterwiesen werden sollen. Es ist das eine durch und durch jüdische Auffassung, die uns den Beweis liefert, daß die jüdische Moral auch heute noch durch die Furcht vor der Strafe bedingt wird. Der antisemitischen Agitation ist in den obigen Ausführungen eine außerordentlich wirksame Waffe in die Hand gegeben, wie denn überhaupt das Judentum selbst seit jeher der erbittertste Feind des Antisemitismus gewesen ist. Es hat noch immer nichts gelernt und nichts vergessen, und es ist auch wohl kaum anzunehmen, daß es sich jemals dazu verstehen wird.

Im allgemeinen scheint sich ja auch in Berlin in manchem ein Umschwung zum Besseren zu vollziehen. In letzter Zeit sind doch gar Vielen über die jüdisch-fortschrittliche Mißwirtschaft die Augen geöffnet worden. In gesellschaftlicher Beziehung macht sich dieser Umstand am deutlichsten bemerkbar. Die übergroße Angst vor Israel hat schon ein wenig abgenommen, nachdem man eingesehen hat, daß es nicht so unüberwindlich ist, wie bis vor kurzem noch angenommen wurde. Der ganzen heilsamen Rückwärtsströmung fehlt aber — und das ganz besonders in Berlin — der große sammelnde und leitende Geist, der Energie mit weisem Maßhalten zu vereinigen wüßte. Ich will hier nicht näher auf die Berliner antisemitischen Parteiverhältnisse eingehen. So ehrlich es viele der leitenden Persönlichkeiten auch meinen mögen, so viel Strebertum und Unreife des Geistes drängt sich hier andererseits in die Bewegung hinein . . . .

Auch im Kunstleben wird zu einem großen Schlage ausgeholt. Ein Bühnenreformverein soll begründet werden. Der Aufruf, der auch von mehreren namhaften Berliner Kritikern unterzeichnet ist, schildert ganz richtig den Verfall der deutschen Bühne und fordert alle Wohldenkenden zur Bildung eines Vereins auf, der vor allem die Aufgabe haben soll, eine eigene neue Bühne zu gründen, die den anderen mit gutem Beispiel vorangeht. Leider ist aber nicht gesagt, wo, in welcher Stadt, diese Bühne errichtet werden soll. Allem Anscheine nach denkt man an irgend eine Provinzialstadt, aus der man ein dramatisches Bayreuth machen will. Sollte man wirklich mit einem derartigen Gedanken umgehen, dann ließe sich dem Unternehmen nicht viel Gutes prophezeien. Bayreuth versammelt in sich eine eigene, teilweise sogar recht fanatische Gemeinde. Dann aber übt es seine große Anziehungskraft durch die Tonkunst aus, die ja ungleich zahlreichere Freunde besitzt, als die dramatische Poesie. Man darf daher aus dem großartigen Erfolge Bayreuths keineswegs auf einen gleichen bei einem ähnlichen dramatischen Unternehmen rechnen. Meines Erachtens könnte eine Musterbühne, wie die geplante, nur von Berlin aus tiefgreifend einwirken, wenn es ihr gelänge, zunächst auf die

anderen Bühnen der Reichshauptstadt einen Druck auszuüben. So lange die dramatische Muse in Berlin prostituiert wird, so lange wird es auch in der Provinz nicht besser werden. Die Leiter der Provinzialbühnen sind nun einmal gewohnt, ihre Direktive aus Berlin zu empfangen, und sie werden aus geschäftlichen Gründen von dieser Gewohnheit auch nicht so leicht abzubringen sein. In dieser Beziehung hat leider Berlin über die übrigen deutschen Theaterstädte schon eine Macht gewonnen, die vielfach an das Verhältnis von Paris zum übrigen Frankreich erinnert und nur tief beklagt werden kann. Wird dagegen hier in der Reichshauptstadt eine Musterbühne begründet, gelingt es ihr, das Publikum anzuziehen, so werden die anderen hiesigen Bühnen bald ihrem Beispiele folgen. Denn es ist den Leitern derselben im Grunde vollkommen gleichgültig, ob sie gute oder schlechte Stücke zur Aufführung bringen; sie richten sich einfach nach dem Kassenerfolg. Gelangen sie durch das Beispiel einer anderen Bühne zu der Ueberzeugung, daß auch mit guten Stücken ein „Geschäft" zu machen ist — weshalb sollten sie nicht plötzlich finden, daß die Schaubühne eine moralische Anstalt sein müsse. Geht aber Berlin mit einer, natürlich immer nur sehr bedingten Reform voraus, dann folgt die Provinz mit Freuden nach.

In dem erwähnten Aufrufe vermisse ich bei aller Sympathie, die ein derartiges Unternehmen natürlich erregen muß, eine klare Aussprache über die gesteckten Ziele. Es genügt nicht, den gegenwärtigen Jammerzustand festzustellen und die Notwendigkeit einer guten Bühne zu betonen, sondern es muß auch gesagt werden, wo und wie dieselbe errichtet werden soll. Doch da es sich bisher nur um vorbereitende Maßnahmen handelt, so ist noch zu hoffen, daß man durch ein bestimmtes und klares Programm demnächst in die Lage versetzt wird, endgültig zu demselben Stellung zu nehmen.

Monatsschau.

Politik.

Ein politisch bewegter Monat geht zu Ende. Mit einem bedeutungsvollen Fürstenbesuch hat er begonnen, mit der großen agrarischen Demonstration in Berlin schließt er. Und daneben sind die Währungsfrage, die Frage des Zukunftsstaats, die Frage der Heeresverstärkung in zum Teil recht erregten Debatten parlamentarisch behandelt worden.

Die letzten Wochen des Monats gehörten der Landwirtschaft. Die Aussicht, daß zu den schon geschlossenen Verträgen nun auch noch ein Handelsvertrag mit Rußland geschlossen werden solle, bei welchem wiederum geplant wurde, Vorteile für die Industrie auf Kosten der Landwirtschaft einzuhandeln, hat alle Landwirte im Norden und Süden des deutschen Reiches in den Harnisch gebracht und zu lebhaften Protesterklärungen angetrieben. Sie sind in ungeahnten Massen zusammengekommen und haben eine Demonstration zu stande gebracht, wie sie Berlin in gleicher Großartigkeit noch niemals gesehen hat. Und als Niederschlag der Bewegung hat sich ein „Bund der Landwirte" gebildet, der, aus Mitgliedern aller Parteien bestehend, lediglich agrarische Interessen derart im Auge behalten und vertreten will, daß jedes neue Gesetz besonders auf seine Schädlichkeit oder Nützlichkeit für den Landbau geprüft werden soll.

Ist dieses Vorgehen berechtigt?

Es mag ja immerhin sein, daß, wie bei jeder lebhaften Bewegung, auch bei den neuesten Protesten der deutschen Landwirte allerhand Uebertreibung mit unterläuft. Ein relatives Recht wird man darum dem entstandenen Unmut nicht absprechen dürfen.

Sehen wir recht, so herrscht auch bei den Führern der Bewegung nicht so sehr die Ansicht vor, daß nun gerade die neue Zollherabsetzung von 5 Mark auf 3½ Mark über Wohl und Wehe der deutschen Landwirtschaft entscheiden werde. Wohl aber ist diese geplante Zollherabsetzung der letzte Tropfen gewesen, der das Faß zum Ueberlaufen und den Landmann zu dem Entschluß gebracht hat, sich nicht fortdauernd schweigend gefallen zu lassen, daß Riemen aus seiner Haut geschnitten werden. Man braucht nicht „Agrarier" zu sein, um zuzugestehen, daß die Landwirtschaft von der modernen Gesetzgebung vielfach geschädigt wurde. Die Klagen sind bekannt. Zunächst haben Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz die Arbeiterverhältnisse völlig unleidlich gemacht. Dann ruhen die schwersten Steuern auf dem Immobil-Besitz, während das mobile Kapital sich auf tausend Wegen der Besteuerung entzieht — was dagegen die Börse leistet, ist eine Lappalie. Dann kam Herr Bamberger mit der Goldwährung, die für Banken und Großhändler gewinnbringend war und ist, die deutsche Landwirtschaft aber um viele Hunderte von Millionen geschädigt hat und fortdauernd schädigt.

Endlich ruhen die Lasten der Socialreform, speciell der Versicherungsgesetze, viel drückender auf dem Landwirt, als auf dem Fabrikanten, für den sie eigentlich gemacht sind. Und so fort.

Wenn nun bei dieser ohnehin fatalen Lage ein Handelsvertrag nach dem anderen abgeschlossen wird, und immer auf Kosten der Landwirtschaft, so wäre es wunderbar, wenn das nicht Mißstimmung hervorriefe. Bei Oesterreich und Italien konnte zum mindesten noch politische Freundschaft vorgeschützt werden. Rußland dagegen beehrt uns mit den unliebenswürdigsten Gefühlen und hat von seinen an der Westgrenze mobilisierten Truppen auch noch nicht Einen Mann zurückgezogen. Und gerade das russische Getreide ist unter dem Druck der Währungsverhältnisse der schlimmste Schleuder-Konkurrent des einheimischen Produzenten.

Kein Wunder — wie gesagt —, daß die Landwirtschaft protestiert.

Ob es ihr etwas helfen wird, steht dahin. Der Führer der Konservativen, Herr v. Manteuffel, ist optimistisch. „Mögen Sie" — so rief er den Freisinnigen zu — „das manchesterliche Streitroß in die Arena führen, bekleidet mit der Goldwährungsschabracke, mag dieses Roß nun getummelt werden von Herrn Rickert oder von Herrn Barth oder von Herrn Bamberger oder von Herrn Baumbach, ich glaube, man wird in nicht zu langer Zeit sagen können: ‚Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!'" — Wir unsererseits sind weniger hoffnungsvoll. Wohl hat der Kaiser eine Abordnung von Agrariern freundlich empfangen und mit wohlthuender Wärme ihnen seine Sympathie bekundet. Aber die liberale Berliner Geheimrats-Bureaukratie ist eine nicht zu unterschätzende Großmacht, die jeden Fußbreit Goldwährung und Freihandel im intensivsten passiven Widerstande verteidigen wird.

Daneben muß zugegeben werden, daß es etwas anderes ist, die Goldwährung nicht einführen und die eingeführte abschaffen. Aber die deutsche Landwirtschaft würde auch ohne Zweifel ganz zufrieden sein, wenn die Regierung nur überhaupt auf den Weg einer bimetallistischen Münzpolitik wieder einlenken und internationale Maßregeln zur Remonetisierung des Silbers fördern wollte. Die deutsche Goldwährung stellt jetzt eine Steuer dar, welche Handel und Export-Industrie der Inlands-Industrie, dem Handwerk und der Landwirtschaft auflegen.

Daß die Proteste der Landleute den maßgebenden Herren eben jetzt sehr unbequem sind, ist kein Argument gegen ihre Berechtigung. Graf Caprivi und Herr v. Marschall haben eine Beschwichtigungsrede nach der anderen gehalten und zwar erfreulicherweise schon in ganz anderem Ton, als zu den Zeiten Ahlwardts. Beide versichern einmal über das andere die Landwirtschaft ihres herzlichen Wohlwollens. Leider bleibt aber auch jetzt noch das Wohlwollen ein rein akademisches, das vor allen Thaten Halt macht. Und doch würde sicher die deutsche Landwirtschaft statt aller wohlwollenden Worte, die Graf Caprivi für sie ausgesprochen hat, lieber das kleinste praktische Unterpfand in Gestalt irgend welcher Bekundung guten Willens zur Verhütung weiterer Schäden entgegengenommen haben, sei es auch nur die Zusage der Abstellung der Einbruchsgefahr von Viehseuchen oder ähnlicher Maßregeln auf untergeordnetem Gebiete.

Ob es möglich sein wird, eventuell gegen die Regierung einen Erfolg zu erzielen, steht dahin. Das letzte Wort in der Frage der Handelsverträge hat ja der Reichstag zu sprechen. Hier aber entzieht sich noch die Frage, ob eine Mehrheit für oder wider da sein wird, jeder zuverlässigen Berechnung.

Nicht unerwähnt darf es an dieser Stelle bleiben, daß nun wirklich im Lauf des letzten Monats die Konservativen eine ungleich energischere Stellung der Regierung gegenüber eingenommen haben, als dies seit Jahren oder eigentlich seit Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Die Herren von Minnigerode, Graf Mirbach, Graf Limburg und andere haben eine Sprache geführt, wie sie geführt werden muß, wenn eine Partei nicht immer als quantité négligeable behandelt werden, sondern sich Beachtung und

Achtung erzwingen will. Wir zweifeln nicht, daß diese feste Haltung schon bei den kommenden Wahlen der Partei zu statten kommen wird.

Fast ebenso lebhaft, als die Kämpfe um Handelsvertrag und Währung, ist eine große socialpolitische Debatte im Reichstag über den „Zukunftsstaat" gewesen.

Erfreulicher Weise ist es bei dieser Auseinandersetzung den radikalen Agitatoren sehr übel ergangen. Herausgefordert, endlich einmal Farbe zu bekennen und klar und scharf zu sagen, wie denn eigentlich der Zukunftsstaat aussehen und wie und auf welchem Wege man zu seiner allgemeinen Glückseligkeit gelangen solle, haben sie sich in ein Netz von Widersprüchen verwickelt und schließlich, statt auf ihre guten Gründe zu trotzen, sich auf die Wählermassen als Argument zurückziehen müssen, die trotz alledem und auch jetzt noch hinter ihnen ständen. Mit diesem Erfolge, der einem politischen und „wissenschaftlichen" Bankerott gleich kommt, kann man ja den Umständen nach zufrieden sein; und es ist ohne Zweifel viel erfreulicher, daß der Redekampf zu Gunsten des bestehenden Staates ausgefallen ist, als wenn dieser oder jener Glücksfall den Umstürzlern zu gute gekommen wäre. Ob dauernder Nutzen die Folge der langen Debatte sein wird, werden die nächsten Wahlen lehren. Wenn jetzt einzelne Enthusiasten von der „Niederlage" des Socialismus in einem Tone reden, als ob nun eine neue Epoche in der Geschichte der Arbeiterbewegung beginnen müsse, so kann vor übertriebener Vertrauensseligkeit nicht ernst genug gewarnt werden. Mit „kritischer Vernichtung der socialistischen Theorien" ist sehr wenig gewonnen; für die Massen liegt der Reiz, den die Socialdemokratie auf sie ausübt, darin, daß sie in den Vertretern derselben die Anwälte des vielfach gedrückten Arbeiterstandes sehen, dem sie angehören. Alle theoretischen Auseinandersetzungen sind dem wirklichen oder vermeintlichen Interesse gegenüber völlig bedeutungslos, und parlamentarische Niederlagen können den Führern so lange gleichgültig sein, als die große Unsicherheit seiner ohnehin schwachen Lage den Arbeiter jedem Versprechen einer Besserung leichtgläubig zufallen läßt. Ein wirklicher Wandel der Dinge wird erst dann zu konstatieren sein, wenn man hüben und drüben zum Nachgeben sich entschließt. So lange die Socialdemokraten in ihren Verstaatlichungsplänen so weit gehen, daß selbst das Familienleben dem Kommunismus zum Opfer fallen soll, so lange bleibt jeder politisch und sittlich denkende Mensch ihr geschworener Feind. Auf der anderen Seite ist aber nicht darum herumzukommen, daß auch die besitzenden Klassen sich noch ganz anders, als bisher, an den Gedanken der Ueberführung einzelner Teile unserer Produktion aus dem Privatbetrieb in den Gemeinbetrieb gewöhnen müssen, wenn der zerstörte sociale Friede wieder zurückkehren soll. Mit der Verstaatlichung des gesamten Bergbaues sollte man zunächst beginnen. Andere dazu geeignete Industrien müßten nachfolgen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, an Stelle des alten immer mehr zerbröckelnden Mittelstandes, der doch nicht zu retten ist, ein neues, zufriedenes und lebensfähiges Kleinbürgertum zu schaffen, das in bescheidenen, aber gesicherten Verhältnissen zu patriotischer Gesinnung zurückkehrt. Natürlich gehört dazu, daß die Leitung der Verstaatlichungen und Monopole nicht nach privatkapitalistischer Schablone, sondern nach großen socialen Gesichtspunkten erfolgt.

Trotz alles tagelangen Haders hat den vermittelnden Standpunkt, wie ihn z. B. Prof. Adolf Wagner in seinen nationalökonomischen Werken schon gangbar geschildert hat, nicht ein einziger Redner berührt. Jede Partei stand fest auf ihrem Schein. Und so erscheinen doch auch am letzten Ende diese Debatten erfolglos und aussichtslos — ein dialektischer Wettstreit, in welchem derjenige sich den Sieg zuschreibt, dem es gelungen ist, den Gegner am tiefsten und schärfsten zu verletzen.

Ueber den langen Behandlungen des Zukunftsstaats und der Handelsverträge ist die Militärvorlage nicht recht aus der Stelle gerückt. Wohl hat auch hier die bezügliche Kommission des Reichstages viele Sitzungen gehalten und ist bestrebt gewesen, in Subkommissionen die finanzielle und militärische Wirkung der geplanten Reform recht klar zu stellen. Aber wieviel auch die Sache gedreht und gewendet sein mag — „der Zopf der hängt ihr hinten". Es fehlt die Mehrheit für das, was der Kanzler will, und es

fehlt die Zustimmung des Kanzlers für das, was der Liberalismus will. Herr von Bennigsen versucht hier, wie schon so oft, seine Dienste als Kompromißmacher anzubieten — aber weder rechts noch links will man von dieser Vermittlung besonders viel wissen.

Kein Wunder, daß namentlich die, die eine Reichstagsauflösung wünschen, schon lange dies Gespenst in ihren Blättern erscheinen lassen. Anfangs freilich haben sie wenig Gläubige gefunden. Aber seit der Mitte des Monats haben auch die Regierungsorgane begonnen, die Möglichkeit als Wahrscheinlichkeit zu behandeln und sogar in gewissem Sinne zur Vorarbeit aufzurufen.

Trotzdem giebt es immer noch Viele, die an ein so entschiedenes Vorgehen des Kanzlers nicht recht glauben wollen, und zwar deshalb nicht glauben wollen, weil aus der gewagten Kraftprobe ein Nutzen und Gewinn für die Regierung schwerlich zu erwarten ist. Es mag ja sein, daß die Stimmen der Parteien durch Neuwahlen sich hier und da etwas verschieben. Von einer starken gouvernementalen Strömung im Lande ist aber bisher sehr viel weniger bekannt geworden, als von ungeheuer rührigen socialdemokratischen Agitationen.

Auch die auswärtige Lage kann im Augenblick als Argument für Verstärkung der Rüstungen nicht wirksamer als sonst verwertet werden. Denn sie hat sich eben in diesem Monat nicht unerheblich gebessert.

Zu den Hochzeitsgästen des deutschen Kaisers, die jüngst in Berlin weilten, gehörte auch der Großfürst Thronfolger von Rußland, und sein Besuch hat sich in den allerverbindlichsten Formen vollzogen. Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß infolge desselben eine merkliche Abkühlung der russisch-französischen Freundschaft eingetreten ist und eine Besserung der Drei-Kaiser-Beziehungen stattgefunden hat. Damit hat die internationale Lage bedeutend an Spannung verloren. Wenn freilich Sensationsblätter in Wien und Berlin sofort überschwengliche Aussichten für die Zukunft eröffnen und schon eine Dreikaiserzusammenkunft in Aussicht stellen, so sind dergleichen Kombinationen leerer Wind. In den großen sachlichen Gegensätzen ist keinerlei Aenderung eingetreten — die orientalische Frage steht nach wie vor auf dem Fleck, auf dem sie immer gestanden. Zudem ist nicht zu vergessen, daß Rußland eben jetzt mit uns handelspolitische Verhandlungen begonnen hat, und daß ihm sehr viel mehr daran liegt, als uns, auf diesem Gebiete zu positiven Ergebnissen zu gelangen. Immerhin ist eine Besserung da.

Mehr Staub, als nötig, hat die Nachricht aufgewirbelt, daß der Thronfolger die Versicherung nach Berlin überbracht habe, ein Bündnis zwischen Rußland und Frankreich bestehe nicht. Gleichviel wie es sich damit verhalten mag — die Angelegenheit ist eine rein formale. Die Notiz ist offiziös dementiert worden. Den Schluß, daß sie darum unwahr sei, ziehen wir nicht. Denn leider ruhen viele offiziöse Verleugnungen auf unerheblicher Silbenstecherei.

Ein Ereignis, das schließlich nicht unbesprochen bleiben soll, ist das 50jährige Bischofsjubiläum des Papstes. Papst Leo XIII. hat am 19. Februar zu Rom im hohen Alter von 83 Jahren sein fünfzigjähriges Bischofsjubiläum gefeiert und, wie nicht anders zu erwarten war, bei dieser Gelegenheit eine ungemessene Fülle von Ovationen entgegengenommen Kein Wunder, daß dies Fest die Augen der Welt wieder auf den greisen Priester lenkt, dem es, wie immer man sonst über ihn denken mag, jedenfalls zuzugestehen ist, daß er das unter Pio Nono so tief gesunkene Ansehen der Kurie auf eine erheblich höhere Stufe zu heben verstanden hat.

Evangelische Christen und deutsche Patrioten betrachten dieses Fest freilich mit gemischten Gefühlen. Als Evangelische müssen sie sich gegenwärtig halten, daß Leo XIII. uns Ketzern gegenüber eine so schroffe Stellung einnimmt, daß er uns am liebsten „ausrotten“ möchte, und als Patrioten dürfen wir es nicht vergessen, daß der greise Diplomat im Vatikan ganz und gar im Fahrwasser der französisch-russischen Politik segelt. Es würde nicht gerade Anlaß sein, diese Gedanken eben jetzt auszusprechen, und das menschlich schöne Fest auch von uns nicht vom politischen und kirchlichen, sondern vom rein

menschlichen Standpunkt zu betrachten sein, wenn — die ultramontane Presse das zuließe. Leider strotzen die katholischen Blätter von den gröbsten Provokationen. Die „Germania“ brachte einen ungeheuerlichen Festartikel, der u. a. folgende Sätze enthielt:

> Zu Leo XIII. steuert freudig und hoffnungsvoll, wer sich retten will aus den tosenden Stürmen und Wirren der Zeit. Oder was wäre die Welt ohne Papsttum! Ein Schiff auf hoher See ohne Steuer und Kompaß. Ohne Papsttum keine katholische Welt, ohne katholische Welt aber auch keine christliche Welt, und ohne christliche Welt wildes Chaos.

Wenn die römischen Blätter das Jubiläum ihres höchsten Bischofs nicht feiern können, ohne die 120 Millionen evangelischen Christen aufs schwerste zu beleidigen und ihnen ihr Christentum abzusprechen, so müssen sie sich auch nun daran erinnern lassen, daß die politische Lage der katholischen Staaten dem „Chaos“ unverhältnismäßig ähnlicher sieht, als die der evangelischen, und daß die Statistik den sittlichen Zustand der Evangelischen entschieden besser erscheinen läßt, als den der Katholiken. An seinen Früchten soll doch aber das Christentum erkannt werden.

Wenn man es leider in Berlin nicht hat unterlassen können, einen Abgesandten in der Person des Generals von Loë nach Rom zu schicken, so fürchten wir, daß dieser Schritt schwerlich die Wirkung thun wird, die man vielleicht von ihm erwartet. Dergleichen Artigkeiten werden von den Ultramontanen als selbstverständlicher Tribut eingestrichen, aber niemals mit Dankbarkeit für besondere Höflichkeiten angesehen, als welche sie gemeint sind. Für die Evangelischen im ganzen deutschen Reiche wäre es jedenfalls das Beste, wenn die Beziehungen zwischen Berlin und dem vatikanischen Rom thunlichst ganz aufhörten und die etwa notwendigen Geschäfte nur mit den Bischöfen erledigt würden. Qui mange du pape, en meurt — das Wort könnte eben jetzt auch in dem anderen Sinn gedeutet werden, daß, wenn eine Regierung den Papst in die weltlichen Händel des eigenen Landes als Helfer hineinzieht, sie sich nicht wundern darf, wenn gelegentlich die Parteien dasselbe thun, nur in entgegengesetzter Richtung.

Solche Gelegenheit kann aber auch in Deutschland bald genug kommen, z. B. wenn das Jesuitengesetz demnächst auf die Tagesordnung gelangt. Daß es aber kommen werde, kündigt die „Germania“ bestimmt an, und verknüpft damit zum Ueberfluß einen langen Artikel über die Vortrefflichkeit der braven Jesuiten und über die heimtückische Bosheit der protestantischen Professoren und Pastoren, die durchaus nicht glauben wollen, daß die „Gesellschaft Jesu“ eine Herde argloser Lämmer sei. Keinem der Patres kann man, wie das Blatt meint, nachsagen, „daß er nicht ein durch und durch religiöser und moralischer Mann sei, der etwas anderes wolle, als Glauben und Religion im katholischen Volke verbreiten und festigen.“ Der Artikel schließt: „Wir werden die Jesuiten wieder bekommen, das ist sogar sicherer, als daß der Protestantismus aus dem großen „Kladderadatsch“, den die Hetzer heraufbeschwören helfen, wertvolle Rudera retten werde.“

Wir unsererseits stehen zu der Jesuitenfrage so, daß wir es an und für sich ziemlich gleichgültig halten, ob in Deutschland die Jesuiten rechtlich zugelassen sind, oder nicht. Thatsächlich sind sie mitten unter uns mit ihren unchristlichen Grundsätzen und mit ihrer verwerflichen Moral, die in den Konsequenzen schon mehrfach dahin geführt hat, daß der Orden selbst von den Päpsten unterdrückt und verboten werden mußte, und die vollkommen zutreffend in die These zusammengefaßt wird, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ein anderes ist es aber, die Jesuiten lassen, wenn sie da sind, und ein anderes, sie zurückrufen, wenn sie fort sind. Dies Zurückrufen würde u. E. ein großer politischer Fehler sein, zumal in einer Zeit, wo das Selbstgefühl der Römischen sich derart bis zum Größenbewußtsein fortentwickelt hat, daß sie einen „Kladderadatsch“ der evangelischen Kirchen in nahe Aussicht stellen. Jede Milde der Evangelischen würde ihnen jetzt von den Römischen als Angst und Schwäche ausgelegt werden, weshalb die Ablehnung des Jesuitenantrages im Interesse des konfessionellen Friedens dringend zu wünschen ist.

* * *

In Frankreich haben die Parteien der Rechten den Panama-Skandal zu eilig politisch fruktifizieren wollen und einen verfrühten Sturm auf die Regierungsgewalt unternommen, die sie gern an sich gebracht hätten. Ihr persönlicher Kandidat war Herr Cavaignac, allem Anschein nach ein Mann der Zukunft. Einstweilen hat aber Herr Ribot noch das Heft in den Händen behalten und mehrere Vertrauensvota von der Kammer verlangt und bekommen. Immerhin bleibt die Lage unsicher. Die konservativen Blätter meinen, die republikanische Majorität werde von kurzem Bestande sein, während die radikalen Organe Herrn Ribot das Verdienst beimessen, Cavaignacs „Manöver“ durchkreuzt zu haben; Cavaignac werde auf das Ministerpräsidium verzichten und auf die Präsidentschaft der Republik warten müssen. Früh genug kann übrigens auch für Herrn Carnot noch das Armesünderglöckchen läuten. Denn die Blätter werden nicht müde, auch ihn als kompromittiert zu behandeln. Zu verzweifeln braucht aber darum niemand im modernen Paris. Eben jetzt wird Herr Ferry zum Senats-Präsidenten gewählt, derselbe Mann, der vor fünf Jahren „unmöglich“ wurde, weil er um finanzieller Spekulationen willen den „Khrumir“-Krieg in Afrika mit vollendeter Gewissenlosigkeit eingefädelt hatte.

* * *

Das englische Parlament ist am 31. Januar zu seiner nach den Neuwahlen ersten ordentlichen Session zusammengetreten. Das Hauptstück der Vorlage ist die neue Homerule-Bill, das Gesetz über die Herstellung einer von England unabhängigen politischen und parlamentarischen Verwaltung Irlands. Gladstone selbst hat das Gesetz, welches den Irländern sehr bedeutende Zugeständnisse macht, in zweistündiger Rede begründet und verteidigt. Ein permanentes Zwangsgesetz für Irland, meinte er, sei unmöglich. Bei Errichtung der Union seien Irland gleiche Gesetze wie England versprochen, dieses Versprechen sei jedoch niemals erfüllt worden. Fünf Sechstel der irischen Abgeordneten seien Nationalisten. England werde, wenn es dauernd gegen die irischen Forderungen Widerstand leiste, seine Kräfte erschöpfen. Leider geht es hier, wie so oft, wenn unvereinbare Gegensätze versöhnt werden sollen: was geboten wird, ist den Einen zu wenig, den Anderen zu viel. Gladstone schloß seine Ausführungen mit der Erklärung, die Homerule-Bill würde die Stärke, Größe, den Ruhm und die Einheit des Reiches erhöhen und kräftigen. Von unparteilichem und unbeteiligtem Standpunkt aus kann man nur fürchten, daß sie das britische Reich in die allerschwierigsten inneren Wirren stürzen werde.

Uebrigens ist an eine Annahme des Gesetzes nicht zu denken Zwar ist es in erster Lesung ohne Abstimmung angenommen. In der parlamentarischen Sprache Englands bedeutet dies aber nur die Einwilligung des Hauses, daß die Gesetzvorlage überhaupt in Betracht gezogen werde. Die eigentliche Debatte der zweiten Lesung wird wohl erst nach Ostern stattfinden. Dann aber ist vorauszusehen, daß, falls auch die Vorlage die zweite Lesung passieren sollte, sich ihr unüberwindliche Hindernisse in der Kommissionsberatung entgegenstellen werden.

* * *

Nicht ohne politische Bedeutung ist eine fürstliche Verlobung. Fürst Ferdinand von Bulgarien hat bei dem Herzog Ernst als Chef des Hauses Coburg die Zustimmung zu seiner Verlobung mit der Prinzessin Marie Louise von Bourbon, Tochter des Herzogs von Parma, nachgesucht und erhalten. Die Angelegenheit hätte wohl kaum ohne geheime österreichische Hülfe geordnet werden können. Sie ist ein Symptom des Friedens, ein

Zeichen, daß das allgemeine Vertrauen in die Beständigkeit der Balkanstaaten zunimmt, für Deutschland, trotz seines angeblich nicht vorhandenen Interesses im Orient, eine Verstärkung seiner Bundesgenossenschaft.

* * *

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich eines groben Friedens- und Rechtsbruchs mit dem ihnen eigenen rücksichtslosen Egoismus schuldig gemacht. Sie haben auf den Hawaiischen Inseln eine sogenannte „Revolution" herbeigeführt, die Monarchie abgeschafft und eine „Deputation" abgehen lassen, welche in Washington die Annexion der Inseln durch die Vereinigten Staaten „erbitten" soll. Präsident Harrison hat auch bereits eine Botschaft an den Senat gerichtet, daß eine provisorische Regierung auf Honolulu eingesetzt werden möchte. Proteste der europäischen Großmächte sind bisher nicht erhoben, doch mag dies daran liegen, daß briefliche Nachrichten noch fehlen. Einstweilen müssen sich die Dynastie von Hawaii, wie die dort angesessenen Weißen in das Unvermeidliche fügen, d. h. in die Thatsache, daß auch den Herren Republikanern in Washington, sofern sie Vorteil davon haben, Gewalt vor Recht geht.

Kolonialpolitik.

Es war ein Irrtum, wenn wir zu Beginn unserer letzten Ausführungen die Erwartung aussprachen, daß wir schon diesmal in der Lage sein würden, auf fertige Reichstagsbeschlüsse und entschiedene Etatfragen für die Schutzgebiete zurückblicken zu können. Wir sind aber nicht unangenehm berührt durch die Verzögerung, weil sich inzwischen in den leitenden Kolonialkreisen offenbar ein Umschwung vollzogen hat, der, so unbestimmt er in diesem Momente sein mag, freudig begrüßt werden soll, weil er in einer thatsächlichen Verbesserung der Verhältnisse unseres „Schmerzenskindes" unter den Schutzgebieten, nämlich Südwestafrikas, seine äußere Erscheinung findet. Mit einem Dampfer der „Woermann-Linie" haben sich zu Anfang Februar 200 Mann, darunter 4 Lazarethgehülfen und außerdem 3 Offiziere, nach Südwestafrika eingeschifft. Die Mannschaften haben sich auf ergangene Anfrage in einzelnen Regimentern selbst gemeldet, und zwar in so großer Zahl, daß nur ein kleiner Teil hat Berücksichtigung finden können. Da von der bisherigen Schutztruppe in Stärke von 50 Mann 31 sich zur Ansiedlung im Schutzgebiete entschlossen haben, so wird nach Ankunft des Ersatzes dieselbe ca. 220 Mann zählen und stark genug sein, um in Zukunft jeder Anordnung der deutschen Behörden Respekt verschaffen und eintretenfalls ihre Ausführung erzwingen zu können. Freilich mag diese Notwendigkeit nicht den Anstoß zu der endlich erfolgten Vermehrung der Schutztruppe gegeben haben, denn dann hätte sie längst beschlossen werden müssen; vielmehr dürfte die neuerdings gemeldete Gefahr, daß sich die bisher untereinander bitter befehdenden Stämme der Herero und Nama zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Deutschen verbinden wollten, die Ursache gewesen sein. Wie dem auch sei, die neue Schutztruppe wird bald genug Arbeit, vielleicht blutiger Art, erhalten; denn daß sich Hendrik Witbooy, der so lange Jahre von Viehraub gelebt hat, urplötzlich in einen friedlichen Bürger verwandeln sollte, ist nicht anzunehmen. Hoffentlich erfolgt die Entscheidung, wenn sie

einen gewaltsamen Charakter tragen sollte, möglichst bald, wenigstens früh genug, um den sich immer mehr ausbreitenden deutschen Ansiedlungen keine Gefahr zu bringen. — Wir sind damit auf die allgemeine Entwicklung des Schutzgebietes gekommen, und können feststellen, daß diese einen sichtbaren Aufschwung nimmt. Hierher gehört, um das am schnellsten wirkende Moment vorauszunehmen, die Einigung der großen, sich bisher streitenden Erwerbsgesellschaften, bezw. die Neubildung solcher Gemeinschaften zu gemeinsamer Ausbeutung des Landes in bergbaulicher Beziehung und Herstellung von Schienenwegen von der Küste in das Innere. Bekanntlich hat die erste und wichtigste Konzession zum Eisenbahnbau die „South-West-African-Company" für das Gebiet nördlich des Sandwichhafens, also das bis jetzt weitaus lebhafteste Verkehrsgebiet, erhalten, und zwar unter lebhaftem Widerspruch besonders der dadurch geschädigten „Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika", deren hauptsächlichstes Arbeitsfeld nun in der Monopolsphäre der englischen Gesellschaft liegt und in gewissem Grade allerdings auf das sehr problematische Wohlwollen dieser Gesellschaft zur Beförderung ihrer Minenprodukte an die Küste angewiesen ist. Die Londoner Gesellschaft braucht nur „auf Verlangen der Reichsregierung" die ihr natürlich wenig sympathischen Minenbezirke der deutschen Konkurrentin mit der Küste zu verbinden und dann selbst hat sie die Befugnis, für die Benutzung ihrer Strecke durch die Züge einer etwa angeschlossenen privaten Industriebahn, die nicht Verkehrsbahn sein darf, 70 % ihres Gütertarifs zu erheben. Im übrigen hat die Gesellschaft auf 50 Jahre Tariffreiheit, bis zwei Jahre hintereinander der Reingewinn 10 % übersteigt. Liegt es also in der Absicht, die deutschen Konkurrenzminenbezirke niederzuhalten, so braucht die Gesellschaft nur einen unerschwinglich hohen Tarif anzusetzen, um selbst nicht 10 % Gewinn vom Anlagekapital zu erzielen und gleichzeitig die Ausfuhr unrentabel zu machen. Dabei aber hat die Reichsregierung sich verpflichtet, eine 4%ige Zinsgarantie zu leisten, wenn sie die Erbauung einer Bahn außerhalb des englischen Minengebietes verlangt. Die englische Gesellschaft erscheint also nach allen Seiten gesichert, während das Interesse der deutschen Gesellschaft, sowie der im Gebiete des Bahnmonopols angesessenen und später anzusiedelnden Landwirte und Viehzüchter besonders mit Rücksicht auf die Ausfuhr der Schafwolle nach wie vor gefährdet ist. Uebrigens wird auch die Zinsgarantie der Reichsregierung wahrscheinlich noch in den Reichstagsdebatten eine Rolle spielen, da nach Ansicht namhafter deutscher Juristen, so des Prof. von Stengel, diese als eine Belastung des Reichsbudgets vor Abschluß des Vertrages der Einwilligung des Reichstages bedurft hätte. Wie weit schließlich die offiziöse Presse mit ihrer Hervorhebung des „deutschen" Charakters der „South-West-African-Company" recht behält, wird sich bald zeigen, wenn nämlich die Mündung des Swakopflusses sich wirklich als geeigneter Hafen erweist. Dann wird es das deutsche Interesse gebieterisch erfordern, die neue Bahn nicht, wie bisher projektiert, zu der unter englischer Herrschaft stehenden Walfischbay, sondern nach der benachbarten, zum deutschen Territorium gehörigen Swakopmündung zu bauen. Die Engländer aber werden sich darüber klar sein, daß mit dem Emporkommen eines deutschen Hafens der Wert der englischen Enklave Walfischbay bis auf ein Minimum herabsinkt, man wird es also in London nicht daran fehlen lassen, auf die Gesellschaft einzuwirken. Da die Majorität der Aktien in englischen Händen ist, so wird sich zum ersten Male zeigen, ob sich die Reichsregierung in Südwestafrika keinen englischen Kuckuck in das deutsche Nest gesetzt hat.

Wertvoller wie die neuen Minenunternehmungen — die deutschen nicht ausgenommen — erscheint uns die sich langsam, aber doch stetig entwickelnde Besiedelung der Kolonie mit Bauern und Viehzüchtern. Es ist charakteristisch, daß auch die neue „Südbahngesellschaft" für die Strecke von der Lüderitzbucht nach Bethanien nur durch das Hinzutreten des englischen Karas-Khoma-Syndikats zur deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika zu stande gekommen ist. Wenn bei dieser Gesellschaft wirklich die Majorität deutsch ist, wie bei der neuen „Rehoboter" früher v. Lilienthalschen Gesellschaft wohl alle Aktionäre Deutsche sind, so wird doch das englische Kapital und der englische

Einfluß sich schwer aus seiner industriell vorherrschenden Stellung verdrängen lassen. In dieser Hinsicht sehen wir die Stellungnahme der Reichsregierung als entscheidend an, ihre Machtbefugnisse sind, wie in allen Schutzgebieten, nur zum kleinen Teile gesetzlich geregelt, der Schatten und das Licht fällt eben, wie sie es verteilt. Anders liegt die Sache in landwirtschaftlicher Beziehung. Zwar sind eben erst 14 Familien mit dem Dampfer „Carl Woermann" durch Vermittlung der Deutschen Siedelungsgesellschaft nach dem Schutzgebiete abgefahren, aber hierzu kommen die 31 früheren Mitglieder der Schutztruppe und 10 Bräute dieser Mannschaften, die jetzt zu ihrer Verheiratung in das Schutzgebiet übersiedeln, sowie eine Anzahl Buren, welche aus den benachbarten englischen Gebieten gerne auf das deutsche übertreten, sobald nur einigermaßen für Ruhe und Sicherheit gesorgt ist. Nun ist ja die Bodenbeschaffenheit innerhalb der Grenzen des Schutzgebietes eine so verschiedene, daß man nicht sagen kann, „das ganze Land eignet sich zur Bauernansiedlung". Immerhin aber bieten wohl noch auf viele Jahre die jetzt kaum bevölkerten Binnenstrecken für deutsche Ansiedler Platz. Wie groß aber an den bevorzugteren Stellen die Fruchtbarkeit ist, mag die Beobachtung eines erst vor einem Jahre angesiedelten Landwirts, des Amtmanns Hitze, beweisen, der von der Windhoeker Gegend bezeugt, daß Weizen und Mais, das Korn auf ein Quadrat von 7 Zoll ausgesät, vom Morgen 30 bis 40 Centner Frucht bei zweimaliger, abwechselnder Ernte pro Jahr liefern, daß ferner Rinder und Schafe kerngesund und so fett und wohlschmeckend sind, wie man es in Deutschland nicht findet. Nicht minder erfreulich, wie diese Aussichten, sind die Berichte des Landwirts Hermann aus Kubub östlich der Lüderitzbucht. Seine Viehzuchtstation hat sich soweit entwickelt, daß sie am 1. Oktober 1892 an Pferden 22, Rindvieh 193, Wollschafen 2127 und Angoraziegen 257 Stück zählte. Die Schafwolle ist im vorigen Jahre in Kapstadt verkauft zu 31—35 Pfg. für das engl. Pfund. Der Transport ist billig, denn er wird per Schiff bewirkt. Unter diesen Umständen bietet allerdings die Ansiedlung nicht ganz mittelloser Landwirte gute Chancen. Es wäre deshalb wünschenswert, daß sich die Berliner Siedelungsgesellschaft mehr als bisher bemühte, derartige Resultate in die ländliche Presse zu bringen. Am meisten würde es sich empfehlen, wenn die Vorsitzenden der landwirtschaftlichen Vereine bei Versammlungen auf die einzige deutsche Auswanderungskolonie hinwiesen. Wir sind überzeugt, daß sich auch in Pommern und Mecklenburg bald mehr Kolonisten finden würden.

Freilich wird die Berliner Siedelungsgesellschaft sich entschließen müssen, nicht zu „bindende" Bedingungen zu stellen, vor allen Dingen nicht von bemittelten Landwirten, wie uns dies kürzlich mitgeteilt wurde, als unerläßliche Verpflichtung zu fordern, daß der Betreffende sich schriftlich vor seiner Ausreise anheischig mache, das Schutzgebiet vor einer Reihe von Jahren nicht zu verlassen. Solche Bestimmungen mögen sich für ganz mittellose Kolonisten eignen, welche Ueberfahrt und Ackergerät kreditiert bekommen, aber für Ansiedelungslustige, welche Landwirtschaft mit eigenen Mitteln und im großen Stile treiben wollen, paßt das nicht. Jedenfalls aber erwarten wir von der Ansiedelung deutscher Landwirte, so klein auch jetzt noch die Ansätze zu einer organisierten Auswanderung sein mögen, das Beste für das südwestafrikanische Schutzgebiet. Wir hätten daher auch gewünscht, daß die Reichsregierung die Einführung der Bergbau-Industrie nicht so forciert hätte, als sie es durch die Konzessionsverleihung an die englische Gesellschaft gethan hat. Eine gut geleitete ländliche Besiedelung würde nach mehreren Jahren schon genügt haben, um die einwandernden industriellen Elemente aufzunehmen und nicht so überwiegen zu lassen. Wenigstens wäre die Grundlage für eine gesunde volkswirtschaftliche Entwicklung vorhanden gewesen. Was sich jetzt im günstigsten Fall entwickeln wird, ist in den Minenbezirken eine Arbeiterschaft mit aufreibender Thätigkeit und vielleicht gutem Verdienst, aber ohne Neigung und Gelegenheit, das verdiente Geld im Lande zu verzehren. Wer die besten Jahre seines Lebens Minenarbeiter gewesen ist, will nicht nachher noch schwer als Bauer arbeiten, er geht mit seinen Ersparnissen außer Landes und läßt dieses möglichst ausgebeutet zurück. Dabei wollen wir auf die

unter diesen Verhältnissen stets mangelnde weibliche Einwanderung nicht näher eingehen. Das leuchtet aber wohl ein und ist durch Erfahrung übergenug bestätigt, daß eine europäische nur männliche Bevölkerung inmitten eines kulturell tiefer stehenden Volkes stets zum Nachteil beider Parteien ausschlägt. Auf seiten der meisten Männer bilden sich Lebensgewohnheiten sehr fraglichen moralischen Wertes, die mehr der tieferen Kultur der Eingeborenen entsprechen; im übrigen aber entwickelt sich eine Mischrasse, die vom Europäer weder die überlegene innere Bildung, noch vom Eingeborenen die Schlichtheit annimmt, meist ein gefährliches und minderwertiges „Kulturelement". Man hätte also ruhig noch einige Jahre einen Reichszuschuß für Deutsch-Südwestafrika fordern oder sogar erhöht fordern sollen und der Landwirtschaft Zeit zur Entwicklung lassen. Aber Graf Caprivi ist nun einmal kein Agrarier, wie er sagt; wir fürchten, er ist auch kein Volkswirt!

Die Plantagenkolonien müssen wir heute etwas kürzer behandeln, um den verfügbaren Raum nicht zu überschreiten. Von Ostafrika kommt die Nachricht, daß die Dampferstation am Tanganyikasee aufgegeben ist, weil der Dampfer „Hermann von Wißmann" den Transport vom Nyassa über das gebirgige Zwischenland nicht aushalten würde. Damit sinkt nun freilich die Bedeutung der Tanganyikastation wesentlich herunter, denn es wird sich nun bei jeder Verfolgung von Sklavenschiffen darum handeln, wer die tüchtigsten Ruderer zur Verfügung hat, eine Frage, welche die Ueberlegenheit des Antisklavereikommandos entschieden beeinträchtigt, da die Araber und die sklavenhandelnden Eingeborenen die Erfahrung und häufig wohl auch die größeren Mittel für sich haben werden. Trotzdem sehen wir der Ankunft Wißmann's am Tanganyika mit Spannung entgegen, weil seine Station die einzige sein wird, die den Zwecken des Antisklavereiunternehmens thatsächlich nutzbar sein wird. Freilich können noch 6 Monate vergehen, bis Wißmanns Ankunft am künftigen Schauplatz seiner Thätigkeit nach Deutschland gemeldet wird. Die Etatfrage für Ostafrika ist zur Zeit, wo wir schreiben, zwar noch in der Schwebe, aber man spricht doch von einer seitens der Reichsregierung auf Andrängen zahlreicher kolonialfreundlicher Abgeordneten bestehenden Absicht, eine Nachtragsforderung in Höhe einer Million Mark einzubringen. Wir würden dies nach unseren, den Lesern bekannten Ansichten nur billigen, glauben aber, daß hierbei auch die anderen Schutzgebiete beteiligt sind, da ja die Mannschaftsvermehrung in Südwestafrika ohnehin eine Nachtragsforderung erheischt. Von Emin Pascha sind wieder zwei sich widersprechende Nachrichten zu registrieren. Von seinem Tode wurde dem Stationschef Herrmann in Bukoba am Viktoriasee durch Kapitän Williams in Uganda im Monat September eine Bestätigung überbracht, zugleich auch die Nachricht, daß ein Kommando abgesandt sei, um Gewißheit zu erlangen. Wir überlassen es also den Engländern, unseren bedeutenden Landsmann aufzusuchen. Eine andere Nachricht hat Tippo Tip übermittelt, wonach Emin Pascha am 15. August noch am Leben und auf dem Wege nach Udjidji am Tanganyika gewesen sei. Es ist nicht einmal festzustellen, welche Botschaft die ältere ist, da auch die englische Nachricht 4—6 Wochen gebraucht haben dürfte, um von ihrem Ausgangspunkt an Kpt. Williams und von diesem an Herrmann zu gelangen. Eine Verwechslung mit Dr. Baumann kann bei der Nachricht Tippo Tips nicht vorliegen, da dieser erst am 21. August Ussui, die nächste Landschaft westlich des Viktoriasees, und am 22. September den Tanganyika erreichte. Bedenklich bleibt aber der Umstand, daß Dr. Baumann auf seiner Reise nichts von einer Annäherung Emin Paschas zum Tanganyika gehört hat.

In Kamerun scheinen die Bakoko endlich eine Niederlage von entscheidender Kraft erlitten zu haben, da der Kanzler Wehlau sie gerade von der Landseite und nicht wie bisher vom Sannagafluß her angriff. Die Schutztruppe ist auf 80 Mann verstärkt und diese sollen sich nach dem amtlichen Bericht im „Kol.-Blatt" sehr gut bei der Einnahme der Bakoko-Schlupfwinkel mitten im Busch geschlagen haben. Im nördlichen

Teil des Hinterlandes soll sich die Stimmung der zu Dr. Zintgraffs Anwesenheit auf Baliburg deutschfreundlichen Balis sehr verschlechtert haben. Nach Dr. Zintgraffs Voraussagungen mußte das eintreffen, weil in der Hinterlandfrage das Gouvernement absolut nichts thut. Wir kommen darauf später zurück.

Wirtschaftspolitik.

Auf die große Socialistenschlacht im Reichstage ist die große agrarische Bewegung gefolgt, und alle Reden der Volksvertreter nebst den obligaten Zeitungs-Kommentaren flossen den ganzen Monat hindurch von wirtschaftspolitischer Gelehrsamkeit über. Das Resultat ist, daß der konservativ-agrarische Standpunkt gegen die Socialdemokratie wie gegen die manchesterlich angekränkelte Regierungspolitik siegreich behauptet wurde und daß wir unter günstigen Aussichten in den vielleicht nahe bevorstehenden Wahlkampf eintreten können. Die Rücksicht auf die Wahlen war deutlich in den meisten Reden der konservativen und der mittelparteilichen Abgeordneten erkennbar, und wir müssen es uns daher versagen, an ihren Einzelheiten Kritik zu üben. Wenn wir aber auch die parteitaktischen Gesichtspunkte dieser Debatten als ausschlaggebend anerkennen, so müssen wir doch eben im Interesse der Agitation auf zwei recht bedenkliche Irrtümer hinweisen, die sich innerhalb der konservativen Fraktion des Reichstages festzusetzen scheinen. Der eine betrifft unsere Stellung zu dem wirtschaftspolitischen Programm der Socialdemokratie, der andere die Beurteilung der agrarischen Schutzzölle.

Es ist begreiflich, wenn die in ihrer Existenz bedrohten Landwirte, deren Notstand zum Teil auf die Entziehung ihrer Lohnarbeiter durch die Industrie hervorgerufen wird, für den Industrie-Arbeiter wenig Sympathie empfinden, begreiflich auch, wenn sie über der eigenen Gefahr die Dringlichkeit der „Arbeiterfrage" verkennen. Eine politische Verwirrung ist es aber trotzdem. Niemand bestreitet, daß eine befriedigende Lösung der Agrarfrage auch die Lage der Industrie-Arbeiter verbessern wird, insofern, als eine konsumfähige Landbevölkerung die industriellen Krisen abschwächen, also eine größere Stetigkeit der Arbeitslöhne herbeiführen würde, und man thut auf unserer Seite Unrecht, dies als einen nebensächlichen Punkt zu behandeln, auf den es bei der agrarischen Bewegung gar nicht ankäme. Noch übler wird die Sache, wenn einzelne Heißsporne die sociale Reformgesetzgebung, die doch wahrlich zahm genug war und niemandem unerträgliche Lasten auferlegt hat, als eine ungerechte Bevorzugung eines einzelnen Standes darstellen, oder wenn gar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Revision dieser Gesetzgebung zu Ungunsten der Arbeiter fordert. Ein Meisterwerk sind ja unsere Versicherungs-Gesetze nicht; wenn sie aber in wirklich konservativem Sinne verbessert werden sollen, so kann das doch nur dahin geschehen, daß den Arbeitern wenigstens die Möglichkeit geboten wird, sich durch freiwillige Erhöhung der Versicherungsprämien eine mindestens zur Fristung des Lebens ausreichende Rente zu sichern, — abgesehen von den technischen Einrichtungen, die nicht zu den genialsten und auch nicht zu den wohlwollendsten Schöpfungen des Bismarckschen Regimes gehören. Will die konservative Partei ihrem Programm treu bleiben und das Testament Wilhelms I. ausführen, so hat sie sich keinen Augenblick auf die Vertretung agrarischer Interessen zu beschränken, sondern bei jeder wirtschaftspolitischen Frage auch darauf zu sehen, daß die Sicherheit und Aus-

kömmlichkeit des Arbeiterlohnes gefördert werde. Diese Interessen stehen in der That nur selten im Gegensatz zu einander; wo sie es aber thun, da muß unbedingt und ohne Murren der Anspruch des Schwächeren als der gerechtere anerkannt werden. Nur das ist konservative Art, und die wollen wir auch im heißesten Streit um die eigene Existenz nicht verleugnen. Gerade die augenblicklich bei der Reichsregierung vorherrschende Tendenz muß uns zur klaren Besinnung auf unsere sociale Aufgabe bringen. Der Reichskanzler Graf Caprivi kehrte in der letzten Zeit recht liberalisierende wirtschaftspolitische Ansichten hervor, zumal in der Rede, in der er sich als grundkonservativ bezeichnete. Er versprach dem Kapital, dem Handel, der Industrie und der Landwirtschaft völlig gleichen Schutz ihrer Interessen; von der „Arbeit" sprach er nicht. Vielleicht wurde diese Rede mit Rücksicht auf das Schicksal der Militär-Vorlage so gehalten, und sollte die Liberalen für die Regierung kaptivieren. Aber auch andere Anzeichen lassen darauf schließen, daß die kapitalistische Denkweise aus den Geheimratskreisen nach oben hin sich Geltung verschafft. Dem gegenüber müssen wir um so fester an dem Grundsatze halten, daß unser wirtschaftliches Ziel nicht im Reichwerden Einzelner besteht, sondern in der Abwendung der Armut, daß also unsere öffentlichen Einrichtungen die Ungleichheit in der Verteilung des Arbeitsertrages bekämpfen müssen. Verlassen wir diesen Grundsatz, so wird sich das Volk den Deutsch-Socialen und den Socialdemokraten zuwenden.

In der Bekämpfung des deutsch-russischen Handelsvertrages wurde sodann von den konservativen Rednern außer Acht gelassen, daß, wenn auch vielleicht nicht der ganze Schutzzoll, so doch gewiß der Unterschied von 15 Mark zwischen dem Vertragszoll und dem gegen Rußland noch geltenden Satze von den Russen getragen wird, daß also der Verzicht auf den Differentialzoll nicht etwa einen Preisrückgang des Getreides auf dem deutschen Markte um jene 15 Mark zur Folge haben würde. Indem man die Fiktion der Gegner, daß das Inland den ganzen Zoll tragen müsse, stillschweigend zuzugeben schien, hat man sich — bloß im Interesse einer Vereinfachung der Debatte — eine Blöße gegeben, die der Reichskanzler in seinem denkwürdigen Satze von dem „Opfer", das die Bevölkerung mit dem Eingangszolle der Landwirtschaft bringe, auszunutzen wußte. Den Getreidezoll als bloßen Finanzzoll zu verteidigen, dürfte schwer halten, da wahrscheinlich aus einem nicht gar zu ungünstigen Handelsvertrage mit Rußland Mehreinnahmen der Staatsbahnen und des Steuerfiskus resultieren werden, die den Ausfall an Zöllen sehr herabmindern, ja vielleicht ausgleichen dürften. Der Hauptnachdruck muß auf die Valutafrage gelegt werden. Der russische Finanzminister zeigt augenblicklich zwar einen demonstrativen Eifer, den Rubelkurs zu steigern; je mehr er aber den Kurs in seine Gewalt bekommt, desto leichter wird es ihm später, wenn der Vertrag unter Dach ist und die Ausfuhr sich hebt, den Rubel auch wieder fallen zu lassen. Er bedarf dazu kaum eines künstlichen Mittels. Er hat die Spekulation auf die Spur gehetzt; sie übernimmt sich jetzt in Hausse-Engagements auf dem Rubelmarkte, in der Hoffnung, bei steigendem effektiven Bedarf, also im Herbste, den Gewinn realisieren zu können. Dann wird aber voraussichtlich das Angebot die Nachfrage übersteigen und der Kurs fallen, ohne daß Herr Witte den Finger zu rühren braucht. Inzwischen hat er die schönste Gelegenheit, nach Belieben an der Berliner Börse Kreditbillets gegen Gold umzusetzen. Vielleicht hegt er sogar eine stille Hoffnung auf eine neue in Deutschland unterzubringende Anleihe, die man einem Vertragsstaate nicht wohl abschlagen darf. Diese Gesichtspunkte sind in der Debatte hervorgehoben worden, aber nicht so nachdrücklich, daß der Eindruck, den das scheinbare Konzedieren in der Schutzzollfrage hervorgerufen, dadurch abgeschwächt worden wäre. Vollends in den populären Erörterungen der Presse vermißt man überall die Bekämpfung der Ansicht, als ob der deutsche Konsument den Differentialzoll zu tragen habe. Das wird nachgeholt werden müssen, wenn man sich nicht die Agitation unnötig erschweren will.

Die Socialistendebatte hat mit einem allzu leichten Sieg der „bürgerlichen Parteien" geendigt und im Lande vielfach den Eindruck hinterlassen, als sei die Socialdemokratie

nunmehr logisch vernichtet, sie müsse jetzt an ihrer Lächerlichkeit zu Grunde gehen. Die wirtschaftliche Unmöglichkeit des früheren socialdemokratischen „Zukunftsstaates" ist von den Führern der Arbeiter indirekt zugegeben worden. Damit ist das Problem aber nicht aus der Welt geschafft, und wenn wir es nicht lösen, so wird die lediglich von der Kritik lebende Socialdemokratie den Arbeiterstand für die Revolution „an sich", für den „Sprung ins Ungewisse" begeistern, bei dem Staat und Gesellschaft nur verlieren können. Man wird sich daran gewöhnen müssen, den Arbeiter nicht so sehr als den unbequemen, unersättlichen Forderer zu betrachten, dessen Begehrlichkeit zurückzuweisen sei, denn als den willkommenen Konsumenten, von dessen ökonomischem Gedeihen die Blüte unserer landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion in erster Linie abhängt. Darum halten wir es für völlig verfehlt, ihm vorzuhalten: „Du mußt bescheiden sein, denn wenn wir dir höheren Lohn bezahlen sollen, können wir nicht exportieren und dann bekommst du überhaupt keine Arbeit mehr." Auf solche Belehrungen antwortet er mit vollem Recht: „Gebt uns nur die Möglichkeit, mehr Brot, Fleisch, Milch, Kleider und Hausrat anzuschaffen, und ihr könnt eure Produktion vermehren, macht also mindestens denselben, wenn nicht einen höheren Kapitalgewinn, als wenn ihr mit euren Verkaufspreisen auf dem Weltmarkt konkurrieren müßt." Diese einfache Wahrheit wird bei uns nur von Wenigen anerkannt, und doch liegt sie unbewußt der agrarischen Bewegung zu Grunde. Die Landwirte sagen doch auch: „Gebt uns höheren und gesicherten Ertrag unserer Arbeit, macht uns konsumfähiger, so bringen wir die Industrie zur Blüte." Wenn die Industriellen und Händler diesen agrarischen Satz nicht anerkennen wollen und sich auf die Vergangenheit berufen, in der trotz des Niederganges der Landwirtschaft die Industrie Fortschritte gemacht hat, so übersehen sie, daß nun an die zwanzig Jahre die Landwirtschaft vom Kapital gelebt hat und daß es damit jetzt zu Ende geht. Die agrarische Frage ist also zur Arbeiterfrage geworden in dem Sinne, daß es sich nicht mehr um eine Vermehrung der Rente, sondern um die Erhöhung des Ertrages aus Arbeit handelt. In diesem Augenblicke sollte der Zusammenhang, die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Landbau und Industrie-Arbeit mit Händen zu greifen sein; aber es will uns scheinen, als ob er in den siebziger Jahren bei Begründung des Vereins der Steuer- und Wirtschafts-Reformer klarer erfaßt worden sei, als gerade jetzt. Liegt es daran, daß die „Arbeiter" inzwischen ihren Abfall von Staat und Kirche vollzogen haben und sich als Revolutionäre und Atheisten geben? Nun, so wird man doch nicht den Glauben an die Nation verleugnen und die deutschen Arbeiter als rettungslos verlorene Glieder des deutschen Volkes ansehen! Erst gebe man ihnen ihr Recht an den von ihnen produzierten Gütern, da es doch ohne Benachteiligung der Rechte Anderer geschehen kann; dann werden sie auch wieder an die Gerechtigkeit der Gesellschaft und an eine sittliche Weltordnung glauben lernen. So verkommen, wie unsere „geachtetsten Mitbürger" von der Börse, von der Spekulation überhaupt, sind die deutschen Arbeiter noch immer nicht, auch wenn sie streiken und rote Schleifen tragen.

Die Börse! Sie macht sich augenblicklich wieder sehr „nützlich". Wie würde das interessante Ungarnreich seine Schulden vermehren können, ohne seine Zinszahlungen erhöhen zu müssen, wenn nicht die Börse wäre mit ihrem Rothschildkonsortium an der Spitze! Das ist doch noch eine „eminent staatserhaltende Institution". Sie baut sogar den Bulgaren neue Eisenbahnen gegen bloßes Zinsversprechen, denn die Verpfändung der alten Linien, die lediglich fressendes Kapital sind, bedeutet nur den Vorwand einer Sicherstellung. Das sind ja alles große Wohlthaten für die geldnehmenden Völker; ob aber auch für das geldgebende Deutschland? Wir wünschen Bulgarien alles Gute, eine ewige Selbständigkeit gegen Rußland und die Türkei, eine Dynastie für Jahrtausende und Geld wie Sand am Meere. Aber vorläufig besitzt es von alledem nichts, und wer ihm jetzt Geld leiht, der thut das, wenn nicht aus Leichtsinn, dann in der Absicht, am Kurse zu verdienen. Die erste Anleihe soll mehr als vierfach gezeichnet worden sein. Der Anreiz zum Spekulieren lag für den „Fachmann" hauptsächlich darin, daß die

Emission binnen kurzem wiederholt werden soll und die Länderbankgruppe also ein Interesse daran hat, den Kurs nicht unter den Zeichnungspreis fallen, ihn vielmehr darüber hinaus steigen zu lassen Sie hat sich denn auch gegen die Spekulanten dankbar erwiesen und bei der Zuteilung der Stücke die kleinen Zeichnungen leer ausgehen lassen, um den größeren desto mehr zuteilen zu können. So kann die Spekulation ihr Material im Detailvertrieb leichter wieder los werden und steht den Emittenten bei der neuen Auflage mit ungeschwächten Kräften zur Verfügung. Dieser Trick ist neu; er hat selbst Kritiker verblüfft, die es der Länderbank hoch anrechnen zu müssen glauben, daß sie wenigstens die kleinen Leute nicht hat hereinlegen wollen. Als ob diese bulgarische Anleihe nicht recht eigentlich für den Vertrieb unter den kleinen und kleinsten Rentnern berechnet sei. 6% Zinsen! Da greift der Groschenrentner zu, und wenn es neue Portugiesen wären.

Die Valuta-Regulierung Oesterreich-Ungarns geht in ein schnelles Tempo über. Die vorbereitende Konvertierung von über einer Milliarde hochverzinslicher Anleihen ist von 90 Prozent der alten Gläubiger angenommen worden. Das ist zwar kein vollständiger Erfolg, aber doch immer schon ein Geschäft, mit dem Ungarn sich sehen lassen kann. Die Inhaber der alten Schuldtitel waren offenbar in Verlegenheit, wie sie bei der zu erwartenden Kündigung auf Baar-Rückzahlung ihr Kapital gleich vorteilhaft anlegen könnten und sind darum meist auf die Konvertierung eingegangen. Sie sind auch wohl zum Teil der Ansicht gewesen, daß die zum Umtausch angebotene Kronenrente ein Goldwährungspapier sei oder werden solle. Davon ist nun freilich das Gegenteil richtig. Die neue Valuta ist ebenso gut Papierwährung, wie die alte, nur etwas schlechter, indem ihr durch die Festsetzung der Relation auf 85% eine Wertsteigerung nach oben unmöglich gemacht worden ist. Die Gläubiger sind also um den Zinsunterschied und um die Chancen des Valuta-Kurses ärmer, Oesterreich-Ungarn ist um denselben Betrag reicher geworden. Während wir dies schreiben, hat allerdings der Kurs der Kronenrente im Ultimohandel die nicht zu verachtende Steigerung von 2½ Prozent über den Emissionskurs hinaus erlebt; aber das war auch nötig, um die Inhaber dieses Papiers bei Laune zu erhalten; bei steigenden Kursen verkauft bekanntlich „das Publikum" nicht, sondern kauft, während die Spekulanten es im Differenzgeschäft umgekehrt machen. Wollten die Kapitalisten ihre neuen österreichisch-ungarischen Werte mit der so seltsam „regulierten" Valuta verkaufen, so würden sie die Erfahrung machen, daß die jetzt scheinbar so zahlreich heranstürmenden Käufer spurlos verdusten, wie einst beim Reitergefecht die hunnischen Vorfahren der heutigen Schützlinge Rothschilds. — Nunmehr steht die Ausgabe der ersten 60 Millionen Gulden wirklicher Goldanleihe bevor. Um den deutschen Markt nicht allzu sehr zu belasten und ihn nicht von vornherein zu „verstimmen", hat das Rothschildkonsortium das Gold selbst aus Amerika herangeschafft. Woher die Hunderte von Millionen Gulden Gold, die außerdem vorhanden sein müssen, ehe Oesterreich-Ungarn die Baarzahlung aufnehmen kann, hergenommen werden sollen, das mögen die Rothschilds wissen. Der erste Erfolg imponiert aber der Börse, sie sieht ein neues goldenes Zeitalter für sich selber anbrechen und eskomptiert bereits sehr große Hoffnungen.

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß eine neue Generation von Glücksrittern in der Börse eingezogen ist, und allerdings sieht man viele neue und junge, wenn auch nicht jugendliche Gesichter unter der Menge, die sich in den weiten Hallen des Berliner Börsenpalastes drängen; auch die Schaufenster der Kommissions- und Wechselstuben in den Berliner Straßen werden wieder mehr belagert von semitischen und arischen Differenzenjägern, die hier die telephonisch gemeldeten neuesten Kurse studieren und zwischen Frühstück und Diner vom Pflaster aus ihr Jeu machen. Daneben fehlt es aber auch nicht an „ernsten Käufern" für einzelne über Gebühr herabgedrückte Industriewerte, zu denen freilich die bekannten Spielpapiere ohne Ausnahme nicht gehören.

Vom Regierungstische aus ist in der Notstandsdebatte des verflossenen Monats mit Nachdruck hervorgehoben worden, daß sich eine entschiedene Wendung zum Besseren in einzelnen Industriezweigen nachweisen lasse. Das ist gewiß richtig. Nur nehmen die größten Industrien Deutschlands, die Kohlen- und Eisen-Erzeugung, an dieser Besserung noch nicht teil, und das ist der sicherste Beweis dafür, daß auch der Durchschnittsstand früherer Jahre bei den anderen auf Massenerzeugung gerichteten Industrien noch nicht wieder überschritten ist. Die Montanindustrie hat sich den Ausnahmezuständen der letzten Hochkonjunktur angepaßt und steht nun unter dem Zwange, entweder immer mehr produzieren zu müssen, um die Gesamtkosten einzubringen, oder aber den Betrieb teilweise einzustellen, was nur den größten Hüttenwerken mit mehreren Hochöfen überhaupt möglich ist. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, das nunmehr zur Thatsache geworden ist, will das Riesen-Experiment wagen, die Kohlenproduktion des Ruhrgebietes zu regeln und dem Bedarf anzupassen. Die Zechen müssen eine recht pessimistische Ansicht von der Zukunft der deutschen Industrie haben, daß sie fast ausnahmslos diesen verzweifelten Schritt wagten, der sie für fünf Jahre aller Selbständigkeit beraubt. Wenn das Experiment fehlschlägt und der Ring nach fünf Jahren sich auflöst, so sind die kleineren Zechen rettungslos verloren und werden von den großen zu Spottpreisen übernommen werden, oder eingehen. Hat das Syndikat aber Erfolg, so muß die deutsche Industrie des Westens dauernd mit hohen Kohlenpreisen rechnen und verliert sehr viel von ihrer Fähigkeit, sich den wechselnden Konjunkturen anzupassen. Wie der Bergmann dabei fährt, ist auch nicht schwer vorauszusehen. Seine wirtschaftliche Selbständigkeit kann nicht gewinnen, wenn die Arbeitgeber eine streng geschlossene Einheit bilden, die auch im Lohnkampf sich als eine uneinnehmbare Festung bewähren wird. Wir müssen uns da auf einen Krieg zwischen Arbeitern und Arbeitgebern gefaßt machen, der bis zur beiderseitigen Erschöpfung und auf Kosten der Konsumenten durchgeführt werden wird. Auf der einen Seite das Syndikat und der von Freiherrn von Stumm beratene Fiskus, auf der anderen die socialdemokratische Arbeiterschaft, — das Bild würde an das Ende des Jahrhunderts passen!

Kirche.

Ein Mann, der auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit und in dem Aufbau des kirchlichen Lebens in der vordersten Reihe steht in unserer Zeit, hat einmal ausgesprochen: 1000 Mark Belohnung für jeden Jesuiten, den wir in das Land bekommen! — Gewißlich erhofft er von den Jesuiten keinen Aufbau der evangelischen Kirche, aber er meint, der faulen evangelischen Kirche sei es in hohem Grade heilsam, wenn ihr solche unangenehme Gäste in das Land geschickt würden, die die Thätigkeit aller evangelischen Geistlichen und Laien in gesteigertem Maße in Anspruch nehmen müßten, wenn nicht ein Abfall vom Evangelium in unserem Volke einreißen soll.

Es liegt gewiß eine Wahrheit in dieser Anschauung. Und wo wir regsame Gegner haben, wie die socialdemokratischen Agitatoren auf der einen, und die zum Angriff geneigte römische Kirche auf der anderen Seite, da soll uns das zum Sporne dienen. Allein es kann damit doch nicht gerechtfertigt werden, daß man sich selbst solche Gottesgeißeln ins Land holt. Heinrich Leo bezeichnete s. Z. Louis Napoleon als einen von Gott

gesandten Hecht, der den faulen Frieden im europäischen Karpfenteich verhindern sollte, — aber darum, weil Gott zuweilen solche Hechte schickt oder zuläßt, wird man sich solche doch nicht selbst holen. Es könnte das zu einem „Gottversuchen" ausschlagen. Das möchte ich auch auf die Jesuiten anwenden. Das Centrum läßt nicht ab, alljährlich wieder ihre Rückberufung, d. h. die Gestattung ihrer Niederlassungen im deutschen Reiche zu verlangen. Wir wissen aber, daß die Jesuiten die eigentlichen Träger der thätigen römischen Unverträglichkeit sind; es würden sich die schon jetzt unausbleiblichen Konflikte im Schulleben, in den Mischehen, in allen Gemeindeangelegenheiten, welche zu Auseinandersetzungen über kirchliche Fragen führen, — durch die Dazwischenkunft der Jesuiten gewaltig vermehren. Und dadurch würde nicht nur der Friede gestört, das Leben der evangelischen Kirche beeinträchtigt, sondern es würden auch der Regierung fortwährend neue Schwierigkeiten erwachsen. Warum soll sie selbst sich diesen Dorn ins Fleisch treiben?

Nicht zu übersehen ist ferner noch ein Punkt. Wenn auch die Moral der Jesuiten, von der so viel die Rede ist, in ihren gefährlichen und berüchtigten Ausläufern jetzt schwerlich gelehrt werden würde, und wenn auch nicht zu verhindern ist, daß jesuitische Moral ohne Jesuiten in der römischen Kirche verbreitet wird, — so ist doch in dem Jesuitenorden hauptsächlich jene Beichtpraxis vertreten, welche auf die Zerstörung der Moral so oft hingewirkt hat. Die römische Beichtpraxis mit ihrer Art zu inquirieren würde durch eine ungestörte Ausbreitung der Jesuiten sehr an Schärfe und Gefährlichkeit gewinnen.

Diese Gründe machen es durchaus berechtigt, wenn in der evangelischen Bevölkerung der Wunsch nach Kundgebungen laut wird, welche der Reichsregierung eine ablehnende Haltung gegen die Wünsche des Centrums erleichtern sollen. Deshalb ist nach Barmen eine Versammlung berufen, welche den Protest aller Evangelischen gegen die Zulassung der Jesuiten zum Ausdruck bringen soll. Die Einladung dazu ist von Hunderten von Namen aus allen Parteien und Lebensstellungen unterzeichnet. Die Versammlung selbst, über die wir heute nicht mehr berichten können, wird voraussichtlich den Eindruck der Uebereinstimmung aller evangelischen kirchlichen Richtungen machen. Wenn auch ein Majoritätsbeschluß des Reichstages dem Centrumsantrage zustimmen sollte, was bei der Haltung der Socialdemokraten, Polen, Freisinnigen rc. wahrscheinlich ist, — so hoffen wir, daß die Regierung von anderen Erwägungen ausgehen wird, als solche Parteien, die das Wesen der Regierung darin sehen, daß sie nicht regiert.

In der Nachbarstadt Barmens, in Elberfeld, ist vom 22. bis 24. Januar ein vangelisch-socialer Kursus abgehalten worden, an dem sich über 200 Männer aus allen Berufsklassen beteiligt haben. Wir sehen darin einen erfreulichen Fortschritt in dem Bestreben der evangelischen Christenheit, sich über die sociale Frage und unsere Aufgabe an derselben zu orientieren. Der Generalsuperintendent D. Baur nahm daran teil, sowie mehrere Vertreter der Regierung; u. a. war auch das Herborner Predigerseminar unter Führung seines Direktors vollzählig erschienen. Der Kursus bestand in dem Anhören von Vorträgen, der Besichtigung von Fabriken, Wohlfahrtseinrichtungen und Vereinen.

Einen Teil der Verhandlungen nahm die Beratung von Thesen in Anspruch, welche Pastor Naumann aus Frankfurt a. M., der verdienstliche Verfasser einer der besten socialen Schriften: „Das sociale Programm der evangelischen Kirche", als Vorarbeiten für ein evangelisch-sociales Programm mitgebracht hatte, — Thesen, welche bereits auf mehreren Versammlungen von Abgeordneten hessischer und nassauischer Arbeitervereine angenommen waren. Dieselben tragen den Charakter von Vorarbeiten schon durch ihren polemischen Charakter, indem sie nur die Grenzlinien des Verhaltens gegen die Katholiken, die Juden und die Socialdemokraten ziehen, wodurch manches wiederholt, anderes nicht richtig ausgedrückt wird. Aber die Verhandlungen ergaben

auch, daß die Zeit zur Aufstellung eines evangelisch-socialen Programms doch wohl erst noch reifen muß. Es wurde ferner auch ein Schreiben aus Hamburg mitgeteilt, in welchem der Vorschlag entwickelt wurde, die evangelischen Arbeitervereine durch Aufstellung eines wesentlich socialpolitischen Programms mehr als bisher zu einer Partei zu machen, der sich die vielen Arbeiter und kleinen Leute, die jetzt aus Verlegenheit für die Socialdemokratie ihre Stimmen abgeben, anschließen könnten. Die Grundgedanken und auch die Grundsätze sind im wesentlichen richtig; die letzteren decken sich auch mit den früheren Aufstellungen der evangelischen Arbeitervereine und mit den Naumannschen Thesen. Eine neue socialpolitische Partei, vielleicht mit dem Namen „Neue socialmonarchische Arbeiterpartei", möchte in der Gegenwart, wo die Mauserung der socialdemokratischen Partei aller Blicke auf sich zieht, nicht ungünstige Aussichten haben.

Zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten kam es — und dies sei hier als Zeichen der Zeit wieder besonders hervorgehoben — nur bei der Stellung zur Judenfrage. In dem Naumannschen Thesenentwurf hieß es: „B. Gegenüber den Juden. 1. Die Religionsfreiheit muß auch gegenüber den Juden streng gewahrt werden. 2. Der Kern der socialen Frage ist nicht die Judenfrage. 3. Wir wünschen, daß Erziehung, Leitung und Beeinflussung unseres Volkes in christlichem und deutschem Geiste gehalten sei. 4. Die bürgerlichen Rechte der Juden müssen ungeschmälert bleiben." — Es ist nicht einzusehen, was diese Sätze in dem Programm einer evangelisch-socialen Arbeiterpartei bedeuten sollen. Ist es zuviel gesagt, wenn man sie als sehr nah verwandt mit dem Programm der Judenschutztruppe bezeichnet? Die sociale Frage ist von ihnen nur in dem rein negativen (nichts sagenden) Satze: der Kern der socialen Frage sei nicht die Judenfrage — berührt, eine Behauptung, in der alle verständigen Leute übereinstimmen; aber ebenso richtig ist, daß die Judenfrage mit jenem Kern sehr nahe sich berührt. Kurzum, es war ein Glück, daß diese Thesen nicht angenommen wurden. Was mit ihnen geschehen, ist uns nicht ganz klar. Während die „Mitteilungen des evangelisch-socialen Kongresses" nichts über das Resultat berichten, die „Chronik der christl. Welt" nur erzählt, die Thesen über die Judenfrage seien abgelehnt, wird von anderer Seite eine neue Form mitgeteilt, in welcher dieselben angenommen seien, nämlich folgendermaßen lautend: „Die Religionsfreiheit muß auch den Juden gegenüber streng gewahrt werden. Wir beklagen aber den vielfach sich vordrängenden und zersetzenden jüdischen Einfluß auf unser Volksleben und wünschen, daß Erziehung, Leitung und Beeinflussung unseres Volkes in christlichem und deutschem Geiste gehalten seien."

Es ist zu beachten, daß man mit den Verhandlungen über die Naumannschen Thesen und den Programmentwurf aus dem Rahmen des evangelisch-socialen Kursus ganz herausging. Als ich dieselben las, hatte ich dieselben Gedanken, die ich nachher in den „Mitteilungen" ausgesprochen fand: das war kein Kursus, das war ein Kongreß. Letzterer wird jedenfalls bei seiner nächsten Tagung durch die Elberfelder Verhandlungen beeinflußt werden; hoffentlich gelingt es aber, die Programmfrage von ihm fern zu halten, denn damit wäre seine Existenz untergraben. Uebrigens ist auch die neue Fassung der Elberfelder Thesen (die ich nach der „Deutsch-evang. Kirchenzeitung" gebe) viel zu nichtssagend, wenn einmal die Judenfrage in ein sociales Programm soll. Daß die Juden, auch nach der Auflösung des bewußt talmudischen Standpunktes, also auch nach Mendelssohn und dem Reformjudentum, ein durch und durch socialpolitisch bestimmtes Volkstum bilden — muß erst zur Anerkennung kommen, ehe man Stellung zu den einzelnen Maßregeln nehmen kann. Die sociale Frage besteht in der Frage nach der Schaffung eines neuen Ständerechts. Was fangen wir dabei mit den Juden an, die sich nie und nimmer in Stände einordnen lassen, weil sie allesamt, ob reich, ob arm, einen Stand bilden, nämlich den des möglichst arbeitslosen Gewinnes? Das ist die Frage, wie sie durch alle Jahrhunderte hindurchgeht; denn in allen Jahrhunderten hat man versucht, sie zur Arbeit zu erziehen, aber auch da, wo sie die vollste Freiheit der Berufswahl hatten,

im römischen Reich, in Spanien, unter den ersten Karolingern — blieben sie, was sie waren. Die seit dem vorigen Jahrhundert oft gehörte Entschuldigung: was sollen die Juden denn machen, da man sie im Mittelalter von allen Klassen ausgeschlossen hatte? — hat nur ihr teilweises Recht; denn es war vor dem Mittelalter dieselbe Not, und sie ist seit der Emancipation nur in neue Erscheinungsformen getreten. Diesen antiständischen und darum antisocialen Charakter verliert der Jude nicht, ob er reformerisch oder orthodox, bis er den Bruch mit der Tradition vollzieht durch die Taufe. Dieser antisociale Charakter des Judentums ist eine geschichtliche Realität, es ist die gewaltige Hand Gottes, der den Segen seines alttestamentlichen Gesetzes in Fluch für das abtrünnige Bundesvolk verkehrt hat. Was auf dem Boden des heiligen Landes des Volkes Halt sein sollte: die ständelose Brüderlichkeit des ganzen Volkes, die auf Landbesitz gegründete Gleichheit aller Familien, — das wird nun in der Zerstreuung der Fluch, für sie selbst und für alle Völker, dahin sie der Herr zerstreut hat. Diese geschichtliche Realität wird keine moderne Theologie und keine abstrakte humanistische Volkswirtschaftslehre aufheben; der Fluch wird erst dann weichen, wenn der Rat Gottes, der den Verlust des Bundesvolkes zu der Welt Versöhnung machte (Röm. 11, 15), erfüllt ist, wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist und der verkaufte Joseph in tiefstem Geheimnis ohne Beisein eines Fremden sich seinen Brüdern zu erkennen geben wird (1. Mos. 45, 1), und „dann wird ganz Aegypten erfahren, daß der Herr Aegyptens der Sohn und Bruder Israels ist". Daß diese Erkenntnis geweckt wird, — daran haben wir zu arbeiten, gegen die Philo- und gegen die Antisemiten. Aber wir rücken jene Zeit nur in noch weitere Ferne, wenn wir in doktrinärem Humanismus nur das eine Interesse zeigen: ja nicht der Juden Recht anzutasten, wie das der Naumannsche Entwurf that.

Neue Schriften.

Kirchenrecht von Rudolf Sohm. Erster Band: Die geschichtlichen Grundlagen. (Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.)

„Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch," mit diesem Satz beginnt und schließt das großartige Werk, welches anzuzeigen diese Zeilen bestimmt sind. Kein Wunder, daß eine so scharf zugespitzte These das lebhafteste Erstaunen und den entschiedensten Widerspruch unter Juristen und Theologen hervorgerufen hat und hervorruft. Tritt dieser Satz doch alle dem entgegen, was bisher als richtig erkannt und als Recht festgehalten ist. Wie kann man ein Kirchenrecht schreiben und das Recht der Kirche und das Recht in der Kirche leugnen wollen! Wie will Sohm ohne Recht auch nur einen ungläubigen Pastor absetzen? Solche Aufstellungen zeugen von Schwärmerei, von einem durchaus subjektiven Spiritualismus und führen notwendig zur Separation und Sektenbildung! So und ähnlich hört man hin und her sagen und reden. Denn eine eingehendere schriftliche Würdigung oder Bekämpfung des Sohmschen Werkes haben wir bisher weder in juristischen, noch in kirchlichen Zeitschriften gefunden, obwohl jeder Gebildete, der Interesse für die Kirche und kirchliche Dinge hat, sich notgedrungen mit dieser Sohmschen Arbeit und seinem großartig zusammengefügten Beweismaterial abfinden muß. Mag man seinen Sätzen und Ausführungen nun zustimmen oder nicht, keiner wird sein Buch ohne Befriedigung, ohne Genuß und ohne Belehrung aus der Hand legen. Auch der Gegner wird den eigenen Standpunkt vertiefen und verstärken müssen, wenn er ihn Sohm gegenüber aufrecht erhalten will. Denn tief hat Sohm geforscht, mit unermüdlichem Fleiß seine Beweise aus den entlegensten Stellen zusammengetragen mit kaum nachahmlicher Konsequenz reiht er in seiner Beweisführung Glied an Glied. Selbst durchglüht von dem festesten Glauben an seinen Herrn und Heiland, ist ihm sein Werk eine Arbeit im Dienst des Herrn, die nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen geschrieben ist, und Begeisterung und Leben weckt, weil sie selbst Geist und Feuer atmet.

Es giebt in der deutschen Sprache wohl kaum ein Wort, welches so vieldeutig ist als das Wort „Kirche", und welches je nach seinem Gebrauch einen so vollständig anderen und wechselnden Sinn annimmt. Bald bedeutet „Kirche" die sichtbare, bald die unsichtbare, bald Heilsanstalt, bald juristische Person mit Rechts- und Vermögensfähigkeit, bald den für den Gottesdienst bestimmten Versammlungsraum u. s. w. Wir wollen keine Aufzählung aller möglichen Bedeutungen des Wortes Kirche geben.

In welchem Sinn gebraucht Sohm das Wort „Kirche" in seinem bereits berühmt gewordenen Satze: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch"? Das steht zuerst zur Frage, wenn dieser Satz auf seinen Wert geprüft werden soll.

Es ist zunächst ohne weiteres klar, daß Sohm nicht eine der heute bestehenden kirchlichen Korporationen darunter versteht, weder die römische, noch die preußische unierte Kirche, noch eine der übrigen Landeskirchen oder der bestehenden Freikirchen. Daß die einen ein geltendes Kirchenrecht besitzen, und daß selbst die Freikirchen, welchen Namen sie auch haben mögen, in ihren Gemeindesatzungen und Statuten eine dem Kirchenrecht der großen Kirchen entsprechende Kodifikation ihres Vereinsrechtes haben, ist ohne weiteres klar. Abgesehen davon, daß Sohm in diesem ersten Bande seines Kirchenrechts noch nicht eine dogmatische Darstellung des heute gültigen Rechts schreibt, sondern erst die geschichtlichen Grundlagen des heutigen Rechts entwickelt, so behauptet er auch nicht, daß diese kirchlichen Gebilde heute ohne Recht auskommen könnten. Umgekehrt betont er an mehr als einer Stelle, daß unsere heutigen Kircheninstitute nicht ohne Recht sein können. „Wie ein Verein nicht sein kann ohne statutarische Festsetzung des Vereinszweckes, so kann auch die rechtlich verfaßte Kirche (im

Sinne des heutigen Kirchenrechtes ist sie ein Verein' nicht sein ohne rechtsverbindliche Feststellung des Kirchenzwecks: die kirchliche Organisation ist dazu da, um diese Lehre zu verbreiten. Sodann und vor allem ist das rechtlich geltende Bekenntnis unentbehrlich als Schranke für das geistliche Amt. Der Träger des geistlichen Amtes hat heute ein Recht auf sein Lehramt. So muß ihm auch die rechtliche Pflicht auferlegt werden, eine bestimmte, lehrgesetzlich festgestellte Lehre zu verkündigen. Durch das Recht des Geistlichen auf sein Amt ist die Gemeinde dem Geistlichen preisgegeben, sobald nicht dem gesetzlichen Recht die gesetzliche Schranke des Lehramtes hinzutritt. Die geistliche Befugnis der Gemeinde, dem Träger des Lehramtes die „Gestattung", den Lehrauftrag zu versagen, ist durch das formelle Recht des Geistlichen beseitigt. So ist zum Schutz der Gemeinde gegen das Lehramt die Feststellung der vorzutragenden Lehre durch Rechtssatz und die Handhabung der kirchlichen Zwangsgewalt gegen den Geistlichen zur Aufrechthaltung dieses Rechtssatzes unentbehrlich. Jedesmal, wenn der Zwang gegen einen Geistlichen gehandhabt wird, um seine rechtliche Lehrverpflichtung zu vollstrecken, wird der innere Widerspruch, in welchem die zwangsweise Durchsetzung einer Glaubenslehre zu dem Wesen des Christentums und des Protestantismus steht, mit Lebhaftigkeit empfunden. Man pflegt dann der kirchlichen Behörde, welche die zweifellose Rechtsverpflichtung vollstreckte, erregte Vorwürfe zu machen und gegen das Dasein eines derartigen Lehrzwangs mit Geräusch Verwahrung einzulegen. Niemand aber bedenkt, daß diese Vorwürfe und dieser Widerspruch an eine verkehrte Adresse gerichtet sind. Nicht diese Behörde ist es und nicht diese Rechtspflicht als solche, welche dem Wesen des Christentums widerstreitet. Was an dieser Stelle empfunden wird, ist der Widerspruch, in welchem das Kirchenrecht überhaupt zum Wesen der Kirche sich befindet."

Das Wesen der Kirche und ihres Rechtes ergiebt sich nicht aus einer Betrachtung der heutigen Kirchen und ihres heutigen Rechtes, sondern nur aus einer Entwicklung der geschichtlichen Grundlagen, auf welchem sie beruhen samt ihrem Recht.

Welche der heutigen Kirchen, abgesehen natürlich von der römischen, würde den Mut haben, von sich zu sagen, daß sie allein die Kirche Christi, die Christenheit sei? Wo anders finden wir das Wesen derselben — und nur von dieser sagt Sohm, daß mit ihr das Recht in Widerspruch stehe — rein und lauter, als in dem Urchristentum? Der Darstellung des Urchristentums ist der erste grundlegende entscheidende Abschnitt gewidmet.

„Die Geschichte des Kirchenrechtes" — so sagt er — „hat die Aufgabe, das Verständnis des heute geltenden Kirchenrechtes zu vermitteln, die geschichtlichen Grundlagen herauszustellen, aus welchen das ganze kirchenrechtliche Leben der Gegenwart entsprungen ist."

Unter diesem Gesichtspunkt fällt das größte Gewicht auf die erste christliche Zeit.

Welche Ideen in Bezug auf ihre äußere Organisation hat die Kirche von ihrem Herrn und Meister empfangen und in den Tagen des Urchristentums zur Verwirklichung gebracht? Giebt es überhaupt eine rechtliche Organisation der Kirche und kann es eine solche geben? Wie ist das Kirchenrecht entstanden?

In der bisherigen kirchenrechtswissenschaftlichen Litteratur sind die ersten Jahrhunderte der Geschichte der christlichen Kirche sehr vernachlässigt worden. Die Juristen überließen dies Arbeitsfeld den Theologen. Denn diese Arbeit war zu schwer für sie. Die Aufgabe, die sich ihnen hier entgegenstellt, ist mit juristischen Begriffen allein nicht zu lösen. Es gehören Augen des Glaubens dazu. Der Jurist, der dies unternimmt, muß selbst ein Jünger Christi sein. Denn „eine neue Welt umgiebt ihn, die Welt des christlichen Glaubenslebens, mit Recht das ganze Sein der Christenheit beherrschend, in welcher er mit Juristenaugen nichts zu sehen und mit Juristenhänden nichts zu ergreifen im stande ist. Ziehe deine Schuhe aus, denn der Boden, auf dem du stehest, ist heiliges Land! Das Christentum ist in die Welt hereingekommen, überirdisch, überweltlich, du wirst es nimmermehr verstehen, wenn du nicht selber aus dem Wunderbecher getrunken hast, dessen Inhalt den Durst der Seele stillt. Trinke und du wirst nimmermehr dürsten. Trinke und du wirst eine neue Welt entdecken, die du nie zuvor gesehen, die Welt des Geistlichen, überwölbend, überstrahlend die Welt des Irdischen."

Mit solchen Augen hat Sohm geforscht, mit solcher edlen christlichen Begeisterung hat Sohm die Kirche der Urzeit gesucht. Was hat er gefunden? Die grundlegende Idee der Urzeit ist die der ecclesia, der Kirche, die mit Gemeinden, Ortsgemeinden im rechtlichen Sinne nichts zu thun hat. Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind, da ist die Kirche, die ecclesia, die Christenheit; dort ist der Herr mit allen seinen Gaben.

„Es giebt keine Gemeinden innerhalb der Christenheit mit irgend welcher, die einzelnen bindenden, zusammenfassenden rechtlichen Organisation. Es giebt vielmehr nur Versammlungen (Ecclesien), bald große, bald kleine, bald hier, bald da, und alle diese Versammlungen sind gewissermaßen nur Wellen, auf- und niedersteigend, kommend und gehend in dem großen Strom der Christenheit, das Leben, das Wirksamwerden, die sichtbare Erscheinung der Christenheit bedeutend, aber ohne irgend welche rechtliche Vertretungsgewalt. Hat die Versammlung sich aufgelöst, so ist ihre Spur nicht mehr zu finden. Vor ihr, wie in ihr und nach ihr besteht nur eine einzige Größe, die ganze Christenheit auf Erden, und diese Christenheit (Ecclesia), der Leib Christi, verträgt kraft ihres Wesens keine menschliche, d. h. keine rechtliche Gewalt." Aber doch bedarf die Kirche einer Organisation, einer Leitung. Diese Organisation ist die charismatische. Wer das Charisma hat, wer die Lehrgabe vom Herrn empfangen hat, der hat die Leitung. Wer das Charisma hat, dem sind die Christen Gehorsam schuldig, aber nicht aus Rechtszwang, sondern aus Zwang der Liebe.

Sobald aber dieser Gehorsam geweigert wurde — und er ward geweigert —, in demselben Augenblick erwies sich „die Einführung rechtlicher Ordnung als geschichtliche Notwendigkeit". Das Kirchenrecht kam und durch das Kirchenrecht ward das Urchristentum in katholisches Christentum verwandelt. Diese Entwicklung faßt Sohm am Schluß seines zweiten Abschnittes, der den „Katholizismus" darstellt, wie folgt zusammen:

„Die Christenheit, das durch Christum gewonnene Volk und Königreich Gottes auf Erden, kein anderes Haupt als Christum, keine andere Macht, als die Macht göttlicher Wahrheit anerkennend, ist in ein Reich mit irdischer Gewalt, mit irdischem Recht, mit irdischem Zwang, mit irdischem Oberhaupt verwandelt. Das Reich Gottes ward zu einem Reich des Papstes, das Reich des Wortes ward zu einem Reich des Rechtes. Die Christenheit ist katholisiert.

Wie war das möglich?

Das Bedürfnis nach äußerer formaler Ordnung, zunächst nach äußerem Schutz der Kirchenlehre und des Kirchengutes, das Bedürfnis nach Kirchenrecht ist stärker gewesen, als das Vertrauen der Christenheit auf die leitende Fürsorge des göttlichen Geistes. In den Kämpfen um die Aufrechterhaltung eines sittlich geordneten Gemeindelebens (die Verwaltung der Eucharistie und des Kirchengutes), um die Aufrechterhaltung der ursprünglichen christlichen Wahrheit (in Widerstreit mit Gnostizismus, Montanismus, Häresie) ist rechtliche Ordnung in der Ecclesia als festes Bollwerk gegen die feindlichen Mächte aufgerichtet worden. Aber das Schutzmittel selber schloß eine (nicht bewußt gewollte, aber doch naturnotwendig sich durchsetzende) Fälschung des christlichen Glaubens in sich. Die in Wahrheit menschliche Kirchenordnung mußte unter dem Gesichtspunkte göttlicher Kirchenordnung eingeführt werden. Eine apostolische (von Gott, Christus durch die Apostel vorgeschriebene) Kirchenverfassung mußte behauptet werden, um unter diesem Titel die Ausbildung von Kirchenrecht zu ermöglichen. Die Entwicklung der Rechtssätze erfolgte in der Form der Durchsetzung von angeblich urchristlichen („apostolischen") Glaubenssätzen. Auf solche Glaubenssätze ist die Macht des Bischofs (seine priesterliche, wie seine regierende Gewalt), ist die Macht der Synode (zuletzt der allgemeinen Synode), ist endlich die Macht des Oberbischofs (zuletzt des Papstes) gegründet worden.

So ist die Geschichte des Kirchenrechtes zugleich die Geschichte fortgesetzter Entstellung der christlichen Wahrheit gewesen. Sie hat begonnen mit der Herstellung einer rechtlich geordneten Gemeindeverfassung (Gewalt des Bischofs). Sie ist vollendet mit dem Ausbau einer rechtlich geordneten Gesamtkirchenverfassung (Gewalt des allgemeinen Konzils, Gewalt des Papstes). Durch eine Unwahrheit (durch den Lehrsatz, daß kraft göttlicher Ordnung allein dem Bischof die Verwaltung der Eucharistie zustehe) ist die Gewalt des Bischofs, durch eine Unwahrheit (den Lehrsatz, daß eine bestimmte Versammlung kraft formalen Rechts befugt sei, die göttliche Wahrheit festzustellen) ist die Gewalt des allgemeinen Konzils, durch eine Unwahrheit endlich (durch den Lehrsatz, daß eine solche formal verbindende Lehrgewalt vielmehr kraft göttlicher Ordnung schon dem Papst allein zustehe) ist die Gewalt des unfehlbaren Papstes begründet worden . . . .

Mit der Unfehlbarkeit des Papstes ist diese Entwicklung an ihrem naturgemäßen Ende angelangt, indem die letzte Spur der einstigen geistigen Freiheit der Christenheit gegenüber dem Lehramt, die letzte Spur der alten Freiheit der Kirche von kirchenrechtlicher Ordnung ausgetilgt wurde. In der Person des unfehlbaren Papstes ist das Lehramt von dem consensus ecclesiae befreit und damit zu einer monarchischen Gewalt geworden, welche, alle Staatsgewalt weit übertreffend, kraft formalen Rechtes im Namen Gottes redet.

Die Form aber, in welcher dieser Abschluß erreicht wurde, ist genau die gleiche wie diejenige, in welcher einst zur Zeit der Anfänge des Katholizismus dem Bischof das Alleinrecht auf die Eucharistie zugesprochen wurde. Das vatikanische Konzil hat es für einen von Gott geoffenbarten Glaubenssatz erklärt, daß dem Papst monarchische Lehrgewalt zustehe. Die Aenderung des Rechts ist nur in der Form einer Aenderung des Glaubens möglich gewesen.

Eine ununterbrochen fortschreitende Entwicklung führt von dem Alleinrecht des Bischofs auf die Eucharistie zu dem unfehlbaren Lehramt des Papstes. Immer die gleichen Kräfte, immer das gleiche Bedürfnis nach einer abschließenden, jede Abweichung von dem für wahr Gehaltenen verhindernden Organisation haben zu einer Entartung des christlichen Glaubens durch das sich durchsetzende Kirchenrecht geführt.

Das Kirchenrecht steht in Widerspruch mit dem Wesen der Kirche. Die wahre Kirche, die Kirche Christi kennt kein Kirchenrecht. Aus diesem Grunde hat die Entwicklung eines Kirchenrechts für die Kirche Christi (die Ecclesia), welche nur durch das Mittel der Erdichtung eines göttlich geoffenbarten Kirchenrechts möglich war, das Christentum in Katholizismus verwandelt." —

Mit der Vernichtung dieses stolzen Rechtsbaues der römischen Kirche durch Luther beginnt Sohm den Schlußabschnitt seines Werkes „Die Reformation". Als Luther am 10. Dezember 1820 mit der Bannbulle das corpus juris canonici in die Flammen warf, verbrannte er jedoch nicht bloß das päpstliche Recht, sondern das Kirchenrecht zum Zeugnis, daß das ganze geistliche Recht als solches vom Uebel sei.

„Die Kirche Christi (Ecclesia)" — nach Luther auch die sichtbare — ist das Volk Christi, das Volk Gottes, „ein christlich heilig Volk, das da glaubt an Christum", „die heilige Christenheit". Die Kirche Christi ist das Reich Christi, das Reich Gottes, das Himmelreich, „ein geistlich Reich, in welchem doch kein ander Haupt sein kann, denn ein geistliches, welches ist Christus." Weil die Kirche Christi Reich,

Christi Braut und Christi Leib ist, kann sie kein leiblich Oberhaupt und keine Menschenlehre und keine Menschensatzung dulden. Gerade darum duldet sie auch kein zwangsweises, kein leibliches, kein rechtliches, kein aus lediglich äußeren, formalen Gründen verbindliches Regiment. Christi Reich „ist nicht ein leiblich oder weltlich, irdisch Regiment, wie andere Herren und Könige auf Erden regieren, sondern ein geistlich himmlisch Regiment, das da gehet nicht über zeitlich Gut, noch was dies Leben betrifft, sondern über Herz und Gewissen, wie man vor Gott leben soll, seine Gnade erlangen". In Christi Reich „soll ein neues angehen und angerichtet werden, nämlich solch Scepter, das da nicht sagt noch ordnet oder gebeut von dem äußeren leiblichen Wesen und Thun, noch mit leiblichem Zwang regieren soll, auch nicht wie Moses mit Schrecken und Treiben des Gesetzes, sondern allein sein soll ein Wort oder Predigt, das da verkündigt, wie wir sollen selig werden". „Weil Christus (Gott) das alleinige Haupt der Kirche ist, kann in der Kirche nur das Wort Christi, nur das Wort Gottes, welches freie Aneignung, freien Glaubensgehorsam fordert, nicht das Wort einer menschlichen Machtstelle kraft rechtlicher formaler Gewalt gebieten."

Es würde zu weit führen, wenn wir des Genaueren darauf eingehen wollten, wie Sohm mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit, mit schärfster Konsequenz, zum Teil in feinster und eingehendster Polemik mit Gegnern ersten Ranges, wie Stahl und Kliefoth, den Nachweis führt, daß auch die lutherischen Bekenntnisschriften das Recht in der Kirche ablehnen.

Die heute „allgemein herrschende Lehre" von dem „bekenntnismäßig" zugelassenen, ja notwendigen rechtlich wirksamen „Kirchenregiment" mit Gewalt über „Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Gesetzgebung und Administration", das nach einem dem Lehramt (Stahl: „Pastorat ist Kirchenregiment"!), nach anderen allein dem Landesherrn (Mejer), nach der verbreitetsten Ansicht aber der Gesamtkirchgemeinde und als ihrem Vertreter dem Landesherrn zustehe, entbehrt nach Sohm der bekenntnismäßigen Grundlage: das thatsächlich heute bestehende rechtliche „Kirchenregiment" steht als rein weltliche Gewalt im schroffen Gegensatz zum Wesen der Kirche, auch nach dem lutherischen Bekenntnis.

„Die Kirche und zwar auch die sichtbare ist nach lutherischem Bekenntnis für das Recht gar nicht vorhanden, denn sie besitzt keine rechtliche Organisation und kein rechtliches Regiment irgend welcher Art. Es giebt nach dem lutherischen Bekenntnis keine Kirche im Rechtssinne und kann keine geben. Auch die sichtbare Kirche ist für das Recht unsichtbar . . . . Es giebt nach dem lutherischen Bekenntnis keine Kirche im Sinne unserer heutigen Rechtsordnung, keine Kirche, welche als selbstständige, rechtliche Organisation dem Staate gegenüberstände, sondern nur die Christenheit. Der Begriff einer körperschaftlich verfaßten Kirche fehlt — er wird geradezu abgelehnt — und nur der Begriff der Christenheit, der weltumspannenden ecclesia, des christlichen, heiligen Volkes, welches über den Erdkreis sich ausbreitet, ist vorhanden."

„Kirchenregiment ist Wortverwaltung, Seelsorge. Die Verfassung der Kirche ist nach lutherischer wie nach apostolischer Lehre hirtenamtliche Verfassung oder, was nach dem Sprachgebrauch der Bekenntnisschriften dasselbe ist, pfarramtliche bischöfliche Verfassung: das Amt des Wortes der Seelsorge führt kraft seines Wesens das Kirchenregiment. Aber diese bischöfliche Verfassung, welche die wahre Verfassung der Kirche darstellt, setzt ein Bischofsamt ohne Rechtsgewalt voraus, ein Bischofsamt, welches nur geistliche Gewalt, nur das Mittel der Seelsorge handhabt. Ein bischöfliches Kirchenregiment mit Rechtsgewalt ist wider das Christentum, ist wider das Wesen der bischöflichen Verfassung, ist Rückfall in den Katholizismus."

Und doch hat es, abgesehen von den ersten Jahrhunderten, immer Rechtsgewalt in den organisierten Kirchen gegeben! Haben die Kirchen immer Rechtsbeziehungen gehabt! Hat noch zu Luthers Lebszeiten durch Einsetzung der Konsistorien sich auch das Recht wieder in der gereinigten Kirche eingefunden! Hat sich hieraus und aus dem weiteren Umstande, daß Luther „im Notfall" den weltlichen Arm zur Reformation der Kirche aufforderte, das landesherrliche Kirchenregiment und das heutige Landeskirchentum entwickelt, wie Sohm selbst tichtvoll ausführt! Wie war dies möglich? Wie erklärt sich dies? Wir können es keine ausreichende Erklärung nennen, wenn Sohm schreibt: „Derselbe Gedanke, dieselbe Furcht, derselbe Kleinglaube, welcher einst aus dem Urchristentum den Katholizismus erzeugte, ist nunmehr in der Kirche der Reformation groß geworden. Der Hunger nach den Fleischtöpfen Aegyptens ist erwacht auf dem Zug durch die Wüste des alltäglichen Lebens. Das Recht soll helfen und der äußere Zwang, wenn das Wort versagt. Der Sturm bewegt das Meer. Christus schläft. Das Schiff der Kirche muß durch menschliche, weltliche Mittel über Wasser gehalten werden. Hülfe! Wir ertrinken! Wo ist der Glaube an das Evangelium? Wo das Bekenntnis, daß die Kirche Christi allein regiert werden kann und soll durch das Wort Gottes? Die Männer zweiten und dritten Ranges haben die Führung übernommen."

Sohm berichtet die Thatsache, aber sie bleibt für seine Leser ein ungelöstes Rätsel. Wie konnte Gott es zulassen, daß die Kirche des reinen Evangeliums wiederum in die Zwangsgewalt des Rechts zurückfiel? Sind wir, wenn dies der Krebsschaden der Kirche ist, nicht gehalten, die Rechtskirche zu fliehen? Wo aber sollen wir hinfliehen? Es giebt nirgends eine kirchliche Gemeinschaft, die ohne rechtliche Ordnung oder ohne Rechtsbeziehungen wäre. Sollen wir etwa eine neue Sekte bilden? Sicherlich würde auch in dies neue Gebilde binnen kurzem sich das Recht wieder einnisten.

Wir bedauern, daß Sohm auf alle diese Fragen, die er doch anregt, mit denen er die Gewissen beunruhigt hat, keine klare und deutliche Antwort gegeben hat.

Wenn wir nach der Ursache dieses Mangels suchen, so glauben wir, dieselbe finden zu müssen, einmal in dem Umstande, daß Sohm die Kirche jeder Zeit und jedes Orts loslöst von ihrer Vergangenheit und sie als eine in sich und für sich bestehende selbständige Größe ansieht, die frei ohne Rücksicht auf die Vergangenheit und also wohl auch ohne Rücksicht auf die Zukunft handeln darf, und zum anderen darin, daß er bei der Entwicklung der Kirche den gewaltigen Einfluß der Sünde auch auf die Kirche nicht voll mit in Rechnung stellt.

Er schreibt auf Seite 533: „Die Kirche Gottes ist frei von ihrer Vergangenheit, von allem, was menschlich in der Geschichte gestaltet ist. Darum ist sie frei von jeglichem Recht. Unverzichtbar ist ihre Macht der Reformation, ihre Macht über Kirchenlehre und Kirchenordnung. Jede Gemeinde Gottes jedes Orts und jeder Zeit stellt die Kirche Christi, das sichtbar werdende Reich Gottes dar, welches kein anderes Haupt kennt als Christum den Herrn. Darum giebt es kein Kirchenregiment, welches rechtliches Regiment und keine Kirchenordnung, welche Kirchengesetz wäre. Das Wesen der Kirchenregierung und der Kirchenordnung ist ihre rechtliche Unverbindlichkeit". Wir haben diese Sätze ganz mitgeteilt, um nicht den Vorwurf uns zuzuziehen, zusammenhanglos citiert zu haben, wiewohl für uns nur die beiden ersten Sätze hier in Betracht kommen. Wir fürchten, daß aus diesen nicht ohne Grund der Vorwurf des Independentismus und der Schwärmerei gegen den Verfasser hergeleitet werden wird. Auch wir müssen entschieden bestreiten, daß die Kirche, die Christenheit „frei ist von ihrer Vergangenheit, frei ist von allem, was menschlich in der Geschichte gestaltet ist".

Die Kirche, die Christenheit ist nicht frei von ihrer Vergangenheit. Denn sie hat eine geschichtlich feststehende Geburtsstunde. Sie ist geboren am Tage der Pfingsten. Sie ist auch nicht plötzlich vom Himmel herniedergekommen, sondern sie ist vorbereitet durch geschichtliche Heilsthatsachen und sie beruht allein auf diesen. Vom Tage ihrer Geburt an bis zur gegenwärtigen Stunde und bis an das Ende der Tage steht sie unter der Leitung des Heiligen Geistes und dieser verbindet die heutige Christenheit mit der Christenheit der Endzeit und der Urzeit unauflöslich. Die Leitung des Heiligen Geistes geht wie ein Strom hindurch durch die Kirchen aller Zeiten und aller Orten und bewirkt, daß keine derselben independent ist und unabhängig für sich dasteht, sondern daß alle unter einander, als Glieder einer Kette, verbunden bleiben. Gemeinsam ist der Ausgangspunkt in der Vergangenheit, gemeinsam das Endziel in der Zukunft.

Die Kirche aller Zeiten und aller Orten hat eine und dieselbe Aufgabe, nämlich die: Heilsanstalt zu sein. Sie ist in die Sünde hineingepflanzt. Sie wirkt unter Sündern, sie wird gebildet von Sündern und sie soll Sünder zur Seligkeit bereiten. Bestände die Kirche aus „eitel Gläubigen und Heiligen", wie es einst der Fall sein wird, wenn sie die triumphierende geworden ist, so würde sie in der That von allem, was menschlich in der Geschichte gestaltet ist", frei sein. Weil aber ihre Glieder Sünder sind, und weil sie Sündern dient, deswegen kann sie sich dem Einfluß der Sünde, dem Einfluß des Menschlichen nicht entziehen, darum aber auch nicht dem Einfluß des menschlichen Rechts. Ihr Wesen wird freilich hiervon nicht berührt. Denn ihr Wesen besteht ja, wie Artikel VII der Augustana lehrt, nur darin, daß sie die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden, ist.

Sobald sie aber menschliche Gestalt an sich nimmt, d. h. sich organisiert, so muß sie Rechtsbeziehungen anknüpfen, um ihre menschliche Organisation nach außen und nach innen aufrecht zu erhalten. Das Recht verhält sich zur Kirche, wie das Gesetz zum Evangelium. Ohne die Sünde bedürfte die Menschheit nicht des Gesetzes, ohne die Sünde brauchte die Kirche kein Recht. Durch die Sünde ist das eine wie das andere notwendig geworden. Mit Sohm erkennen wir daher zwar an, daß das Wesen der Kirche in Widerspruch steht mit dem Recht, und daß ihre Aufgaben ganz verschiedene sind, aber um der Sünde willen, so sagen wir weiter, ist das Recht zwar ein Kreuz, aber ein notwendiges Kreuz, eine segensreiche Zulassung, für die Christenheit geworden.

Wir möchten glauben, daß auch Sohm diesem Satz nicht unbedingt widersprechen wird. Denn er sagt selbst auf Seite 3, daß sich das Kirchenrecht „mit eiserner Notwendigkeit" erzeugt habe, und auf Seite 156, daß „die Einführung rechtlicher Ordnung sich als geschichtliche Notwendigkeit erwiesen habe".

Was aber „mit eiserner Notwendigkeit" sich erzeugt, was „geschichtliche Notwendigkeit" ist, dessen Daseinsberechtigung kann nicht bestritten werden. Gewiß sind die rechtlichen Einrichtungen der Kirche nur „hölzerne Säulen und Balken", aber dies von Menschenhand unter Gottes Zulassung gezimmerte Gebälk ermöglicht es doch, daß die Kirche ihres Amtes in Frieden warten und ihre segensreichen Ströme über Millionen ergießen kann. Sicher hat die Kirche in den Katakomben ohne Recht existiert. Sie wird einst in der Endzeit sicherlich auch ohne Recht wieder ihre volle Lebenskraft beweisen und vielleicht mehr Zeugnisse des Geistes und der Kraft ablegen, als heute. Dennoch dürfen wir uns herzlich darüber freuen, daß Gott der Herr uns heute noch rechtlich geordnete Zustände erhalten hat.

Diese dürfen wir freilich nicht zu einem Schlummerkissen werden lassen, eine Gefahr, die nahe liegt. Wir können dem Juristen daher nur von Herzen dankbar sein, wenn er in voller Schärfe immer wieder darauf hinweist, daß das Recht in der Kirche nur Menschenwerk und nicht ihr Wesen ist. Gerade zu unserer Zeit ist diese Mahnung sehr nötig. Sehen doch die einen unserer Kirchenmänner das Heil der Kirche gar zu sehr in dem rechtlich gesicherten Bekenntnisstand. Trotz desselben aber brechen die Wölfe bald hier, bald dort in den Schafstall ein. Andere Kirchenretter und Kirchenerneuerer wiederum, deren Landeskirchen kein rechtlich gesichertes Bekenntnis mehr haben, die hoffen das Heil der Kirche von der Beseitigung des Summepiskopats, von der Befreiung der Kirche von der

Bevormundung des Staates, der Aufrichtung einer bischöflichen Gewalt auch in der evangelischen Kirche. Ja es giebt Männer, die meinen, daß es unserer Zeit beschieden sei, den Glaubensartikel von der Kirche erst zu erleben. Nun mögen alle diese Bestrebungen an ihrem Ort und zu ihrer Zeit gewiß helfen und nützlich sein. Sie berühren aber, das bezeugt klar und unwiderleglich der Jurist, nur Außendinge. Das Heil kommt nicht von ihnen und kann von ihnen nicht kommen. Was das Wesen der Kirche ausmacht, das besitzt die lutherische Kirche bereits ganz: reines Wort und Sakrament und in dem Amt des Worts, das jedem Gläubigen nach dem Maße seiner Gaben und der ihm von Gott zu teil gewordenen Berufung zusteht, das Hirtenamt, das Bischofsamt des Urchristentums.

Wir stehen am Schluß unserer Besprechung. Wir können aber die Feder nicht aus der Hand legen, ohne einen warmen Dank dem verehrten Verfasser auszusprechen für die Gabe, die er uns in seinem Werk gegeben. Wir sind durch das eifrige Studium desselben in unserem Glauben nicht wankend geworden oder irre gemacht. Nein, wir sind näher hineingeführt in das Wesen der Kirche. Wir sind gefördert in unserer Erkenntniß. Wir sind aufs neue erfüllt von der Herrlichkeit unserer lutherischen Kirche, mögen ihre Verfassungszustände auch noch so sehr der Verbesserung fähig sein. Ihr Wesen liegt nicht darin. tz.

1. Politik.

— System der Socialpolitik. Von Dr. Julius Wolf, ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Zürich. Erster Band: Grundlegung. — Der Titel des ersten Bandes lautet: Socialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Kritische Würdigung beider als Grundlegung einer Socialpolitik von Julius Wolf. (Stuttgart, J. G. Cotta.) XIX u. 620 S.

Der Verfasser hat sich „zu der verschlossenen Fahne »der alten Tradition« gestellt“, er will mithelfen „den Socialismus als Volksbethörer lahm zu legen“. Nicht mit dem „stolpernden Kothurn“ gelehrter Begriffsbestimmungen, die dem Leben gegenüber doch auf Schritt und Tritt versagen, sondern auf dem Wege „möglichst schlichter Anschaulichkeit“ will der Verfasser zum Ziel gelangen. Sein Buch ist deshalb nicht für den engen Kreis der Socialpolitiker, sondern für die „Großzahl“ gebildeter Leser geschrieben.

Das vorliegende Werk der „Grundlegung“ zerfällt in fünf Abschnitte: Geschichte der socialen Moral (und der socialen Grundrechte) — das sociale Recht (moderne Standpunkte) — Kritik des Socialismus — Kritik der „kapitalistischen“ Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung — Gerechtigkeit. — Ich kann in der Monatsschrift unmöglich eine eingehende Beurteilung des Wolfschen Werkes geben, ich kann mich nur darauf beschränken, dieses Werk als die gewissenhafte, besonnene, gerechte, unbefangene Arbeit eines Mannes zu bezeichnen, dem der Leser vom Anfang bis zum Ende mit vollem Vertrauen folgen kann, umsomehr, als die ethische Seite, die Stellung des Socialismus zum Christentume, mit wohlthuender Wärme zum Ausdruck kommt. — Wenn ich im Nachfolgenden einige Bruchstücke aus dem Ganzen mitteile, so geschieht dies nur, um mit ihnen zum Lesen des Werkes anzureizen. „In der Julirevolution von 1830 nehmen die Arbeiter der Hauptstadt keinen Anstand, sich unter die Befehle des Bankiers Lafitte zu stellen. Aber kaum ist der Bürgerkönig auf den Thron erhoben, so verändert sich der Hintergrund. Nachdem die Bürgerschaft in das Lager der Herrschenden übergegangen ist, steht ihr mit dem Gefühl des Unrecht Leidenden der Arbeiter gegenüber. Der Socialismus ist die Auflehnung gegen das System der Bourgeoisie, genannt Manchestertum (das Postulat, den Menschen in seiner wirtschaftlichen Bethätigung möglichst von allen Schranken zu befreien). Die Freiheit aller erwies sich praktisch bloß als Freiheit für den Stärkeren, den Schwachen zu vergewaltigen. Der Starke hat sich in dieser Vergewaltigung wenig Mäßigung auferlegt. Und dadurch wurden auf Seite der Vergewaltigten ihm gegnerische Tendenzen großgezogen. Diese Tendenzen systematisch formuliert und ausgebaut sind der Socialismus.“ — „Was Gott im religiösen Leben, ist nach Grün das Kapital im Erwerbsleben. Der Mensch habe die ihm zugehörigen Attribute an einen abstrakten Begriff, Gott, veräußert und sich unter ihn gebeugt. Auch das Kapital sei ein dem Menschen zugehöriges Attribut. Auch das Kapital habe den Menschen unter sein Joch gezwungen.“ „Im Princip der modernen technischen Entwicklung liegt nicht nur die immer weiter gehende Ersetzung der menschlichen durch die mechanische Arbeit, sondern auch die Verdrängung der jeweils kleineren Unternehmungen durch die größeren. Aus der Mitte der Unternehmer selbst werden also immer neue Elemente hinausgeworfen und den Proletariermassen zugeführt. Die Zahl der Unternehmer wird immer kleiner und kleiner, und im Verhältnis zu dieser Zahl schwillt jene der im Elend schmachtenden und verschmachtenden Menschen immer mehr an. Schließlich ist die ganze Produktion in den Händen weniger Kapitalmagnaten vereinigt. Jetzt ist die Frucht zur Reife gelangt. Und mehr: sie ist überreif, sie platzt. Das Volk ermannt sich. Es stürzt die Tyrannen und nimmt die Zügel der Wirtschaft in die eigene Hand.“ So läßt der Verfasser den Muhamed der Socialisten zu Wort kommen, dessen Buch die „Arbeiteroffenbarung“ genannt wird. Marx ist aber ein Lügenprophet, dessen Widerlegtwerden zu den besten Teilen des Wolfschen Werks gehört. — „Im Jahre 1841 hat Großbritannien rund 27000 Pfund ausländischen Speck und Schinken verbraucht. 1889: 4200000 Centner. Sollte die Differenz etwa von dem Häuflein Reicher, Allerreichster ihrem Konsum zu-

gelegt worden sein? Oder soll, wenn eingeräumt wird, daß an das Volk von dem zunehmenden Speck- und Schinkenverbrauch etwas abfiel, die Zunahme dieses Verbrauchs etwa ein Symptom maßlos wachsenden Elends sein?" Ein anderer Beweis: Die Zahl der Einleger seit Begründung der Postsparkasse in England war

1861/62	178495
1871	1303492
1880	2184972
1889	4507809.

„Der socialistischen Auslegekunst bleibt gegenüber diesen Ziffern nur die Wahl, entweder anzuerkennen, daß zwischen 1871 und 1889 der Mittelstand so enorm gewachsen ist oder so enorm sich konsolidiert hat, daß er im letzten Jahre 4½ Millionen Angehörige gegen bloß 1300000 im Jahre 1871 als Einleger zur Postsparkasse entsenden durfte — oder: daß die Einleger der Postsparkasse sich zu nicht so ganz geringem Teile doch aus Angehörigen der untersten Stände zusammensetzen." „An der Konsumstatistik der Kulturländer drückt sich — der Socialismus vorüber. ›Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.‹ Der Verfasser weist ziffernmäßig nach, daß dem Socialismus auch die sächsische Konsumstatistik und Sparsamkeit unbequem geworden ist. Zur principiellen Verwerfung unserer ökonomischen Organisation kann man an der Hand der Thatsachen nicht gelangen." „Nichts Menschliches ist vollkommen, und wie unvollkommen gerade auch unsere Einrichtungen sind, darüber wird noch viel zu sagen sein. Das hindert aber nicht, daß sie sich bisher so übel nicht bewährt haben. — — Wir sind weit entfernt, im Kapitalismus den Spender alles Heils zu sehen. Wir kennen nur zu gut den Unsegen, der sich für große Kreise und zeitweise selbst für ganze Völker an seine Fersen heftet. Aber daß er darum dauernd die Personifikation des Elends sei und den Verfall unserer Gesellschaft begründe, das zeigt uns die Geschichte nicht." Marx behauptet, daß im Zeitalter des Kapitalismus „die Zahl der Arbeit findenden Arbeiter im Verhältnis zu den Arbeit suchenden, und überhaupt zur Gesamtbevölkerung im steten Rückgang begriffen sei", Wolf weist nach, daß „trotzdem, wo früher (1841) 5 Arbeiter nötig waren, man heute (1881) — in Folge des technischen Fortschrittes — deren nicht viel mehr als 2 bedarf, die Zahl der industriellen Arbeiter um die Hälfte stärker als die Gesamtbevölkerung gewachsen ist". „Arme gab es in England 1855 bis 1859 4,7 %, 1885/89 2,8 % der Bevölkerung."

Was den technischen Fortschritt anlangt, so steht fest, „daß er weit mehr den Erzeugnissen der Industrie, als jenen der Landwirtschaft und Viehzucht gilt". „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und billigere Stahlfedern, und selbst, was weit mehr und was am meisten und vor allem wo die Maschine in Anschlag kommt, durch billigere Wäsche und Kleider, durch billigere Personen- und Frachttarife nicht wesentlich leichter geworden. Wüßte die Maschine 10 Metzen Korn, wo früher eine wuchs, und 5 Stück Vieh, wo wir früher eines aufgezogen haben, aus dem Boden zu stampfen, dann allerdings stände es anders."

„Ein nicht geringer Teil der Armut um uns herum ist jener einzig dastehenden Thatsache einer Bevölkerungsvermehrung binnen eines Jahrhunderts von 150 auf 360 Millionen in Europa und der Nichtbeachtung der Thatsache geringerer Fertilität neu in Kultur gezogenen Bodens zu danken."

Dagegen: „Wenn ein Volk wie das deutsche schon vor einigen Jahren über 1700 Millionen Mark für geistige Getränke ausgab — heute wird die Jahresausgabe dafür kaum wesentlich zurückbleiben hinter der Hälfte der französischen Kriegskostentschädigung von 1871 — so kann es sich dabei nicht um einen nationalen Akt der »Verzweiflung« über den allgemeinen Notstand handeln, sondern vermutlich wird diese Summe, die den tollsten Luxus der römischen Kaiserzeit tief in den Schatten stellt, nur aufzubringen sein, wenn in der That etwelche Einkommens-„Ueberschüsse" auch in der Masse vorhanden sind."

Ich meine, diese Bruchstücke genügen, um darzuthun, daß der Verfasser sich nicht des steifleinenen, langweiligen Stils des Professorentums bedient, daß er vielmehr sein aus der Beobachtung des Lebens hervorgegangenes und zum besseren Verständnis des socialen Lebens geschriebenes Buch in lebendiger Sprache geschrieben hat. O. K.

— Der Konservatismus als Weltanschauung von Dr. G. Oertel. (Leipzig, Ungleich.) 1893.

Eine ganz vortreffliche Broschüre, die wir warm empfehlen können: klar und präcis in der Form, ruhig, sachlich, besonnen im Urteil. Der Verfasser geht den Schäden der Gegenwart, besonders denen, die der Liberalismus verursacht hat, kritisch zu Leibe. Er unterläßt aber auch nicht, stets neben die Kritik den positiven Vorschlag zu setzen. Wir unterschreiben durchaus, was er über den christlichen Staat sagt, über Judenfrage und Antisemitismus. Wir stimmen mit dem Urteil über die französische Revolution und ihre Folgen durchaus überein, welches in der Warnung gipfelt: „Wehe dem Volke, das seine Geschichte vergißt." Ganz besonders billigen wir die Betrachtung über das allgemeine Wahlrecht. „So lange der Liberalismus noch die Massen hinter sich hatte, da war das Wahlrecht herrlich, eine der schönsten „Errungenschaften" der von Errungenschaften strotzenden Neuzeit. Als aber die Massen nach links schossen und immer weiter nach links, als nicht mehr die kirchliche und staatliche Autorität allein, sondern auch die des Geldschrankes und der „Bildung" bedroht erschien, da wurde das Wahlrecht auf einmal brutal und das Volk, an dessen Reife zwanzig Jahre vorher bei Strafe des liberalen Bannes niemand zweifeln durfte, war auf einmal unreif geworden." — „Wir müssen uns dessen bewußt werden, daß die Einführung selbst ein Irrtum, ein Fehler war." — Sympathisch ist uns auch, was Verf. über römisches und deutsches Recht sagt. Nachdem er ausgeführt, daß im deutschen Recht alles „Leben und Eigenart, im römischen alles Formel und Schablone" sei, giebt er gleichwohl zu, daß mit dem Schlagwort: „Fort mit dem römischen Recht" wenig gewonnen sei. Was

aber der Konservatismus fordern müsse, sei „eine allmähliche Entfernung der rückständigen Romanismen und der ganzen romanistischen Auffassung aus dem Recht, und ein stetiger Fortschritt in der Christianisierung und Nationalisierung des Rechtslebens". — Ein kleines Fragezeichen haben wir nur zu dem Wunsch gemacht, es möge das Rechtsuchen noch „wesentlich" erleichtert werden. Das hat doch sehr seine zwei Seiten. — Trefflich ist auch der Schluß, wo Verf. auf die „Demagogie" zu reden kommt. „Zur Arbeit am Volk sind wenige berufen, wenige auch von denen, die sich dazu berufen fühlen. Zur Arbeit am eigenen Menschen, im kleineren Kreise hat jeder einen Platz und jeder auch seine Gabe." — „Das Volk soll aufgerüttelt, aufgeklärt, aufgerichtet werden, aber sein Blick soll immer wieder gerichtet werden in die Tiefen des eigenen Herzens, wo die Besserung beginnen muß, und nach den Höhen, von denen allein die Hülfe kommt. Je trüber und ernster die Zeit ist, je dichter und bänger die wallenden Nebel uns umwogen, desto notwendiger ist es, daß der Blick sich immer wieder hefte auf jene lichten Höhen, damit wir die Richtung nicht verlieren und das Ziel.

Ich weiß kein Wort, in dem diese Schrift besser ausklingen könnte, als das, das immer und immer wieder durchklang und den Grundton bildete: Zurück zu Christo!"

Wir wünschen der kleinen Schrift, die es nicht auf überreden, sondern auf überzeugen abgelegt, recht viele aufmerksame Leser, und nicht nur konservative, sondern thunlichst auch liberale.

— Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande von Friedrich Lange. 6. bis 10. Tausend. Preis 10 Pf.

Zu den Waffen! Mahnworte über des Vaterlandes Not und schwere Zukunft. Von Dr. Schuchardt. (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.) 1893. Preis 1 M.

Beide Streitschriften betonen mit größter Schärfe die Notwendigkeit, den jüdischen Einfluß in Deutschland zu bekämpfen; gemeinsam ist ihnen außerdem die Sucht, zu übertreiben, während sie sonst in vielen Punkten auseinandergehen. Herr Lange ist ein Verehrer Bismarcks, erklärt die Socialdemokratie für ein Lamm im Vergleich zu den jüdischen Füchsen und hält eine gewaltsame Austreibung der Juden, auch der getauften in erster Generation, für erstrebungswert und möglich; christlich gesinnt ist er nicht, er will alles Kirchentum seiner „inneren Auflösung" ruhig überlassen — es ist die Rasse, die er bekämpft. — Herr Schuchardt ist Sachse, steht politisch auf großdeutschem Standpunkt, hält den Krieg von 1866 und seine Folgen für ein Unglück und eine Ungerechtigkeit; er schleudert die heftigsten Angriffe gegen Bismarck und auch gegen Dr. Peters, den Afrikareisenden, ist indes auch so sehr von der überhandnehmenden Gefahr durch das Judentum überzeugt, daß er Deutschland mit Donnerstimme mahnen zu müssen glaubt, der Zeiger — oder wie ein tückischer Druckfehler sagt: der „Seicher" — habe zur zwölften Stunde schon ausgehoben, bald sei alles zu Ende. Um dem Judentum und anderen Schäden beizukommen, bringt er eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Aenderung unserer Gesetzgebung. Es ist klar, daß derartige, weit über das Ziel hinausgehende Schriften trotz einzelner richtiger Gedanken nur als Zeichen der Zeit zu nehmen sind; andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die in ihnen vertretenen Ansichten, in erster Reihe der Antisemitismus, in immer weiteren Kreisen Boden gewinnen, und daß sie deshalb ernste Aufmerksamkeit verdienen. v. H.

— Ein Deutsches Weltreich? Von * * * (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.) 1892. Sammlung deutscher Schriften, 7. 30 S. 50 Pf.

Jedes lebenskräftige Volk, so argumentiert der Verfasser, strebt darnach, alle Großen seines Stammes zu einem politischen Verbande zusammenzuschließen. Dieser Zusammenschluß kann auch durch äußere Verhältnisse gewaltsam herbeigeführt werden „durch eine feindliche Macht, die auf Einigung und gegenseitige Unterstützung hinweist", und dies wird die Art der Einigung des all-deutschen Volkes sein. Jene äußere Gelegenheit, die das Zusammenfügen aller Stämme veranlaßt, ist die Entstehung eines slavischen Weltreichs, das nach dem Willen Rußlands und aller anderen slavischen Völker auf den unterjochten all-deutschen Völkern erstehen soll. Die Not wird die ersehnte Einheit erzeugen, der Sieg ist unser, und es ersteht „das große, gewaltige, wirkliche deutsche Reich". Zu ihm gehören auch die baltischen Ostseeprovinzen. Um unseren baltischen Besitz vor Rußland zu sichern, müßte „eine Umwandlung" von Russisch-Polen in ein selbständiges Königreich Polen vorgenommen werden. Auch die Türkei ist möglichst zu kräftigen. Das Einigkeitsgefühl von hoch- und niederdeutschen Stammesverwandten ist zu stärken, und das Bild eines gemeinsamen Reiches, wie in alten Tagen, ist „als flammendes Hochziel" ihnen vorzutragen. Das jetzige deutsche Reich ist deshalb nicht als das höchste erreichbare Ziel darzustellen. „Mit dem Anfange der Kolonialpolitik ist nun auch regierungsseits dem deutschen Volke ein neues bedeutsames Ziel vor Augen gestellt worden." Es ist der Anfang zu einer Bahn gewiesen, deren Endziel — ein deutsches Weltreich sein würde. Außer Afrika winken noch in Süd-Brasilien zwei Provinzen, die für Deutschland zu gewinnen sind. Ferner kann das jugendkräftige Deutschtum das durch und durch morsche Spaniertum Südamerikas zur Seite schieben, so daß wir dann neben dem englischen Nord-Amerika ein deutsches Süd-Amerika hätten. „Dann könnte noch bei einer jedenfalls eintretenden Sonderung der „Vereinigten Staaten" wenigstens eins der neuen Reiche ein deutsches, d. h. mit deutscher Staatssprache werden."

Kein Wunder, wenn jemand, der so kurzer Hand zu verfahren gewohnt ist, dem es eine Kleinigkeit ist, die Weltkarte umzugestalten, keine Freude hat an Caprivis ängstlicher Kolonialpolitik und deshalb klagt: „wir vermissen die nötige begeisterungsvolle Hingabe". Andere Leute vermissen noch mehr. Mit dem Vorschlage des Verfassers, „hin und wieder sich wiederholende Lotterien zur Vermehrung der deutschen Flotte" zu veranstalten, sind wir durch-

aus nicht einverstanden. „Solche Lotterien würden im deutschen Volke der größten Anteilnahme und Beliebtheit sich erfreuen." Möglich! Und trotzdem ist es ein häßlicher Gedanke, die Wehrhaftigkeit des deutschen Volks von der Spiellust der Menge und der Rührigkeit der Kollekteure abhängig zu wissen.

Mit dem Weltreiche des Verfassers hat es einstweilen noch gute Wege. Was uns vor allem zunächst not thut, ist Festigung und Stärkung deutschen Geistes innerhalb der Reichsgrenzen. Nicht an räumlicher Ausdehnung, an geistiger Vertiefung fehlt es uns in erster Linie. Wieder echt deutsch werden müssen wir in Deutschland selbst, dann wird uns vielleicht noch einmal ein Weltreich zufallen. Sch.-K.

— Unparteiische Beleuchtung der Militär-Vorlage, ein Gegensatz zu derjenigen im „Politischen ABC-Buch von Eugen Richter". (Berlin, 1892. E. S. Mittler & Sohn.)

Dieser Sonderabdruck aus dem Militär-Wochenblatt enthält wohl diejenigen Anschauungen, welche bei Aufstellung des Entwurfs der Militär-Vorlage maßgebend gewesen sind und kann auch jetzt, nach Einbringung und Besprechung der letzteren im Reichstage, zur Aufklärung dienen. Auf die Frage der Deckung der durch die Vorlage geforderten Mehrkosten geht die kleine Schrift nicht ein. v. H.

— Fürst Bismarck und das deutsche Volk. Zur Erinnerung an den Sommer 1892 von Adolf Graf von Westarp. Mit einem Bildnis des Fürsten Bismarck aus dem Sommer 1892 in Photogravüre. Zweiter unveränderter Abdruck 4.—6. Tausend. (München, C. H. Beck.) 234 S.

Als Fürst Bismarck auf der Reise zur Hochzeit seines ältesten Sohnes durch Berlin kam und aus dem Benehmen des ihn begrüßenden Publikums schloß, daß er reden solle, erklärte er: „Meine Aufgabe ist Schweigen." Er hat aber auf der Weiterreise keine Gelegenheit versäumt, zu reden, nur allzuviel zu reden. Die Reden Bismarcks aus dem Jahre 1892 und die Zeitungsberichte über die zahllosen Festlichkeiten hat der Verfasser im vorliegenden Buch zusammengestellt. Weder die Reden des Altreichskanzlers noch die im Bismarck-Kult einhertaumelnden Redensarten der Zeitungsschreiber können hier recensiert werden. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß der Verfasser im Bismarck-Kult ebenfalls befangen ist und darum bei der Entlassung des Reichskanzlers nur Worte hat für die gekränkte Unschuld des Entlassenen. „Ich bin bei dem Kaiser in Ungnade gefallen und ich weiß heute noch nicht warum", sagte B. einem Münchener Zeitungsschreiber. Auch der Verfasser weiß nicht, warum der Reichskanzler aufgefordert worden ist, um seine Entlassung nachzusuchen, gleichwohl bittet er den Kaiser, sich mit B. zu versöhnen. Wie, wenn die Gründe zur Entlassung wesentlich im Verhalten des Reichskanzlers gelegen haben und eine Mitteilung hierüber erst nach seinem Tode erfolgt? Und was weiß gar das Seite 219 in Bausch und Bogen als Richter angerufene deutsche Volk von den Gründen, die den Kaiser zur Entlassung bestimmt haben? — Wer unparteiisch urteilt, muß sagen, daß Bismarcks Größe durch seine — gelinde gesagt — nicht zur Förderung des monarchischen Sinnes gethanen Reden des Sommers 1892 nicht gewachsen ist. — So vortrefflich auch viele Gedanken in diesen Reden sind, die Reden selbst wären besser ungesprochen geblieben, auch zum Vorteil Bismarcks selbst.

O. K.

— Der Austritt aus der Kirche. Eine kirchenrechtliche und kirchenpolitische Abhandlung von Dr. jur. Arthur B. Schmidt. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1893. 395 S. 8 M.

Die juristischen Lehr- und Handbücher haben sich bisher darauf beschränkt, dem Austritt aus der Kirche nur einige kurze Bemerkungen zu widmen. Eine tiefer greifende juristische Behandlung hat diese Frage bisher nicht erfahren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß nicht nur die Theologen, sondern auch die Juristen hierbei sehr in Betracht kommen. Ist doch die Kirche unserer Tage mit tausend Fäden an das Recht gebunden. Es ist daher eine dankenswerte Arbeit des Verfassers, diese Frage zu erforschen und das Erforschte systematisch darzustellen. Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile, einmal in einen systematischen Teil, und zum anderen in eine Quellensammlung. Die Quellensammlung enthält, zum erstenmal gesammelt und vereinigt, alle einschlagenden Gesetze und Verordnungen sämtlicher deutscher Staaten, darunter auch mehrfach bisher ungedruckte. Diese Quellensammlung ist der Rohbau, der systematische Teil der Ausbau. Dieser giebt im § 1 zunächst eine Begriffsbestimmung, was unter „Austritt aus der Kirche" zu verstehen ist, und giebt mit großen Zügen an, wie das Recht der deutschen Einzelstaaten sich hierzu verhält. Der § 2 ist der Feststellung der Unterlagen des Planes sowie des geographischen und objektiven Geltungsgebietes der einzelnen einschlagenden Staatsgesetze, nach Einzelterritorien geordnet, gewidmet. § 3 behandelt die Vorbedingungen des Austritts, insbesondere das Unterscheidungsalter, § 4 die konfessionelle Stellung der Kinder bei Austritt der Eltern, § 5 die Form und § 6 die Rechtsfolgen des Austritts. Im § 7 zieht Verfasser die Ergebnisse seiner Studien und macht Vorschläge zur weiteren Entwicklung der Gesetzgebung. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter sei noch gesagt, daß es sich nicht um eine Tendenz- oder Parteischrift handelt, sondern um eine streng wissenschaftliche Arbeit, die höchster Beachtung wert ist. tz.

2. Kirche.

— Die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung in der evangelischen Kirche. Von Dr. Ed. Meuß, ord. Professor in Breslau. (Gotha, F. A. Perthes.) 4,80 Mk.

Die Anlage der Zimmerschen Handbibliothek für praktische Theologie brachte es mit sich, daß die gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung vom Gemeindegottesdienst abgesondert

behandelt werden mußten. Professor Meuß hat diese Aufgabe übernommen. Wenn er sich auch dagegen verwahrt, daß seine Darstellung irgendwie im Zusammenhange stehe mit der künftigen Gestaltung der preußischen Agende, wird es doch jedenfalls das Interesse an seinem Buch vermehren, daß er an der Neubearbeitung jenes Werkes teilzunehmen die Ehre hat. Denn indem er in vorliegendem Buch seinen Beruf dazu ausweist, weist er zugleich seinen Einfluß aus. Er ist bemüht gewesen, den ihm zugewiesenen Teilabschnitt der Liturgik möglichst selbständig zu machen. Der erste Abschnitt handelt von den allgemeinen Voraussetzungen bezüglich des christlichen Gottesdienstes. Man merkt sofort, daß wir es mit einem Buch aus dem letzten Jahrzent des Jahrhunderts zu thun haben, man merkt es an dem Gegensatz, der Gegensatz ist der Ritschlianismus, der ja in neuester Zeit bedeutsame Vorstöße gerade auf das liturgische Gebiet, in das gottesdienstliche Leben hereingemacht hat. Professor Meuß läßt für die Grundlagen des Gottesdienstes den Unterschied zwischen Sakrament und Sacrificium im Wort fallen. Ich teile seine Bedenken dagegen nicht, wenn man die Unterscheidung nur richtig faßt. Er stellt dafür die Gegenwart des Herrn und seine Gnadenmitteilung auf die eine Seite, auf die andere das Opfer der Gemeine. Das wird der Sache nach so ziemlich dasselbe sein, und ums Wort streiten wir nicht. Als Ausgangspunkt bezeichnet Meuß einmal die von Christo gestifteten Bundeshandlungen, Abendmahl und Taufe, dann die Wirkung des Geistes, endlich die Ordnungen und Führungen Gottes. Demgemäß unterscheidet er Richtungen des Gottesdienstes, Gemeinschafts- und Mitteilungsakte. So bahnt er sich grundlegend den Weg für die besondere ihm gestellte Aufgabe. Unter den gottesdienstlichen Handlungen von individueller Beziehung ist ihm die erste, die Taufe, als die sakramentliche Einführung in das der Gemeine eigene Gnadenverhältnis. Die zweite, die persönliche Einführung in dies Verhältnis, die Konfirmation. Ich muß hier den Ausdruck beanstanden, Sakrament und persönlich bilden keine deutliche Unterscheidung. Was der Verfasser meint, weiß ich wohl. Ich lehne nur die Bezeichnung als irreführend ab. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Fortführung des der Gemeine eigenen Gnadenverhältnisses auf einzelne Personen. Hier finden wir den Antritt des häuslichen Berufslebens überhaupt, wie den Antritt des Mutterberufs, und weiter Ordination und Introduktion, endlich auch Privatbeichte und Privatkommunion, letztere beide als Fortführung jenes Gnadenverhältnisses auf einzelne Personen in Fällen besonderen Bedürfnisses. Diese Einordnung erscheint mir gezwungen. Der dritte Teil behandelt die Ueberführung aus dem diesseitigen Gnadenverhältnis in das Jenseits. Es ist dieses Orts nicht, die einzelnen Handlungen durchzusprechen. Ich füge nur einige Bemerkungen über die Konfirmation an. Der Verfasser vertritt die gegenwärtige Hebung der Kirche in diesem Stück, gegenüber den mancherlei Bedenken, welche dagegen in neuester Zeit erhoben sind. Mit Recht. Alle Vorschläge, die man zum Ersatz bisher gemacht hat, sind undurchführbar. Aber allerdings ist die Vorbereitung ernst zu nehmen. Die Ordnung, welche Meuß für die heilige Handlung vorschlägt, ist diese: Eingangslied, Gruß, Ansprache, Gebet, Schriftlektionen, aus denen das Recht der Kirche zur Konfirmation hergeleitet werden kann, dann Fragen des Bekenntnisses und des Gelübdes, welche zugleich Beichtfragen sind, Gebet für die Konfirmanden, Einsegnung mit Absolution, Deklaration über die den Konfirmanden nun zukommende Stellung in der Gemeine. Das ist freilich nicht mein Ideal bezüglich der Konfirmationshandlung. Die Fragen halte ich geradezu für unglücklich gegriffen, indessen erklärt der Verfasser selbst ihre Stellung für gewagt, er will durch dieselben nur die Richtung zeigen, in welcher etwa eine Aenderung beim Bekenntnis erstrebt werden könnte. Uebrigens ist das Meuß'sche Buch ein willkommener Beitrag zu der liturgischen Arbeit unserer Zeit, es ist mitten aus den Gegensätzen der Gegenwart herausgeschrieben; doch aber, wenn unsere Zeit nicht noch in anderer Weise ihren Beruf zu liturgischem Schaffen erweisen könnte, als durch dies Buch, dann würde ich an ihrem Beruf dazu zweifeln; liturgische Formgebung ist nicht die Gabe des Verfassers. Zum Schluß noch eine Frage: Warum schreibt er beständig „Hoffmann"? In der Litteraturangabe weiß er doch, daß der Erlanger Theologe Hoffmann hieß, später, als derselbe das Haupt der Erlanger Schule geworden war, von Hofmann. Suum cuique — auch der Name. D.

— Gottesglaube und moderne Weltanschauung von James Houghton-Kennedy. Mit einer Einführung von Dr. Otto Zöckler, ord. Professor d. Theologie in Greifswald. Autorisierte Uebersetzung. (Berlin, H. Reuthers Verlagsbuchhandlung.) 1893. 214 S. kl. 8°. 4 M.

Das unter diesem Titel in deutscher Uebersetzung (dieselbe ist in anerkennenswerter Weise von B. H. Weniger in Steinhorst geliefert) gebotene Werk „Natural Theology and Modern Thought" enthält eine Reihe von Vorlesungen — so und nicht Predigten müssen sie nach Inhalt und Form in unserem Deutsch heißen —, welche 1888 und 1889 von der Universität Dublin in der Kirche und an Stelle der Predigt gehalten wurden; in Ausführung einer 1794 gemachten, nach dem Namen der Stifterin „Donellan Lectures" genannten Stiftung. Daß sie von einem hervorragenden Gelehrten und genauen Kenner der einschlägigen theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Forschung herrühren, zeigt jeder Blick in das Buch, würde deutschen Lesern auch schon aus dem Vorwort Professor Zöcklers erhellen, der ja als einer der bedeutendsten und gelehrtesten Vertreter der apologetischen Wissenschaft bekannt ist. Freilich hat man unter dem Einfluß des Ritschlschen Rationalismus redivivus (wie Zöckler den Versuch zahlreicher Theologen nennt, die biblisch-kirchliche Dogmatik unter Zuschuß von anderem Material umzugießen) die natürliche Theologie völlig verachtet. Wie für die Beweise für das Dasein Gottes, so hat man überhaupt für die

ganze Abteilung, welche man früher als Vorhof der Heiden ansah, nur ein Achselzucken. Selbst manche entschiedenen schriftgläubigen Vertreter der heutigen Theologie wollen von den herkömmlichen Methoden zur Erweisung eines absolut mächtigen, weisen und gerechten Urhebers und Lenkers der Welt nichts wissen. „Daß auf diesem Punkte christlich-kirchlicherseits eine Uebertreibung begangen ward, wozu der heutige Stand des menschlichen Wissens weder nötigt noch berechtigt, läßt sich aus dem Kennedyschen Buche lernen" — schreibt Zöckler im Vorwort. — „Es sind zwar nicht alle, sondern nur die zum Wiedererkennen in näherer Beziehung stehenden Gottesbeweise, als deren Schutzredner der Verfasser sich vernehmen läßt. Aber was er zu ihrer Rechtfertigung gegenüber den Angriffen des modernen Naturalismus vorbringt, umschließt vieles Treffende und Einleuchtende, woraus jedenfalls dies sich ergiebt, daß auch die geförderteste Kenntnis von den Dingen dieser Welt nichts die sinnlose Zufallslehre der Materialisten Begünstigendes, sondern in Wahrheit nur Zeugnisse für das Vorhandensein eines den Kosmos schöpferisch überwaltenden und den höchsten Zielen zuführenden absoluten Geistes erbringt." Die Wichtigkeit der natürlichen Theologie erweist sich aber auch noch auf anderem Gebiete: Wenn heutzutage von der linken Seite der Kirche mit vielem Eifer verlangt wird: die Mysterien des Glaubens müssen fehlen, damit der Glaube überhaupt nicht fällt, — so ist das Mangel an Beobachtung der Zeitlage. Man kann gewiß sagen: $^{9}/_{10}$ derer, die aus dem zweiten Artikel die Mysterien des Glaubens streifen wollen, thun es in der Zuversicht: wir haben dann für die anderen Sätze die Mehrheit der Gebildeten auf unserer Seite; nicht aber sind sie beeinflußt, wie gelehrte Professoren vielleicht träumen mögen, von irgend welchen Ergebnissen historischer Forschung. Letztere können wir ganz ruhig ihren Weg gehen lassen: sie wird, sofern sie nicht in die Hände von populären Falschmünzern kommt, ganz gewiß der Wahrheit nur nützen. Doch wir gehen auf Einzelheiten nicht näher ein und empfehlen das Buch der Beachtung theologisch gebildeter Leser.

A. F.

— Ein kirchlicher Streit, wie der gegenwärtige um das Apostolikum, pflegt eine Reihe von Schriften hervorzurufen, die gleich der Tageslitteratur schnell auftauchen und ebenso schnell verschwinden. Sie sind dennoch nicht bedeutungslos, geben vielmehr dem ruhigen Leser Gelegenheit zu Beobachtungen interessantester Art. — Der Gelehrte findet Anlaß, seine Studien auf Einzelheiten der Geschichte des Kampfobjekts auszudehnen. Wo früher Hörer und Leser an solchen „Kleinigkeiten" achselzuckend vorübergingen, finden sie jetzt alles sehr „zur Sache" gehörig und interessant. Daran erinnert ein Vortrag von Lic. Dr. Thieme: Aus der Geschichte des Apostolikums. (Leipzig, Dörffling & Franke. 32 S.) Man erfährt vom Streit des Lorenzo Valla mit dem Mönch Bitonto, vom Unions-Konzil zu Ferrara, der Reformationszeit und dem Streit des Calixt. — Diejenigen welche ihre Kirche lieb haben und im praktischen Dienst derselben stehen, sehen wir mit Ernst und Entschiedenheit für ein bedrohtes Gut der Kirche eintreten. So Stöcker und Vogel in dem Brief über die Versammlung in der Tonhalle am 14. October 1892: Das Apostolische Glaubensbekenntnis (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission, 49 S.). Für Nichttheologen sehr empfehlenswert, weil alles klar und entschieden. Bedeutsam erschienen mir auch die hier wiedergegebenen Worte von Freunden Harnacks, darunter der Wunsch, daß doch Harnack möchte eine Schule als Seelsorger durchgemacht haben, er würde sich besonnen haben, die bekannten Schritte zu thun. — Einige unter den Gegnern Harnacks haben den Kernpunkt des Streites nicht erfaßt. So wendet sich G. Fr. Chr. Bauernfeind: Eine Antwort auf des Herrn Prof. D. A. Harnack „Apostolische Glaubensbekenntnis" (Gütersloh, Bertelsmann, 28 S.) fast allein gegen die historischen Ausführungen H.'s. Langjährige Studien und besondere Wertschätzung des Apostolikums veranlassen den in ehrwürdigem Alter stehenden zur Streitschrift (Nr. 1), aber das Persönliche muß hier doch aus dem Spiele bleiben. — Leider sind die Waffen, welche in diesem Kampf geführt werden, mitunter nicht nur stumpf, sondern fleischlich. Dies fällt uns ein, wenn wir lesen: Offener Brief an Herrn Prof. D. A. H. In Uebereinstimmung mit einer größeren Zahl Geistlichen von Fr. Taubert, Oberpfarrer in Regenwalde. (Gütersloh, Bertelsmann. 26 S.) Der Spruch von den Propheten in Schafskleidern, welche inwendig reißende Wölfe sind, kommt hier zur Anwendung. Ob dies „um des Gewissens willen zu Gott" geschieht? Es giebt auch irrende Gewissen! Den Prof. H. mit der Autorität seines Vaters schlagen wollen, wie sollen wir das nennen? Und dabei hat der Verf. sich nicht einmal die Mühe genommen, sich zu erkundigen, ob Theodosius H. wirklich Adolf H's. Vater ist, er bekennt, daß er es nicht gewiß weiß. Das vierte Gebot in allen Ehren! Aber sollen wir denn auch einen Gläubigen damit belehren, daß wir ihn an die Pietät gegen seinen rationalistischen Vater erinnern? — Welche Erregung in weiten Kreisen die populär geschriebene Brochüre H's. hervorgerufen hat, sehen wir aus der Erwiderung eines Laien, C. von Massow: Die Gottheit Christi (Gütersloh, Bertelsmann, 77 S., 1 M.). Gegenüber den Vorschlägen H's., den Gebrauch des Apostolikums fakultativ zu machen, fordert der Verf. zur Neugründung von Gemeinden Harnackscher Richtung auf, da er bei der Größe der dogmatischen Differenzen jede Verständigung für ausgeschlossen hält. Aus reicher Lebenserfahrung wird hier das kirchliche Leben in Amt und Gemeinde beleuchtet. — Mehr auf akademischer Höhe bewegt sich das Wort zum Frieden von D. Fricke, Geh. Kirchenrat in Leipzig: Für das Apostolikum (Heilbronn, Eugen Salzer, 18 S.). Der eigentliche Anlaß zum Streit, die Größe der Gefahr für die Kirche, die letzten Gründe des Gegensatzes sind ihm nicht verborgen. Er nennt mit Recht die Furcht vor der „Metaphysik" Mangel an Glauben und religiöser Erfahrung, er vermißt

bei seinen „lieben Freunden", H. und Genossen, die Konsequenz des religiösen und dogmatischen Denkens. Wenn nun aber solche Mängel sich als normale Gestalt des Glaubens geltend machen wollen und damit die Gemeinden verwirrt werden, so hilft das persönliche Wohlwollen, wie es D. Fricke gegen die Urheber des Streites hegt, zu nichts, es gilt kämpfen, rechts oder links. Nur das eine bleibt zu beherzigen, womit die kleine interessante Schrift schließt: Der Streit möge in gegenseitiger Achtung und Liebe geführt werden! Wt.

— Wider Rom. Von Stadtpfarrer Th. Traub. (Auf Verlangen abgedruckt aus dem Christenboten.) Zweite Auflage. (Stuttgart 1892. Verlag von J. F. Steinkopf.) 72 S. 8°. 40 Pf.

In einer Zeit, in welcher sich die Stellung von evangelischer und katholischer Kirche in Deutschland auf lange hinaus zu entscheiden scheint, bietet das Schriftchen aus den Bekenntnisschriften beider Konfessionen, auch anderen wissenschaftlichen Werken, eine klare Darstellung der Unterschiede. Der Traktat zeigt, daß jenes Lutherwort gegen Zwingli: „Ihr habt einen anderen Geist" auch Rom gegenüber fort und fort gilt; und zwar in Bezug auf die Lehre von der Kirche, von Priester, Bischof und Papst (mit einer kurzen, trefflichen Darstellung der Erklärung der Unfehlbarkeit 1870, S. 15—17), von der hl. Schrift und Ueberlieferung, von den Heiligen und Maria, von der Rechtfertigung und den guten Werken, von den Sakramenten, Taufe, Firmung, Abendmahl und Messe, von Buße und Beichte, Ablaß (nebst Fegfeuer; die Lehre vom Ablaß als Erlaß der zeitlichen Sündenstrafen ist besonders klar dargestellt gegenüber den oft sehr starken Verzerrungen im evangelischen wie katholischen Lager) und Ehe; mit einem Exkurs über Mischehen. Hier bringt der Verfasser hauptsächlich aus des sonst so trefflichen katholischen Volksschriftstellers Alban Stolz traurigem Büchlein „Der verbotene Baum" (unter welchem er die Mischehe versteht) drastische Aussprüche. Wir können die Verbreitung des Traktats nur empfehlen, besonders in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung.
A. F.

— Die deutsche evangelische Diaspora. Erstes Heft: Australien, Südafrika, Südamerika von Pastor Dr. H. Borchard. Zweites Heft: Asien, Nord-Afrika, Europa, Nord-Amerika von Pastor A. Kobbelt. 1,80 M.

Ein schönes Blatt in der Zimmerschen Handbibliothek. Wir denken ja bei Diasporagemeinen zunächst an solche, welche, in römisch-katholischer Bevölkerung lebend, der Unterstützung bedürfen. Da ist es nun allerdings eine bedauerliche Einseitigkeit, wenn der Verfasser an ihnen nur die Liebesarbeit des Gustav Adolf-Vereins kennt. Weiß er nichts vom evangelisch-lutherischen Gotteskasten? Sind die Gemeinen, die von daher unterstützt werden, für ihn auch nicht vorhanden? Außerdem kommen die Gemeinen in Betracht, welche für ihre kirchliche Versorgung so ganz auf die Heimat angewiesen sind, daß ihr kirchlicher Bestand in Frage käme, wenn diese Versorgung aufhörte. Und endlich auch noch diejenigen Kirchen, die zwar selbständig organisiert sind, aber ihre Geistlichen und Lehrer nicht selbständig ausbilden können. Ein eigenes Gebiet bildet Nord-Amerika, mit dem das Band der kirchlichen Gemeinschaft aufrecht zu halten, dringend geboten ist. So wandern wir denn zuerst nach Australien, Neuseeland und Hawaii. Dann in die verschiedenen Gebiete von Süd-Afrika. Und von da nach Brasilien und Süd-Amerika. Borchard starb, ehe er das zweite Heft herausgeben konnte. Kobbelt übernahm die Fortführung des Werkes. Die Vorarbeiten waren aber sehr gering, Kobbelt mußte sich erst mühsam den Stoff, der gewiß nicht leicht zu sammeln war, beschaffen. Er klagt selbst, daß einige Lücken geblieben sind. In diesem zweiten Teil finden wir den Orient, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, die französische Schweiz, Belgien, die Niederlande, Skandinavien, Großbritannien und endlich Nord-Amerika; letzteres ist nur in einem kurzen Ueberblick behandelt. Der Versuch, die deutsche evangelische Diaspora im Zusammenhange darzustellen, ist sehr dankenswert. Die Besprechung ist aber kaum in der Lage, eine Kontrole über die Angaben des Verfassers zu machen, dazu fehlt es ihr ganz am nötigen Material. Aber man darf hoffen, daß die Anregung, die in diesem Buch gegeben ist, weiter wirken wird, auch in der Richtung, daß die Diasporagemeinen selbst, wenn und wo es nötig ist, für Berichtigung und Bereicherung dessen sorgen werden, was über sie mitgeteilt worden. So wird die Statistik der Diaspora wachsen. Es ist eine eigene Wahrnehmung: Rom schiebt seine Missionen immer weiter, immer kräftiger in das alte Gebiet des Protestantismus hinein, jede Missionsstation ist nicht bloß Sammlung der römisch-katholischen Gläubigen, sondern zugleich Propagandastation; in ähnlichem Maße dringt aber auch der Protestantismus vorwärts, zunächst freilich vorwiegend sammelnd, aber doch auch missionierend. Uns will es geziemen, die Diasporagemeinen besonders auf betendem Herzen zu tragen, und zugleich an der Unterstützungsarbeit für dieselben einen lebendigen Anteil zu nehmen. D.

— In Coena Domini und römisch-katholische Messe. Von Dr. Wilhelm Joos. Pf. 9, 16. Zwanzigste Auflage. (Schaffhausen, Selbstverlag des Verfassers.) 1892. 47 S.

Eine Brochüre, die heutzutage in 20 Auflagen erscheint, muß eine besondere Anziehungskraft haben. Ob diese in vorliegender Schrift liegt in den populären Sätzen und beigefügten Bestimmungen des Tridentiner-Konzils über Abendmahl und Messe oder in den pikanten Zusätzen und Anekdoten, ob in dem Abdruck der Abendmahlsbulle Urbans V., die jährlich am Gründonnerstag in den römisch-katholischen Kirchen verlesen wird und die einst Luther zu einer seiner heftigsten polemischen Schriften (Vom Abendessen des allerheiligsten Herrn, des Papstes, 1522) reizte, oder in der Darstellung der Abendmahlslehre nach Zwingli, die merkwürdiger Weise thut, als ob Luther niemals etwas über das hl. Abend-

mahl gelehrt habe, noch die nach seinem Namen genannte Kirche noch existiere: wissen wir nicht. Wir finden die Art der Polemik gegen die römische Kirche recht peinlich; glauben auch nicht an ihren Nutzen. Was soll gleich die Dedikation der Schrift an den „in der Mappe des Advocatus Diaboli schlummernden urschweizerischen Nationalheiligen, dem Wiederbeleber und allzeit Mehrer der Obwaldner Fremdenindustrie, dem seligen „Gottesfreund", Waldbruder und Friedensstifter Niklaus von der Flue zum ewigen Gedächtnis seines Einsiedler-Appetits". Der Ton ist nicht schön, mit welchem hier auf das wirklich fromme Leben des Einsiedlers Niklaus von der Flue, von dem das Gerücht ging, daß er jahrelang nur vom monatlichen Genusse des Abendmahls gelebt habe, angespielt wird. Noch weniger aber können wir irgend welche Freude haben an der Zusammenstellung von Anekdoten „Lichtbilder zum Secundizjubiläum Leos XIII." So darf man heilige Dinge nicht behandeln, wenn man durch Gottes Gnade weiter gekommen ist. Und mit Talleyrand, Voltaire, L. Börne, Heine und Garribaldi möchten wir auch nicht römische Lehre bekämpfen.

A. F.

3. Geschichte.

— **Charaktere aus der neuen deutschen Geschichte, vornehmlich in zeitgenössischer Schilderung.** Ein Hülfsbuch für den Unterricht in der neuen Geschichte von Dr. Hugo **Landwehr.** 2. durchgesehene Ausgabe. (Berlin, 1892. E. S. Mittler & Sohn.) Preis 3 Mark.

Ein sehr gutes Hülfsmittel für den Geschichtsunterricht und auch sonst als Nachschlagewerk u. s. w. wohl geeignet. Die Auswahl der Persönlichkeiten ist zweckmäßig getroffen, wenn man auch gern noch ein oder das andere Lebensbild mit aufgenommen sähe; so fehlt unserer Ansicht nach neben Hutten sein Zeitgenosse Sickingen, und unter den Helden der Befreiungskriege vermissen wir Gneisenau, während die Generale v. Büchel und v. Vorstell eher hätten fortbleiben können. Das Buch bringt etwa 90 Lebens- und Zeitbilder, welche, von den verschiedensten Verfassern herrührend, mit Verständnis ausgesucht sind; die ergiebigste Fundgrube sind die Werke Rankes und Sybels gewesen, eigene Arbeiten des Herausgebers finden sich nicht. Die Bemerkung des Titelblattes: „vornehmlich in zeitgenössischer Schilderung" ist wohl für die Lebensbilder aus dem 18. und 19. Jahrhundert, weniger aber für die aus dem 16. und 17. Jahrhundert zutreffend, da die letzteren zum überwiegenden Teil von Schriftstellern der Jetztzeit herrühren. Wir können das Landwehrsche Buch warm empfehlen.

v. H.

— **Brandenburg-Preußens Vorzeit.** Bilder aus der ältesten Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von Professor Dr. J. W. O. **Richter.** (Hannover u. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von L. Ost.) 1892. Pr. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Aehnlich wie das vor kurzem erschienene Werk desselben Verfassers „Die Ahnen der Preußischen Könige" macht auch dieses Buch keinen Anspruch darauf, eigene Geschichtsforschung zu bringen, sondern es ist eine aus verschiedenen anderen größeren Werken zusammengestellte Erzählung der Geschichte der Mark von der Urzeit bis zum Ende der Herrschaft der Luxemburger, und des Herzogtums Preußen bis zum Jahre 1618. Im ganzen haben wir gegen die Art des Verfassers, zu schreiben, in diesem Bande nichts einzuwenden. Die frische und volkstümliche Darstellung macht das Buch als Lesebuch für die Jugend geeignet; für den Geschichtsunterricht enthält es zuviel, denn selbst in der höheren Schule der Mark und Ost- oder Westpreußens wird die Geschichte beider Landschaften nicht so eingehend gelehrt werden können, wie sie hier geboten wird. Als Quelle für die Geschichte der Mark haben namentlich die grundlegenden Arbeiten Rankes und Heinemanns gedient, für diejenige Preußens ist hauptsächlich das vortreffliche Werk Lohmeyers benutzt worden. Ausstattung und Druck sind gut. Im Gegensatz zu manchen anderen aus der neuerdings gewaltig anschwellenden Zahl der Brandenburg-Preußen behandelnden „Geschichtswerke" sind dem vorliegenden Buche keine Bilder und Karten beigegeben.

v. H.

— **Die brandenburgisch-preußische Heeresverfassung unter dem Großen Kurfürsten.** Von Dr. F. Freiherrn v. **Schroetter.** Band XI Heft 5 der staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen. Herg. von G. **Schmoller.** (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1892. Pr. 3 M. 60 Pf.

Der große Kurfürst war während seiner ganzen Regierungszeit bemüht, sein Heer von dem Einfluß der Stände zu befreien und zu einem Werkzeuge der fürstlichen Gewalt zu machen; in engster Verbindung hiermit vollzieht sich der Uebergang des Heeres aus den Söldnerscharen des 30jährigen Krieges zum stehenden Heere, und wenn auch zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms die brandenburgischen Truppen gesetzmäßig noch nicht den Charakter des letzteren besaßen, so hat der große Fürst doch, wie in so vielen anderen Dingen, auch auf dem Gebiete des Heerwesens die weitere Entwicklung angebahnt und seinen Nachfolgern vorgearbeitet. Der Verfasser bringt eine Menge wertvollen Materials in Bezug auf die Bemühungen des großen Kurfürsten, das Heerwesen zu verbessern. Allerdings ist dieses Material nicht gleichmäßig bearbeitet und mehrfach vermißt man die Bezugnahme und den Zusammenhang mit den anderen Plänen des Kurfürsten für die Umgestaltung des ganzen Staatswesens, namentlich der Geldverhältnisse; das Buch macht somit keinen ganz einheitlichen Eindruck, und es würde erwünscht erscheinen, wenn der Verfasser später noch einmal zu dem Gegenstande zurückkehren und die vorliegende Arbeit mehr ausarbeiten wollte. Besonders gelungen sind die sich auf das Offiziercorps beziehenden Abschnitte; weniger befriedigt haben uns die das Kommissariat, die Verpflegung u. s. w. behandelnden Kapitel. Die Beurteilung der Einzelheiten der Arbeit überlassen wir der Fachpresse, glauben aber, daß der Verfasser sie im ganzen nicht zu scheuen haben wird.

v. H.

4. Litteraturwissenschaft.

— **Schillers Briefe.** Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von **Fritz Jonas**. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart ꝛc.) 9. bis 15. Lieferung S. 385—517 (Schluß des ersten Bandes), S. 1—192 (des zweiten Bandes).

Diese 7 Lieferungen umfassen die Zeit von Mitte August 1787 bis Ende 1788. Sachlich hervorhebenswert ist die Annäherung an Wieland, das Erwägen von Heiratsgedanken in rein theoretischer Allgemeinheit, das Bekanntwerden mit der Familie von Lengefeld in Rudolstadt, die allmähliche Entwicklung des Verhältnisses zu Lotte v. Lengefeld, die Abfassung und Veröffentlichung des ersten Teils der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", das persönliche Bekanntwerden mit Goethe (Sonntag, den 7. Septbr. 1788 in Rudolstadt) und die einleitenden Schritte zur Geschichtsprofessur in Jena.

Im Januar 1788 schreibt Schiller seinem Freunde **Körner**: „Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe", und fünf Wochen später: „Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Vier Wochen früher hieß es: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu seyn) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte." — Ende Juli 1788 wird dem Freunde mitgeteilt: „Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer seyn, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältniß so glücklich ausgewichen bin."

Selbstverständlich nehmen die zahlreichen Briefe an Lotte von Lengefeld und an ihre Schwester Caroline von Beulwitz neben den Briefen an Körner das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch. Wer auch die schönen, gehaltreichen Briefe der beiden Schwestern an Schiller lesen will, muß sich an das Buch „Schiller und Lotte" halten, das 1856 von Emilie von Gleichen-Rußwurm, Schillers Tochter, herausgegeben worden ist. —

Charakteristisch für Schillers Ansicht von der **Geschichtschreibung** ist eine Stelle in dem am 7. Januar 1788 an Körner gerichteten Brief: „Keine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkührlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das willkührliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu **beherrschen**; das leere und unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfodern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen." Als Dichter war Schiller außer stande, ein Geschichtschreiber im strengen Wortsinn zu werden.

Vor der Jenaer Professur war es Schillern einigermaßen bange. Mit liebenswürdiger Offenheit schreibt er dem Dresdener Freunde Mitte Dezember 1788: „Goethe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist", und acht Tage später den Freundinnen in Rudolstadt: „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin, mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort; und dieß alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen! — — Ich lobe mir doch die goldene Freyheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen den Professoren zurechtkomme, ist eine andere Frage. Ich bin doch eigentlich nicht für das Volk gemacht!"

Dem ersten Bande sind von Seite 455 bis 517 Lesarten und Anmerkungen zu den vorausgehenden 239 Briefen beigegeben. Damit hat sich der Herausgeber als fleißiger, umsichtiger Gelehrter auf die vorteilhafteste Weise legitimiert. —

Folgende Bildnisse sind den Heften 9—15 beigegeben: **Henriette von Wolzogen**, die mütterliche Freundin Schillers, **Schiller** nach dem Gemälde von **A. Graff** (dasselbe Bild ist in vortrefflichem Kupferstich dem Briefwechsel „Schiller und Lotte" beigegeben, während wir es in Heft 12 nur mit einem mißlungenen Holzschnitt zu thun haben) und **Charlotte von Kalb**. Die Bilder der Wolzogen und der Kalb sind wohlgelungene Holzschnitte. Vermutlich wird einer der nächsten Lieferungen das Bild von Schillers Lotte, das dem erwähnten Briefwechsel zur großen Zierde gereicht, als weiterer Schmuck des **vortrefflichen, aufs neue angelegentlichst zu empfehlenden Sammelwerks** beigegeben werden. O. K.

— **Schillers Leben.** Der reiferen Jugend erzählt von **S. Peter**. Mit elf Holzschnitten in Vollbildern. (Halle a. S., Max Niemeyer.) 161 S. 1 M. 80 Pf., geb. 2 M. 40 Pf.

Ein recht empfehlenswertes Buch, bei dessen Abfassung stets an das gedacht worden ist, was sich für die reifere Jugend eignet. S. 16 wird die Uniform der Karlsschüler genau beschrieben, das ist ganz in der Ordnung. Daß durch ein Buch, wie das vorliegende, ein den Dichter verherrlichender Ton geht, ist ebenfalls in der Ordnung. Nur hätte da und dort der Schatten etwas stärker angedeutet werden sollen. Was z. B. S. 27 von dem sich krank stellenden Karlsschüler erzählt wird, ist das Thun eines **Lügners**, nicht aber eines „**Schalks**". — Wenn Schiller mit seinem „Fiesko" bei dem Freiherrn v. Dalberg kein Glück hatte,

und auch seine Umarbeitung dieses Stückes erfolglos war, so ist es ungerecht, im Sinne Schillers zu bedauern: „und nun wurde ihm nicht die geringste Entschädigung zu teil", denn Dalberg konnte nichts dafür, daß Schiller in Schulden stak, und hatte weder eine rechtliche, noch eine moralische Verpflichtung, dem Dichter zu Einnahmen ohne brauchbare Gegenleistung zu verhelfen. Das hängt zusammen mit der Schattenseite im Leben Schillers, daß er sich nicht einem festen bürgerlichen Beruf gewidmet, vielmehr von vornherein die bedenkliche Laufbahn des Litteraten eingeschlagen hat. Zum Vorteil der Jugend wäre es gut gewesen, darauf aufmerksam zu machen. — Da, wo von den „Xenien" die Rede ist, hätte angedeutet werden sollen, daß die beiden großen klassischen Dichter sich dabei mancher schreienden Ungerechtigkeit schuldig gemacht haben. Je weniger die Lebensgeschichte unserer Klassiker vom Geniekult angehaucht oder durchhaucht wird, um so besser wird sie sich der sorgfältig vor aller Lüge, also auch vor dem Geniekult zu schützenden Jugend als nützliche Lektüre erweisen. — Das Titelbild Schillers ist mißraten, dagegen bilden die übrigen Bilder: Geburtshaus in Marbach, die Eltern, das Schillerhaus in Gohlis, G. Körner und seine Gattin, Lotte von Lengefeld, Wohnhaus und Arbeitszimmer in Weimar, Schiller im Tode, einen schätzbaren Schmuck des kleinen Buches. O. K.

5. Poesie.

— Das hohe Lied im Neuen Testament. 1. Kor. 13. Von Carl Rahm. (Basel, A. Geering.) 1892. 35 S. 50 Pf.

Es ist wohl berechtigt, an die geistliche Poesie einen andern Maßstab anzulegen als an die rein weltliche. Bei jener ist der Inhalt so sehr das bei weitem Wichtigere, daß die Unebenheiten, ja wirkliche Mängel der Form eher übersehen werden. Manche Lieder unserer Gesangbücher bleiben darum noch in Gebrauch, wiewohl sie wenig poetischen Wert besitzen, sie können doch noch erbauen. So ist mir ein Gesangbuch bekannt, in welchem die ganze Katechismuslehre in Form eines Liedes dargestellt wird. Dasselbe hat den bezeichnenden Anfang:

Willst Du den Inbegriff
Der Christenlehre sehen,
So findest Du ihn hier
In einer Kürze stehen.

Da wir nun aber des Alten in dieser Art übergenug haben, so ist die Gegenwart für Neues in gleicher Beschaffenheit wenig empfänglich, sie wird darum auch diese erbaulichen Betrachtungen über 1. Kor. 13 in Liederform ablehnen. Zur Probe einige Strophen:

Glaube, hohe Himmelsgabe,
Köstlicher als alle Habe,
Die uns diese Erde beut.
Wo vernünft'ge Wesen leben,
Da muß es auch Glauben geben,
Ueberall, zu jeder Zeit.

Schon das Handeln nach dem Worte,
Das aus weit entferntem Orte,
Irgendwie vermittelt ist,
Fordert Glauben, daß geschehen,
Was man selber nicht gesehen,
Wahr das Unsichtbare ist. —
Wer im großen Schöpfungswerke,
Seh'n will Gottes Macht und Stärke,
Kann es ohne Glauben nicht.
Denn der Weisen Theorien
Und ihre Philosophien
Sind ein gar zu trübes Licht.

Dies wird genügen. Wt.

— Neue Gedichte von Otto Ernst (Hamburg, Verlag von Conrad Kloß.) 1892. 158 S., geb. 3 M.

Otto Ernst, der unermüdliche Vorkämpfer für „Menschheitsbildung à la Dittes und Volksrechte", dem es trotz seines Kampfes „mit offenem Visier" leider immer noch nicht gelungen ist, den verderblichen „dogmatischen Religionsunterricht" aus der Volksschule zu verbannen und dafür „Litteratur" einzuführen, zeigt sich in diesen neuen Gedichten als in hohem Maße poetisch beanlagt, er hat unbestreitbares lyrisches und reflektierendes Talent, beherrscht die Sprache und die dichterische Form in nicht gewöhnlichem Maße und hat Gedanken genug, um seine Leser zu fesseln. Gedichte wie Sorge, Wintermärchen, Aus meinem Tagebuch und viele andere vergißt man so leicht nicht. So wenig Respekt wir vor Herrn Ernsts pädagogischen Ansichten haben, so viel haben wir vor seinem lyrischen Talente, vor allem auch vor der Kritik, unter die er seine eigenen Sachen zu stellen weiß. Manchmal hätte vielleicht noch ein oder der andere Gedanken etwas knapper ausgedrückt werden können. Die Epigramme und gar die Aphorismen hätte der Dichter allerdings aus der Sammlung ausscheiden können, schon weil die so oft verbitterte Stimmung des Dichters darin in ganz besonders unangenehmer Weise zu Tage tritt. Zuneigung und Abneigung verteilt der Verfasser gerade so, wie es das Glück nach Schiller thut: „Ungerecht verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück." Mit seinem Hasse beehrt er die Pfaffen, die Konservativen, und seine ganze Liebe genießen dafür unsere teueren — israelitischen Mitbürger.

Er ruft, wie er richtig sagt, „höchst subjektiv" aus:

„Ich kann's nicht leugnen, in diesen Zeilen
Bin ich nicht frei von Vorurteilen.
Kaum ward mir je ein Leids von Semiten;
Doch ward ich betrogen, gehetzt, verschrie'n,
Gequält und mit geifernder Lüge bespie'n
Von Tausend korrekt getauften Banditen."

Daß dem Dichter nach solchen und ähnlichen Versen, die allerdings nicht „frei von Vorurteilen" sind, von Semiten kein „Leids" wird, können wir uns wohl vorstellen. Wir vermuten sogar, daß es seinem Ruhme nur förderlich sein wird, wenn die gesamte Judenpresse von Königsberg bis Straßburg erkennt, daß Herr Ernst ein sehr „toleranter" Mann, wert „einer von unsere

Leut" zu sein. Und dabei hat Herr Ernst diesen Ruhm absolut nicht nötig. Es muß ihm also wirklich ernst sein mit seiner Judenliebe. Seltsamer Schwärmer! Wir können ihm nichts besseres wünschen, als daß ihm recht bald die Augen aufgehen. Dann wird er auch vielleicht etwas Gescheiteres zu wünschen wissen, als daß der herbe Hauch, der durch diese Tage geht,

„— uns mache frei von Trug und Tand,
Daß er hinweg aus unserm Vaterland
Der Lüge und der Knechtschaft Priester feg':
Hilf du dazu, Geist unsers Diesterweg!"

Sch.-K.

— Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. (Reval, Verlag von Franz Kluge. Leipzig, Rudolf Hartmann.) 1892.

Diese Gabe eines Dichters aus den Ostseeprovinzen Rußlands hat sich bei seinen Landesgenossen einer um so größeren Teilnahme zu erfreuen gehabt, je weniger eilig es Mickwitz mit der Veröffentlichung hatte. So viele seiner Gedichte auch schon in Zeitschriften erschienen waren, so lange erwartete man vergeblich eine Buchausgabe. Und das nonum prematur in annum ist diesesmal glänzend belohnt worden: wenige Wochen nach der Herausgabe der „Gedichte" ist eine zweite Auflage notwendig geworden, — gewiß ein Erfolg, der bei lyrischen Dichtungen heutzutage zu den verschwindendsten Seltenheiten gehört. Was mir in dieser Sammlung besonders gefallen hat, ist der edle, gesunde, kernige, echtdeutsche Geist, von dem sie erfüllt ist. Rührend klingt die „Widmung" des Verfassers, zumal wenn man bedenkt, daß sie unter einer russischen Censur entstanden ist:

Geist'ge Mutter, liebevoll
Nimm den Liederstrauß entgegen!
Als bescheid'nen Dankeszoll
Laß ihn in die Hand dir legen.
Ist doch Alles deine Gabe,
Was ich bin und was ich habe,
Was ich kann und was ich soll.

Längst schon fremd dem Vaterhaus
Bin auch ich, wie all die Andern,
Die als Sprossen eines Gau's
Weit zerstreut die Welt durchwandern.
Doch in mir, gleichwie in jenen,
Starb das leise Heimwärtssehnen
Tief im Herzen nimmer aus.

Was des Geistes Sehnsucht stillt,
Was das Leben hold verschönet,
Was der Brust als Lied entquillt,
Was als Liebeswort ertönet —
In der Muttersprache Lauten,
In der lieben, altvertrauten,
Klingt's allein doch süß und mild.

Was die Welt auch sonst mir bot,
Nimmer werde ich vergessen,
Was in Lebenslust und Not,
Mutter, ich an dir besessen.
Meiner Seele volles Leben,
Meines Geistes ganzes Streben
Dank ich dir bis in den Tod.

Wer fühlte sich nicht von diesen schlichten Worten, die das tiefe und wahre deutsche Nationalgefühl eines Balten ohne jede lärmende Aufdringlichkeit und prunkvolle Phrase zum Ausdruck bringen, seltsam bewegt und ergriffen? In der Form ist Mickwitz überall Meister; er handhabt die Sprache mit bewunderswerter Leichtigkeit und Eleganz. Dieser Leichtigkeit der Produktion mag es freilich zuzuschreiben sein, daß der Verfasser auch manche minderwertigen Gedanken in das Gewand der Dichtung gekleidet hat. Ich gestehe offen, daß ich dem größeren Teil seiner erotischen Lyrik keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte. Gerade auf diesem Gebiete ist so unendlich viel geschaffen worden, daß schon eine ganz bedeutende Originalität nicht nur des Dichters, sondern auch der gegebenen Situationen dazu gehört, um hier noch zu fesseln. Die wechselnden Stimmungen der Liebe zu besingen, ist gewiß „das gute Recht" eines jeden Dichters, aber nur wenigen gelingt es noch, aus diesem persönlichen Recht für den poetischen Leser eine Pflicht der Teilnahme abzuleiten. Ueberhaupt ist es in der modernen Lyrik nicht mehr die rein subjektive Empfindung, die fesselt, sondern diejenige, welche die subjektive zur objektiven erweitert. Recht hat darum auch R. von Gottschall, wenn er im umgekehrten Sinne in seiner „Poetik" die Forderungen, die man an die Lyrik unserer Zeit zu stellen berechtigt ist, mit den Worten zusammenfaßt: „Darum sind nicht diejenigen Lyriker, welche Freud und Leid des eigenen Herzens, die Interessen eines beschränkten Lebenskreises aussingen, die Begabtesten, sondern die, welche die Angelegenheiten der Menschheit so zu ihren eigenen gemacht haben, daß bei ihrer begeisterten Feier das eigene Gemüt in seinen Tiefen ertönt." Doch — grau ist alle Theorie, und es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß sich auch unter den Liebesgedichten Mickwitz' schöne Lieder befinden, so sehr sie auch häufig an bekannte Vorbilder, namentlich an Geibel und Heine, erinnern. Bedeutendes leistet Mickwitz im Gelegenheitsgedicht. Es gehört viel poetische Energie und Auffassung dazu, um so kraft- und schwungvolle Gelegenheitsgedichte zu schreiben, wie z. B. den Prolog für die „Nordische Rundschau". Auch in der Ballade leistet unser Dichter zuweilen Treffliches, und trefflich ist auch die Mehrzahl seiner Sprüche. Hier nur einige Proben:

Ersticke fest und unbeirrt
Die Leidenschaften schon im Kern,
Denn wer sein eigner Sklave wird,
Der findet einen schlechten Herrn!

* * *

Sehn ein junges Herz sie glühen, —
Wie erregt die Alten das!
„Wenn die Reben wieder blühen,
Rührt sich auch der Wein im Faß!"

* * *

Ein Geist, der edel ist und denkt,
Wird nie sich zum Gemeinen neigen;
Ob man das Licht auch abwärts senkt,
Die Flamme wird doch aufwärts steigen.

* * *

Der Pessimist mag mürrisch rechten:
„Ein jeder Tag liegt zwischen zwei Nächten!"
Der Optimist wird lächelnd sagen:
„Nein, jede Nacht liegt zwischen zwei Tagen!"

* *
*

Ein ergreifendes Gedicht von klassischer Formengebung ist „Um Nichts", das ich aber leider aus Rücksicht auf den Raum hier nicht mitteilen kann. Selbstverständlich ist mit den erwähnten Gedichten die Reihe derer, die der Erwähnung wert sind, keineswegs abgeschlossen.

Alles in allem ist Mickwitz ein überaus liebenswürdiges Talent, das besonders durch Adel und Männlichkeit der Gesinnung, durch Zartheit, Frische und Sicherheit in der Form unsere Sympathien sofort gewinnt. Fern von der „geist'gen Mutter", dem deutschen Mutterlande, hat er ihr gleichwohl eine Treue und innige Liebe bewahrt, wie sie manchem ihrer glücklicheren und verwöhnteren Söhne sehr zu wünschen wäre. Erinnert uns auch manches Gedicht, namentlich unter den erotischen, ein wenig an eine überwundene Periode in unserer Lyrik, so ist dafür eine Reihe anderer von echt modernem Leben im besten Sinne erfüllt. Die großen Fragen, die unsere heutige Litteratur und ihre Bannerträger nicht nur bewegen, sondern auch vielfach verwirren, haben auch in Mickwitz einen Beurteiler gefunden. Ganz aus seiner gesunden, kräftigen Eigenart heraus ruft er z. B. den „Naturalisten" zu:

„Glaubt ihr, daß ihr die wahre Kunst besitzt,
Weil ihr dociert, ein Haufen Schmutz sei wahrer,
Als eine Rose, morgentaudurchblitzt?"

Und manche duftige Rose blüht auch unter den Gedichten von Christoph Mickwitz, und — wer wollte leugnen, daß sie echt und wahr ist?

J. E. Frhr. v. Grotthuss.

— Graf Albrecht von Mansfeld. Erzählende Dichtung von Dr. R. Seehaussen. (Gütersloh, Druck u. Verlag von C. Bertelsmann.) 1892. 204 S. 2,40 M., geb. 3 M.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Dichters gewesen, den kriegstüchtigen, geistig hervorragenden Grafen Albrecht zum Helden seiner Erzählung zu machen, die sich zur Zeit der Reformation abspielt und uns mitten hineinversetzt in den großen Glaubenskampf jener Tage. Albrecht war von Anfang an Luthers Gönner, kämpfte gegen die Münzerschen Rotten, war Mitbegründer des Schmalkaldischen Bundes, nahm am Donaufeldzuge teil, siegte bei Drakenburg, entsetzte das hart bedrängte Bremen, stärkte den Widerstand Magdeburgs gegen das Interim und trug endlich durch seinen Anschluß an Moritz von Sachsen zum Siege der evangelischen Sache bei. Die Streitigkeiten, die Graf Albrecht mit den übrigen Grafen von Mansfeld auszufechten hat, bilden, neben seiner Teilnahme an den großen politischen Kämpfen seiner Zeit, in denen seine zu harter Gewaltthat neigende Art ihre Läuterung findet, den Hauptgegenstand der Dichtung, die ihren versöhnenden Abschluß findet durch die Heirat Sarahs, der Tochter Albrechts, mit dem jüngsten ihrer vorderortschen Vettern, dem liebenswürdigen Johann Ernst von Mansfeld. — Luthers machtvolle Persönlichkeit, deren Bedeutung auch auf weltlichem Gebiete bei der Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Mansfelder Grafen so recht zur Geltung kommt, ist genau nach seinen Briefen und nach sonstigen urkundlichen Zeugnissen geschildert. Sein Tod ist wahrhaft ergreifend erzählt. Der Ton der poetischen Erzählung ist recht gut getroffen. Gelegentlich stört wohl einmal ein Bild, so S. 78:

„Anfangs schien sein Wort zu wirken.
Ja, der Stachelschweine schlimmstes,
Die Verbittrung um die Neustadt,
War fast abgethan —"

oder, um falsche Deutung zu vermeiden, wäre vielleicht besser etwas weggelassen, wie S. 32:

„Seit der Zeit, wo in der Grafschaft,
Nach dem Worte des Chronisten,
Eines Tags das Morgensternlein
Heller als gewöhnlich glänzte,
Luthers Erdenankunft kündend —"

aber kein evangelischer Leser wird die wohlgelungene Dichtung unbefriedigt aus der Hand legen. Das Buch, mit interessanten Nachbildungen alter Stiche geziert, ist von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet. Sch.-K.

— Gedichte von Heinrich von Wedel. (Leipzig, Verlag von Bernhard Hermann.) 1891. 73 S., geb. 2,50 M.

Diese bereits im Jahre 1891 erschienenen Gedichte sind, wie der Verleger offenherzig mitteilt, „bei dem Publikum noch so unbekannt, daß sie als eine Neuigkeit auf dem Büchermarkte zu betrachten sind". Wir fürchten fast, sie werden auch ferner dem Publikum unbekannt bleiben: es fehlt ihnen so ziemlich alles, was den Bann zu brechen vermag, der heutzutage mit Recht auf hübsch glatt gearbeiteten, sehr gut gemeinten, aber wenig originellen Gedichten liegt. Die Reimkunst des Dichters steht noch in ihren Anfängen. Das Büchlein ist sehr fein ausgestattet. Sch.-K.

— Balladen von Wilhelm Brandes. (Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler.) 1891. 86 S., 1,20 M.

Die Balladen von Brandes sind weitaus die besten neueren Dichtungen dieser Art, die uns seit Jahren vorgelegen haben. Inhaltlich interessant, vollendet in der Form, originell im Ausdruck, meisterhaft in der Schilderung — kurz, es ist eine wahre Lust, das kleine Büchlein zur Hand zu nehmen. Nugae, Kleinigkeiten, nennt in Bescheidenheit der geistvolle Dichter in seiner Widmung an Wilhelm Raabe die Balladen, und doch enthalten seine nugae mehr wahre Poesie, als manch dicke Sammlung moderner Liebes- oder Verzweiflungsseufzer. Geradezu meisterhaft schön sind: Kalypso, der Gutsherr von Bechelde und die Vision des Jakob Balde, um nur einige der hervorragendsten zu nennen.

Wir sind überzeugt, daß der Dichter dieser Balladen schon gar manches Lied in seinem Leben

gesungen — denn wer so dichtet, ist überreich — um so mehr aber bewundern wir die weise Mäßigung, mit der er uns hier nur die reifsten Früchte seines Geistes geboten hat. — Für eine zweite Auflage würden wir der Verlagshandlung etwas weniger sparsames Zusammenrücken der einzelnen Balladen empfehlen. Jeder einzelnen gebührt ein neuer Seitenanfang.

Braunschweig hat alle Ursache, auf den Sänger von „Welfenblut" stolz zu sein, dessen Lieder der weitesten Verbreitung nicht nur im engeren Vaterlande würdig sind. — Wer überhaupt für Poesie Sinn und eine Mark dafür übrig hat, dem raten wir dringend, noch 20 Pfennige darauf zu legen und sich die Balladen zu kaufen. Sch.-K.

— Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Karl Strecker. (Wilh. Zemsch, Stralsund.) 1892. 147 S. 2,75 M., eleg. geb. 3,75 M.

Dem Sang von Mönchgut liegt zur gef. Benutzung eine „Dr. B." unterzeichnete Recension bei, die an poetischem Schwung selbst wieder ein Gedicht ist, wenn auch ihre „klingenden Rhythmen", wie Dr. B. schreibt, nicht ganz „das ewige Rauschen des Meeres wie ein Lied nordländischer Schwermut durchtönen, um das Herz des Lesers zu erschüttern und zu erheben". Nach Dr. B. ist der Sang von Mönchgut „kein gewöhnliches Ereignis, er ist ein Meisterwerk, von dem wir nicht zweifeln, daß es im Sturm durch ganz Deutschland hin" alle Herzen erobern wird. „Die vornehme Pracht der Sprache, das mühelose Abrollen der herrlichsten und überraschendsten Bilder wechselt mit den zur Poesie verklärten Ergebnissen schärfsten philosophischen Denkens." — Der Sang von Mönchgut „muß zweifellos zu den herrlichsten Dichtungen gezählt werden, die um die Wende dieses Jahrhunderts entstanden sind". So „Dr. B."

Wie schön wäre es, wenn wir in diesen begeisterten Hymnus einzustimmen vermöchten! Aber leider ist unser Entzücken kein ganz so ungetrübtes, und wir glauben dem Dichter einen besseren Dienst zu erweisen, wenn wir ihn für die Zukunft auf einige seiner Fehler aufmerksam machen, als wenn wir uns an dem Weihrauchsfaßschwingen des Dr. B. beteiligen.

Da sind vor allem seine „herrlichsten und überraschendsten Bilder". Ueberraschend sind sie allerdings zuweilen:

„Martin, der diesen Streit entfacht,
Gleicht einer weichen Sommernacht,
So dunkel-mild verführerisch.
Die schöne Wange purpurfrisch
Sieht man durch zarten Bartflaum schimmern,
In seinem Glutblick huscht ein Flimmern
Durchs lange dunkle Wimperhaar:
Verlockend wie ein Sternenlicht,
Das hell durch Tannenwipfel bricht."

Martin, der einer weichen Sommernacht gleicht, ist ein Fischer. Die von ihm geliebte „Schön Margret" ist ganz seiner würdig:

— „Wie Morgensternes Gold
Im Kreis der bleichen Schwesterfunken" — —
„Aus Mönchguts Tracht, der dunklen, engen,
Tritt kühn ihr schlanker Wuchs hervor,
So läßt von schwacher Wolken Flor
Der Mond sein Lichtbild nicht verdrängen."

Kein Wunder, wenn noch ein anderer ihren Schritten folgt:

„Dort folgt er seiner Sehnsuchtspur
Still unter weißen Blütenzweigen,
Die keinem Späherblick ihn zeigen —
Die laute Straße plaudert nur,
Des Fußpfads schmale Lippen schweigen."

Man sieht, in Gleichnissen und Bildern ist der Dichter stark.

Auch die Reime stehen zuweilen seinen Bildern nicht an Kühnheit nach. Beter auf weht der, Panzer auf Glanz er u. s. w. Gisch steht für hochdeutsch Gischt. In Farbenmischungen ist der Dichter hochmodern: Die Sonne glüht durch den Wolkenhain, wie eine keusche Rosenblüte, wie durch Krystall tiefroter Wein, davon erglänzen die Ruder goldhell und der Belt flimmert, wie ein Ritter, der um sein saphirblaues Kleid gelegt den goldenen Schuppenpanzer. Das klare Purpurblau, ein silbern Grau, blonde Klippen und kupferlichte Zinnen, das seidenhelle Meer, rotdurchbrochener Goldbrokat, die alle auf derselben Seite stehen, geben Zeugnis von den prächtigen Mischungen, die der Dichter in seinem Farbenkasten hat.

Als Probe eines der zur Poesie verklärten Ergebnisse schärfsten philosophischen Denkens diene die Stelle, an welcher der Dichter die Sehnsucht im Menschenherzen also besingt:

„Sie ist ein zartes Bild von feiner Plastik,
Das man bei hellem Licht wohl übersieht,
Und erst der Herbst giebt ihm die rechte Drastik,
Wenn er es mit dem Graustift überzieht."

Die „verklärten Ergebnisse" sind nicht immer so ganz philosophisch scharf. Es könnte sonst S. 16 unmöglich davon die Rede sein, wie

— „Gott, des Menschenspielzeugs satt,
Sein Auge von der Bühne wendet" —

und S. 42 Gottes Liebesallgewalt gepriesen werden. Ein Gott, der mit den Menschen spielt und seines Spielzeugs satt wird, liebt sie nicht. Der Tod ist dem Dichter eine — Tauschgeberde. Welch triviale Wahrheit enthält die Sentenz:

„Schwer ist's, uns Liebe aus dem Kopf zu schlagen".

Dagegen läßt sich gegen die Wahrheit des Satzes:

— „Eisen, das gut faßt,
Ist im Genick kein angenehmer Gast"

kaum etwas einwenden. Manchmal verfügt der Sänger über einen ganz eigentümlichen Humor. Ein Schaf läuft in die Schneide einer Sense:

„Zwei Adern sind vom scharfen Stahl durchschnitten,
Und bald hat's arme Leben ausgelitten.
O hoffnungsvolles Lämmlein! tröste dich,
Du wärst ein Schaf geworden sicherlich,
Wie alle, die die Jugend überleben.

Der Sensenmann durchschnitt dir Leib und Geist,
Doch höher als wir alle kannst du streben,
Da uns der Wurm — dich Vater Wendt
verspeist."

Es stellt sich heraus, daß der junge Fischer, der die Sense hingelegt hat, dies infolge einer Hirnverletzung that:

„Dies alles kommt bald zu des Arztes Ohren,
Und der erklärt denn, daß nach seiner Schätzung
Der Kranke bei der starken Hirnverletzung
Den Sinn der Vorsicht größtenteils verloren."

„Dr. B." mit seiner überschwenglichen Lobpreisung scheint an einem ähnlichen Uebel zu leiden.

Der Sang von Mönchgut ist, trotz zahlreicher Mängel, eine recht nette Erzählung, aber weder ein „Ereignis", noch ein „Meisterwerk".

Sch.-K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Spaßige Geschichten von Bechtold Brandies. (Berlin, Eduard Renzel.) 1892. 219 S. 3 M.

„Spaßig" sollen diese Geschichten sein, und es mag ja auch ein Alter und ein Bildungsstand geben, dem sie Spaß machen. Primaner etwa. Uns haben sie nicht so viel Spaß gemacht, wie ihrem Verfasser. Zum Teil sind sie ja recht nett, leiden aber alle daran, daß die darin vorkommenden Menschen dieselbe gequält - geistreiche Sprache reden, die der Verfasser selbst spricht. Als Probe derselben und zugleich um zu zeigen, welch tiefsinnige Probleme der Verfasser löst, diene der Schluß der ersten Erzählung, der durch die inhaltreichen Sätze eingeleitet wird: „Rigolo wurde Ehemann. Desgleichen der Ex-Regisseur. Moses Manasse wurde Vater. Doktor Prinzenbach ein dito. Euphrosyne gab einem Knaben das Leben, indessen Mathilde ein Mädchen gebar. — Da sagen sogenannte „Kenner", derjenige, welcher „Fettschminke" berufsmäßig in Verwendung nahm, sei gezwungen, auf die edlen Genüsse der Ehe zu verzichten. Unsinn! Doktor Prinzenbach und Frau erbringen selband Beweis für die Richtigkeit dieser Theorie. Aber auch das Stück Weltgeschichte, welches sich in der Villa abspielt, wo Euphrosyne das Scepter der Regentin schwingt, thut kund, Theaterblut vermöge sich sonder Schwierigkeit in domestikales zu verwandeln. Man frage den Fonds-Makler Moses Manasse, welcher seinen Spitznamen Rigolo verloren hat, nachdem sich herausstellte, er sei in seiner Ehe der Geneigtheit ledig geworden, Bühnengrößen pintschernd aufzuwarten." — Für Fremdwörter hat der Verfasser eine etwas altertümliche Vorliebe. Auch sonst drückt er sich zuweilen seltsam aus. So ist Moses „Grund" seiner Nase beflissen, sich da im Profile zu präsentieren, wo er angenehmen Eindruck hervorrufen wollte. Dieses „Grund" erscheint noch öfters. Man „hägte" sich in der Zuversicht, er werde das rentable kaufmännische Geschäft binnen kurzer Zeit ruinieren. „Der aufgetaute Ur-Eskimo" ist geradezu haarsträubend unwahrscheinlich und steht den „Verunglückten Notlügen" in diesem Punkte nicht nach. Noch mit am besten, weil am einfachsten erzählt, ist „Wie ich kinderlieb werde." Ueber das Niveau glatter Unterhaltungslektüre erheben sich die „Spaßigen Geschichten" nirgends.

Sch.-K.

7. Verschiedenes.

— Preußische Geschichte für Kinder von Marie von Kraut. Nebst 8 Karten von Lieutenant a. D. Havemann. Mit einem Vorwort von Dr. R. Koenig. (Halle a. S., J. Frickes Verlag.) 1892.

Das kleine Buch ist zum Lesen für Kinder, namentlich für junge Mädchen, nach Inhalt und Schreibweise wohl geeignet; als Grundlage für den Geschichtsunterricht kann es nur im Beginn desselben verwendet werden. Die Verfasserin will zum Herzen des Kindes sprechen, Liebe zum Königshause, Volke und Vaterlande erwecken; die Auswahl der für diesen Zweck in den Kreis der Darstellung zu ziehenden Ereignisse bot Schwierigkeiten, die aber im ganzen überwunden sind, wenn sich auch hier und da Lücken fühlbar machen. Als eine solche muß es bezeichnet werden, daß der Einfluß der Mönchsorden, namentlich der Prämonstratenser und Cisterzienser, auf die Hebung der Bildung und des Wohlstandes der Mark im Mittelalter nicht gebührend hervorgehoben ist. Die Verfasserin überschätzt die Bedeutung einzelner Herrscher aus askanischem und hohenzollernschem Hause für die Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates und verkennt dagegen die Einwirkung anderer Kräfte. Mit Recht steht die Schilderung hervorragender Persönlichkeiten im Vordergrunde; ob es aber nötig war, die Sagen von Froben und seinem Pferde bei Fehrbellin, von der Schneiderlaufbahn Derfflingers u. s. w. wieder aufzuwärmen, will uns zweifelhaft erscheinen, auch die Darstellung des bekannten Vorfalls in Ems zwischen König Wilhelm und Benedetti ist nicht recht zutreffend. Die Beschreibungen der Schlachten des Krieges 1870/71 entsprechen dem thatsächlichen Verlauf nur in geringem Maße; vielleicht findet die Verfasserin vor einer etwaigen 2. Auflage einen sachkundigen Offizier, der sie auf Fehler dieser Art aufmerksam macht. Die vorstehenden Ausstellungen sind nur unwesentlicher Art; das Buch verdient die freundlichen Worte, mit denen Dr. Koenig es einleitet, und kann zur Anschaffung empfohlen werden.

v. H.

— Charity Organisation, by C. S. Loch. (London. 1892.)

Die Firma Swan Sonnenschein & Co. in London veröffentlicht eine Reihe socialwissenschaftlicher Schriften, darunter neben der zur Besprechung stehenden auch die im Oktoberheft von uns angezeigte über Neighbourhood Guilds. Aus der vorliegenden Abhandlung lernen wir, was in England durch öffentlich staatliche Armenpflege und

was durch private Barmherzigkeit geschieht, und wir verstehen daraus, was zu den unter den Namen Charity Organisation zusammengefaßten Reformbestrebungen den Anlaß gegeben hat. Da sich aber die Notwendigkeit einer Reform besonders in den Großstädten, vor allem in London, geltend gemacht hat, so beschäftigt sich die Schrift auch vernehmlich mit den großstädtischen Armenverhältnissen. Die Lage scheint da folgende zu sein: Der Arme hat in England ein gesetzliches Recht auf Unterstützung, die Verwaltung aber hat darüber zu befinden, in welcher Form sie die Unterstützung eintreten lassen will. Prinzipiell soll nur in-door-relief (Aufnahme ins Armenhaus oder Krankenhaus) gewährt werden, der out-door-relief (Gewährung von Geld und Naturalien) soll die Ausnahme bilden, d. h. durch die Abschreckungstheorie will man sich die Armen möglichst vom Leibe halten. In-door-relief jedoch führt den Armen mit ziemlicher Sicherheit ins völlige Verderben, da ein Insasse des Armenhauses schwerlich je wieder wirtschaftlich selbständig werden wird. In großen Städten ist aber der out-door-relief trotzdem, statt Ausnahme zu bleiben, zur Regel geworden, da es für die Verwaltung immerhin bequemer ist, einem Bittsteller eine kleine Gabe an Geld zu gewähren, als ihn ins Arbeitshaus aufzunehmen. Dazu wirkt mit, daß die Londoner Armenverbände unübersehbar groß sind, also nur sehr schablonenhaft verwaltet werden können. So hat sich durch planlos gewährte Unterstützungen die Bettelhaftigkeit vermehrt und zugleich ist die Armenlast der Bewohner ins Maßlose gesteigert. Das städtische Armenbudget beträgt 2,258,059 L., die kirchlichen und sonstigen Armenstiftungen verwenden noch etwas mehr, so daß bei einer Bevölkerung von nahezu 4 Millionen fast 5 Millionen Pfund (100 Millionen Mark) für Armenpflege verausgabt wurden. Angesichts dieser Mißstände machte sich seit dem Notjahre 1869/70 eine Reformbewegung geltend, es verbreiteten sich namentlich über die Großstädte die Gesellschaften der Charity Organisation, welche dahin streben, das Interesse jedes einzelnen Bürgers für Armenpflege wach zu rufen. Nicht bloß besoldete Beamte haben sich in schablonenhafter Weise mit dem Armenwesen zu beschäftigen, sondern es ist wie Christen-, so auch Bürgerpflicht, sich des Armen anzunehmen, nicht um ihn bloß vorm Hungertode zu schützen, sondern um ihn wirtschaftlich wieder auf eigene Füße zu stellen. Das geschieht aber nicht dadurch, daß man ihm nur planlos eine Gabe darreicht, sondern damit, daß man seine Lage genau erforscht und mit der Hülfe, die gar nicht immer in Geld zu bestehen braucht, da einsetzt, wo eigentlich der Schade liegt. Die Verwaltungen haben mit dem System der Verzettelung des out-door relief gebrochen. Wo eine Aufnahme ins Arbeitshaus, Krankenhaus oder Waisenhaus nicht angezeigt, bewilligen sie zwar bei vorhandener Not eine vorübergehende, einmalige Unterstützung, dann aber geben sie den Fall sofort an die kompetente Charitygesellschaft ab. Die Gesellschaften klagen zwar noch immer über mangelnden Bürgersinn, auch sie haben neben den freiwilligen Pflegern noch immer nicht ganz auf besoldete Beamte verzichten können, aber sie haben es sich doch zur Regel gemacht, nie ohne genaue Untersuchung in einer Armensache vorzugehen. Die erforderlichen Gelder suchen sie für jeden Einzelfall aus den Stiftungen oder aus privater Wohlthätigkeit zu beschaffen, immer sind sie bestrebt, den Armen so lange in der Hand zu behalten, bis er wieder zur wirtschaftlichen Selbständigkeit gebracht ist, und nur in ganz hoffnungslosen Fällen geben sie die Sache an die Verwaltung zurück. Demnach haben die Gesellschaften zwei Prinzipien: Individualisierung der Fälle und organisiertes Zusammenwirken aller für das Wohl der Armen thätigen Kräfte nach gemeinsamen, festen Prinzipien. — Diese Gedanken bewähren sich vielfach mit unserem sogenannten Elberfelder System, doch unser Buch gesteht, daß den Gesellschaften dieses zwar als ein Ideal vorschwebe, daß aber die schwierigen Verhältnisse der englischen Riesenstädte dies Ideal noch lange nicht zur Wirklichkeit werden lassen würde. Jedenfalls aber hat man begonnen, und man hat auch schon etwas von dem Segen der angewandten Mühe gespürt. Für die Armen wird in manchen Distrikten besser gesorgt und trotzdem oder auch wohl gerade deswegen sind die enormen Armenlasten gesunken.

J. P.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Franz von Florencourt.

Von

Otto Kraus.

So still und friedlich die Zeiten waren, in denen der erste Redakteur des Volksblattes auf den Plan trat, so laut und stürmisch waren die Tage, in denen der zweite Redakteur den Degen zog. Nicht in die Citadelle des christlichen Glaubens sich zurückziehen und von da aus dem wilden Kampfe der Königstreuen und der Rebellen zuschauen, war Franz von Florencourts Losung, er sah die unter der roten Fahne versammelten Knechte des Verderbens vor der Bresche stehen und seine Losung war: mitten hinein in die Bresche und unerschrocken gekämpft für Gott, Ehre, Vaterland!

Dem irenischen v. Tippelskirch folgte der polemische v. Florencourt. Und das war in der Ordnung. Zur Geschichte des Volksblattes gehört auch die Lebensgeschichte des zweiten Redakteurs, doch muß sich der Leser mit dem begnügen, was ich, nicht ohne Mühe, im Folgenden zusammengestellt habe.

Franz Chassot von Florencourt, geboren am 4. Juli 1803 in Braunschweig, entstammt einer altadligen Familie der französischen Schweiz. Sein Großvater war mit einem Bruder zehn Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution von Herzog Karl I. nach Braunschweig berufen, um als Sachverständiger die Seidenraupen-Kultur zu fördern. Später traten die beiden Brüder in den herzoglichen Forst- und Kameraldienst. Der Großvater hatte sich, da er nur dem Namen nach Katholik war, mit einer evangelischen Frau verheiratet. Auch der Vater Franz Ämil Werner Chassot v. Florencourt nahm eine evangelische Frau, Luise Dorothea Friederike Wegener, und ließ die Kinder Wilhelm, Franz und Luise evangelisch werden. Es war die Zeit, in der der Rationalismus Lauheit und Gleichgültigkeit in der katholischen wie in der evangelischen Kirche für geläutertes Christentum ausgab. Im elterlichen Hause hörte Franz von Florencourt kein Gebet, der Name Gottes wurde selten, der Name Christi fast nie genannt. Die Mutter hatte viel natürliche Frömmigkeit, aber beten lehrte sie die Kinder nicht. In der Schule wurde die Geschichte der Erlösung den Kindern nicht erzählt, der lutherische Katechismus nicht gelernt. Auch in dem drei Monate währenden Konfirmandenunterricht hat es der platte Rationalismus des Dompredigers Wolf unterlassen, den Kindern die Heilsgeschichte mitzuteilen. Zwei Tage vor der Konfirmation hat sich Florencourt in der Kirche vor dem Altar mit einem Mitschüler blutig geschlagen; weil beide aber Kinder vornehmer Leute waren, hat sich der

Baalspfaffe damit begnügt, über den Vorfall Stillschweigen anzubefehlen. Bei der Konfirmation hörte Florencourt zum erstenmale in seinem Leben das Apostolikum, das die Konfirmanden mit Ja bekräftigten. Was ist aus dem in Kirche, Schule und Haus nur mit Moral gefütterten Knaben geworden? Dann und wann hatte er das Gefühl, daß er in seinem unordentlichen Leben, das nur von der Liebe zu vergänglichen Dingen erfüllt war, sich durch die Sünde von dem abwende, was Gottes Wille sei, für gewöhnlich aber lebte er in den Tag hinein. „Mit der Schwärmerei für Freundschaft begann die leidenschaftliche Irrfahrt durchs Leben schon auf der Schule; später trat eine durch Romane verbildete Geschlechtsliebe hinzu, und als Drittes fand sich dann zuletzt die politische Schwärmerei mit dem Wörtchen Freiheit ein. In derartigen leidenschaftlichen Aufregungen habe ich meine Jünglingsjahre verbracht, und ein planloseres, immer nur an den augenblicklichen Moment gefesseltes Leben mag wohl selten gefunden werden. Ueber den Freund oder über die Geliebte, die mir eben in der Nähe war, vergaß ich dann alles, vergaß ich jede, auch die einfachste und klarste Pflicht." Sinnliche, tierische Begierden trieben ihn zu gemeinen Liederlichkeiten und begleiteten ihn von einer Hochschule zur anderen. Er schloß sich zwar der Burschenschaft an, als er, 21 Jahre alt, Student wurde, aber das hielt ihn — im Gegensatz zu den Gründern der Burschenschaft — nicht ab, auch andere zu einem wüsten, zuletzt von der Polizei unterdrückten Leben zu verführen und sich die Frage, ob es überhaupt „Sünde und objektive Moral" gebe, mit einem sicheren, aufgeklärten Nein zu beantworten. Von Hause aus in günstiger äußerer Lage, kräftigen Körpers und geistig reich beanlagt, hat er es nie zu einem festen bürgerlichen Beruf bringen können. Einunddreißig Jahre alt, wird er noch von Kiel aus in eine Untersuchung wegen Teilnahme an der Burschenschaft verwickelt. Was andere erst nach fehlgeschlagenen Versuchen, eine sichere äußere Lebensstellung zu gewinnen, thun, das hat Florencourt schon im Jahre 1838 gethan, er ist Journalist geworden. Aber auch in dieser Stellung hat er es nirgends lange ausgehalten. Zuerst wurde er Mitarbeiter an den litterarischen und kritischen Blättern der in Hamburg erscheinenden „Börsenhalle". In Hamburg ist er zum erstenmale in seinem Leben „mit einigen tiefgläubigen und hochherzigen Lutheranern", besonders mit Wichern bekannt geworden. In der Folge haben ihm Claus Harms in Kiel und Palmié in Stettin einen „gewissen Respekt" abgenötigt, aber all das war nur äußerliche Berührung, Herz und Wille blieben unberührt vom Evangelium. Darum konnte er auch aus verletztem Rechtsgefühl heraus für die Bibelgläubigen eintreten, als ein rationalistischer Kandidat der Theologie mit rohem, wegwerfendem Hochmut jene in einer Zeitung angegriffen hatte. Er geißelte in einer kleinen Schrift die Lügenhaftigkeit und die Unrechtlichkeit der rationalistischen Geistlichen, und weil diese Schrift von einem Manne kam, der sich ganz unverhohlen, was den Glauben selbst betraf, als einen in einem anderen Lager Stehenden bekannte, so machte sie einiges Aufsehen. „Auch ich bin Rationalist gewesen von meinen Knabenjahren an, aber hochmütig und stolz bin ich auf diese Ansichten so wenig gewesen, wie auf die Erkenntnis, daß zweimal zwei vier sei. So viel historische und sittliche Beurteilungskraft und so viel Demut habe ich Gott Lob immer gehabt, um mir zu sagen, daß jener Glaube, der viele Jahrhunderte lang die Welt erfüllt, die tiefsten Gemüter durchdrungen, die größten Menschen beseelt hatte, und der noch in diesem Augenblick eine solche sittliche, weltüberwindende Kraft in den Gemütern entwickelt, wie ich sie leider nicht im Entferntesten mir aneignen kann, doch jedenfalls mehr sein müsse als ein purer Unsinn. ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!'" Ihn empörte der „Pöbelhochmut, der die eigene Alltäglichkeit als Norm aufstellt und alles, was darüber hinausgeht, von sich abweist und für ‚dummes und verrücktes Zeug' erklärt. — — Bei keiner Angelegenheit hat sich die gemeine Auffassung des Pöbels so eklatant dokumentiert, als bei Beurteilung derjenigen religiösen Richtung, welche ich die ‚bibelgläubige' oder ‚echt christliche' nenne" und die der Pöbel — der vornehme, wie der ungebildete — mit den Schimpfwörtern Schwärmer, Heuchler, Betbruder, Mucker bedenkt.

Wiewohl noch nicht zwei Jahre Journalist, hat Florencourt doch das Lästige dieses Standes schon genugsam empfunden, um den reinen Gelehrten, der sich nach freier Neigung mit seinem Lieblingssache beschäftigen kann, in dieser Beziehung zu beneiden. „Der wissenschaftliche Gelehrte verhält sich zum Journalisten wie der Naturforscher zum praktischen Arzte. Jener beobachtet nach freier Neigung, wozu ihn Geist und Sinn treibt, dieser hat keine Wahl, er muß sich dem Kranken widmen, den ihm der Augenblick bringt, gleichviel ob ihm der Fall interessant ist oder nicht. Die ekelhaftesten Uebel dürfen ihn nicht zurückschrecken; er muß in Beulen und Geschwüren herumhantieren und darf auch dann den Kranken nicht verlassen, wenn ihn selbst die Hoffnung schon verlassen hat." — „Ich bin kein Mann der Wissenschaft, sondern ein Mann der That. Wissenschaft zu lehren ist nie mein Zweck gewesen. Ein schulgemäßes Studium habe ich nie getrieben. Wie mir das Leben die Gegenstände entgegenbrachte, habe ich bloß nach Neigung und innerer Lust mich mit ihnen beschäftigt; hier tiefer eindringend, dort oberflächlich abschöpfend; immer aber nur zu meinem eigenen Bedarfe, zur Bildung meiner eigenen Ansichten und Ueberzeugungen, nie ahnend, daß ich mit diesen unbedeutenden Kapitalien je öffentliche Geschäfte treiben würde. Hieraus erklärt sich der Charakter meiner Schriftstellerei, er ist durchweg subjektiv, und immer nur die Gedanken und Empfindungen aussprechend, die eben der Moment in mir erregt. — Bücher schreiben ist daher nicht meine Sache. Ich bin Journalist — Tagesschriftsteller, der wohl Artikel für Zeitschriften, aber keine Bücher schreiben kann. — Die angewandte Politik, nicht die reine, theoretische, abstrakte, ist mein Fach, und wie sich das Leben verändert, verändert sich auch die Anwendung der politischen Grundsätze aufs Leben und ihr Verhältnis zum Leben."

Die Aufsätze der ersten beiden Jahre seiner journalistischen Thätigkeit gab Florencourt 1840 unter dem Titel heraus: „Politische, kirchliche und litterarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839." „Der Journalist begleitet mit seiner Reflexion das tägliche Leben seines Volkes Schritt für Schritt; er soll den lebendigen Pulsschlag des Gewissens und Bewußtseins desselben repräsentieren. — Er soll der Spiegel sein, worin sich das Bewußtsein seines Volkes reflektiert." Aber Florencourt mußte, wie damals jeder, der nicht ein Buch über 20 Bogen schrieb, unter dem Einfluß der Censur schreiben. Der Schriftsteller aber, der nicht frei schreiben darf, verlernt auch allmählich das freie Denken. „Die Censur erstickt jeden selbständigen Atemzug, jeden Schwung der Gesinnung, nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in der innersten Seele. — — Wie sehr empört es aber alles Selbstgefühl, sich nach Launen und Zufall von einem Manne den Mund verbieten lassen zu müssen, der an Einsicht und Charakter in jeder Beziehung unter uns steht."

Mit großer Unbefangenheit und Billigkeit hat Florencourt das fanatische Buch „Athanasius" von J. Görres, das schneidige „Sendschreiben an J. Görres" von H. Leo und die dem Erzbischof Clemens August gewidmete Verteidigungsschrift „von einem Protestanten" vom Standpunkte der Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen, ausschließlich kirchlichen Gebiete aus erörtert. — Dem hannöverischen Verfassungskampf (Schriften von Dahlmann, J. Grimm, Ewald u. s. w.) sind zehn Aufsätze gewidmet. — Die belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf, Schriften von G. König, F. v. Gentz, v. Gagern, Adam Müller u. s. w. werden in weiteren elf Aufsätzen besprochen.

Wer jetzt nach Ablauf eines halben Jahrhunderts diese Erstlinge Florencourts kennen lernt, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß der Verfasser als ein geistreicher, gewandter Publizist sich sehr bald einen Namen gemacht hat.

In die nächsten Jahre fällt Florencourts Verheiratung mit einer Frau niederer Herkunft, sowie seine Niederlassung bei Naumburg. Kirchenrat R. Rocholl erzählt in seinem Buche „Einsame Wege", daß F. v. Florencourts Rat für das Jenaer Verbindungsleben in Anspruch genommen wurde. „Mehr als einmal aber war ich mit den Freunden auch bei ihm. Es liegt ein kleines Haus unterhalb Naumburg an der Saale. Es verbirgt sich im Weinberg

zwischen Obstbäumen. Es steht ganz allein, eine halbe Stunde von jeder menschlichen Wohnung entfernt. Hier lebte Florencourt in philosophischer Ruhe mit Frau und Kindern. Die publizistische Litteratur der Gegenwart umgab ihn. Er griff durch kleine Schriften in sie ein. Mit uns unterhielt er sich gern über öffentliche Dinge, über sociale Fragen namentlich. Einmal war ich allein mit Maaßen volle acht Tage bei ihm. Wir saßen dann lange beim Mittagstisch oder Kaffee vor seiner Hausthüre unter dem schönen Birnbaum, während die Kinder um uns spielten. Er las uns, wenn die öffentlichen Dinge ruhten, aus Goethe vor. Diesen hatte er immer in seiner Nähe. Ich war von Ruge und Feuerbach sehr angethan, Florencourt aber richtete sein großes dunkles Auge auf mich und sagte: ‚Du wirst ein streng kirchlicher und orthodoxer Theologe werden.'" — Gerade das treffliche Buch Rocholls, aus dem diese Sätze genommen sind, liefert den Beweis, daß Florencourts Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist. Auf „einsamen Wegen" ist Rocholl ein streng kirchlicher Theologe der lutherischen Kirche geworden und geblieben, ein kirchlicher Charakter, ein Führer, wie es wenige giebt.

Von Naumburg aus hat Florencourt 1846 eine Auswahl von schon gedruckten journalistischen Aufsätzen unter dem Titel „Zeitbilder" in zwei Bänden veröffentlicht. Wiederum verwahrt er sich gegen den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit. „Mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Deutschland geht die Entwicklung der politischen Tagesschriftstellerei Hand in Hand. Wie ersteres, so ist auch letztere noch im Werden, noch in ihren Anfangsstadien begriffen. — — Diejenige Wissenschaftlichkeit und diejenige Konsequenz, welche die deutsche Pedanterie von der Tagesschriftstellerei verlangt, gehört in die Studierstube, in den Hörsaal, in die Kompendien, nicht aber ins praktische Leben mit seinem Ringen und Kämpfen, mit seinen stets wechselnden momentanen Bedürfnissen, mit seinen augenblicklichen Entscheidungsschlachten." Damals ging noch viel mehr als heute die kalte Luft pedantischer Bücherweisheit statt des warmen Hauches lebendiger Liebe zum Volk durch die deutsche Welt. — Hannover, Schleswig-Holstein, die preußischen Provinziallandtage, die Ausweisung der Demokraten Itzstein und Hecker aus Preußen, Niebuhr, Jahn, Preßfreiheit und Censur, die Einkommensteuer und die politische Litteratur der Gegenwart bilden den Hauptinhalt der auch heute noch mit Genuß zu lesenden gesammelten Aufsätze. Als Publizist im strengen Wortsinn beteiligte sich Florencourt bei schicklichen Anlässen in entscheidender Weise am öffentlichen Leben. Wie er am 8. Juli 1845 in der Naumburger Versammlung der „Protestantischen Freunde" diesen Freunden heimgeleuchtet hat, darüber habe ich im Aufsatz „Das Volksblatt für Stadt und Land unter v. Tippelskirch" bereits eingehende Mitteilungen gemacht. — Im folgenden Jahre hat er die Stadtverordneten-Versammlung von Naumburg dazu bestimmt, auf die Wahl eines Abgeordneten zum Provinziallandtag darum zu verzichten, weil man sich von solcher Wahl, wie überhaupt von den Provinziallandtagen keinen Nutzen versprach. In seinem 1847 bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienenen Buche „Zur preußischen Verfassungsfrage" hat Florencourt in glänzender Weise dargethan, daß an die Stelle des Bureaukraten-Staates der Staat mit Repräsentativ-Verfassung treten müsse. Auch hier begegnen wir einer Prophezeiung: „Wir stehen am Vorabende einer Revolution, die den König und uns alle in ihren Strudel zu verschlingen droht; und Preußen und mit ihm ganz Deutschland in Verwirrung und Auflösung stürzen wird. Hier noch ruhig warten wollen und nicht den letzten Versuch zur Rettung machen, wäre unsinnige, Verderben bringende Feigheit."

Selbstverständlich rechnete Florencourt auch die kirchlichen Dinge zu den öffentlichen Angelegenheiten. Sein Wahrheits- und Rechtssinn hat ihn aber davor bewahrt, diesen Teil der öffentlichen Angelegenheiten mit dem anderen Teile, mit den politischen Dingen zu verwechseln. Darum ist er auch in der Naumburger Stadtverordneten-Versammlung am 26. Mai 1846 gegen die Vornahme von Wahlen der Repräsentanten zur Generalsynode durch die bürgerlichen Gemeindekollegien energisch aufgetreten

und zwar, wie sein Bericht über diese Vorgänge in Nr. 46 des Volksblattes von 1846 darthut, mit gutem Erfolge.

Persönlich, innerlich stand Florencourt in jenen Jahren der Kirche noch fern. In einem Aufsatz „Die Aussichten der Lichtfreunde“ im „Volksblatt“ Nr. 90 von 1847 rechnet er mit dem Deismus der Rationalisten und Lichtfreunde ab und sagt insbesondere von ihm, daß er sich überhaupt zu keinem positiven Kultus eigne. „Ich kann auch hier aus eigener Erfahrung sprechen; auch ich bin früher mit dem Plane umgegangen, aus der christlichen Religionsgesellschaft formell auszutreten, deren Glaubensbekenntnis ich nicht immer teilte, und zwar aus ganz lauteren Gründen subjektiver Wahrhaftigkeit. Es schien mir ein Widerspruch zu sein, meine Kinder auf ein Bekenntnis taufen zu lassen, was ich selbst für irrig hielt. Bei jedem neuen Kinde, was Gott mir schenkte, stellten sich diese Skrupel wieder ein; aber nie habe ich den Mut gehabt, den entscheidenden Schritt zu thun. Es war aber wahrlich nicht die Furcht vor weltlichen Unannehmlichkeiten und Nachteilen, die sonder Zweifel damals aus solchem ungewöhnlichen Schritte für mich erwachsen wären, wenn ich ängstlich davor zurückbebte. Eine solche Furcht habe ich nie gekannt, oder vielmehr ich habe sie stets verachtet und mich ihrer stets geschämt; und sobald ich mich auf ihr ertappte, so war auch entschiedenes Handeln im entgegengesetzten Sinne die sichere Folge. Mit dem Bewußtsein der Feigheit hätte ich das Leben nicht ertragen können. Nein, es war keine weltliche Furcht, welche mich, wenn ich so sagen soll, von dieser Konsequenzmacherei subjektiver Wahrhaftigkeit entfernt hielt; es war vielmehr eine tiefe innere Gewissensangst, welche da erwachte, wo es sich nicht um meine Person allein mehr handelte, sondern um diejenigen Wesen, die jedem Vater teurer sind, als sein eigenes Ich. Ich wollte meine Kinder nicht präjudizieren (vorweg ihr Urteil bestimmen), und sie nicht von vornherein von Heilsmitteln ausschließen, gegen die ich für meine Person gleichgültig war, und derer ich selbst nicht zu bedürfen glaubte. Liegt aber hierin nicht ein tiefer Fingerzeig, liegt nicht darin eben der Beweis, daß man den eigenen deistischen Standpunkt keineswegs für ein so hohes Glück hält, und daß man in demselben keineswegs sich gänzlich befriedigt fühlt? — — Ich mußte es mir selbst zugestehen: eben in diesem unüberwindlichen Skrupel, der erst in Bezug auf meine Kinder in mir erwachte, lag ein durch alle logische Künste nicht wegzuräsonnierendes Eingeständnis, daß mein eigener Deismus, den ich doch mit so freudigem Stolze ausposaunte, keineswegs der Glaube sei, den ich meinen Lieben wünschte. So habe ich auch trotz meiner deistischen Ansichten, die ich zwar überall öffentlich verteidigte, nie gewagt, gegen meine Kinder nur die leiseste Polemik gegen das positive Christentum zu äußern. Eine heilige Scheu hielt mich davon zurück. Ich bedauerte es tief, daß ich nicht selbst sie in das Evangelium einführen konnte; und während ich öffentlich den Deismus verteidigte, suchte ich ängstlich nach Lehrern von positiv-christlicher Gesinnung für den Unterricht meiner Kinder. Aber es ist dies keineswegs eine bloß individuelle Erfahrung, die ich bloß an mir, an meiner vielleicht abnormen Persönlichkeit gemacht habe; ich habe über diesen Gegenstand mit hundert und abermals hundert lichtfreundlichen Eltern gesprochen, mit Leuten, die noch viel feindseliger zu dem positiven Christentum standen, wie ich — denn feindselig habe ich mich nie dagegen verhalten; wenn auch hochmütig, habe ich doch nie einen jetzt so weit verbreiteten Fanatismus der Aufklärung begreifen können — aber selbst die Feindseligsten, die in dem ganzen positiven Christentume nichts als Trug und lügnerisches Pfaffentum erblicken wollten, gaben mir stets zur Antwort, wenn ich sie auf die Konsequenz ihrer Ansicht in Bezug auf Taufe und Erziehung ihrer Kinder hinwies: „Wir wollen unsere Kinder nicht präjudizieren. Wer weiß, ob sie sich in dem alten Glauben nicht glücklicher fühlen werden.“ Das aber kann ich nimmer Sicherheit und feste Glaubensfreudigkeit nennen, wenn man die, welche uns über alles teuer sind, in den eigenen Glauben nicht einzuweihen, sondern davor zu bewahren sucht. Wer seines Glaubens in innerster Seele gewiß ist und in ihm Erlösung findet, der fühlt

sich auch von seinem Gewissen gedrungen, seine Kinder und seine ganze Umgebung mit demselben zu durchdringen und alle Schritte zu thun, die zu diesem Zwecke förderlich sein könnten."

Daß diese Erörterungen von Florencourt, ebenso wie der von ihm im Jahrgang 1845 dem Volksblatt zur Veröffentlichung anvertraute Abschnitt: „Aus meinem Tagebuche, als ich die Schrift eines frommen Mannes gelesen hatte" (zuerst gedruckt in „Polit., kirchl. und lit. Zustände in Deutschland" S. 353—362) gerade in dem von F. v. Tippelskirch geleiteten Blatte erschienen sind, kann nicht auffallen, wenn man erwägt, daß der Verfasser sich an allen möglichen Zeitschriften und Zeitungen beteiligt hat. Nennt er sich doch selbst einmal gelegentlich einen „irrenden Ritter", der „in allen möglichen Zeitschriften herumfährt". Eher könnte man sich wundern, daß er von dem 1847 von ihm geleiteten „Sächsischen Verfassungsfreund" im nächsten Jahre als Redakteur zum Haller Volksblatt übergegangen ist. Doch bestand seine Hauptarbeit in jenem Blatte in der Bekämpfung des Deutschkatholiken und Demokraten Robert Blum, eine passende Vorübung für den Kampf, den er im Volksblatt in den Jahren 1848 und 1849 geführt hat. Bei Uebernahme dieses Blattes ist Florencourt in die Bresche gesprungen. Die Last und Mühe, die damit verbunden war, konnte er aber auf die Dauer nicht allein tragen, und er wollte es auch nicht zum Vorteile des Blattes. Das geht klar aus einem Briefe hervor, den er von Naumburg aus am 9. Juli 1848 an Philipp Nathusius in Althaldensleben gerichtet hat. Der Brief lautet:

„Ew. Hochwohlgeboren

mögen mich nicht für undankbar halten, wenn ich so lange Ihr gütiges Schreiben unbeantwortet gelassen habe. Es ist das eine sehr übele Eigenschaft von mir, der ich nicht wohl Herr werden kann, daß ich zwar alle Briefe in Gedanken beantworte und mich wärlich damit beschäftige, sehr selten aber zum wirklichen Schreiben komme. So komme ich mit meinen besten, teuersten Freunden oft jahrelang aus aller Verbindung, während ich ihnen im Herzen doch treu ergeben bleibe. Einen Teil der Schuld davon mag wohl meine Schriftstellerei tragen, die mir das Schreiben überhaupt etwas verleidet hat.

Vor allem empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Beiträge zum Volksblatt; bleiben Sie demselben auch ferner getreu. Eben solche Mitarbeiter, wie Sie, thun dem Blatte not, wenn es sich halten soll. Ich kenne allmählich das Verhältnis meines Wesens zum Publikum genau genug, um zu wissen, daß das Blatt an meiner Individualität zu Grunde gehen wird, wenn nicht mildere und objektivere Auffassungen, wie die Ihrige, derselben etwas das Gegengewicht halten. Es ist das nicht falsche Bescheidenheit von mir, denn ich weiß auf der anderen Seite recht gut, daß eben in jetziger Zeit, wo es gilt in die Bresche zu springen, meine Persönlichkeit mit dazu gehört, aber sobald ich mich allein auf dem Kampfplatze herumtummele, muß das Blatt viel zu monoton, zu subjektiv und zu inhaltleer werden. Nun fehlt es mir freilich keineswegs an Beiträgen — ich erhalte derer im Uebermaße —, aber ich bekomme nur sehr wenige, die der Ausdruck einer wirklichen und schönen Persönlichkeit sind und denen man es ansieht, daß sie aus innerem Berufe hervorgegangen.

Herr v. Tippelskirch hat mir allerdings zwei Manuskripte von Ihnen übergeben, so wertvoll sie sind, so glaube ich doch nicht, daß sie in diesem Augenblicke, wo es sich um Sein und Nichtsein handelt, und wo ich aus Mangel an Raum oft die dringendsten Tagesfragen vernachlässigen muß, zum Abdruck sich eignen möchten. Wenn Sie es erlauben, so hebe ich sie auf einen günstigeren Moment auf, der denn doch auch, so Gott will, wiederkommen wird.

Grüßen Sie meinen alten Jugendfreund Etster herzlich, ich habe stets mit großer Liebe an ihn gedacht und es immer bitter beklagt, daß ein krankhaft gesteigerter point d'honneur, woran ich in meiner Jugend litt, mir seine Freundschaft entzogen hat. Er

hatte einen augenblicklichen Ausbruch derselben doch wohl zu wörtlich genommen und zu hart aufgefaßt. Aber um so inniger freut es mich, daß er jetzt meiner wieder gedenkt. Vor einigen Tagen habe ich einen Aufruf zur Zusammenkunft eines Vereins für König und Vaterland auf den 14. d. M. nach Magdeburg erhalten. Ich hege die freudige Hoffnung, daß ich vielleicht Ew. Hochwohlgeboren und Elster dort ebenfalls treffen werde; wenn ich es irgend möglich machen kann, werde ich mich ebenfalls einfinden."

Was Florencourt im tollen Jahre dem Volksblatt gewesen ist, werden wir später hören. Hierher gehört nur die Mitteilung, daß der Kampf gegen die Revolution, die „fieberischen Aufregungen der öffentlichen Zustände, die Lebenskämpfe der Gesellschaft um ihre Existenz" die Pflichten des Familien- und Privatlebens in den Hintergrund drängten und das innere Leben mit Gott gefährdeten. „In diesem nagenden Bewußtsein zermarterte ich mich mit Plänen und zuletzt verfiel ich sogar auf den Gedanken einer Auswanderung nach Amerika. Dort hoffte ich den Versuchungen der Sünde entfliehen zu können, dort in der Entfernung von der Ueberkultur der Menschen in einfacher Arbeit der Bebauung des Bodens mehr Frieden, mehr Muße zur Beschäftigung mit Gott und zur Erwerbung des Glaubens zu finden. Dort in einfacheren Verhältnissen glaubte ich auch meinen Kindern einen reineren, festeren Willen, einen frömmeren Sinn geben zu können." Im Vorwort des 1849er Volksblattes kündigt er gleich in den ersten Sätzen den Lesern an, daß er im Laufe des Jahres mit einigen christlichen Freunden nach den westlichen Staaten Nordamerikas auszuwandern gedenke. „Ich habe es immer wohl verstanden, wie die Ritter des Mittelalters, wenn sie sich alt und den Kämpfen des Lebens nicht mehr gewachsen fühlten, die heiligen Mauern des Klosters zwischen sich und der Welt aufrichteten, um ungestört der Buße und der Versöhnung leben und eine sichere Brücke für das Jenseits in ihren Herzen aufbauen zu können. Was die Klostermauern für jene alten Ritter waren, das mögen für mich armen Ritter von der Feder der atlantische Ocean und die Urwälder und Prairien des nordamerikanischen Westens sein. Keine Politik, keine Debatten über Revolution und Vereinbarung, über Emancipation von Schule und Kirche, keine Kölnische Zeitung, keine unparteiischen Oberpräsidenten und keine Frankfurter Nationalversammlung! Ach, welche Unsumme von Jämmerlichkeiten und Elendigkeiten, denen auch die stärkste Konstitution zuletzt erliegen muß, wird man doch mit einem Male los durch eine kurze Reise übers Meer! Wie viel Unreinigkeiten wäscht das Salzwasser doch mit einem Male von uns ab! Freilich auch dort sündigen die Menschen, wie hier, aber dort kann man sich von ihnen trennen, dort ist zwischen der Welt und unserem eigenen Herzen nicht jener elektromagnetische Telegraph vorhanden, der uns zu fortwährender Mitleidenschaft zwingt; dort freilich ist eine Wüste, leer an allen gewohnten Freuden, leer aber auch an den Schmerzen der deutschen Civilisation. Und wer beides mit einander vergleicht, Verlust und Gewinn, der wird sagen müssen, daß es ein guter Handel sei!" — So lange Florencourt noch auf deutschem Boden ist, will er am Volksblatt seine Schuldigkeit thun, hat er doch noch manches auf dem Herzen, was er vor seinem Abschied sagen möchte, und vielleicht finden die Worte des Scheidenden mehr Beachtung, wie die des Bleibenden. „Jedenfalls aber wird Sorge getragen, daß das Volksblatt noch länger fortbesteht; der sympathische Kreis von Mitarbeitern und Lesern kann und soll nicht durch das Ausscheiden einer einzelnen Person gesprengt werden."

Aus dieser Zeit stammt ein zweiter Brief Florencourts an Philipp Nathusius. Er schreibt von Naumburg aus am 13. Januar 1849:

„Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch Ihr eben eingegangenes Schreiben einerseits in hohem Grade erfreut, indem ich daraus ersehe, daß Sie dem Volksblatt nicht untreu werden wollen. Es war kein bloßes Kompliment, was ich Ihnen machte, wenn ich Ihre Mithülfe als wesentlich zum Gedeihen des Blattes bezeichnete. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt,

daß ich jedes Blatt ruiniere, sobald ich es allein schreibe. Entschiedenheit ist freilich mehr in diesem Augenblicke nötig wie je; aber bloße Entschiedenheit ohne Milde, ohne den Geist des Friedens und innere Gemütsheiterkeit ist auf die Länge nicht wohlthuend. Das Volksblatt hob sich in Beziehung auf seine Verbreitung beim Antritt meiner Redaktion zwar auf auffallende Weise. Es war dies aber ein Augenblick, wo es not that, in die Bresche zu springen. Fast ebenso schnell aber ist der Absatz in dem letzten Quartal wieder zurückgegangen. Eine Ursache mag zwar darin liegen, daß die Zahl der konservativen Blätter sich sehr vermehrt hat, die Hauptursache besteht aber jedenfalls darin, daß das politische und poetische Element zu sehr einer einseitigen Polemik hat Platz machen müssen. Es würde mir nun sehr leid thun, wenn ich Herrn von Tippelskirch bei meiner Abreise aus Deutschland, die im Mai oder Juni erfolgen wird, das Blatt nicht in gutem Zustande zurückgeben könnte, und deshalb hat mich Ihr Vorhaben in hohem Grade erfreut. — — Die Wahlen in unserer Gegend werden schlecht ausfallen. Die prononcierten Revolutionärs haben freilich keine Aussicht, dagegen haben sich die Anhänger der breitesten Grundlagen aller Wahlklubs bemächtigt, und wir werden eine Versammlung bekommen, die freilich Gesetz und Ordnung auf ihre Fahne schreibt, die tieferen Bedingungen davon aber nicht kennt und in ihren Debatten noch mehr zerstören wird. Eine Versammlung durch Pöbelschmeichelei entstanden und aus Mangel an eigener fester politischer Ueberzeugung, auch während ihres Bestehens von der Pöbelmeinung abhängig. Anfangs wird großer Jubel sein, nach einem halben Jahre aber wird der Karren wieder ebenso tief im Moraste stecken wie vorher. Oder vielmehr noch tiefer; denn gegen diese Versammlung der Eitelkeit und der Mattherzigkeit wird kein Graf Brandenburg das Schwert ziehen können. Nach dem erfochtenen Siege bin ich hoffnungsloser wie vorher und ich werde Gott danken, wenn ich erst meine Kinder nach Amerika hinübergerettet habe und ruhig auf meiner Farm sitze. Alle geistigen und materiellen Entbehrungen, die mich dort sonder Zweifel erwarten, sind nichts gegen diese sittlichen Qualen, von denen man hier zerfleischt wird. Wem die Politik im Herzen sitzt und nicht bloß in Kopf und Phantasie, der muß sich hier auf die Länge aufreiben."

Vier Wochen später, am 13. Februar, trägt v. Tippelskirch, in Uebereinstimmung mit Florencourt, seinem „innigverehrten Freund", Ph. Nathusius die Redaktion des Volksblattes, spätestens vom 1. Oktober 1849 ab, mit dem Hinzufügen an, daß das Blatt vorzugsweise die Angelegenheiten der inneren Mission zu seiner Hauptaufgabe machen müsse.

Nathusius lehnte das Anerbieten am 14. Februar ab: „Ich bin ein Invalide von Jugend auf; meine frühesten Kindheitserinnerungen sind reißende Kopfschmerzen, und nachdem mich die Gräfenberger Kur für eine Reihe von Jahren von dem Gröbsten meiner körperlichen Indisposition befreit hatte, hat mich das Jahr 1848 mit einem langen gastrischen Fieber wieder hineingeworfen. Und wenn ich meine wechselnden Körperzustände auch mit Geduld und Heiterkeit zu tragen suche, so wirft mich jede geistige Aufregung doch in einige Tage Unfähigkeit zu neuen, und so bin ich meiner Zeit, meines Kopfes nicht Herr, was der Redakteur eines Zeitblattes jedenfalls sein muß.

Es ist mir — ich bekenne es — eine große Versuchung in Ihrem Antrage. Aber jeder muß sich selbst kennen und verzichten lernen auf das, wozu er nicht gemacht ist. Gerade weil es mir eine wirkliche Versuchung ist, antworte ich Ihnen so schnell.

Als Mitarbeiter will ich gern meine Kräfte dem Volksblatt zu Zeiten widmen, und ich hoffe zu Gott, Sie werden einen tüchtigen Redakteur finden, wenn Sie es nicht selbst in der Hand behalten, was mir das Allereinfachste erscheint."

Drei Tage nachher schließt Florencourt eine kurze Mitteilung an Ph. Nathusius mit den Sätzen: „Wenn ich Deutschland verlasse, so möchte ich wohl Sie zu meinem

Nachfolger in der Redaktion des Volksblattes designieren, wenn Sie anders dazu Lust hätten. Ich kenne niemand, der sich besser dazu eignet."

Es müssen in den nächsten Wochen von Tippelskirch wiederholt Schritte gethan worden sein, um Nathusius zur Uebernahme der Redaktion zu bestimmen, denn in einer Antwort auf einen Brief vom 8. März 1849 werden von diesem bereits Einzelheiten über den mit dem wackeren Verleger Mühlmann in Halle abzuschließenden Vertrag erwähnt.

Florencourt schreibt seinem Nachfolger am 21. März 1849: „Seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen noch nicht geantwortet. Die Hauptsache ist, daß Sie die Redaktion des Volksblattes übernehmen wollen, und niemand paßt dazu besser wie Sie. Auch glaube ich, daß Sie selber große Freude an dieser Thätigkeit haben werden. Sie müssen sich die Sache nur nicht zu schwierig vorstellen, nichts ist leichter als das Redigieren, und es macht sich alles von selbst dabei. Die Liste der Mitarbeiter, sowie eine kurze Charakteristik derselben werde ich Ihnen bei Gelegenheit mündlich mitteilen. Machen Sie nur erst Ihre Reise. Mir ist es ganz recht, wenn Sie erst in Mitte August oder noch später als Redakteur eintreten, denn meine Abreise wird sich doch so lange verziehen, und aus finanziellen Gründen, auf die ich leider großes Gewicht legen muß, möchte ich nicht gerne eher ausscheiden, als bis ich zu Schiffe steige. — —"

Einer der ersten Schritte, die Ph. Nathusius that, war die an H. Leo gerichtete Bitte, wiederum die „Geschichtlichen Monatsberichte" für das Volksblatt zu schreiben. Leo antwortete am 26. März 1849: „Ich habe mir die Sache die Zeit über wohl überlegt und bin am Ende trotz mancher Bedenklichkeiten dabei geblieben, es auf einige unbehagliche Morgenstunden ankommen zu lassen und die Arbeit der Monatsberichte wieder zu übernehmen, falls die Redaktion in Ihre Hände übergeht. Jedoch nur in diesem Falle, weshalb ich Sie bitte, so lange dies nicht ganz entschieden ist, von meiner Teilnahme nichts zu sagen, um mir etwaiges Andringen anderer Personen zu ersparen. Daß ich trotz Ihres Briefes die Sache noch nicht für ganz entschieden halte, hat seinen Grund darin, daß mir Tippelskirch vor einigen Tagen sagte: Florencourt bleibe nun noch hier und gehe nicht nach Amerika. Die Honorar-Arrangements sind Nebensache und mir jedenfalls recht, wie Sie sie treffen."

Wirklich erhielt Nathusius von Florencourt unterm 30. März 1849 die Nachricht: „Sie werden mich für einen wetterwendischen und launenhaften Menschen halten, wenn ich Ihnen schreibe, daß mein Auswanderungsplan für dieses Jahr in Frage gestellt ist. Ich bin eben im Begriff, eine unaufschiebbare Reise zu machen, von der ich erst in drei Tagen zurückkomme. Ich werde Ihnen alsdann die Motive weitläuftiger auseinandersetzen, und habe mich nur verpflichtet gehalten, Ihnen einstweilen eine vorläufige Nachricht zukommen zu lassen."

Der nächste Brief Florencourts ist vom 2. August 1849 datiert und in Rostock geschrieben. Zum Kampfe gegen die Revolution ist um diese Zeit von einer Anzahl mecklenburgischer Edelleute die in Rostock erscheinende Zeitung „Norddeutscher Korrespondent" gegründet und für die Redaktion sind Fr. Maaßen und sein Freund F. v. Florencourt gewonnen worden. Der Brief vom 2. August lautet:

„Ew. Hochwohlgeboren

werden mich vielleicht entschuldigen, wenn ich Ihnen die Gründe für die Verzögerung einer Antwort auf Ihren Brief auseinandersetze. Ich hegte längst den Wunsch, an die Spitze einer politischen Zeitung zu treten, wozu ich mehr Beruf zu haben glaubte, als zur Leitung eines bloß kontemplativen Blattes. Durch die Berufung zur Redaktion eines neuen Unternehmens wurde mir eine solche Aussicht eröffnet. Sie werden es aber einem Familienvater mit 7 Kindern, der kein Vermögen hat, zu Gute halten, wenn er nicht gern eher dasjenige Blatt aufgeben wollte, von dem er bis jetzt gelebt hatte, bis er die Gewißheit hatte, daß das neue Unternehmen gelingen werde. Ich setzte mir daher die Frist von sechs Monaten, um beurteilen zu können, ob der Norddeut. Korrespondent

Wurzeln fassen werde; schlug es fehl, so wollte ich wieder nach Naumburg zurückkehren und ferner das Volksblatt leiten. Bis dahin hoffte ich, daß ein sehr teurer Freund, der Doctor Pan, meine Stelle beim Volksblatt vertreten könnte, umsomehr, als ich in Rostock Muße genug zu haben glaubte, um dann und wann auch noch etwas für das Volksblatt thun zu können. Diese Hoffnung ist nun in jeder Beziehung fehlgeschlagen. Pan schreibt mir, daß er geistig und körperlich zu angegriffen sei, um noch länger viel für das Blatt thun zu können; außerdem hatte ich mich wohl in seinem Talent etwas verrechnet. Ich selbst bin durch das neue Unternehmen völlig absorbiert; dabei nehmen die Abbestellungen zum Volksblatt in reißender Progression zu. Bei so bewandten Umständen muß ich die Redaktion aufgeben, obgleich das Gelingen des neuen Unternehmens noch sehr zweifelhaft ist. Erst in den letzten Tagen ist mir dieser Stand der Dinge nach allen Seiten hin klar geworden. Wollen Sie daher noch für mich eintreten, so trete ich von der Redaktion zurück. Allein ich habe ein finanzielles Bedenken dabei. Indem ich auf die Einnahme des Volksblattes rechnete, habe ich für die einstweilige Uebernahme der Redaktion des Norddeut. Korresp. so geringe finanzielle Bedingungen für mich ausgewirkt, daß ich die Einnahme des Volksblattshonorars bis Michaelis nicht entbehren kann. Ich würde also die Redaktion bis Michaelis aus diesem Grunde noch beibehalten müssen, aber ich verkenne nicht, daß es bis dahin vollends in Verfall geraten wird. Würden Sie sich daher wohl entschließen, mit Ihren Beiträgen bis Michaelis ohne weitere Vergütung einzuspringen, resp. die ganze Redaktion unentgeltlich bis dahin zu übernehmen? Ich würde ein solches Ansinnen nicht an Sie stellen, ja ich würde gar nicht an dergl. gedacht haben, wenn nicht die drückendste Verlegenheit mich dazu zwänge.

Im Falle also, daß Sie auf diese Offerte eingehen, gebe ich Ihnen hiermit charte blanche und überliefere Ihnen das Volksblatt schon von diesem Augenblick an. — —"

Der letzte Brief Florencourts an Nathusius, d. d. Rostock am 24. August 1849, lautet:

„Es wäre nun wohl Zeit, daß ich von der Volksblattsgemeinde Abschied nehme und Sie als meinen Nachfolger empföhle. Ich habe auch schon einen Aufsatz dazu genommen. Indessen treffe ich nicht den rechten Ton. Die Ursache mag darin liegen, daß ich außer Zusammenhang gekommen bin faktisch seit Monaten. Wäre es demnach nicht am zweckmäßigsten, wenn Sie sich selbst als künftigen Redakteur einführten und in der nächsten Nummer die Leser damit bekannt machten. Dies möchte ich Ihnen ans Herz legen. — —"

In Nr. 71 vom 5. September 1849 steht das von Bad Kösen den 28. August 1849 datierte „Antrittswort" des neuen, zum Glück langjährigen Volksblatt-Redakteurs Ph. Nathusius. Es war die höchste Zeit, daß das Blatt in andere Hände kam. Florencourt hatte die Mitarbeiter äußerst vernachlässigt, seine Person zu sehr in den Vordergrund treten lassen, was ihm, namentlich als seine Auswanderung in Frage stand, eine Menge persönlicher Zuschriften und Bekanntschaften einbrachte. Zugeschickte Bücher hat er unangezeigt gelassen, Honorare hat er nicht bezahlt. Dr. Pan, der eigentlich bloß zum Besuch zu Florencourt gekommen war und nur aus Gefälligkeit interimistischer Redakteur wurde, behalf sich mit einer gewissen Auslese aus alten Manuskripten, mit Abdruck von Aufsätzen des „Norddeutschen Korrespondenten" und von Gedichten aus einem Bande Leschkescher Poesien.

Florencourt hat auch die Aufsätze, die er für das Volksblatt geschrieben und mit denen er das Glück eines unerwarteten Erfolges hatte, gesammelt (1849) herausgegeben unter dem Titel „Frankfurt und Preußen". „Das Volksblatt für Stadt und Land, worin diese Aufsätze zuerst erschienen, hat nun zwar keinen unbedeutenden Leserkreis; aber dieser Leserkreis ist mir noch lange nicht groß genug." Florencourt hat diese Sammlung „als einen schwachen Beweis seiner innigsten Verehrung" Herrn v. Thadden auf Trieglaff gewidmet, „dem einzigen wahrhaften Ritter, der den Mut hatte, dem

unsinnigen und frevelhaften provisorischen Wahlgesetze auf dem vereinigten Landtage mit Entschiedenheit, und wenn auch nicht mit siegreichem Erfolge, doch mit siegreichen Gründen entgegenzutreten".

Zu dem vom General von Radowitz ins Leben gerufenen Erfurter Parlament als Abgeordneter gewählt, schloß sich Florencourt den Ultramontanen an, die sämtlich Großdeutsche waren. Die Fraktion war zu schwach, um auch nur einen selbständigen Antrag stellen zu können. Aber persönlich war für Florencourt nicht ohne Bedeutung, daß er mit den Führern der römisch-katholischen Partei in Verbindung trat. Dadurch ist ohne Zweifel sein Entschluß, römisch zu werden, mächtig gefördert worden. Ein römisch gewordener Mecklenburger Gutsbesitzer hat ihm einen Hof angewiesen, um in stiller Abgeschiedenheit die erforderlichen Studien zu machen und dann in Schwerin vor dem Priester Brocken am Ostersonnabend, 19. April 1851, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten. Er hatte sein Vorhaben ganz geheim gehalten. Nicht einmal seine Frau wußte etwas von diesem Schritte. Wenn man seine 1852 erschienene Konversionsschrift „Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche" (Erstes — und einziges — Heft) liest und damit seine zwanzig Jahre später vom Standpunkt des Altkatholiken aus geschriebene Broschüre „Ueber die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus" vergleicht, so muß man notwendig zu dem Schluß kommen: Florencourt hat bei seinem Uebertritt weder die evangelische, noch die römisch-katholische Kirche ihrem Wesen nach gekannt. Vor dem Uebertritt sagte er sich: „Wie grenzenlos unglücklich, wie gänzlich verloren wirst du dann später sein, wenn du den Schritt gethan, und er sich als eine Illusion, als ein letztes desperates Experiment herausgestellt hätte." Nun, die vatikanische Kirche, die Papstkirche hat er zum Teil als das erkannt, was sie ist, als die mit äußerlichen Herrschaftsgedanken und Herrschaftsmethoden erfüllte Weltkirche. Auf den Inhalt der Konversionsschrift einzugehen, verlohnt sich nicht. Es findet sich auch in ihr das bekannte Manöver, dem römischen Bekenntnis nicht das evangelische Bekenntnis, sondern vermeintliche und wirkliche Irrtümer und Verfehlungen Luthers gegenüberzustellen. Welchem Evangelischen fällt es ein, dem Bekenntnis der Augustana Leben und Thun der Bischöfe und Päpste gegenüberzustellen?

In der Nummer vom 10. Mai 1851 hat das Volksblatt Florencourts Uebertritt mitgeteilt: „Herr von Florencourt ist katholisch geworden, ohne evangelisch gewesen zu sein. Unsere Kirche hat keinen Verlust dabei erlitten, es sei denn den eines lucrum cessans (eines zu erhoffenden Gewinns). Die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland gehen dadurch des Vorteils verlustig, diesen gewandten und energischen Schriftsteller ferner als einen „preußischen Protestanten" in ihren Spalten prangen zu lassen. Wir aber freuen uns, seine Ehrlichkeit in dieser Beziehung wiederhergestellt zu sehen. Aber wir dürfen ihm nun auch eine Bedingung um so weniger erlassen. Vor wenigen Wochen haben wir an ihn, der die Halbheit haßt, das Verlangen gestellt: wenn er das Christentum anerkenne, daß er auch für sich selber Ernst damit mache. Dieses Verlangen, das man an jeden ehrlichen Mann, welcher weiß, daß er konfirmiert worden, zu stellen berechtigt ist, müssen wir mit um so viel größerem Nachdruck an einen wiederholen, der in reifem Mannesalter ungefordert ein christliches Glaubensbekenntnis öffentlich und vernehmlich wiederholt. Nur wenn dieser Schritt von jenem rückhaltlosen Ernste des Willens und Gebetes, daß es sein eigen werde, begleitet ist, gilt der Ausspruch, den wir gethan, daß er ein ehrlicher ist. Möge Herr von Florencourt — das ist unser herzlicher Wunsch — in seinem ferneren Leben Zeugnis ablegen, daß weder Laune der Verbitterung, noch Berechnung der Politik an einem Entschlusse Teil gehabt haben, der der innersten Seele allein gehören darf."

Daß Ph. Nathusius seinen Vorgänger in der Leitung des Volksblattes gerecht, billig und mit christlicher Friedensliebe beurteilt hat, geht aus den mitgeteilten und aus

den hier nicht zum Abdruck gekommenen Sätzen deutlich hervor. Nach Erscheinen der Konversionsschrift war es leichter, auf Florencourts Beweggründe einzugehen.

Was aber die Konversionsschrift Florencourts betrifft, so hat Ph. Nathusius (V.-Bl. 1853, S. 355) an der Thatsache, daß von katholischer Seite eine Rüge des von Florencourt als Fundament seines Uebertrittes bekannten Semipelagianismus nicht erfolgt ist, einen Beweis dafür gefunden, daß die römisch-katholische Kirche in ihrem Bekenntnis von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht fest ist.

Vilmar hat in seinem „Hessischen Volksfreund“ (1851) Florencourts Konversionsschrift in einem eingehenden Artikel unter der Ueberschrift „Ein Uebertritt zur katholischen Kirche“ — abgedruckt im 2. Bande „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands“ S. 222 ff. — in höchst objektiver Weise besprochen. „Die Rechtfertigung durch den Glauben allein erklärt Florencourt für einen ‚philosophischen Satz‘. Daher ist denn auch der specifische Inhalt des evangelischen Glaubens ihm völlig unbekannt und unfaßbar geblieben; daß dazu die gesamte katholische Kirchenerfahrung und noch eine neue, größere Erfahrung, die schwerste unter allen, außerdem gehöre, das ist ihm durchaus fremd. — — Luther ist für Florencourt ein „blinder Revolutionär“, der, ohne zu wissen, wie weit das reiche, was er anfängt, auf einen einzelnen Punkt losschlägt, ohne Rücksicht darauf, was er mit seinem Schlagen zerschlägt. Daß Luther ein schwer sündiger Mensch sei, wie wir alle, aber ein Zeuge von der Sünde, wie wir nicht alle, und ein Zeuge von dem Trost Jesu Christi des Gekreuzigten, wie wir wiederum nicht alle sind, das liegt Herrn von Florencourt am allerfernsten und wird ihm wohl niemand jemals gesagt haben. Was ihm aber sehr nahe liegt, das ist die „Versöhnung der Vernunft mit dem christlichen Glauben“, welche er in der katholischen Kirche, im Gegensatze gegen die evangelische, zu finden oder bereits gefunden zu haben glaubt. Wir meinen — und der Schreiber dieser Zeilen kennt Franz von Florencourt persönlich genau genug, um es meinen zu dürfen —, daß ihm diese „Versöhnung“ zu seiner Zeit noch manches Kopfschütteln verursachen werde, wenn er, was bei ihm gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, die Entdeckung machen sollte, daß die Vernunft weder Gott fürchten, noch Gott lieben, noch Gott vertrauen, noch überhaupt — Gott suchen und am allerwenigsten die Sünde erkennen, wohl aber für Gott wie für die Sünde die mannigfaltigsten Surrogate aufstellen könne.“

Als heilsame Lehre für uns Evangelische entnimmt Vilmar der Konversionsschrift vor allem die schonungslose Aufdeckung rationalistischen Greuels, die Ungeschicklichkeit gläubiger Glieder der evangelischen Kirche, die evangelische Wahrheit einem Suchenden nahe zu bringen, das Wertschätzen der Pfarrer als „beliebter Kanzelredner“ und das Geringschätzen des geistlichen Amtes, womit zusammenhängt der abstoßende Gebrauch salbungsvoller Redensarten — „aber er wird diesen Redensarten, nur von anderer Form, auch dort nicht ausweichen, wohin er gegangen ist. Noch kennt er das Terrain nicht, welches er betreten hat. Formeln giebt es eben überall, und Nachsprecher giebt es auch überall“ — sowie endlich das Schroffe, Einseitige, auf Kampf und Streit Gestellte bedeutender lutherischer Charaktere. Das Streithafte kommt aus dem Princip der evangelischen Kirche. „Wir, und nicht die katholische Kirche, sind die natürlichen und berufenen Vorkämpfer gegen den Unglauben, welcher aus der Mitte der Getauften in der abendländischen Kirche aufsteigt. Wir kennen keine Vermittelung mit dem Unglauben, nicht einmal mit dem Rationalismus, welchen die katholische Kirche unverarbeitet und unausgeprägt in ihrem Schoße trägt und weshalb sie den Schein, aber auch nur den Schein eines größeren inneren Friedens für die Uneingeweihten um sich verbreitet. — — Wir bilden gewissermaßen den Vorposten gegen den Geist, welcher in der Luft herrscht, den Vorposten, welchen die katholische Kirche aus sich selbst vorgeschoben hat und der sie selbst zu hüten bestimmt ist. Darum kann sie ruhiger sein als wir, und selbst zu Zeiten schlummern, während uns das stete Wachen unter den Waffen zur Aufgabe geworden ist. Das Haus einrichten und die Hausgenossen regieren — das versteht dagegen die

katholische Kirche aus eben diesem Grunde besser, als wir das verstehen und vielleicht auch jemals lernen werden. Ihren Beruf und ihr Recht begreifen und durchschauen wir vollkommen, während umgekehrt für unsere Aufgabe ihr zur Zeit noch das Auge völlig geschlossen ist."

Florencourts „Bekehrung zur christlichen Kirche" hatte selbstverständlich zur Folge, daß er den unbekehrten heidnischen Mecklenburgern als Publizist nicht mehr dienen konnte.

Ende 1851 ist er als Berichterstatter über „preußische Zustände" Mitarbeiter an den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland geworden. Philipp Nathusius hat diese Berichte wiederholt beleuchtet und bekämpft (Nr. 9 und 13 von 1851). Er erblickt Florencourts Beruf in der kritisch moralischen Bekämpfung des liberalen Radikalismus. „Zum Bauen haben wir ihn noch nie etwas beitragen gesehen, und so wenig seine Politik, so lange er sich noch in Preußen befand, mit der organischeren Politik der Kreuzzeitung und mit derjenigen, welche das Volksblatt gegenwärtig befolgt, harmonierte, ebensowenig harmoniert sie in der That mit der — nur durch die Farbe der Konfession von der unsrigen verschiedenen — der historisch-politischen Blätter, welche jetzt — leider — mit einer der Würde ihres Standpunktes so wenig entsprechenden Schadenfreude seine gegen Preußen gerichtete Kritik benutzen zu wollen scheinen. — — Wie wir die politischen Standpunkte unseres Gegners bis heute verfolgt haben, ist derselbe immer von bis ins Extrem verfolgten persönlichen Sympathien und Antipathien geleitet gewesen — denen übrigens, wie wir gern bezeugen — nie unedle Motive zum Grunde lagen — und wir sind begierig, ob es der objektiven Macht der Kirche, zu welcher er sich gegenwärtig bekennt, gelingen wird, eine gewisse Stätigkeit in seine künftige Laufbahn zu bringen. Augenblicklich konzentrieren sich alle seine Anschauungen in der Antipathie gegen Preußen, in die ihn abstrakte Konsequenzen aus einer im Jahre 1848 eingeschlagenen Richtung geführt haben."

Was hatte er aber 1851 für Preußen zu wünschen?

„Herstellung, so wie es vor 1847 gewesen ist. Und das wünscht zu erreichen derselbe Mann, auf dessen Betrieb, irren wir nicht, im Jahre 1846 die Stadt Naumburg keinen Abgeordneten zum Provinziallandtag mehr zu wählen beschloß, und damit zuerst das Eis brechen half."

In dieser Zeit beteiligte sich Florencourt gern an der Redaktion der „Deutschen Volkshalle", des ersten katholischen Blattes. Als er in dieser Stellung „der enormen Schwierigkeiten des Unternehmens infolge von Parteizersplitterung und mangelhafter Organisation auf katholischer Seite lebhaft inne geworden war" — wie der Jesuit Pfülf schreibt —, wandte er sich in seiner Not an Hermann von Mallinkrodt. Dieser schrieb ihm am 4. Juni 1853 einen Brief, in dem er vor rücksichtslosem Vorgehen gegen die liberal gesinnten Katholiken warnt, im übrigen aber die Kraft Florencourts gebührend würdigt. Der fuhr aber fort, „in bestem, aber unerleuchtetem Eifer durch seine eigenen Mißgriffe die Schwierigkeiten seiner Stellung" zu vermehren. „So brachte er Ende Februar 1854 in einem Leitartikel so maßlose persönliche Angriffe gegen P. Reichensperger, daß die katholische Fraktion eine offene Erklärung dagegen für geboten erachtete. — — Es ehrt Florencourt, daß er sofort in der nächsten Nummer des Blattes unter Anerkennung des begangenen Fehlers einen schönen Widerruf und eine Ehrenerklärung für Reichensperger brachte. Allein bald kamen neue Händel und Verwicklungen, erst mit einzelnen katholischen Blättern, dann mit dem eigenen Verwaltungsrat und der Gesamtheit der Katholiken. In der damals alles beherrschenden Orientfrage, wo die Katholiken, Presse und Volk, wie ein Mann gegen Rußland*) Stellung nahmen, war es die „Volkshalle" allein, die mit der „Kreuzzeitung" leidenschaftlich für Rußland Partei nahm und dies als die „einzig korrekte katholische Politik" ihren Lesern auf-

*) Und damit für die Türkei!

zwingen wollte. Es kam zum völligen Zerwürfnis mit dem Verwaltungsrat und Florencourt mußte ausscheiden." (Mallinkrodts Leben von Pfülf.) Er ging nach Köln und gab hier vom August 1854 an eine „Politische Wochenschrift" heraus.

Ph. Nathusius hat das 1. Heft (1854, S. 1322) wie folgt angezeigt:

„Das Volksblatt, das seinem tapferen Vorgänger von 1848 immer noch gern ein dankbares Andenken erhält, hat darauf hingewiesen, wie wacker er auch in der orientalischen Frage die Partei des Rechtes ergriffen und wie er deshalb — seiner Ueberzeugung unbeugsam getreu — die Redaktion der Deutschen Volkshalle, unter deren Aktionären — trotz aller Katholizität — der rheinische Liberalismus die Majorität hatte, abgetreten ist. Ein konservatives Blatt mit einer Verfassung auf „breitester Grundlage", d. h. von der souveränen Stimmenzählung seiner Aktionäre geleitet, ist ohnehin ein Widerspruch in sich selbst, man kann nicht die Autorität nach außen verteidigen, wenn man die Volkssouveränetät im eigenen Hause hat, und deshalb können wir Herrn von Florencourt nur Glück wünschen, daß er heraus ist. Er hat nun seit Mitte August eine eigene Zeitschrift in wöchentlich erscheinenden Heften begonnen. — — Die Auffassung ist natürlich — eine katholische; aber nirgends findet man jene Gehässigkeit, welche die Münchener historisch-politischen Blätter, das vornehmste politische Organ des deutschen Katholizismus, häufig so widerwärtig macht. Eine gewisse ehrliche und gerade durchgehende Ehrenhaftigkeit hat den Herausgeber von jeher ausgezeichnet und ihn auch seit seinem Uebertritt nicht verlassen, im Gegenteil, wie wir mit Freuden bemerken, nur eine bestimmtere Basis gewonnen. Sein vordem oft etwas stark vortretender Subjektivismus hat eine heilsame Zucht kennen und üben gelernt. Und doch weiß er sich bei allem Respekt gegen seine Kirche die Selbständigkeit der Ueberzeugung zu wahren. So freut es uns auch, daß die junge Zeitschrift über ihrem Katholizismus die Pietät für ihr engeres Vaterland Preußen nicht außer Acht setzt." Dieser wohlwollenden Aufnahme auf evangelischer Seite entsprach nur im ganz geringen Maße die Aufnahme auf Seiten der Konfessionsgenossen Florencourts. Schon nach einem Jahre hat die „Politische Wochenschrift" mit dem Restbestand von 90 Abnehmern ihr Ende erreicht.

Als richtiger „Einspänner" hatte sich Florencourt immer mehr verfahren, es mußte ihm deshalb erwünscht sein, daß er 1855, zu einer Zeit, da von Westphalen, mit Luise v. Florencourt vermählt, Minister des Innern war, zum Amtmann in dem westfälischen Städtchen Dringenberg ernannt wurde. „Ich habe mehrere Jahre lang — sagt er später von dieser Zeit — als Beamter auf dem Lande gelebt, und zwar mitten in einer urkatholischen Bevölkerung, die mit einer finsteren Zähigkeit an ihren kirchlichen Zuständen festhielt und die, nebenbei bemerkt, was häufig damit verbunden ist, eine der sittlich rohesten und verkommensten war." — 1858 wurde er Prokurator (Rendant) des Studienfonds zu Paderborn. Seine Freundschaft mit dem Bischof Martin von Paderborn dauerte nur wenige Jahre, auch dieser Bischof war eine eigenmächtige und eigensinnige Natur. 1869 ließ sich Florencourt in Ruhestand versetzen und siedelte nach Wien über, wo er mit seinem Jugendfreund Maaßen litterarische Feldzüge gegen das Vatikanum unternahm. Florencourt ließ in Wien ein erstes (und einziges) Heft „Katholische Briefe" erscheinen, in denen er die weltliche Herrschaft des Papstes bekämpfte. Sein Sohn Dr. Bernhard von Florencourt antwortete mit „Römischkatholischen Briefen an Franz von Florencourt" (Innsbruck 1871), in denen der die Sache, wie er selbst sagt, „sehr ungenügend" behandelnde Sohn die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes nachzuweisen sich Mühe gab. — Im nächsten Jahre gab Florencourt die bereits genannte Schrift heraus: „Ueber die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus". Der unfehlbare Papst ist eine Abgötterei. Mit dem neuen Dogma wird die Lehre Bonifaz VIII. in der Bulle Unam sanctam für göttliche Wahrheit erklärt. Diese Lehre lautet aber: Gott hat dem Papst zwei Schwerter anvertraut, das geistliche und das weltliche. Das weltliche überträgt der Papst den weltlichen Fürsten. Der Papst hat das Recht, Könige

ein- und abzusetzen. An dieses Recht, an diese Lehre hat der Katholik zu glauben; daß dieser Glaube zur ewigen Seligkeit notwendig sei, wird in der Bulle ausdrücklich gesagt. — Alle Einschränkung auf das 13. Jahrhundert oder auf frühere Zeiten durch Professoren, Parlamentarier und Bischöfe nennt Florencourt mit vollem Recht „heuchlerische Feigheit". Der Kardinal Antonelli hat ausdrücklich erklärt, daß die Päpste von jenem Rechte nur mäßigen Gebrauch machen würden. Das mag schon sein, denn die Fabel vom Fuchs und den Trauben gilt auch für den unfehlbaren Papst. Florencourt folgert nun so: seit dem 18. Juli 1870, dem Tage der Festsetzung des neuen Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes, existiert die alte römisch-katholische Kirche nicht mehr, denn sie hat ihr Glaubensbekenntnis geändert, folglich können die Staatsregierungen ihre rechtlichen Verbindlichkeiten Rom gegenüber nicht mehr erfüllen. Alle Zahlungen müssen eingestellt werden. Die Geldfrage hält Florencourt mit Recht für die Quintessenz der ganzen Frage. „Daß aber das Geld zur ewigen Seligkeit notwendig sei, das hat Pius IX. als Glaubenssatz noch nicht definiert", folglich könnte er die eingestellten Zahlungen nicht Glaubensverfolgungen nennen.

Hier ist Wahres mit Falschem zusammengemengt. Daß eine Kirche mit Festsetzung einer neuen Glaubenslehre aufhört, ihren alten Rechtsbestand fortzusetzen, ist ein Sophismus. Andernfalls würde ja schon der Staat berechtigt gewesen sein, alle Zahlungen an die römische Kirche einzustellen, als das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria definiert wurde. Florencourt weiß nicht, was Evolution ist. — Richtig ist aber, daß der Staat der Kriegserklärung Roms, die möglicher, nicht wahrscheinlicher Weise jeden Tag die Theorie Bonifaz VIII. praktisch machen kann, mit der lediglich praktischen Kriegserklärung: Wir zahlen euch kein Geld mehr, wenn u. s. w. hätte antworten können und sollen. Wäre dieser Gedanke rechtzeitig ausgesprochen worden, dann wäre die ganze Definition des Dogmas verschoben worden, bezw. unterblieben. Für diese Kriegserklärung wären auch die katholischen Staaten zu haben gewesen.

Die „Maßnahmen", die Preußen zur Bekämpfung des Ultramontanismus ergriffen hat, verurteilt Florencourt 1872 — also ehe die Maigesetzgebung begann — als illusorische Kampfmittel. Er rechnet dazu den (Lutzschen) Kanzelparagraphen, die veränderte Schulaufsicht, die Bestreitung des kirchlichen Rechts, zu exkommunizieren, die Vertreibung der Jesuiten. Gleichwohl sagt er von diesen: „Ich habe früher nicht geglaubt, daß es möglich sei, eine Erziehungsmethode zu erfinden, die den Menschen abrichten könnte zu jedem beliebigen Zwecke und die alle natürlichen Quellen der Wahrheit so vollständig abgraben, alle im Wesen des Menschen begründeten und demselben eingepflanzten Verhältnisse und Beziehungen so abschneiden und töten könne, wie es die Methode thut, welche die Jesuiten mit wahrhaft dämonischer Kunst und Umsicht zur Erziehung des Klerus eingeführt und ausgebildet haben." Sonderbar, daß Florencourt nicht erkannt hat, wie die Teufelsmoral der Jesuiten dem Staate genügen kann, um diesen Orden zu unterdrücken. —

Daß durch die Schrift Florencourts ein evangelischer, wenn man will, protestantischer Zug geht, läßt sich von vornherein vermuten, wenn man im Vorwort liest, daß er „öffentliches Zeugnis ablegen will für seine altkatholische Ueberzeugung". Luther ist jetzt nicht mehr der „blinde Revolutionär", sondern „der große Luther" (— „ich nenne ihn so aus tiefster Ueberzeugung —"), der sich im heiligen Zorn gegen alles Menschenwerk erhob, womit man das Christentum in der Kirche überschüttet hatte. „Gott hat jene Männer der Reformation nicht vergeblich erweckt, sie haben zufolge der göttlichen Fügung das Ihrige gethan zur Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber sie konnten nicht mehr thun, als wozu die Zeit bereits herangereift war." Florencourts Wunsch ist: der tiefgläubige Protestantismus und der treugebliebene Katholizismus möchten sich vereinigen zum Wiederaufbau der verwüsteten Kirche. So warm er aber für den Altkatholizismus eintritt, blind ist er nicht gegenüber manchen bedenklichen altkatholischen Erscheinungen. Dazu rechnet er den drohenden Byzantinismus im Verkehr

mit dem preußischen Kultusminister und das Auftreten des altkatholischen Geistlichen Aloys Anton in Wien, der sich von einem freireligiösen Sprecher kaum unterschied. Hatte ihn doch der Ekel über die Agitationen dieses Anton veranlaßt, nach Paderborn zurückzukehren, wie er denn die 1872 in Bonn veröffentlichte Schrift bereits in Paderborn verfaßt hat. In diese Zeit fällt eine Reise nach Göttingen, wo damals R. Rocholl, als Superintendent der hannoverschen Landeskirche, wohnte. „Zu denen, die wir beherbergen durften — heißt es „Einsame Wege" S. 290 — gehört auch ein alter Freund, ein Freund der Universitätszeit, Florencourt. So oft war ich auf seinem Weinberghäuschen bei Naumburg eingekehrt. Welche Zeit lag dazwischen! Er hatte eben „über die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus" geschrieben. Jetzt kam er von Paderborn, um einige Tage unter dem befreundeten Dache zuzubringen. Es war ein schöner Abend, den wir mit einigen Freunden, darunter Professor Ewald, verlebten."

Was Florencourt gegen die „Maigesetze" vorzubringen hatte, veröffentlichte er in der „Kölnischen Volkszeitung". Er ging in diesen Zeitungsartikeln nicht bloß mit der preußischen Regierung, sondern auch mit den Führern der Altkatholiken wegen ihres Byzantinismus scharf ins Gericht. Die Folge war, daß die altkatholischen Führer den Verkehr mit ihm abbrachen. Die altkatholischen Kongresse in München (1871) und in Köln (1872) hatte er besucht, den späteren blieb er fern, da er mit Döllinger gegen die Bischofswahl und Gemeindebildung war. Er bildete, wie die Professoren Reusch und Langen in Bonn, die 1878 von der altkatholischen Gemeinschaft zurücktraten, ohne sich dem Vatikanum zu unterwerfen, sozusagen eine „Kirche" für sich. —

Alter und Kränklichkeit, über die er schon im Vorwort der Schrift des Jahres 1872 klagte, machten ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens zu einem stillen Manne. Aber zur Anerkennung der vatikanischen Dekrete mit ihrem vierfachen Fluche gegen alle Leugner des Bistums Petri, des Primats und der Unfehlbarkeit der Päpste konnte er durch alle ultramontanen Anstrengungen nicht bewogen werden. Als R. Rocholl ihn in Paderborn besuchte, machte er auf diesen einen wehmütigen Eindruck. Seine Frau längst tot, zwei Söhne in Amerika, zwei Töchter Nonnen, sein Sohn Bernhard fanatischer römischer Priester und Redakteur. Er stand allein, ein gebrochener Mann. Er korrespondierte mit seinem Jugendfreund Professor Maaßen in Wien, dem wir das sehr lesenswerte Buch „Neun Kapitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit" (Gratz 1876) verdanken. Zuletzt suchte sich Florencourt mit der griechischen Kirche vertraut zu machen!

Auf seinem Sterbebett ließ er Professor Reusch in Bonn bitten, ihm die Sterbesakramente zu reichen. Das Telegramm vom 25. August 1886 lautete: „Zwischen Leben und Sterben; stehe ganz allein; viele versuchen, mich zur Unterwerfung zu bestimmen. Vergeblich. Aber die Tröstung des Sakraments! Können Sie mir Hülfe schicken?" Die Antwort war, daß Professor Reusch am 27. August um 1 Uhr mittags in Paderborn eintreffen werde. Das muß in dieser Stadt bekannt geworden sein, denn Reusch fand vor dem Hause Florencourts in einer abgelegenen Gasse eine Menge Schulkinder versammelt, die ihn mit rohem Geschrei empfingen. Reusch fand den kranken Freund sehr schwach, aber bei voller Besinnung und in ruhiger Stimmung. Während der Spendung der Sterbesakramente drang der wüste Lärm von der Straße herauf, doch schien der Kranke davon nichts zu merken. Als Reusch beim Abschied bemerkte, daß die Beerdigung durch einen altkatholischen Geistlichen zur Vermeidung ultramontaner Pöbeleien wohl am besten unterbliebe, antwortete Florencourt, daß er in seinem Testament bereits ein ganz stilles Begräbnis angeordnet habe. Auf seinem Rückweg wurde Reusch durch mehrere Straßen von schreienden Kindern verfolgt. Die Versuche einiger Erwachsenen, diesem Unfug ein Ende zu machen, waren vergeblich. Kurz vorher hatte Windthorst im preußischen Abgeordnetenhaus mit Erfolg für die

Freiheit des Sakramentspendens gewirkt. Die Paderborner Schuljugend machte durch ihr rohes Geschrei kund, was sich nach ultramontanem System — die Centrumsredner mögen sagen was sie wollen — ganz von selbst versteht, daß in kirchlichen Dingen nur die Anhänger der angeblich alleinseligmachenden römischen Kirche, nicht aber die Ketzer Freiheit haben dürfen. —

Der besseren Pflege halber wurde Florencourt in den letzten Tagen ins städtische Krankenhaus verbracht. Dort starb er in der Nacht vom 9. auf den 10. September 1886, ein Kruzifix in den Händen. Am 15. September hielt Professor Reusch für ihn in der Kirchhofskapelle zu Bonn ein Seelen- oder Totenamt.

Daß Franz von Florencourt ein charakterfester, völlig unabhängiger, nur den Forderungen des Rechtes gehorsamer Mann war, der sich auf den Standpunkt des Gegners versetzen und diesem gerecht werden konnte, hat sich schon aus dem Bisherigen ergeben. Daß er ein in hohem Grade talentvoller, geistreicher, unterrichteter Mann war, der in Zeiten großer Verwirrung den Kopf oben behielt und sich zu keiner Versöhnung unversöhnbarer Gegensätze herbeiließ, ergiebt sich aus der Geschichte des ihm anvertrauten „Volksblattes für Stadt und Land". Stets ist er seiner innersten Ueberzeugung gefolgt, ohne nach irdischen Vorteilen zu fragen. Von Haus aus Rationalist und liberaler Politiker, dem Goethe das Höchste war, was er kannte, machten ihn die Erfahrungen des Jahres 1848 zu einem gläubigen Christen und konservativen Politiker. Mangelhafte Kenntnisse ließen ihn an das Märchen glauben, daß die in starrer Mittelalterlichkeit verharrende und sich weiter entwickelnde römische Kirche der Hort alles konservativen Wesens sei; er kannte noch nicht die Jesuiten, die Erfinder der Lehre von der Volkssouveränetät; von dem, was die Reformation, bei pflichtwidrigem Verhalten der Kirchenregierung, in Evolution der Lehre auf scheinbar revolutionärem Wege der Kirche Christi dargeboten hat, hatte er keine Ahnung, darum wurde er römisch-katholisch und blieb es, bis der dieser Kirchengemeinschaft eigene Geist der Weltherrschaft die Lehre von des Papstes Unfehlbarkeit evolvierte. Nun sah er in Rom die Revolution. Die evangelische Rechtfertigung aus dem Glauben blieb ihm verschlossen wie früher, da er in der Bibel nichts weiter sah, als „geschriebene Ueberbleibsel" von dem Wirken Christi. Zur evangelischen Kirche, von der er doch viel mehr empfangen hatte, als er ahnte, konnte er nicht mehr zurückkehren, so machte er den Versuch, mit der Kirche des Morgenlandes, die noch früher erstarrt ist als Rom, sich bekannt zu machen. Jetzt ist er da, wo sich alle von Herzen gläubigen Christen zusammenfinden, nachdem sie den Drang des Irdischen abgeschüttelt haben, wo man lachen wird über die ohnmächtigen Flüche des römischen Pontifex, der mit dreifacher goldener Krone als höchster weltlicher Fürst Stellvertreter dessen sein will, der mit Dornen gekrönt wurde und nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte. Der sich servus servorum Dei nennt, maßt sich Herrschaft und Gewalt an über alle von Gott eingesetzten Könige und will als Nachfolger Christi irrtumsfrei teilhaben am Wesen des dreieinigen Gottes! Vor dieser Irrlehre machte Florencourt mit so manchem gewissenhaften deutschen Katholiken Halt.

(Schluß folgt.)

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

VI.

Um das Recht.

Der Ketzermeister Eylhard entfaltete in Rostock während des Winters eine fieberhafte Thätigkeit, denn seinem schwärmerischen Sinne schien es eine heilige Notwendigkeit, die Ketzerei jetzt, da sie noch im Anfang stand, mit eisernem Zwange zu unterdrücken, auf daß also alle, welche sonst in Gefahr der Verführung standen, gerettet würden; nie, so däuchte ihm, könnte ein Mensch seine Liebe gegen seine Mitmenschen besser offenbaren, als wenn er die finstere Macht, die Leib und Seele in die Hölle verderben konnte, in ihren Vertretern, welche den heiligen Satzungen der Kirche widersprachen und sich von ihr löften, mit unermüdlichem Eifer nachspürte. Er wollte die Hölle bevölkern, wenn es not thäte, um dem Himmel darnach um so sicherer die übrig bleibenden Seelen zuzuführen. Bei diesem Vorgehen gegen seine Mitmenschen kannte er sich selbst und seines Herzens tiefstes Bedürfnis nicht. Aus Liebe erbarmungslos! Sehnendes Verlangen hatte er darnach, geliebt zu werden, und je mehr sein eigenes Gewissen ihm sagte, daß er dem Grundwesen der Liebe stracks entgegenhandle, um so eifriger trachtete er, die mahnende Stimme im Notfall durch ein neues Opfer zu beschwichtigen. —

Wie gut hatte man in Rom seine Natur durchschaut, welche mit Gewalt in den Himmel dringen wollte, als man ihn gegen seinen Wunsch, zwangsweise und durch die ernstesten Hinweisungen auf sein Mönchsgelübde, zum Gehorsam und zum beharrlichen Verfolgen der Ketzer nötigte.

In Rostock aber stellte jetzt der Bürgermeister Gerwin, soweit in seiner Macht lag, sich dem Ketzerrichter in den Weg, versagte ihm eine Unterredung mit Oda und setzte seinen Drohungen die schweigende Verachtung entgegen. Auch war der Wille der übrigen Ratsmitglieder durch den entschlossenen Führer gestärkt, so daß sie die Maßregeln der stillen, nicht offenkundigen, aber auch nicht feig verborgenen Abwehr billigten. Der Unwille des Volkes hatte sich zu laut offenbar gemacht, als daß man denselben hätte überhören können. Endlich war man dahingekommen, die Schuld an dem nicht wieder gut zu machenden Geschehnis demjenigen ganz und gar zuzuschreiben, der allerdings den größten Anteil daran hatte.

Rambold von Volkenshagen war, seitdem Hugo Degenhard in der verhängnisvollen Versammlung laut vor aller Ohren dessen heimliche Tücke offenbar gemacht hatte, so gut wie gerichtet. Ging er über die Straße, so waren die allzeit kecken Rostocker Knaben nicht saumselig, „Judas, Judas!“ ihm nachzurufen, wie sie es wohl daheim von den Eltern erhorcht hatten. Lenkte er seine Schritte zum Rathause, so konnte er wohl merken, daß seine Genossen sich seiner Begleitung schämten. In der Trinkstube mußte er allein an einem Tische sitzen, und als er einmal in der Dunkelheit des Winterabends durch die Strandstraße gegangen war, hatten etliche Schifferfäuste ihn dermaßen zerprügelt, daß er lange das Bett hatte hüten müssen. In dieser Zeit war sein Haß gegen Hugo Degenhard, der ihm nun zum drittenmal die tiefsten Wunden geschlagen hatte, auf den höchsten Gipfel gestiegen, dabei fürchtete er, wenn er es sich auch nicht eingestehen wollte, dessen Wiederkehr; und bei seinem Brüten in der schwer getragenen Einsamkeit hatte er seiner Meinung nach endlich den Weg gefunden, auf welchem er seiner Rache voll genügen, seine Ehrsucht befriedigen und in menschliche Gemeinschaft wieder voll eintreten konnte. Eine Stelle gab es ja noch, wo man nach der Vergangenheit eines Menschen niemals fragte, wenn er nur in der Gegenwart ein tüchtiger Mann und ehrlicher Genosse sein wollte, und wo die Möglichkeit geboten war, rasch zu Ansehen und Macht zu gelangen, sobald der Mut nicht fehlte.

Also fand er seinen Weg zu den Vitalienbrüdern. Unter dem Vorwande, die Sache des gefangenen Königs, für welchen er schon einmal bei Arenwalde gestritten hatte, jetzt um so nachdrücklicher zu verfechten, je mehr die Aussichten auf Nachgiebigkeit der Königin Margarethe wuchsen, rüstete er mit seinen reichen Mitteln ein eigenes, treffliches Schiff und ließ sich seinen Stehlbrief von Rostock ausstellen. Als es kund geworden war, daß er seinen Lauf gerade auf Gothland lenken wollte, fand er aus der Mitte der müßigen Leute viele Anerbietungen zum Dienst. Seiner Rachsucht gegen die Rostocker ließ er dadurch kurz vor seiner Abreise noch Genüge geschehen, daß er alle seine Forderungen, welche bei der von ihm gesetzten kurzen Frist nicht hatten beglichen werden können, an etliche geschäftskundige Geistliche billig verkaufte, und diese benutzten nun ihre jüngst gestärkte Macht und den Einfluß des Beichtstuhls, um sehr bald mit wucherischem Vorteil die Zahlungen zu erpressen.

Auf jener Insel, von der aus man den Zugang nach Stockholm überwachen konnte, hatte Rambold bald durch seine Freigebigkeit und das ihm zu Gebot stehende gewinnende Wesen größeren Anhang gewonnen. Da er ein tapferer und erfahrener Mann war, so versagten ihm die übrigen Hauptleute die Aufnahme in ihre Gemeinschaft nicht. —

Auch hier begegnete er überall dem Namen Hugo Degenhard, und er frohlockte, als er diejenigen Kreise gefunden hatte, in welchen man denselben nur mit Erbitterung und Ingrimm in Erinnerung an die erlittene Niederlage nannte. Nichts mehr wünschte er sich, als dessen Feinde um sich zu sammeln und zu einem Hauptschlage gegen das Geschwader zu bringen, sobald bekannt geworden war, daß es sich zur Rückkehr anschickte. Aber er stieß bei seinem Plane auf hartnäckigen Widerstand. Gegen Hugo Degenhard auszuziehen weigerte sich jedermann, wohl unter dem Vorwande, daß man bei den von Fracht entledigten Schiffen nichts zu holen fände, in Wahrheit aus Sorge, neue und noch schlimmere Erfahrungen machen zu müssen. Durch das Gerücht von seinem glänzenden, siegreichen Kampfe gegen die große dänische Uebermacht war die Achtung vor ihm auf das höchste gestiegen.

Sobald im Frühjahr die See offen wurde, fand Hugo Degenhard unangefochten seinen Heimweg durch die Wogenbahn.

Mit Sorgen hatte mancher aus dem Rat seinem Kommen entgegengesehen. Wenn man auch in Erfahrung gebracht hatte, daß trotz seiner neuen Siege sein Einfluß auf das Volk dank der Abwiegelung der Plootschen Genossen und wohl auch durch die Schmach, welche vom Scheiterhaufen der Ketzerin auf deren Angehörige überging, wesentlich geschwächt war, so stand man doch noch unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit und

der Erkenntnis seines unbeugsamen Willens, und keiner war sich darüber unklar, daß er nicht ruhen würde, bis er sein vermeintliches Recht gegen die Urheber des schlimmen Gerichts durchgesetzt haben würde.

Zu fürchten war der Mann, der von dem Wisent, unbekümmert sowohl um den Jubel derer, welche er glücklich und mit Ruhm bedeckt heimgeführt, als auch derer, welche die Sieger empfingen, durch die Massen schritt. In seinem Gesichte erinnerte nichts mehr an den einstigen Schiffsmeister, der mit seiner offenen Miene und seinem geraden Wesen so leicht die Herzen gewonnen hatte, nichts an die Ruhe und Zufriedenheit, welche ihm sein Beruf gebracht, nichts an das Behagen, welches häusliches Glück darüber gebreitet hatte, er sah nicht rechts, nicht links, seine Augen schauten gerade vorweg, als sähe er fest auf sein ferneres Ziel, und seine zusammengepreßten Lippen deuteten an, daß er entschlossen sei, es zu erreichen, ohne zu fragen, wen er auf dem Wege zertreten müßte. Es war nicht zu verwundern, daß die Menge vor ihm verstummte und sich mit herzlichen Händedrücken an die Besatzung begnügte. —

Sein erster Gang führte ihn auf das Rathaus, wo er pflichtgemäß seine Ankunft und die Vollziehung seines Auftrages meldete, dann aber auch den Antrag auf sofortige Entlassung aus dem Dienste der Stadt stellte. Man beschied ihn zur Rechnungs-Ablegung auf den nächsten Tag. Sein zweiter Gang galt seinem eigenen Hause, zu welchem man ihm den Schlüssel auf dem Rathause eingehändigt hatte.

Erpo blieb draußen an der Hausthüre stehen, um Aufdringliche abzuwehren. Alles um ihn herum war das Alte geblieben, dieselben Trittsteine, dieselben Mauern, derselbe verräucherte Laden gegenüber, und an derselben Hausthüre, durch welche er so oft frohen Herzens aus- und eingegangen war, da stand er nun in dem Bemühen, seinen Schmerz vor neugierigen Blicken zu verbergen. Die große Stille im Innern ängstigte ihn, und er horchte, ob er nicht wenigstens einen Tritt seines Herrn hören könnte. Sein Ohr vernahm anfangs nichts, aber sein Herz empfand umsomehr den unendlichen Jammer jenes einsamen Mannes. Dann war es ihm, als dränge durch den verschlossenen Laden ein leises Stöhnen, und Erpo erschauerte. Und dann hörte er einen Ton, der ihn zuerst wild und verstört auffahren, dann aber auf den Stufen zusammenbrechen und bitterlich weinen ließ. —

Nach einiger Zeit kam Hugo Degenhard wiederum zum Vorschein, reichte Erpo die Hand, gab einige Weisungen, wie mit dem Hause zu verfahren sei, und machte sich dann auf zum Bürgermeister Gerwin. Als er in die Hausthüre trat, flog ihm seine Tochter, das Einzige, was ihm von seinem reichen, glücklichen Leben noch geblieben war, entgegen; als sie an seiner Brust lag, da übermannte es ihn noch einmal, kein Wort kam aus seinem Munde, aber seine rauhe Hand fuhr über die Wangen der Tochter, und der sie haltende Arm zitterte wie im Krampf. — Mit liebevoller Zartheit schob er sie ein wenig zurück, hob ihr Antlitz empor und sah ihr lange in die Augen und küßte sie.

Dann wandte er sich und suchte Gerwin auf. Er fand ihn im Gespräch mit einem stattlichen jungen Mann, der den immerhin schon über Mittelhöhe gewachsenen Bürgermeister noch um ein Erkleckliches überragte. Ein großer Bart schmückte sein Gesicht, die Augen sahen frisch und keck hinaus in die Welt, die Tracht war die der Studenten. Hugos scharfes Auge hatte in einem Augenblick alles erfaßt, denn seinem Gruße an den alten Freund fügte er die Frage hinzu: „Das ist also Werner, dein Sohn? Du bist glücklich zu preisen, Vater! — Und du, Werner? Bewahre dir deinen frischen Lebensmut und gebrauche deine junge Kraft im Dienste deiner Vaterstadt. — Von Prag nach Rostock ist wohl eine mühseligere Reise, als von hier nach dem Holm?" Auch Hugo Degenhard wurde von dem jungen Werner überragt, er mußte ein wenig hinaufsehen und konnte seine Blicke nicht losreißen von dem Antlitz, das mit der Schönheit der offenen, ehrlichen, sorglosen Jugend geschmückt war.

„Ich wäre auch lieber mit dir zum Holm, als mit dem alten Christian, welchen der Vater mir als Wegweiser mitgegeben hatte, nach Prag gezogen, Pate,“ sagte er. „Lustig soll's auf eurer Fahrt zugegangen sein; die Schiffsknechte erzählen sich, daß die Dänen durch das ganze Reich das Gebot erlassen hätten, die Katzen auszurotten.“

„Die Schiffsknechte haben ein Recht froh zu sein, denn als wackere Männer haben sie sich bewiesen,“ sagte Hugo, ohne eine Miene zu verändern. „In Prag aber lernt man hoffentlich Besseres, als mit dem Schwerte dreinschlagen und Leute töten, Werner. Ich denke, daß du dort an der Universität die Gerechtigkeit und das Recht lieb gewonnen hast und es dein Leben lang üben willst, sobald dir deine Heimatstadt das Feld deiner Thätigkeit angewiesen hat.“

„Ja, Pate, aber nur unter höherem Beistand! Einem Menschen ist es sehr schwer, immer das Rechte für sich und das Recht für andere zu finden, das habe ich gelernt.“ —

„Viel gelernt, Werner, sehr viel gelernt!“ sagte Hugo und sah in Gedanken vor sich nieder. Auf einen Wink des Vaters zog der junge Mann sich zurück.

„Du kommst wieder, wie du gegangen bist, Hugo?“ sagte der Bürgermeister mit einem leisen Seufzer. Der Angeredete schwieg lange. Endlich entgegnete er:

„Ich will dir zuerst danken, du treuer Freund, daß du meine Tochter, wie du versprochen, geschützt hast, ja, hast sie gewiß gehegt und deine Heilkunst am wunden Herzen bewährt, denn ihre Augen sind nicht so trübe, wie ich fürchtete, es leuchtet noch Leben daraus.“

„Die Jugend bewältigt das Schwere rascher, als wir beiden Alten,“ sagte Gerwin, „sie braucht Vergessen nicht erst zu lernen.“

„Vergessen lernt man überhaupt nicht, es mag Naturgabe sein, und gewiß eine sehr gute.“

„Ei nun, Hugo, wir haben sie gehabt, denn wenn es uns einmal bei unseren Fahrten nach Finnland recht schlecht gegangen war und das Meer uns gehörig herumgeworfen hatte, dann machte oft schon ein Tag daheim, daß vergessen war, was dahinter lag. — Du antwortest nicht? Hab ich nicht recht?“

„Was soll ich sagen? Leibesgefahren und Müdigkeit, Wunden und Beulen, Hunger und Durst sind eigentlich etwas, was über den Leib läuft wie ein Regenschauer. Wenn der hernach versorgt im Warmen ist, dann ist es ein Behagen, daß man etwas durchgemacht hat, man behält nichts von der Not zurück. Wenn's aber über Herz und Seele kommt wie wirkliches Leid, dann schreibt es sich da mit tiefen Zügen ein — und was für Heilmittel giebt es dagegen? Ich habe das Vergessen niemals gekannt, nein, Gerwin, niemals! Hab's auch diesmal nicht gelernt, weder bei der Fährlichkeit des Meeres, noch im Kampf und Sieg, und so lange ich lebe — ich werd's nicht lernen. — Weißt du vielleicht ein besseres Mittel?“

Der Bürgermeister faßte des Freundes Hand. „Ja, Hugo,“ sagte er herzlich, „ich weiß es! Es giebt ein Mittel zum Vergessen, das heißt Vergeben!“

Da fuhr Hugo heftig auf, reckte sich zur Höhe und stieß heraus: „Nein, nein! Schweig, Gerwin! Nenne das Wort nicht, ich hasse es! Ich will dir mein Mittel sagen, das ich anwenden will, es heißt: Recht nehmen, entweder indem es mir freiwillig geboten wird, oder indem ich's erzwinge. Mein Recht und meines Weibes Recht!“

„Laß die Tote in Frieden ruhen, Hugo!“ bat Gerwin. „Gott hat ein gerechteres Urteil für sie gefunden, als Menschen vermochten.“

„Schweig nur von Gott, nenne seinen Namen nicht! Ich hasse ihn auch, da er das Vergeben erfunden hat. Wo war er, als sie mein Weib griffen, mein Weib, welches ihm vertraute und sich seiner Führung ihr Leben lang unterstellt hatte? Wo war da dein Gott, sag's mir! Wo war seine Gerechtigkeit, als er es duldete, daß man diejenige, deren Leben und Glaube lauter und rein war, wie die Sonne, richtete,

wie eine Abgesandte der Hölle — mein Weib, Gerwin — mein Weib — Herburg, Herburg!" —

Er hatte die Hand, die er zurückgestoßen hatte, jetzt wieder ergriffen, wie jemand, welcher der Stütze bedarf; er lehnte sich an die Brust des Freundes und seine gewaltige Gestalt erschütterte unter so großem Weh. — Er raffte sich indessen wieder auf und sagte äußerlich ruhig:

„Ich gehe jetzt meinen Weg, Gerwin, es wird vielleicht für viele ein feindlicher Gang werden. Dir aber bleibe ich, was ich allezeit gewesen, ein dankbarer Freund, auch wenn wir uns in entgegengesetzten Ansichten begegnen. Ich will dir das Schwere zumuten, meine Tochter auch ferner zu schützen, bei meinem ruhelosen Leben werde ich es nicht können. — Willst du?"

„Ich will!" sagte der Bürgermeister einfach. „Laß dich aber nicht in Thaten treiben, Hugo, welche alle deine Verdienste um diese Stadt aufheben."

Bitter versetzte der Hauptmann: „Ich kenne keine Verdienste, ich kannte bisher nur die Erfüllung meiner Pflicht. Darum will ich jetzt auch mein Recht."

„Rache nenn's, so ist der richtige Name, Freund."

„Nennst du das Rache, wenn ich den Namen meines Weibes von der Schande frei machen und heutige und zukünftige Geschlechter zwingen will, ihn zu ehren?"

„Wo ist der klare Sinn des Hugo Degenhard hin?" sagte bekümmert der Bürgermeister. „Ehre läßt sich nicht erzwingen, sie wird freiwillig gegeben. Wenn es auf mich ankäme, so würde an der Richtstätte ein Denkmal gebaut, wie es schöner nirgends gesehen ist, und eine Kapelle daneben, und wenn jemand in der Kapelle würde beten wollen, dann sollte er zuerst einen Blick zu dem Denkmal werfen und von Frau Herburg lernen, wie man Gott zu dienen hat. — Aber schon wenn ich mich frage, ob das nach dem Sinne der Geschiedenen wäre, dann weiß ich, daß sie sagen würde, daß ihr Andenken durch solche Verherrlichung gekränkt würde. — Hugo, sollte ich dein Weib jetzt besser kennen, als du? — Hörst du es denn nicht, daß ihre heimliche Stimme dir zuspricht: ‚Ich hab vergeben, Hugo, vergieb auch du'?"

Betroffen sah der Hauptmann den treuen Freund an. Eine Zeitlang schwieg er und sagte dann dumpf: „Ich horche, aber ich höre nichts, als den Todesseufzer derer, die auf dem Scheiterhaufen gerichtet wird. — Jetzt will ich gehen, Gerwin. Zürne mir nicht, daß ich meinen Weg allein suche, das Oberhaupt der Stadt Rostock wird nicht mit dem, welcher mit der Stadt rechten muß, einig sein können. Aber Freund sein und bleiben, das kann er." Damit ging er nach herzlichem Händedruck.

Tief bekümmert erwog der Bürgermeister, daß er genötigt sein könnte, gegen den schwer Getroffenen als Gegner zu stehen, und er liebte ihn doch aus treuem Herzen. —

Nach einer Weile trat sein Sohn zu ihm, und es war ihm große Erquickung, zu wissen, daß ihm in demselben jetzt schon in schweren Lebenslagen eine starke Stütze beigegeben sei. Darum zögerte er auch nicht, mit ihm über Hugo Degenhard und sein Weib zu sprechen.

Derselbe erzählte ihm darauf, daß in der Welt überall der Unwille über die Entartung der Kirche sich zu regen anfange, in den südlichen Ländern noch weit mehr als an den deutschen Küsten; nicht bloß Laien raunten es sich heimlich zu, nein, die Universitäten verhandelten offen über die Fragen, wie der Verderbnis zu wehren sei. Zwei Päpste für die eine allgemeine Kirche, und zwar beide verkommen und heuchlerisch, sei ein zu offenbarer Schaden, als daß er sich verschweigen ließe. In Paris zeugten die ersten Lehrer der Universität davon, daß es keine andere Erkenntnisquelle der Wahrheit geben könnte, als allein die heilige Schrift, in Wien und in Böhmen würde in Schriften das pfäffische und mönchische Wesen scharf gerichtet. Aber am meisten beeinflußten Wycliffes Schriften die Gemüter.

Der Bürgermeister folgte seinen Darlegungen aufmerksam und sagte schließlich: „Wir sind ja auch hier jetzt alle entschlossen, keiner Anforderung des fremden Ketzer-

meisters Folge zu geben, und haben ihm die Auslieferung des Hauptmanns und seiner Tochter, welche er mit großem Eifer verlangte, abgeschlagen. Er hat sich klagend an den Bischof von Schwerin gewandt, aber ich habe sichere Kunde, daß dieser durchaus nicht gewillt ist, seine Unterstützung ihm zu leihen und am allerwenigsten deswegen ein Interdikt über die Stadt zu bringen. Gegen letzteres sind wir freilich immer noch wehrlos! Wenn die Kirchen erst geschlossen sind und keine Glocken mehr läuten und keine Lichter mehr brennen und keine Sakramente mehr gespendet werden, dann kann keine Obrigkeit dem Andrängen der nach dem Troste der Kirche verlangenden Menge widerstehen. Dagegen nützen nicht Wall noch Mauern, denn es kommt die Macht von innen aus den Menschenherzen, und das ist die stärkste, welche die Welt kennt, und darum ist die Kirche auch so stark. — Hugo verkennt das und glaubt, daß der Rat allein auf ihn Rücksicht nehmen soll und der Stadt Wohl dabei übersehen. Er wird in seiner Starrheit nicht nachgeben und wir können nicht folgen, damit scheidet sich eine Kraft von uns, welche sonst der Stadt noch große Dienste hätte leisten können."

Manches noch besprachen die zwei zusammen, und beide Männer waren entschlossen, das ihrem Hause übergebene Mädchen zu schützen wie ein anvertrautes Kleinod. —

Der ruhelose und entschlossene Sinn Hugos drängte zur Entscheidung, und schon der nächste Tag sollte sie bringen. Nachdem er vor versammeltem Rate Rechenschaft abgelegt hatte, das Verzeichnis der im Kampf Gebliebenen überreicht, auch die Quittungen der Empfänger in Stockholm und was sonst alles nötig war, um zu belegen, daß er sein Amt in dem Sinne der Stadt richtig verwaltet hatte, lehnte er allen Dank ab, drängte nur auf Entlassung aus seiner Pflicht, welche man schnell genug ihm gewähren konnte, und bat dann in anscheinend besonnener, ruhiger Weise um die Gewährung, seine Sache, deren Betreibung ihm wegen seiner beschleunigten Abreise nicht möglich gewesen wäre, nun nachträglich bei dem Rate vorzubringen. Er hatte die Worte, welche sein Freund zu ihm gesprochen, nicht gänzlich aus seinem Innern verwischen können und bei sich beschlossen, seinen Gegnern die Ausgleichung möglichst leicht zu machen. Er erhub also in vorsichtiger und gemäßigter Weise seine Anklage gegen den Rat der Stadt, welcher ein ungerechtes Gericht gerichtet habe und eine Unschuldige in schmachvollen Tod gestürzt; er erkannte die Unmöglichkeit an, das Gericht ungeschehen zu machen und Tote wieder zum Leben zu erwecken, aber er verlangte, daß, was geschehen könnte, um die Schmach von der Gerechten zu nehmen, auch geschehen müßte; der Rat sollte sein falsches Urteil öffentlich dadurch anerkennen, daß er den Namen der Gerichteten und die Erklärung ihrer Unschuld auf eine Erztafel schreiben lasse und selbst in feierlichem Zuge solche Tafel in die Marienkirche trage und allda aufhänge zum Gedächtnis für späteste Zeiten; dazu forderte er die Ausweisung des Ketzermeisters und die Verurteilung der Dominikaner zu einer Geldbuße, weil sie es sich hatten beikommen lassen, in das Gericht der Stadt überzugreifen, von dem Scheiterhaufen die Asche zu nehmen und sie in die vier Winde zu streuen, um ihre Sammlung unmöglich zu machen. —

Hugo legte dieses alles klar und deutlich vor, aber mancher der Anwesenden erschauerte bei dem harten Klang seiner Stimme und beglückwünschte sich, daß das Feuer, das dieser Mann hätte anzünden können, schadlos schon niedergebrannt wäre. Wußte man doch über die Stimmung in der Stadt, daß die Sammlung der Unzufriedenen unter dem Meister Hugo durch diesen selbst in Zukunft unmöglich gemacht war.

Nach längerer Beratung ward ihm der Bescheid, daß der Rat beklage, daß er im Eifer seines Dienstes gegen die Kirche sich habe zu dem Fehler verleiten lassen, den Vertrag, in dem man dem Hauptmanne der Stadt den Schutz seines Hauses zugesagt habe, zu brechen und nicht zu warten, bis derselbe von der Fahrt zurückgekehrt, daß aber unter keinen Umständen zugestanden werden könne, daß der Rat gegen das geltende Recht sich vergangen habe, denn es sei allzeit zu Recht befunden, daß der Rat über die Ketzer zu Gericht sitze, und daß die Kirche darüber zu bestimmen habe, wer der Ketzerei anzuklagen sei; daß unter keinen Umständen der Rat es billigen könne, wenn um des

Geschehenen willen nun gar noch zu allem Schweren, was die Stadt zu tragen habe, der Streit mit der Geistlichkeit komme, die es niemals dulden würde, daß der Name einer Ketzerin in einer Kirche verherrlicht werde, daß man endlich aber auch den Ketzermeister nicht aus der Stadt weisen könne, in welche er im Auftrage des Allerheiligsten Vaters in Rom gekommen, so lange er sich keine Uebergriffe in der Stadt Recht und Frieden erlaube. — Was das anbeträfe, daß die Dominikaner sich die Bestimmungen über die Gerichtsstätte angemaßt hätten, so wäre man deswegen schon zuständigen Ortes vorstellig geworden und habe die Zusage erhalten, daß sich dieselben in Zukunft dergleichen Uebergriffe enthalten sollten. — Nach dem Gesagten könne man sich für den Bruch des Vertrages dem Hauptmann nur zu einer Geldentschädigung erbieten, und der Rat sei bereit, solche in angemessener Höhe ihm zu erlegen. —

Hugo hörte diese Darlegung mit eisiger Ruhe an. „Was redet der Rat von dem Recht," entgegnete er, „wo ihn nichts anderes beherrscht, als die Furcht vor der Macht der Pfaffen! Bei festem Willen und Einmütigkeit kann er dem Interdikte trotzen, aber es fehlt ihm der Mut, welchen der König von England und das Parlament hatten, als sie den Wycliffe vor den wütendsten Angriffen der Kirche schützten, bis an sein geruhiges Lebensende."

Jemand sagte: „Eine Stadt ist nicht so mächtig, wie ein Königreich."

Hugo entgegnete: „Ihr prahlt, daß ihr Könige besiegt habt! Dem Schwächeren gegenüber trotzt ihr und dem Stärkeren beugt ihr euch, das ist euer Mannesmut."

Es nannte einer den Namen, auf den man gar zu gerne alle Schuld abgeladen hätte, Rambold von Volkenshagen. Da lachte Hugo schneidend auf und rief:

„Ich rede nicht zu Knaben, welche die Schuld für ein Geschehnis aufeinander abschieben, sondern zu Männern, welche ihre That selbst vertreten sollen. Ich wills zusammenfassen in ein Wort, was ihr denkt: Ihr pocht mir gegenüber auf das Recht des Stärkeren. Gut, laßt sehen, wer der Stärkere sei."

Mit solchen Worten ging er Er wußte es, daß in der nächsten Zeit ein Hansetag in Rostock zusammentreten würde und setzte seine Hoffnung auf die Fürsprache der dort anwesenden Ratssendeboten. Mit Verachtung bemerkte er die Maßregeln, die man getroffen hatte, um ihn sorgsam zu überwachen und alle gewaltsamen Pläne zu vereiteln; die Freude wollte er seinen Gegnern nicht machen, daß er wegen Anschläge auf die Ruhe der Stadt festgesetzt würde; ja sogar vor heftigen Aeußerungen hütete er sich. Sein Schweigen schien den Ratsherrn unheimlicher, als seine drohende Haltung und Rede. —

Es war keine große, vollzählige Versammlung, die sich zum Hansetage zusammenfand; von den vielen Städten, welche man zum Bunde rechnete, hatten nur Lübeck, Wismar, Stralsund, Thorn, Elbing, Danzig und Stockholm ihre Vertreter gesandt. Da Hugo Degenhard in diesen Orten auf seinen Fahrten gewesen war, so kannte er die meisten. Die Fremden drückten ihm gern die Hand, seine Heldenthaten waren in aller Mund, weniger bekannt war das Märtyrertum seiner Frau, und die davon wußten, hüteten sich mit besonderer Aengstlichkeit, davon zu reden. Da auch der Herzog Johann mit seinem Rate ankam, so blieb keinem verborgen, daß man in Bezug auf den gefangenen König Albrecht wichtige Beschlüsse plane. Zu anderen Zeiten hätte Hugo bei seiner Teilnahme für den Gefangenen diesem Umstande seine rege Aufmerksamkeit zugewendet, jetzt aber war er ganz durch seine eigene Angelegenheit in Anspruch genommen und versuchte, sich vor den auf dem großen Rathaussaale versammelten Abgeordneten Gehör zu verschaffen.

Es gelang ihm durch besondere Befürwortung eines seiner Bekannten, gegen den Einspruch der Rostocker, von der Versammlung die Bewilligung der Anhörung seiner Beschwerden durchzusetzen. Die Auszeichnung war groß, und der Bund wollte seinen tapferen und verdienstvollen Vorstreiter zur See also ehren.

Als er in den großen schönen Saal eintrat, sah er sich den Sendeboten gegenüber, welche in der in ihren Städten geltenden Amtstracht so an den Vorsitzenden im Halb-

kreise sich anreihten, daß er sofort allen Anwesenden ins Antlitz sehen konnte, alle sahen ihn gerne, und mancher nickte ihm freundlich zu.

Hugo konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er hier die Vertreter der besten Kraft des deutschen Reiches vor sich habe; der Kaiser Wenzel saß, so wußte er, ganz erschlafft in Böhmen und war, nachdem sein flüchtiger Versuch zu einer Beseitigung der Zerklüftung Deutschlands und einer Einigung von Fürsten und Städten gescheitert war, vielmehr ein gewandter Jäger als der Mehrer des Reiches; die großen süddeutschen Städte gingen alle gesondert ihren Vorteilen nach, hier aber war eine Macht vereinigt, welche ihren Beschlüssen über ganz Norddeutschland hin Geltung verschaffen konnte, ihre eigenen Befehle über die von Kaiser und Reich setzte, ihren Willen oft den nordischen Reichen aufgezwungen, Städte gegründet und deutsche Kultur und deutsches Wesen in entlegene Einöden Rußlands verpflanzt hatte. Und noch einmal erwachte in ihm der alte Stolz, daß er diesem großen Bunde seine Dienste weihen konnte; sobald er über die Schwelle trat, glaubte er, hier Heilung für seine tiefen Wunden zu finden. Seine Zuversicht, daß diese Männer, welche zu so wichtiger Gesandtschaft ausgesondert waren, auch seine Angelegenheit glücklich und nach dem Recht zu Ende führen würden, hatte ja längst unerschütterlich bei ihm festgestanden.

Der vorsitzende lübische Bürgermeister forderte ihn auf, seine Sache vorzutragen. Er that es in ruhiger, sachgemäßer Weise, legte den Auftrag, den ihm Rostock erteilt hatte, dar, hernach seine Sorge für sein Haus und den Vertrag, durch welchen er es unter den Schutz des Rates gestellt hatte, den Verrat eines Ratsmitgliedes, endlich das ungerechte Gericht, den Ausbruch des Volksunwillens, die Beschwichtigung desselben und die Weigerung des Rates, ihm die verlangte Genugthuung zu geben. Er bat endlich den Hansetag, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. —

Nachdem er zurückgetreten war, begannen die Beratungen unter großer Verlegenheit. Es war keiner unter den Anwesenden, der nicht durch die schlichte Sprache auf das tiefste ergriffen gewesen wäre, auch hätte die Gesamtheit gerne gesehen, daß die Eingriffe des strengen Ketzermeisters in die Ruhe des städtischen Lebens hätten dauernd beseitigt werden können. Aber darüber konnte man sich nicht unklar bleiben, daß es für den Hansetag unmöglich wäre, sich in diese innere Angelegenheit einer Bundesstadt einzumischen. Der Stralsunder Ratsmann sprach zu seinem Rostocker Nachbar — er wollte es flüstern, aber es klang deutlich durch den Saal: „Wo hattet ihr Rostocker denn eure sonstige Schlauheit, daß ihr dem Ketzermeister keinen Streich spielen konntet?"

Darauf Winold: „Wartet nur, wir werden ihn demnächst zu euch senden; seht zu, wie ihr mit ihm fertig werdet." —

Es kam die Antwort: „Ihr hattet ihm doch nicht die Schlüssel zum Turm gegeben? Man hat schon eher davon gehört, daß der Schließer die Thüre zuzuschließen vergessen hat."

„Sie wäre nicht heimlich gegangen, auch wenn man die Thore sperrangelweit aufgestellt hätte."

Ernst sagte sein Nachbar: „So sollte nach Gottes Rat eine Saat ausgestreut werden, welche einst zur Zeit unserer Nachkommen große Frucht bringen wird."

Etliche Augenblicke durchzog ein tiefes Schweigen den Saal, als fühle man das Wachen der zukünftigen besseren Zeit. Darauf der andere Nachbar Winolds flüsterte: „Habt ihr denn den Beutel nicht aufgethan, um den Mann zu stillen?" Ein dritter gab zurück: „Sieh den nur an, ob ihn Geld locken kann! Die Stadt Rostock hat ihn sich an den Hals gehängt. Mag sie sehen, daß es kein Stein wird, der sie niederzieht. Wir aber haben kein Recht, uns in die Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten einzudrängen; auch würde es ein schlimmes Ding sein, wenn wir mit der Kirche uns entzweiten, da wir hinreichend Feinde aller Orten haben, die wir abwehren müssen."

Also gingen nun die Meinungsäußerungen hin und her, und es trat niemand dafür ein, daß die Ketzerei überhaupt zu verdammen sei, niemand sagte, daß Frau

Herburg recht geschehen; aber auch niemand wußte zu sagen, wie Hugo Degenhard sein Recht nehmen könne.

Als der letztere wieder eingetreten war und den Beschluß der Versammlung vernommen hatte, da war er zuerst ganz bestürzt und wußte keine Worte zu finden. Mancher pries sich schon glücklich, so leicht über die peinliche Sache hinweggekommen zu sein; aber wer ihn kannte, dem klang es wie ein dumpfes Grollen, von ferne das Unwetter verkündigend, als er endlich sagte:

„Ist's nicht Ordnung der Hanse, Ihr Herren, daß eine Stadt, welche deutsche Redlichkeit und Billigkeit schändlich hintenansetzt, soll aus dem Bunde gestoßen werden? Ist's nicht also schon geschehen in früherer Zeit, daß ein wortbrüchiger Rat, der die Aufnahme wieder erlangen wollte, hat vor der ganzen Versammlung sein Unrecht bekennen müssen, nachdem er aus der Kirche barfuß mit Lichtern in der Hand zum Rathaussaal gewandert? Antwortet mir, Ihr Herren, hat man mir denn gelogen, als man mir davon erzählte?" —

Ernst entgegnete der Vorsitzende: „Man hat dir recht berichtet, Meister Hugo; aber damals war deutsche Redlichkeit und Billigkeit dem ganzen Bunde gebrochen, und der Bund verlangte sein Recht." —

„Der Bund verlangt sein Recht! — Verzeiht mir, Ihr Herren, wenn ich noch etwas sage, was ich gerne jetzt vergäße und vor aller Welt verbergen möchte. Ich hatte einst einen Freund, welcher sehr fest zu mir hielt, und fuhr mit ihm auf einem Schiffe; da brach er das Recht, welches der Bund für seine Schiffe zur See aufgestellt hatte, ich aber war Schiffsmeister und ließ meinen Freund, damit der Bund sein Recht habe, mit der Hand an den Mast nageln. Ich verlor ihn, er wurde, wie ich nachträglich zu spät erkannt habe, mein Todfeind. — Noch eins, Ihr Herren. — Ich hatte einen Sohn, den ich sehr liebte, und er brach das Recht des Bundes. Da verschloß ich, o hört es, Ihr Herren, ich, sein Vater, verschloß ihm mein Herz und mein Ohr, ich verließ ihn und sein Weib auf der See. Wenn es kein Gespenst war, welches mir erschien, dann schließe ich, daß sein Weib darob gestorben ist und er ist in das tiefste Elend gestürzt und sein Leben lang ein unglücklicher Mensch geworden — weil der Bund sein Recht haben sollte. Als ich meinem Weibe erzählte, wie ich ihrem Sohne gethan, da sah ich wohl, daß ich sie bis zum Tode traf. Mir folgt der Ruf als Mörder, ich hör ihn Tag und Nacht von meinem eigenen Sohn, und das alles um des Bundes Recht. Und nun kommt Ihr und sagt: Unser Recht soll dein Recht sein — aber dein Recht nicht unser Recht." — Des Mannes Wort hatte etwas Gewaltiges, sein Schmerz etwas Heiliges, und seine Anklage fiel schwer auf die Gemüter.

Der Bürgermeister Winold empfand es plötzlich, wie aller Augen mit stummem Vorwurf auf ihn gerichtet waren; es schoß ihm blutrot über das Gesicht, er mochte nicht aufschauen. Jeder wußte ja, und am besten Winold selbst, daß bei gutem Willen es wohl möglich gewesen sei, die Frau zu retten und dem Manne, der so Großes gethan, also den Dank abzustatten. Er versuchte zu reden, aber die Zunge war ihm wie gelähmt. Endlich wollte der Vorsitzende wieder das Wort nehmen, unwillkürlich stand er auf und einmütig folgte die Versammlung seinem Beispiel, welche doch die Gesandten der Könige sitzend hatte empfangen, und es war nie geschehen, daß man also einen Mann im Bunde geehrt hatte.

Der Lübecker aber sprach mit bewegter Stimme: „Ich will dich nicht um diese Opfer willen loben, Meister Hugo, denn ich weiß wohl, daß meine Worte dazu nicht ausreichen würden. Du siehst, daß es uns allen ans Herz geht. Wenn wir Männer hier miteinander ein Mittel wüßten, dein Weib wieder lebendig zu machen und dir zuzuführen, dann wollten wir Gut und Blut daran setzen! Aber was du begehrst, das kann nicht sein. Wenn du von uns fordertest, daß dein Sohn, der aus dem Bunde durch Uebertretung seiner Satzungen sich selbst ausgeschlossen hat, wieder in das Recht des Bundes eintreten sollte, so würden wir alle miteinander willfährig erfunden werden. Aber thäten wir in dem von dir vorgelegten Falle so, wie du willst, so hätten wir nicht

das Recht für uns. Sobald wir in die inneren Angelegenheiten der Städte des Bundes eingreifen wollten, würden wir ihn selbst erschüttern in seinen Grundlagen und es erleben, wie seine Säulen plötzlich wankten. — Willst du noch einmal zeigen, was einer für alle thun kann, dann bitte ich dich, vergieb, und vergiß, und ich werde sagen, daß niemals ein größerer Mann in der Hanse wird gefunden werden.“ —

„Einer für alle!“ rief da plötzlich Hugo mit schneidender Stimme. „Ja, Ihr Herren, aber nicht alle für einen — das ist der Grundsatz, mit dem Ihr groß werden wollt. Der Einzelne ist Euch ein Werkzeug, und wenn Ihr es gebraucht und abgenutzt habt, so werft Ihr's weg. Seht Ihr denn nicht, daß dieser Eigennutz, welcher den Dank nicht kennt, der Grund zu Eurem Untergange sein muß? Was sage ich von mir kleinem Mann? Der König Albrecht hat, ebenso wie sein Vater, sich dem Bunde als getreuer Genosse bewährt, da lobtet Ihr ihn — er fiel, und Ihr ließt ihn liegen, weil seine Unterstützung nicht zu Eurem Vorteil schien. Da lernt doch von jenen Herren, deren Macht Ihr alle gerne einschränken und bekämpfen möchtet — der Landesherr zieht sein Schwert für das Recht des treuen Unterthanen, Ihr nur für Geld und Gewinn. Nun also, behaltet Euren Götzen, und ich halte an meinem Recht, und ich erzwing's oder ich geh im Streit darum zu Grunde.“

Er ging und der Lübecker sprach bekümmert: „Also wandelt sich ein Freund zum Feind. — Die Rostocker aber, die solches verschuldet haben, werden gut thun, auf den Meister Hugo zu achten; denn es hat den Anschein, als würde er ihnen noch zu schaffen machen.“

Winold hatte seine Fassung wiedergefunden, schüttelte den Kopf und entgegnete: „Seitdem er sich den richtigen Augenblick hat entschlüpfen lassen, ist er ein Führer, der sein Volk verloren hat, seine Worte sind leere Drohungen, und wir fürchten ihn nicht mehr.“ —

Im Stillen beschloß mancher der fremden Sendboten, mit dem thatkräftigen Manne in heimliche Verhandlungen einzutreten, um ihn für den Dienst seiner Stadt zu gewinnen, mancher auch wollte aus Teilnahme ihm im Sondergespräch ein tröstendes und ermunterndes Wort sagen; aber Hugo vereitelte alle solche Versuche, indem er noch an demselben Nachmittage aufbrach, um zu versuchen, an anderer Stelle seine Sache weiter zu betreiben.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als er durch das Stadtthor ritt, sein Pferd war frisch, seine Waffen waren bereit und zur Hand, er machte sich nichts daraus, einen Ritt durch die Nacht zu machen, hatte er da doch Zeit genug, seinen Gedanken nachzuhängen. Nach Stargard wollte er reiten, um dort mit dem Herzog Johann zu verhandeln; denselben in Rostock selbst aufzusuchen, hielt er nicht für rätlich.

Es dunkelte schon, als er einen großen Wald erreichte. Unwillkürlich setzte er sich fest, schärfte seine Aufmerksamkeit, und hatte keine Ursache, sich seiner Vorsicht zu schämen. Denn schon nach kurzer Zeit sah er vor sich auf der Straße einen kleinen Reitertrupp auftauchen, der offenbar hier hinter dem Buschwerk auf jemand gewartet hatte. „Hier naht mein Mann“, sagte deutlich eine Stimme. „Ich erkenne seinen Rappen. Nehmt eure Plätze ein und meldet, sobald ihr verdächtige Bewegungen bemerkt!“

Zwei Reiter lösten sich los und ritten an Hugo vorüber, ohne ihn anscheinend zu beachten, zwei ritten vorweg, und allein der Sprecher lenkte sein Roß zu ihm. „Sei unbesorgt, Meister,“ sagte er, da er sah, daß Hugo sein Schwert aus der Scheide gezogen hatte. „Ich bin ein Freund, und wenn es auch ein seltsames Ding ist, daß ich auf der Landstraße mit dir reden will, so magst du annehmen, daß diese Zusammenkunft hier leichter verschwiegen gehalten werden kann, als in der Stadt, wo so viele Ohren und Augen offen gehalten werden. Wir haben uns schon eher gesehen, aber an einem Orte, an welchen wir beide nicht gerne denken.“ Er bot ihm die Hand und Hugo schlug ein.

„Heinz Schönberg,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „der herzogliche Rat, s'ist schade drum! Ich dachte schon, daß ein kleiner Strauß hier im Freien meiner Brust etwas Luft schaffen würde. Da hinten ist's mir zu schwül geworden. Du hast recht,

Heinz, an Arenwalde lassen wir uns nicht gerne erinnern, und doch habe ich oft daran denken müssen."

Der Fremde lachte: „Wenn ich's nicht wüßte, daß du ein Schiffsmann bist, so könnte ich's erraten, denn deine Augen sehen im Dunklen. Nun also, da alles in Ordnung ist, stecke dein Schwert ein und laß uns miteinander reiten, denn ich habe mit dir zu reden. Ich habe von deiner Aufgebung des Bundes gehört und will dich fragen, ob du nicht Neigung hast, in des Herzogs Dienst einzutreten. Wir gebrauchen jetzt gerade einen rechten Mann."

„Ich habe dem Bunde noch nicht abgesagt," entgegnete Hugo, „denn ich will mir Rostocks Thore nicht verschließen lassen, den Gefallen will ich den Herren dort nicht thun; aber ich will mir für meine Entschlüsse offene Bahn halten; darum bleib ich für mich. Für euch taugt auch meine Stimmung nicht."

„Es geht diesmal nicht zu Hofe, Freund, sondern wieder auf die See. Bevor du zu- oder absagst, hör mich an. Die Hanse hat sich, so viel wie ich aus den Nachrichten, welche mir aus der Beratung zugeflossen sind, gemerkt habe, endlich aufgerafft und den Entschluß gefaßt, es koste, was es wolle, den König Albrecht und seinen Sohn Erich frei zu machen, damit endlich den Vitalienbrüdern zur See alles Recht entzogen werden kann. Das ist der Hauptzweck, wozu sie diesen besonderen Hansetag berufen haben. Du wirst's nicht glauben, aber ich weiß, daß es ihr Ernst ist. Demnächst geht eine Gesandtschaft, bestehend aus dem Bürgermeister von Lübeck, sowie etlichen Ratsmännern aus Stralsund und den östlichen Städten, zur Königin nach Falsterbo, um mit ihr zu unterhandeln. Sie ist längst der harten Griffe der mecklenburgischen Fäuste überdrüssig und wird sich zum Vertrage willig finden lassen. Natürlich fordert sie in erster Linie die Verzichtung auf ganz Schweden und die Auslieferung von Stockholm. Soweit ich den König kenne und über die Gedanken seiner herzoglichen Verwandten hier in Mecklenburg unterrichtet bin, wird er auf diese Forderung nicht eingehen, sondern einfach ein Lösegeld bezahlen wollen. Wie dem auch sein mag, ungeduldig genug wird es ihn gemacht haben, daß er bald ins siebente Jahr im Kerker gehalten wird, und somit wird er auch wohl thunlichst nachgeben. — Dieses alles ist kein großes Geheimnis mehr. Was ich aber nun sage, ist im Vertrauen zum Ehrenmann geredet, ich fordere nicht erst das Versprechen, du wirst schweigen. — Uns, die wir von hier aus des Königs Vorteil zu bedenken haben, kommt es wesentlich darauf an, daß wir ihm, so lange wir noch freie Hand haben, für seine Beschlüsse die möglichst günstige Unterlage verschaffen. Stockholm ist noch in der Hand der Seinen und dank deiner tapferen Unternehmung einstweilen mit dem Nötigsten versorgt, es wird sich halten; wir müssen aber dazu noch Gothland haben. Unter den dortigen Vitalienbrüdern sind viele, welche, ihrem alten Vorsatze getreu, in erster Linie für den König eintreten; mit ihrer Hülfe wird es schon gelingen, die Hauptschlösser und sonstigen festen Punkte in unsere Gewalt zu bringen, sobald wir von hier aus rasch und entschlossen die Zurüstung treffen, tüchtige Leute auf tüchtige Schiffe setzen und im Anlauf gleichsam Gothland stürmen. — Und dazu bist du unser Mann. Sage mir zu, und das Werk ist so gut wie geschehen."

Hugo Degenhard schwieg aber und erwog vorsichtig. Endlich sagte er: „Es geht nicht, Heinz. Ich habe allzu lange anderen gedient, jetzt will ich auch einmal mir selbst dienen. Ich muß mir noch von Rostock mein Recht erzwingen." —

„Hab ich mich schon bedacht," versetzte der andere. „Du hast mit den Rostockern ein Hühnchen zu pflücken, gut, ich will mich nicht dreinlegen. Fasse nur so zu, daß nicht nur die Federn stäuben, sondern es ihnen an Fleisch und Knochen geht, sonst wirst du sie nicht mürbe machen; ich lobe dich darum, denn ein rechter Mann läßt sich nicht bieten, was sie dir gethan, ohne daß er seine Rache nimmt. Du gehst also zu den Vitalienbrüdern über — ruhig Freund, selbstverständlich im Dienste des Königs, für den ich dich werbe, und für seine gute Sache, führst das Geschwader mit dem Herzog Albrecht, dem jungen, thatenlustigen Neffen des Königs, nach Gothland und läßt dann

den Dingen dort ihren Lauf. Die Insel ist groß, und, wie ich sagte, wir sind etlicher der Besseren dort sicher. Was sonst noch bei und in Wisby haust, schlägt sich mit der Zeit wohl schon zu uns, wenn man ihnen die See zu enge macht — doch das kümmert dich nicht; du fährst wieder ab und sagst den Rostockern ehrliche Fehde an, drauf und dran nach Herzenslust, daß kein Fischer sich mehr außerhalb Warnemündes zu zeigen wagt, hinter dir die offene See und die Zuflucht nach Wisby in trüben Tagen. Sprich da nur ein Wort, und sie werden dem Meister Hugo, den sie noch zur Zeit so bitter hassen, zuströmen, daß er nicht wissen soll, wie er allen Fäusten zu thun geben kann. Viel Reden bedarf es zwischen uns beiden nicht, reit nach Rostock zurück, wirb, soviel du zusammenbringen kannst, wir werden auch dort bleiben und dir helfen; ein tüchtiges Schiff haben wir, andere kaufen wir, sie liegen ohnehin still genug im Hafen, und die Reeder sind froh, wenn sie sie losschlagen können. Ich fahre vielleicht selbst noch mit, denn mir ist das müßige Leben hier zum Ueberdruß geworden. — Nur schweigen mußt du über unsere Pläne, denn sonst kommen die Hansen uns dazwischen, denen nichts daran liegt, des Königs Partei jetzt in den letzten Stunden noch zu stärken, und verbieten uns die Ausfahrt. Hier ist meine Hand, schlag ein und binde dich bis zur Gothländischen Küste." Und Hugo Degenhard schlug ein. Die Fehde gegen die Stadt Rostock war ohnehin bei ihm beschlossene Sache gewesen.

„Ich stelle eine Bedingung," fügte er hinzu. „Sobald ich den Fuß auf das Schiff gesetzt habe, führe ich allein die Befehle, und weder Herzog noch Ritter, noch wer sonst mitfährt, darf mir darein reden; auch unterstehen Herren und Knechte alle unweigerlich dem geltenden Schiffsrecht, sobald dasselbe verlesen ist."

„Zugestanden!" sagte der Rat.

„Ein Schiff habe ich zu eigen," fuhr Hugo fort, „der Krake hat mir sonst schon gedient zu mancher guten Fahrt. Zwei werden wir nur noch dazu brauchen, weil mehr uns in schneller Bewegung hindern."

„Gut, Meister, Geld soll dir ausreichend gegeben werden, und nun lasse uns in dieser Nacht noch reiten und planen, gieb mir nur eine Strecke noch das Geleit und dann mache dich zurück, um bei Tageslicht die Sache eifrig zu betreiben. Schnell muß es gehen, wenn möglich in einigen Tagen muß alles fertig sein, sonst kommt der Vertrag mit der Königin rascher zu stande. So viel ich gemerkt habe, gedenken die Lübecker nicht zu säumen, und ein dänischer Gesandter, welcher heute früh abgefertigt ist, wird schon allerlei Botschaft an seine Herrin mitgenommen haben. In Wismar sind schon von den Getreuen des Herzogs einige Schiffe mit Mannschaft bereit gelegt, hier fehlte uns bisher der rechte Führer. Jene werden von dort aus in einigen Tagen an der Warnowmündung erscheinen, und ihr macht euch von hier dann zu ihnen."

Des Schiffsmeisters Rückkehr veranlaßte eine scharfe Ueberwachung seiner Thätigkeit, aber der Gefürchtete entzog ihren Sorgen alsbald den Grund. Unbekümmert um die Versuche vereinzelter Unzufriedenen, sich an ihn hinanzudrängen und ihn aufzuhetzen, und um die zu seiner fortwährenden Beobachtung aufgestellten Späher begann er sein Schiff zu einer größeren Fahrt zu rüsten. Um die Mittel aufzubringen, verkaufte er sein Haus und seine entbehrliche Habe und wandte alles an die sorgfältige Ausstattung des Schiffes und an die Werbung einer ungewöhnlich zahlreichen Bemannung. Das that er frei und offen, denn in der That lag kein Grund vor, sein Thun zu verbergen. Man konnte ja annehmen, daß er eine größere Kaufmannsfahrt in entlegene, gefährliche Gegenden plane.

Aber wenn jetzt die übrigen Ratsmitglieder allmählich sich beruhigten, so sah der erste Bürgermeister sich verpflichtet, seine Aufmerksamkeit zum Schutze der Stadt zu verdoppeln. Und als der Krake fast ganz seetüchtig und befrachtet am Bollwerk des Hafens lag, lud er den Schiffsmeister zu einer Unterredung in sein Haus. Daselbst versuchte er in vorsichtiger Weise die Pläne des Freundes zu ergründen, aber ebenso vorsichtig wich Hugo allen Fragen aus. Es war ein den beiden ganz ungewöhnliches Ding,

jedes Wort erst gegeneinander zu wägen, obwohl sie ihre Gedanken errieten. Endlich erklärte Gerwin rund heraus, daß er wüßte, daß Hugo feindselige Pläne gegen die Stadt hege.

Dieser entgegnete: „Wenn ich jemandem sagen würde, daß ich der Stadt freundlich gesonnen wäre, dann würde mir niemand glauben."

„Du entweichst mir nicht," sagte Gerwin lächelnd. „Jetzt muß ich dich fragen, zu welchem Zweck du deinen Kraken so sorgfältig und reichlich ausrüstest."

„Zu einer größeren Fahrt," sprach Hugo gelassen.

„Ei, ei, zu einer größeren Fahrt, Meister, wer hätte das denken können," lautete die ruhige Antwort. „Und wohin soll diese gehen?"

„Ueber die See," sagte Hugo.

„Gut, und wenn nun diese überwunden ist, was mag das Ziel sein?"

„So fragt ein Kaufmann den Kaufmannsfahrer!" entgegnete Hugo etwas spöttisch. „Mehr als einmal haben mir meine Frachtgeber es unter dem Eid auferlegt, das Ziel der Fahrt geheim zu halten, und nun ich mein eigener Frachtgeber geworden bin, soll ich darüber nicht schweigen können?"

„Können wohl, aber nicht dürfen, sobald der Bürgermeister der Stadt dich fragt. Dann muß der Kaufmann allezeit Rechenschaft thun."

„Ich könnte ja irgend ein fernes Ziel nennen, aber ich will nicht vor dir lügen, und du wirst mich darin genau genug kennen, daß ich mich nicht zwingen lasse, zu sagen, was ich nicht will. Also wollen wir diese Rede abbrechen," sagte der Schiffsmeister sich erhebend.

Da antwortete Gerwin mit Ernst: „Du brauchst mir nicht zu sagen, was du planst, ich weiß es, daß deine Rüstung Feindseliges gegen die Stadt bedeutet, gegen deine Vaterstadt, welcher du so lange gedient, — ich weiß wohl, daß es nichts nützt, von den Plänen abzuraten, aber ebenso wirst du wissen, daß es meine Pflicht ist, für das Wohl der Stadt rechtzeitig zu sorgen. Darum also sage ich dir, daß der Krake so lange von dem Rate mit Beschlag belegt wird, bis du bei deinem Eide zugesagt hast, denselben in keinerlei Weise zu Feindseligkeiten gegen die Stadt zu benutzen oder irgend etwas zu beginnen, was gegen die Ordnung und die Gebote Rostocks angeht."

„Was?" fuhr Hugo auf. „Zu allem bisher Geschehenen auch noch Vergewaltigung? Mir mein Eigentum vorenthalten? Ihr werdet es nicht wagen, Bürgermeister Gerwin!"

„Vielmehr es ist schon geschehen, Schiffsmeister Hugo," war die Antwort. „Wenn du jetzt zum Strande gehst, so wirst du des Rates Diener geschäftig finden, den Kraken also mit Ketten ans Bollwerk zu binden und zu verankern, daß er nur auf Befehl des Rates wieder zu lösen ist! Es geschieht nach Pflicht und Recht."

Beide Männer sahen sich scharf in die Augen, die Blicke waren klar und fest, jeder versuchte darin zu lesen, was der andere plante.

Der Bürgermeister dachte: „Ich weiß wohl, daß du dich noch gar zu lange nicht fügen wirst." Und Hugo dachte: „Ihr bindet den Kraken mit Gewalt, dann laß ich mit Gewalt den Wisent los." Er verriet sich mit keinem Zuge seines Antlitzes, sondern sagte gefaßt:

„Ich erhebe nicht erst Einspruch, es nützt ja nichts mehr. — Zwingen lasse ich mich nicht, zu sagen, was ich verschweigen will. — Man wird mir mindestens gestatten müssen, all mein Eigentum wieder an den Strand zu nehmen."

„Zugestanden!" sagte Gerwin. „Da nun diese Angelegenheit ruhig und rasch, wie es sich für Männer geziemt, erledigt ist, so lasse uns von anderen Dingen reden. Du hast deine Tochter lange nicht gesehen, wie sie uns klagt; sollte dein Auge es wohl auch bemerkt haben, daß sie deiner Frau immer ähnlicher wird? Gerade so hausmütterlich schaltet sie in diesen Wänden, daß ich niemals, seitdem mein Weib gestorben, hier mich so behaglich gefühlt habe."

„Meine Sorge um sie ist groß," entgegnete Hugo, „so lange dieser verruchte Finsterling hier in der Stadt weilt. Ich denke immer eines Tages zu hören, daß er sie hat mit Gewalt rauben lassen, um sie zu verderben, wie er die Mutter verdorben hat."

„Nein," antwortete Gerwin, „du siehst zu schwarz. Ein Mörder ist er nicht, ein unglücklicher Schwärmer allein. Jetzt verzehrt er sich in seinen Sorgen um die Kirche, da er sieht, daß seiner Macht hier Schranken gezogen sind. Er hat mich fast belagert mit seinem Geschrei, er hat geweint und mich auf den Knieen beschworen, das Verderben nicht zu befördern und den Wahn nicht zu unterstützen. Wenn du ihn sähest, so würdest du merken, daß er zum Erbarmen hinschwindet!"

„Erbarmen!" sagte Hugo. „Hätte ich ihn nur auf freiem Felde, ich wollt ihm zeigen, was Erbarmen heißt! Wünsche nicht, daß ich ihn sehe, denn ich weiß nicht, was ich alsdann thue. Von meinen Knechten hat mich mehr als einer gebeten, ihn mit dem Messer kalt machen zu dürfen. Ich hab's verboten, weil die Strafe für ihn zu gering wäre."

„Ich möchte dich um etwas fragen, Freund. Was mag besser sein, daß ein Mensch seinen Gott sucht, wenn schon auf falschem Wege, oder daß er überhaupt den Namen Gottes verabscheut?"

„Laß das ruhen, das muß jeder mit sich allein ausmachen. Erzähle mir lieber von deinem Sohne, Gerwin. Ein trefflicher Mann, der dir jetzt große Stütze sein wird! — O wie reich bist du doch! Mein Sohn lebt und ist tot. Ich will gehen — halte mich nicht auf — ich will gehen. Wie schwer ich zu tragen habe — wer unter den Menschen weiß es? Nur wenn es vom Strande frisch herauf weht, dann ist es mir, als müßte die Gefahr, von allem, was mein Herz belastet, erdrückt zu werden, allein durch Fährlichkeit und Kampf zur See abzuwenden sein."

Bekümmert sah Gerwin dem Scheidenden nach: „Seine hohe Gestalt neigt sich schon," sagte er. — „Der, den er gebraucht und welcher allein heilen kann, ist noch immer nicht von ihm gefunden." —

Dem aufmerksamen Bürgermeister blieb es nicht verborgen, daß noch von einer anderen Seite her eine Bewegung in der Stadt hervorgerufen war, welche eine scharfe Beobachtung erforderte. Vom Binnenlande her zogen allerlei Männer herbei, denen man die Lust an Abenteuern aus den verwitterten Gesichtern ablesen konnte, und nahmen hier und da Quartiere, Ritter mit ihren Knechten, derbe Gesellen in Lederwams mit breiten Fäusten und losen Messern — alle hatten Geld im Beutel und waren nicht knauserig mit der Zahlung.

Anfangs erschrak Gerwin bei dem Gedanken, daß Hugo Degenhard am Ende gar mit deren Hülfe einen Anschlag gegen die Stadt plane, bald kamen auch noch Männer hinzu, welche als frühere Vitalienbrüder in Rostock wohl bekannt waren, weil sie aus den Kaperschiffen oft Beute im Hafen verkauft hatten. Wer weiß, durch welche Abenteuer dieselben wieder ans feste Land geworfen, vielleicht waren sie bei einem räuberischen Einbruch irgendwo von ihrem Schiff abgeschnitten, immerhin eine gefährliche Rotte. Seltsamer Weise hielten alle diese Fremden unter sich feste Zucht und verrieten dadurch, daß sie bestimmten Weisungen folgten und unter einem einheitlichen Willen standen. Dann waren von unbekannter Seite zwei der im Hafen müssig liegenden größeren Schiffe angekauft, die Reeder wußten nur Auskunft zu geben, daß sie bar bezahlt seien, und daß der Käufer, einer der anwesenden Ritter, weder den Zweck noch den Auftraggeber hatte nennen wollen. Abermals tauchte in Gerwin der Verdacht auf, daß Hugo Degenhard vielleicht gar seinen Anschlag durch Hintermänner betreiben ließ, aber da er seines Freundes Vermögensverhältnisse genau kannte, so wußte er, daß er nicht zur Hälfte die bedeutenden Kosten decken könnte. —

Die Schiffe wurden sehr schnell ausgerüstet zu einer größeren Fahrt und zu ernsteren Kämpfen, man begnügte sich dort nicht mit Armbrüsten, Wippen und Winden,

vielmehr kamen von auswärts herbeigebrachte Steinbüchsen und Lotbüchsen hinauf, und ein mürrischer Büchsenmeister hielt dieselben Tag und Nacht unter scharfer Aufsicht. Platen, Harnische, Speere und Schwerter kamen dazu, dann viele Lebensmittel: Korn, Grütze, Hopfen und Malz, Speck, Wismarsches Bier, Travensalz, Reis, Tonnen voll Heringe, ja sogar eine Pipe Baumöl, ein Faß Mandelöl und Steintöpfe mit Senf — so berichtete der Hafenmeister, der mit scharfen Augen jedes einzelne Stück gemustert hatte, welches auf das Schiff gebracht wurde, voll Verwunderung dem Bürgermeister.

Nach Beendigung der Ausrüstungen traf von Wismar die Nachricht ein, daß auch dort einige Schiffe fertig gestellt wären, der Herzog Albrecht, Heinrich des Henkers Sohn, Neffe des gefangenen Königs, habe Vitalienbrüder gesammelt und wolle mit diesen auslaufen, angeblich gegen Gothland, möglicher Weise jedoch in räuberischen Absichten gegen die Handelsschiffe. Alsbald wußte auch Gerwin mit klarem Blick die Lösung des Rätsels zu finden. Daß es einer größeren Unternehmung gegen Dänemark und zwar den für Deutsche am bequemsten zugänglichen Punkt, Gothland, galt, war sicher. Höchstens Stockholm konnte noch in Frage kommen. Aber der letzte Zweifel wurde ihm durch einen geschickten Späher, der in seinem Auftrage sich für die Unternehmung anwerben lassen mußte, gelöst. Der vielerfahrene Staatsmann durchschaute nunmehr den Plan und erkannte, daß dessen Durchführung leicht auf die Friedensunterhandlungen hemmend einwirken könnte. Deshalb ging der Rat schnell entschlossen mit dem allgemeinen Verbot vor, überhaupt den Vitalienbrüdern vom Rostocker Hafen aus irgend welche Zufuhr an Schiffen, Männern oder Nahrungsmitteln zu machen; und als Heinz Schönberg notgedrungen mit einer Beschwerde hervortrat, waren die auf dem letzten Hansetage eingegangenen Verpflichtungen und die vielen Vorwürfe, ja Bedrohungen, welche Rostock und Wismar wegen der bisherigen Förderung der Vitalienbrüder hatten hören müssen, vorzuschieben. Es nützte kein Protest. Die Schiffe wurden vom Bollwerk weggenommen, weiterhin mitten in dem Fluß an den dortigen Pfählen angekettet und mit einigen städtischen Wächtern besetzt, der Warnemünder Hafen wurde mit dem Wehrbaume geschlossen und den fremden Abenteurern bedeutet, daß sie in bestimmter Frist die Stadt zu räumen hätten.

Darob herrschte eine Zeit lang bedrohliches Murren, aber der Rat ließ sich nicht einschüchtern, er hielt sich bereit, jedem Versuch zur Anwendung von Gewalt erdrückende Uebermacht entgegenzusetzen, atmete aber auf, als die größte Zahl der fremden Gesellen in hellen Haufen auf und davonzog, in der offen ausgesprochenen Absicht, von Ribnitz aus den Versuch zur Durchsetzung ihres Willens zu machen. Endlich machten sich die Ritter und Herren und Räte auf und begaben sich auf die Güter der im Teutenwinkel angesessenen Moltkes, als wollten sie von hier aus die Entwickelung der Dinge abwarten.

Auf Hugo Degenhard hatten sich wohl hin und wieder die Augen des argwöhnischen Rates gerichtet, aber derselbe ließ sich, anscheinend grollend und über die Verlegenheiten sich freuend, wenig auf den Gassen sehen; das kleine Quartier in der Strandstraße, das er bezogen hatte, war anfangs viel umlauert, allmählich unbeachtet gelassen, nur über Erpos Spott hatten die Späher sich viel zu beklagen gehabt, und mehr als einmal waren sie mit geheimnisvoll anvertrauten Nachrichten irre geführt. Besonders beruhigte sich Gerwin bei der Bemerkung, daß Hugo seine eigenen Vorräte nicht an die Herzoglichen übergeben hatte, sondern ruhig am Strande in den Haufen, wie sie dort geschichtet waren, hatte liegen lassen. Damit war seine Gemeinschaft mit den Fremden höchst unwahrscheinlich gemacht.

Die von Hugo einst angeworbene Mannschaft hatte sich eines besonderen gesitteten Benehmens befleißigt im Gegensatz gegen die rohen Gesellen von auswärts, und hier und da gelegentlich angefragt, ob sich nicht jemand fände, der sie zu einer Fahrt über die See gebrauchen könnte, da ja Degenhards Fahrt durch den Rat vereitelt sei. Freilich hätten sie vorher wissen können, daß niemand zu einer Handelsfahrt Neigung zeigen würde.

Eines Tages ließ Hugo Degenhard seine Tochter, welche er fortwährend unter dem Schutze des Wildeschen Hauses gelassen hatte, weil der Ketzermeister noch in der

Stadt war, in sein Quartier bestellen. Erpo holte sie ab und geleitete sie über die Gassen. Das Mädchen redete freundlich zu dem treuen Knechte ihres Vaters, aber der sonst so redelustige, mundfertige Geselle war auffallend schweigsam und verlegen; so oft ihr Blick ihn traf, lief es heiß über sein gebräuntes Gesicht, und dann stolperte er über den kleinsten Stein am Wege. Als sie in der Thüre verschwunden war, warf er ihr einen langen, warmen Blick nach, und dann begann er über sich selbst zu schelten und zu murren, und endlich lehnte er grimmig an der Hausthüre und sah sich herausfordernd um, ob nicht einer seiner alten Gegner, des Rates Diener, sich zeigen möchte, denn er war in der Laune, sich herumzubeißen. Aber es blieb still, man hatte sich der Ueberzeugung hingegeben, daß in den nächsten Wochen wenigstens für der Stadt Frieden keine Gefahr drohe.

Hugo aber erzählte drinnen seiner Tochter, daß er eine größere Reise machen würde, welche nicht ohne Gefahren wäre und die vielleicht die Ursache, daß er in langer Zeit nicht, wohl gar niemals nach Rostock zurückkehren werde. Anfangs wich er ihren ängstlichen Fragen aus, dann aber sagte er: „Gerwin hat recht, Oda, du wirst deiner Mutter von Tag zu Tag ähnlicher. O, daß dir doch auch ein so goldenes Herz beschert sein möchte, so rein, so voll Lieb und Treue, wie jener — und ein besseres Schicksal. Hier in der Stadt wirst du bald nicht mehr sein können, denn voll Selbstsucht und Untreue ist sie, und sie hat dich und mich bis auf den Tod gekränkt. Auf das Meer kann ich dich nicht mitnehmen, da ist kein Aufenthalt für Mädchen. Also habe ich mit dem Gesandten des Herzogs, Heinz Schönberg, von dem du vielleicht auch in diesen Tagen gehört hast, geredet und mit ihm abgemacht, daß du zunächst am herzoglichen Hofe deine Zuflucht finden sollst; die Gemahlin des in der dänischen Gefangenschaft mit seinem Vater liegenden Herzogs Erich, Sophie, ist bereit, dich zu sich zu nehmen. Du erschrickst? — Nein, fürchte dich nicht, ich habe alles mit dem Ratgeber des Herzogs besprochen, du bist bei ihr sicherer als in dieser Stadt, die Macht der Fürsten ist größer und weiß sich gegen die Uebergriffe der Kirche besser zu wehren. — Wenn der jetzt geplante Frieden mit der dänischen Königin zu Stande kommt, dann werden die Gefangenen entlassen, der König kommt in seine Heimat hierher nach Mecklenburg und Herzog Erich wird sich nach Gothland begeben, um seine Herrschaft zu sichern und von dort aus seine Ansprüche auf den schwedischen Thron geltend zu machen. Seine Gemahlin, die Herzogin Sophie, wird ihm folgen; und dann ist für dich die Gelegenheit gefunden, in ihrem Gefolge nach jener Insel zu gelangen. Auf Gothland werden wir uns oft sehen, ich rechne fest darauf, daß ich mein Schiff dort in der Winterlage haben werde. — Du erschrickst abermals! Kind, was hast du, das dich also bekümmert? Sonst allzeit so frisch und mutig, daß ich meine Aufrichtung daran fand, und jetzt so verzagt? — Freilich, du hast auch viel Herzeleid tragen müssen, aber du bist noch jung, du wirst es überwinden — ich aber — mir ist, als sei ich ein alter Mann geworden."

„Was hast du vor?" fragte das Mädchen ängstlich. „Du sagst, daß du nie wieder hierher zurückkehren willst?"

„Nie wieder, bis die Stadt das von mir geforderte Recht zugesteht und das Andenken deiner Mutter von der darauf lastenden Schmach befreit."

„Vater, Vater," sagte sie und faßte seine schwere Hand und drückte sie gegen ihre Brust. „Verzeih mir, daß ich so zu reden wage, da ich doch dein Kind bin — willst du das Recht auf unrechtem Wege suchen?"

„Du sprichst wie deine Mutter, Töchterchen," sagte er, „ganz wie diese einst sprach. — Nein, beruhige dich, unrecht will ich nicht thun. Ich setze freilich Gewalt gegen Gewalt und List gegen List, aber ich bin nicht der Angreifende, sondern der Angegriffene, und darum werde ich hernach die Sache in offener, ehrlicher Fehde abmachen. Daß ich aber meinem Landesherrn in diesem Augenblicke mehr gehorsam zu sein gedenke, als der Stadt, welche meine Dienste übel gelohnt und meinen Vertrag gebrochen hat, wo soll da das Unrecht sein? — Freilich in dieser verworrenen Zeit ist

es nicht immer leicht, das Rechte zu finden; man geht dahin, wohin man durch die Neigung gewiesen wird."

„Vater," sagte Oda noch immer nicht beruhigt, „hast du gefragt, was die Mutter dazu sagen wird?"

„Deine Mutter, — deine Mutter, Kind — wo soll ich die finden?" sagte Hugo beklommen.

„Droben bei Gott, Vater. Frag sie nur, frage Gott nur, sie werden beide antworten."

„Nein, nein," entgegnete Hugo rauh, „ich will dort nicht fragen. Einst hab ich's gethan — — Oda, was soll ich sagen — ich thue es nicht mehr. Laß dich's nicht kränken. Ich erkenne immer deutlicher, daß du ganz wie deine Mutter bist, du wirst auch Schweres mutig tragen, nur will ich nicht, daß man hier in der Stadt mit Fingern auf dich zeigen soll, wenn ich draußen gegen sie bin, darum sollst du fort — noch in dieser Nacht. Der Ritter Moltke jenseits der Warnow wird dich in den Schutz seiner Frau stellen, bis du unter ihrem Geleit zur Herzogin kommen kannst, denn hier bist du nicht sicher, wenn man es auch gut mit dir meint."

„O Vater, so treu, so gut!" antwortete Oda eifrig. „Ich wüßte keinen Platz der Welt, wo ich lieber wäre — ausgenommen den Platz, wo du bist."

Degenhard sah sie plötzlich aufmerksam an. „Gerwin Wilde ist ein kränklicher Mann," sagte er bedächtig, „es kann ihm beschieden sein, rasch zu sterben. — Was dann?"

„Sein Sohn bleibt ja zu Hause, Vater, ein mutiger, edler Mann, der wird mich schützen wie seinen Augapfel, so hat er oft versichert."

„Sein Sohn?" sagte der Vater nachsinnend.

„Ja, Vater, dein Pate, du kennst ja Werner." Sie sprach mit Eifer, und als der Name Werner ihren Lippen entfloh wie ein leichter Hauch, da flog ein liebliches Erröten über ihre Züge. Sie merkte es nicht.

Hugo aber sprach langsam: „Du magst bleiben, Oda, bis ich dich nach Gothland rufen lasse. Vielleicht handle ich nicht richtig, aber da du an dem Hause hängst, wo dir und mir allezeit Güte und Treue erwiesen ist, so bleibe und sorge für das Hauswesen, wie du es bisher gethan hast. Versprich mir, daß du von dem, was du hier gehört hast, niemandem, am allerwenigsten Gerwin etwas sagen willst, denn es wäre sein und mein Unglück, wenn wir hart gegeneinander stehen müßten. — Du nickst mir zu? Gut, es genügt. — Du bist mein und meiner Herburg Kind — komme, weine nicht! Laß niemanden es merken draußen auf der Gasse, wie Ernstes ich hier drinnen mit dir gesprochen. Mein Töchterchen, laß mich deine Thränen trocknen! Ich möchte wohl, daß ich dich noch einmal recht glücklich lachen sähe! — Bist du gefaßt? — Komm, nun Kopf auf und festen Schritt! — He, Erpo, faß das Steuer und bringe diese kleine Schute glücklich in den Hafen!"

„Werden schon nicht gegen die Prellsteine an den Ecken rennen, Meister," sagte Erpo. „Aber ich steh nicht dafür ein, daß wir nicht in der großen Pfütze bei St. Marien stranden, da will der Rat anscheinend einen Bootshafen bauen. Nächstens sollen die Kinder alle mit Stelzen in die Schule geschickt werden, seitdem die Trin Kasseboms beinahe in der Pfütze ertrunken wäre." Das sagte er laut, weil er die Absicht seines Herrn erkannte und bemerkte, daß etliche Nachbarinnen neugierig aus der Thüre sahen. „Wenn so viele Frauenzimmer statt ins Feuer drinnen sich hier draußen in die Ohren blasen, trotzdem sie aussehen, als hätten sie sich mit dem Schornsteinfeger geküßt, dann stehe ich dafür ein, daß diese Schute vor den Wind kommt und über alle die Schrittsteine setzt, ohne zu stranden." — Das ernste Gesicht der Jungfer mußte sich aufhellen, sie lächelte zu seinem Scherze, da ward er plötzlich still und ging hinter ihr drein bis zu des Bürgermeisters Haus. —

Mit freundlichem Zuruf empfing sie Werner schon in der Thüre und wollte dem Seemann, mit welchem er einst als Knabe wacker sich auf den Straßen herumgetummelt,

die Hand schütteln. Dieser aber wandte sich jäh ab, erwiderte auch seinen Gruß nicht und lief mehr davon, als daß er ging.

„Was er nur gegen mich hat, der seltsame Geselle," sagte Werner erstaunt. „Dreimal habe ich ihn angeredet auf der Straße, er starrt mich an, als ob er mich nicht kennte, und weg ist er. — Aber auch du, Oda, siehst nicht so froh darein, wie du gegangen bist. Hast du keine gute Nachricht von deinem Vater?" In Odas Augen wollten die tapfer zurückgedrängten Thränen wiederum hervorbrechen, sie duldete es jedoch, daß Werner ihre Hand nahm und sie in die Stube geleitete.

„Sag mir, Oda," bat er teilnehmend. „Grollt dein Vater dem meinen, weil er ihm den Kraken hat anketten lassen?" Sie schüttelte das Haupt. Ihr Herz war so voll, daß sie glaubte, sie könnte es nicht allein tragen, und vor Werner ein Geheimnis zu haben schien ihr fast unmöglich.

„Ich sollte fort," schluchzte sie, „und ich bin hier doch so gerne." Seine Augen leuchteten plötzlich hell auf.

„Nein, nein, Oda, wenn du hier fortwolltest, dann würden wir ja alle sehr unglücklich werden, und mein Vater würde um dich trauern wie um seine Tochter. Wohin solltest du wohl gehen?"

„Zur Herzogin," lautete die Antwort.

Ganz betreten wiederholte er: „Zur Herzogin? Ja, wie soll ich das fassen?"

„Sophie, heißt sie, die Gemahlin des Herzogs Erich. Noch in dieser Nacht sollte ich fort, und ich bin ein Rostocker Kind und passe nicht an den Hof."

„Sei still, still, Mädchen," sagte er erschrocken und sah sich um, ob auch niemand ihre Worte gehört. „Sag es keinem weiter, hörst du? Niemandem! Es könnte Unglück daraus kommen. Aber du mußt dich verhört haben, dein Vater kann das nicht wollen."

„Ich habe ihn auch gebeten, und er läßt mich hier, Werner, bis er mich einst zu sich unter seinen Schutz ruft. Und nicht wahr, ich bin hier auch sicher vor dem schlimmen Ketzermeister? Er wollte es ja nur aus Furcht vor dem heillosen Mann."

„So sicher, wie nirgends in der Welt," beeilte sich Werner zu beteuern, „denn mein Vater hat es mir oft gesagt, daß er, wenn der Magister Eylhard nicht bald ginge, beim Bischof beantragen wolle, daß man den Mann aus der Stadt weisen dürfe, der sie immer in Unruhe hält. Sie sind hier im Rate alle jetzt auf deiner Seite."

„Ich weiß es ja," sagte sie und trocknete ihre Thränen. „Aber ich muß eilen und in die Küche gehen, damit die Magd nicht wieder den Braten verbrennt." Damit huschte sie hinaus, obwohl Werner sie noch gerne gehalten hätte.

Jetzt ging er nachdenklich in der Stube auf und ab und überlegte das Gehörte. Er war ein heller Kopf, der in allen Feinheiten der Rechtsgelehrten in Prag geschult war und die jetzigen Verhältnisse in der Stadt zuweilen klarer durchschaute, als sein eigener Vater. Gar bald hatte er den Plan des Hugo Degenhard erkannt. Seine Jugend hatte Freude an dem entschlossenen Wesen und Abenteuer reizten ihn, kurz entschlossen begab er sich, als der Abend dunkelte, zum Schiffsmeister, und als er diesen in seiner Stube antraf, wie er am Fenster stand und auf die schmutzige Straße sah, sagte er ihm den erratenen Plan, daß er nämlich noch in dieser Nacht im Dienste des Herzogs zur See auf und davon wolle, gerade auf den Kopf zu.

Ein wenig nur erblich Hugos Antlitz, mit schnellerem Schritt stand er an der einzigen Thüre, riß sein Schwert von der Seite und sagte mit leiser, aber fester Stimme:

„Du bist mein Gefangener, Werner. Rufe nicht, bei deinem Leben, gieb keinen Ton, kein Zeichen, geh nicht vom Fleck. Was ich in Wochen ersonnen, macht ein Knabe mir im letzten Augenblicke nicht zu nichte. Woher weißt du mein Geheimnis?"

„Ich hab's erraten, Pate," sagte frisch lächelnd der Bedrohte. „Anvertraut hat es mir niemand. Willst du mich aber als deinen Gefangenen mitnehmen, ei, das ist's ja, was ich wünsche. Mit dir fahre ich und will mir einmal wieder den Wogenschaum um die Augen wehen lassen, nachdem ich lange genug den Staub auf der Landstraße

getragen habe. Mit hinaus will ich, und ich frag nicht wohin — nur unter deiner Führung und zur Gelegenheit zu einem tüchtigen Schwertstreich."

Mit maßlosem Erstaunen sagte Hugo: „Junge, du bist nicht bei Sinnen!"

„Das kommt darauf an," entgegnete Werner, „wie weit du den Begriff ausdehnst. Hören kann ich, sehen und fühlen auch — und daß ich mir allerlei durch Nachdenken zusammenreimen kann, hast du ja gehört. — Jetzt sag mir, was du darunter verstehst, daß ein Mensch nicht bei Sinnen sei."

„Mit mir willst du nach Gothland und weiter in die See?" fragte Hugo immer noch ungläubig.

„Hier ist meine Hand," sagte Werner. „Handgeld brauch ich nicht. Schlag ein — und ich bin gebunden. Daß es durch sprühende Wellen geht und in Thaten, welche den rechten Mann freuen, weiß ich, sobald du dabei bist, denn du bist Meister Hugo, von dem der geringste Schiffsknecht mit Begeisterung zu sagen weiß. Daß ich, wenn ich hier einmal etwas bedeuten will, die See von einem Ende bis zum anderen kennen muß, wirst du zugeben. Habe ich hernach Erfahrungen gesammelt und du kannst mich nicht mehr gebrauchen, kehre ich heim. So schlag doch ein, Meister Hugo, ich will ja gehorsam sein wie ein geringer Knecht."

„Wenn ich deinen Vater nicht von Herzen lieb hätte, Werner," sagte Hugo, „dann würde ich jetzt einschlagen. Das Herzeleid, das ich ihm dann anthäte, würde er sein Leben lang nicht verwinden."

„Glaub nicht, daß du mich so los wirst, Meister," sagte Werner lachend. „Hier bleib ich, dir folg ich in der ganzen Nacht, wohin du gehst, also zwing ich dich. Ich habe auch meinen Willen. Und nun schlag ein!"

Unruhig sah Hugo, daß es draußen rasch dunkelte. „Ich habe nicht viele Zeit mehr zu verlieren," sagte er entschlossen. „Du sollst deinen Willen haben. Also du verbindest dich mir zum Gehorsam, bis ich dich frei gebe, und du versprichst, von diesem Augenblick an meine Befehle zu thun, meine Geheimnisse unverbrüchlich zu bewahren wie ein getreuer Mann, ohne Arg? Her deine Hand!" Er faßte die dargebotene Rechte fest und drückte sie. — „Und nun höre, Werner, was ich dir zu sagen habe, und vergiß diese Stunde nicht! Jetzt gehst du, so befehle ich, alsbald von hier nach Hause, siehst nicht zurück, thust so, als ob nichts vorgefallen wäre, verrätst von meinen Geheimnissen nichts durch Wort und Blick, auch nicht an deinen Vater, und wenn morgen die Sonne aufgegangen ist, dann bist du frei und kannst thun, was du willst, dann sag ihm, Hugo Degenhard ließe ihn grüßen, er wäre schon auf weiter See. Still, gehorche, Mann, ein Widerwort gilt nicht mehr!"

„Ich gehorche," sagte Werner betrübt, „du bist mein Meister. Ich thu's mit schwerem Herzen, denn ein schöner Traum ist mir zerstört. — Gott geleite dich, Pate. Rufe mich einst, wenn du mich brauchst, ich halte allezeit zu dir."

„Ein wackerer Junge," sagte Hugo still vor sich hin, als er gegangen war. „Wär's doch der meine! Aber fort mit trüben Gedanken! Dort läuten sie schon zum ersten Male. Erpo — hier herein! Weißt du gewiß, daß deine Leute alle auf ihren Posten sind?"

„Weiß es gewiß, Herr." —

„Hast du ein Zeichen, daß die Knechte aus der Heide heute Abend drüben an den Strand kommen?" —

„Heute um Mittag hat jemand am anderen Ufer an der verabredeten Tanne einen roten Wimpel befestigt."

„Ich dacht's schon! Wo Heinz Schönberg dabei ist, da wird nichts versäumt. — Jetzt bleib drinnen, bis wir aufbrechen können und höre, was im Falle des Mißlingens von dir zu geschehen hat." Damit erteilte er ihm einige Aufträge, und der Knecht merkte wohl, daß sein Herr, wenn das Unternehmen nicht gelinge, entschlossen sei, sich mit den geworbenen Männern über die Warnow hinüber und in die Heide zu machen, um von dort aus ein Mittel, doch noch über das Wasser zu kommen, zu suchen.

Beim zweiten Läuten war das rege Treiben am Strande verstummt, die Strandthore wurden geschlossen, die Thorwärter begaben sich auf ihre Posten, während die Wächter am Strande ihren ersten Umgang hielten. Da sich nichts Verdächtiges zeigte, so ließen sie in gewohnter Weise ihre Aufmerksamkeit einschläfern. Einer derselben lehnte träge an den Stapeln von Tonnen, um Schutz gegen den herrschenden Wind und die Regenschauer, welche gelegentlich über den Strand dahinjagten, zu suchen. Da schien es ihm, als ob hinter einer der Tonnen ein Winseln ertönte, ein gelegentliches Fauchen und leises Pfeifen, und er erinnerte sich, daß er in der Nähe im vorigen Jahre das Nest eines diebischen Iltis zerstört habe. Sein Jagdeifer erwachte, und er begann zwischen den Tonnen zu suchen, als dem Gebückten plötzlich eine Faust in den Nacken fuhr, die ihn zu Boden drückte. Bevor er noch einen Laut von sich geben konnte, war er geknebelt und gebunden. Der zweite, der sich immer sehr geflissentlich um die Gunst des Rates bemüht hatte und unter denen gewesen war, welche zum Scheiterhaufen der Frau Herburg Holzbündel herzugeschleppt hatten, glaubte ein Plätschern im Wasser wie von Rudern zu hören, er schlich herzu und versuchte die Finsternis zu durchspähen, indem er auf ein zur Wäsche hergerichtetes Steg trat; dem flog ein Strick um den Hals und er versank spurlos in den Wellen. Den dritten und vorsichtigsten lockte ein anscheinend betrunkener Knecht hinter sich, ließ sich auch fassen und mühsam fortschleppen, und als er durch die Unruhe des Mannes in Anspruch genommen war, streckte ihn ein Schlag mit einem Knüppel bewußtlos zu Boden. Darauf stießen einige Boote vom Ufer ab und glitten hinaus in das Dunkel des Stromes; der kundigen Führung gelang es, sie unmerklich nahe an die beiden herzoglichen Schiffe zu bringen und die Wächter, welche sich in Mäntel gehüllt auf dem Verdeck ausgestreckt hatten, wurden leicht geknebelt. Etliche schlugen vor, sie auf kurzem Wege zu versenken, die Besonnenen verhinderten die unnütze Grausamkeit und sorgten dafür, daß sie ans Land gebracht und dort an einer verborgenen Stelle sicher niedergelegt wurden. Ein Boot fuhr quer über das Wasser zum jenseitigen Ufer. Den Männern am Strande, denen bisher alles wohlgelungen war, wurde fast die Zeit lang, bis das Zeichen zur Fortsetzung gegeben wurde, aber sie waren gut geschult und warteten. Die Glocken von den Türmen schlugen langsam ihren hellen Schlag, daß er über die Dächer der schlafenden Stadt verhallte; hier und da hörte man aus den Straßen das Zeichen der herumziehenden Wächter, und vom Strande her antwortete die Knarre, welche man den Strandwächtern abgenommen hatte, um auch hier die Wachsamkeit anzudeuten.

Endlich wurde das Große Mönchenthor vorsichtig geöffnet; aus einzelnen Häusern der Strandstraße schlüpften dunkle Gestalten hervor und huschten hinaus, immer mehr folgten, alle lautlos, wie Schatten gleitend Im Thore stand Erpo mit einem Begleiter und zählte. Zufrieden, daß niemand an der erwarteten Zahl fehlte, machten sie sich soeben daran, das Thor zu schließen, als sie feste Schritte hörten, welche die Straße herunterkamen, und bevor sie sich besinnen konnten, sprach schon nahe bei ihnen die klare Stimme des Bürgermeisters Gerwin!

„Was geht hier vor? Warum ist das Thor zur Nacht nicht geschlossen? Antworte mir, Wächter!" Mehr sprach er nicht, denn ein fester Griff schnürte ihm den Hals zu, ein Tuch wurde ihm in den Mund gestopft, als er ihn nach Luft schnappend öffnete, mit meisterhafter Kunst an Händen und Füßen gefesselt lag er im nächsten Augenblick in einem Winkel, ingrimmig sich windend und in der klaren Erkenntnis, daß er ohnmächtig sei, einen offenbaren Gewaltstreich am Strande zu verhindern.

Aus dem Bootshafen fuhren nun viele der dort gelösten Fischerboote hinaus in den Strom, durchfurchten ihn und luden die am anderen Ufer zudrängenden Söldner und Ritter ein, andere befrachteten in großer Eile mit den wichtigsten Stücken des Kraken größere Lastkähne und schoben dieselben zu dem „Wisent" hinan; diese Kogge war von der Stadt nach Hugos Rückkehr immer zur schnellen Ausfahrt bereit gehalten worden,

weil man zum Schutz der Strommündung gegen kecke Abenteurer sich gerüstet halten mußte. Mit einer solchen Sicherheit, ohne Fragen und Suchen ging das ganze gewaltige Unternehmen von statten, daß man wohl erkennen konnte, daß ein klarer Befehl und ein einziger fester Wille über dem Ganzen wachte. —

Wenn aber zuvor alles in Stille ins Werk gesetzt war, so ließ sich jetzt doch nicht vermeiden, daß ein Ballen dumpf niederfiel oder ein Faß polterte; die vielen Ruder von den Booten plätscherten im Wasser und schlugen trotz aller Vorsicht gelegentlich gegen den Rand. Von den Windstößen und dem zuweilen niederprasselnden Regen wurde manches Geräusch unterdrückt, aber allmählich wurden die Wächter an den benachbarten Strandthoren aufmerksam. — Anfangs glaubten sie, daß der Rat irgend etwas Heimliches mit den herzoglichen Schiffen vorhabe, weil ja die Wächter am Strande sich nicht rührten. Als aber die Unruhe sich steigerte, da weckte einer der Vorsichtigeren sein Weib und sandte sie aus, nachzufragen, was der Wärter am Großen Mönchenthore von der Sache wisse. Diese fand die Thorflügel geschlossen; als sie sich anschickte, zu dem Wächter hinaufzusteigen, hörte sie in einer Ecke erschreckliche Töne und sah eine dunkle Gestalt sich seltsam am Boden winden und krümmen, mit lautem Schrei floh sie ganz entsetzt davon und berichtete ihrem Manne, daß es dort im Thore spuke.

Dieser Schrei aber machte sowohl die Leute am Strande als auch die Wächter in der Stadt aufmerksam. Hugo Degenhard war auf der Hut und befahl, den größten Teil der Ladung des Kraken im Stich zu lassen und an Bord zu eilen. Die Wächter suchten in der Nachbarschaft nach der Ursache und fanden endlich ihren geknebelten Bürgermeister, der, kaum gelöst, einem derselben eine Waffe entriß und dem Thore zustürzte. Es war geschlossen und der Thorwärter schlief unter der Wirkung eines betäubenden Trankes in seiner Stube. „Heda!“ schrie Gerwin, „lauf einer zum Türmer, man soll Sturm läuten, der andere hole die sämtlichen Wächter und rufe Hara, daß die Städter aufwachen, und weise diese mir nach, und der dritte folgt mir, wir müssen durch das Kosfelder Thor an den Strand. Vorwärts, sonst entrinnen uns die Schurken“

Aber es dauerte eine Weile, bevor der Türmer die Absicht des schreienden Wächters begriff und läutete, und noch länger dauerte es, bis die aus dem Schlaf aufgeschreckten Bürger sich ermuntert hatten und mit den Waffen sich auf ihre feststehenden Posten begaben. Gerwin stürzte über den Strand und fand zu seiner Freude den Kraken fest vor seinen Ketten am Ufer, es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn man die gewaltig geschmiedeten hätte sprengen können. Seine Freude aber schwand, als er die Unordnung zwischen den aufgestapelten und zusammengeschmolzenen Vorräten sah. Während er auf das Sturmläuten horchte, tauchten auf dem Flusse helle Lichter auf, und eine mächtige, bekannte Stimme befahl: „Taue los.“ — Gerwin hörte deutlich die schmetternden Axthiebe. „Fertig zur Fahrt! Segel auf!“ schallte es abermals herüber. Die große gelöste Leinewand flatterte und schlug einen Augenblick — o der Bürgermeister kannte den Ton nur zu gut. —

„Habt acht auf die Lichter! Der Wisent führt, der „Schwarck“ folgt im Kielwasser, zuletzt der „Korsack““.

Gerwin bebte im Aerger und schleuderte seine Waffe in die Flut. Er glaubte, das Wasser rauschen zu hören. Von Süden kam der Wind und die Fahrt mußte unter der Leitung des kundigsten und wagelustigen Schiffsmeisters die schnell ausfließende Warnow abwärts mit sausender Geschwindigkeit vor sich gehen. Nun kamen die Bürger schon durch die Thore gestürmt und wollten sich auf Befehl rasch in die Boote zur Verfolgung werfen — aber nicht eins der gesuchten war am Platze, sie schwammen und schaukelten hinter den Schiffen auf freiem Wasser. Ratlos standen alle herum und berieten, was zu thun sei und was die Unruhe zu bedeuten habe. Als sie die Namen „Hugo Degenhard“ und „Vitalienbrüder“ hörten, wurde mancher kleinlaut. Aber bei den meisten wachte doch die Entrüstung über den unerhörten Gewaltstreich auf, und sie hätten gern

für den Schutz des Friedens ihres Hafens gekämpft, wenn sie nur gewußt hätten, wie den Schiffen, deren Lichter deutlich herüberleuchteten, beizukommen wäre.

Gerwin gewann seine Fassung wieder und lenkte den Haufen durch seinen Ruf: „Zu Roß, zu Roß! Sie werden den Wehrbaum in Warnemünde erst vom Ufer mit Hämmern von seinen Ketten lösen müssen, damit vergeht die Zeit, und wir überraschen sie vielleicht noch vor der Mündung. Eilt euch, wir finden uns vor der Zugbrücke am Kröpeliner Thor!"

Die Masse rief Beifall und stob nach allen Richtungen auseinander. Aber die Pferde lagen bequem auf ihrer Streu und waren nicht gesattelt, das Reitgeschirr und die Waffen waren nicht bequem zur Hand. Mancher fiel fluchend über seine Stalleimer oder stolperte über den Dunghaufen, ein anderer hielt es für nötig, zunächst seinen Knecht zu prügeln, welcher heimlich zu seiner Braut geschlichen war und sich noch nicht nach Hause gefunden hatte; andere gedachten, daß die Vitalienbrüder harte Fäuste hätten und wuchtige Hiebe austeilten, und wollte vorsorglich sich den Brustharnisch umschnallen, da zeigte sich, daß er in einem halben Jahr sehr an Umfang zugenommen hatte und die Riemen nicht mehr in alter Weise paßten — aber immerhin fand sich ein ansehnlicher Hause entschlossener Männer auf der bestimmten Stelle zu Roß ein. „Kehr um!" befahl der Bürgermeister seinem Sohn, der sich ihm anzuschließen für seine Pflicht hielt. „Du weißt, wen wir zu Hause zu schützen haben und in solcher Nacht bricht alles Unheil los! Ihr anderen aber — Hussah!" Und nun begann ein rasender Ritt durch die Nacht.

Fern ab auf dem Strome sah man die Lichter nur noch schwach schimmern — zuweilen verschwanden sie ganz, wenn ein Regenschauer die Aussicht hinderte, die Hufe klapperten, die Lachen spritzten und die Waffen rasselten. — Gerwin wollte den Wehrbaum schützen, es koste was es wolle.

Aber Degenhard kennt seinen Freund und dessen Entschlossenheit wohl, er muß alles daransetzen, rechtzeitig die Mündung der Warnow zu gewinnen, bevor man ihm den Wehrbaum hat unter Bewachung legen können. Aber die schnelle Fahrt hat ihre Gefahren. Denn wenn man jetzt auch noch freies Wasser hat, so muß man dort, wo der Fluß sich hinter dem Breitling verengt, scharf aufpassen, denn er macht Windungen, und ein unvorsichtiger Druck am Steuer läßt das Schiff auflaufen — darum hat Hugo auch seine besten Leute auf alle drei Schiffe verteilt und die sichersten an das Ruder gestellt und zuvor ihnen eingeschärft, genau sein Kielwasser zu halten, bis sie durch den Wehrbaum sind. Im Vertrauen auf sie läßt er an Segel setzen, was nur der Mast tragen kann.

Reiter und Schiffe fliegen im Wettlauf dahin — wer wird gewinnen? Es geht um Leben und Tod. Denn wer den Frieden der Stadt gebrochen hat, der darf nicht hoffen, daß man ihn an dem Schaffot vorüberschlüpfen läßt — wenn man ihn greift.

Als der Morgen seinen matten Schimmer am Horizonte erhob und die Umrisse des Ufers mehr ins Licht treten ließ, da war freilich die Stelle, wo der Fluß sich noch einmal zur Enge sammelt, erreicht. Sollte man die tolle Fahrt mäßigen und einige Segel reffen? Vom Wege, welcher von Rostock nach Warnemünde führt, tönten dumpfe Laute, Hugo wußte wohl, was die bedeuteten, hundert Rosse stampften in jagender Eile den Grund, und der Schiffsmeister biß die Zähne zusammen, gab noch einmal das Zeichen an die anderen Schiffe, sich auf das genaueste in seinem Fahrwasser zu halten, er ließ keine Segel reffen und nahm die Einfahrt der Stromenge mit sicherem Lauf.

Die Wasser weichen vor dem großen Druck und schlagen dann, seitwärts geworfen, klatschend an die Ufer. Dröhnend schallen die Tritte der Rosse ganz nahe und der mächtige Wehrbaum liegt quer über dem Strom und ist mit starken Ketten zu beiden Seiten am Ufer verankert und gefestigt, so daß vieler Männer Kraft nötig wäre, die Ketten etwa zu zerschlagen oder sonst den Baum zu lösen. Hugo Degenhard sieht, daß

etliche Rosse stürzen, er sieht, daß Gerwin gleich darauf mit gezogenem Schwerte am Wehrbaum steht. —

„Spring zu, Wisent, renn auf!" sagt er und faßt das Steuer selbst mit eisernem Griff. Ehe jemand weiß, was er will, da fühlt man im Schiff einen heftigen Stoß, der fast alle zu Boden wirft, die sich zum Sprung ans Land bereit gemacht haben, um am Wehrbaum um die freie Ausfahrt zu kämpfen. Es giebt einen schrillen Klang und ein mächtiges Krachen. In seinen Fugen zittert das Schiff wie im Schrecken über das gefährlichste Wagnis, welches je auf diesem Flusse unternommen ist! Da! der Wehrbaum ist gesprengt! Die Schiffe sausen nach einander vorüber! Keiner der Insassen denkt an ein höhnendes Geschrei gegen die am Ufer, denn man begreift ja im Nu kaum, was geschehen ist. —

— Grüne Meereswellen, frischer Seewind, oh, weite, freie Bahn! —

Da erst lösen sich die Zungen der Schiffsknechte, daß sie in Freuden laut aufjauchzen. — Gerwin aber sieht den fliehenden Schiffen nach: „Ein Mann! Ein Mann!" so denkt er. „Gott hat den Freund vor dem Schwerte des Freundes bewahrt. Er geleite ihn zum Frieden wieder heim!"

(Fortsetzung folgt.)

Die agrarisch-antisemitische Bewegung in Hessen und den Nachbargebieten.

Von

J. Rethwisch.

Die agrarisch-antisemitische Bewegung in Hessen hat im übrigen Deutschland außer in gewissen antisemitischen und philosemitischen Kreisen sehr geringes Interesse und fast nirgends volles Verständnis gefunden. Dieselbe verdient es aber in hohem Grade, beachtet und aufmerksam verfolgt zu werden, nicht allein wegen ihrer beträchtlichen Ausdehnung und Intensität, sondern vor allen Dingen auch wegen ihrer von ferner Stehenden wenig gekannten Eigenart. Namentlich die konservative Partei hätte alle Ursache dazu, den Vorgängen in Hessen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und nach dem letzten großen Siege des Antisemitismus sollte dieses in ganz besonderem Maße der Fall sein. Vom Westfälischen und Waldeckschen bis südlich an die Grenzen Badens und der bayerischen Pfalz hat die Bewegung ihre Wellen geworfen, das ganze Großherzogtum Hessen, den oberhessischen Teil des ehemaligen Kurfürstentums, das sogenannte hessische Hinterland nebst den angrenzenden westfälischen Gebieten, und gewisse, zwischen der großherzoglichen Provinz Oberhessen und dem Main gelegene preußische Landesteile umfassend. In diesem großen Gebiete besitzt der Schöpfer und Leiter der Bewegung, Dr. **Böckel** in Marburg, einen ganz außerordentlichen Einfluß. Wo die Bewegung noch recht im Flor ist, da strömen, sobald Dr. Böckel sich sehen läßt, aus der Umgegend Tausende zusammen, Ehrenpforten werden errichtet, Vorreiter geleiten ihn in das Dorf, jeder ist beglückt, wenn er dem bewunderten Führer die Hand drücken darf oder einige Worte mit ihm wechseln. Fast in jedem hessischen Dorf wird der „Reichsherold", das Organ Dr. Böckels und seiner Partei, der antisemitischen Volkspartei, gelesen; wird er auch nur in wenigen Exemplaren gehalten, so wandern doch diese unter den Dorfbewohnern von Hand zu Hand, jeder Parteigenosse liest ihn durch von Anfang bis zu Ende und auf alles, was darin steht, schwört er wie auf ein Evangelium.

Unzweifelhaft ist Dr. Böckel die Seele der hessischen Bewegung und ohne die Persönlichkeit dieses Mannes zu berücksichtigen, würde es ganz unmöglich sein, derselben ein volles Verständnis abzugewinnen. Die bedeutenden Erfolge Böckels zeigen hinreichend, daß er Eigenschaften besitzt, die einen Menschen befähigen, im politischen Leben eine Rolle zu spielen; ohne seine glänzende Beredsamkeit, ohne rastlosen Fleiß und zäheste Ausdauer würde er schwerlich etwas Nennenswertes erreicht haben. Auch das Geschick, das Zeitgemäße, Richtige herauszufinden und für sich zu verwerten, seine eigenen Ideen

sowohl wie diejenigen Anderer in die Praxis zu übertragen, wird man ihm gewiß nicht ganz absprechen können. Für einen Staatsmann, der wirklich Großes und Dauerndes zu schaffen berufen ist, sind aber noch ganz andere Eigenschaften erforderlich, namentlich das Vermögen, in ruhiger, leidenschaftsloser Weise die Vorgänge des socialen Lebens anzuschauen und zu beurteilen, gründliche Selbsterkenntnis und feines Verständnis für die Vorzüge und Schwächen anderer Menschen. Das Wahrwort Goethes: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" gilt nicht nur für den Künstler, sondern vor allen Dingen auch für den Politiker. Wie viele talentvolle Männer sind zu Grunde gegangen, weil sie nicht fähig waren, sich die notwendigen Beschränkungen aufzuerlegen, wie wenige unter denen, die es verstanden haben, etwas Bedeutendes zu beginnen und in Fluß zu bringen, haben es auch verstanden, dasselbe fortzuführen und zu erhalten. Ob Böckel zu diesen wenigen oder zu den vielen gehört, darüber wird die Zukunft Aufschluß geben.

In den Schriften Böckels bekundet sich ein Hang zur Poesie, zur Romantik. Auch hat er sich selbst — und nicht ohne Erfolg — als Dichter versucht. Ob diese Neigung wirklich in seinem innersten Wesen begründet ist, oder als eine mehr oberflächliche „Anempfindung" betrachtet werden muß, dürfte schwerlich zu entscheiden sein. Für die letztere Annahme spricht der Umstand, daß in seinen Gedichten mehr die Rhetorik als eine wirklich tief empfundene Lyrik vorzuwalten scheint. Mit den romantischen Neigungen Böckels hängt manches Maßlose, Ueberspannte, aber auch manches Gute in seinem Wesen sicherlich zusammen, so seine Vorliebe für den Bauernstand, sein heftiger Widerwille gegen alles Großstädtische, seine Schwärmerei für das Mittelalter, seine Abneigung gegen das moderne Industrie- und Maschinenwesen, der stark ausgeprägte Stolz auf seine hessische Heimat, sein außerordentliches Interesse für die Erhaltung alter Volkssitten und Volkslieder, namentlich der hessischen. In dem bereits 1885, also vor seinem öffentlichen Auftreten von ihm vollendeten Werke „Oberhessische Volkslieder" heißt es: „Jubele man nur nicht zu frühe über Zunahme der allgemeinen Bildung, über Abnahme des Aberglaubens, über das Verschwinden aller Standes- und Landesbesonderheiten! Alle diese so gepriesenen Güter der Civilisation, sie haben ihre großen fürchterlichen Schattenseiten! Dem Bauer früherer Zeiten blieb immer noch der Trost, welchen ihm die Religion seiner Ahnen gab; es blieb ihm jenes Gefühl treuer Zusammengehörigkeit zu einem Stande, mit dem er das feste Band der Sitte und Denkweise gemein hatte. Jedes Fest im Jahre, Maifeier wie Weihnachtsfest, wirkte kräftigend, belebend auf die ländliche Bevölkerung; das stille Dorf mit seiner Umgebung in Feld und Wald zog einen dichten Horizont um das Leben des Bauers, innerhalb dessen er zwar beschränkt, aber glücklich schaffen und genießen konnte; jenes kleine Gebiet, in dem für die Mehrzahl seiner Bewohner Wiege und Grab dicht bei einander lagen, war ihnen ein belebtes, von tausend freundlichen und feindlichen Naturgeistern wimmelndes Universum; fast jeder Baum, jede Wegscheide hatten ihre Geschichte, die Menschen fühlten sich der Natur gegenüber wie verwandte Wesen, ebenso sehr und noch mehr verstanden sie einander. Die Generationen schossen nicht so rasch aneinander vorüber in die Gruft wie heutzutage; der Einzelne ward in seiner Besonderheit mehr beachtet; die tieferen Seiten des Gemüts, das Mystische am Menschen mehr ausgebildet als jetzt, wo der Einzelne völlig in der Masse aufgeht. An einen alten Dorfkirchhof knüpfte sich ein Buch von Legenden aller Art und zwischen den morschen Kreuzen und den verblühten Fliedern desselben saß oft genug die Zauberin Poesie und spann im Herbstsonnenschein ihre lieblichen Silberfäden. Ja, es war schönes seelenvolles Leben in einem solchen abgelegenen Dorfe! Ich gäbe einen ganzen Wupperthaler Fabrikdistrikt mit allem Glanz im Großen, allen Fortschritten der Civilisation um ein solches von aller Kultur noch unbelecktes Dorf! Da gab es glückliche Menschen; da wußte man noch nichts vom Elende des Proletariers, von Auswanderung, socialer Revolution, Kommunismus und Hirngespinnsten aller Art. Gebe Gott, daß wir wenigstens teilweise in jene glückliche Abgeschiedenheit zurückkehren und

den inneren Frieden statt des äußeren Glanzes umtauschen könnten! Die Civilisation bleibe dem Dorfe fern, wo sie nur zerstören, nicht aufbauen kann." Gewiß wird manches Körnlein Wahrheit in diesen schönen Worten enthalten sein, aber die hier geschilderten Zustände, auch wenn sie — was schwerlich der Fall ist — annähernd so existiert haben sollten, wie sie in Böckels Phantasie sich malen, sind ewig dahin, unwiederbringlich verloren. „Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke", sagt Goethe. Das soll doch wohl heißen: Gesund ist das Sichgenügenlassen an der frischen, lebendigen Gegenwart, in die uns Gott hineingestellt hat, das tüchtige Vorwärtsstreben auf der Grundlage des wirklich Vorhandenen, Gegebenen, wie wir es bei den Alten finden; krankhaft aber ist es, der vollen Wirklichkeit verachtungsvoll den Rücken kehrend mit nie zu stillender Sehnsucht den Geist zu versenken in das mit Bildern der Phantasie ausgeschmückte Halbdunkel längst entschwundener Zeiten. Einen Politiker können derartige krankhaft-romantische Neigungen natürlich nur auf Abwege führen, aber auch dem Dichter sind sie keineswegs förderlich. Der wahre Dichter, der uns in seinem Zauberspiegel die Bilder verflossener Jahrhunderte vorführt, wird niemals eine den Seelenfrieden störende Mißachtung der realen Gegenwart erwecken, sondern eine selbstlose, beseligende Freude an dem rein Menschlichen, in welchem sich zu allen Zeiten das Ueberirdische, Göttliche geoffenbart hat. Von den in der Vergangenheit wurzelnden, leuchtenden Gestalten des Dichters fällt auch auf die reale Gegenwart ein mild verklärender Schimmer. Das ist aber keine krankhafte, sondern eine durch und durch gesunde Romantik.

Sehen wir ab von dem Krankhaften, Ueberspannten, so mußte Böckel seiner ganzen Ideenrichtung nach unter dem hessischen Landvolke sympathisches Verständnis finden. Wohl nirgends in ganz Deutschland ist unter der bäuerlichen Bevölkerung ein solcher Sinn für Poesie und poetische Lebensauffassung verbreitet, wie in dem herrlichen Hessenlande; ein gesunder konservativ-romantischer Zug ist dem hessischen Bauernstande eigen. Dieser Zug offenbart sich in der wunderbaren Blüte des Volksliedes und des Volksgesanges, in dem zähen Festhalten an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen, an den Spinnstuben, der alten Tracht u. s. w. Daß in diesem Volke die Saiten, welche Böckel anschlug, lebhaften Wiederhall finden mußten, läßt sich leicht begreifen. Dazu kommt als wesentliches Moment der Standesstolz des Bauern, den Böckel in geschickter Weise zu wecken und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Jeder aufmerksame Leser des „Reichsherold", gewissermaßen des Spiegels der hessischen Bewegung, weiß, daß in dieser verbreiteten Zeitung immer und immer wieder die Mahnungen erhoben werden: Haltet fest an euren alten Sitten und Gebräuchen, stellt sie wieder her, wo sie außer Uebung gekommen sind, verteidigt sie wacker gegen alle Feinde, gegen Judentum, Liberalismus und Bureaukratie, pflegt die Traditionen, Sagen und Geschichte eures Landes, eurer Gegend, eures Ortes, seid stolz darauf, daß ihr Bauern seid, denn der Bauernstand ist der nützlichste und edelste Stand, das Fundament des ganzen Staatsgebäudes!

Man hat Böckel Hinneigung zur Socialdemokratie vorgeworfen. Wie falsch dieses ist, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden unmittelbar. Ein Demokrat mag er in gewissem Sinne sein, aber der internationalen, materialistischen Socialdemokratie, welche gerade dadurch, daß die durch die Großindustrie und das Maschinenwesen hervorgerufenen wirtschaftlichen Umwälzungen auf die Spitze getrieben werden, ihr Ziel zu erreichen hofft, steht ein Böckel natürlich so fern, wie nur irgend möglich.

Kurz vor dem Schlusse der interessanten Einleitung zu seinem erwähnten Werk „Oberhessische Volkslieder" sagt Böckel: „Ich glaube jedoch trotz alledem, daß die Zeit zur Abhülfe noch nicht zu spät ist; daß dem Aussterben des Bauernstandes, der Verwandlung des freien Bauerngutes in Latifundien, des Bauern in den Arbeiter immer noch vorgebeugt werden kann. Nur muß die Hülfe bald und energisch gereicht werden."

Diese energische Hülfe wollte er selbst bringen, das betrachtete er als seine Lebensaufgabe — und wahrlich, eine hohe und herrliche Aufgabe war es, die er sich gestellt

hatte. Wie Lassalle die Arbeiterbataillone, so wollte Böckel die Bauernscharen mobil machen und in das Treffen führen, um mit unvergänglichem Lorbeer seine Feldherrnstirne zu schmücken. Man würde die Bewegung in Hessen arg verkennen, wenn man dieselbe vorwiegend und in erster Linie als eine antisemitische ansehen wollte, sie ist vor allen Dingen eine agrarische, eine Bauernbewegung. Nur darum, weil in Hessen der Jude nicht allein mittelbar, durch seinen hervorragenden Anteil an der Börsenwirtschaft und der agrarfeindlichen Gesetzgebung, sondern ganz unmittelbar durch seinen blutigen Wucher und seine Güterschlächterei der schlimmste Feind des Bauern ist, mußte diese Bauernbewegung notwendiger Weise eine stark antisemitische Färbung erhalten. Schrecklich sind in der That die Verwüstungen, welche das Judentum durch sein wucherisches Treiben unter dem alteingesessenen hessischen Bauernstande angerichtet hat. Wem die Schilderungen Dr. Böckels in seiner packenden Schrift „Die Güterschlächterei in Hessen" übertrieben erscheinen, der lese die doch gewiß nicht von einem voreingenommenen parteilichen Standpunkt abgefaßten Veröffentlichungen des „Vereins für Socialpolitik" über den Wucher auf dem Lande, und er wird zugeben müssen, daß eine ernsthaft gemeinte, wirksame Bewegung zu Gunsten des Bauernstandes in Hessen nur entschieden antisemitisch sein kann. Zudem bot der Antisemitismus Böckel eine vortreffliche Handhabe dar, um sich in das Vertrauen der Landbevölkerung einzuführen, denn obschon der hessische Bauer selten ein Stück Vieh kauft oder verkauft ohne die Vermittlung des schachernden Hebräers, so besitzt er doch im Innersten seines Herzens eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen fremdartigen Eindringling.

Zur Förderung des politischen Verständnisses unter den hessischen Bauern hat Böckel durch seine Vorträge und seinen „Reichsherold" ungemein viel beigetragen und dadurch hat er sich um die Abwehr der Socialdemokratie in der von ihm beeinflußten Gegend unschätzbare Verdienste erworben. Die verhältnismäßig einfachen politischen Grundsätze, welche durch den „Reichsherold" dem hessischen Bauern in Fleisch und Blut übergeführt sind, genügen auf dem Lande vollständig zur Schutzwehr gegen die gleißnerischen Vorspiegelungen der Socialdemokratie, während in den Städten gegen diesen gefährlichen Feind unserer nationalen Kultur schon ein ganz anderes Rüstzeug erforderlich ist. Die socialdemokratische Lehre, daß gerade die mit der kapitalistischen Produktionsweise untrennbar verbundene Proletarisierung der Massen den Weg zur Erlösung bildet, daß der freie Besitz des kleinen Mannes die Bestimmung in sich trägt, dem Großkapitalisten zu verfallen, um schließlich von der Gesamtheit übernommen zu werden, kann dem Bauern keineswegs imponieren. Er weiß, wo ihm der Schuh drückt, und lernt verhältnismäßig leicht einsehen, welche der bestehenden gesetzlichen und rechtlichen Verhältnisse ihm hinderlich sind und durch welche Abänderungen derselben ihm wirksame Hülfe gebracht werden kann. Daß diese Hülfe ohne radikale Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung erreichbar ist, liegt auf der Hand; Hinweise auf einen zukünftigen Phantasiestaat haben also für den Bauern keinen Wert. Ganz anders verhält es sich mit dem kleinen Handwerk in den Städten. Der Notstand des kleinen Handwerkers liegt womöglich noch offener zu Tage als der des Bauern, auch die Ursachen dieses Notstandes sind gründlich erforscht, weit schwieriger ist es aber hier, die Mittel zu einer vollkommenen Beseitigung desselben aufzufinden; ob Befähigungsnachweis, Korporationszwang und Handwerkskammern nur eine vorübergehende Linderung oder eine wirklich radikale Abhülfe des Notstandes herbeizuführen geeignet sind, bleibt immerhin zweifelhaft. Daher verfällt der Handwerker auch viel leichter der Socialdemokratie, die mit Hülfe einer scharfsinnig ausgeklügelten, blendenden Theorie ihm darlegt, daß sein Ruin unabwendbar ist, eine naturnotwendige Folge der herrschenden kapitalistischen Produktionsweise, daß die Wiederherstellung der vormaligen Blütezeit des Handwerks, eine wirkliche Beseitigung des Notstandes auf Grundlage der bestehenden Ordnung der Dinge zu den Unmöglichkeiten zählt. Daher wird auch Böckel, der seit Mitte 1892 den Versuch macht, eine Handwerkerbewegung ins Leben zu rufen, mit dieser schwerlich dasselbe Glück

haben wie mit seiner Bauernbewegung, zumal er mit einer, einem so schwierigen Gegenstande im höchsten Grade unangemessenen Hast und Uebereilung zu Werke gegangen ist.

Böckel ist durchaus kein originaler Politiker, er vertritt die bekannten agrarisch-konservativen Ideen, wenn auch etwas demokratisch zugestutzt, wohl aber hat er es in äußerst geschickter Weise verstanden, diese Ideen innerhalb seines Wirkungskreises volkstümlich zu machen. In einer Gegend, wo die kleinbäuerliche Bevölkerung in solchem Maße überwiegt, wie in Hessen, konnten die agrarischen Grundsätze, namentlich in Verbindung mit einem entschiedenen Antisemitismus, allerdings leicht agitatorisch verwertet werden, denn der Kleinbauer leidet unter dem Druck der einseitig den Interessen des Geldkapitals dienenden Gesetzgebung offenbar noch weit mehr als der größere Grundbesitzer. Bei den herrschenden rechtlichen Zuständen sieht er sich sozusagen schutzlos der kapitalistischen Ausbeutung preis gegeben; die außerordentlich hohen Prozeß- und Rechtsanwaltsgebühren bewirken selbst auf dem Gebiete der Rechtspflege eine in ihren wirtschaftlichen und politischen Folgen überaus verderbliche Bevorzugung des Kapitalisten. Letzterer Punkt mußte besonders in Hessen, wo die finanzielle Abhängigkeit des Bauern von dem Juden so betrübend weit gediehen ist und dazu in gewissen Gegenden eine förmliche Prozeßsucht grassiert, doppelt schwer ins Gewicht fallen.

Durchaus lobenswert erscheint die innige Durchdringung von Theorie und Praxis, wie sie der Böckelschen Politik eigentümlich ist. Auch in dieser Beziehung ist Böckel freilich nicht original, er fand seine Vorbilder einerseits bei der Socialdemokratie, andererseits bei gewissen ultramontanen Politikern, von denen namentlich der Freiherr von Schorlemer-Alst und der Kaplan Dasbach in Trier hervorzuheben sind. Nach Böckel sind die politischen Parteien nicht allein dazu da, in den gesetzgebenden Körperschaften ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, sie haben vor allen Dingen auch die Aufgabe, die notwendigen oder zufälligen Lücken der Gesetzgebung dadurch auszufüllen, daß sie ihren Anhängern Anleitung geben, wie durch freie Vereinsthätigkeit und gemeinnützige Unternehmungen die materielle Lage verbessert werden kann. In diesem Sinne gründete Böckel nach dem Muster des Westfälischen den Mitteldeutschen Bauernverein, Konsumvereine, Spar- und Darlehnskassen nach Raiffeisenschem System, richtete er judenfreie Märkte ein. Die im verflossenen Sommer erfolgte Gründung des Mitteldeutschen Handwerkervereins wird aller menschlichen Berechnung nach mit einem Fiasko enden — oder hat inzwischen bereits mit einem solchen geendet. Die ganze praktische Thätigkeit Böckels läuft im Grunde darauf hinaus, durch Eliminierung des Zwischenhandels den Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten zu einem möglichst direkten zu gestalten. Im Verfolg dieses weitgesteckten Zieles gründete er zunächst Konsumvereine, mußte jedoch bald eingestehen, damit einen Fehlgriff gemacht zu haben. Mangel an kaufmännischem Geschick, Unkenntnis der Buchführung seitens der Beamten bezw. Leiter der Konsumvereine, die Sucht, Dividende zu erzielen, und andere Unzuträglichkeiten bewirkten, daß in Hessen ein ländlicher Konsumverein nach dem anderen verkrachte, und es zeigte sich bald die Ungeeignetheit dieser Institute, den kleinen Krämer auf dem Lande zu ersetzen. Durch diese Konsumvereinsgründungen verfeindete sich übrigens Böckel manche ursprünglich ihm und dem Antisemitismus wohlgeneigten Kreise, namentlich in den kleineren Landstädten. Mehr Glück hatte er entschieden mit den Ortsgruppen des Mitteldeutschen Bauernvereins, auf den wir später noch eingehender zurückkommen werden. Die Ortsgruppen sind keine eingetragenen Genossenschaften wie die Konsumvereine, sondern freie Vereinigungen; sie besitzen weder ein Lager, noch bezahlte Beamte und kaufen nur dann gemeinsam ein, wenn das Bedürfnis der Mitglieder es eben erfordert. Daß durch solche Engros-Bezüge der kleine Bauer gewissermaßen der Vorteile des größeren Grundbesitzers teilhaftig wird, liegt auf der Hand. Die Ortsgruppen sollen aber nicht allein freie Einkaufs-, sondern auch Verkaufs-Genossenschaften sein. Der Verkauf wird teils durch eigene Ortsgruppen-Makler, teils durch ein allerdings erst im Werden begriffenes Verkaufsbureau in Marburg vermittelt, über dessen Zweckmäßigkeit natürlich nur eine

längere Erfahrung zu entscheiden vermag. Dieses Verkaufsbureau soll also mit Umgehung des Zwischenhandels die Landesprodukte direkt den Abnehmern zuführen. Den Ortsgruppen-Maklern liegt es besonders ob, den halsabschneiderischen jüdischen Viehhandel, diesen Krebsschaden der hessischen Landwirtschaft, überflüssig zu machen. Demselben Zweck dienen auch die sogenannten judenfreien Märkte. Als solche rief Böckel, seiner romantischen Neigung, die sich übrigens in diesem Fall mit den Erfordernissen der Praxis zu decken scheint, folgend, meist von Alters her berühmte, aber außer Gebrauch gekommene Märkte wieder in das Leben zurück. Leider ist es bisher weder durch das Institut der Bauernvereins-Makler, noch durch die judenreinen Märkte gelungen, dem wucherischen Treiben der Viehjuden einen nennenswerten Abbruch zu thun. Daß Böckel in dieser Beziehung vielversprechende Anfänge geschaffen hat, muß man ihm zum größten Verdienst anrechnen; Thorheit aber wäre es, zu glauben, eine so durchgreifende Aenderung in den wirtschaftlichen Gewohnheiten der hessischen Bauern ließe sich im Handumdrehen herbeiführen.

Das Bestreben Böckels, durch Ausschaltung des Zwischenhandels die Gewinne des Händlers auf Produzenten und Konsumenten zu verteilen, ist übrigens nicht neu. Durch einen Erlaß Eduard VI., der von 1547 bis 1553 König von England war, wurde, wie Adam Smith berichtet, jeder, der Getreide zum Zweck des Wiederverkaufs aufkaufte, als ein widerrechtlicher Aufkäufer angesehen und mit Gefängnis bestraft. Unter Bezugnahme auf diesen Erlaß, der offenbar aus ganz ähnlichen Erwägungen hervorgegangen war wie die Versuche Böckels, erörtert Adam Smith die außerordentlich wichtige Aufgabe, die der Getreidehandel im wirtschaftlichen Leben der Völker zu lösen berufen ist. Mögen auch die geistvollen Ausführungen des schottischen Nationalökonomen allzusehr von seiner Vorliebe für das Prinzip der durch freie Konkurrenz zu erzielenden günstigsten Arbeitsteilung diktiert sein, zum Teil auch auf heutzutage nicht mehr gültigen Voraussetzungen, wie z. B. die Schwerfälligkeit des Getreidetransports eine ist, beruhen — die überaus schädlichen Auswüchse des Getreidehandels haben wir ja im Jahre 1891 zur Genüge kennen gelernt —, so bleibt das Eine doch sicher: ein in das wirtschaftliche Leben so tief einschneidender Versuch, wie der, den Getreidehandel durch eine bessere Organisation zu ersetzen, mag er nun im großen oder im kleinen unternommen werden, erfordert die sorgfältigste Vorbereitung, die umfassendsten kommerziellen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse, die größte Ruhe und Objektivität. Dilettantismus kann auf diesem Gebiete nur im höchsten Grade schädlich und die Volkswohlfahrt gefährdend wirken.

Die Gerechtigkeit erfordert, einiges über Böckels Verhältnis zur Religion mitzuteilen, zumal er in dieser Beziehung häufig, namentlich auch von seiten der Geistlichen, verkannt worden ist. Sein Standpunkt ist durchaus kein religionsfeindlicher, im Gegenteil tritt er mit Entschiedenheit dafür ein, daß der religiöse Sinn dem Volke und namentlich dem hessischen Landvolke, unter dem er erfreulicherweise recht lebendig ist, erhalten werden muß. Obgleich er sich zum sogenannten „Rassenantisemitismus" bekennt, so vermeidet er es in seinem „Reichsherold" dennoch, durch unziemliche Vergleiche alttestamentarischer Personen mit den heutigen Juden Anstoß zu erregen. Durch seine wirksame Empfehlung der vortrefflichen Schriften des ihm schon seines hessischen Lokalpatriotismus wegen sympathischen O. Glaubrecht (Pseudonym für R. Oeser, weiland Pfarrer in Lindheim) hat er manches zur Förderung echt christlicher Denkweise beigetragen. Wenn er hier und da neben den „Junkern" auch auf die „Pfaffen" schimpft, so ist das einerseits aus seinem demagogischen Naturell zu erklären, andererseits geschieht es, sofern er die Geistlichen als Anhänger der konservativen Partei und Stöckers ansieht, welcher letztere ihm als Rivale auf dem Felde des Antisemitismus ganz besonders zuwider ist. Daß er als Politiker keinen ausgesprochen evangelischen Standpunkt einnimmt, ist ihm übrigens nicht zu verübeln, da er auch katholische Wähler zu seiner Partei herüberzuziehen hofft. Durch die Abstimmung der Ultramontanen in Sachen der Handelsverträge sind viele

Katholiken in Rheinhessen und anderswo veranlaßt worden, zur antisemitischen Volkspartei Böckels überzutreten. Böckel sieht recht wohl ein, daß diejenigen, welche eine specifisch evangelische Partei zu gründen unternehmen, nach dem Grundsatze „Gleiches Recht für Alle" auch die Berechtigung des Ultramontanismus nicht in Abrede stellen dürfen.

Obgleich der jüngste der bedeutenderen antisemitischen Führer, stellte sich Böckel von Anfang an in einen entschiedenen Gegensatz zu den beiden wichtigsten der bestehenden antisemitischen Gruppen, nämlich der christlich-socialen Gruppe Stöckers und der unter Leitung von Th Fritsch, Liebermann von Sonnenberg, Dr. Förster, Dr. König stehenden Leipziger Gruppe, die auf einem Kongreß zu Bochum, Pfingsten 1889, sich den Namen „Deutsch-sociale Partei" gab. Eine auf diesem Kongreß versuchte Einigung der letzteren Gruppe mit Böckel und seinen Anhängern mißlang vollständig und verschärfte den Gegensatz nur um so mehr. Der Böckelschen Gruppe, die sich „Antisemitische Volkspartei" nannte, hatten sich namentlich Oswald Zimmermann, der Führer der Dresdener „Reformpartei", später auch der „Deutsche Antisemitenbund" (D. A. B.) in Berlin und der Herausgeber des „Reichsgeldmonopol" L. Werner in Kassel eng angeschlossen. Auch der rührige, unter Führung des Herrn Gottesleben stehende „Thüringer Antisemitenbund" bekennt sich zur „Antisemitischen Volkspartei". Anhänger zählt die „Antisemitische Volkspartei" außerdem noch in einigen anderen Gegenden Deutschlands, so in Württemberg, wo sich nach dem Muster des Mitteldeutschen ein Schwäbischer Bauernverein gebildet hat, in Magdeburg u. s. w. Ende 1891 wurde zwischen der antisemitischen Volkspartei und den Deutschsocialen ein modus vivendi vereinbart, der übrigens jetzt, nachdem Böckel durch seine Maßlosigkeiten in allen ihm ferner stehenden antisemitischen Kreisen die höchste Erbitterung hervorgerufen hat, vollständig illusorisch geworden zu sein scheint. Durch die letzten Ereignisse, die Reform des konservativen Parteiprogramms, die Wahl Ahlwardts in Friedeberg-Arnswalde und Böckels Stellungnahme dazu, sind die Elemente, welche die bisherigen antisemitischen Gruppen ausmachten, tüchtig in Bewegung gesetzt und durcheinander geschüttelt worden, um sich endlich nach erfolgter Klärung wieder zu neuen Gebilden zusammen zu schließen.

Etwa seit Mitte des verflossenen Sommers ist in dem Böckelschen „Reichsherold" sehr viel von einer „Mittelstandspartei", ja sogar von einer „Mittelstandspartei mit gemäßigt antisemitischem Programm" die Rede. Man weiß nicht recht, ob Böckel damit eine neue Parteigründung ankündigte — wahrscheinlich genügte die antisemitische Volkspartei seinen absolutistischen Gelüsten nicht mehr —, oder ob der alten Partei nur ein neuer Name resp. Beiname gegeben werden sollte. Die Idee Böckels, aus dem Antisemitismus eine eigene Mittelstandspartei zu bilden, stammt bereits von Dr. Henrici her, lag für ehrgeizige Köpfe auch sehr nahe, galt es doch bloß, das Programm des Antisemitismus dahin zu erweitern, daß man nunmehr den Kampf gegen kapitalistische Ausbeutung aller Art, unter der ja namentlich der Mittelstand schwer zu leiden hat, als wesentlichen Bestandteil in dasselbe aufnahm. Böckel mußte ferner bei seinem großen Ehrgeiz danach streben, die Bauernbewegung zu verallgemeinern und namentlich durch Hinzufügung der bereits vorhandenen Handwerkerbewegung auf den gesamten Mittelstand auszudehnen. Der Gedanke, daß eine Bauern- und Handwerkerpartei uns not thut, war bereits in den 70er Jahren von dem „Kongreß deutscher Landwirte" klar ausgesprochen und von C. Wilmanns in seiner geistvollen Broschüre „Die goldene Internationale und die Notwendigkeit einer socialen Reformpartei" trefflich erörtert worden; neuerdings hatte Max Bewer in seinen von der Buchdruckerei Glöß verlegten, vielgelesenen Schriften mehrfach darauf hingewiesen. Schließlich ergab sich eine Mittelstandspartei als natürliches Gegenstück zur Socialdemokratie. Wenn die Socialdemokratie den Ruin des Mittelstandes unter den gegenwärtigen staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen für unabwendbar hält, so giebt ihr die Mittelstandspartei darin recht, unterscheidet sich aber insofern wesentlich von ihr, als sie diese Ver-

hältnisse auf Grund der bestehenden Ordnung der Dinge abzuändern, keineswegs aber durch eine sociale Revolution gänzlich aufzuheben beabsichtigt. Nach der Socialdemokratie ist die kapitalistische Produktionsweise der Grund des offenbaren Niedergangs des Mittelstandes, nach der Mittelstandspartei sind es nur die durch gesetzliche Maßnahmen zu beschneidenden Auswüchse dieser Produktionsweise. Während die Socialdemokratie ruhig zusieht, wie der Mittelstand allmählich dem Proletariat anheimfällt, ja diesen Prozeß noch zu beschleunigen trachtet, sieht es die Mittelstandspartei als ihre wichtigste Aufgabe an, demselben mit allen Kräften entgegen zu wirken; während die Socialdemokratie international und republikanisch ist, ist ihr Gegenstück, dem konservativen Charakter des Mittelstandes entsprechend, durch und durch national und königstreu. Unwillkürlich fragt man sich: Vertritt nicht die konservative Partei in vollem Maße das Prinzip der Erhaltung des Mittelstandes in dem soeben dargelegten Sinne? Wenn ja, warum dann eine neue Parteibildung, eine neue Zersplitterung der Kräfte? Böckel antwortet darauf: Erstens vertreten die Konservativen nicht rein, nicht einmal vorwiegend die Interessen des Mittelstandes, sondern in erster Linie diejenigen des Adels und des Großgrundbesitzes — als ob diese verschiedenen Interessen notwendig einander widerstreiten müßten —, zweitens sind sie allzu eng verquickt mit der Bureaukratie und der jeweiligen Regierung, ja sogar mit der jüdischen Großfinanz, und drittens haben sie sich großen Aufgaben, die an sie herangetreten sind und zu denen vor allen Dingen auch die Judenfrage gehört, niemals gewachsen gezeigt. Natürlich fühlt Böckel sich selbst um so mehr dazu berufen, diese großen Aufgaben endgültig zur Lösung zu bringen. Das ferne Ziel erstreben viele mit ihm gemeinsam, aber nur unter seiner Führung vermögen sie den richtigen Weg zu demselben aufzufinden und zu verfolgen, das ist seine felsenfeste Ueberzeugung. Leute mit derartigen Prätensionen sind keine seltene Erscheinung. Erreichen sie in der That das vorgesteckte Ziel, so werden sie bewundert und verehrt, straucheln sie aber auf ihrem gefährlichen Pfade, so sind sie in den Augen der Welt nichts als Narren und Halunken.

Der eigentliche Grund, warum Böckel sich der konservativen Partei so schroff ablehnend gegenüberstellt, ist wohl derselbe, der ihn bald nach seinem Eintritt in die antisemitische Bewegung veranlaßte, eine Sonderstellung innerhalb derselben einzunehmen. In seinem leidenschaftlichen Streben nach Volksgunst betrachtet er diejenigen, welche ähnliche Prinzipien verfechten, ohne sich ihm direkt unterzuordnen, natürlich als seine gefährlichsten Nebenbuhler. Daher wurden seine Ausfälle gegen die konservative Partei zusehends heftiger, seitdem letztere ernstlich mit der Absicht umging, den Kampf gegen den verderblichen Einfluß des Judentums offiziell in ihr Programm aufzunehmen. Als dieses aber wirklich geschehen und außerdem ziemlich zu gleicher Zeit Ahlwardt mit einer überwältigenden Majorität in den Reichstag gewählt war, verlor er vollends die Fassung. Jetzt, meinte er in seinem „Reichsherold", habe die „reaktionär-feudale Clique in Ahlwardt den Mann gefunden, der sie, nachdem Stöckers Bestrebungen mißlungen, wieder in den Sattel hebt", die 50000 Mk. Kaution seien nicht aus rein antisemitischen Quellen geflossen, Ahlwardt müsse „einflußreiche Hintermänner haben, woher sonst jene bekannten sechs militärischen Aktenstücke" u. s. w. Derartige Ungeheuerlichkeiten werden zu Dutzenden aufgetischt. In der allerletzten Zeit haben die demokratischen Neigungen Böckels einen Charakter angenommen, der jeden vernünftigen Antisemiten auf das heftigste von ihm zurückstoßen muß. Seit kurzem führt der „Reichsherold" das Motto: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!" „Alles für das Volk" ist freilich schön und gut, aber „Alles durch das Volk" eine thörichte, jedoch höchst gefährliche Phrase, die, konsequent zu Ende gedacht, direkt zur Anarchie, also zum vollendeten Blödsinn führt. Soweit gehen die Herren Demagogen nun freilich selten, „Alles durch das Volk" heißt nach ihrer Auslegung einfach: „A l l e s d u r c h m i c h!"

Die mit dem Antisemitismus, wie mit jeder anderen zeitgemäßen und populären politischen Idee, unleugbar verbundene Gefahr, in wüste demagogische Hetzerei auszu-

arten, wird durch nichts mehr vermieden, als indem die ruhige, nüchterne konservative Partei sich mit Ernst seiner annimmt und so den selbstsüchtigen Plänen ehrgeiziger Streber und Emporkömmlinge den Boden entzieht. Dadurch gewinnt die allmähliche Verwirklichung der antisemitischen Ideen an Wahrscheinlichkeit und es werden dauerndere, wenn auch vielleicht nicht so schnelle Erfolge erzielt. Für jeden besonnenen Antisemiten bedeutet daher die Einschaltung des gegen das Judentum gerichteten Paragraphen in das neue konservative Parteiprogramm eine wahre Erlösung.

Legen wir uns jetzt einmal offen und ohne Umschweif die Frage vor: Wie kommt es, daß die Konservativen, die doch im großen und ganzen dieselben agrarpolitischen Forderungen aufstellen, in Hessen verhältnismäßig so geringe Erfolge erzielten, ja sich teilweise sogar von Böckel verdrängen lassen mußten? Erstens und vor allen Dingen rührt dies daher, daß Böckel sich unausgesetzt und in einer viel intimeren Weise mit den Landleuten befaßt als die Konservativen, die nur bei bevorstehenden Wahlen in Aktion treten und selbst dann keineswegs mit der Energie und Rührigkeit, die wir an Böckel bewundern müssen. Auf dem Lande kommt es besonders darauf an, das natürliche Mißtrauen des Bauern zu überwinden, und man kann den hessischen Konservativen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich in dieser Hinsicht von Anfang an viel zu wenig bemüht haben. Zu ihrer Entschuldigung ist freilich anzuführen, daß Böckel ein agitatorisches Talent ersten Ranges ist — darin besteht eben seine ganze Bedeutung — und daß sie selbstverständlich manche seiner demagogischen Mittel verschmähen mußten. Zweitens gab die entschiedene Betonung des Antisemitismus Böckel einen ganz bedeutenden Vorsprung vor seinen konservativen Gegnern. Drittens — und dies ist ein sehr wesentliches Moment — herrscht in ganz Hessen, im Großherzogtum sowohl, wie im ehemaligen Kurfürstentum, ein ausgeprägter Lokalpatriotismus, verbunden mit einer hier und da recht heftigen Abneigung gegen das altpreußische Wesen. Man hat sich freilich fast überall mit der Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Hegemonie ausgesöhnt, das Gefühl des Gegensatzes und ein gewisses Vorurteil ist aber haften geblieben. Nun gelten die Konservativen überall als eine durch und durch altpreußische Partei, die noch dazu ihren eigentlichen Schwerpunkt im Osten der Monarchie hat, wo der Großgrundbesitz vorwaltet und auch sonst ganz andere Verhältnisse bestehen, ganz andere Interessen vorwalten, als im westlichen Mitteldeutschland, während Böckel, der geborene Frankfurter, der von ihm vertretenen Richtung ein specifisch hessisches Gepräge zu verleihen wußte. Eine politische Partei, die wirklich volkstümlich sein will, muß auch in gewissem Sinne partikularistisch sein, denn das Volkstümliche ist an sich schon etwas Besonderes, Individuelles. Niemals werden die Konservativen festen Fuß fassen in Hessen, wenn sie es nicht lernen, sich den lokalen Verhältnissen anzuschmiegen. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß Böckel seine großen Erfolge vor allen Dingen der geschickten Benutzung jener germanischen Eigenart verdankt, die sicherlich unserem Volke im großen und ganzen mehr zum Fluch als zum Segen gereichte, der Neigung zum Partikularismus. Der Partikularismus aber, den Böckel pflegt, steht keineswegs im Widerspruch mit der Pflicht dem Ganzen gegenüber, er dient vielmehr dazu, den Stolz auf das gemeinsame, große deutsche Vaterland zu erhöhen, die Liebe zu Kaiser und Reich zu befestigen.

Die bei weitem wichtigsten und unentbehrlichsten Werkzeuge Böckels für seine politische Arbeit sind: der Mitteldeutsche Bauernverein und der Reichsherold.

Der Mitteldeutsche Bauernverein hat sich aus dem Kurhessischen Bauernverein, der im Jahre 1888 von Böckel in Gemeinschaft mit Dr. Winkler gegründet wurde, herausentwickelt bezw. abgezweigt. Dr. Winkler, der die zur Gründung und Leitung eines solchen Vereins erforderlichen technischen, land- und volkswirtschaftlichen Kenntnisse mitbrachte, übernahm den Vorsitz, wurde aber später von Böckel verdrängt,

der dem Verein nunmehr den Namen „Mitteldeutscher Bauernverein" gab. Ein Kurhessischer Bauernverein unter Leitung des Dr. Winkler existiert und blüht übrigens noch jetzt, er mag ca. 6000 Mitglieder zählen. Dieser Verein ist in politischer Beziehung gänzlich farblos. Die große agitatorische Begabung Böckels und der gute Boden, den die Idee im hessischen Bauernstande fand, haben es zuwege gebracht, daß der Mitteldeutsche Bauernverein bald zu einem großen, über weite Gebiete sich erstreckenden Verein wurde, der gegenwärtig reichlich 15000 Mitglieder in mehr als 500 Ortsgruppen zählt. Niemand wird Böckel das Verdienst absprechen können, durch diesen Verein außerordentlich viel zur Erhöhung der geistigen Regsamkeit und zur Wirkung des Gemeinsinns unter den hessischen Bauern beigetragen zu haben. Die Vorteile, die den Mitgliedern des Bauernvereins geboten werden, unentgeltliche Auskunft in Rechtsangelegenheiten durch das „Rechtsschutzbureau", unentgeltliche Aufnahme von Annoncen in den „Reichsherold", die Möglichkeit gemeinsamer Bezüge, sind im Verhältnis zu dem geringen Jahresbeitrag von einer Mark gewiß schätzenswert. Das Hauptgewicht wird dabei von allen Seiten auf die gemeinsamen Bezüge gelegt, und wo tüchtige und geschäftskundige Männer als „Ausschußmitglieder" an der Spitze der Ortsgruppen stehen, können diese Bezüge auch gewiß von großem Vorteil sein für die Beteiligten; dennoch liegt gerade hier vielleicht der Keim des Verfalls für den ganzen Verein. Daß es nicht allein oder vorwiegend die durch gemeinsame Bezüge erzielten materiellen Vorteile sind, die den Bauernverein auf die Dauer zusammenzuhalten vermögen, liegt auf der Hand, denn diesen Nutzen können sich die Bauern eines Ortes oder nahe zusammenliegender Ortschaften recht wohl verschaffen ohne Vermittlung des Gesamtvereins oder Böckels. Höchstens dann würden die Bezüge zum Zusammenhalt des ganzen Vereins dienen, wenn die Vermittlung derselben durch die Centralstelle den Bauern gewissermaßen unentbehrlich oder doch wenigstens ganz besonders vorteilhaft wäre. Das dürfte jedoch schwerlich der Fall sein, denn es wäre doch merkwürdig, wenn nicht überall, namentlich aber in den wohlhabenderen und darum auch intelligenteren Gegenden, Bauern vorhanden wären, die in der Führung solcher Geschäfte, wie sie hier in Betracht kommen, mehr Geschick und Erfahrung besitzen als Böckel und seine Agitatoren. Die Idee der gemeinsamen Bezüge in weiten Kreisen zuerst angeregt zu haben, das bleibt freilich immer das bedeutende, kaum hoch genug anzuschlagende Verdienst Böckels. Aber noch andere, schlimmere Gefahren bietet das Bezugswesen für den Bestand des Bauernvereins dar. Offenbar drängt sich stets eine Menge, und unter diesen gewiß auch eine Anzahl wenig leistungsfähiger oder gar unreeller kaufmännischer Firmen an die Centralleitung des Bauernvereins heran, um für das große Gebiet desselben die Lieferungen zu gewinnen. Wird nun eine Firma empfohlen, deren Leistungen wenig zufriedenstellend ausfallen, so ist damit gleich dem Ansehen des ganzen Vereins ein empfindlicher Schade zugefügt. Außerdem kann sich auf diese Weise — zuerst vielleicht ganz unvermerkt — die Korruption einschleichen, und wenn dem Teufel erst der kleine Finger hingereicht ist, so wird auch bald die ganze Hand, ja die Seele dazu sein Eigentum. Nur eine äußerst gewissenhafte und sachverständige Leitung würde im stande sein, den soeben angedeuteten Gefahren mit Erfolg zu begegnen. Es wäre doch die reine Ironie des Schicksals, wenn Böckels Bemühungen, den Profit des Zwischenhändlers dem Bauern selbst zu gute kommen zu lassen, damit enden sollten, daß der von ihm geschaffene große Verein schließlich zu einer Weide gewisser wenig leistungsfähiger Geschäftsleute wird. Man hüte sich bei Beurteilung des Mitteldeutschen Bauernvereins besonders davor, das wirtschaftliche im Vergleich zu dem politischen Moment zu überschätzen. Nicht dem ersteren, sondern dem letzteren verdankt der Bauernverein seine schnelle und große Ausbreitung, worauf schon die Thatsache hinweist, daß andere unpolitische Bauernvereine, die ihren Mitgliedern mindestens dieselben, wenn nicht weit mehr materielle Vorteile darbieten, dennoch keineswegs eine gleiche Bedeutung zu erlangen vermochten. Für Böckel ist der Bauernverein insofern von unschätzbarem Wert, als er erstens eine vorzügliche Organisation für die Wahlagitation

bildet und zweitens, was das Wichtigste ist, einen fortgesetzten persönlichen Verkehr zwischen ihm und seinen Anhängern vermittelt.

Die unentbehrlichste Stütze des „Mitteldeutschen Bauernvereins" bildet das Organ desselben, der „Reichsherold", für Böckel zugleich eins der wichtigsten Mittel zur Verbreitung seiner Ideen. Ohne ihn würde die ganze Böckelsche Partei wohl bald in ihre Atome zerfallen. Man würde dem „Reichsherold" Unrecht thun, wenn man an ihn denjenigen Maßstab anlegte, mit welchem man andere Blätter zu messen pflegt. Für den sogenannten „Gebildeten", der nicht im stande ist, die Eigenheiten und Vorzüge dieses Blattes zu verstehen, wird es nicht gedruckt, sondern in erster Linie für den hessischen Bauern, der es von Anfang bis zu Ende mit einer wahren Gier verschlingt, und sodann für jeden, der an dem frischen, natürlichen Hauch, der diese Bauernkorrespondenzen durchweht, Gefallen findet. Diese Korrespondenzen mögen dem fernstehenden, besonders dem blasierten Großstädter langweilig erscheinen; für den Bauern, dessen Heimatsort sie betreffen und dem der Verfasser wohlbekannt ist, haben sie hundertfaches Interesse. Wenige hervorragendere Schriftsteller zählen zu den Mitarbeitern des „Reichsherold", aber Böckel hat es meisterhaft verstanden, den gesamten Leserkreis des Blattes zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen und eben hierdurch das Interesse für Politik und gemeinnützige Angelegenheiten in weiten Kreisen mächtig zu wecken und zu fördern. Selbstverständlich soll damit keineswegs der höhnische, kränkende Ton, den Böckel in seinem Leibblatt anzuschlagen beliebt, die an Größenwahn streifende Borniertheit, mit der politische Gegner unterschätzt werden, eine unverdiente Entschuldigung finden.

Was nun die Zukunft der Böckelschen Partei in Hessen anbetrifft, so sind diesbezüglich allein zwei Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Entweder Böckel tritt plötzlich vom Schauplatz ab und hinterläßt ein wahres Chaos, oder die Bewegung verrinnt allmählich in den Sand und ihr Schöpfer sinkt ebenso allmählich wieder in das Nichts der Unbedeutendheit zurück — tertium non datur. Viele gute Kenner hessischer Verhältnisse sind der Ansicht, daß die Bewegung ihren Höhepunkt bereits überschritten hat; doch darüber ist sehr leicht eine Täuschung möglich. Anzunehmen ist wohl, daß Böckel, falls nicht vorher die erste der beiden Möglichkeiten zur Wirklichkeit geworden sein sollte, in den nächsten Reichstagswahlen verschiedene Kandidaten durchbringt; sein eigener Wahlkreis dürfte ihm so sicher sein, wie es menschliche Berechnung überhaupt zuläßt. Auf jeden Fall aber ist es Pflicht der hessischen Konservativen, rechtzeitig dafür zu sorgen, daß die Böckelsche Erbschaft nicht antinationalen, staatsfeindlichen Mächten in die Hände fällt.

Panama-Briefe.

Von

E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

II.
Die „erste Etappe".

Die zu Anfang Februar d. J. erfolgte Verurteilung der Panama-Direktoren Ferdinand und Charles von Lesseps, Fontane und Cottu zu längeren Gefängnisstrafen darf wohl als „erste Etappe" in dem Entwicklungsgange des gewaltigsten Finanzskandals der Gegenwart gelten, der freilich längst eine weit über dieses Moment hinausgehende Bedeutung gewonnen hat und heute unbedenklich als einer der wichtigsten politischen Vorgänge der Zeit betrachtet werden muß. Zunächst haben wir es jedoch nur mit der sittlichen Fäulnis zu thun, welche hier in riesenhaftem Maße zu Tage tritt.

Nicht als ob das etwas neues wäre. Aus den jüngst besprochenen Büchern Drumonts geht hervor, daß von einer Ueberraschung in diesem Sinne für die Pariser wenigstens keine Rede gewesen sein kann. Schon die äußerst gelassene Behandlung des Wilsonskandals, der dem Sturze Grevys voransging, hat sogar den Außenstehenden erkennen lassen, daß das Unwillkommene solcher Enthüllungen lediglich in den persönlichen „Schwierigkeiten" beruht, die für den Einzelnen daraus entstehen, allenfalls auch in dem „schlechten Eindruck", den derartiges im Auslande macht.

Sittliche „Beängstigungen" empfindet man allenfalls in der „Provinz". Paris kennt sie schon längst nicht mehr, in den Kreisen wenigstens nicht, an die man überhaupt zu denken gewohnt ist, wenn von „Paris" gesprochen wird. Was heißt „Paris"? Paris bedeutet eine Gesellschaft von ein paar Tausend Personen, die sich fast sämtlich unter einander kennen, sicherlich aber von einander wissen, und denen es aus diesem Grunde sehr unangenehm sein muß, in einen öffentlichen Skandal — gleichviel welcher Art — verwickelt zu werden. Eben deshalb üben sie aber auch die größte Nachsicht, so lange der Skandal noch nicht öffentlich ist. Jeder erwartet eben vom andern geschont zu werden, und jeder weiß, daß er mehr „auf dem Kerbholze" hat, als sich mit einer äußerlich angesehenen Stellung vereinigen läßt. Dieses „äußerlich" giebt aber den Ausschlag; die innere Stimme spricht nicht mit. Die „Auguren" lächeln sich an, wo sie sich auch begegnen; es können ihrer unter Umständen sogar recht viele zusammen sein; nur in die Blätter darf nichts kommen, dann hat die Gemütlichkeit ein Ende.

In diesem „Stile" ist, wie gesagt, schon der Wilsonskandal behandelt worden, nach ihm der Boulangismus, der doch im Grunde auch nichts als ein gewaltiger Skandal gewesen ist, und dann der Panamaskandal, der mit jenem im engsten Zusammenhange

steht. „Le fin mot“ des Boulangismus ist übrigens noch nicht gesprochen worden, obwohl oder vielleicht weil eine ungeheure Menge von „Enthüllungen“ vorliegt, höchst wahrscheinlich hat es sich aber um einen von den Orleans ausgehenden Versuch zur Herstellung der Monarchie gehandelt, der in dem Panamaskandal seine Fortsetzung findet. Bezeichnend für die Weise des Orleanismus wäre es jedenfalls, daß es fast nur Mittel der Bestechung — im weitesten Sinne — sind, die in dem einen wie in dem anderen Fall angewendet worden sind und noch angewendet werden. Boulanger ist nie ein Held gewesen; das hat seit seiner kopflosen Flucht nach Brüssel im Februar 1889 kein Mensch bezweifelt; allein er hat sehr gut verstanden, alle erdenklichen Mittel des Gewissenkaufens anzuwenden, und die „Bande“, die ihm dabei half, verstand es auch. Wie manche andere ehrliche Leute, hat auch Drumont das nicht gleich durchschaut. Boulanger ist ihm eine Zeitlang der „kommende Mann“ gewesen, von dem er den Sturz der Judenherrschaft in Frankreich — gleichzeitig allerdings auch die „Revanche“ erwartete. Allein das hat nicht lange gedauert. Die Flucht nach Brüssel ist auch für ihn zu einer „Offenbarung“ geworden; seitdem hat niemand die Boulangisten mit grimmigerem Hohn überschüttet, als gerade er. Wie die letzte seiner großen Schriften: „Le testament d'un Antisemite“ zeigt, hat er seitdem überhaupt keine Hoffnung mehr. Wenn er gleichwohl vor nicht langer Zeit eine eigene judenfeindliche Tageszeitung begründet und den Kampf gegen die Börsenschaft darin mit verdoppeltem Eifer aufgenommen hat, so beweist das eben nur, daß ein echter Idealist — was Drumont ohne allen Zweifel ist — die Flinte niemals ins Korn wirft, weiter nichts. Die Dinge selbst, die er mit so unerbittlicher Schärfe schildert, können dadurch nicht anders werden, daß seine „Libre Parole“ — um das zu wiederholen — es binnen kurzem auf mehr als 250,000 Exemplare gebracht hat. Das Rochefortsche Blatt „L'Intransigeant“ setzt ebenfalls gegen 200,000 Nummern täglich ab, das gründlich in „Skandal“ machende „Petit Journal“ soll, seitdem der Panamahandel im Flusse ist, sogar auf etwa 1 Million 300,000 gestiegen sein; und so giebt's noch andere mehr. Sieht man denn nicht überall dasselbe? In einer Zeit, da der Antisemitismus zur herrschenden Strömung wird, breitet sich die Judenpresse bei uns gleichwohl noch immer aus; weshalb? weil sie die „Sensation“ zu pflegen weiß. So wirkt eben auch der neueste Skandal an der Seine; Rückschlüsse auf einen beginnenden sittlichen Rückschlag darf man daraus nicht ziehen. Von einem solchen ist in der That, soweit das von außen beobachtet werden kann, auch außerhalb Paris nichts zu verspüren. Irgendwo müßte sich andernfalls doch der Ernst der Dinge widerspiegeln. Wenn man aber die Pariser Blätter liest, stößt man fast ausschließlich auf den blasiertesten Spott. Der „Figaro“ vor allen ergeht sich in Verhöhnungen der Gesellschaft „fin de siècle“, die von dieser selbst nur als gute Witze empfunden werden, gerade wie die Deutschen der dreißiger und vierziger Jahre die Schmähungen Heines und Börnes nur in diesem Lichte zu sehen verstanden. Manche dieser „Witze“ sind an sich von aristophanischer Bosheit und verdienen, als solche zu „bleiben“, wie man sagt. Als „Zeichen der Zeit“ aber sind sie trostlos, weil sie beweisen, daß die Franzosen, wie übrigens Drumont ganz offen sagt, das, was man „le sens moral“, die sittliche Empfindung nennt, ganz und gar verloren haben, daß ihnen nur noch das Gefühl für das übrig geblieben ist, was sie als „esprit“ bewundern.

Es war nötig, auf die allgemeine Grundlage der Dinge zurückzukommen, um die Art, wie sich der Panamahandel im einzelnen abspielt, verständlich zu machen. Oder wäre es denkbar, daß eine Gesellschaft, die den Diebstahl im großen wie im kleinen als etwas nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Entehrendes ansieht, sich Monate lang so gemütlich damit abfindet, als thatsächlich — einzelner dramatischer „Zwischenfälle“ ungeachtet — in Paris geschieht? So ist öffentlich behauptet und bis jetzt in keiner Weise widerlegt worden, daß mehr als 100 Kammermitglieder — Rochefort sagt sogar mehr als 200 — und 63 Senatoren „Panamagelder“ genommen hätten. Einem halben

Dutzend Parlamentarier soll ja auch der Prozeß gemacht werden. Trotzdem bleibt diese Kammer zusammen und berät weiter, als ob im Grunde doch nichts Schlimmes vorgekommen wäre! Im Lande aber sieht man das allem Anschein nach gelassen an. Was in der Provinz vorgeht, ist dem Pariser allerdings so gleichgültig, daß es für den Fremden, der eben auf Pariser Quellen angewiesen ist, fast unmöglich wird, dahinter zu kommen. So viel läßt sich aus dem Verlaufe der Dinge aber doch entnehmen, daß eine außergewöhnliche Erregung nicht oder doch nicht mehr besteht.

Sehr bezeichnend für die Beweggründe, von denen die Pariser Gesellschaft geleitet wird, ist auch das Mitleid mit dem Schicksal des alten Ferdinand von Lesseps, der als „Grand Français" in seinem 90. Lebensjahre zu einer entehrenden Strafe verurteilt werden mußte. Man findet das „drakonisch"; man regt sich darüber auf, daß ein kranker Greis so hat behandelt werden können. Daß dieser „Greis", den Drumont übrigens in einem nichts weniger als angenehmen Lichte schildert, fast 1½ Milliarden französisches Geld verschleudert und mehrere Hunderttausend meist kleiner Leute an den Bettelstab gebracht hat — das ist „Nebensache"! Nicht minder scheint man den Unternehmer Eiffel zu bedauern, der sich bei dem verunglückten Kanalbau ein Vermögen von mehr als 30 Millionen gemacht hat, ohne den übernommenen Verpflichtungen im geringsten nachzukommen. Das Urteil gegen ihn lautet allerdings nicht auf „Betrug", sondern „nur" auf „Vertrauensmißbrauch". Wo der aber in so riesigem Maße geübt worden ist, wäre Strenge doch am Platze. Selbst das „Berl. Tagebl." fragte, anscheinend überrascht, wie es denn zu erklären sei, daß Eiffel besser wegkomme, als die „Anderen", obwohl er offenbar der größte Gauner sei? Eiffel ist Jude; das sind diese „Anderen" nicht. Im heutigen Frankreich sagt das genug. Worüber klagt denn Drumont vor allem? Darüber, daß „deutsche Juden" die innere Niederlage Frankreichs vollendet hätten, nachdem deutsche Christen die äußere vollbracht.

Noch glimpflicher freilich als Eiffel, der immerhin auf zwei Jahre ins Gefängnis muß, kommen die „großen parlamentarischen Tiere" weg, die als gewesene Minister zu viel wissen; so besonders Rouvier und Floquet, die beide mit den furchtbarsten „Enthüllungen" gedroht haben, und die man deshalb unbehelligt lassen möchte. Freilich hätte man sie da gar nicht anklagen lassen sollen, daß sie gefährlich werden könnten, mußte man im voraus wissen. So aber ist das Wesen im Palamentarismus. Unter dem ersten Eindrucke des Skandals wagte man der öffentlichen Meinung die verlangte Genugthuung nicht zu versagen und gab dem Generalstaatsanwalt Auftrag, einzuschreiten. Inzwischen hat sich diese öffentliche Meinung, die in Paris unbeständiger ist als irgendwo, wieder beruhigt und nun möchte man die Hauptschuldigen gern aus der Klemme befreien. Rouvier vor allem fürchtet man sehr, weil man seine gewaltthätige Natur und seinen vollendeten Cynismus kennt.

Auch Clemenceau wird noch immer geschont, obwohl seine Beziehungen zu Cornelius Herz und Reinach, den beiden jüdischen „Mittelmännern" der Bestechungs-Aera, sozusagen notorisch sind, und überdies jeder halbwegs Eingeweihte weiß, daß Clemenceau der Hauptvertreter der englischen Interessen in Frankreich ist, die mit den russischen naturgemäß im Widerspruche stehen, woraus sich auch die Reibungen Clemenceaus mit Baron Mohrenheim erklären. In die Oeffentlichkeit ist von diesen Beziehungen bis jetzt nicht viel gedrungen, hinter den Coulissen aber scheinen sie eine um so größere Rolle gespielt zu haben. Lord Dufferin, der Botschafter Großbritanniens in Paris, hat sich vor einiger Zeit in einer Ansprache dagegen verwahrt, auch seinerseits mit Geld „gearbeitet" zu haben; nicht einen „Sixpence" will er zu „politischen Zwecken" ausgegeben haben, geschweige denn 3½ Millionen, wie ihm nachgesagt worden sei. Die internationale Höflichkeit gebietet das zu „glauben". Sie kann aber nicht hindern, daß man eine gewisse reservatio mentalis doch für möglich hält, die ja übrigens vielfach zu den erlaubten Dingen zählt. Wenn es wahr ist, daß Cornelius Herz seinem „Freunde" Clemenceau 3 Millionen gegeben hat, so kann es auch wahr sein, daß

die 3 Millionen ausnahmsweise aus anderer Quelle, als aus der Kasse der Panamagesellschaft, stammen. Ohnehin hat Andrieux zu verstehen gegeben, daß er noch „Enthüllungen" verschiedener Art in petto habe, mit denen er zur „rechten Zeit" herausrücken werde. Davon wird auch Rouvier Kenntnis haben, wie ihm andererseits Clemenceaus englische Verbindungen schwerlich ein Geheimnis sind. Alles hängt hier eben zusammen wie ein „Rattenkönig" riesenhafter Art, dessen Verzweigungen so „international" als möglich sind. Wollte man doch jüngst von Briefen Crispis wissen, die in Reinachs Nachlasse gefunden seien, während gleichzeitig — allerdings ganz vertraulich — auch angedeutet wurde, daß die Pariser Kotlawine in ihrem Niedergange auch gewisse Berliner Kreise wenigstens „streifen" könnte, nach dem bekannten Rezepte, welches die Börse und das Zuchthaus einander nahe bringt. Bestimmteres läßt sich über diesen Punkt nicht sagen, verdächtig ist jedoch der Eifer, mit dem die Berliner Judenpresse, so weit sie mit den sog. „vornehmen" Börsenkreisen in Beziehung steht, sich an jede Nachricht klammert, die auf „Beruhigung der Stimmung" an der Seine deutet. Eine Zeitlang war man genötigt, die allgemeine „Entrüstung" mitzumachen, und machte auch wirklich mit. Bald aber begann man leise, leise abzuwiegeln, und nun ist es längst so weit, daß man schon wieder von „Hetzern" und „Verleumdern" reden darf, womit man diejenigen meint, die den Panamahandel nicht im Sande verlaufen lassen wollen. Ob diese Leute, unter denen sich immerhin einige ehrliche befinden, Erfolg habe werden, steht dahin. Die Rücksicht auf Rußland spricht hier mit; gerade Männer wie Deroulède, dessen persönlicher guter Ruf völlig unberührt geblieben ist, schrecken vor dem Gedanken zurück, den „Bundesgenossen von Kronstadt" durch ferneres Wühlen im Kote an Frankreichs politischer Leistungsfähigkeit irre zu machen. Sie scheinen deshalb nicht abgeneigt, die Sache ruhen zu lassen, und gehen in diesem Sinne mit den Opportunisten, die sich von ganz anderen Triebfedern leiten lassen, einen Weg*). Allein die Frage ist, ob diese wirklichen „Patrioten" stark genug sind, die entfesselte Flut wieder einzudämmen. Es sind eben andere Leute da, die den Skandal schüren, weil sie die Herrschaft wollen, gleichviel was aus der „Revanche" werden mag. Den eigentlichen Führer dieser Leute sieht man in dem Minister Constans, dem Andrieux als geschickter Taktiker zur Seite steht, ohne daß die wahren Beziehungen beider Männer zu einander übrigens bekannt wären. Vermutlich sucht jeder mit Hülfe des andern seine eigenen Ziele zu erreichen. Constans wenigstens gilt für völlig skrupellos im strengsten Sinne des Wortes. Wer sich für seine Vergangenheit interessiert, möge Drumonts Bücher lesen.

Die Lage, wie sie sich hiernach darstellt, ist durch das unerwartete Wiedererscheinen Jules Ferrys auf der politischen Bühne in eigentümlicher Weise verwickelt worden, so zwar, daß in diesem Augenblick niemand zu sagen vermag, wie weit die Bedeutung der Wahl Ferrys zum Präsidenten des Senates geht. Daß es bei der grenzenlosen Unpopularität des „Tonkinois" überhaupt dahin gekommen ist, hat Ferry lediglich dem Umstande zu verdanken, daß er mit dem Panamaschmutze nicht befleckt erscheint, gerade wie es Sadi Carnot im Dezember 1887 zugute kam, daß er mit dem Wilsonskandal nichts zu schaffen gehabt. Im übrigen ist Ferry durchaus kein „Halbgott", sondern ein eisiger Opportunist, dem so ziemlich jedes Mittel recht ist, das zum Ziele führt. Auch mit Chauvinismus hat er es gelegentlich schon versucht und wird es vielleicht wieder damit versuchen. Auf unserer Seite hat man aber gar keinen Grund, seinem Aufsteigen eine besonders „friedliche" Bedeutung beizumessen; im Gegenteil. Ferry ist einer der wenigen Männer im heutigen Frankreich, die genau wissen, was sie wollen, und damit kann er uns gefährlich werden, weit gefährlicher, als die im Grunde unbedeutenden Lärmmacher, die jetzt im Vordergrunde stehen**).

*) Inzwischen hat sich das Bild verschoben.

**) Am 17. März 1893 ist Ferry plötzlich gestorben. Danach wäre Obiges zurechtzustellen.

Eine Erinnerung an Professor D. Paulus Cassel.*)

Von

Gneomar Ernst v. Natzmer.

Professor D. Paulus Cassel ist nicht mehr. Viele kannten ihn als Gottesgelehrten und Geistlichen, geistreichen, immer bereiten Lehrer für christliche Zwecke, als deutschen Patrioten und Politiker. Wir haben in ihm einen langjährigen, bewährten Freund verloren und wollen unsere Erinnerungen um so weniger zurückhalten, als sie Blicke in sein Inneres, ein edles Herz, thun lassen.

Bekanntlich ist der nun selig Entschlafene am 27. Februar 1821 in Glogau von jüdischen Eltern geboren. Trotzdem besuchte er in Schweidnitz erst das katholische, dann das evangelische Gymnasium. Auf der Universität in Berlin widmete er sich als ein Schüler des großen Ranke geschichtlichen Studien. 1848 erschien von ihm sein Erstlingswerk: magyarische Altertümer. Inzwischen schrieb er für eine Zeitung in Glogau Sabbathsbetrachtungen, in welchen er vom religiösen Standpunkt den rechten Sinn für die Aufgaben des socialen Lebens zu wecken suchte. Die Anerkennung, welche er damit fand, mag der Anlaß gewesen sein, daß er sich eine Reihe von Jahren der publizistischen Thätigkeit des Zeitungswesens widmete, ohne übrigens seine gelehrten Arbeiten aufzugeben. So erschien von ihm im Jahre 1851 in der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber eine Geschichte des jüdischen Schrifttums, welche von der Kritik günstig beurteilt wurde.

Noch nicht 30 Jahre alt, redigierte er in Berlin die „Deutsche Reform" mit dem größten Erfolge, welche dazu bestimmt war, das Ministerium Brandenburg zu unterstützen. Der Kladderadatsch erkannte die Energie der Richtung des Blattes unter Cassels Leitung damit an, daß er von ihm, dessen Vorname Selig war, als Selig Cassel mit dem Stocke sprach.

Da ihm an maßgebender Stelle Vertrauen geschenkt wurde, fehlte es ihm nicht an allerlei Huldigungen. Noch neuerdings hat uns Cassel erzählt, daß wegen seines vermeintlichen Einflusses eine Unmenge von Menschen, auch Hochgestellte, bei ihm vollständig antichambrierten.

*) Anm. d. Red. Wir geben den persönlichen Erinnerungen eines geehrten Mitarbeiters gerne Raum, können aber nicht umhin zu bemerken, daß wir den Verstorbenen doch etwas anders beurteilen, als der Verfasser. Es darf unseres Erachtens nicht verschwiegen werden, daß Professor Cassel, der gewiß für ihn selbst und für andere segensreiche Zeiten in seinem Leben gehabt hat, in den letzten Decennien desselben den rechten Maßstab für Beurteilung seiner eigenen Leistungen nahezu verloren hatte. Besonders in dem von ihm herausgegebenen Blatte finden sich nur allzu viele Stellen, die mit einem anderen Ausdruck, als dem der Selbstberäucherung, schwer zu charakterisieren sind.

Ohne ein anderweitiges gesichertes Unterkommen zu haben, gab der so Gefeierte trotzdem seine Stellung an der „Reform" auf, indem er bei dem Wechsel der Verhältnisse nicht überall seine persönlichen Ansichten zur Geltung zu bringen vermochte, Ende 1850. Seine Anschauungen über unsere Politik hat er demnächst in der Schrift „Von Warschau bis Olmütz" niedergelegt, welcher er das einer Rede von Radowitz entnommene Motto gab: „Es ist eines der großen Gebrechen solcher Zeiten, daß schon nach kurzer Frist die Kontinuität des Geschehenen verdunkelt, ja sogar geleugnet wird. Man betrachtet die Dinge nicht nach ihrem wirklichem Verlauf, sondern von irgend einem selbstgewählten Standpunkt aus und hat es dann freilich leicht, eine bequeme, aber eben deshalb unfruchtbare Kritik zu üben." Die Schrift selbst war hiernach mehr eine Erklärung als Beurteilung der letzten Ereignisse vom konservativen Standpunkte und eine Huldigung des neuen Ministerpräsidenten (Manteuffel).

Cassel hatte sich nach Erfurt begeben und daselbst die Redaktion der dortigen Zeitung in der Hoffnung übernommen, daß er unter Zuweisung eines auskömmlichen Gehalts mit der Ordnung der alten, noch in Kisten verpackten Universitätsbibliothek betraut werden möchte. Da seine etatsmäßige Anstellung auf sich warten ließ und ihm bis dahin für seine Arbeiten an der Bibliothek nur eine unbedeutende Remuneration von, irre ich nicht, 300 Mark gezahlt wurde, führte Cassel in Erfurt ein kümmerliches, übrigens aber nicht unthätiges Leben.

Seit Dalbergs Zeiten, der als kurmainzischer Statthalter daselbst residierte, war das sociale Leben in Erfurt für die oberen Zehntausend, zu welchen Cassel seiner Bildung nach gehörte, mit Recht als anziehend und anregend bekannt. Seitdem hatte sich allerdings manches geändert. Auch Erfurt hatte infolge der Wühlereien eines Krakrügge und Berlepsch, deren allmählich erwachende Gegner ihr Hauptquartier in der Klemme aufschlugen, seine Revolte und seine Parteikämpfe, die bisherige Harmlosigkeit des Umgangs hatte damit ihre Endschaft erreicht. „Das alte Erfurt vom Winter 1846 bis zum Frühling 1848," schrieb in dieser Beziehung ein kompetenter Beurtheiler, der spätere Oberpräsident v. Nordenpflycht, der in jener Zeit als Assessor mit Familie daselbst lebte, meinem Vater, „wird wohl nie wiederkehren. Jeder Mensch sollte sein Arkadien gehabt haben, wir haben es in Ueberfülle genossen. Die Zeit war wirklich schön.

Zwischen damals und jetzt liegt so manches im Oeffentlichen, was besser ungeschehen geblieben wäre. Doch wer kann an den großen Ereignissen meistern und wer sagen, ob er nicht selbst beigetragen, daß durch die ganze Gesellschaft ein solcher Riß ging."*)

Jetzt stand Erfurt noch unter dem Eindrucke der Verhandlungen und Persönlichkeiten des Unionsparlaments, welches in seinen Mauern getagt hatte. Sich nützlich zu machen, hielt Cassel allerlei öffentliche und private Vorlesungen, welche zumeist von Damen besucht wurden. Zu einem näheren gesellschaftlichen Verkehr auch mit Herren ließ es seine dem germanischen Typus fremdartige, überdies noch wenig gepflegte äußere Erscheinung und die Verschiedenartigkeit des Glaubens nur mit wenigen kommen, von welchen wir hier nur den Geheimrat Wermelskirchen und meinen Vater nennen wollen, den in seiner, durch körperliche Leiden bedingten Zurückgezogenheit die Gespräche mit dem für alles Edle begeisterten Jüngling und die Vorträge, welche dieser ihm gelegentlich hielt, erfreuten, während er Cassel durch seine bestimmte Eigenart, die eines altpreußischen Edelmanns und Soldaten, dessen Charakter durch keine Wandlungen der Zeit getrübt wurde, ergötzte. Die Treue zum Königshause, meinte Cassel noch in seinen letzten Jahren, habe einen so persönlichen Charakter gehabt, wie man sie heutzutage nicht mehr finde. Nach einiger Zeit des gemeinsamen Verkehrs erbot sich mein Vater, einige wissenschaftliche Arbeiten des jungen Gelehrten, welche dieser dazu in ein paar Bände vereinigen ließ, durch den ihm bekannten Kabinettsrat Niebuhr dem Könige vorlegen zu lassen, welcher mehr als jeder andere den Wert solcher Arbeiten zu würdigen wußte. Das

*) Unter den Hohenzollern. Perthes 4, 103.

Resultat dieser Bemühungen war, daß der König Cassel demnächst in einer längeren Audienz, in welcher er sich mit ihm über seine Schriften und Lebensansichten unterhielt, empfing und Manteuffel dem Regierungs-Schulrat Graffunder in Erfurt, bei einer Anwesenheit in Berlin, aussprach, der König interessiere sich für Cassel und habe befohlen, für seine Anstellung zu sorgen, er werde ihn dem Kultusminister zum (ordentlichen) Bibliothekar der Erfurter Akademie in Vorschlag bringen, vorausgesetzt, daß die Stadt dem (staatlichen) Gehalt etwas zulege. Die Hauptsache sei, daß der von der Regierung eingeforderte Bericht für den Empfohlenen günstig ausfalle.

Bald darauf starb mein Vater und sprach mir Cassel noch am Todestage seine Teilnahme in nachstehender, mich rührender Weise aus: „In wenig Zeilen empfangen Sie einstweilen mein tief und schmerzlich empfundenes Beileid. Und doch Heil, Heil allen, die so zum Vater heimgehen, mit offenen Augen und reiner, kindlicher Seele.

Es ist trüber Verlust nur für die, welche ihn liebten. Auch mich trifft es darum nicht wenig hart und betrübend. In einer freundlosen Welt war der selig Verstorbene wie eine liebe und versöhnende Gestalt dem Isolierten erschienen. Darum wird sein Andenken, auch während er im Himmel weilt, von mir auf Erden nicht weichen und ein Ruf zum Leben in Gott und in der Wahrheit bleiben. Ihr ergebener Selig Cassel."

Im folgenden Jahre bekannte sich Cassel augenscheinlich aus innigster Ueberzeugung zum christlichen Glauben, trat in die evangelische Kirchengemeinschaft ein, und wurde Paulus getauft. Eine Sammlung Gedichte, welche er in der Zeit seines Uebertrittes verfaßte, sind unseres Bedünkens das Schönste und Zarteste, was er geschrieben hat. Sie atmen eine jungfräuliche Jesusliebe.

Da ich wußte, wie kümmerlich der Arme im Aeußerlichen gestellt war, drängte es mich, einen mir bekannten Aufsichtsrat der Stettiner Norddeutschen Zeitung, einen Herrn von Horneman, als ich von ihm hörte, daß er nach einer zur Redaktion seines Blattes geeigneten konservativen Persönlichkeit ausschaue, auf Cassel aufmerksam zu machen, und war nicht wenig erfreut, als beide Teile darauf eingingen, der Aufsichtsrat das Gehalt auf 1700 Thaler festsetzte und Cassel sich sofort mit einem Leitartikel einführte, in welchem er in seiner geistreichen Weise den Gebrauch unserer Zeitungen mit dem Verbrauch von Cigarren verglich und auf die wahren Aufgaben einer guten Presse aufmerksam machte.

Wenige Monate später sollte die Uebernahme der Redaktion durch den neuen Leiter stattfinden. Wie erschreckte mich unter solchen Umständen die Nachricht, daß Cassel von den Abmachungen einseitig zurückgetreten sei, wie man ihm vorwarf, sein Wort gebrochen habe. Ich wandte mich an den Oberregierungsrat Kühne in Erfurt, von dem ich wußte, daß er für Cassel ein Herz hatte, und bat um Aufklärung. Dieser antwortete, Cassel habe sich in der Not, in welcher er sich befunden, hinreißen lassen, den Posten in Stettin anzunehmen, obwohl er sich bei seinem Weggange von Berlin aus Gewissensbedenken gelobt habe, nicht wieder solche Redaktion zu übernehmen. Nun habe er sich in schweren Kämpfen zu dem Entschlusse durchgerungen, lieber die Not zu leiden, als von seinem Vorsatze, nicht wieder Redakteur einer größeren Zeitung zu werden, abzugehen. Man möge ihn deshalb tadeln, aber nicht verurteilen, denn sein Verschulden liege weniger in seiner Gesinnung, als in einem Mangel an richtiger Beurteilung der äußeren Verhältnisse und an Geschäftskenntnis. Es stimmt mit dieser Auffassung, daß der Geheimrat Wittke in Erfurt, welcher Cassel als Arzt behandelte, von ihm schon damals sagte, daß er in Geldsachen aus der jüdischen Art geschlagen sei.

Ein Versuch Cassels, sich am Erfurter Gymnasium als Lehrer nützlich zu machen, scheiterte insofern an seiner Persönlichkeit, als ihr das erziehliche Moment fehlte, ohne welches der Unterricht nicht gedeihen kann. Immer thätig, wandte Cassel sich daher wieder mehr seinen Studien zu. Es erschienen in dieser Zeit von ihm eine Arbeit über thüringische Ortsnamen und einige kleinere Aufsätze: Erfurt und die Zäunemannia, Eddische Studien über Schamir, Forschungen, mit denen er das Gebiet der Sage und Symbolik beschritt, auf welchem er je länger und je mehr eine Autorität geworden ist.

1859 siedelte Cassel nach Berlin über, nachdem er sich, wenn ich nicht irre in Erlangen, die Würde eines Licentiaten der Theologie erworben hatte und Professor geworden war. In der Residenz wandte er sich, nachdem er auch die erforderlichen theologischen Prüfungen bestanden hatte, dem geistlichen Berufe eines Seelsorgers, zunächst als Judenmissionar zu. Dabei hielt er biblische und andere Vorträge, von welchen die weltgeschichtlichen Fragmente aus der Geschichte des Christentums und Judentums, der Prophet Elisa, die Bücher der Richter und Ruth, Weihnachten, der goldene Thron Salomonis, Renans Leben Jesu, der Schwan, die Rose, die Nachtigall zu nennen sind, alles Vorträge, welche die große Begabung des Sprechers für die freie Rede, seine ungeheure Belesenheit, seinen Reichtum an biblischen und anderen Bildern und sein Gottvertrauen erkennen ließen. Alle diese Reden wurden, wenistens die ersteren, auf Grund stenographischer Aufzeichnungen gedruckt.

Als ich zur Zeit des dänischen Krieges mich längere Zeit in Berlin aufhielt, überzeugte ich mich als Begleiter des Prinzen Alexander, der ihn hörte und an seine Tafel zog, einen wie großen Zulauf Cassel damals hatte. Wie hatten sich nicht auch sonst seine Verhältnisse geändert, bewohnte er doch jetzt eine Reihe von hohen luftigen Räumen mit allem Komfort des geordneten Wohllebens eines deutschen Gelehrten, besonders imponierte mir dabei seine Bibliothek, mehrere Reihen schöner stattlicher Regale mit Büchern, mit Bezug auf welche mir Cassel bei einem Wechsel der Wohnung schrieb: „ich ziehe mit meiner Armee in eine andere Garnison".

1866 wurde unser Held von dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow ins Abgeordnetenhaus gewählt und schloß sich hier der Fraktion der Konservativen an.

Inzwischen hatte er sich, wie es anderweitig heißt, auf eigene Faust, eine kleine aber treue Gemeinde verschafft, wir sagen um sich gesammelt, die von 1867 an in der Christuskirche ein anmutiges Gotteshaus hatte, das Eigentum einer englischen Gesellschaft, das neuerdings aus baupolizeilichen Rücksichten nur zu früh geschlossen und verkauft wurde, so daß es dem thätigen Geistlichen in letzter Zeit an einer gebührenden Wirkungsstätte fehlte.

Daß Cassel als Angestellter einer fremden Gemeinschaft nicht einem landeskirchlichen Verbande angehörte, war insofern ein Uebelstand für ihn, als seine freiere Stellung ihm mancherlei Aergernisse mit den Berliner Amtsbrüdern einbrachte. Dennoch ist seine fast 25jährige seelsorgerische Wirksamkeit und ihr Erfolg nicht hoch genug anzuschlagen. Verstand es doch Cassel mit seiner eigenartigen Persönlichkeit, viele, insbesondere Gebildete, persönlich an sich zu fesseln und zur Mitarbeit an den Aufgaben der Kirche heranzuziehen. So waren ihm 60 Lehrer behülflich, eine Sonntagsschule von 1000 Kindern zu versehen.

Einen besonderen Einfluß übte Cassel auch in Berlin auf einen großen Kreis gebildeter Damen, die ihn nicht genug hören konnten.

Als ich ihn einst nach einer Predigt, welcher ich in der Christuskirche beiwohnte, in seiner Sakristei aufsuchen wollte, fand ich diese infolge seines Geburtstages, welchen er an diesem Tage feierte, so von Damen belagert, daß ich mich darauf beschränken mußte, ihm, der von meiner Anwesenheit durch den Küster Kenntnis erhielt, auf einen Augenblick durch die Thüre die Hand zu reichen.

An den zeitbewegenden Fragen beteiligte sich Cassel gern mit Flugschriften und Aufsätzen in allerlei Zeitschriften und Zeitungen. Vielen Beifall fanden die Vorträge, welche er im Winter 1869/70 über das römische Konzil und die Geschichte der Päpste, und die deutschen Reden, welche er nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hielt. In dieser Zeit schrieb er mir, während ich in der Heimat meine Herstellung von einer Verwundung abwartete:

„Berlin, den 2. Februar 1871.

Theuerster Herr und Freund. Gott sei Dank, daß ich eine gute Nachricht von Ihnen habe; ich habe immer bei den Kriegsdepeschen Ihrer gedacht. Der Brief, mit

dem Sie mir (kurz vor Beginn des Krieges) das Buch sandten, kam nicht von meinem Tische. Ihrer verehrten Frau Gemahlin danke ich für die freundlichen Zeilen, die sie hinzufügte.

Es ist ja eine Zeit der Wunder und Gerichte, in welcher wir jetzt leben. Ich denke oft noch an die Gespräche, welche ich mit Ihrem seligen Herrn Vater führte. Wer hätte damals daran gedacht, daß sein Sohn werde mit einem siegreichen Heere Frankreich erobern helfen. Aber die Saamen gehen langsam auf. Gottes Mühlen mahlen still — bis es Zeit ist und die Augen sehen. Gebe Gott, daß unsere Opfer auch darin nicht umsonst gefallen sind — als sie unser Volk an den Ernst des Lebens und das Walten eines regierenden Gottes erinnern.

Es war merkwürdig, daß die deutschen Fahnen auf den Forts geflottert haben, als wir das Evangelium lasen, daß Jesus die Winde und Wellen stille werden ließ.

Meine Thätigkeit während des Krieges war allerdings nach Kräften. Gott hat geholfen in allerlei Weise. Die deutschen Reden, die ich halte, hatten und haben einen immensen Zufluß. Wir haben in der Heimat nicht vergessen zu dienen und mit Rath und That, vor allem mit Gebet unserem Vaterlande beizustehen.

Meine Frau läßt Sie herzlich grüßen; sie war vielerlei Leiden ausgesetzt, aber es geht wiederum besser — der lange harte Winter ist für die Leidenden nicht leicht zu ertragen.

Schonen Sie sich nur, theuerster Freund, und tragen Sie Ihr Kreuz, auch das eiserne, mit Geduld und Dank gegen Gott.

Wenn Sie Muße haben, lassen Sie wieder etwas von sich hören und bleiben Sie mit Ihrem ganzen Hause wohlgewogen Ihrem alten treuen Freunde Paulus Cassel."

Frau Cassel, eine geborene Schmidt, mit der er seit einigen Jahren verheiratet war, machte einen klugen und sympathischen, nur etwas stillen, leidenden Eindruck. Sie verfolgte dabei mit dem größten Interesse die Thätigkeit ihres Gatten, erlag nun aber bald ihrer Krankheit. Cassel hat ihrer stillen Wirksamkeit, insbesondere ihrer fürbittenden und thätigen Liebe ein sie beide ehrendes Denkmal in einer Schrift gesetzt, in welcher er sie „seine weiße Rose nannte, die überall Liebe lebte".

Die Teilnahme, welche meine Frau und ich ihm aussprachen, erwiderte er:

„Berlin, den 8. Januar 1872.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Hoffentlich kommen Sie (noch) vor dem Sommer hierher; (in demselben) denke ich doch einmal, wenn Gott Leben und Gesundheit giebt, nach der Arndtstraße (in Köln, wo ich dazumal garnisonierte) zu kommen.

Theurer Freund, es ist ein einsam Haus, aus dem ich Ihnen schreibe. Aber Gott hat es nicht verlassen, Er ist bei mir gewesen bis auf diesen Tag und gab Segen und Frieden die Fülle.

Das Fest in der Kirche war schön. Die Gottesdienste waren mehr besucht als sonst. Geist und Liebe Gottes wehten überall. Ich habe vom 22. Dezember bis 1. Januar Abends siebzehn Mal reden können von unserem Heiland.

Glauben Sie, es ist noch nicht alles aus. Man muß nur nicht erschrecken. Gottes Banner fallen nicht.

Ich schreibe nicht viel, es ist spät geworden und nicht unrecht ist es, Ruhe zu pflegen, wenn die Nacht kommt.

Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Frau Gemahlin, danken Sie ihr, wie ich Ihnen danke für die liebliche Theilnahme an meinem Leid. Hoffentlich werde ich einmal mündlich sagen können, wie sehr ich bin Ihr alter Freund Paulus Cassel."

Wenige Jahre darauf gründete Cassel eine theologische Wochenschrift, Sunim, welche er bis zuletzt in dem ihm eigenen toleranten Geiste selbst schrieb.

Am Schlusse des Jahres 1880, wo ich mich längere Zeit in Berlin aufhielt, fand ich Cassels äußere Stellung, infolge des erwachten Antisemitismus, nicht wenig verändert.

Cassel hatte in den Schriften: Heinrich von Treitschke, die Antisemiten, die christliche Kirche, die Juden in der Weltgeschichte und die Abstammung der Engländer, für die Juden Partei genommen; Treitschke seine im Novemberhefte des vergangenen Jahres der Jahrbücher gegen die Ueberschreitungen der Juden in Deutschland gerichteten Anschauungen in zwei ebendaselbst erschienenen Aufsätzen, in welchen er gegen die Entgegnungen auf seine Ansichten zu Felde zog, in eingehender Weise verteidigt und dabei Cassel persönlich geschmähet, indem er ihn als Gelehrten und Menschen angriff.

Eine Folge dieser Auseinandersetzungen war, daß sich eine große Menge seiner bisherigen Anhänger von Cassel abwandte.

Als ich im Laufe unserer Unterhaltungen, die sich, unserer Gewohnheit gemäß, auf alle uns bewegenden öffentlichen und privaten Gegenstände erstreckte, meine Ansicht dahin aussprach, daß er als getaufter Jude es habe vermeiden müssen, in diesem Streite öffentlich Partei zu nehmen, erwiderte mir Cassel: er sei Christ und habe sich in seinem Gewissen gedrängt gefühlt, seine früheren Glaubensgenossen nicht zu verleugnen.

Wer wollte ihn deshalb verurteilen, wenn anders er es in dem litterarischen Streit seinerseits an der nötigen Bescheidenheit nicht fehlen ließ.

Ich beklagte unter solchen Umständen Cassels Mißgeschick um so mehr, als seine Amtsbrüder ihn um dieselbe Zeit aus der Kreissynode entfernten, weil er als Angestellter einer englischen Kirchengemeinschaft nicht zu unserer Landeskirche gehöre. Uebelwollende wollten wissen, daß der letzte Grund zu dem Verfahren der Umstand sei, daß Cassel infolge seines Verzichtes auf kirchliche Gebühren Angehörige anderer Gemeinden an sich fessele, als wenn man nicht in dem kirchenarmen Berlin alle Ursache hatte, sich zunächst darüber zu freuen, wenn eine neue Kirche als solche erstand und besucht wurde.

Meine Teilnahme zu bethätigen, bat ich Cassel, als er im Januar des Jahres 1886 in meine Garnison T. kam, um daselbst für christliche Zwecke einen Vortrag über Dantes göttliche Komödie zu halten, in meinem Hause abzusteigen, versammelte um ihn nach dem Vortrage eine ansehnliche Gesellschaft und feierte ihn mit einer kleinen Ansprache, die ich wegen der Erwiderung, welche Cassel darauf gab, mir erlauben muß, mitzuteilen:

„Eine fast vierzigjährige Freundschaft verbindet mein Haus mit dem großen Gottesgelehrten, welchen ich die Freude habe, heute unter meinem Dache willkommen zu heißen.

Wenn ich mich frage, welches der Magnet war, der uns schon in einer Zeit zusammenführte, wo die Nationalität und der Glaube uns äußerlich noch trennte, so war es die biblische Wissenschaft mit dem Zug nach oben, welche ihren schönsten Ausdruck in jenen Liedern fand, welche der Taufe in Erfurt vorangingen, und die Liebe zu König und Vaterland mit dem Interesse für deutsche Eigenart. Ich gedenke der Sabbathbetrachtungen, die in Glogau das Licht der Welt erblickten, der Studien über sächsische Städtenamen und der politischen Wirksamkeit für die deutsche Sache. Eine einflußreiche politische Wirksamkeit und gesicherte Position, nicht nur an der leitenden Stelle in Berlin, sondern auch später noch in Stettin, wurden dem Glaubensleben geopfert.

Die Stammesgenossen wurden dabei niemals verleugnet.

Seitdem in der Hauptstadt selbst ein Mittelpunkt für weite Kreise, im Besonderen von Gebildeten unseres Vaterlandes, sind Sie in einer Zeit, wo mit dem Wiedererstehen des deutschen Vaterlandes das Nationalgefühl erstarkt ist, nicht ohne daß die Gegensätze auseinander platzen, uns allen ein edelstes Vorbild zur Lösung dieser schwierigsten Frage.

In diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir anzustoßen auf das Wohl meines Freundes, des treuen Dieners seines irdischen und himmlischen Königs, des Herrn Predigers und Professors D. Paulus Cassel."

Augenscheinlich gerührt von meiner Ausführung, erwiderte Cassel, daß er nicht widersprechen könne, da meine thatsächlichen Mitteilungen auf Wahrheit beruhten; ich habe aber unterlassen, zu sagen: was ihm in jenen Erfurter Tagen mein alter Vater gewesen sei.

Von Berlin aus schrieb Cassel demnächst meiner Frau:

„Den 27. Januar 1886.

Hochverehrte gnädige Frau!

Ihr Herr Gemahl wird erlauben, daß ich diesesmal an Sie schreiben darf, denn ich freue mich, Ihr Haus betreten zu haben, und die Hausfrau giebt den Duft desselben. Es war aber nur zu kurz und alles zu stürmisch nach einander; es hätte sich eine Woche damit ausfüllen lassen. Aber die Erinnerung wird es mir ausbreiten und den vorüberfliegenden Traum nicht leicht verwischen lassen; es soll erhalten bleiben zu einem beständigen Bilde des dankbaren Herzens.

Das ist ja eigentlich der Reiz des Lebens, daß es noch wahre Sympathien giebt, die Menschen verbinden, daß es Freundschaft giebt, die auf nichts weiter beruht, als auf gemeinschaftlichen Idealen unter den Menschen und in Gott.

Ich bin gut nach Hause gekommen und fand hier völliges Thauwetter. Körperlich und geistig war ich frisch; ich konnte denselbigen Abend allerlei fördern.

Noch immer denke ich mich in die gemüthlichen Räume zurück und es sind nicht die Doppelposten (?), die mich dankbar stimmen, sondern die doppelte Liebe von Gatten und Gattin, die mir nachfolgt.

Es war ein sehr erquicklicher Abend, Dienstag. Während ich von Panthern, Löwen und Wölfen sprach, fand ich dann lauter Menschen und Ritter, Tauben und Lämmer, die mich nicht anfuhren, sondern sanft und liebevoll unterhielten. Ich hatte jedenfalls des bessere Theil erwählt; ich spürte in meiner verehrten Nachbarin nichts von Komödie, sondern von lieber Wahrheit.

Die Rede, welche der Herr Oberst gehalten hat, werde ich nicht vergessen.

Gott erhalte Sie mit Ihrer ganzen Familie und segne Ihr Herz und Haus.

Ich lege für Ihren Herrn Gemahl ein Büchlein*) bei, dessen Vorrede ihn interessiren wird.

Ob die Allerkleinste nicht das andere (Chokolade) vielleicht mehr goutiren wird, will ich in aller Demuth nicht untersuchen.

In herzlicher Verehrung Ihr dankbarer D. Paulus Cassel."

Aus unserer späteren Korrespondenz ist noch zu erwähnen, daß ich, auf Grund der Bitte eines mir bekannten Verlegers, Cassel zu bestimmen suchte, mit seiner klaren Auffassung eine Weltgeschichte in großen Zügen zu schreiben.

Am 30. Januar 1889 schrieb mir Cassel die wenigen Worte: Warum sind Sie so stumm!

Als ich ihn das Jahr darauf, nach dem Tode der Kaiserin Augusta, in Berlin aufsuchte, bekam ich ihn nach der Predigt in seiner Kirche zu sprechen. Cassel hatte sich inzwischen zum zweiten Male verheiratet. Ich wurde seiner Gattin vorgestellt und eingeladen, mir ihr neues Heim in Friedenau anzusehen. Wir Herren plauderten daselbst in alter freundschaftlicher Weise auch über seine Wiederverheiratung. Es mag hier noch mitgeteilt werden, wie sich Cassel im Jahre 1880 in politischer Beziehung äußerte: im Kulturkampf seien wir zu stark vorgegangen; die daraus hervorgerufenen Mißstände würden sich in 100 Jahren nicht zurecht ziehen.

Die Zerfahrenheit der Zeit sei in der Regierungsweise Bismarcks begründet, der nicht souverän regieren dürfe und nicht konstitutionell regieren wolle.

Er erwarte viel vom Kaiser Friedrich, der sich durch sein Familienleben in weiten Kreisen große Sympathien erworben.

Vom Kaiser Wilhelm erzählte er, daß er auf die Mitteilung, daß unsere Soldaten im Kriege viele Bibeln gekauft hätten, sich geäußert habe: „sie sind zwar keine Theologen, aber doch gut."

*) Kotzebue in Paris.

Es war nun das letzte Mal, daß ich den edlen Mann zu sehen bekam. Wir haben seitdem auch nicht mit einander korrespondiert, bis ich ihm vor wenigen Wochen den Heimgang einer geliebten Tochter anzeigte und er mir, wie es scheint durch die Hand seiner Gattin, schrieb:

„Friedenau, den 30. November 1892. Mit großem Bedauern habe ich die Nachricht von dem Ableben Ihrer Tochter erhalten, deren ich mich aus den schönen Tagen in T. in Ihrem Hause erinnern kann. Die Nachricht war um so betrübender, als sie es war, welche ich seit langer Zeit von Ihnen erhalten habe. Ich hoffe, daß Sie der Gott, dem Sie doch von Jugend auf gedient haben, mit Ihrer lieben Frau Gemahlin durch Sein Wort herzlich trösten werde. Es geht einmal nicht ohne Kreuz und Jeder trägt es nach seinem Maß.

Ich habe garnicht gewußt, daß Sie jetzt in Arnstadt sind; ich habe Sie noch immer in Naumburg geglaubt; sonst hätte ich Sie im Sommer, als ich in Erfurt war, gewiß auf einige Stunden besucht. Die Zeiten sind merkwürdig genug, um mich mit Ihnen von ihnen lebendig zu unterhalten. Empfehlen Sie mich herzlich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und seien Sie der alten Freundschaft versichert, mit der ich bin Ihr treu verbundener Paulus Cassel."

Am 23. Dezember ist er, gewiß zu seines Herrn Freude, heimgegangen.

Sein Leben war Arbeit, Wohlthun und Liebe, sein Werkzeug die Wissenschaft, sein Steuer die Wahrheit, seine Methode das Anschauen und Vergleichen, sein Glaube — davon hatte mein ganzes Haus den Eindruck, als er bei uns wohnte — ein kindlicher!

Sein letzter Gruß an mich war ein Beweis seiner Treue. Und wie anregend und beruhigend waren für mich unsere Aussprachen, bei unseren gegenseitigen Beziehungen und Interessen, bei seiner Vielseitigkeit und Kenntnis der allgemeinen Verhältnisse, seiner Gelehrsamkeit und Glaubenszuversicht.

Was hat er nicht auch alles geschafft auf den verschiedenartigsten Gebieten. Dabei hat er überall den Heiland bekannt. Sein letztes Werk, die Schrift wider Harnack, war ein Bekenntnis für ihn als Gottes Sohn.

Wer will hiernach die Menge seiner Jünger ermessen?

Dem gegenüber muß man in den Kauf nehmen, was uns nach Herkunft und Bildung an ihm fremdartig erscheint und was infolge seiner ungewöhnlichen Begabung und Inanspruchnahme menschlicher an ihm war.

Niemand wird ihm mit Recht bestreiten können, daß er, obwohl von mosaischer Herkunft, nicht nur ein Christ, sondern auch ein deutscher Patriot war.

Einen solchen Mann muß man in Ehren halten, wenn man dazu beitragen will, jene große Frage, welche unser Volk eben jetzt bewegt, in richtiger Weise zu lösen.

Römische Sagen

von den Aposteln Paulus und Petrus

nach

Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen bearbeitet von L. A.

Paulus in Neapel.

Eines schönen Tages im Jahre 61 nach der Geburt unseres Herrn sah man ein alexandrinisches Schiff, „Die Dioskuren" genannt und mit Gallionsfiguren von Kastor und Pollux geschmückt, im Hafen der tempelreichen Stadt Puteoli, einige Stunden Weges von Neapel, ankern.

Am Bord befand sich eine Abteilung römischer Soldaten mit einigen Staatsgefangenen. Die Soldaten, eingeborene Italiener, sahen ihr Vaterland um so viel freudiger wieder, da sie lange einen mühsamen Dienst gehabt in dem entfernten Judenlande, dessen Einwohner ihnen immer ein verdrießliches Gesicht gemacht hatten, und wo viele Zeichen einen Volksaufruhr verkündigten. Der Landung zur Ehre hatten sie ihre Rüstungen blankgeputzt und den Helmbusch aufgesteckt, der sie als zu einer augustinischen Kohorte gehörig bezeichnete.

Die Gefangenen hatten weniger Ursache, sich bei dem Anblick der Küste von Italien zu freuen. Sie sollten nach der Hauptstadt geführt und vor das Gericht des Kaisers gestellt werden; aber der Kaiser hieß damals „Nero" und die Urteile des Gerichts trugen gar zu oft den Stempel der grausamen Launen des Alleinherrschers.

Unter den Gefangenen war einer, dem sowohl die Schiffsleute als die Soldaten besondere Achtung erwiesen — ein Mann, klein von Statur, mager, etwas gebeugt, mit kahlem Kopf und vor der Zeit gealterten Zügen, bogenförmig zusammengewachsenen Augenbrauen, üppigem Bart, schönen Gesichtszügen und geistvollen Augen. Er war ein Jude, aus Tarsus gebürtig und stammte aus einer angesehenen Familie, die römisches Bürgerrecht besaß, zu der Zeit eine Art von Adel. Die Schriftgelehrten in Jerusalem hatten ihn als Verbrecher gegen ihr Gesetz, ihren Tempel, und was noch schlimmer war, gegen den römischen Kaiser angeklagt, und der Angeklagte hatte sich kraft seines Bürgerrechts an das Gericht des Kaisers gewendet; deshalb war er jetzt auf dem Wege nach Rom. Der Gefangene nannte sich Paulus.

Der Hafen Puteolis war mit Schiffen von allen Ländern des Mittelmeeres angefüllt und die Straßen wimmelten von Fremden: Griechen, Syrier, Juden, Aegyptier, Afrikaner und Hispanier. Die Höhen ringsum waren mit prachtvollen Lustschlössern und Landgütern übersäet, den römischen Senatoren und Rittern gehörig; selbst Nero

liebte es, hier in dieser üppigen Natur zu weilen, wie Lucullus und Cicero vor ihm. Unter den zahlreichen Juden und Griechen in Puteoli gab es einige, die sich zu Christus hatten taufen lassen und sich oft zu gegenseitiger Erbauung versammelten. Hätten sie gewußt, wen „die Dioskuren" jetzt ans Land brachten, wären sie Paulus entgegengeeilt, denn sein Name und seine Werke waren ihnen wohlbekannt, und Abschriften seiner Briefe an die Römer waren auch zu ihnen gelangt und wurden mit Eifer und Verehrung immer wieder gelesen.

Man war jetzt bereit, ans Land zu gehen. Julius hieß der Anführer der Soldaten; er hatte in seinem Betragen gegen Paulus eine menschenfreundliche Gemütsart an den Tag gelegt. Nun rief er ihn zu sich und sagte: „Ehe wir unsere Reise nach Rom fortsetzen, bleiben wir sieben Tage in Puteoli. Wende diese an, wie es dir beliebt, du kannst gehen, wohin du willst, doch von einem Soldaten gefolgt. Willst du während der Zeit Neapel sehen, so steht es dir frei. Habe Dank für deinen guten und hülfebringenden Rat in der Lebensgefahr, die wir auf dem Meere ausstanden. Mögen die Götter dich schützen."

Paulus suchte seine Glaubensbrüder auf, und schon an demselben Abend saß er mit ihnen einträchtig beisammen. Der Aelteste der Puteolinischen Gemeinde sandte den Christen in Rom einen Boten und ließ ihnen sagen: „Paulus, der Verkündiger und Diener unseres Erlösers, ist hier und wird nach sieben Tagen in Rom sein. Gehet ihm entgegen!"

Paulus folgte gern dem Rate des freundlichen Anführers, Neapel zu sehen. Nicht daß die Schönheit der Stadt und der Umgegend, oder die Kunstwerke, oder das fröhliche Volksleben ihn besonders gelockt hätten, wie so viele andere; er hatte seine eigenen Gründe. Der erste war, daß Jesus, zu der Zeit, wo er als Knabe und Jüngling träumerisch am Ufer des Genezareth wandelte, sich darnach sehnte, diese bezaubernden Gegenden zu sehen, und daß er seine Sehnsucht befriedigt, den Vesuv bestiegen und geschaut hatte.

Paulus wollte denselben Boden unter seinen Füßen fühlen, den der Heiland einmal betreten hatte, und denselben Anblick genießen. So kam der Apostel nach Neapel; aber die Tempel und Schlösser der Stadt und die genußsüchtigen lärmenden Menschen ließ er hinter sich und ging nach dem Vesuv zu.

Kein Zeichen ließ ahnen, daß Feuer im Innern des Berges thätig war, keine Urkunde wußte von einem Ausbruch zu erzählen. Griechische Lebensfreude und römische Wollust feierten ruhig ihre Feste in den Hölzungen und Lustgärten, womit die Abhänge ganz bis zur Hochebene des Gipfels überzogen waren, ohne sich im geringsten darüber zu beunruhigen, daß diese aschgraue Wildnis mit ihren schwarzen Höhlen und feuergeätzten Steinblöcken offenbarte, was die Annalen verschwiegen: daß man auf der Schale eines Vulkans lebte und sein Leben genoß.

Dort wanderte jetzt Paulus, alle Gedanken an das Schicksal, das ihm in Rom bevorstand, vergessend; der Weg führte ihn immer höher hinauf. Nun kam er zu einer Aussicht, deren bezaubernde Schönheit ihn ganz und gar fesselte. Er schaute über Parthenope hinweg, das dort unten lag, in Hölzungen von Lorbeeren, Cypressen, Platanen und Oliven gebettet, über Ufer, mit weißglänzenden Städten bestreut, über die bläulichen Inseln und über das unendliche Meer. Er fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein, daß sich dasselbe unermeßliche, sonnenhelle Meer einmal gespiegelt hatte in den mildesten aller Augen, in den Spiegeln der reinsten und unschuldvollsten Seele, die zu unserer Erde herabstieg, und mit gefalteten Händen flüsterte er: „In seinen Werken, in der Schöpfung der Natur erkennt man Gottes wunderbares Wesen."

Paulus kam an die Hütte eines Landmannes. Der Besitzer, ein silberhaariger Greis, hörte auf, als er den Fremden erblickte, sich mit seinen Weinstöcken zu beschäftigen,

und ging zu ihm. Paulus nahm die Einladung an, unter seinem Dache auszuruhen und sich an seinem Tisch zu erquicken. Die Früchte, welche die Tochter des Hauses aufsetzte, waren saftig und der Wein über die Maßen lieblich. Paulus lobte ihn als eine gute Gabe und der Wirt sagte: „Auch ist die Entstehung desselben von der wunderbarsten Art," und er erzählte darüber folgendes:

Eines Tages vor ungefähr 30 Jahren hatte er, gerade an der Stelle, wo er soeben seinen Gast gefunden, einen unbekannten Jüngling mit goldgelben Locken und lilienweißer Stirn gesehen, als Hebräer gekleidet, aber schön wie ein Göttersohn und nicht ungleich dem Dionysos. Der Jüngling schaute weit über das Land, die Ufer und das Meer hinaus und sagte: „Dies ist ein Stückchen von der Herrlichkeit des Paradieses, von den Kostbarkeiten des wahren Olymps, der im frühen Morgen der Zeit im Kampfe zwischen den guten Mächten und den bösen Titanen in die Erde versank"; und er weinte bei dem Gedanken an die Leiden und Sünden, womit dieser Lustgarten erfüllt ist. Nachdem er gegangen, sproß aus dem Boden, den seine Thränen gefeuchtet hatten, eine Rebe hervor, die mit wunderbarer Schnelligkeit emporwuchs und die ersten von den Trauben trug, die jetzt als Wein in Paulus' Becher funkelten.

„Ich habe meine eigenen Gedanken über diesen Jüngling," sagte der silberhaarige Wirt. „Ein Gott hat die Umgebung meiner Hütte mit seiner Offenbarung beehrt, er war der Trauben Spender, der Sohn des höchsten Gottes."

„Ich glaube wie du," sagte der Soldat, Paulus' Wächter, und leerte seinen Becher.

„Ja, ein Sohn Gottes war er wahrlich," erwiderte Paulus, „und einen edlen, lebendigmachenden Wein hat er uns geschenkt."

„Du kennst ihn also?"

„Ja, auch mir hat er sich offenbart; auf Erden hieß er aber nicht Dionysos, sondern Jesus von Nazareth."

„Ja, so nannte er sich," rief der Alte und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um eine dunkle Erinnerung aufs neue zu beleben.

„Wollt ihr mehr von ihm hören?" fragte der Apostel.

„Ja, sage uns alles, was du weißt."

Und Paulus redete. Er redete noch, als die Sonne hinter Ischia zur Ruhe ging, das Meer und die schwebenden Segel mit Purpur übergießend. Die Bewohner des Hauses hatten sich um ihn versammelt, vor ihm saß die Tochter des Hauses, andächtig horchend, die Hände in dem Schoß gefaltet. Es dunkelte, die Lampe wurde angezündet, und noch immer redete er.

Bevor er am folgenden Morgen aufbrach, hatte er sie alle getauft, auch den Soldaten, der ihm folgte.

Aber den Wein, welcher aus den Thränen des goldlockigen Jünglings geboren wurde, nannte der Alte von Stund an nicht anders als lacrymae Christi.

Von Puteoli setzte Paulus, von düsteren Gedanken gedrückt, seinen Weg nach Rom fort; aber bei Forum Appii und Tres Tabernä, mehrere Meilen von der Hauptstadt, waren ihm eine Menge Christen auf dem appischen Wege entgegengegangen, und als er diese sah, fühlte er sich getröstet und dankte Gott. Er war nun über den pontinischen Sumpf gegangen; zur Rechten hatte er die wilden, volscischen Berge, vor sich den Albanerberg, an dessen Abhang man die Städte Veliträ und Lanuvium sah. Nun wanderte man durch immer schönere und reichere Gegenden, mit Schlössern, Villen, Landhäusern und prachtvollen Denkmälern übersäet, und schließlich lag vor den Augen des Apostels Rom, die Königin der Welt, mit ihren Stadtmauern und herrlichen, mit Palästen und Tempeln gekrönten Hügeln. Durch die Porta Capena zog man in die ewige Stadt hinein.

Unter den Christen, die dem Apostel entgegengewandert waren, um ihn zu bewillkommnen und zu trösten, war auch ein Mann namens Martialis; von ihm wußten die Glaubensbrüder folgendes zu erzählen:

Seine Eltern wohnten im jüdischen Lande jenseits des Jordan. Eines Tages kam Jesus mit seinen Jüngern in die Gegend, und wie gewöhnlich versammelte sich viel Volks, um die Rede des galiläischen Meisters zu hören. Jesus sprach damals von der Heilighaltung der Ehe und von der Liebe, welche die Heimat zu einer Wohnung Gottes macht. Als die Mütter, die sich unter den Zuhörern befanden, diese Worte hörten, drängten sie sich mit ihren Kindern hervor, damit er sie segnen möchte. Unter den Weibern war Martialis' Mutter. Leise ihren Sohn vor sich herschiebend, stand sie schüchtern und bittend vor dem Heiland, welcher in ihrem Blick lesen konnte, sie möchte seinen über den Knaben ausgesprochenen Segen mit sich führen in die Heimat. Die Jünger wiesen sie ab. Da wollte sie zurücktreten, aber Jesus sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Und er nahm den Knaben in seine Arme, legte seine Hände segnend auf seine Locken und sagte zu den Umstehenden: „Wer das Reich Gottes nicht empfänget als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“

Von der Stunde an folgte Martialis dem Heilande. Als dieser in der Wüste so wunderbar mehrere Tausend hungrige Menschen speiste, war er es, der die Brodkörbe und die Fische umhertrug. Er war es, der bei Tische diente, als Jesus die letzte Mahlzeit mit seinen Jüngern hielt. Er war der jüngste, aber vielleicht der erste in dem Jüngerkranz, der Jesus und die Apostel umgab und die „Siebzig“ genannt wurde.

Martialis hatte schon früh den Vorsatz gefaßt, das Christentum in der Hauptstadt der Welt zu verkündigen. Nun war er seit mehreren Jahren in Rom wohnhaft; dort besaß er in der „breiten Straße“ ein Haus, in welchem sich die Gläubigen oft versammelten.

Der Befehlshaber Julius führte Paulus und die anderen Gefangenen nach dem Palast des prätorianischen Oberbefehlshabers, wo er sie ablieferte. Nächst dem Kaiser war der Oberbefehlshaber der mächtigste Mann in dem römischen Weltreiche. Der, welcher jetzt das Amt bekleidete, hieß Burrus Afranius, ein Mann von großer Sittenstrenge und ein guter Feldherr. Er war nebst dem Philosophen Seneca Kaiser Neros Erzieher und Lehrer gewesen, fühlte aber jetzt keine Freude darüber. Burrus durchlas auf das genaueste die Amtsschreiben über die Gefangenen, welche Julius ihm überliefert, worauf er verkündigte: „Dieser Mann, der Saulus heißt und Paulus genannt wird, darf auf freien Fuß gesetzt werden, doch von einem Soldaten bewacht.“ Festus, der Statthalter in Judäa, hatte nämlich geschrieben, Paulus' Sache handle sich nur um einen erbärmlichen Streit zwischen jüdischen Haufen verschiedener Gesinnung, und er, Festus, hätte selbst den Angeklagten freigesprochen, wenn sich nicht dieser an das Gericht des Kaisers gewendet hätte.

Als die Christen, die mit den Gefangenen unten auf dem Vorhofe warteten, vernahmen, daß Paulus, anstatt ins Gefängnis geworfen zu werden, frei umhergehen durfte, freuten sie sich, und Martialis und sein Weib boten ihm eifrig ein Obdach in ihrem Hause an. Sie sagten: „Bei uns kannst du ausruhen, denn Gott hat unsere Heimat mit Frieden und Gedeihen gesegnet.“

„Den Frieden habe ich kein Recht zu suchen,“ antwortete Paulus, „aber hier neben mir sehet ihr einen Bruder, dem die Ruhe der Heimat nötig ist, um seine Arbeiten ausführen zu können; er ist als Künstler vielseitig: Arzt, Maler und Schriftsteller. In eurem Hause soll er Bilder malen von unserem Erlöser und seiner Mutter, so daß wir und die nach uns kommen diese schauen können, als hätten wir die Geliebten vor unseren leiblichen Augen, und bei euch soll er, wie es ihm von dem Geiste eingegeben wird, die

Geschichte schreiben von den Schicksalen unserer ersten Bruderschaft und von den Werken der Botschafter Christi."

Und so geschah es auch. Lucas folgte Martialis nach seiner Heimat und schrieb dort im Lauf der Jahre sein Evangelium und die Apostelgeschichte und übertrug mit lebendigen Farben Jesu und Mariä Züge auf die Leinwand.

Paulus mietete ein Haus ganz nahe dem Stadtteil, wo die Juden ihren Aufenthalt hatten. Hier redete und unterrichtete er, schrieb auch den Brief an die Epheser, die Philipper und die Colosser, wie auch den sowohl menschlich als künstlerisch schönen Brief an Philemon. Dort empfing er auch den Philosophen Seneca, mit dem er lebhaften Briefwechsel pflegte, auch den hochstehenden Theophilus, dem Lucas sein Evangelium zueignete. Durch die Soldaten, die Paulus bewachten, verbreitete sich allmählich die Kenntnis der reinen Lehre zu den Anführern der Prätorianer, und durch diese wieder zu den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses.

Als Paulus zum zweitenmal Rom besuchte, nahm er Martialis' erneuerte Einladung an und wohnte in dessen Hause, bis er unter Thränen der Christen nach dem mamertinischen Gefängnis fortgeschleppt wurde.

Der Friede, welcher in Martialis' Heimat herrschte, war nicht äußerer Art, denn auf der einen Seite des Hauses hatte man via lata, die Pulsader zwischen dem römischen Markte, Kapitolium und dem Marsfeld, und unmittelbar daran erstreckten sich die Säulengänge des großen Bazars Septa Julia. Aber während rings umher die Volkswogen brausten, stand die Kinderschar des Hauses in andächtigem Schweigen um Paulus' Schreibtisch oder Lucas' Staffelei und folgte wundernd den Bewegungen der Feder auf dem Pergament oder denen des Pinsels auf der Leinwand, und indem sie so standen, geschah es oft, daß sie neben sich andere Kinder erblickten, beflügelt und strahlend in überirdischer Schönheit, die gekommen waren, um Lucas die Farben zu mischen oder um Paulus etwas zuzuflüstern, wenn er gedankenvoll den Schreibstift ruhen ließ.

In Rom verging kein Tag ohne irgend eine merkwürdige Begebenheit, die aller Aufmerksamkeit und Neugierde fesselte, bis ein neuer Tag anbrach, der neue Begebenheiten brachte Bald gab der Kaiser auf dem Amphitheater, oder im Cirkus, oder auf Marcellus' Schaubühne ein glänzendes Fest, bald trat er selbst vor dem römischen Volk als Sänger oder Pferdebändiger auf. Oft verbreitete sich das Gerücht, ein Glied des kaiserlichen Hauses oder irgend ein vornehmer Mann sei beiseite geschafft, republikanischer Gesinnung verdächtigt. Dazwischen hörte man unheimliche Gerüchte über Verschwörungen in Rom und aufrührerische Bewegungen unter den an der Grenze des Reiches stehenden Heeren. Aber in dieser Zeit drehte sich das Gespräch Tage, Wochen und Monate hindurch in allen römischen Kreisen nur um ein Einziges. Auf dem Forum, in den großen Badehäusern, überall, wo Mitbürger und Freunde zusammenströmten, fragte man sich: „Hast du Simon gesehen? hast du von der Wunderthat sprechen hören, die er zuletzt ausgeführt?" Nicht weniger sprach man von seiner Begleiterin, Helene, man sagte, die göttliche Weisheit habe sich in ihr verleiblicht; ein so schönes Weib hatte noch niemand gesehen; aber die meisten fügten hinzu, ihre Schönheit mache sie schaudern. Sie glich einem Isisbild, ihre Gesichtszüge waren unbeweglich, die Gesichtsfarbe war dem jonischen Marmor gleich, die Augen glänzten wie Diamanten, waren aber ohne Leben. — War sie eine Bildsäule, der Simons Zauberkraft Beweglichkeit verliehen? War sie ein Mensch oder ein böser Geist?

Als Paulus sich einige Tage in Rom aufgehalten, unternahm er einen Ausflug über das Marsfeld nach dem flaminischen Thore und dem Hügel der Lustgärten. Das Marsfeld war von einer Menschenmenge bedeckt, die von dem Gerücht, Simon der Wunderthäter und Helene würden sich zeigen, herausgelockt waren. Und sie kamen, in einem goldglänzenden Siegeswagen, von weißen Pferden gezogen; Simon als Osiris

gekleidet, mit dem von Juwelen funkelnden Nilmesser auf dem Kopfe und Scepter in der Hand, Helene als Isis mit Byssus-Schleier, halbmondförmigem Diadem und in den Locken eine Lotusblume.

In dem Mann, der ihre Pferde lenkte, erkannte man den Kaiser selbst. Den Wagen umgaben bekränzte Sänger und Knaben, die Räucherpfannen schwangen. Vor und hinter ihnen her ritten Prätorianer in goldenen Rüstungen. Längs dem ganzen Wege, wo der Zug sich fortbewegte, sank das Volk auf die Kniee und rief: „Heil dem Gotte von Samarien, Cäsars Freund! Heil der göttlichen Weisheit, Helene!" Von den Booten im Tiber ertönte Gesang und Saitenspiel. Körbe voll Lotusblumen wurden ins Wasser geworfen, die auf den Wellen schaukelnd einen glauben machten, Romas und Memfis heilige Fluten hätten sich zu einer vereinigt. In dem Volkshaufen befand sich einer oder der andere Philosoph, Republikaner oder Christ, der sich nicht vor dem Zauberer oder dem weltregierenden Kaiser in den Staub werfen wollte; sie eilten fort. Aber Paulus stand aufrecht und sein Auge suchte und fand das des Zauberers.

Er hatte richtig geraten. Es war derselbe Mensch, der sich von den Aposteln die Kraft des heiligen Geistes erkaufen wollte, in dem Glauben, alles, selbst das Heiligste, sei für Geld feil. Ja, es war ohne Zweifel Simon magus, der Zauberer aus Hitton in Samarien, Schüler der ägyptischen Priester, der ärgste Feind des Christentums, derselbe, dessen schändlichen Antrag Lucas gerade selbigen Tages in seiner Apostelgeschichte geschildert hatte; und Paulus wußte nun, er werde mit diesem Manne einen schweren Kampf zu bestehen haben.

In Rom übte Simon einen unermeßlichen Einfluß aus. Er war gekommen, um eine neue Religion zu stiften. Die Menschen, unzufrieden mit der alten, die sie geerbt, suchten damals überallhin mehr Befriedigung für ihre frommen Gefühle und ihren Hang zum Geheimnisvollen. Darum wallfahrteten große Scharen, besonders vornehme Frauen, nach den Isis-Tempeln und den Mitras-Höhlen, wo sie sich bei herzergreifender Musik, unverständlichen Gebetformeln und wunderbaren Tempelgebräuchen in eine höhere Welt versetzt wähnten. Nun hatte sich Simon zum Hohenpriester gemacht, sowohl im Isis-Tempel, als in den Mitras-Grotten, wo er durch seine Zauberei alle Gemüter berauschte und allen Verstand betäubte. Paulus merkte mit Kummer, daß viele, die voraus dem Christentum ein williges Ohr geliehen, ihm jetzt entrückt wurden und sich von dem täglich wachsenden Strom des Verderbens fortreißen ließen. Ehe Simon magus nach Rom kam, hatte Kaiser Neros Regierung nur auf Gutes gedeutet, sie hatte von Lust zu nutzbringenden Großthaten und von menschenfreundlicher Gesinnung gezeugt. Aber nun war er auf einmal in einen Wahnsinnigen, in ein wildes Tier verwandelt. Woher kam das?

Nero hatte gewünscht, Helene in seinem Palast zu sehen und von ihren Lippen die geheimsten Wahrheiten zu hören. Sonst war es verboten, Helene anzureden, und selbst redete sie niemand an. Wenn sie sich jemals in einem auserwählten Kreise zeigte, war es nur für einen kurzen Augenblick, und dann vergaß man gänzlich ihre Schweigsamkeit, denn das Majestätische in ihrem Wesen und das Angenehme in ihren Bewegungen hatte die Wirkung einer demosthenischen Rede. Das Siegel auf ihren Lippen war für eine Göttin wie sie, was es für so manchen anderen ist: die klügste und auf alle am meisten einwirkende Beredsamkeit.

Simon magus gab seinen Beifall zu dem Wunsch des Kaisers, aber auf folgende Bedingungen: Helene, von ihm begleitet, solle des Nachts und im unteren Teil des Palastes erscheinen. Kein Laut, der an das rege Leben des Tages erinnerte, dürfe sich innerhalb der Mauern hören lassen. Die Hofleute und die Wache sollten sie in vollkommenem Schweigen empfangen. Lichter und Fackeln durften nur spärlich ihren Weg erleuchten. Der Kaiser sollte allein und in seinem Thronsaal Helene empfangen und sie anhören, ohne selbst ein Wort zu äußern.

So geschah es auch. Von Simon begleitet kam sie eines Nachts im Tragsessel nach dem Palaste Durch marmorschimmernde, matt erleuchtete Gänge und Säle wurde das verschleierte Weib von einem schweigenden Höfling immer tiefer in die palatinische Burg hineingeführt. Hie und da sah man einen wachhabenden Garde-Centurion, steif und unbeweglich, als ob die Meißel ihn aus der Wand herausgehauen, an welcher er stand. Simon blieb an den Thüren des Thronsaales stehen. Da drinnen brannten nur einige Kandelaber, und in dem Schatten des Hintergrundes saß auf seinem Throne der Kaiser. Helene, als ägyptische Priesterin gekleidet, schwebte in den Saal hinein, näherte sich mit lautlosen Tritten, schritt die Stufen des Thrones hinan, schlug ihren Schleier zurück, beugte ihren marmorartigen Kopf über Nero, haftete ihre glänzenden, kalten Augen mit der Kraft eines Schlangenbeschwörers auf die seinen und flüsterte ihm ins Ohr — was? „Die geheimste Wahrheit der göttlichen Weisheit." Aber wie lautet diese? Nero saß wie versteinert da. Helene schwebte wieder fort. Aber folgende Nacht ließ Nero die Giftmischerin Locusta zu sich rufen, die vor seinen Augen den Todestrank für Britannicus bereitete. Darauf folgte Mord auf Mord.

Der Apostel Petrus, Vorsteher der römischen Gemeinde, war zu dieser Zeit auf Missionsreisen im Westen. Ein Engel rief ihn nach Rom zurück, um an Paulus' Seite den Simon zu bekämpfen.

Bei einem Feste des Kaisers, zu welchem nur Simon, der weiblich schöne Günstling Sporus und einige vornehme Wollüstlinge eingeladen waren, äußerte Sporus unter dem Einfluß des falernen Weines zu Simon:

„Groß sind deine Wunderwerke; doch kann sich keins derselben mit dem letzten des Nazareners, Jesus, messen, als er lebendig gen Himmel fuhr. Mache es nach, wenn du kannst, oder gestehe, daß du überwunden bist."

Simon antwortete· „Solches kann nur der Unwissende für eine Wunderthat halten. Im Tode entkleidet sich der Mensch seiner irdischen Umhüllung, und was dann zurückbleibt, ist ein verklärter Leib, auf welchen die Sterne eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben. Aber ein wirkliches Wunder, und wohl das größte von allen wäre es, wenn jemand in seiner vergänglichen Umhüllung in den Olymp auffühℯre. Das ist noch niemals geschehen, obgleich die Juden von etwas ähnlichem „schwatzen"."

Und das ist unmöglich selbst für den größten Wunderthäter", sagte Nero.

„Nein, Cäsar, für dich und Simon ist nichts unmöglich", erwiderte der Zauberer aus Hitton.

„Ich nehme dich beim Wort", rief der halbbetrunkene Nero. „Du sollst vor meinen und des römischen Volkes Augen eine Himmelfahrt vornehmen, oder du mußt sterben."

„Mit diesen Gliedern will ich mich vor deinen und des römischen Volkes Augen hoch über die Wolken zu dem Königsstuhl meines Vaters Jupiter erheben, will Cäsars Wohl trinken in dem Becher, den mir Ganymedes bis an den Rand füllen wird, und darauf wieder zurückkehren zu dem Gott der Erde, meinem kaiserlichen Freund."

„Wohl", rief Nero, „das wird ein Schauspiel, dessen gleichen noch niemals gesehen worden, das kann ich dem Volke bieten. Aber bald, bald!"

„In vierzehn Tagen von diesem an werde ich meine Himmelfahrt vornehmen. Darnach wird mir das Volk glauben." Simon leerte seinen Becher und fügte hinzu: „Die Wunderthat ist einzig in ihrer Art, aber für mich ist sie eine Kleinigkeit. Cäsar, laß uns jetzt von ernsteren oder lustigeren Dingen sprechen."

Am folgenden Morgen wußte ganz Rom Tag und Stunde, wo Simon der Wunderthäter vom Kapitolium gen Himmel fliegen sollte, und man sprach von nichts anderem.

Petrus eilte zu Paulus, und die beiden Apostel kamen überein, am entscheidenden Tage sich unter die Zuschauer auf dem Forum zu mischen.

Der langersehnte Tag war endlich gekommen. Der Senat und die Tribunale hatten ihre Versammlungen eingestellt, Läden und Werkstätten standen leer, das Lager der Prätorianer bei der porta Nomentana war öde, nur einige Wächter gingen dort auf und ab, murrend und unzufrieden, weil sie durch ihren Dienst daran gehindert waren, bei dem Fest des Tages gegenwärtig zu sein; die gymnastischen und kriegerischen Spiele des Marsfeldes waren eingestellt, auf dem dicht bebauten aventinischen Hügel war es heute ebenso still, als in dem prachtvollen Stadtteil Suburra, denn alles, was Leben und Atem hatte, war nach dem Schauplatz der verheißenen Himmelfahrt geeilt.

Der römische Markt, der heilige Weg und die Säulengänge der Tempel und Basiliken waren mit einer dicht zusammengedrängten Menschenmasse bedeckt. Alle Türme und Zinnen, alle Dächer, Absätze und Fenster, die nach dem esquilinischen Hügel gingen, waren von Zuschauern angefüllt wie von stillsitzenden Bienenschwärmen. Auf den Altanen der palatinischen Kaisergebäude, reich mit Decken geschmückt, saßen die vornehmen Matronen Roms in prachtvollen Kleidungen, eifrig von ihrem Abgott, Simon, sprechend und ungeduldig die Stunde erwartend, wo er ein Zeugnis über alle Zeugnisse seiner Macht ablegen sollte. Hoch oben auf dem stolzen Kapitolium, von wo aus man eine freie Aussicht über das Gewimmel hatte, saß der Kaiser mit seinem Hof. Zu beiden Seiten der reich geschmückten Kaiser-Erhöhung standen Marmorstühle für die Konsuln, Senatoren und Ritter. Zu den Füßen des Kaisers und der Kaiserin saß Helene, als Siegesgöttin gekleidet. Wenn Simon nach glücklich vollendeter Himmelfahrt wieder auf die Erde zurückgekehrt war, sollte sie aus Neros Hand einen goldenen Siegeskranz empfangen, um damit den Triumphator des Tages zu krönen.

In allen Tempeln waren die Priester in weißen Festkleidern versammelt, und an den Tempeltreppen harrten bekränzte Scharen um Opfertiere, die mit dem heiligen Gürtel geschmückt waren. Die Vorzeichen des Tages waren alle günstig gewesen; alle außer einem, dem man doch eine glückliche Deutung zu geben versuchte. Man flüsterte etwas von einem Altar, der nahe der Celle des kapitolischen Jupiters stand. Man hatte dort am Morgen ein Rauchopfer angestellt, aber der Rauch war heftig emporgestiegen und hatte sich zu einem Nebel verdichtet, der noch immer wie ein schwarzer Flecken an dem sonst so reinen und leuchtenden Himmel stehen blieb.

Paulus, Petrus und Martialis hatten sich ihrer Verabredung gemäß auf dem römischen Markt eingefunden. Sie wählten einen Platz dicht an dem Tempel der Dioskuren, wo man freilich nur wenig sehen konnte, weil eine Seitenmauer der julischen Basilika die Aussicht auf das Kapitol versperrte, wo es aber gerade deshalb beinahe menschenleer war und ihnen reichlicher Platz zum Knien und Beten gestattet wurde.

Die Apostel hatten am Tage vorher den Simon aufgesucht und ihn dringend ermahnt, von seinem gottlosen Vorhaben abzulassen. Simon, der sie empfing, wie ein Senator seine Sklaven, hörte ihnen ungeduldig zu, beschuldigte sie, die Liebe des Volkes von ihm, dem wahren Propheten, abgewendet zu haben, und drohte ihnen mit dem Zorn des Kaisers, wenn sie es noch ferner wagten, sich vor seinen Augen zu zeigen, oder ein Wort zu reden, das ihm schaden könnte.

Simon säumt. Man bemerkt Zeichen der Ungeduld von Seiten des Volks. Die Gutmütigen scherzen und erklären die Zögerung dadurch verursacht, Jupiters Adler, der den neuen Ganymedes in die Wolken tragen soll, habe den Dienst gekündigt, oder der Wagenbauer habe den Reisewagen nicht fertig gemacht, weil das Bund Nebel, woraus Radschienen geschmiedet werden sollten, in der Biegung zersprungen sei.

Aber horch! Klagen und Scherze verstummen; ein Murmeln läuft durch die Menschenmassen, man ruft: dort, dort! — und ein Schweigen folgt, von gespannter Erwartung zeugend.

Die Apostel schließen daraus, das Volk habe endlich den ersehnten Wunderthäter erblickt. Und Simon magus hat sich wirklich dort oben auf dem Kapitol gezeigt. Als ob er bis aufs äußerste dem Gesetz der Schwere trotzen will, erscheint er in einem langen, faltigen Mantel gekleidet, der mit Gold und Silber bestickt und mit Perlen des Morgenlandes besäet ist. Die Sonnenstrahlen brechen sich in den Farben des Regenbogens an diesem Festgewand, dessen lange Schleppe von Isis-Dienern und Mitraspriestern, die an ihren phrygischen Mützen und langen Bärten erkennbar sind, getragen wurde.

Simon schreitet zu dem Thron des Kaisers heran, beugt seine Kniee und sagt mit lauter Stimme, diese Wunderthat, die er jetzt auszuführen im Begriff sei, geschähe nicht seiner eigenen Tugend oder Ehre willen, auch nicht, um dem Kaiser, dem Senat und dem Volke ein Schauspiel vorzuzeigen, sondern um Rom zu retten von den falschen Propheten, den Christen, die der Stadt und der römischen Macht Untergang und Verderben geschworen hätten; gegen diese wollte er jetzt zeugen.

Auf einen Wink des Kaisers erhebt er sich, küßt der Kaiserin und Helene die Hand, verbeugt sich vor den Senatoren und Rittern und geht mit feierlich abgemessenen Schritten nach der Kante des kapitolischen Felsens zu, wo sich dieser über das Forum erhebt. Hier bleibt er stehen.

Das Gemurmel, das ihn begrüßte, ist verstummt, und er steht da, weit hinausschauend über die esquilinischen und palatinischen Hügel, über die unzähligen Massen des römischen Volks, die Beherrscher der Welt, die jetzt bei dem ersten Zeichen seiner Wunderkraft bereit sind, sich vor ihm in den Staub zu werfen. Er sieht dem Tage entgegen, wo die Säulen dieser Tempel sein Bildnis tragen und auf den Altären ihm zu Ehren Räucherwerk angezündet wird. Bei diesem Gedanken blitzen aus seinen Augen Feuer des Hochmuts, und seine Brust hebt sich vor Stolz. Dem Volke will es scheinen, als gleiche er, dort oben stehend, das Band um die Locken gebunden, die Brust halb entblößt, mit der Hand den Schlangenstab haltend, in seinem Wesen und seiner Haltung dem Asklepios, dem wohlthätigen Sohn Jupiters; in ihren Augen wächst er immer mehr in die Höhe und erreicht eine übermenschliche Größe, so daß der Felsen des Kapitols seiner mächtigen Gestalt nur als Piedestal zu dienen scheint.

Jetzt ist es doch Zeit anzufangen. Simon murmelt eine Zauberformel und thut einen Schritt, den äußersten, bis an den Rand des Abgrundes. Er streckt den rechten Fuß über den Abgrund aus, als ob er versuchen will, in der Luft sicher zu fußen.

Der Kaiser erhebt sich neugierig von seinem Thron, und das ganze Volk schweigt in atemloser Spannung.

Doch wieder steigt ein Gemurmel von hunderttausend Stimmen gen Himmel: Petrus und Paulus können nicht sehen, was die Ueberraschung des Volkes verursacht hat, aber aus dem Haufen erheben sich jetzt einzelne Stimmen: „Er hat den Felsen verlassen! er schwebt."

Simon hatte nicht länger festen Boden unter den Füßen; er stand mit dem Rande des Felsens in gleicher Höhe, aber im freien Raum, den langen, schimmernden Mantel, in dessen Falten ein leichter Wind spielte, um seine Glieder zurechtlegend. Selbst der Kaiser konnte einen Ausruf der Bestürzung nicht zurückhalten. Senatoren und Ritter sprangen von ihren Sitzen auf, um das Wunder zu sehen. Der alte Seneca redete unter lebhaften Geberden mit einigen zum Feste eingeladenen griechischen Philosophen von der denkbaren Ursache dieser Erscheinung. Ein hellenischer Künstler, der alle Erklärungen überflüssig fand, nahm seinen Zeichenstift hervor und zeichnete mit raschen Zügen Simons Stellung ab, als Muster einer plastischen Figur, wenn man sich eine solche, ohne sichtbaren Boden unter den Füßen, in dem freien Raum schwebend denkt.

Paulus und Petrus fielen auf die Kniee und falteten die Hände zum Gebet. Martialis und die anderen Christen bildeten einen schützenden Ring um die Betenden.

Nachdem Simon sorgfältig den Mantel geordnet, gab er ein Zeichen, und von dem Dache des Jupiter-Tempels hörte man Flöten, Posaunen, Zimbeln und Pauken. Gleich darauf ertönte auch Musik von dem Gipfel des palatinischen Hügels und darauf von dem esquilinischen, dem coelischen, von der Spitze des Quirinals und des Janiculus und von dem entfernten Vatikan. Rom schwamm in einem Meere von Tönen und durch dieselben hindurch erhob sich Simon langsam und feierlich, gleich dem aufgehenden Monde, wenn er immer höher und höher in dem unendlichen Raume emporsteigt.

Es war, als trügen ihn unsichtbare Hände, während er lächelnd auf das Volk herabschaute. Die Sonne glänzte auf sein goldenes Haarband und seine wogende Mantelschleppe, der Wind breitete seine langen Locken aus, und wie er stieg und stieg, schien die Luft immer durchsichtiger, damit das Volk noch lange sein olympisches Antlitz sollte schauen können.

Und das Volk rief: „Dies ist die Kraft eines Gottes, nicht eines Menschen."

Eine Weile verging; Simon wurde immer mehr ihren gespannten Blicken entrückt; nun war er nur als ein Punkt an dem blauen Himmel zu sehen. Nero, der bis jetzt im Zuschauen versunken gewesen, wandte sich gegen Helene und fragte scherzend: „Sollte der Prophet sein Versprechen vergessen und in dem Olymp verbleiben? Doch er hat die Wahl zwischen Hebe und euch, und ich bin überzeugt, er kehrt zur Erde zurück."

Simon befand sich im Anfang wohl und war mit seiner Fahrt zufrieden. Der Mantel, mit welchem er sich bekleidet hatte, besaß zwar keine tragende Kraft, aber er wurde von 12 starken Luftgeistern gehalten, die Simons Zauberspruch zu diesem Dienst einberufen hatte. In dem Mantel wie in einem weichen Tragsessel ruhend, gewährte dem Zauberer diese Fahrt einen unaussprechlichen Genuß. Die sieben Hügel der ewigen Stadt lagen tief unter seinen Füßen, ihre Tempel im Sonnenschein badend. Das Wasser des schlangenförmig sich windenden Tibers glänzte wie schmelzendes Gold, und nach Ostia hin glich es einem Lavastrom, der sich in das Meer ergoß.

Der Gesichtskreis schien sich mehr und mehr zu erweitern, die grüne Ebene von Latium zog sich zusammen, das segelbestreute Meer lag da in seiner unendlichen Ausdehnung, und die Berge Sardiniens stiegen höher und höher, während an der anderen Seite die Apenninen mit ihren nebelumhüllten Abhängen und schneeigen Gipfeln tiefer und tiefer sanken.

Simon war entzückt über diesen Anblick und trunken vor Freude bei dem Gedanken, ihm gehöre jetzt diese Welt, die mit Tempeln übersäet werden sollte, alle ihm zur Ehre errichtet, und in welchen Lobgesänge erklingen würden, ihm zur Ehre angestimmt.

Als er eine solche Höhe erreicht, daß sein Ohr nicht mehr die von Roms Hügeln aufsteigenden Töne vernehmen konnte, wurde er von einer anderen, noch weit schöneren Musik empfangen. Woher kam sie? War es die Harmonie der Sphären? Nein, aber er, der über die Lüfte herrscht, sandte tausend kleine Geister, die unsichtbar den großen Magier umschwebten, ihre Aeolsharfen erklingen ließen und mit lieblichen, einschmeichelnden Stimmen sangen: „Dies alles gehört dir, denn du bist niedergefallen und hast unseren Herrn angebetet" — und die Töne, so gedämpft sie auch waren, erfüllten das Himmelsgewölbe und hallten wie sanftes Echo wieder von den eisbedeckten Gipfeln der Alpen, von den Urwäldern Germaniens und von Afrikas Wüsten und Lybiens Bergen.

Aber ach! Diese Freude sollte nicht lange währen; sie wurde allmählich immer mehr durch eine langweilige Wahrnehmung gestört. Simon merkte, daß er nicht mehr so schön ruhte, wie vorher. Sybarit wie er war, wäre er dort unten auf der Erde schon übler Laune geworden, wenn das Kissen in seinem Ruhesessel nicht in der gehörigen Ordnung gelegen hätte; so viel mehr Grund hatte er jetzt, beunruhigt und verdrießlich zu werden. Bald wurde der Mantel zu sehr gespannt, bald flatterte er zu lose umher, es wollte scheinen, als ob die Hände, die ihn hielten, nicht fest genug anfaßten. Simon schalt die zwölf dienenden Geister und hielt sie zu ihrer Pflicht an. Sie antworteten

murrend, sie thäten schon ihre Pflicht, aber hier oben sei die Luft zu leicht und mit Dünsten von anderen Himmelskörpern vermischt. Eine Weile verging, und Simon merkte, daß die Fahrt immer langsamer wurde; erzürnt fragte er die Geister, ob sie sich vor der Nähe des Himmels fürchteten, und er drohte, er wolle sie tausend Jahre in seinen Fingerring einsperren, wenn sie ihre unerschöpflichen Kräfte schonten. Die dienenden Geister antworteten in klagendem Chor, es fühle sich so sonderbar wie nie vorher in Armen, Fingern und Krallen, und von der Erde her ließen sich zwei Stimmen vernehmen, die sie zittern machten; dort unten auf dem Forum lägen zwei knieende Männer, vielleicht wären es ihre Stimmen.

Da wurde Simon ängstlich; er dachte an Paulus und Petrus; so sehr es ihn gelüstet, in den Olymp zu steigen, so große Eile hatte er jetzt, zur Erde zurückzukehren, ehe die Kräfte den Geistern vergingen. Es war aber eine schreckliche Hinabsahrt. Bald ließ der eine Geist los, bald der andere, und die Zipfel des Mantels schlugen wie lose Segel im Sturm um die Glieder des Zauberers. Simon faßte mit beiden Händen in die oberste Kante des Mantels, er schloß die Augen, um nicht in die entsetzliche Tiefe zu blicken, seine zitternden Lippen sprachen die kräftigsten Zauberformeln aus, die je ein Sterblicher hat aussprechen können, ohne zu Asche verbrannt zu werden, und dazwischen drohte er den Geistern mit der furchtbarsten Strafe.

Diese aber klagten, sie fühlten sich immer mehr erschöpft. Als ihre Hände müde wurden, erfaßten sie den Mantel mit ihren Zähnen oder suchten ihn mit den kralligen Füßen festzuhalten. Gewiß waren sie sehr diensteifrig, aber wer läßt sich zwingen über sein Vermögen?

Noch befanden sie sich so hoch, daß Simon keinen Laut von den Posaunen, Pauken und Zimbeln vernehmen konnte; seine Lage war eine verzweifelte. Da kam mit sausendem Flügelschlag durch die Lüfte geflogen der alte Drache, Michaels Gegner und Todfeind. Mut! rief er Simon zu und peitschte seine dienenden Geister mit wütenden Geißelhieben, um ihre Glieder zu erwärmen und ihre starren Hände zu erweichen.

Nun hörte Simon Pauken und Zimbeln; noch einige Sekunden und er vernahm das Getöse von hunderttausend Menschenstimmen wie von einem entlegenen Wasserfall herbrausen.

„Noch einen Augenblick und ich bin gerettet! Noch einen Augenblick und ich stehe vor Cäsar und bringe ihm den Gruß der olympischen Götter dar! Noch einen Augenblick und ich habe gesiegt!“

So dachte er; aber jetzt in dem letzten, entscheidenden Augenblick bahnten sich Petrus und Paulus einen Weg durch den Volkshaufen auf dem Forum und riefen mit einer Stimme, die weithin gehört wurde:

„Herr, Herr! Zeige, daß seine Künste ohnmächtig sind, daß er dieses Volk nicht irre führe! Und laß den falschen Propheten den Fall überleben, damit er gestehe, überwunden zu sein.“

Kaum hatten die Apostel dieses Gebet ausgesprochen, als die Geister den Zaubermantel losließen und in wilder Ausgelassenheit taumelnd, heimtückisch, verblüfft oder schadenfroh in alle Weltgegenden flatterten. Simon war jetzt nur einige Faden von dem Erdboden. Er stürzte herab zu Neros Füßen und lag da mit gebrochenen Beinen, ohnmächtig und blutend.

In demselben Augenblick war Helene verschwunden, nur ihr Stirnband wurde an der Stelle gefunden, wo sie gesessen. Aber einige behaupten, eine kleine Schlange gesehen zu haben, die sich an Nero hinaufschlängelte, sein Diadem umwand und sich dann in den Locken verbarg.

Gefühl und Phrase.

Von

K. Krauß.

Alfred, ein Jüngling von 19 Jahren, ist eben im Begriff die Hochschule zu beziehen. Die erhabenen Muster des klassischen Altertums haben sein von Natur für das Edle empfängliches Gemüt mit hohen Gedanken und schönen Vorsätzen für die Zukunft angefüllt. Dankbar schaut er auf die vergangenen Tage zurück, und Großes erwartet er von den kommenden. So gestimmt, unternimmt er an einem heiteren Herbstmorgen einen Spaziergang an der Seite seines Vetters Ernst, der bereits die Studienjahre hinter sich und das erste juristische Examen bestanden hat. Die wärmenden Strahlen der Sonne dringen in Alfreds Inneres und locken das, was er bis jetzt in sich verschlossen hatte, an das Licht des Tages. Er folgt dem unwiderstehlichen Drang, der ihn ergreift und macht den älteren Gefährten, dessen höhere Weltweisheit er in jugendlicher Unbefangenheit von jeher angestaunt hat, zum Vertrauten seiner Empfindungen. Ergriffen von dem Feuer, das von ihm selbst ausstrahlt, formt er, was nur Gefühl gewesen ist, zu Gedanken, kleidet die Gedanken in Worte und läßt die Worte zu einer Beredsamkeit anschwellen, die mit der Größe des Gegenstands Schritt hält. Er schildert den Genuß, welchen das Versenken in die Natur dem Menschen bereitet, er singt das Lob der Kunst, er rühmt die Tröstungen der Religion, vor allem aber preist er das Glück der Liebe — Liebe in jeglicher Gestalt, zunächst zu Eltern, zu Geschwistern, wie sie ihm selbst schon zu teil geworden, dann in Gestalt eines Freundschaftsbundes, den er im Verlauf der kommenden Universitätsjahre zu knüpfen hofft, und endlich Liebe zu einem wackeren Mädchen, wenn er sich einmal in der Welt eine Stellung errungen. Alfred hat geendet und schaut erwartungsvoll mit geröteten Wangen und verhaltenem Atem auf den Vetter, dessen Ausspruch er dem eines Orakels gleich zu achten pflegt. Das Orakel hat mit überlegener Gönnermiene zugehört und läßt sich nun also vernehmen: „Das ist alles schön und gut; auch mir ist einmal Aehnliches in den Sinn gekommen. Aber wenn du erst in meinem Alter stehst, wirst du begreifen, daß Liebe und Freundschaft nichts als Phrasen sind". Eingeschüchtert schweigt Alfred. Die Worte des älteren Genossen, dem er höhere Einsicht zuschreibt, haben zum ersten Mal leise an dem Glauben an seine Ideale gerührt. Doch bald überwindet sein gesundes Empfinden die aufsteigenden Zweifel, nur daß er die Bilder, welche ihm die Seele füllen, ängstlich verschließt, bis sie die Stunde der Begeisterung von neuem aus der Tiefe hervorlockt. Und „Phrasen

Phrasen" muß er da von neuem als Antwort hören. So wird er schließlich sich sorgfältig hüten, seinen Mitmenschen zu zeigen, daß er Gefühl hat, wenn er nicht etwa gar selbst dahin gelangt, den Ausdruck des Gefühls für Phrase zu halten. —

Dort wird vor dichtgedrängtem Zuschauerkreis eine patriotische Festrede gehalten. Der Redner giebt sein Bestes, und was er sagt, schöpft er aus einem überzeugten Herzen. Da der Gegenstand schon bei hundert ähnlichen Gelegenheiten erschöpft worden ist, kann er freilich wenig neue Gedanken vorbringen, ja nicht einmal immer den alten Gedanken neue Worte leihen: dafür fühlt er selbst den Inhalt seiner Rede durch und versteht die Kunst, ihn empfängliche Gemüter nachfühlen zu lassen. Lauter Beifall wird ihm zu teil. Am eifrigsten klatschen ein paar Jünglinge: da hören sie hinter sich die halblauten Worte: „Abgedroschene Phrasen"! Entrüstet drehen sie sich um. Der sie gesprochen, ist ein Mann in mittleren Jahren aus den besten Ständen mit einem klugen Gesicht, das Kenntnis der Welt und Menschen verrät. Die Jünglinge lassen zwar für jetzt ihr gerades Urteil nicht bestechen, ja um ihre Selbständigkeit zu erweisen, jubeln sie um so stürmischer Beifall. Aber später geht der Same vielleicht doch auf. Auf den einen oder anderen der Jünglinge macht jenes mit solcher Sicherheit ausgesprochene Wort Eindruck, er versucht sich darin, ebenfalls mit überlegener Miene absprechende Urteile abzugeben, und wer weiß, ob er nicht nach ein paar Jahren es dazu bringt, bei ähnlichen Gelegenheiten anderen die Freude zu verderben und die Empfänglichkeit für das Schöne zu vergiften.

Wir leben in einer Zeit, in welcher man rasch bei der Hand ist, Aeußerungen des Gefühls für Phrase zu erklären. Wir leben ja im Zeitalter des Realismus. Die wilde Jagd nach Rang und Reichtum läßt keinen Raum für das nutzlose Empfinden, und selbst wenn einer noch edler Empfindungen fähig ist, ist es doch verpönt, von dem zu reden, was das Herz erfüllt. Man betrachte einmal unsere Jugend von heute! Das Lob der Strebsamkeit kann ihr niemand vorenthalten. Aber macht sie auch von dem, was allezeit ihr schönes Vorrecht gewesen ist, an die Ideale zu glauben und die Ideale hochzuhalten, den gebührenden Gebrauch? Das Treiben auf den Hochschulen giebt die beste Antwort auf diese Frage. Genußsucht und Blasiertheit auf der einen Seite, Wettbewerb um gute Noten in den Examina auf der anderen lassen edlere Bestrebungen nicht mehr aufkommen. Den guten Samen, der auf den Gymnasien in einige empfängliche Herzen gelegt worden ist, erstickt das studentische Leben, ehe er aufgeht. Was läßt sich von den anderen Kreisen erwarten, wenn diejenigen, die dazu berufen sind, die höchsten geistigen Schätze der Menschheit zu hüten, sich ihres Rechts, welches ihnen eine heilige Pflicht sein sollte, entäußern?

Man mustere einmal die geläufigen Gesprächsgegenstände unserer Jugend durch; sie enthalten von dem, was der Verstandesmensch des 19. Jahrhunderts Phrase nennt, weit weniger als wünschenswert. Nicht zu reden von Unterhaltungen, wie sie Mädchen unter einander pflegen, von Unterhaltungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechts, denen durch Sitte oder Unsitte bestimmte Grenzen abgesteckt sind: um nur zu reden von den Gesprächen der männlichen Jugend unter sich in vertrautem Kreise. Einen wie breiten Raum nehmen da die seichtesten Alltagsdinge ein, einen wie bescheidenen die höchsten Interessen der Menschheit. Mit welcher Peinlichkeit wird meist alles vermieden, was das Vorhandensein von Gefühl verraten könnte. Aus Furcht vor dem spöttischen Lächeln der Genossen schweigen die edler Veranlagten, wenn sie nicht schwach genug sind, in den Ton einzustimmen, den jene starken Charaktere anschlagen. Und selten genug gewinnen es selbst die nächsten Freunde über sich, ihre geheimsten Gedanken, ihre tiefsten Gefühle sich gegenseitig mitzuteilen. Als ob es überhaupt eine Schande wäre, solche zu haben, als ob der, welcher sie besitzt, sich nicht eines beneidenswerten Reichtums erfreute und der andere dagegen arm, bettelarm wäre. Solche Jünglinge wachsen zu Männern heran, welche die Pflichten, die sie ihrem Vaterland, ihrem Beruf, ihrer Familie schulden, in musterhafter Weise erfüllen mögen, die aber keinen Sinn und kein

Verständnis für die Ideale haben. Da sie hochmütig das verachten, was allein im Stande wäre, ihnen das Herz frisch und jung zu erhalten, werden sie vor der Zeit zu trockenen Philistern, die über die nächstliegenden Pflichten und Interessen nicht hinauszuschauen vermögen. Die Künste gelten ihnen für unnütz, die Künstler für zu entbehrende Müßiggänger. Gute Musik, schöne Gemälde, treffliche Bücher betrachten sie höchstens als unvermeidlichen Zeitvertreib für Frauen und Arbeitsunfähige. Da sie sich so den edelsten geistigen Bestrebungen der Nation gleichgültig, wo nicht feindselig gegenüberstellen, verlieren sie die Begeisterungsfähigkeit völlig. Das Gefühl hat sich in den verborgensten Winkel ihres Innern zurückgezogen, und es bedarf außerordentlicher Gelegenheiten, um dasselbe zu Tage zu fördern.

Wir haben die Wertherperiode im Leben wie in der Litteratur hinter uns, und das ist gut. Viel besser wäre es freilich, wenn es unserem Zeitalter auch schon gelungen wäre, sich aus den Fesseln des Realismus und Naturalismus loszureißen und zwischen letzterem und der Sentimentalität im Leben und in der Kunst wieder das Gleichgewicht herzustellen. Denn Leben und Kunst fördern ja stets im gleichen Zeitalter die gleichen Erscheinungen zu Tage und bedingen sich wechselseitig. Wie man dort Gefühlsäußerungen für lächerlich hält und als Phrasen bezeichnet, hat man hier die herbe Wahrhaftigkeit an die Stelle der heiteren Schönheit zu setzen gesucht. In der Musik ist das Charakteristische an der Stelle der Melodie zur Herrschaft gelangt, der Malerei scheint möglichst getreue Abbildung der Formen der Körper für wichtiger, als Vergeistung des Stoffs, in der Litteratur macht sich eine starke Strömung geltend, welche die gebundene Redeweise für unwürdige Spielerei erklärt. Weg mit dem Vers! es lebe die Prosa, „die kräftige Prosa“, wie das köstliche Schlagwort heißt. Aechte Poesie ist in den Augen unserer Realisten Phrase, und den Dichter, dem es gelungen, die erhabensten Gedanken in die schönsten Verse zu bringen, Schiller, nennen sie einen — Phrasenmacher. Selbst die Wissenschaft bequemt sich, dem Geist des Jahrhunderts ihren Zoll zu entrichten. Man beginnt die alles bezwingende Macht des Genies zu leugnen und versucht den größten dramatischen Dichter aller Zeiten von der Höhe seines Jahrhunderte lang besessenen Ruhms zu stürzen, um den Naturphilosophen auf den frei gewordenen Thron zu erheben. Keine dieser Erscheinungen besteht für sich: sie sind alle die Glieder einer einzigen zusammenhängenden Kette.

Wir Kinder eines begeisterungsarmen Jahrhunderts haben uns das Vorrecht genommen, alles in den Staub zu ziehen, was unseren Vätern heilig gewesen ist und woran sie geglaubt haben. Wir scheuen uns, von Freundschaft und Liebe, Religion und Vaterland, Natur und Kunst, von allem, was ein edles Herz hochhalten soll, mit Wärme zu reden. Um dem Vorwurf der Phrase zu entgehen, verbannen wir die Gefühle in die Tiefen unserer Brust. Wenn sie nun schließlich dort zusammenschrumpfen und vertrocknen, daß sie nicht mehr vorhanden sind für den Augenblick, in welchem es gilt, sie zu bethätigen? Wehe uns, wenn es einmal dahin gekommen ist, daß der kalt rechnende Verstand die unumschränkte Herrschaft angetreten hat! Welche neuen Ideale will er an Stelle der alten setzen? An Stelle von Göttern hölzerne Götzen, für die es sich weder zu leben noch zu sterben verlohnt.

Monatsschau.

Politik.

Das erste parlamentarische Interesse nimmt immer noch die Militär-Vorlage in Anspruch, umsomehr als es den Anschein hat, daß sie recht bald nach Ostern zu einer Auflösung des Reichstages und zu Neuwahlen führen wird.

In der Kommission hat der verflossene Monat die Entscheidung gebracht. Das Votum ist ablehnend ausgefallen. An Versuchen der „Verständigung“ hat es nicht gefehlt. Aber was der Reichskanzler wollte, fand keine Mehrheit, und was die Parteien wollten, verwarf der Kanzler. Ueberdies aber herrschte unter den Parteien vollendete Uneinigkeit. Das Centrum und der Freisinn wollten Herabsetzung der Dienstzeit, aber Beibehaltung der gegenwärtigen Friedenspräsenz. Die Nationalliberalen kamen auf Grund der Vorschläge des Herrn von Bennigsen etwas weiter entgegen, aber nicht weit genug, um die Festigkeit des Kanzlers zu brechen. Das Ende war Ablehnung.

Es wird nun Mitte April die Sache vor das Plenum des Reichstags kommen — aller Mutmaßung nach auch dort vergeblich. Denn sofern die Regierung fest bleibt, und es hat den Anschein, daß sie fest bleiben will, ist auch hier auf Annahme so wenig zu rechnen, als auf gangbare Kompromisse. Die große Zukunftsfrage ist jetzt im Grunde schon die: Was wird bei den Neuwahlen, die im Mai oder Juni bevorstehen, herauskommen? Wird eine Mehrheit zu Gunsten der Regierung sich zusammenfinden oder nicht?

Wir wagen uns nicht auf das Glatteis der politischen Prophezeiung. Immerhin wird es zulässig sein, die Chancen des Sieges oder der Niederlage vorweg ins Auge zu fassen. Und da ist nicht zu verkennen, daß der Regierung manches Moment der Lage zu statten kommt. Von Wert ist es zunächst für sie, daß die Vorlage zwei populäre, agitatorisch verwertbare Reformen in Aussicht stellt: die zweijährige Dienstzeit und die Verjüngung der Landwehr. Diesen beiden Gesichtspunkten ist auch der einfachste Mann im Volke zugänglich. Günstige Momente sind ferner, daß die antisemitische und die agrarische Agitation gerade jetzt eine große Anziehungskraft ausüben, und daß die meisten Vertreter dieser beiden Richtungen der Heeresvorlage nicht unfreundlich gegenüberstehen. Ungünstig dagegen ist es, daß die Socialdemokraten außerordentlich stark agitiert haben, und daß mithin gar nicht zu berechnen ist, wie weit hier in den breiten Massen der sociale Haß alle anderen Rücksichten zurückdrängen wird, auch die vielleicht vorhandene Zustimmung zu der in einigen Punkten nicht unpopulären Vorlage.

Nach alledem ist ja freilich der Tag des Sieges noch nicht angebrochen; andererseits aber auch noch kein ausreichender Grund vorhanden zu dem hoffnungslosen Pessimismus, der hier und da konservative Kreise auf Ausnahmemaßregeln sinnen läßt. Gewiß können ja im politischen Leben Fälle kommen, wo das „primum vivere, deinde philosophari“ von der gesetzlichen Lösung vorhandener gordischer Knoten entbindet, und ein kräftiger Schlag mit dem Schwert dem geltenden formalen Recht gegenüber als das beste Recht sich darstellt. Dergleichen Fälle sind denkbar in unserer durch die Sünde so gründlich zerrütteten Weltordnung. Aber von den gegenwärtigen Zuständen bis zu solchem Standpunkt der Verzweiflung ist unseres Erachtens doch noch ein weiter Weg. Die Versuche, das Notwendige auf friedlichem, gesetzlichem Wege zu erreichen, sind noch keineswegs erschöpft. Wir argwöhnen freilich, daß manche Freunde Napoleonischer Maßregeln doch vielleicht die stille Hoffnung hegen, mit etwas Diktatur nicht nur um die Heeresfrage, sondern auch um die Socialdemokratie und andere Unbequemlichkeiten der Gegenwart herumzukommen. Und vorübergehend könnte das ja auch sein. Aber auf die Dauer glauben wir, daß doch die Enttäuschung folgen, und daß ein Staatsstreich unsere Lage um gar nichts verbessern würde.

Mit weit größerem äußerlichem Lärm verbunden, aber von erheblich geringerer innerer Bedeutung waren diejenigen Reichstagssitzungen, welche dem merkwürdigen Neuling auf parlamentarischem Boden, dem Abgeordneten Ahlwardt, galten.

Wir halten auch heute noch an unserer früher geäußerten Meinung fest, daß dieser Mann der Aufregungen im Grunde das Gute will, und daß er anständiger und ehrlicher von Gesinnung ist, als viele seiner Gegner, besonders als die, die den meisten Lärm machen. Als Politiker freilich ist er noch von so außerordentlicher Naivität und Unerfahrenheit im Urteilen und Vorgehen, daß er der Sache, die er vertreten will, den größten Schaden zufügt. Seine an einzelnen Fällen gewonnene Erkenntnis, daß auch in unserem öffentlichen Leben viel Korruption vorhanden, und die gewiß nicht unrichtige Vermutung, daß Vertreter der jüdischen Großfinanz in Berlin und deren parlamentarische Agenten damit in Verbindung stehen, hat sein Mißtrauen derart geweckt, daß er ohne weiteres jeden Verdacht als erwiesen annimmt, sobald es sich um Juden handelt, und ohne im geringsten auf Beweismittel Bedacht zu nehmen, auch öffentlich solchen Verdacht als Thatsache hinstellt. Seine rednerische Schule ist eben die Berliner Volksversammlung gewesen, wo man die unglaublichsten Dinge vorbringen darf, wenn sie nur witzig und lustig sind und dem Partei-Interesse entsprechen. Ahlwardt hat sich nun zu seinem Unglück nicht gescheut, die Volksversammlungspraxis einfach auf den Reichstag zu übertragen und sowohl in der „Judenflinten“-Sache, wie hinsichtlich des Reichs-Invalidenfonds Behauptungen aufzustellen, die er bis heute wenigstens nicht hat beweisen können. Das ist ihm nun insofern schlecht bekommen, als der Reichstag sich einstimmig gegen ein solches Verfahren aufgelehnt hat. Ahlwardt freilich bleibt dabei, daß er noch beweisen werde, was er behauptet, und klagt den Reichstag an, daß dieser von ihm eine Verteidigung sofort verlangt habe, die er erst später geben könne und wolle.

Wie immer diese Sache enden mag — jedenfalls handelte es sich bei der Ahlwardt-Debatte um mehr als nur um die Person des Mannes. Eine ganze Reihe zusammenwirkender Umstände erhebt die Vermutung zur Gewißheit, daß ein wohlangelegter Plan der Linken dem Feldzug zu Grunde gelegen hat. Herr Richter wußte zunächst den nichts ahnenden Ahlwardt zu unbedachten Aeußerungen zu verleiten und stürzte sich dann mit Rickert und anderen auf ihn, um zunächst seine Person, in und mit dieser aber den ganzen Antisemitismus als solchen zu treffen und politisch und moralisch zu vernichten.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß, obwohl der Vorstoß der Linken unter Eugen Richters Führung wohl überlegt und bis ins kleinste vorbereitet war — Herr Richter führte sogar das gerichtliche Erkenntnis im Stöcker-Bäcker-Prozeß vorsorglich bei sich — und die Rechte gewissermaßen überrumpelt wurde, dennoch die Linke parlamentarisch den

kürzeren gezogen, ganz sicher wenigstens keinen Gewinn aus dem Scharmützel davongetragen hat. Das Verdienst an diesem Sieg über die „Judenschutztruppe" gebührt nicht zum wenigsten den konservativen Antisemiten, die rücksichtslos und schlagfertig den Angreifern von links her zu dienen wußten.

Wenn darum hier und da jetzt auf der Rechten Besorgnisse laut werden, es könnten die Antisemiten bei kommender Wahl in konservative Wahlkreise „einbrechen", und auf Kosten der Rechten sich politisch zu bereichern suchen, so erfüllt uns diese Aussicht, auch wenn sie im Ernst vorhanden wäre, mit geringer Besorgnis. Ein Tropfen demagogischen Oeles ist in unseren Tagen des allgemeinen Stimmrechts schlechterdings nicht zu entbehren. Und so wenig wir für den Augenblick die Socialdemokraten im Reichstag entbehren möchten als die unbequemen Mahner der Kapitalisten an die Socialreform, so wenig möchten wir die Antisemiten entbehren bis zu dem Augenblick, wo die Forderung unseres Programms „christliche Schule, christliche Obrigkeit" zur gesetzlichen Wahrheit geworden.

Uebrigens gilt es anerkennen, daß die Konservativen auf diesem Wege zielbewußt vorschreiten: „Der Reichstag wolle beschließen: die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem Israeliten, die nicht Reichsangehörige sind, die Einwanderung über die Grenzen des Reichs untersagt wird", so lautet nunmehr der erste Antrag der Reichstags-Fraktion, welcher bestimmt ist, die Programmforderung vom 8. Dezember v. J. in die Wirklichkeit zu übersetzen. Und wir sind überzeugt, daß diese wie jede mutige, offene Stellungnahme sich Zustimmung erobern wird.

Denn wie mißlich das Diplomatisieren gerade für Parteileitungen ist, hat nun auch das Centrum im verflossenen Monat am eigenen Leibe erfahren müssen. Die gegenwärtigen Führer dieser Partei wollten Windthorst nachahmen, aber ohne seine Autorität und ohne sein Geschick haben sie es nicht zu stande gebracht Und es ist ein eigentümliches Spiel der Nemesis, daß, obschon der demokratische Herr L i e b e r gerade derjenige im Vorstand ist, der fortwährend nach links drängt und die konservativen Elemente herabdrücken will, nun plötzlich der bekannte Herr F u s a n g e l, obschon Demokrat, gegen Liebers Willen gewählt werden mußte, unter vier katholischen Kandidaten gleichzeitig vom Volk mit ungeheurer Mehrheit erkoren und von der Parteileitung mit offiziellem Stempel in den Bann gethan und geächtet.

Für Lieber und Genossen ist das Ereignis ein harter Schlag. Uebertriebene Hoffnungen knüpfen wir freilich nicht daran. Der vielberufene „Turm" des Centrums steht auch heute noch fest, trotz Fusangels Wahl, und es wäre sehr verkehrt, aus einem solchen Einzelfall generalisierende Schlüsse zu ziehen. Auf der anderen Seite glauben wir freilich auch, daß die Rechnung des Centrums, mit der vermeintlichen Unpopularität der Militärvorlage Erfolge gegen die Regierung zu erringen, höchstens im deutschen Süden, und auch da nicht überall zutreffen dürfte. In Nord- und Mittel-Deutschland denkt man ganz anders und resignierter über die Heeresverstärkung. Gewiß — populär im Sinne einer begeisterten Hurrahstimmung ist die Militärvorlage nirgends. Auf neue Lasten freut sich kein Mensch. Aber glücklicherweise giebt es doch in Deutschland unter allen Konfessionen noch Männer genug, die bereitwillig auch neue Lasten auf sich nehmen, wenn die patriotische Pflicht es fordert. In diesem Sinne sind zweifellos auch viele Katholiken für eine Vermehrung der Armee zu haben, mag diese sich nun vollziehen nach der Vorlage Caprivi, oder auf anderer dasselbe Ziel erstrebender Grundlage. Und der Wunsch, die Jesuiten zurück zu bekommen, ist auch sehr viel „brennender" bei den parlamentarischen Drahtziehern, als gerade bei dem wahltaktisch so wichtigen niederen Klerus. Aus der Rückkehr der Jesuiten wird dieser keine Kabinettsfrage machen.

Zum Kapitel der römischen Propaganda ist wiederum eine fürstliche Verlobung zu erwähnen, diejenige des E r b g r o ß h e r z o g s v o n L u x e m b u r g mit der katholischen

Prinzessin Maria Anna von Braganza. Es kann kein Zweifel sein, daß bei dieser Verlobung das Versprechen der katholischen Kindererziehung gegeben sein wird, daß mithin das nassauische Fürstenhaus nunmehr in die katholischen Regentenfamilien eintritt. Ein Bruder des Großherzogs ist bereits vor zwei Jahren konvertiert. Erinnert man sich bei solcher Gelegenheit daran, daß auch andere deutsche Fürstenhäuser, wie Württemberg und Coburg, wieder mehr oder weniger nach Rom neigen, auch in das mecklenburgische Fürstenhaus durch Mischehen Bresche gelegt ist, so kann man sich der Sorge nicht erwehren, daß in den nächsten Jahrzehnten die Ultramontanen manche neue einflußreiche Position in Deutschland wiedergewinnen werden. Und ebenso kann man sicher sein, daß jede gewonnene Position unerbittlich im Interesse der Propaganda ausgenutzt werden wird, die stets nach „Freiheit" ruft, wo sie in der Minderheit ist, und Gewalt braucht, wo sie die Mehrheit und die Macht hat. Ja, erinnert man sich daran, daß sie vor kurzem selbst in Berlin schon um ein hohes Sterbebett ihre schwarzen Netze gesponnen hatte, so ist solches Gedenken recht wohl geeignet, die evangelische Christenheit daran zu mahnen, daß ihre Hoffnung nicht auf den Großen der Erde und auf dem weltlichen Arm bestehen darf, sondern allein auf den unwandelbaren Verheißungen und auf ihrem unsichtbaren Haupt.

* * *

In Frankreich hat es einen neuen Akt in dem Panama-Schauspiel gegeben. Es sind wieder eine Reihe Parlamentarier und Minister zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt worden. Freilich zeigt sich auch darin die Korruption, daß manche sich den Gerichten hartnäckig entziehen und nicht gefaßt werden, obschon man sie fassen könnte. Eiffel ist verschwunden; von den beiden jüdischen Agenten Arton und Herz reist der eine in England, der andere in Italien, ohne daß sie verhaftet werden. Uebrigens ist jetzt das Interesse am Prozeß selbst einigermaßen erloschen. Dagegen sind die Parteien sehr eifrig bei der Arbeit, die Sache parteipolitisch zu fruktifizieren. Bisher sind aber nennenswerte Erfolge auf keiner Seite erzielt, und die Republik wie das Ministerium den parlamentarischen Angriffen gegenüber siegreich geblieben.

Einige Aufregung erregte in Paris der plötzliche Tod des eben erwählten Senats-Präsidenten Jules Ferry, desselben, der als Minister vor einigen Jahren wegen Anzettelung eines Krieges zu Gunsten einer Aktiengesellschaft, deren Aufsichtsrat er war, in der Versenkung verschwinden mußte. Der Verstorbene galt für einen Freund Deutschlands. Doch ist es mit dieser Liebe nicht allzu weit her gewesen, denn noch in seinem Testament finden sich chauvinistische Redensarten. Richtig ist, daß Ferry ein Gegner des russischen Bündnisses war. Im übrigen ist er ein geriebener fin de siècle-Politiker gewesen, wie die Panama-Leute auch, und hat es trefflich verstanden, politischen Einfluß in bar Geld zu verwandeln.

Das englische Unterhaus, welchem Gladstone nur vier Tage Osterpause gewähren wollte, hat Ferien gemacht bis zum 10. April, und wird dann sofort in die Debatte über die zweite Lesung der irischen Bill eintreten Einstweilen sind die Führer der beiden großen Parteien erkrankt. Der alte Gladstone hat einen leichten Influenza-Anfall und auch Lord Salisbury ist an das Zimmer gefesselt. Bis zu dem großen Homerule-Turnier werden sie voraussichtlich wieder frisch bei Kräften sein. Nach Ostern wird in Irland eine große Gegen-Homerule-Bewegung organisiert, an welcher sich Lord Salisbury und Chamberlain als Redner beteiligen werden. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß Gladstones Aktien sinken. Als einer der schärfsten Gegner seiner irischen Politik bekennt sich der berühmte englische Historiker William Edward Hartpole Lecky, der Verfasser der „Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert", welcher eine Gesetzwerdung

von Gladstones Home-Rule für einen der verhängnisvollsten Wendepunkte in der englischen Geschichte erklärt. Großbritannien, schreibt Lecky, würde geschwächt, Irland zu Grunde gerichtet, das Kapital aus der grünen Insel verscheucht und das Volk noch schärfer in zwei unversöhnliche Hälften gespalten werden.

Kolonialpolitik.

Nun ist also der Kolonialetat im Reichstage in erster Lesung angenommen und doch bleibt die koloniale Lage durchaus im Ungewissen. Was den Leitern der Regierungspolitik in colonialibus vorgeschwebt hat, geht fast aus jedem Punkt des Etats hervor, es ist die Schaffung einer im Parlament leicht zu verteidigenden Position, die endlich geeignet wäre, keine Gegnerschaft mehr, weder von rechts noch von links, hervorzurufen und auf diesem einen Gebiete unseres politischen Lebens das Schauspiel eines einigen Reichstags der staunenden Welt zu bieten. Brachte der Chef der Kolonialabteilung, Dr. Kayser, dies fertig, so mußte er wohlgelittene Person ersten Ranges werden: man liebt es nicht, die Linke unnötig zu reizen, wenn aus ihrem Schoße so bitter ernst gemeinte Versuche gemacht werden, regierungsfähig zu werden, und sollte es auch ein paar Bataillone kosten. Aber — das war einmal und ist heute schon vorbei; wo lustig die zarten Pflänzchen freisinniger Hoffähigkeit ins Kraut schossen, sind jetzt nur noch die großen Fußspuren eines bekannten Wasserstiefels. Und wenn wirklich die „versöhnliche“ Stimmung der ersten Lesung des Etats auch über der zweiten und dritten schweben sollte, so wäre das doch nur ein kümmerlicher Erfolg einer kurzatmigen Augenblickspolitik. Denn was wir im Januarheft voraussagten, ist schneller eingetroffen, als wir geahnt haben: Der Kolonialetat erweist sich als nicht ausreichend.

Nach Südwestafrika sind 200 Mann Verstärkung für die Schutztruppe gesandt, die jetzt schon an Ort und Stelle sein werden. In Ostafrika aber sind die Mittel des Antisklavereiunternehmens nahezu erschöpft und die Reichsregierung sieht sich in der Lage, die bisherigen Ergebnisse des Unternehmens, wenigstens die Dampferstation am Nyassasee und den dorthin transportierten Dampfer „Hermann von Wißmann“, zu übernehmen. Beide Maßnahmen liegen außerhalb des genehmigten Etats, eine Nachtragsforderung ist also sicher. Es fragt sich nur noch, wann sie erscheinen und welchen Umfang sie annehmen wird. Bald notwendig wird die Forderung für Deutsch-Südwestafrika werden, denn sie besteht in der Besoldung der neuen Mannschaften, und dies allein macht einen Betrag aus, welcher die ganze bisherige Bewilligung übersteigt. Anders liegt die Sache in Ostafrika, wo der Reichsregierung ein Zuschuß von $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark zur Verfügung steht „zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur Stärkung des deutschen Einflusses“. Da dieses Ziel auch das deutsche Antisklavereiunternehmen verfolgt, so kann die Reichsregierung auf die Weiterführung seiner Projekte, zunächst des Wißmann-Dampfer-Unternehmens, mit voller Berechtigung den Reichszuschuß verwenden und mit der Nachforderung erst hervortreten, wenn die jetzt bewilligte Summe zu Ende geht. Freilich wäre unseres Erachtens dies Verfahren in jeder Hinsicht verkehrt, denn die Ungewißheit, wieviel später nachbewilligt wird, müßte lähmend auf der gesamten deutschen Verwaltung liegen, und dies in einer Periode, wo fast an allen

Punkten des Schutzgebietes nicht nur eine feste Hand, sondern auch eine Entfaltung größerer Mittel not thut. Wenn es z. B. in Deutschland vielfach als feststehend galt, daß nach der endgültigen Niederwerfung des Araberaufstandes das Küstengebiet völlig gesichert sei, so hat das jüngst gemeldete Gefecht bei Mandera, dem der bekannte Feldwebel Kühne zum Opfer fiel, gezeigt, daß eine Entblößung der Küste von Besatzungstruppen zu Gunsten des Inneren unthunlich ist. Mandera liegt wenige Meilen von Dar-es-Salaam, und das Vorkommnis beweist, daß der Respekt vor dem Centrum der deutschen Verwaltung kein allzu großer sein kann. Und doch hat Dar-es-Salaam die stärkste Garnison der ganzen Küste. Glücklicherweise scheint allerdings schon die Anwesenheit des stellvertretenden Gouverneurs v. Schele eine Aenderung der Praxis im Schutzgebiete herbeigeführt zu haben. Wenigstens läßt die große Anzahl der in neuester Zeit gemeldeten Gefechte darauf schließen, daß nicht mehr der unglückselige Grundsatz herrscht, kriegerische Verwicklungen zu vermeiden, sei das erste Prinzip im Schutzgebiete. Wohin dies vom Grafen Caprivi noch in der letzten Etatberatung verteidigte System geführt hat, wird illustriert durch eine Meldung des deutschen Wochenblattes, worin gesagt wird, daß der Oberführer der Schutztruppe s. Zt. das Kilima-Ndjaro-Gebiet hat räumen müssen, trotzdem er an 400 Mann zum Kampfe gegen Meli, den Häuptling von Moschi, zur Verfügung hatte. Meli aber hatte ihm sagen lassen, er werde mit dem Stock kommen(!), wenn die Schutztruppe sein Land nicht räume. Man mag nun dahingestellt sein lassen, ob Frhr. von Soden in diesem Falle für den Abzug des Kommandos verantwortlich zu machen ist, oder ob er nicht selbst, wie wir annehmen, strikte Ordre von Berlin hatte; jedenfalls braucht man nicht alter Soldat zu sein, um sich die wahrhaft beschämende Wirkung eines solchen Auftretens der Deutschen im Schutzgebiete klar zu machen. Das wird nun hoffentlich anders werden, gleichgültig, ob die Wandlung durch den Rücktritt des Frhrn. von Soden, durch größere Selbständigkeit des Nachfolgers, oder vielleicht durch den Abgang des Grafen Caprivi herbeigeführt wird, ein Fall, der unbedingt unseren Kolonien zum Vorteil gereichen dürfte. Charakteristisch aber wird für die Folgezeit der Umstand werden, daß ein Teil der Antisklavereibestrebungen in die Hände des Reiches übergehen wird und damit eine neue, von der Küste aus schwer zu übersehende Aufgabe an das Gouvernement herantritt.

Legt man die letzten Berichte von Wißmann zu Grunde, so darf man annehmen, daß heute der Wißmann-Dampfer bereits zusammengesetzt ist und auf dem Nyassasee schwimmt. Damit ist Deutschland achtungsgebietend auch im südwestlichen Teile der Kolonie aufgetreten, wo bisher nur drei deutsche Missionsstationen thätig waren, die es zwar verstanden haben, seit der kurzen Zeit ihres Dortseins sich Achtung bei den Eingeborenen zu verschaffen, die aber bisher auf die Gnade der Araber angewiesen waren, die mit Leichtigkeit die Niederlassungen aufheben und die Missionare töten konnten, sobald sie einmal bei ausbrechendem Fanatismus und überschäumendem Zorne über die europäische Bekämpfung des Sklavenhandels den Respekt vor dem deutschen Namen vergaßen. Sollten sich aber Wißmanns Berichte über den Zusammenschluß des Arabertums am Nyassasee zum Schutze des noch in voller Blüte stehenden Sklavenhandels und das Bündnis mit den europäerfeindlichen Wayaos am deutschen Teile der Nyassaküste bestätigen, so muß man sich darauf gefaßt machen, bald durch Nachrichten von blutigen Zusammenstößen bestätigt zu sehen, daß die Antisklavereibestrebungen dort ein bedeutendes Feld für ihre Thätigkeit gefunden haben, und daß es hohe Zeit war, die dortigen Missionsstationen zu schützen. Hierzu aber dürfte nach dem Uebergang der Nyassastation an das Reich noch eine weitere Aufgabe kommen, nämlich die Bekämpfung der Wahehe und Mahenge von Südwesten aus. Es ist begreiflich, daß jetzt schon Wißmann darauf aufmerksam macht, da diese ewig raub- und mordlustigen Stämme für die deutsche Schutzherrschaft geradezu ein bis jetzt unlösbares Problem in Betreff des Schutzes des Karawanenhandels bieten. Es ist doch wahrlich charakteristisch, daß die Wahehe es gewagt haben, gerade zur Zeit der Ankunft der sehr starken Expedition von Scheles in Kilossa,

der stärksten Schutzstation für die Karawanenstrecke Mpwapwa-Bagamoyo, ein nur zwei Stunden entferntes Negerdorf zu überfallen und mehrere Menschen zu rauben. Das wäre natürlich unmöglich, wenn sich die Wahehe nicht bei der Annäherung deutscher Truppen eiligst in das ungeheure Hinterland zurückziehen könnten, welches seit der Expedition Zelewskys noch nicht wieder bis in seine innersten Teile durchquert worden ist. Mag sich nun das Gouvernement, wie es der Fall zu sein scheint, angelegentlich mit der Vorschiebung von befestigten Plätzen in das Thal des Ruaha und weiter bis mitten in das Wahehe-Hochland befassen, so ist dies immer nur eine unvollkommene Maßregel, da das Hinterland noch groß genug ist, um den flüchtigen Räubern Zufluchtsplätze zu gewähren. Dagegen könnte ein gleichzeitiges Vorgehen vom Nyassa aus, der etwa 15 bis 20 Tagemärsche von dem Wahehegebiet entfernt liegt, also von Süden aus, und von Kilossa und Kisaki aus, also von Norden und Osten her, sich zu einer Art Kesseltreiben gestalten, welches ein weiteres Ausweichen nicht gestatten würde. Daß Wißmann für ein solches Unternehmen, zumal auf dem bisher fast unbetretenen Wege Nyassa-Ruaha, der richtige Mann wäre, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Vorläufig aber fehlen selbst für eine neue Nordstation die nötigen Mittel, wie Frhr. von Schele berichtet; da ist natürlich an das gedachte Kesseltreiben vor der Hand nicht zu denken. Die ganze Sachlage aber läßt klar erkennen, daß es nicht angebracht wäre, die Forderung neuer Mittel vom Reichstage lange hinauszuschieben. Es giebt nichts Gefährlicheres für die Durchführung einer kriegerische Maßnahmen erfordernden Regierung, als die stetige Befürchtung, die zu knapp bemessenen Geldmittel zu sehr anzugreifen, so sehr man sonst Sparsamkeit empfehlen mag.

Nicht ohne Besorgnis sieht man in kolonialen Kreisen dem Besuch des englischen Obersten Mac Donald in Berlin zu. Es handelt sich um eine Kamerun betreffende Grenzregulierung. Derartige Vereinbarungen oder „Abkommen" haben bekanntlich in Deutschland kein allzu gutes Renommee, seitdem die bisherigen, zumal die mit England getroffenen, bislang stets mit Verlusten auf deutscher Seite geendet haben. Gerade an Kamerun knüpfen sich Erinnerungen, die für das nun einmal gottlob vorhandene Nationalbewußtsein nicht erhebend sind. Jetzt handelt es sich um die Regulierung der Nordwestgrenze, speciell im Mündungsgebiet des Rio del Rey. Man hatte diese Bezeichnung früher für den Namen eines Flusses gehalten, neuerdings hat sich aber herausgestellt, daß es sich um ein vielverzweigtes Aestuar handelt, das als solches natürlich keine „Grenze" bilden kann. Die auffällig entgegenkommende Aufnahme, welche der englische Vertreter in Berlin gefunden hat, mag uns vorläufig kein schlechtes Omen sein. Um so mehr aber sprechen wir die Erwartung aus, daß die deutsche Grenze nicht wieder zu unseren Ungunsten „reguliert" wird, zumal da es sich um das Arbeitsfeld einer Firma handelt, die, aus lauter Schweden gebildet, in der Geschichte des Schutzgebietes eine hervorragende und im deutsch-nationalen Sinne besonders erfreuliche Rolle gespielt hat. Einer ihrer Begründer, Valdau, wirkte schon bei der Besetzung Kameruns durch die Deutschen auf unserer Seite geschickt und energisch mit; es wäre ein trauriger Lohn, dafür jetzt das Arbeitsfeld der Schweden zu verkürzen, auf dem sie sich nicht nur als unternehmende Kaufleute, sondern auch als Pflanzer bewährt haben. Sie sind die einzigen Europäer in diesem Schutzgebiete, welche der Lösung der Arbeiterfrage sehr nahe gekommen sind, da es ihnen gelungen ist, Eingeborene in größerer Zahl auf ihren Pflanzungen zu beschäftigen und an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen.

Nicht minder wie die Grenzregulierung wird in engeren kolonialen Kreisen die Kameruner Hinterlandsfrage besprochen. Es ist bekannt geworden, daß eine deutsche Privatunternehmung die Sicherung der Gebiete östlich des 15. Längengrades in die Hand nehmen und nach Baghirmi vorgehen will. Wir sind nicht in der Lage, die Einzelheiten des Unternehmens veröffentlichen zu dürfen. Erwähnt sei nur, daß englischerseits

versprochen sein soll, der Unternehmung keine Hindernisse zu bereiten. Dies wäre, falls es sich um eine offizielle Erklärung der Niger-Compagnie handelt, bemerkenswert und ein erfreulicher Fortschritt gegen früher. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß das Projekt weit mehr Aussicht auf Erfolg hätte, falls das Wohlwollen unserer Regierung weniger platonisch wäre. Aber hier kommen wir auf die oft beklagte Knickerei: ein beträchtlicher Beitrag aus Reichsmitteln würde einen Zuschuß erfordern, den der Reichstag bewilligen müßte. Das aber muß auf jeden Fall vermieden werden, selbst auf die Gefahr hin, daß sich die Sache in gefährlicher Weise verzögert und an den nötigen Mitteln gegenüber der Größe der Aufgabe Mangel leidet. Wann wird diese unpolitische Politik in kolonialen Dingen ein Ende haben?

Wirtschaftspolitik.

Die Skandalgeschichte der siebziger Jahre, die Ahlwardt wieder aufzurühren versucht, ist dem Gedächtnis der meisten Menschen, auch derer, die damals schon im politischen Kampfe standen, entfallen. Die unwahre Behauptung, daß sich die Anklagen eines Gehlsen, Niendorf, Rudolf Meyer, Glogau, Emil Richter u. s. w. als vollständig haltlos erwiesen hätten, findet darum für den Augenblick bei manchen Glauben. Aber selbst wenn sie wahr wäre, würde es doch ein verhängnisvoller Fehler sein, den Ankläger nicht bis zur vollständigen Erschöpfung seines Beweismaterials anzuhören. Die antisemitische Strömung im Volke ist so stark und nimmt stellenweise einen so revolutionären Charakter an, daß jeder Versuch der Vertuschung und Unterdrückung zu den ernstesten Verwicklungen führen muß. Die Anklage richtet sich vorläufig nur gegen eine Person im jetzigen preußischen Ministerium, zugleich aber auch gegen alle Parteien, mit Ausnahme der socialdemokratischen, und die Folge der in Aussicht stehenden Untersuchung wird ohne Zweifel eine Stärkung der antisemitischen, wie der freilich an Korruption hinter keiner anderen zurückstehenden socialdemokratischen Partei sein. Der einzige Vorteil, den wir von einer gründlichen Aufklärung der Finanzskandale der Vergangenheit zu erwarten haben, ist der, daß sich eine Besserung der Zustände von damals auf heute herausstellen dürfte. Einzelne Bestechungen einflußreicher Beamten kommen immer vor, sie haben aber in den letzten zehn Jahren ganz gewiß nicht die Finanzpolitik des Reiches und Preußens in irgend einem Punkte bestimmt. So viel Ursache zum Argwohn wir auch haben, und so manches uns auch von dunklen Machenschaften der Großfinanz bekannt geworden ist, wir wüßten nichts, was zu einem Verdachte nach jener Seite hin Anlaß geben könnte. Daß Staatsaufträge an Juden vergeben werden, erscheint den Antisemiten strenger Observanz bereits als Zeichen der Korruption. Allein in allen solchen Fällen befindet sich der Staat in einer Zwangslage. Die Juden haben thatsächlich manche besonders gewinnbringende Zweige der Industrie und des Handels ganz in der Hand, und sie müßten nicht die kundigen Thebaner sein, als die sie auch von den Antisemiten anerkannt werden, wenn sie nicht bei Geschäften für den Staat die äußerste Solidität beobachteten. Wohl geht ihr Streben dahin, die Anleihe-Operationen des Reiches und Preußens in die Hand zu bekommen. Man darf sicher sein, daß sie alsdann dem Staate weit günstigere Bedingungen schaffen würden, als er sie heute hat.

Würde der Rothschildgruppe z. B. eine neue Reichsanleihe fest übergeben, um sie nach Gutdünken unterzubringen, so darf man überzeugt sein, daß die Kurse der Reichsanleihen binnen kurzem um 10 Prozent steigen und jedesmal weiter steigen würden, wenn eine neue Anleihe herausgebracht wird. Die Reichsregierung verschmäht es aber durchaus, die so oft und so dringend angebotene Hülfe der jüdischen Großfinanz auf diesem Gebiete anzunehmen, hält vielmehr an dem von der Börse verlachten alten Systeme fest. Diese und manche andere Thatsache lassen mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß die Geheimgeschichte der letzten 10 bis 15 Jahre in Deutschland keinen Finanzskandal von der Art des Panama und Panamino verbirgt.

Mancherlei hat zusammengewirkt, um die Solidität auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft wieder zu festigen. Wir sind von großen politischen Umwälzungen verschont geblieben, in deren Trübungen sich so leicht „fischen" läßt. Die Presse, namentlich die konservative, hat die Vorgänge auf wirtschaftlichem und finanzpolitischem Gebiete aufmerksam verfolgt und sich den Kampf gegen die Alleinherrschaft des spekulierenden Großkapitals angelegen sein lassen. Das hat den Finanzmächten manchen bisher gangbaren Weg verlegt. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen entzog den Banken und der Börse eines der ausgiebigsten Objekte, zugleich dasjenige, das sie in beständige Berührung mit der Staatsverwaltung brachte. Die Reform des Aktiengesetzes, so unzulänglich sie war, hat doch dem krassesten Schwindel einen Riegel vorgeschoben. Die Gründungen der letzten Jahre waren, abgesehen von einigen wenigen, die sich Banken zweiten und dritten Grades zu schulden kommen ließen, nicht unsolide.

Die Großfinanz hat sich allerdings auf anderen Gebieten schadlos zu halten gewußt. Die Auswucherung korrupter Staatswesen im Auslande wurde eine Zeitlang systematisch betrieben. Die Geschäfte mit Argentinien, Portugal und Griechenland beweisen, daß das Gewissen der Hautebanque nicht enger geworden ist. Hier ist ein Punkt, an dem wohl ein ernster Vorwurf gegen unsere Regierungen gerechtfertigt erscheint. Das Aktiengesetz umgiebt das Gründungswesen mit zahllosen Schutzvorschriften, die der Ausbeutung Leichtgläubiger und Urteilsloser vorbeugen sollen. Anleihen fremder Staaten und Aktien fremder Gesellschaften aber können nach Belieben auf den deutschen Markt gebracht werden, obwohl sie dem eigenen Staatskredit und der heimischen Industrie Konkurrenz machen und unter allen Umständen unserer Volkswirtschaft nur schädlich, nie nützlich sein können. Auch heute noch, da tausende kleiner Kapitalisten ihre Ersparnisse an Portugiesen, Argentiniern, Griechen u. s. w. verloren haben, verhält sich die Reichsregierung ablehnend gegen alle Forderungen eines größeren Schutzes vor unsoliden Emissionen.

Was überhaupt heute noch auf dem Boden des Gesetzes möglich ist an finanzieller Ausbeutung des Volkes, das haben wir oft genug geschildert. Die Betrügereien der Wolff, Schnoeckel, Sommerfeld, Loewy u. s. w. sind geringfügig gegen die großen legitimen Raubzüge der Hautebanque, und wenn etwas uns vor jeder Ueberschätzung unserer Fortschritte in der öffentlichen Moral bewahren kann, so ist es die Wahrnehmung, daß sich gegen dieses Großwuchertum in den Regierungen und in den Parlamenten nicht Hand noch Fuß rührt. Wir dürfen daher nicht müde werden, den Blick der ehrlichen Politiker von den kleinen Skandalen, die sich an die genannten Namen knüpfen, hinzulenken auf die großen Bankgeschäfte und Bankinstitute, die mit ihren Milliarden die Börse und durch die Börse den ganzen Geldmarkt beherrschen, Handel und Industrie zum Spielball der Spekulation machen, Grund und Boden nebst den Bergwerken mobilisieren, hier zersplittern, dort Monopole schaffen, hier scheinbar als Werkzeuge unserer auswärtigen Politik dienen, dort sich über deren Tendenzen frech hinwegsetzen, immer aber nur den einen Zweck verfolgen, von den Ersparnissen des Volkes einen großen Teil in die eigenen Taschen zu lenken. Diese Thätigkeit vollzieht sich vor aller Augen. Da giebt es nichts zu enthüllen. Auch die Parteipolitik kann kein Kapital daraus schlagen. Zwar sind die Juden und ihre getauften Abkömmlinge meist erfolgreicher in der Aus-

beutung der Gewinnsucht und Thorheit anderer, als die deutschen Bankiers, und sie geben somit die Lehrmeister für diese ab. Doch auch außerhalb des semitischen Stammes giebt es große Emissions- und Spekulations-Künstler. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Kapitalaufsaugung der Banken und der Latifundienbildung einzelner Magnaten des Ostens wird ebenfalls schwer festzustellen sein. Ihre Gemeinschädlichkeit ist nur dem Grade nach verschieden, und diese Verschiedenheit kann sich durch eine Veränderung der wirtschaftlichen Konjunktur im Laufe weniger Jahre ausgleichen. Ist also der Kampf gegen das Treiben des spekulierenden Großkapitals der Banken einer größeren Popularität nicht fähig, so darf er doch nicht unter den die Wahlen beherrschenden politischen Fragen vernachlässigt werden.

Soeben hat sich wieder einer der schon so oft erfolgreich gemachten Raubzüge auf die Ersparnisse des Volkes vollzogen. Die Rothschildgruppe ließ, um ihre österreichisch-ungarischen Werte an den Mann zu bringen, die fremden Renten an den interessierten Börsen steigen. Die anderen Konsortien, die ebenfalls den Markt befahren wollen, unterstützten diese Bewegung auf anderen Gebieten. Namentlich wurden Bankwerte und Montanaktien gesteigert. Die letzteren sind in Berlin ausschlaggebend für den ganzen Industrieaktienmarkt. Eine Besserung des Eisen- und Kohlenmarktes ist nicht zu verzeichnen, läßt sich auch gegenüber den sinkenden Preisen bei öffentlichen Submissionen mit aller Kunst des Lügens nicht in nahe Aussicht stellen. Darum mußten die von der Großfinanz abhängigen Bergwerksgesellschaften Westfalens und des Niederrheins zu einem Syndikat zusammentreten, und das Publikum wurde in den Glauben versetzt, dieses Syndikat könne höhere Preise, also höhere Dividende erzwingen. Und nun strömte alles, was an der Börse spekulieren zu können glaubt, herbei, um Kohlenaktien zu kaufen. Die Banken benutzten diese von ihnen geschaffene Gelegenheit, um die großen Bestände von Kohlenaktien an ihre Kunden und andere Käufer aus dem Publikum abzustoßen. In der Generalversammlung der Berliner Handelsgesellschaft rühmte sich die Verwaltung ganz offen, sie habe die beträchtlichen Kurssteigerungen im Januar und Februar wahrgenommen und ihren Effektenbesitz mit Gewinn verkauft. Das „Publikum“ sitzt also wieder auf den gefährlichen Papieren und wird sie, wenn nicht eine unwahrscheinliche und schnelle Wendung zum Besseren in der Bergwerksindustrie eintritt, demnächst zu sehr viel billigeren Kursen an die Banken zurückgeben müssen. Daß es unter allen Umständen verliert, wenn es thut, was die Börse wünscht, hat es von neuem erfahren. Es muß diese Erfahrung aber alle paar Jahre wiederholen und wird darum doch nicht klüger. Da es aber nun den Weg zur Börse wieder betreten hat, hofft die Großfinanz, auch andere gewagte Geschäfte vornehmen zu können. Das bankerotte Griechenland hat eine neue Anleihe bewilligt erhalten, mit der fällige Zinsen bezahlt werden sollen. Brasilien findet neuen Kredit, obwohl selbst der Bleichröderſche Telegraph nicht verschweigen kann, daß die Revolution dort Fortschritte macht.

Es fehlt indes nicht an Anzeichen dafür, daß der neue „Aufschwung“ nicht so ins Ungemessene gehen wird, wie Ende der achtziger Jahre. Das Kohlensyndikat hat bisher keine Erfolge aufzuweisen. Zwar nimmt der Verkehr zu, die Eisenbahnen verzeichnen ein Anwachsen der Einnahmen aus dem Güterverkehr. Die Textilindustrie und andere für den Massenkonsum der Bevölkerung arbeitende Gewerbe sind besser beschäftigt, wenn auch zu gedrückten Preisen. Die Ausfuhr hebt sich langsam. Aber bis die Kohlenzechen davon Nutzen ziehen, können zwei Jahre vergehen. Ihr Hauptkonsument, die Eisenindustrie, liegt sehr darnieder. Sie hatte auf eine schnelle Entwicklung der Kleinbahnen in Deutschland gehofft. Aber auf diesem Gebiete entwickeln sich die Dinge sehr langsam. Kleinbahnen sind unrentable Unternehmungen, bei denen fürs erste große Summen à fonds perdu hergegeben werden müssen, und es hat sich noch kein Weg gefunden, die zu bildenden Aktiengesellschaften von dem Risiko zu entlasten. Man will die Adjacenten und die Kreise mit Aktien abfinden und dem großen Publikum fest ver-

zinsliche Obligationen oder Eisenbahnpfandbriefe anbieten. Dem stehen aber noch gesetzliche Hindernisse im Wege. Alles in allem: mit dem Bau solcher Bahnen im großen Maßstabe hat es noch gute Wege, und ebenso mit dem Aufschwung der Eisenindustrie. Ebenso lange werden aber auch die Aktionäre der Kohlenbergwerke auf höhere Verzinsung warten müssen. Eine der größten dieser Gesellschaften, die Harpener Bergbaugesellschaft, veröffentlicht so schlechte Monatsausweise, daß man fast zu zweifeln beginnt, ob der Betriebsgewinn im Geschäftsjahre 1892/93 überhaupt eine Dividende abwerfen wird. Auf wie schwachen Füßen die Hausse der Kohlenaktien also steht, bedarf keiner weiteren Darlegung. Ebenso bedenklich liegen die Dinge auf dem Rentenmarkt. Bisher ist es der Rothschildgruppe gelungen, das von Oesterreich-Ungarn verlangte Gold aus Amerika zu beschaffen. Nun aber sehen sich die Vereinigten Staaten genötigt, um jeden Preis Gold aus Europa zurück zu importieren. Sie scheinen mit der Absicht umzugehen, eine Goldanleihe in England aufzunehmen, wollen aber zunächst abwarten, ob nicht die Weltausstellung in Chicago einen ausreichenden Rückfluß des gelben Metalls zur Folge haben wird. Beginnt die Union erst den Kampf um das Gold mit der Rothschildgruppe, so muß die Valuta-Regulierung in Oesterreich-Ungarn eine Pause machen, und dann wird es dem Konsortium nicht darum zu thun sein, die Kurse der neuen Goldrente zu halten. Denn auf die Union ist Rothschild angewiesen. Die Bank von England wie die deutsche Reichsbank werden ihm nicht gestatten, auf sie zurückzugreifen, und jeder Versuch, im offenen europäischen Markt Gold aufzunehmen, wird ebenfalls mit Erhöhung des Goldpreises und des Bankdiskonts seitens der Centralbanken abgeschlagen werden.

Solche Erwägungen haben denn auch bereits das Privatpublikum stutzig gemacht. Im Monat März hielt es sich von größeren Börsengeschäften fern, und die Berufsspekulation arbeitet unter sich, mit Ungeduld den Zeitpunkt erwartend, da wieder größere Emissionen die Kapitalbewegung in Fluß bringen.

Die Verhandlungen mit Rußland wegen eines Handelsvertrages ziehen sich so in die Länge, daß man annehmen darf, sie werden absichtlich hingezögert. Personen, die eingeweiht sein können, versichern nur, daß es sich eigentlich nur noch darum handele, welche Partei der anderen die Schuld an dem Mißlingen zuschieben könne. Die feierlichen Versicherungen der deutschen Regierung, daß sie einen Handelsvertrag mit Rußland dringend wünsche, wären in diesem Falle nicht so unklug, wie sie manchem erscheinen, der im Interesse des Zustandekommens des Geschäftes etwas mehr Zurückhaltung wünschenswert findet. Der russische Finanzminister Witte ist ein eifriger Schutzzöllner, und die russische Industrie liegt ihm mehr am Herzen, als die Landwirtschaft. Von diesem Standpunkte aus ergiebt sich die Ablehnung der deutschen Vorschläge von selbst.

Die größere Gefahr für unsere Getreidezölle droht uns von Amerika her. Präsident Cleveland verspricht in seiner Antrittsrede einen vollständigen Bruch mit dem Protektionismus. Man darf annehmen, daß es über kurz oder lang zu einer Zolleinigung zwischen der Union und England kommen wird, und dann sind wir gezwungen, der Union dieselben Zugeständnisse zu machen, die England bietet. Damit würden unsere Getreidezölle wohl für immer fallen. Wenn bis dahin eine Besserung der amerikanischen Währungsverhältnisse sich vollzogen hätte, auch die Goldwährung in Oesterreich-Ungarn wirklich durchgeführt wäre, könnten wir ja ruhig auf die Getreidezölle verzichten. Aber nach beiden Richtungen hin sind die Aussichten sehr gering.

Von der Schule.

Der Siebener-Ausschuß hat seine Arbeiten am 1. Juni 1892 abgeschlossen und ist, mit dem kaiserlichen Danke belohnt, auseinander gegangen. Die durch die Weherufe über die Ueberbürdung der „höheren" Schüler zusammengelockte Schulkonferenz hat durch eine Reform der Lehrpläne sowie durch Empfehlung einer besseren Lehrart den Sturm der öffentlichen Meinung zu beschwichtigen versucht. Werden sich nun, so fragt man, die Wogen beruhigen, oder wird die Wellenbewegung durch die noch vorhandenen Klippen zu neuer Brandung aufgeregt werden?

Die Frage, um welche es sich handelt: Sind die Schüler unserer höheren Schulen überbürdet? wird niemals mit einem glatten Ja oder Nein beantwortet werden können, weil die Verhältnisse in großen und kleinen Städten, in Klosterschulen, Internaten, in Gymnasien und Realschulen so verschieden sind, daß überall ein anderer Maßstab angelegt werden muß. Die folgenden Betrachtungen beschränken sich auf große städtische Verhältnisse, weil einmal nur solche dem Verfasser genau bekannt sind, und weil zweitens allein in den Großstädten die Ueberbürdungsfrage eine brennende genannt werden kann.

In den Großstädten, vor allen in Berlin, sind die Schüler der höheren Lehranstalten in der That überbürdet, aber die Schuld liegt in viel höherem Grade am Hause, als an der Schule. Wir müssen aber, um gerecht zu sein, noch einen Schritt weiter zurückgehen und unsere Behauptung so gestalten: Die moderne Kultur überbürdet das Haus und damit die Schüler! Das ist des Pudels Kern.

Im bürgerlichen Mittelstande Deutschlands — und diesen müssen wir als Durchschnittsmaßstab ansehen — ist einerseits die Erwerbsnot so zwingend, und andererseits die Erwerbswut so herrschend geworden, daß der Vater so gut wie keine Zeit mehr für seine Kinder übrig behält. Jeder Schulmeister wird diese Beobachtung schon gemacht haben. Da kommt ein Vater — wenn er kommt —, um Rücksprache mit dem Lehrer über seinen Sohn zu nehmen. In neunzig von hundert Fällen liest man, bevor er ein einzig Wort gesprochen, von seinen Lippen den Seufzer ab: „Ich habe keine Zeit, mich um die Arbeiten meines Sohnes zu bekümmern. Meine Frau u. s. w." Ja, sind es denn bloß die „Arbeiten", welche unter diesem Zeitmangel leiden? Ist es nicht vielmehr die ganze Erziehung des Knaben? Begabte und gutgeartete Kinder erziehen sich leicht, aber ihre Zahl ist klein. Die Mehrzahl muß gründlich erzogen werden. Diese Aufgabe wälzt der Vater auf die Schultern der meistenteils schwächeren Mutter, und was schlimmer ist, er wälzt sie gern von sich ab!

Man verstehe uns recht! Jeder Familienvater hat die heilige Pflicht, das tägliche Brot für die Seinen zu erwerben, aber die nicht minder heilige Pflicht, seine Kinder zu erziehen. Weil das Erstere scheinbar notwendiger ist, so wird das Letztere mit leichtem Sinn, oft mit Leichtsinn vernachlässigt. Wie wahr, wie tief ist das Wort der Schrift: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon". Der Fluch des Mammonsdienstes besteht auch beim Broterwerb eben darin, daß die Grenze des Notwendigen oder, sagen wir, Ausreichenden mit der Grenze des Möglichen immerfort und nur zu gern verwechselt wird, — denn l'appétit vient en mangeant.

Erziehen ist eine Kunst und wie jede echte Kunst auch Arbeit, viel Arbeit. Die Arbeit um das tägliche Brot dagegen ist lediglich Arbeit und trägt den alten Fluch an und mit sich, der dem Menschen das Paradies der Freiheit raubte. Arbeiten müssen und sollen wir. Die moderne Kultur droht aber den Menschen zum Knecht der Arbeit zu machen, indem sie ihm keine Zeit zu freier Selbstbestimmung übrig läßt. „Es muß schon kein gemeiner Kopf sein", sagt Schiller im sechsten Briefe über die ästhetische

Erziehung des Menschen, „um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten". Ebenso muß es heutzutage kein gemeiner Kopf sein, der, unbeschadet des Broterwerbs für die Seinen, Zeit übrig behält für eine gewissenhafte Kindererziehung. Die Kindererziehung ist aber noch dazu ein Gebot der Pflicht und keine Sache der Liebhaberei.

In alten Büchern liest es sich gar schön, wie der Vater im Hause oder auf Spaziergängen durch Wald und Feld seine Kinder zu unterrichten sucht, sie beobachten und urteilen lehrt, ihren Gesichtskreis zu erweitern strebt und wie ein rechter Hausvater in unaufhörlicher, stiller und treuer Arbeit aus seinen edelsten Schätzen den Seinigen mitteilt. Ist das wirklich so gewesen, sind das nicht leere Phantasien schön empfindender Seelen? Hat es solche Väter gegeben und giebt es deren noch? Ja, aber sie drohen auszusterben. Die Bemerkung, die wir kürzlich machen hörten: „Der Vater zankt die Kinder aus oder er überschüttet sie mit Liebkosungen", trifft leider den Nagel auf den Kopf, denn in ungezählten Fällen bewegt sich die väterliche Erziehung sprungweise zwischen jenen beiden Extremen hin und her. Erklärlich! Der Vater kommt müde und matt nach Hause; sein Nervensystem ist so abgespannt, daß er „nichts hören will". Er ißt, nach Tisch schläft er, und bald ist der Tag vergangen. Morgens aber, vor der Schule, sieht er die Kinder selten oder garnicht.

Unter der körperlich aufreibenden Erwerbsnot leidet der Geist mit, seine Bildungslust nimmt in gleichem Maße wie seine Bildungsfähigkeit ab. Mit Recht hat ein deutscher Gelehrter jüngst gesagt: „Unsere Bildung ist zwar breiter, aber auch flacher geworden". Die Kenntnis der klassischen, deutschen Litteratur nimmt in Deutschland zusehends ab, und der Stil wird immer schlechter. Die kleine Sammlung guter Bücher, welche man noch in den meisten Familien antrifft, beweist durch die altmodischen Einbände, daß sie aus der Väter Hausrat stammt. Ehrwürdiger, aber nicht ehrender Staub ruht still und beschaulich auf den Bänden, die nicht gelesen werden.

In der That erschreckend ist die Dürftigkeit der geistigen Nahrung in den sogenannten gebildeten Kreisen unseres Volks. Das unabweisbare Bedürfnis nach geistiger Erholung verlangt, der sinkenden Bildung entsprechend, immer gröbere und rohere Kost. Von der guten Schaubühne steigt man zum Spezialitätentheater, vom Museum zum Panoptikum herunter und glaubt durch den Besuch des zoologischen Gartens, des Aquariums und des Cirkus einen völlig ausreichenden Bildungstrieb zu beweisen.

Diese Atmosphäre geistiger Oede im Hause ist unserer Ansicht nach ein, wenn nicht der Hauptgrund des Ueberbürdungsgefühls unserer Jugend. Sie lähmt die jugendliche Spannkraft, wie bleierne Luft die jungen Pflanzen lähmt. Die Phantasie, die bei der Jugend den Verstand des reiferen Alters zum Teil ersetzt, die Phantasie, das eigentliche Gebiet der geistigen Freiheit, bleibt ungebildet oder wird von vornherein verbildet. Daher die Unlust zu geistiger Anstrengung, zu jeder Arbeit überhaupt und daher das Gefühl der Ueberbürdung; daher der unnütze, oft schädliche Zeitvertreib, die Vergnügungssucht, die Frühreife und Altklugheit, alles Dinge, die einzig und allein durch gesunde geistige Nahrung in Verbindung mit einer vernünftigen Bethätigung der Körperkräfte zu überwinden sind.

Die Behauptung, daß an die heutigen Gymnasiasten größere Anforderungen in der Schule gestellt würden als vor fünfundzwanzig Jahren, ist völlig unzutreffend. Wir haben ebenso viel arbeiten müssen, hatten an vier Nachmittagen wissenschaftlichen Unterricht, am fünften Turnen, und nur der Sonnabend Nachmittag war, wie bei den Soldaten, ganz frei. Die einzige, wirklich nennenswerte Schuld, welche das heutige höhere Schulwesen trifft, oder besser traf, denn die Abhülfe hat bereits begonnen, lag in der einseitigen und daher schädlichen Durchführung des Fachlehrerprinzips. Unser Prinzip führt, falls der leitende Direktor keine thatkräftige Persönlichkeit ist, notwendigerweise zu einer

Ueberbürdung in den Nebengegenständen, weil der Fachlehrer, besonders der Anfänger, leicht zu hohe Anforderungen stellt. Auf dem Gymnasium müssen die alten Sprachen, Deutsch und Mathematik durchaus Hauptgegenstände und Hauptarbeitsfächer, dagegen Geschichte und Geographie, Französisch, Physik und die Naturwissenschaften Nebenfächer bleiben, für welche die Hauptarbeit auf die Unterrichtsstunden selbst zu beschränken ist.

Das Fachlehrertum gänzlich zu beseitigen, würde falsch sein; denn der Lehrer wird immer das Gebiet, auf welchem er wissenschaftlich arbeitet oder wenigstens einmal gearbeitet hat, am besten beherrschen und darin am anregendsten unterrichten — nicht am gründlichsten, denn Gründlichkeit und Ernst sind Charaktereigenschaften, die sich nicht anstudieren lassen. In den oberen Klassen werden bei einem anregenden Unterricht die Nebengegenstände nicht zu kurz kommen, auch wenn man die häusliche Arbeit auf ein Geringes beschränkt.

Die überspannten Anforderungen, welche bei dem reichen Angebot von Lehrkräften an die Zeugnisse der wissenschaftlichen Lehrer gestellt zu werden pflegen, haben in Berlin zu dem Ergebnis geführt, daß sich ganze Lehrerkollegien aus lauter Spezialisten zusammensetzen, die ein scheinbar vorzügliches Ganzes bilden. Ist der Direktor, wie oben bemerkt, einsichtig und willensstark, so wird er mit einem solchen Kollegium gute Resultate erzielen; ist er es nicht, so wird sich sehr bald eine Ueberbürdung der Schüler herausstellen.

Das Spezialistentum, eine gefährliche Blüte an dem Baume der modernen Wissenschaft, scheint glücklicherweise im Absterben begriffen zu sein. Die gewaltigen Fragen der Gegenwart predigen mit Donnerstimme auch in die Hörsäle der Universitäten hinein und zwingen Lehrer und Schüler zur Aufmerksamkeit. Die Einzelforschung, deren Bedeutung und erziehlichen Wert niemand bestreiten wird, braucht dabei nicht zu kurz zu kommen, sie darf nur nicht die Eitelkeit, eine Charakterschwäche, groß ziehen.

Abgesehen von dieser durch ein zu ausgedehntes Fachlehrertum verschuldeten Ueberbürdung der Schüler, die unleugbar vorhanden gewesen ist und vielleicht hie und da noch ist, dürfte die Schule keine Schuld an den so laut beklagten Mißständen haben, denn die stärkere Betonung der neueren Sprachen auf Kosten der klassischen hat mit der Ueberbürdungsfrage an und für sich nichts zu thun. Merkwürdigerweise ist auf der Schulkonferenz sowohl über die Schäden des Fachlehrertums wie über den Einfluß der modernen Kultur auf das Familienleben und die Kindererziehung verhältnismäßig wenig gesprochen worden.

Es sei uns daher gestattet, noch auf eine Erscheinung der modernen Lebensführung, die nicht unwichtig ist, besonders aufmerksam zu machen, wir meinen die veränderte Tageseinteilung.

Die Sitte, um 4 oder 5 Uhr nachmittags die Hauptmahlzeit einzunehmen, greift immer mehr um sich. Ihre Vorzüge liegen auf der Hand, und es läßt sich kaum ein stichhaltiger Einwand dagegen vorbringen. Alle medizinischen Erfahrungen sprechen dafür. Aber doch nur für Erwachsene, wenigstens in Deutschland. Für das jugendliche Alter dürfte die altväterische Mittagszeit, 12 bis 1 Uhr, entschieden die richtigere sein. Wie die Bären hungrig kommen die Jungen um ½2 Uhr heim. Seit 8 Uhr sind sie in der Schule gewesen und haben ihr Frühstück in den Zwischenpausen (gewöhnlich schon in der ersten) verzehrt. Jetzt würde ein warmes Gericht am Platze sein. Dazu reicht das Wirtschaftsgeld der deutschen Hausfrau aber nicht aus. Die Jungen werden also wiederum mit Butterbrot abgespeist und bummeln nun, „bis der Vater kommt", gemütlich umher. Dann wird gemeinsam zu Mittag gegessen. Inzwischen ist es 5 Uhr geworden, vielleicht noch später. Nun soll gearbeitet werden, aber die jungen Leiber befinden sich hierzu in der denkbar ungünstigsten Verfassung. Ob man bis zum Abendbrot — wenn nicht gar „der Kaffee" die nächste Unterbrechung verursacht — viel schaffen wird, lassen wir dahingestellt.

Die alte Weise, daß die Jungen nach dem Schlusse des Unterrichts tüchtig zu Mittag aßen, dann, da die Jugend keines Nachmittagsschlafes bedarf, einige Stunden nach Neigung verbrachten, um den Spätnachmittag zum Arbeiten zu benutzen, halten wir vorläufig noch für die mehr natur- und zweckgemäße. Diese Ordnung herrscht ja auch noch heut entschieden vor, und man sollte sie, wo es irgend geht, festhalten. Das Opfer, auf die gemeinsame Familienmahlzeit zu verzichten, ist freilich groß, aber aus dem Grunde nicht zu groß, weil der Vater gewöhnlich so müde und verdrießlich nach Hause kommt, daß die Familie wie eine Versammlung von Stockfischen am Tische sitzt, damit ja nicht fröhliche Unterhaltung — die halbvergessene Würze des Mahls, auch des bescheidensten — das Ruhebedürfnis des reizbaren Familienoberhauptes störe, welches bereits durch das Klappern der Teller in schlechte Laune versetzt ist. Olympisches Stirnrunzeln deutet auf Sturm, den vielleicht eine väterliche Frage nach dem Ausfalle des letzten Extemporale entfesselt. „Vater muß Ruhe haben", damit fängt der Tag an und „Vater muß Ruhe haben", so läuten die Vesper- und Abendglocken unseres heutigen deutschen Hauses. Ja, soll denn der Vater keine Ruhe haben, braucht er keine? Ganz gewiß!

Der Leser würde nämlich irren, wenn er meinte, wir wollten eine Philippika gegen das deutsche Haus und Familienleben schreiben. Wir schreiben nicht einmal gegen die moderne Kultur, sondern lediglich gegen ihren schlimmsten Auswuchs, die auf Schrauben gestellte Erwerbsnot unserer Tage. Armer deutscher Vater! Du quälst dich redlich und wirst die Sorgen ums tägliche Brot nicht los; du arbeitest wie ein Pferd und kommst nicht voran; du strengst alle deine Kräfte an und kommst nie auf einen grünen Zweig! Läßt dir das Leben noch Freudigkeit, um deine Kinder so zu erziehen, wie du es selbst für notwendig hältst? Ja, läßt es dir überhaupt noch die Kraft und Zeit dazu? Wir müssen, so antwortet deine Klage, übermenschlich arbeiten und erliegen den Sorgen. Wir fühlen uns selbst überbürdet, und unsere Freiheit schwindet mehr und mehr dahin. Entlastet unser Haus, dann werden wir unsere Kinder wieder erziehen und der Schule besser helfen können, als wir jetzt es vermögen! Dann, so fahren wir fort, werden auch die Klagen über die Ueberbürdung unserer Schüler verstummen!

Ja, die Entlastung des Hauses von der Erwerbsnot, das ist die große Frage der Gegenwart und Zukunft. Wir werden immer mehr Knechte der Arbeit und immer weniger Künstler. Die Kunst aber, im weitesten Sinne genommen, macht das Leben erst frei zur rechten, d. h. zur freien Arbeit.

Von diesem Standpunkte aus angesehen, gewinnt die besondere Ueberbürdungsfrage ein ungleich ernsteres, wir möchten sagen, ein ergreifendes Interesse. Sie ist auch ein Teil der großen, socialen Frage. Daher wird sie vorläufig nicht gelöst werden. Alles Herumdoktern an den Lehrplänen und der Lehrmethode wird im Grunde nichts helfen. Kindlich klingt es, wenn man immer und immer wieder fordert, die Philologen sollten die alten Schriftsteller nicht als Bergwerke für die Grammatik benutzen. Das ist so selten geschehen, daß es nicht der Rede wert ist. Aber Hand aufs Herz! Wo sind die Schüler, denen die alten und unsere Klassiker noch das innerste Herz ergreifen? Unsere Bildung ist gesunken mit unserer Bildungslust! Sollten Dampf und Elektrizität wirklich den Idealismus töten können? Sollten die Steinmassen der Großstädte wirklich die Herzen versteinern müssen? Und wenn uns die moderne Kultur keine Zeit sonst mehr läßt, die **Zeit zum Besinnen** muß sie uns lassen!

Georg Thouret.

Anm. d. Red. Wir haben die Ansichten des Herrn Verfassers gern zur Kenntnis unserer Leser gebracht, möchten es freilich dahingestellt sein lassen, daß an der Ueberbürdung die Schule wirklich so schuldlos ist, als sie hier erscheint.

Ueber Kirchenheizung.

Wohl ziemlich allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß nur durch Luftröhrenheizung Kirchen genügend zu erheizen sind. Anlagen dieser Art sind aber teuer, und der hohe Preis schreckt viele Gemeinden von der Anlage zurück.

Das königlich württembergische Hüttenamt Wasseralfingen hat nun seit einigen Jahren Versuche mit irischen Mantelöfen mit Zirkulation angestellt, welche zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen sind und darthun, daß durch gute Oefen selbst die größten Kirchen vollkommen genügend geheizt werden können, wie aus zahlreichen Zeugnissen hervorgeht. Die Vorzüge dieser Heizung bestehen vor allem darin, daß die Anlage und Unterhaltung nur den dritten Teil einer Wasserheizung kostet. Die Oefen werden ohne Zwischenhandel unmittelbar vom Werk geliefert. Die Aufstellung und Bedienung ist sehr einfach; die Verteilung der warmen Luft erfolgt ganz gleichmäßig. Ein Mantel, der wie ein Ofenschirm schützt, bewirkt, daß Kirchenbesucher in nächster Nähe des Ofens sitzen können, ohne durch ausstrahlende Wärme belästigt zu werden.

Der Kohlenverbrauch ist gering, er beträgt für einen Ofen etwa 80 Pfennig.

Ein Pfarrer berichtet im „Schleswig-Holsteinschen Sonntagsboten": Unser Ofen kostete uns 225 Mark, dazu kamen an anderen Auslagen (Fracht, Fuhrlohn, Arbeitslohn, Material für den Schornstein u. s. w.) 131 Mark 35 Pfennig, so daß die ganze Anlage auf 356 Mark 35 Pfennig zu stehen kam. Der Ofen ist im stande, einen Raum von 1200 Kubikmetern auf 8 Grad R. zu erwärmen und hat sich im vergangenen Winter bei uns demgemäß bewährt.

Die Behandlung ist die denkbar einfachste, so daß jeder auch ländliche Heizer, welcher in dergleichen Sachen sonst keine Uebung hat, sie leicht verstehen lernt. Die Heizung erfolgt durch Koks und erfordert durchschnittlich 60 Pfund; sie muß 3—4 Stunden vor dem Gottesdienst beginnen. Im ganzen Winter haben wir 1500 Pfund Koks verbrannt = 27 Mark; dazu kamen an Lohn für den Heizer, welcher jedesmal höchstens eine Stunde zu thun hatte, für die Heizung 50 Pfennig = 13 Mark, so daß die Kosten für den ganzen Winter 40 Mark betrugen.

Für größere Kirchen rechnet man einen Ofen auf je 1200 Kubikmeter Raum.

Für Schulen werden kleinere Oefen mit frischer Luft-Ventilation eingerichtet. Somit wird die Luft in den so geheizten Räumen gereinigt und stets erneuert.

Auch als Zimmeröfen mit Dauerbrand sind die kleineren Oefen angenehm, leicht zu bedienen und billig zu unterhalten.

Generalvertreter für Norddeutschland ist H. von Bötticher, Hamburg, Kleine Bäckerstraße 33, I.

Zeichen der Zeit.

Unsere Vornamen. Kürzlich brachte das Daheim einen Aufsatz über Kosenamen. Darin sagt die Verfasserin ganz richtig, daß sie ihre Berechtigung bei kleinen Kindern und der heranwachsenden Jugend im engsten Familien- und Freundeskreis haben, daß es aber abgeschmackt ist, solche Benennungen auf Erwachsene auszudehnen. Und doch

ist diese Gewohnheit sehr verbreitet; in manchen Gesellschaftskreisen gehört es fast zum guten Ton, daß Jedes seinen Spitz- oder Kosenamen hat, je unähnlicher dem wirklichen Rufnamen, desto besser. Mit Bestimmtheit beinahe kann man behaupten, je abgedroschener und allgemein gebräuchlicher dieser ist, um so seltsamer und auffallender ist die Abkürzung. Man lernt Fräulein Isa und Ika kennen und erfährt später ganz zufällig, daß sie auf die hausbackenen Namen Luise und Friederike getauft sind. Liegt darin nicht eine Geringschätzung der Taufnamen, vielleicht gar der Taufe selbst? Bei dem männlichen Geschlecht kommt diese Unsitte viel seltener vor, möglicherweise weil da mehr und recht kraftvolle Namen im Gebrauch sind. Aber wir armen Frauen müssen uns mit einem gar kleinen Kreis von meistens unschönen Namen begnügen. Da ist es ganz natürlich, daß man zu Abkürzungen seine Zuflucht nimmt. Ist in der näheren Verwandtschaft eines Hauses sechsmal der Name Elisabeth vertreten (und solche Fälle sind häufig), was bleibt da übrig, als sie Lilli, Elli, Lieschen, Else, Elise und Elsbeth zu nennen, um sie unter einander zu unterscheiden. Diesem Uebelstande wäre aber gar leicht abzuhelfen: man greife nur in den schier unerschöpflichen Schatz deutscher Personennamen, der unbenutzt zu Tage liegt; 6—7000 Namen sollen sich in gedruckten Urkunden und Chroniken finden. Der allgemeine deutsche Sprachverein hat es uns bequem gemacht und einen Kalender herausgegeben, in dem für jeden Tag zwei deutsche Namen verzeichnet stehen. Nun wählt, ihr deutschen Eltern! Legt den alten Zopf schwächlicher Liebedienerei mit dem Ausland ab und gebt euren Kindern statt der klassischen, romanischen und slavischen, gute und sinnige deutsche Namen. Es giebt so viele, die jetzt zwar nicht gebräuchlich sind, aber uns dennoch garnicht fremd anmuten, wie: Liebgard, Irmlind, Arnheid, Adelgard, Luitburg, Adelfrida, Himilgard. Und klingen nicht Ingiltrud, Friderun, Dietlind, Liutberga und Adeltrud viel schöner wie Seraphine, Friederike, Theodore, Luise und Honorine?

Die Fürsten und der Adel sollten in ihren Stammtafeln nach ihren alten Familiennamen forschen und ihnen wieder zu neuem Leben verhelfen. Wohl wird die Ausbeute an weiblichen Namen oft nur gering sein, deshalb wähle man weibliche Formen der in den betreffenden Häusern beliebtesten und charakteristischsten Männernamen — um alles in der Welt aber nicht etwa solche wie Bernhardine, Karoline, Ernestine, Leopoldine, Ludowike, Henriette, sondern:

statt Adalbert — Adelburg,
„ Bruno — Brunhild,
„ Dietrich — Dietlind,
„ Friedrich — Fridgund,
„ Giselher — Giselheid,
„ Sigfried — Sigihild,
„ Wilhelm — Wiltrud,
„ Walther — Waltrada u. s. w.

Mit den Befreiungskriegen wird hie und da ein Anlauf gemacht zum Besseren; so ist mir ein Beispiel bekannt, daß drei Generationen nach einander ihren Kindern deutsche Namen gegeben haben. Auch Prinz Ludwig von Bayern hat den Grundsatz befolgt, seine Kinder auf deutsche Namen taufen zu lassen, aber solche Ausnahmen sind sehr selten. Man durchblättere nur den Gothaer Hof-, Grafen- und Freiherrenkalender, überall das gleiche Babel von Namen aus aller Herren Länder und doch immer wieder dieselben. Bei dem gebildeten Bürgerstand ist es um kein Haar besser. Häufig haben die Söhne kräftige deutsche Namen — es haben sich für die Männer gottlob viele erhalten, für die Frauen kaum 24 —, die Töchter dagegen sind mit nichtssagenden ausländischen gestraft, wie Pauline, Laura, Babette, Lisette, Nanon, Fanny, Therese, Gabriele, Josephine, Melanie und Olga.

Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei! Man sollte wenigstens konsequent sein. Will man manche Namen, die uns durch die hl. Schrift, Geschichte und Litteratur lieb geworden sind, wie Maria, Elisabeth, Anna, Johannes, Margarethe nicht entbehren, so mische man wenigstens keine deutschen darunter, Eva, Katharine, Wanda und Irmingard passen nicht zusammen. Die alttestamentlichen Namen sollte man auf jeden Fall dem Volke Israel lassen, das hat dazu das beste Recht — jedem das Seine. Oft sind bei der Namensauswahl Rücksichten auf Großeltern, Paten, oder liebe Verstorbene zu nehmen, aber auch da läßt sich mit gutem Willen viel thun. Heißt der Großvater Karl Anton oder Louis, so nenne man den Enkel Karl bezw. Ludwig. Sollte die gütige Großmama gar zu häßliche Namen tragen, dann hat sie gewiß selbst ein Einsehen und verlangt nicht, daß das Enkeltöchterchen nach ihr heißt. Auch wird die Pietät keineswegs verletzt, wenn man auf Familiennamen des frühen Mittelalters zurückgreift, anstatt immer wieder die aus den letzten Jahrhunderten zu verwenden.

Noch viel wäre über diesen Gegenstand zu sagen, aber ich breche ab mit der Bitte an alle Eltern, die deutsche Sitte und deutsche Sprache lieb haben: Gedenket, daß ihr Deutsche seid und darum gebet euren Kindern auch deutsche Namen!

Eine frivole Körnerfälschung

an einem einzigen Worte nachgewiesen

von

Friedrich Latendorf.

Für die warme und anerkennende Beurteilung, die meine kleine kritische Schrift „Friedrich Försters Urkundenfälschungen", Poesneck 1891, im Augustheft 1892 der „Konservativen Monatsschrift" gefunden hat, möchte ich einen redlichen und thätigen Dank dadurch abtragen, daß ich Sinn und Wesen des Fälschers an einem neuen und augenfälligen Beispiel ans Licht stelle.

Es wäre Förster nicht gelungen, ein halbes Jahrhundert hindurch einen großen Teil der mit und nach ihm lebenden deutschen Landsleute irre zu führen, wenn er es nicht verstanden hätte, den Ton der Sprache Körners geschickt nachzuahmen, und was der Jüngling mit tiefer innerer Bewegung gesprochen, im Gewande berückender Phrasen ein Vierteljahrhundert später zum Zwecke der Täuschung zu wiederholen.

Die Begeisterung, womit Körner sein Weihelied für die kirchliche Einsegnung der Lützower zu Rogau am 27. März 1813 dichtete, klingt noch in dem Briefe nach, worin er der treuen Wiener Freundin Frau v. Pereira die erhebende gottesdienstliche Feier drei Tage später aus Jauer schildert.

Der Brief war für Förster eine willkommene Grundlage; er will aus demselben Orte und an demselben Tage „Jauer, den 30. März 1813" gleichfalls von Körner einen Brief mit Aeußerungen derselben frommen und patriotischen Gesinnung erhalten

haben und von ihm aufgefordert sein, den Aufruf „an das Volk der Sachsen" in Dresden zum Abdruck zu befördern.

Daß der Aufruf erweislich erst im April abgefaßt ist, stört Förster ebensowenig, wie er an dem Stein Anstoß nimmt, den er sich selbst mit den gleißenden Worten in den Weg wirft:

„In der heiligsten Stimmung meines Herzens schrieb ich diesen Zuruf an meine lieben Landsleute nieder; es war an demselben Tage, als wir in der hiesigen Kirche feierlich eingesegnet waren."

Jauer ist von Rogau, einem unweit Zobten belegenen Dorfe, wie ein Blick auf die Karte zeigt, etwa fünf Meilen in nordwestlicher Richtung entfernt. Daß aber die Einsegnung gerade in Rogau stattfand, zeigen alle Ausgaben von Leier und Schwert, wenn sie auch irrtümlich sämtlich die Feier auf einen Sonntag, nicht auf einen Sonnabend verlegen, von welchem Tage Körner am folgenden Dienstag nach Wien berichtet hat. Am Sonntag, den 28. März 1813, sandte der Magistrat zu Zobten gleichzeitig einen amtlichen Bericht an den Magistrat zu Schweidnitz und einen ähnlichen an die königl. Zeitungs-Expedition nach Breslau über die tags zuvor veranstaltete Feier. Fünfzig Jahre später, am 27. März 1863, hat in der Kirche zu Rogau eine gottesdienstliche Gedenkfeier stattgefunden. Darüber berichtet näher, unter Abdruck der erwähnten Aktenstücke, die schon in zweiter Auflage erschienene Schrift von A. Gühmann „Der Zobten. Ein Beitrag zur Kenntnis der Heimat und Führer nach dem Berge", wovon ich das der Körnerhalle zu Wöbbelin gehörende Exemplar benutzen durfte.

Schwerin. Friedrich Latendorf.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Verhältnisse der Landarbeiter. Band 1: In Nordwestdeutschland (Oldenburg; Provinz Hannover: Reg.-Bez. Aurich, Osnabrück, Hannover nördl. Teil, Stade, Lüneburg; Bremen; Lippe-Detmold; Schaumburg-Lippe; Provinz Hessen-Nassau: Kreis Rinteln; Provinz Westfalen; Waldeck), Württemberg, Baden und in den Reichslanden.
Band 2: In Hohenzollern, im Reg.-Bez. Wiesbaden, in Thüringen, Bayern, in dem Großherzogtum Hessen, Reg.-Bez. Kassel, Königreich Sachsen, in den Provinzen Schleswig-Holstein, Sachsen und Hannover südlicher Teil, in den Herzogtümern Braunschweig und Anhalt, in der Rheinprovinz und im Fürstentum Birkenfeld.
Band 3: Im ostelbischen Deutschland (preußische Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Großherzogtümer Mecklenburg, Kreis Herzogtum Lauenburg).
Dargestellt auf Grund der vom Verein für Socialpolitik veranstalteten Erhebungen. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Wenn heutzutage die Rede ist von der Arbeiterfrage, von Arbeiterverhältnissen und Arbeiterschutz, so meint man damit fast immer nur die industrielle Arbeit und die Industriearbeiter. Es könnte hiernach fast scheinen, als ob ganz Deutschland über Nacht in einen Industriestaat verwandelt wäre. Und doch ist es — Gott sei Dank — noch nicht so weit. Noch giebt es manche Quadratmeile guten deutschen Bodens, wo noch nicht die Räder der Dampfmaschinen Tag und Nacht brausen, wo noch nicht der Rauch der ewig qualmenden Fabrikschlote die Luft verpestet. Noch nährt sich der größte Teil der deutschen Bevölkerung nicht von der Fabrik, sondern von dem, was in anstrengender Arbeit der Erde abgewonnen wird. Aber weil die Landarbeiter und die ihnen Arbeit gebenden Grundbesitzer nicht dicht gedrängt wohnen, wie die Industriearbeiter und die industriellen Arbeitgeber, sondern zerstreut hin und her sitzen, weil sie in Vertretung ihrer Interessen nicht so geschlossen auftreten, nicht einen solchen Lärm in der Presse und in den Versammlungen machen wie jene, so achtet man ihrer kaum, und es kommt tagtäglich vor, daß Arbeitergesetze vom grünen Tisch erlassen werden, welche auf die ländlichen Verhältnisse passen, wie die Faust aufs Auge.

Es ist daher ein wirkliches Verdienst des Vereins für Socialpolitik, welcher sich schon durch eine ganze Reihe wertvoller Untersuchungen über wirtschaftliche Verhältnisse verdient gemacht hat, daß er seine Aufmerksamkeit jetzt dem ländlichen Arbeiterstande zugewendet hat, dem Stande, dem noch der weitaus größte Teil der deutschen Arbeiter angehört. Im Laufe des letzten Sommers hat der Verein Erhebungen über die Verhältnisse der Landarbeiter in allen Teilen Deutschlands angestellt. Diese Erhebungen sind in der Weise gemacht, daß der Verein Fragebogen ausgesandt hat an Vertrauensmänner aus dem Stande der Arbeitgeber, welche ihm von den landwirtschaftlichen Centralvereinen als geeignete Auskunftspersonen bezeichnet waren. Wenn nun von freisinniger und socialdemokratischer Seite getadelt wird, daß nicht auch Arbeiter gehört sind, und aus diesem Mangel Einseitigkeit des Werkes gefolgert wird, so wird doch jeder verständige, mit den ländlichen Verhältnissen vertraute Mann dem Verein darin durchaus recht geben müssen, daß der von ihm eingeschlagene Weg der einzig gangbare und mögliche war. Wer, wie Recensent, Jahre lang in amtlicher Eigenschaft in engster Berührung mit der ländlichen Bevölkerung jedes Standes gelebt und häufig ländliche Arbeiter über ihre Einkommens- und Lebensverhältnisse zu vernehmen gehabt hat, weiß ganz genau, wie schwer es auch im mündlichen Verfahren ist, klare

und genaue Antworten zu erhalten, selbst für den Mann, der mit den allgemeinen Verhältnissen genau vertraut ist und die Mundart der Leute spricht. Auskunft über andere als ihre eigenen Verhältnisse und vielleicht die ihrer nächsten Nachbarn pflegen sie aber kaum je geben zu können. Eine Auskunft auf schriftlichem Wege von ihnen zu erlangen, ist überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit.

Von den ausgesandten 3500 Fragebogen sind 2500 beantwortet zurückgekommen. Das so gewonnene Material ist von einer Reihe volkswirtschaftlich gebildeter Männer in der Weise bearbeitet worden, daß die thatsächlichen Angaben möglichst genau zusammengestellt und die subjektiven Urteile der gefragten Landwirte möglichst als solche gekennzeichnet werden.

Am ersten Bande sind beteiligt als Bearbeiter: Dr. Karl Kaerger und Dr. H. Losch; am zweiten: Dr. Kuno Frankenstein, Friedrich Großmann und Otto Anhagen. Der dritte Band ist von dem Privatdozenten an der Universität Berlin Dr. Max Weber herausgegeben. Auf eine eingehende Würdigung und Besprechung dieses ganzen umfangreichen wertvollen Werkes einzugehen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist ein Sammelwerk. Es bringt die ländlichen Arbeiterverhältnisse in allen Teilen Deutschlands zur Darstellung. Zu einer eingehenden kritischen Besprechung und Würdigung gehört eine so genaue Kenntnis der verschiedenen Teile Deutschlands, wie solche ein einzelner kaum besitzt. Recensent muß sich daher darauf beschränken, auf denjenigen Teil des Gesamtwerkes etwas näher einzugehen, welcher sein engeres Heimatland, Mecklenburg, behandelt. Einem mecklenburgischen Recensenten muß es natürlich zunächst zur größten Freude gereichen, von dem Herausgeber. Dr. Weber, als sicheres Ergebnis der angestellten Ermittlungen zu erfahren, daß die Lebenshaltung, Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse der mecklenburgischen Instleute, in Mecklenburg Tagelöhner genannt, die besten im ganzen ostelbischen Deutschland sind. Ein Vergleich mit den in den Darstellungen der beiden anderen Bände niedergelegten Ermittlungen ergiebt, daß die mecklenburgischen Landarbeiterverhältnisse überhaupt mit zu den besten in ganz Deutschland gehören. Der Dr. Weber ist sicher ein unparteiischer Zeuge. Denn dies Ergebnis seiner Forschungen ist ihm offenbar ganz unerwartet gekommen. Daß die mecklenburgischen Junker, die feudalen Rittergutsbesitzer, namentlich diejenigen, die auf altererbtem, von den Vätern überkommenem Besitz wohnen, patriarchalische Verhältnisse erhalten, daß ihre Arbeiter sich gut stehen und zufrieden sind, das widerspricht allen Schilderungen, welche die liberale Presse Tag aus Tag ein von den „verrotteten" Verhältnissen in Mecklenburg macht. Dieser Presse, oder sagen wir lieber der gesamten liberalen Meinung, glaubt der Herausgeber wenigstens die Konzession machen zu müssen, daß er die Lauterkeit der Motive der mecklenburgischen Grundbesitzer anzweifelt. Im übrigen ist die Darstellung der Tagelöhnerverhältnisse auf den Gütern im wesentlichen eine richtige. Zutreffend sind auch die Gefahren geschildert, die den jetzigen Zustand bedrohen, nämlich die Hofgängerverhältnisse, die heutige „rationelle, intensive" Wirtschaft, die die alte Naturallöhnung durch Geldlöhnung ersetzt, und die Schwierigkeit für den Tagelöhner, der Vermögen erworben — Tagelöhner mit Vermögen giebt es nämlich mehrfach in Mecklenburg —, sich oder seine Kinder selbständig zu machen. „Innere Kolonisation" wird Hülfe schaffen. Wie aber diese einrichten? Hier liegt die Schwierigkeit.

Die Darstellung der Verhältnisse der freien, in den Dörfern wohnenden Arbeiter ist mangelhaft, weil, wie Verfasser selbst hervorhebt, sein Material lückenhaft gewesen ist. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als er auch hier in der Lage gewesen sein würde, ein Lichtbild zu zeichnen. Auch ist es mißlich, daß der Verfasser mit den Landesverhältnissen nicht bekannt ist. So werden häufig die Antworten der Vertrauensmänner mißverstanden sein, wenn nicht diese die Fragen falsch verstanden haben. Auf Seite 699 wird z. B. gesagt: „Es pflegen zu den einzelnen Domanialgütern Dörfer mit den verschiedensten Kategorien von Besitzern zu gehören, z. B. im Domanialamt Schwerin zu einem Pachthof von 410 ha 19 Erbpächter, 18 Bauern, 25 Häusler." Das gerade Gegenteil ist der Fall. Zu einem Domanialpachthof gehören regelmäßig nur Tagelöhner. Ganz selten finden sich auf einem solchen auch Häusler. Erbpächter gehören nie zu einem Pachthof. Bisweilen kommt es vor, daß ein Bauerndorf mit einem Pachthofe zu einer politischen Gemeinde vereinigt ist. Der obenerwähnte Pachthof und das Dorf im Domanialamt Schwerin liegen räumlich zwar nebeneinandrr, haben aber weder politisch noch wirtschaftlich irgend etwas mit einander zu thun. Im übrigen soll es nicht heißen 18 Bauern, sondern 18 Büdner.

Obligatorische Krankenversicherung besteht für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter in ganz Mecklenburg nicht. In dieser Beziehung ist zwischen Domänen Pachthöfen und Dörfern kein Unterschied. Die gegenteilige Angabe auf Seite 705 ist falsch. Auf Seite 766 wird erwähnt, daß in mehreren Berichten hervorgehoben wird, daß die Ansetzung von Büdnern nur auf leichtem, d. h. auf Kartoffelboden regelmäßig Erfolg habe. Der Verfasser sucht den Grund in der Möglichkeit der Beackerung solchen Bodens mit Kühen und knüpft die allgemeine Bemerkung daran: „Es zeigt sich auch hierin die starke Tendenz aller Kleinstellen zur Steigerung des Kartoffelkonsums." Wie bedenklich es ist, solche allgemeinen Schlußfolgerungen zu machen, wenn man die Verhältnisse nicht kennt, zeigt sich recht deutlich hier. Es ist richtig, diese kleinen Stellen in Mecklenburg produzieren namentlich viele Kartoffeln, aber nicht um sie selbst zu essen, sondern um den Hamburger Markt damit zu versorgen und in das Ausland zu exportieren. Hunderte von Wagenladungen mit Kartoffeln gehen in jedem Herbst nach Hamburg. Als Entgelt fließt Hamburger bar Geld in die Taschen der kleinen mecklenburgischen Landwirte, die es nach alter Sitte sofort der Sparkasse anvertrauen. Aus

diesen Erwägungen hat Recensent selbst auf dem leichten Boden Parzellierungen von Pachthöfen empfohlen und geleitet.

Aehnliche Fehler und Mißverständnisse ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Es mag aber mit den angegebenen Beispielen genug sein. Es liegt die Befürchtung nahe, daß sich gleiche Mängel auch in den übrigen Teilen des Werkes finden. Beeinträchtigen diese auch die Genauigkeit im einzelnen, so thun sie doch der Bedeutung des Werkes im ganzen keinen Abbruch. Es bleibt nichts desto weniger wahr, daß dasselbe eine ganz hervorragende Leistung ist und im allgemeinen ein zutreffendes Bild von der Lage der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Deutschland giebt.

tz.

— Drückt die Militärlast? Eine zeitgemäße Frage, besprochen von Dr. J. Jastrow. Pr. 50 Pf.

Verfasser, Privatdozent an der Universität Berlin, prüft die Finanzlage und findet, daß sie uns gestattet, alles zu thun, was für die Verteidigung des Vaterlandes notwendig ist. Aber gleichzeitig stellt er die These auf: „Das ist in Wahrheit der Druck der Militärlast, daß die militärischen Interessen bei uns angefangen haben, alle Kulturinteressen zu absorbieren." — „Auf die Dauer hängt das Gedeihen der Armee selbst von dem Gedeihen des ganzen Staatskörpers ab. Ein Staat mit einem Schulwesen, das nicht genügend fortschreitet, mit einer Verwaltung von Handel und Industrie, welche den Ideen der Neuzeit sich nicht mit ausreichender Energie zuwendet, mit einer Justiz, welche dem Bürger das Vertrauen zu dem Arme der Gerechtigkeit erschüttert, mit einer Sanitätsverwaltung, welche ihren wichtigsten Aufgaben nicht gewachsen ist — ein solcher Staat wird auf die Dauer nicht den Boden abgeben, auf dem eine siegreiche Armee gedeihen kann. Und wenn die Armee die centrale Stellung, in der sie sich gegenwärtig befindet, dazu gebraucht, das Interesse für die gute Verwaltung der anderen Ressorts zu absorbieren, so sägt sie den Ast ab, auf dem sie sitzt." — Diese letzten Sätze enthalten starke Uebertreibung. So steht es noch nicht bei uns, daß über dem Heerwesen alle anderen Interessen vergessen würden. Im Gegenteil pulsiert ein so reiches geistiges Leben in Deutschland, daß auch Schriften, die nicht gerade notwendig sind, noch immer gebührende Beachtung finden.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und Pfr. H. Dietz in Messel. (Stuttgart, Belser.) Heft 118: Die lutherische Kirche im Kampfe mit Panslavismus und „Orthodoxie" von Friedrich Waldorf. 56 S. gr. 8°. 1 M.

Die Broschüre giebt eine Darstellung der Maßregeln, mittelst welcher unter Alexander III. aus panslavistischer und orthodoxer Neigung die Russifizierung der Ostseeprovinzen und die Ueberführung der dortigen Lutheraner zur griechisch-katholischen Kirche betrieben wird. Nach menschlichem Ermessen sind die Tage gezählt, in welchen man bei den russischen Ostseeprovinzen deutscher Nation von eigenem Recht, eigener Kirche und Schule wird reden können.

Heft 121: Deutsches Klosterleben im 13. Jahrhundert nach Cäsarius von Heisterbach von Prof. Dr. Ludwig Schaedel. 1 M.

Ein durch Anschaulichkeit und frische Farben anmutendes Bildchen aus dem deutschen Klosterleben, welches der Leser sicher mit großer Befriedigung aus der Hand legen wird. Es ist ganz aus der Wirklichkeit der damaligen Zeit geschöpft und gewährt einen Einblick in die Klöster nach ihrer Einrichtung und Ordnung, nach der leiblichen wie geistigen Art ihrer Bewohner, in ihre Licht- und Schattenseiten, ihren Aberglauben und ihr eifriges Bemühen, innerhalb der Klosterzucht sich den Himmel zu erringen; zeigt freilich auch, wie so mancher Klosterbewohner in Tristitia und Akedia verfällt und im Selbstmord (Erhängen oder Ertränken) untergeht. Daß der Verfasser die Akedie als etwas so Fremdartiges behandelt, ist uns verwunderlich. Sie erscheint auch nicht erst bei Cassiodorus; schon Hippokrates kennt sie als geistige Krankheit und Homer und Cicero haben wenigstens das Eigenschaftswort. Aus der „Septuaginta" ist das Wort dann als eine der sieben Todsünden in die Kirchensprache übergegangen.

Heft 129: Wer hilft dem Bauernstande? Ein Appell an die Christenleute über ihre Stellung zu den bäuerlichen Genossenschaften. Von Heinrich Dietz. 1 M.

Diese aus einem auf dem Bauernverein in Gießen gehaltenen und erweiterten Vortrage hervorgegangene Broschüre zeichnet sich durch ein warmes Herz für den Bauernstand, durch Bloßlegung und Bekämpfung seiner Schäden und durch Eintreten für Hebung seiner socialen, materiellen und sittlich-religiösen Stellung aus. Der bekannte Standpunkt des Verfassers ist hier in durchaus besonnener, maßvoller Weise zum Ausdruck gebracht. Die Form der Schrift ist meisterhaft. Ernst und Humor, Theorie und Praxis, Poesie und Prosa fließen zu einem harmonischen Ganzen in ihr zusammen.

A. F.

— Die Verstaatlichung der Bergwerke, ein Stück staatserhaltender, organischer Bodenreform. Von Dr. Heinrich Wehberg. (Bremerhaven, Tienken.) 1892.

Die kleine Schrift bildet Heft 2 der Broschürensammlung von Dr. Wilh. Bode. Unsere Leser wissen, daß wir die Idee, welche der Titel angiebt, stets befürwortet haben, und teilweise auch aus denselben Gründen, wie Dr. Wehberg. Es ist ein für jeden billig denkenden Menschen unerträglicher Zustand, daß einige Spekulanten mit den heimischen Bodenschätzen schalten und walten, wie sie wollen, dem Inland den Konsum durch Trusts verteuern und dabei das Ausland zu Schleuderpreisen be-

dienen. Und helfen kann hier nichts als volle Verstaatlichung. Sind wir aber in der Hauptsache mit Dr. Wehberg einig, so unterscheiden wir nicht alle Einzelheiten. Unmotiviert scheint uns die persönliche Animosität gegen die vermeintlichen Usurpatoren der Vergangenheit und Gegenwart, gegen den Adel der Vergangenheit, der sich „redlich“ Grund und Boden angeeignet, und gegen die „Kohlenbarone“ der Gegenwart. Daß diese Männer möglichst gute Geschäfte zu machen suchen, kann ihnen niemand verdenken — Herr Wehberg würde das mutmaßlich auch thun, wenn er eine Grube geerbt hätte. Aber zu beklagen ist, daß das Gesetz ihnen keine Schranke zieht. Unzutreffend spricht der Verfasser vom Freihandel. Freihandel ist ein internationaler Gedanke. Soll „Rückkehr“ zu ihm stattfinden, so gehören dazu doch immer mindestens zwei. Wollten wir Deutsche etwa Amerika gegenüber die Mac Kinley-Bill mit freihändlerischen Maßregeln beantworten, so wäre das eine große Thorheit. Inzwischen wünschen wir der kleinen Schrift recht viele aufmerksame Leser, besonders solche, die nach beendeter Lektüre ihre gewonnene Einsicht auch praktisch bethätigen.

— **Der Kellnerberuf.** Eine sociale Studie von Dr. Karl Oldenburg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894. 55 S.

Wenn eine genaue Kenntnis der zu reformierenden Verhältnisse die Grundlage aller socialen Reformen bilden muß, so sind Studien, welche zu solcher Kenntnis führen, mit Dank zu begrüßen. Die vorliegende schildert durchweg wohl wahrheitsgetreu auf Grund eines reichen Materials das Leben der Kellner mit seinen vielen dunklen und beklagenswerten Seiten, seinen großen Versuchungen und seinem jähen Wechsel von Unthätigkeit und aufreibender Arbeit, von großen Einnahmen und voller Verdienstlosigkeit. Verf. tritt sehr eifrig für eine Reform des Trinkgeldwesens ein. Wir legen hierauf geringeren Wert, zumal wir zweifeln, ob es möglich sein wird, eine so allgemein verbreitete Sitte erfolgreich zu bekämpfen. Sehr viel wichtiger dagegen erscheint uns der gesetzliche Schutz der Einzelnen gegen Ausbeutung durch trügerische Kontrakte, schlechte Ernährung, übertriebene Arbeitszeiten und versagte Sonntagsruhe. (Schreiber dieses traf noch vor kurzem im Gastzimmer eines eleganten Hotels einen an einer Thür **stehenden Kellner schlafend** an, der durch überlange Arbeitszeit völlig erschöpft war.) Wie wünschen der kleinen Schrift recht viele aufmerksame Leser. Den Gliedern der besitzenden Klassen, besonders insoweit sie kulturtrunken sind, kann es nicht oft genug gesagt und nicht klar genug gemacht werden, auf welchem Fundament von Not und Elend unsere Civilisation noch ruht. Sind Rom die Sklavenkriege nicht erspart geblieben, so wird uns die sociale Revolution nicht erspart bleiben, wenn wir nicht ganz andere Anstalt machen, als bisher, ihr vorzubeugen durch Reform.

— **Wohlfahrtseinrichtungen über ganz Deutschland durch gemeinnützige Aktiengesellschaften.** Ein Stück socialer Reform von Paul Lechler. Stuttgart, Kohlhammer. 1893. Dritte Auflage. Preis 30 Pf.

Die kleine Schrift hat viel wohlwollende Beurteilung gefunden. Wir unsererseits bedauern, uns mit dem Grundgedanken nicht einverstanden erklären zu können. Ehe man Privatunternehmungen mit Staatshülfe einrichtet, soll man sich doch zweimal besinnen. Wir halten für viel richtiger, daß zunächst der Staat diejenigen Industrien, die sich zur Verstaatlichung eignen, verstaatlicht, dann die Arbeiter zu Beamten macht und für passende Dienstwohnungen sorgt. Die bleibenden Privat-Industrien müssen ohne Staatshülfe durchkommen und im Aufsichtswege zur Erfüllung ihrer socialen Pflichten angehalten werden. In beiden Fällen wird die Sache klarer und reinlicher.

2. Kirche.

— **In keinem Andern Heil!** Predigten im Dom zu Schwerin gehalten von P. Bard, Oberkirchenrat. (Schwerin i. Meckl., Bahn.) 1892. 252 S., geb. 4 M.

So oft der Oberkirchenrat Bard die Kanzel des Schweriner Doms besteigt, sammeln sich Tausende von Zuhörern in den weiten Räumen der Kirche. Daß seine Predigten eine gewaltige Anziehung für die Hörer haben müssen, begreift auch der, der sie liest, denn sie verbinden mit der Wucht der Gedanken die Wucht der Rhetorik, sie überragen in Form und Inhalt das Durchschnittsmaß unserer sonstigen Predigten. Man hat von Luthers Predigten gesagt, sie hätten nur **ein** Thema, aber das sei ein gutes. So treibt auch Bard immer nur Eins: er deckt dem Menschen dieser Tage die ganze Friedelosigkeit seines Herzens auf und er sagt ihm, daß diese Friedelosigkeit in der Gottentfremdung ihren Grund habe, und daß daher Friede nur dann zu finden sei, wenn der Mensch seinen Gott und zwar den durch Christus versöhnten und offenbarten Gott wiedergefunden habe. Nicht ruhig bauende Lehrpredigten, sondern mächtig einschlagende Erweckungspredigten sind es; besonders wenden sie sich an die **Gebildeten** unserer Tage. Dem modernen Gebildeten mit all seinen Zweifeln und Bedenklichkeiten, mit seiner Blasiertheit und Sattheit und daneben seinem verbogenen Herzenshunger gehen sie nach, polemisch und apologetisch verfahren sie, und indem sie ihm auf sein Gebiet folgen, reden sie zu ihm in **seiner** Sprache und argumentieren mit den **ihm** geläufigen Begriffen, immer aber um ihn schließlich in der Einfalt des Evangeliums die höchste Weisheit anbeten zu lehren. Dies ganz moderne Gepräge ist die Lichtseite, vielleicht aber in einigen Stücken auch die Schattenseite dieser Predigten, weniger aber wohl für den Kreis der **Leser**, als für den Kreis der **Hörer**.

Lesen wird sie der schlichte, ungelehrte Christ nicht, zur Hauspostille eignen sie sich nicht. Ob aber der Prediger auf der Kanzel nicht doch sich das zur Richtschnur nehmen sollte, was Luther einmal von seinem Predigen sagte? Wo er sie allein halte, konnte Luther mit Doktor Pommer und Magister Philipp in ihrer Sprache reden, in der Kirche aber dachte er an sein Magdalenchen und er meinte, der Doktor und der Magister würden auch etwas davon haben, wenn er verständlich für Magdalenchen rede. Man hat Anstoß genommen an dem weitgehenden Gebrauch von Fremdwörtern. Was wir mehr beanstanden, ist aber jene den Einfältigen fern liegende abstrakte Formung der Gedanken. Ich gebe einige Beispiele: S. 13 die Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" ist der eigentliche Herzschlag der ganzen weltgeschichtlichen Bewegung! Und in derselben Predigt S. 16: Jesus von Nazareth ist das Vollgenüge des Bedarfs der Menschen! S. 70: „nur der Christ ist die Wahrheit des Menschen"! S. 100: „wir stehen mit der Frage nach der Würde Jesu im Centrum der Weltschlacht"! Diese Proben ließen sich sehr vermehren. Auch sonstige Absonderlichkeiten in der Ausdrucksweise hätten vermieden werden können. So findet sich S. 68 neben einander „Barbarei", „Bestialität", „Cäsarismus"; S. 79 „Kontakt", „Rapport"; S. 86 „Soldateska". Zu wuchtig lautet mir S. 37 die „heulende Anklage des Gewissens" und S. 82 das „vereiste Herz". Doch das sind schließlich alles Kleinigkeiten, sie sollen nur unser Interesse an dem Buche zeigen, uns aber keineswegs die Freude an dieser edlen Gabe verderben. Vor bald hundert Jahren rief Schleiermacher durch seine Reden über die Religion die Gebildeten unter ihren Verächtern zu einer höheren, allerdings stark pantheistisch gefärbten Lebensauffassung und er redete mit Worten wuchtiger Begeisterung. Wohl nicht an die Gebildeten unter den Verächtern, sondern an die Gebildeten unter den Suchenden wendet sich in ähnlich formvollendeter Weise Bard, aber was er bringt, ist nicht bloß pantheistische Religiosität, sondern es ist das volle Evangelium von Sünde und Gnade, von Buße und Glauben. So möge denn diese Sammlung von 22 Predigten hinausgehen und Segen namentlich unter den Gebildeten schaffen. Auch der Verleger hat das Seine für das Buch gethan, das starke Papier und der große Druck sind vortrefflich. J. P.

— Das Evangelium St. Lucae in 204 kurzen Betrachtungen für die Gemeine ausgelegt von D. G. Chr. Dieffenbach, Oberpfarrer zu Schlitz im Großherzogtum Hessen. (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.) Pr. 4,80 Mk.

Es ist mir jedesmal eine Freude, wenn ich eine von den Dieffenbachschen Auslegungen der Schrift zur Hand nehme. Gewiß ist es eine der wichtigsten Aufgaben, Gottes Wort wieder in unser Volk hineinzubringen. Die Lesung der Schrift und die Predigt im Gotteshause genügen längst nicht dafür, man muß andere Wege suchen. Einen dieser Wege schlägt Dieffenbach ein. Er legt die einzelnen Bücher der Schrift in kleineren Abschnitten aus. Seine Auslegung ist gesund, lehrhaft und dabei zugleich innerlich warm, Herz und Gewissen erfassend und bewegend, in einem: sie ist erbaulich. Es giebt in der Gegenwart Christen genug, die gern täglich eine Viertelstunde für sich mit der Bibel umgehen. Sie stoßen dabei auf Schwierigkeiten, besonders des Verständnisses, und sie erlahmen dann leicht. Hier ist eine Auslegung, die ihnen neue Hülfe thun kann. Nach der alten Anweisung zum gottseligen Leben bedürfen die Christen außer der Lesung und dem Gebet auch der heiligen Meditation, einer Kunst, deren Uebung wir leider in unserem eiligen und zerfahrenen Leben gar sehr verlernt haben. Dieffenbach läßt seine Auslegung jedesmal mit Gebet schließen. Aber ich möchte denken, dieselbe wäre auch eine Art von Meditation über die Schriftsteller oder könnte wenigstens zur Meditation auffordern, anleiten. Denn die recht verstandene Meditation ist nichts anderes, als die Versenkung der Seele in das Gotteswort, um aus dem Gotteswort angefüllt zu werden mit göttlichen Gedanken, mit Erfahrungen der göttlichen Liebe und Treue, aber auch des göttlichen Ernstes, mit heiligen Bewegungen des Willens und mit Kräften der unsichtbaren Welt, und mit dem seligen Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft. Eine Meditation, die sich nicht auf Gottes Wort gründet, wie etwa die römische Kirche sie als geistliches Exercitium empfiehlt, ist für den evangelischen Christen nicht ratsam, wohl aber eine solche, wie sie uns hier zum Lucasevangelium geboten wird. Vielleicht erscheint die Weise des Verfassers manchem zu lehrhaft, zu trocken, vielleicht wünschte mancher sich einen höheren Gang der Gedanken und zugleich eine tiefere Bewegung des Gemüts, der Gefühle. Wir lassen auch solchen Wünschen ihr Recht. Es liegt aber weniger in der Gabe des Verfassers, nach der Seite hin zu gehen. Seine Gabe ist Klarheit, Einfachheit, Nüchternheit. Und jede Gabe trägt ja ihre Schranke in sich. Wer sich dünken läßt, daß er alles könne, der kann gewiß recht wenig. Die Dieffenbachsche Auslegung des Lucasevangeliums hat noch nach einer anderen Seite hin ihre Bedeutung: sie giebt in ihren fortlaufenden Betrachtungen ein Leben des Herrn und so muß man sie auch sehr willkommen heißen. Soll unserer kranken Zeit Genesung werden, so muß der in ihre Mitte treten, der allein das Heil und die Heilung hat. Gewiß, Er lebt, lebt auch ohne uns, doch muß sein Bild unter uns lebendig gemacht werden, daß sie alle Ihn sehen und an Ihn glauben und durch Ihn lebendig werden. Dazu möge Dieffenbachs Buch auch dienen. D.

— Der Erste Brief des Petrus, für die Gemeinde ausgelegt von D. Carl Ernst, Generalsuperintendent zu Wiesbaden. Zweite Auflage. (Herborn, Nassauischer Kolportageverein.) 1892. 182 S. 1 M. 50 Pf.

Kürzer als die Besserschen Bibelstunden, aber nicht minder empfehlenswert. Die Abschnitte, in

welche der Brief zerlegt wird, werden, was Besser nicht thut, theoretisch disponiert und dann mehr predigtartig ausgelegt. Gebildeten Schriftforschern ist das Büchlein sehr zu empfehlen, es führt aus Glauben zu Glauben. Möchten unsere Gebildeten, sofern sie sich zur Kirche halten, nur Bücher wie die von Besser und Ernst fleißig benutzen, damit sie über bloß allgemeine gefühlsmäßige Anregungen hinaus zu solider Schriftkenntnis kämen und in den Wirren der Zeit auf festen Grund gestellt würden. Wenn Referent vielleicht auch in exegetischen Fragen hier und da vom Verfasser abweicht und wenn er auch seine Ausführungen über Christi Höllenfahrt zu 3, 17—22 für dogmatisch nicht ganz korrekt hält, so trägt er doch kein Bedenken, die Auslegung als eine im wesentlichen der gesunden Lehre entsprechende und weil mit seelsorgerlichem Ernste gegebene, darum gewiß auch zur Weckung und Stärkung des Glaubens geeignete zu bezeichnen.
J. P.

— Christ und Widerchrist. Ein Beitrag zur Vertheidigung der Gottheit Jesu Christi und zur Charakteristik des Unglaubens in der protestantischen Theologie. Von Paul v. Hoensbroech S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (Freiburg i. B., Herder.) 1892. 167 S. 1,50 M.

Der Inhalt der Schrift läßt sich aus ihrem Titel zur Genüge erkennen. Der Verfasser meint „Recht und Pflicht" zu haben, den Finger auf eine öffentliche Wunde zu legen. Eine solche sieht er darin, daß die protestantische Theologie in ihren hervorragendsten Vertretern sich nicht mehr zur Gottheit Christi und demnach nicht mehr zum Christentum bekennt. Um dies nachzuweisen, wird die Lehre der kritisch gerichteten Theologen von der Person Christi dargestellt in ausführlichen Citaten. Augenscheinlich würde der Verfasser am liebsten behaupten, daß alle protestantischen Universitäten im Unglauben ihrer Lehrer ein gleiches Bild darbieten. Er versteht sich aber doch dazu, in einer Anmerkung einzuräumen, daß es auch gläubige Protestanten gebe, freilich „hervorragende Vertreter der Theologie" scheinen nicht darunter zu sein. Gelegentlich muß auch einmal jemand als Professor gelten, der es niemals gewesen ist, so R. Schmidt in Göttingen; derselbe ist meines Wissens Pfarrer in Baden. Damit die Reihe der Universitäten möglichst vollzählig erscheine, werden auch Thomasius in Erlangen, Geß in Breslau, Kahnis in Leipzig zu denen gerechnet, welche sich auf der abschüssigen Bahn der rationalistischen Christusleugner befinden. Erheiternd wirkt es, daß der Verfasser den Rationalisten Bretschneider der Universität Leipzig anzuhängen sucht. „Der Einfluß seiner Lehre innerhalb protestantischer Kreise ist noch heute bedeutend."(!!) Der Genannte hat nun zwar in Leipzig gelebt (als Student), niemals aber dort gelehrt. — Leider ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß die moderne Theologie vielfach dem kirchlichen Glauben entfremdet ist. Ob's besser wird dadurch, daß P. v. Hoensbroech „den Finger auf die Wunde" legt, dürfen wir bezweifeln, trauen ihm leider auch nicht die Absicht zu, zur Heilung zu helfen. Die positive Entwicklung, welche im zweiten Teil seines Heftes folgt, wird dazu nichts beitragen, sie ist natürlich völlig korrekt, dafür bürgt ja schon die erzbischöfliche Approbation, aber weiter ist auch nichts darüber zu sagen. Trotz mancher Uebereinstimmung merken wir doch, daß hier ein uns fremder Geist weht. Dafür nur zwei Belegstellen. „Das Christentum die einzig wahre, von Gott geoffenbarte Religion, streng verpflichtend für alle Menschen." „Der Glaube, wenigstens bei uns Katholiken, ist Sache des Verstandes und Willens, nicht aber des Gefühls."
Wt.

— Die überschwängliche Erkenntnis Jesu Christi als der richtige, leichte und selige Weg zu einer wahren Kraft im Christentum von Johann Liborius Zimmermann, weil. Prof. in Halle. Achte Auflage. (Basel, C. F. Spittler.) 96 S. kl. 8°.

Johann Liborius Zimmermann war bis 1731 Hofprediger in Wernigerode bei dem Grafen Christian Ernst, der mit seiner ebenso gesinnten Gemahlin ein treuer Christ und entschiedener Anhänger des Pietismus war. Als Zimmermann, ein hervorragender Zeuge der Spener-Franckeschen Schule, selbst als Professor nach Halle berufen wurde, schrieb er für das gräfliche Ehepaar den vorliegenden Traktat, der im vorigen Jahrhundert fünf Auflagen erlebte. Er gründete ihn auf das Lied des dem Pietismus angehörenden gottseligen Arztes Richter von Halle: Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein ꝛc. Es war eine verdienstliche That Lebderhoses, daß er das Büchlein auch unserem Jahrhundert wieder zugänglich machte. Daß es Eingang fand, beweist die achte Auflage. Es beweist diese Aufnahme um so deutlicher, daß hier der Inhalt wirkt, als man nicht leugnen kann, daß die Sprache und Entwicklung, wie man das bei der damaligen Hallenser Schule nicht anders erwarten kann, trocken-lehrhaft ist. Allein die klare evangelische Darstellung der Heilslehre macht das aus reicher innerer Erfahrung geschriebene Büchlein auch heute noch zu einer Schrift, von der es heißt, wie von dem Baume, gepflanzet an den Wasserbächen: seine Blätter welken nicht. —
A. F.

3. Geschichte.

— Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte von Karl Neumann-Strela. 1. Band. Mit vielen Vollbildern und Text-Abbildungen. Vollständig in drei Bänden. (Hannover. Verlag von C. Meyer [G. Prior].) 1892. Preis 4 Mk.

Das Buch gehört zu der großen Zahl von geschichtlichen Werken der letzten Jahre, welche warm und patriotisch geschrieben, mit hübschen Bildern ausgestattet und gut gedruckt sind, deren

Inhalt aber tiefer gehenden Anforderungen nicht entspricht. Es enthält der Hauptsache nach Lebensbilder der deutschen Kaiser und einiger anderen bedeutenden Männer bis Maximilian I. Der Sage ist, um die Darstellung frischer und farbenreicher zu gestalten, ein breiter Raum gegönnt, und ihre Hereinziehung ist gerechtfertigt für Zeiten, über welche eigentliche urkundliche Nachrichten noch fehlen, oder da, wo die Sage in dichterischer Form Anschauungen und Stimmungen des Volkes aufbewahrt — nur muß sie als solche gekennzeichnet werden. Das ist im vorliegenden Bande nicht immer geschehen. So muß man z. B. glauben, daß Hermann Billung von Kaiser Otto I. beim Viehhüten gewissermaßen „entdeckt" worden sei, während er thatsächlich einem vornehmen, schon zu Karls des Großen Zeiten blühenden Geschlecht angehörte; Erzbischof Willigis soll der Sohn eines Wagners gewesen sein, Kaiser Friedrich I. persönlich seine Braut Beatrix von Burgund aus der Gefangenschaft befreit haben, auch der brave Schweppermann muß aus der Versenkung auf dem Schlachtfelde von Mühldorf erscheinen, obwohl er gar keinen Anteil an dem Siege Ludwigs des Baiern gehabt hat, vielleicht nicht einmal zugegen gewesen ist, ebensowenig wie Herzog Leopold von Oesterreich, den der Verfasser glücklich entkommen läßt. Noch bedenklicher ist das Vorkommen starker Fehler, die bei sorgfältiger Bearbeitung hätten vermieden werden können. So schreibt z. B. der Verfasser, Heinrich der Löwe habe während der Belagerung Alessandrias mit „der Kraft des Heeres" den Kaiser Barbarossa verlassen und sei nach Deutschland zurückgekehrt, obwohl der Welfe thatsächlich an diesem Römerzuge gar nicht teilgenommen hat — eine Darstellung, die auf das Verhältnis zwischen beiden Fürsten ein ganz verkehrtes Licht wirft. Von Kaiser Otto dem Großen wird in Bezug auf sein Streben nach der Kaiserkrone gesagt: „Jetzt wollte Otto im Glanze der Kaiserherrlichkeit erstrahlen; in ihrem Schimmer sollte sein Volk sich sonnen"; aber so schön der Satz auch klingen mag, geschichtlich ist er nicht zutreffend, denn Otto holte sich die Kaiserkrone, nicht durch Eitelkeit getrieben, sondern in ganz folgerichtiger Durchführung seiner Politik, die Kirche, also auch das Papsttum, zu einem organischen Teile des deutschen Staatslebens zu machen. Ebenso falsch ist die Darstellung der Stellung König Albrecht I. zur Schweiz mit den Hinweisen auf den Tod bezw. die Vertreibung der Landvögte Geßler und Landenberg. Auch von kleinen Fehlern ist das Buch nichts weniger wie frei. Der Genosse Widukinds hieß nicht Alboin, sondern Abbio, die Burg Heinrich I. wird Weila statt Werla genannt, die Begräbnisstätte der Hohenzollern ist nicht Heilbronn, sondern Heilsbronn 2c. Die Bilder sind recht hübsch; die der Kaiser, nach den im Verlage von Keller in Frankfurt a. M. herausgegebenen Kupferstichen der Wandgemälde im Römer, können naturgemäß zum Teil auf wirkliche Aehnlichkeit keinen Anspruch machen. Soll das Buch, wie der Verfasser wünscht, der „Jugend ein Freund werden", so bedarf es einer Umarbeitung; als Grundlage des Geschichtsunterrichts für den Lehrer ist es n. E. nicht geeignet. v. tt.

4. Biographie.

— Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausgegeben von Dr. Oskar Wilda. 9.—12. Heft: Julius Köstlin. Eine Autobiographie. (Danzig. Leipzig. Wien.)

Für viele, welche sich für ausgezeichnete, auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorragende Männer und ihre persönliche Entwicklung interessieren, wird die Lektüre des Lebensganges des durch seine auf gründlichen Quellenstudien beruhende Lutherbiographie in weiten Kreisen bekannten Hallischen Theologen Julius Köstlin eine große Anziehungskraft ausüben. Das liebe Schwabenland, das uns schon so viele tüchtige Männer der Wissenschaft geliefert hat, ist auch das Vaterland des Theologen Köstlin. Uebrigens giebt es noch Geschlechtsverwandte desselben Namens, die ebenfalls wissenschaftliche Bedeutung erlangt haben. Der Theolog, der uns hier sein Leben erzählt, hat vieler Menschen Städte gesehen, ist mit vielen ausgezeichneten Männern unseres Vaterlandes im Norden und Süden in nahe Berührung gekommen, so daß wir von Männern wie Wichern in Hamburg, wie von dem alten Harms in Kiel, der in dem jungen Manne den Sohn eines Landes begrüßte, wo sonderlich kräftiges Unkraut neben dem Weizen wachse, aber selbst auch auf sonderlich kräftigen Boden schließen lasse, in Berlin von Ranke, Neander, Schelling, Gosner, Steinmeyer und anderen Manches erfahren. Wichern, den K. in Hamburg auf seiner Reise nach Schottland besuchte, hat ihn gebeten, Mitteilungen über die innere Mission in Schottland für die fliegenden Blätter aus dem rauhen Hause ihm zukommen zu lassen. Diese Arbeit war der erste schriftstellerische Versuch des Autobiographen, dem bald ein anderer über das Dogma und die religiös-theologische Entwicklung der schottischen Kirche für die durch Neander, Nitzsch und Julius Müller begründete Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben folgte (Nr. 17 Flg. 1850). Die Reise nach England und Schottland hatte den jungen Theologen mit vielen englischen und schottischen Theologen in nähere Beziehungen gebracht, hatte ihm für theologische Fragen ein tieferes Verständnis gegeben, seinen ganzen Horizont erweitert. In Berlin verkehrte Köstlin auch in dem Hause des großen Schauspielers Döring, der eine Gespielin seiner Kindheit aus Stuttgart zur Gattin hatte. Von Berlin ging K. nach Breslau, wo er seinen Landsmann Oehler besuchte, der dem damals in Schlesien weit verbreiteten flachen Rationalismus kräftig gegenübertrat. Von Breslau nahm er seinen Weg nach Dresden, wo er, von Oehler empfohlen, sich dem so geistvollen und energischen Oberhofprediger Dr. Harleß vorstellte. Hier, schreibt er S. 149, begegnete mir in H. der erste reine, jeder Union abholde bedeutende lutherische Theologe und Kirchenmann, der mir persönlich bekannt wurde, und gewiß unter jenen Theologen allen damals überhaupt der bedeutendste. Nach wiederholten Gesprächen mit ihm im Studierzimmer

und am Familientisch, nach der frischen Kraft und Bestimmtheit, Wärme und Natürlichkeit, die seinen Worten eigen war und mit der er auch über Nichttheologisches, namentlich neuere Kunst sich aussprach, nach der Energie und Schärfe seiner Urteile und nach dem kräftigen Humor, den er damit verbinden konnte, war es wohl zu begreifen, wenn dieser Mann in weiten Kreisen und zumal unter den damaligen Verhältnissen eine viel stärkere Wirkung zu üben vermochte, als auch so edle gelehrte Vertreter der Union, wie ein Nitzsch, Neander, Julius Müller. Aus der Schrift: „Leben eines süddeutschen Theologen" lernt man diese gewaltige, wissenschaftlich so bedeutende Persönlichkeit genau kennen und lieb gewinnen. In Herrnhut verlebte der junge Gelehrte Tage stiller Sammlung, schrieb eine dort handschriftlich vorhandene kurze Geschichte der böhmischen Brüder von ihrem Bischof Blahoslav und von Johann Lasitius ab und bedauert, daß diese Schriftstücke auch jetzt noch nicht wissenschaftlich verwertet sind. Mit dem Beginn des Sommersemesters trat K. seine Wanderungen wieder an. Jena, Halle, Leipzig, Thüringen, die Wartburg, Weimar u. s. w. wurden besucht. In Halle war dem jungen Theologen Tholuck die anziehendste Erscheinung, Julius Müller machte den Eindruck großer Befangenheit. Während er sich noch mit Reiseplänen nach Genf, Paris beschäftigte, rief ihn die kirchliche Behörde seines Vaterlandes zur Uebernahme eines Stadtvikariats in Stuttgart in die Heimat zurück. Ueber Prag, Wien, Linz, Salzburg und München reiste er nach Schwaben zurück, empfing noch die köstlichsten Eindrücke von den herrlichen Gegenden, die er auf der Heimreise geschaut. Das Stadtvikariat, das mannigfache Arbeit und so Bethätigung der gesammelten Kräfte mit sich brachte, war sehr lehrreich. Auch der 1850 in Stuttgart abgehaltene Kirchentag mit den dort hervorbrechenden Gegensätzen bot viel Anregung. In Stuttgart war des Bleibens nicht lange, denn schon nach einem Jahre nahm K. die Stelle eines Repetenten im Tübinger Stift an. Die Repetenten, neun an der Zahl, wurden von anderen gar sehr beneidet, äußerlich in einer gesicherten, behaglichen Stellung, betraut mit der Beaufsichtigung und wissenschaftlichen Leitung strebsamer Jünglinge, war in der schwäbischen Universitätsstadt zur Fortbildung reicher Anlaß gegeben. Wichtig wurde für K. im Stift die Bekanntschaft mit dem in Basel verstorbenen Herausgeber der Theosophie Oetingers, dem Dr. Auberlen. Während seiner Thätigkeit am Tübinger Stift wurde eine Reise in die Schweiz und nach Paris unternommen, auch hielt K. in zwei Semestern historisch-theologische Repetitorien ab. Vor allem vertiefte sich der Repetent in die Lektüre der Lutherschen Schriften; das Resultat derselben war: Luthers Lehre von der Kirche 1854. Den Lutherstudien ist K. immer treu geblieben, die Biographie des großen Reformators, die er veröffentlicht, hat wohlverdientes Ansehen erlangt. Die Schrift: Die schottische Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältnis zum Staate, 1854, fand ebenfalls viel Beifall. Es konnte nicht fehlen, daß sich gar bald die Augen derer, welche für Berufung tüchtiger akademischer Lehrkräfte zu sorgen hatten, auf den jungen strebsamen schwäbischen Gelehrten richteten. Am 1. Oktober 1855 siedelte er, der sich verheiratet hatte, von Tübingen nach Göttingen über. In eine fremde Welt trat das junge Ehepaar in der hannöverischen Universitätsstadt ein. Ein Kreis trefflicher Gelehrter fand sich an der ehrwürdigen Bildungsstätte zusammen: die Theologen Dorner, Ehrenfeuchter, Schöberlein, der Jurist Herrmann, der Prof. Bertheau, der Exeget des alten Testamentes, der Historiker Waitz, der Gatte einer Tochter Schellings, einer Freundin der älteren Schwester Köstlins, u. a. nahmen die jugendliche Professorenfamilie sehr freundlich auf. An der Universität hatte K. die Exegese des neuen Testaments insbesondere zu vertreten. Neben seiner Professur war der neue Professor auch als zweiter Universitätsprediger neben Ehrenfeuchter thätig. Damals waren der Philosoph Lotze, der Chirurg Baum, der Anatom Henle, der Germanist Müller an der Hochschule gesuchte Dozenten. Sehr interessant und charakteristisch für den König Georg ist die Unterhaltung, welche zwischen dem Landesherrn und dem Göttinger Professor bei Gelegenheit einer persönlichen Vorstellung, wie sie üblich war, gepflogen wurde. Der König sprach mit K. über die kirchlichen Verhältnisse Schwabens. Am Schlusse des Gesprächs, als K. schon im Begriff war, sich zurückzuziehen, da der Monarch für die akademische Wirksamkeit Gottes reichsten Segen gewünscht hatte, fügte der König hinzu: er, der neue Professor, werde besonders auch das zu lehren haben, daß allein die Monarchie dem Willen Gottes gemäß sei. Ueberrascht erwiderte K.: ich werde die biblische Lehre von der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit getreulich lehren und hochhalten. Der König: K. würde ihn doch wohl verstehen — nämlich, daß eben nach der Lehre der Schrift *nur* die Monarchie von Gott gewollt sei, wie ja geschrieben stehe: Ehre den König. Darauf wußte K. keine Antwort mehr, als die offene: auch nach seiner Ueberzeugung entspreche diese Staatsform im allgemeinen am meisten der Natur und dem Bedürfnis der Menschheit und führe Gott selbst in der geschichtlichen Entwicklung immer wieder auf sie hin, aber eine Lehre über sie und ihre Alleinberechtigung könne er in der Schrift nicht finden und er meine, ein evangelischer Theologe und Geistlicher habe nur auf die dort so klar bezeugte Pflicht gegen die geschichtlich gewordene und bestehende Obrigkeit zu dringen. Der König bestand auf seiner Schriftauslegung. Er hielt mir Frankreich als Beispiel dafür vor, wohin man komme, wenn man auch andere Staatsformen für gut gelten lasse, und erklärte es für besonders verderblich, daß dort namentlich auch die Geistlichkeit so denke. Dazu fügte er jetzt bei: das Königtum müsse auch ein wahres sein, alle zu seinem Wesen gehörigen Rechte haben. Dem letzten so allgemein ausgedrückten Satze, fügt K. hinzu, brauchte ich glücklicher Weise nicht zu widersprechen. Eine Bemerkung von K. darüber, daß die katholische Kirche jenem apostolischen Wort von der Geltung der Obrigkeit überhaupt nicht genüge, und hierdurch

auch an jenen französischen Zuständen mit schuld sei, schien des Königs Beifall zu haben. Er schloß die Audienz mit dem wiederholten Segenswunsch: Wirken Sie mit Gottes Hülfe — aber auch mit dem Beisatz: in dem Sinne wie ich gesagt habe.

Auch an der Georgia Augusta sollte K. nicht lange thätig sein, im Frühjahr 1866 wurde er durch den Minister v. Bethmann-Hollweg nach Breslau berufen. Die Schilderung der Breslauer Verhältnisse, in die er nun eintrat, bietet viele interessante Seiten. Die Studien des Gelehrten vertieften und breiteten sich immer mehr aus, die amtliche Wirksamkeit fand große Anerkennung. In das Amt, welches K. jetzt noch in Halle bekleidet, wurde er im Herbst 1870 berufen. Seit 20 Jahren ist der gelehrte Theologe an der Universität Halle-Wittenberg thätig, erfreut sich als Dozent und als theologischer Schriftsteller einer großen Anerkennung. K. steht mit an der Spitze des Vereins für Reformationsgeschichte, der durch Herausgabe von Schriften, welche sich auf das Reformationszeitalter beziehen, die Kenntnis des für die Geschichte so wichtigen Reformationszeitalters wesentlich gefördert hat. Seit 1873 nahm er an der Redaktion der theologischen Studien und Kritiken teil. Von seinen zahlreichen Schriften haben die verschiedenen Lutherbiographien die weiteste Verbreitung gefunden. Noch bei der letzten Lutherfeier in Wittenberg sind Köstlins Bestrebungen von unserem Kaiser dadurch anerkannt worden, daß er ihn zum Oberkonsistorialrat ernannte. Möge der treffliche Gelehrte sich noch viele Jahre seiner weitgreifenden Wirksamkeit erfreuen. L.

— Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. 2. Aufl. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. s. w.) VIII u. 522 S. 9 M., geb. 10 M.

Zum letzten Weihnachtsmarkt hat Ebers nicht den üblichen Roman geliefert, sondern die erste Hälfte der Geschichte seines Lebens. Und diese Geschichte ist das erste Buch von Ebers, das mir im großen Ganzen gut gefallen hat. Und wenn dieser Lebensgeschichte auch ein zwölfstrophiges Widmungsgedicht an die drei Ebers-Söhne vorgesetzt und ein einundachtzig Strophen haltendes Altusgedicht aus dem Jahre 1857 angehängt ist, und wenn der Verfasser auch auf seine Märchen und auf seine Romane „Die Gred“ und „Eine ägyptische Königstochter“ wiederholt hinweist, so hat doch das alles nicht viel zu bedeuten, es schadet nicht dem liebenswürdigen Autobiographen und nützt nicht dem zu den Dilettanten zählenden „Dichter“ Ebers. Der Verfasser will auch die zweite Hälfte seines Lebens schreiben, die Zeit vom Jahre 1863 an. Möchte ihm dazu viel Muße vergönnt sein. Und wenn der Zeitraum eines Jahres nicht ausreicht, so soll er sich nur noch einige Jahre dazu nehmen, alle Pläne zu neuen Romandichtungen unausgeführt, dafür aber den zweiten Teil seiner Lebensgeschichte recht ausreifen lassen.

Georg Ebers wurde am 1. März 1837 in Berlin geboren, vierzehn Tage nach seines Vaters Tod, der Banquier und Besitzer einer Porzellanfabrik war. Auch der Großvater war Banquier. Seine Mutter, eine Holländerin, war eine bildschöne Frau aus Rotterdam. Ihr nach dem Originale W. Schadows entstandenes Bild und das Bild des Verfassers gereichen dem Buche zur nicht geringen Zierde. Der schöne Kopf mit der hohen Stirne und den angenehmen Augen des Verfassers und die leider durch eine abscheuliche Frisur beeinträchtigte große Schönheit der Frau Fanny Ebers fesseln den Leser, ehe er sich noch mit dem Inhalt des Buches vertraut macht. Je mehr man aber mit dem Leben des Verfassers bekannt wird, um so lieber kehrt man darum zu dem Bilde der reizenden Frau zurück, weil sie eine ganz vortreffliche Mutter war, liebreich und herzensgut, pflichttreu und thatkräftig. Wie sie religiös gestanden hat, geht aus dem Umstand hervor, daß sie sich von Diesterweg hat beraten lassen, als es galt, den elfjährigen Sohn aus dem märz-revolutionären Berlin in eine ländliche Erziehungsanstalt zu versetzen. Diesterweg empfahl die bei Rudolstadt gelegene, von F. Fröbel gegründete Anstalt in Keilhau. Sowohl über Fröbel, wie über seinen Nachfolger Barop und die Hauptlehrer Middendorf und Langethal, Mitkämpfer der Befreiungskriege, läßt sich Ebers pietätsvoll des weiteren aus. Die Unterrichts- und Erziehungsregeln Fröbels ließen nur eine mäßige Zahl von Zöglingen zu. Dem Leben in der Schule und den häuslichen Arbeiten hielt frisches, freies Sichtummeln in Wald und Heide, sowie Wanderungen und größere Reisen ein glückliches Gegengewicht. Der junge Ebers war kein Stubensitzer. Als er einige Jahre später auf das Gymnasium in Kottbus kam, nannte man ihn den „tollen Ebers.“ Bei einem Brande rettete er mit dem Souffleur einer umherziehenden Schauspieler-Gesellschaft mehreren Frauen das Leben. Durch diesen Souffleur kam er in Verkehr mit einer jungen, sehr talentvollen Schauspielerin und da er schon in Berlin erfahren hatte, daß sein Herz leicht eine nachhaltige Neigung zu einem jungen Mädchen fassen konnte, so entwickelte sich aus jenem Verkehr eine Art Novelle, die der Verfasser bis ins einzelne in ansprechender Weise erzählt. Eine Landpartie, die der neunzehnjährige Ebers mit der Mutter der jungen Schauspielerin und mit dieser selbst unternahm, kam zur Kenntnis des Lehrerkollegiums und das hatte zur Folge, daß Ebers sofort freiwillig das Kottbuser Gymnasium verließ. Wäre dies nicht geschehen, so hätte ihn die Strafe des Ausschlusses von der Reifeprüfung getroffen. Ebers kann sonderbarer Weise heute noch nicht das ihm drohende Urteil billigen. Wohin sollte aber eine Schule kommen, in der solche Dinge nicht streng bestraft würden?

Nachdem die letzte Schulzeit im Quedlinburger Gymnasium durchlebt war, ging Ebers, dem Beispiele seines älteren Bruders Martin folgend, auf die Universität Göttingen. Hier wurde er Mitglied des Corps Saxonia. „Den ganzen Tag vom Morgen bis Abend verbrachten wir in froher Gemeinschaft.“ „Bisweilen“ wurde ein juristisches Kolleg besucht. Ueber politische Zustände hat sich Ebers als Student niemals unterhalten; auch die Gegensätze Materialismus und Antimaterialismus

waren bei den Corpsbrüdern selten Gegenstände der Erörterung, während sonst die akademische Welt von jenen Gegensätzen ganz erfüllt war. Ueberhaupt kam es mit den Corpsbrüdern „selten zu ernsteren wissenschaftlichen Gesprächen". Was Ebers am Tag nicht finden konnte, das suchte er nachts zu erreichen. Durch Professor Ungers Kolleg „Kunstgeschichte" ist er zum erstenmale mit ägyptologischen Dingen in Berührung gekommen. Dem Einflusse der verführerischen Schriften des frivolen Karl Vogt trat der juristische Privatdozent Herbert Pernice im vertrauten Verkehr mit dem unsicher hin und her tastenden Ebers wirksam entgegen. Noch wirksamer war ein jahrelanges Rückenleiden und der Einfluß der ihn aus Gebet erinnernden Mutter. Nachdem die größte Gefahr vorüber war, ist der noch auf dem Krankenlager ausgestreckte junge Mann durch die Professoren Lepsius und Jakob Grimm auf die rechte Bahn geführt worden, auf der er sich dem Gebiete der Aegyptologie mit sicheren Schritten nähern konnte. — Von bester Wirkung für seine Gesundheit waren die oft wiederholten Besuche von Wildbad", wo auch ein großer Teil des ursprünglich „Nitetis" genannten, auf Berthold Auerbachs Betreiben „Eine ägyptische Königstochter" betitelten Romans entstanden ist. Zu den interessantesten Persönlichkeiten, mit denen Ebers in jenen Jahren verkehrte, gehören der Fürst Pückler, der Maler Gallait, Moritz Hartmann, Lothar Bucher und B. Auerbach. Karl Gutzkow lernte Ebers auch kennen, doch war der Eindruck, wie zu erwarten, kein angenehmer. —

Ebers hat in seinen Lebenserinnerungen die in Berlin verlebten Märztage des Jahres 1848 nicht mit Stillschweigen übergangen. Leider hat er sich verführen lassen, die damalige politische Lage, insbesondere die Regierung Friedrich Wilhelm IV. mit in Betrachtung zu ziehen. Hat er gelegentlich E. W. Hengstenberg und den Superintendenten Ebeling in Kottbus, seinen Religionslehrer, zu den protestantischen Zeloten gerechnet, so versäumt er nicht in oberflächlichster Weise, unter fortwährenden Widersprüchen, sich als regelrechten Liberalen zu empfehlen. Damit stimmt dann bestens der religiöse Standpunkt des Verfassers. Ihm wie seiner Mutter ist Jesus Christus der Lehrer der Menschenliebe. Weiter nichts. Darum kann er auch Phrasen verwenden, wie „ein besonders glücklicher Schalksstreich der Schickung", „dank einer freundlichen Einrichtung der Schickung". Was hat man sich unter dieser Schickung vorzustellen? Das altklassische Fatum? das heidnische Schicksal? den Zufall? In jedem Falle nichts Wirkliches. Und was soll die Kennzeichnung des Superintendenten Ebeling als eines „eifernden Religionslehrers"? Sind denn Religionslehrer ohne Eifer vorzuziehen? Ebers hat damit wahrscheinlich die ihm äußerst widerwärtige Orthodoxie, die Lebensanschauung der Pietisten gemeint. Es wäre besser gewesen, wenn er solche Redensarten, die an das alltägliche Zeitungsdeutsch aufgeklärter und unwissender Juden und Judengenossen erinnern, unterdrückt hätte.

O. K.

5. Naturwissenschaft.

— **Antike Gesundheitspflege** von Dr. Hermann Hagen. (Hamburg, 1892.)

Der von dem Verfasser, Professor der klassischen Philologie in Bern, im Kursaal zu Interlaken gehaltene Vortrag ist höchst lesenswert. Man kann daraus ersehen, wie ungeheuer weit die Alten auch auf dem Gebiet der Gesundheitspflege vorgeschritten waren. Ueber alle von der modernen Hygiene immer und immer wieder betonten Punkte bestanden im klassischen Altertum, vor mehr als 2000 Jahren, bereits den unsrigen ganz ähnliche Anschauungen. Die Bedeutung von Luft und Licht, Körperbewegung, Untergrund von Häusern und Städten, Himmelsrichtung der einzelnen Räume des Hauses und der Straßen einer Stadt, die Wichtigkeit des Trinkwassers und der Bäder: Alles dies findet sich in den Schriften der Alten in einer Weise erörtert, daß man nur wünschen möchte, es seien diese Anschauungen heutzutage Gemeingut des Volkes.

Ganz besonders interessant ist eine Stelle aus Xenophons Memorabilien des Socrates, die man denjenigen vorhalten muß, die da meinen, die heute sich in unerhörter Ausdehnung breit machende Kurpfuscherei werde nur von mißgünstigen und brotneidischen Aerzten bekämpft. Socrates sagt (Buch IV, Kap. 2, § 5): „Das wäre ein famoser Anfang, wenn einer von der Stadt die Ausübung des ärztlichen Berufes verlangen und seine Rede also beginnen wollte: Ich habe noch nie, ihr Männer von Athen, von irgend jemandem die ärztliche Kunst erlernt, habe auch nie gesucht, daß einer der Aerzte mich belehren sollte; denn ich habe mir die allergrößte Mühe gegeben, nicht nur nichts von Aerzten zu lernen, sondern nicht einmal den Schein zu erwecken, als hätte ich diese Kunst überhaupt erlernt. Trotzdem verstattet mir, o Männer von Athen, die Ausübung des ärztlichen Berufes: denn ich habe ernstlich vor, an euch, als einem willkommenen Material, meine Kenntnisse zu probieren." Die ganze Gesellschaft, berichtet Xenophon, lachte aus vollem Herzen über dieses vielversprechende Programm. Würde auch heute noch „die ganze Gesellschaft" diese Rede des Socrates mit lautem Lachen beantworten?

— **Die psychopathischen Minderwertigkeiten.** Von Dr. J. L. A. Koch. Zweite Abteilung. (Ravensburg. 1892.)

Die Lektüre dieses Buches ist Laien nur mit großer Vorsicht zu empfehlen; so interessant es auf der einen Seite und so wünschenswert es sein mag, wenn die gebildete Laienwelt auch in diesen Dingen zu einem klareren Urteil gelangt, als wie man es im Durchschnitt antrifft, so gefährlich ist auf der anderen Seite die Beschäftigung mit psychiatrischen Fragen, zumal wenn, wie hier, es sich um Grenzbestimmungen zwischen abnormer Geistesbeschaffenheit und eigentlicher Geisteskrankheit handelt. Gar leicht kann der Leser aus solchen Büchern für sich selbst unheilvolle Schlüsse ziehen,

bei sich „psychopathische Minderwertigkeit“ entdecken, von der vielleicht gar nicht die Rede ist, und sich dann hypochondrischen und melancholischen Gedanken hingeben. Das schließt nicht aus, daß hie und da auch ein Laie mit Nutzen von den sehr eingehenden Studien des Verfassers Kenntnis nimmt. Allerdings darf er nicht erwarten, mit leichter Mühe sich solche Kenntnis aneignen zu können; die vielen Unterabteilungen der „psychopathischen Minderwertigkeiten“ erschweren ein wirkliches Verständnis sehr und noch mehr die vielfach recht schwerfällige Ausdrucksweise des Verfassers. Wenn z. B. (S. 184 und 191) auf einer einzigen Seite nicht weniger als 19 mal das Wort „Minderwertigkeit“, darunter (S. 184) 12 mal „psychopathische Minderwertigkeit“, gebracht wird, so muß schon der sachverständige Leser seine Geistesthätigkeit energisch anspannen, um nicht zwischen all den Minderwertigkeiten den Faden des Zusammenhangs zu verlieren. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor solche Häufungen eines Wortes vermieden hätte. Der große Wert seiner Untersuchungen und Erörterungen des Gegenstandes hätte dadurch eine Beeinträchtigung nicht erfahren.

6. Länder- und Völkerkunde.

— Durch Wüste und Harem. Reiseerlebnisse von Carl May. 2. Aufl. 634 S.

Von Bagdad nach Stambul. Reiseerlebnisse von Carl May. Mit Porträt. 644 S.

In den Schluchten des Balkan. Reiseerlebnisse von Carl May. 607 S.

Durchs wilde Kurdistan. Reiseerlebnisse von Carl May. 638 S. (Freiburg, Fehsenfeld.)

Eine diesen trefflichen Reiseromanen beigefügte Besprechung sagt folgendes:

„Wir sind Pilger auf Erden, und unser Leben ist eine Reise ins himmlische Vaterland; nach diesem geht unser Sehnen, und unruhig und traurig ist unser Herz, bis wir den Frieden desselben erreicht. — Diese Grundstimmung der Reiseromane des beliebten Erzählers Carl May schwebt wie ein feiner, leise zitternder Duft über den Ereignissen und hüllt dieselben in ihren schwermütigen Schatten. Innerliches Unbefriedigtsein in beschränkten Verhältnissen, Ueberdruß an der Ueberkultur der heutigen civilisierten Welt, angeborener Wandertrieb und Wissens- und Thatendurst treiben den ungewöhnlichen Mann rastlos in die Ferne. So durchirrte auch wohl Byron die Länder und Meere, doch nicht wie May. Jenen ließ eine geistige Krankheit, der Fieberwahn des Weltschmerzes, verbittert und thatenlos das Reich der Schöpfung durchgeistern, diesen aber drängt Ueberschuß an gesunder Lebenskraft, werkthätige Liebe zu den Nebenmenschen aus dem engen Haus. Er will der Mitwelt nützen, vor allem seine heidnischen Brüder für das Evangelium durch sein christliches Beispiel empfänglich machen, indem er die Guten beschützt und die Thaten der Bösen mit gerechter Strafe ahndet, die letzteren selbst aber, obwohl seine Feinde, liebt; und dies alles, auf daß man unter den Heiden sage: Ein guter Mann ist dieses Weges gefahren, und der war ein — Christ. Das ideale Wirken füllt die mancherlei Irrfahrten Carl Mays aus und verleiht seinen Erzählungen einen hohen sittlichen Gehalt und ihr eigentümliches charakteristisches Gepräge, wodurch allein schon dieselben sich weit über die Alltagslektüre erheben. Dieser Umstand dürfte die Lektüre der Mayschen Reiseerzählungen für Jugend und Volk besonders empfehlenswert machen.

Land und Leute der Heimat und der fernsten Zonen drängen sich in den Reiseerlebnissen in buntem, lebendigem Wechsel, und den ihnen eigentümlichen, besonderen Charakter abzulauschen und in lebensvollem Handeln wiederzuspiegeln, dazu bedarf es eines scharfen Beobachters und gewandten Darstellers. May vereinigt diese Eigenschaften. Natur und Menschenleben haben keine Geheimnisse vor ihm. In meist kurzer, gewählter Schilderung erstehen die unbekannten Welten in festen Umrissen vor unseren Augen: die Sahara mit ihrem heißen Wüstensand, die einsame, hochgrasige Prärie und der undurchdringliche tropische Urwald.

Was May uns bietet, sind Reiseskizzen in novellistischem Gewande. Die Kunstform ist weder Hauptsache, noch dient sie zur äußeren Gestaltung einer gleichartigen künstlerischen Idee. Interessante Beiträge zur Länder- und Völkerkunde zu schreiben, dieser an und für sich populär-wissenschaftliche Gedanke schwebte dem Autor bei Abfassung seiner Berichte vor; um denselben aber dem modernen Publikum auf die sympathischste Weise zu realisieren und zugleich seinen Schriften höheren Wert und längere Dauer zu sichern, kleidete er ihn in die Erzählungsform, die er freilich nur insoweit den Gesetzen der Kunst unterwerfen konnte, als der wenig einheitliche, unkünstlerische Stoff es zuließ. Mit einem Worte, May that alles, um seine Reiseromane in die Sphäre des Schönen zu erheben und höheren Kunstwerken wenigstens nahe zu bringen, ohne damit ihre eigentliche Idee und Bedeutung als meisterhafte Reiseberichte aufzugeben.“

Soweit die den Büchern mitgegebene Besprechung, deren Inhalt wir gern bestätigen. Wenn vormals auf die heranwachsende Jugend Gerstäckers Werke und Coopers Lederstrumpf erheblichen Einfluß ausübten — hier ist ebenso spannende, dabei aber gesündere, bessere und bildendere Lektüre. Wir empfehlen die Mayschen Reiseromane um so lieber, als eine überaus elegante Ausstattung sie zu Festgeschenken besonders geeignet macht.

7. Poesie.

— Krippe, Kreuz, Krone. Geistliche Lieder zu den sonn- und festtäglichen Evangelien von Robert Pries. (Gotha, F. A. Perthes.) 2,40 M.

Ein mecklenburgischer Pastor tritt uns in diesen Liedern als Dichter entgegen. Die Lieder begleiten

das Kirchenjahr. Jedes der alten Evangelien hat der Dichter in ein Lied gewandelt. Die Sammlung bringt er voran dem Herrn dar: „Mein Gott, ich gebe heut in Deine Hände, was Du mir gabst, mit meinem Danke hin." Und er wünscht, mit dieser Liedergabe den Brüdern zu dienen, „Dein teures Wort noch besser zu verstehen, um dann in seinem Lichte die schmale, rechte und sichere Straße himmelan zu gehen". Er bittet: „O segne, Herr, dies Buch an unseren Herzen zu Deiner Ehre und an unserm Heil." Die Geschichte der kirchlichen Dichtung kennt solcher Evangelienlieder mehr. Was ist am Ende der Heliand anders als eine altdeutsche Messiade, ein großes Evangeliumslied? Aber näher rückt sich zum Vergleich Luthers: Vom Himmel hoch, Hermanns: Erschienen ist der herrliche Tag, und andere. Auch Seidel, der Vater des bekannten Dichters, hat sich in solchen Umdichtungen versucht. Aber jene älteren Sänger hatten dabei ihr Absehen auf die Gemeine. Ihre Lieder trugen den Psalmen gleich die Aufschrift: Dem Sangmeister, und ihr Sangmeister war das priesterliche Gottesvolk, die gläubige Gemeine, welche sie lehren wollen, dem Herrn die Opfer ihrer Lippen darbringen. Für die Gemeine, für den kirchlichen Gebrauch sind die Lieder von Pries nicht, wenigstens nicht durchweg. Einzelne könnten gewiß auch im Gesangbuch stehen. Ich gebe nicht viel auf die Rede, daß unsere Zeit nicht im stande sei, Kirchenlieder zu schaffen. Warum sollte sie dazu unvermögend sein? Nur würde ihr Lied ein Lied der Gemeine ihrer Zeit bleiben und nur in einzelnen Fällen einklingen in den hohen Chor der Lieder, der von Anfang her durch die Kirche Christi singt. Denn für uns Christen des XIX. Jahrhunderts ists immerhin schwierig, einen Ton anzuschlagen, in den viele einstimmen können, wir sind dazu allzu individuell, allzu subjektiv. Dem Verfasser steht eine schöne Begadung zu Gebote. Die Gegenwart fordert ja auch von ihren Dichtern Formvollendung. Immer leistet Pries dieselbe nicht. „Ach, nicht das, was du Gutes an dir kannst finden, thut es" kann man doch nicht gelten lassen. Wie ja denn überhaupt bei dieser Weise, einen gegebenen Stoff umzudichten, die Gefahr nahe liegt, daß man nicht auf der Höhe der Dichtung bleibt, sondern in eine Thalebene dichterischer Prosa hinabsinkt. Ganz scheint mir der Dichter dieser Gefahr nicht entgangen zu sein. Einen Vers wie den: „Mächtig lockt das Gut der Erden, lockt die Herrschaft und das Geld. Ohne Mühe reich zu werden, scheint das Schönste in der Welt. Und was ist denn viel dabei! Kann mit einer Schmeichelei, einem Kniefall ich es haben: soll ich denn mein Pfund vergraben?" würde ich lieber nicht lesen, denn das ist doch nur versifizierte Prosa. Dabei hätte ich aber auch bezüglich der letzten Zeile meine Bedenken. Der angezogene Zug des Gleichnisses paßt kaum hierher. Sonst ist der Dichter ein feiner, reicher und tiefer Schrifttheologe, der Schrift durch Schrift zu deuten weiß, und der es wohl versteht, seinen Amtsbrüdern durch seine Evangelienlieder Anregung und Anleitung zur Erfassung des Evangeliums zu geben.

D.

— **Medizinische Märchen.** Von **Philander.** 2. unveränderte Auflage. (Stuttgart, Levy & Müller.) 198 S. 2,40 M., geb. 3,50 M.

In vortrefflichem Deutsch erzählte, sinnvoll erfundene Märchen, die in erster Linie den Aerzten, dann aber allen Gebildeten sich zur angenehmen Unterhaltung darbieten. Am meisten herrscht die Ironie vor. So wird in dem nach Aegypten verlegten Märchen „Phrom" das Kneten kranker Gliedmaßen, im vierten Märchen „Antonio Spumante" der Hypnotismus, im fünften „Magus Bombastus Vomitivus" der ehemalige Wunderdoktor, im sechsten „Der Mann ohne Haut" die Chirurgie, im siebenten „Tripstrill und die Pelzmühle" die Jungbrunnen-, im achten der „Warzenkönig" die Kuren durch Sympathie in freundlichem Tone verspottet. Alle diese Stücke werden aber übertroffen durch das in das Reich der Mitte verlegte hygienische Märchen „Ba-Kill". Bux-King will durch wollene, Schie-Ting durch baumwollene Kleider, Lei-Lak (Leilach-Leinwand) ein Priester aus Ba-Ju-War durch Wasser und kalte Einschläge alle Kranken heilen. Den größten Fortschritt aber erreicht Ba-Kill, dem zu Ehren alle in der Luft herumfliegenden Krankheitskeime Bakillen genannt werden. — Die Phantasie des Verfassers erreicht ihren höchsten Flug im letzten Märchen „Elektra". Durch das elektrische Licht werden die Körper des Menschen im 20. Jahrhundert durchsichtig wie eine Qualle. — Poetisch am gelungensten ist das zweite und dritte Märchen. „Jerum und die zehn Plagen" zeigt dem Leser, mit welchen Uebeln der phönizische (oder deutsche) Arzt zu kämpfen hat. Zu den Uebeln rechnet der Verfasser u. a. die Krankenkassen und die kleinen weißen Kügelchen der Homöopathie. Nun, wer den Wert dieser Heilmethode durch die Erfahrung kennen gelernt hat, weiß, daß diese medizinische „Ketzerei", gelind ausgedrückt, nicht zu verachten ist gegenüber der angeblich allein seligmachenden „Orthodoxie" der allopathisch-katholischen Heilkunde. Das liebliche „ophthalmologische Märchen aus Altgriechenland" preist die Heilkräfte, die in der unscheinbaren Pflanzenwelt verborgen sind.

O. K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— **Im Bundschuh.** Historischer Roman aus dem Zeitalter des Bauernkrieges. Von **Wilhelm Roeldechen.** (Verlag von Carl Reißner, Leipzig.) Zwei Bände.

Den hohen Anforderungen, welche wir an einen historischen Roman von dauerndem Wert stellen, entspricht dieser nicht. Es sind bunte historische Bilder, die durch die Fabel des Romans nur lose untereinander verknüpft sind. Ueberall, wo der Bundschuh sich regt, überall, wo der Bauer aufsteht, dorthin werden wir geführt. So ist es häufig mehr ein Auszug aus der Geschichte, als eine Erzählung, was der Verfasser uns bietet. Als Geschichte aber ist es wiederum nicht tief genug. Es ist immer eine eigene Sache, geschicht-

liche bedeutende Persönlichkeiten zu Romanfiguren zu machen. Wer nicht in ihr Wesen und in ihre Zeit sich hineinversenkt hat — und dies ist ohne ein eindringliches Studium nicht möglich —, giebt Zerrbilder und schiefe Charaktere. Die historischen Romane von Luise Mühlbach sind hierfür ein abschreckendes Beispiel für alle Zeit, wenn sie auch ein großes Lesepublikum gefunden haben. Wollte Verfasser Sickingen und Luther nun einmal in seinen Roman hineinbringen, so mußte er tiefer graben. Mit ein paar Strichen, wie es geschehen, durfte er sich dann nicht begnügen. Etwas besser ist ihm die Zeichnung von Thomas Münzer gelungen. Die Hineinziehung dieser Personen wäre für den Gang des Romans aber gar nicht erforderlich gewesen.

Der Roman führt uns in eine Dorfschaft im Odenwalde. Dort liebt der Sohn eines kleinen Bauern die Tochter eines Großbauern. Wenn auch beide Hörige sind, so denkt doch letzterer viel zu hoch von sich, als daß er seine Tochter unter dem Stand verheiraten würde. Dieser Konflikt treibt Mathias Knepplin — so heißt der junge Freier — in die Fremde. Er nimmt zunächst Landsknechtdienste und gerät dann unter die aufständischen Bauern. Dies führt uns auf Sickingens Burgen, dann nach Weinsberg, wo die wilden Bauern den Grafen Helfenstein durch die Spieße jagten, endlich nach Würzburg, wo an den Mauern der Frauenburg die trotzigen Bauern sich die Köpfe einrannten. Durch den Edelmut seiner Gefährten wird Mathias Knepplin vom sicheren Tode gerettet und gelingt es ihm schließlich, die Geliebte zu gewinnen. Unter der breiten Darstellung der doch recht bekannten geschichtlichen Vorgänge leidet der Roman sehr. Seine Persönlichkeiten sind die in ähnlichen Erzählungen immer wiederkehrenden und vermögen kein warmes Interesse zu erwecken. Der Roman hält sich aber von Sinnlichkeiten und eingehender Schilderung abschreckender Greuelscenen erfreulicherweise ganz frei, obwohl es an Stoff und Gelegenheit hierzu nicht gemangelt hätte. tz.

— **Weltuntergang.** Ein Roman aus dem zwanzigsten Jahrhundert von **Edmund Boisgilbert** (Ignatius Damelly). (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart u. s. w.) 376 S. 3 M., geb. 4 M.

An litterarischen Frühgeburten sind wir dem 20. Jahrhundert gegenüber nicht arm. Der Ungar **Maurus Jokai** hat schon 1879 „den Roman des künftigen Jahrhunderts" geschrieben; vier Bände, zwölf Mark!! **Bellamy** hat einen in der Reclamschen Universalbibliothek nur vierzig Pfennig kostenden „Rückblick aus dem Jahre Zweitausend" in unser Jahrhundert geworfen. Ein Herr S. Sat hat sogar „Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten" zusammengestellt. — Alles müßige Phantastereien, aber mehr oder weniger unterhaltend zu lesen. —

Der „Weltuntergang" bedeutet den Untergang der im Mammonsdienst und allen Verbrechen verkommenen **civilisierten Welt in Europa und Nordamerika** und das Aufkommen einer glücklichen, vor den Sünden der alten Civilisation sich hütenden Republik im Hochland von Centralafrika. — Der Schauplatz des Romans, dessen Liebesgeschichten — es sind nur zwei — ganz hübsch zu lesen sind, ist New-York, eine Stadt von 10 Millionen Einwohner, nachts durch Millionen elektrischer, aus der wunderbaren „Erdkraft" erzeugter Lichter herrlich erleuchtet; die Straßen mit Glas überdacht; Luftschiffe durchkreuzen die Atmosphäre, mit denen man in 36 Stunden von New-York nach London fährt; man ißt Elefantenfüße, Büffelzungen, Schnecken, Spinnen; alle Krankheiten werden durch Diät kuriert. Die Männer haben einen kalten, die Weiber einen frechen Ausdruck in den Gesichtern. Große Leichenöfen, das versteht sich! Durch fabelhaften Reichtum, durch Kauf und Bestechung wird das Ganze von einem **Juden** regiert, das versteht sich! Dieser Jude, ein sittliches Scheusal erster Größe, hat beliebt, sich zu nennen Fürst Cabano. Alle Zeitungen, alle Beamten stehen in seinem Dienst. Die übrige Aristokratie ist „fast ganz hebräischen Ursprungs". Alle Menschen ohne Geld leben in entsetzlicher Knechtschaft und bitterer Not. Von Religion natürlich keine Spur, höchstens gesellige Vereinigungen zum Genuß von Kunst und Wissenschaft, wie D. F. Strauß sie einst im Sinne hatte. „**Die Welt ist semitisiert.**" Zur Abschüttelung des von wenigen Plutokraten auferlegten Joches hat sich der **Geheimbund der Zerstörung**, eine Art Vehme, gebildet, der eines Tages, in Verbindung mit der bewaffneten Macht, losbricht, ein entsetzliches Blutbad anrichtet, aber eine neue Ordnung der Dinge nicht schaffen kann. Dies ist erst auf dem jungfräulichen Boden Centralafrikas möglich. Zinsen giebt es nicht mehr! Geld nur bis zur Zahlung von 5 Mark! Achtstundentag! Sonntag und Mittwoch Feiertage! Frauenemanzipation! Alle Genüsse unentgeltlich! — Der Verfasser bietet für 3 Mark erstaunlich viel. Er sollte sein Talent aber besser verwenden, als zu solch wilden Phantasiegebilden. O. K.

— **Morituri te salutant!** Roman von **Friedrich Jacobsen.** (Leipzig, Wigand.) 118 S. Pr. 2 Mark.

Wir haben vor kurzem einen zweibändigen Roman desselben Verfassers in dieser Zeischrift besprochen und geglaubt, denselben ablehnen zu müssen. Der Verfasser ist uns darüber sehr gram geworden und hat uns eine Entgegnung zugesandt, welche sehr viel länger war, als unsere Besprechung selbst, und da wir die Aufnahme derselben ablehnten, versicherte er uns, er sei von vornherein überzeugt gewesen, daß wir ablehnen würden, „denn das Zugeständnis eines Irrtums oder einer Uebereilung wird in unserer Zeit als Schwäche angesehen". Der Verfasser ist also überzeugt, daß eine Ablehnung seiner Werke nur aus Uebereilung oder Irrtum stattfinden könne. Wir haben dieser Auffassung gegenüber nur zu versichern, daß wir keinen Augenblick zögern würden, einen Irrtum zu gestehen, wenn wir glaubten, uns desselben schuldig gemacht

zu haben. Thatsächlich ist es aber unsere Ueberzeugung, die wir nicht ändern können, daß des Verfassers socialer Roman „Falsche Propheten" ein schwaches, mittelmäßiges Dichtwerk ist, das den großen zu Grunde liegenden Problemen, der Judenfrage, der Arbeiterfrage, durchaus nicht gerecht wird, dessen Personen auch nicht „Griffe ins volle Menschenleben" sind, sondern „von des Gedankens Blässe angekränkelte" Rollen. Und wenn nun der Verfasser an die Spitze seines uns zugestellten Briefes das Motto gesetzt hat: „μείζων δὲ τούτων ἡ ἀγάπη", so stellen wir ihm das andere entgegen: „ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ".

Im übrigen freuen wir uns, daß dieser Grundsatz über das neue Werk des Verfassers: „Morituri te salutant" uns nicht nur ein besseres, sondern ein recht günstiges Urteil gestattet. Wir halten hier mit unserem Lobe nicht zurück und empfehlen gern das Buch der Beachtung unserer Leser. Der Held des Romans ist ein Faustischer Gelehrter, der am Glauben Schiffbruch gelitten hat und schließlich dem Irrsinn verfällt, der aber durch Menschen und Lebensführungen, die immerhin seltsam genug sind, endlich doch aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Pessimisten ein Christ wird. Der Roman liest sich äußerst angenehm, er ist interessant und spannend geschrieben; die Personen, mit denen wir bekannt werden, erwecken Sympathie, oder doch Teilnahme, auch wo sie irren, fein durchgeführte Naturschilderungen geben vielfach den einzelnen Episoden eine duftige poetische Stimmung. Eine Schwäche des Romans ist seine mangelhafte Motivierung. Auf eine Reihe wunderbarer Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten muß der Leser auch hier gefaßt sein. Aber die etwas geheimnisvolle Darstellungsweise täuscht in den meisten Fällen freundlich über das Unwahrscheinliche hinweg. Aus der Scene, in welcher die Prinzessin mit dem Pferde stürzt, vermochten wir freilich uns kein Bild zu machen, oder doch keinen anderen Schluß zu ziehen, als den, daß wahrscheinlich mit dem scheuen Pferde alles gut abgelaufen wäre, wenn sich nicht Axel verkehrterweise in die Zügel der Prinzessin geworfen hätte.

Wir wünschen dem Verfasser die besten Erfolge in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Möchte er nicht zu viel und nicht zu schnell produzieren, sondern in Muße seine Bücher reifen und werden lassen. Wollte er aber noch einmal eine poetische Lösung der großen Probleme der Gegenwart versuchen, so können wir nur bitten, daß seiner Publikation ein recht gründliches Studium charakteristischer Typen vorangehen möchte. So wenig wie der Maler oder Bildhauer, kann der Dichter des Studiums nach der Natur für seine Dichtwerke entbehren.

— Illustrierte Zeitung. Novellen-Bibliothek. Sammlung ausgewählter Erzählungen. Zwölfter Band. (Leipzig, J. J. Weber.) VI u. 394 S. 2 M., geb. 3 M.

Achtzehn Erzählungen von achtzehn verschiedenen Verfassern. Sehr Gutes und Geringes, Gutes und Schwaches bunt durcheinander. Eine vollendet schöne Novelle „Spinne, arme Margarete" (Lied in der weißen Dame) hat Ludwig Salomon zum Verfasser. — Heiteren Inhalts sind die gut erzählten Novellen „Der Rechte" von Victor Kiy und „Endlich allein" von Julius Weil. — Recht mittelmäßig sind die Erzählungen „Amors Rache" von A. Gundaccar v. Suttner, „Ein Zwischenspiel" von H. Ludwig, „Rote Alpenrosen" von Frida Schanz und „Zu spät" von Georg Steinhausen. — Die verdorbene Luft der Großstädte Berlin und Wien weht durch „Eine Laune" von Hermann Dupont und „Paula" von Paul von Schönthan. — Ansprechend ist die erste Novelle „Aus Alt-Berlin" von Hermine von Preuschen, ebenso „Mania" von A. Hoffmann, „Passionsblume" von Clarissa Lohde, „Der Komiker" von Max Hochberg, „Der Ispravnik" von R. v. Schlieben, „Wer ist sie" von B. Herwi. — Seemannsgeschichten sind „Grete Harms" von Wilhelm Antony und „Die beiden Maaten" von Max Lay. Antonys Schluß spricht aller Psychologie Hohn und vernichtet in täppischer Weise den ganzen Eindruck der sonst gut erzählten Geschichte. — „Die Jungfrau im Grünen" ist eine ins 15. Jahrhundert verlegte, in Italien spielende Maler-Novelle. Die Verfasserin Theo Seelmann hätte die Geschichte ganz gut ins 18. Jahrhundert verrücken können. — Thorheiten begegnet der Leser, wie sich denken läßt, an vielen Stellen. Die Wipfel von Pappeln sollen sich im leise rauschenden Nachtwind „auf und ab" bewegen. Es gehört schon ein kräftiger Wind dazu, um die Wipfel dieser Bäume „hin und her" zu bewegen. — „Ich hege keine Furcht vor dem Tode, der ja uns alle erwartet" deckt sich mit dem Schiller zugeschriebenen Wort: „Der Tod kann kein Uebel sein, denn er ist etwas Allgemeines", in jedem Falle handelt es sich um einen Verstoß gegen die Logik, auf deutsch um einen Unsinn. — „Finstere Brauen", die gelegentlich mit „schwarzen Wimpern" verwechselt werden, „starke Wulste über Nase und Augen" zu nennen, ist eine arge Geschmacklosigkeit. Das gilt auch von dem Satz: „Der Montblanc trug bläulich schimmernden Atlas." Die Modewelt, die Welt der Fetzen und Lappen zur Schilderung der erhabenen Welt des Hochgebirgs zu verwenden, ist eine Geschmacklosigkeit ohne gleichen. „Das Sündigen wider den heiligen Geist ihres Ichs" ist eine Gedankenlosigkeit. So kann nur jemand schreiben, dem alles zur Phrase taugt. Die Dichterin Frida Schanz legt einer Stockholmerin topasblaue Augen bei. Weiß die Dichterin nicht, daß der Topas ein gelber und der Rauchtopas kein blauer Edelstein ist? „Sein Herz wachte auf und floß ihm über vom Wiederhall der Vergangenheit." Welche Verwirrung von Bildern! Einer der ersten Beamten am „Münchener Hofe" und ein hoher Beamter im „Staatsdienst" sind ganz verschiedene Personen. Daß Akrobaten in der schmalen Dachrinne eines vierstöckigen Hauses herumspazieren, glaube ich nicht, noch weniger, daß es diesen Künstlern ein

liederlicher Berliner Baron nachthun kann. Da ist die kranke Phantasie mit dem gesunden Verstand durchgegangen. O. K.

— Unter den neueren Volks- und Jugendschriftstellern nimmt Otto Brennekam eine achtungswerte Stellung ein. Sein heimatlicher Boden ist zugleich der Boden seiner Erzählungen, der Mark Brandenburg gehört seine Liebe, und der Mark Brandenburg schreibt er sozusagen seine Geschichten auf den Leib, in ihren Dörfern, in ihren Wäldern, an ihren Seen lebt er, da ist er zu Hause. Auch sein neuestes Werk: „Der treue Jochen von Ellersell", Sage und Geschichte aus der Vergangenheit, (bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, 4,80 M.) spielt sich in der Mark Brandenburg ab. Es sind die Zeiten, wo Otto mit dem Pfeil und sein Ehegemahl, die tapfere treue Heilwig, dort herrschten, wo die unglücklichen Kämpfe mit dem Erzbischof von Magdeburg dem Fürsten tiefe Demütigung und Schmach, dem Lande schweres Unheil brachten, Zeiten, in denen die eingesessene wendische und die eingewanderte deutsche Bevölkerung sich noch nicht zu einem Volksstamm verschmolzen hatten, sondern ihr Leben geschieden von einander weiterführten. Auf diesem geschichtlichen und landschaftlichen Hintergrunde läßt uns der Schriftsteller ein reich bewegtes Leben in Krieg und Frieden, in Liebe und Haß, in Freud und Leid, in Fluch und Segen erstehen, darin leuchtende Gestalten der Mannentreue, wie der Jochen von Ellersoll und der Johann von Buch. Durch all die Wirrsal aber und den Kampf der harten wilden Zeit spinnt die Liebe ihre goldenen Fäden und sie behält endlich den Sieg. Der Jochen von Ellersoll ist recht ein Buch für die Märker, aber auch andere Leute werden ihn gern lesen. Otto Brennekam hat für die Stuttgarter „Deutsche Volksbibliothek" noch „Die Nachbarn" geschrieben, auch eine märkische Dorfgeschichte, voll von den Sünden und Leidenschaften, die gerade in der Bauernbevölkerung ihr Wesen recht kräftig treiben. Für eben diese Volksbibliothek hat Bonnet eine Erzählung geliefert: „Der Brautkuß", und Bauer eine andere: „Die Tellerhäuser am Fichtelberge". Letzterer fehlt es etwas zu sehr an der Einheit, an der Zusammenfassung. Uebrigens mag bei dieser Gelegenheit auf das ganze Unternehmen der „Deutschen Volksbibliothek" hingewiesen werden. Dasselbe liefert gute Sachen und verdient empfohlen zu werden. Auch die Ausstattung ist eine saubere. Der Jochen von Ellersoll kommt sogar in sehr feinem Gewande. Nur möchte ich in diesem Anlaß darauf aufmerksam machen, ob es nicht geraten, diese Sachen immer auch ungebunden auszugeben, die modernen Fabrikbände, wie hübsch sie sind, pflegen der rauhen Behandlung einer Wachtstube selten lange gewachsen zu sein. Man muß nie vergessen, daß unser Volk und unsere Jugend sich wenig darauf verstehen, mit Büchern umzugehen. D.

---

9. Verschiedenes.

— Handbuch des preußischen Adels. Herausgegeben unter Förderung des königlichen Herolds-Amtes. Zweiter Band. (Berlin 1893. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.)

Das mit Förderung des königlich preußischen Herolds-Amtes herausgegebene Handbuch des preußischen Adels enthält den gesamten blühenden Adel des Königreichs Preußen, soweit derselbe nicht bereits auf Grund erworbener höherer Standestitel durch die Gothaischen Taschenbücher Veröffentlichung findet, und wird in wenigen Jahrgängen ein genaues Bild über den Adel der Monarchie, und zwar in seinem Verhältnisse zum Grundbesitze, in seinen Beziehungen zum Hofe, in seinen Civil- und Militärbedienstungen und endlich in seinen wechselseitigen und sonstigen Verschwägerungen gewähren.

Das Handbuch bringt über die einzelnen Familien folgende Angaben:

1. Konfession.
2. Ursprung bezw. Erwerb des Adelstandes.
3. Besitzverhältnisse (Fideikommisse und Familiengüter).
4. Beschreibung des Wappens.
5. Eine kurze geschichtliche Uebersicht nebst Hervorhebung der Abzweigungen beteiligter Linien.
6. Die vollständige Genealogie der letzten drei bis vier Generationen, und zwar unter Angabe:
   a) aller Vornamen der Familienglieder in richtiger Folge, mit Auszeichnung des Rufnamens,
   b) des Ortes und genauen Datums (Tages, Monats und Jahres) der Geburten, Vermählungen und Todesfälle,
   c. des Grundbesitzes,
   d. der Aemter und Würden eines jeden Mitgliedes, bei Militärchargen mit Angabe der Regimenter,
   e. des Wohnortes der mündigen Familienglieder.

Jeder Band, in Ausstattung und Format der Rang- und Quartierliste der königlich preußischen Armee, umfaßt 40 Druckbogen und wird die Genealogien von mehreren hundert Familien in alphabetischer Ordnung enthalten. Der Subskriptionspreis ist für den gebundenen Band auf M. 12,— und für den gehefteten auf M. 10,— festgesetzt.

— Die erste Stufe. Von Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. (Berlin, Rentzel.) 1892. 67 Seiten. Pr. 1 M.

„Ich wollte nur sagen, daß zu einem guten Leben eine bestimmte Reihenfolge guter Handlungen notwendig ist; daß, wenn der Mensch

ernstlich nach einem guten Leben trachtet, er unvermeidlich eine bestimmte Ordnung einhalten muß, und daß in dieser Ordnungsreihe die erste Tugend, die er erstreben muß, die Enthaltsamkeit, die Selbstbeherrschung ist. Der Mensch, der nach Enthaltsamkeit trachtet, wird daher unvermeidlich ebenfalls eine bestimmte Ordnung einhalten müssen, und das erste Glied derselben ist Enthaltsamkeit im Essen, ist Fasten. Wenn er aber fastet und ernstlich und eifrig danach strebt, ein gutes Leben zu führen, so muß er sich vor allem der tierischen Speise enthalten, denn abgesehen von der Erregung von Leidenschaften, die durch diese Speise hervorgerufen wird, ist der Genuß derselben auch entschieden unsittlich, denn sie setzt eine dem sittlichen Gefühl widerstrebende Handlung — die Tötung — voraus, und das Verlangen danach wird nur durch Gier und Gaumenkitzel hervorgerufen."

In diesen Sätzen faßt sich kurz der Inhalt der vorliegenden kleinen Schrift zusammen — der excentrische Verfasser, der früher ganz andere Ansichten vertreten, fällt aus einem Extrem in das andere. Daß der Vegetarismus möglich und unschädlich, vielleicht sogar zuträglich ist, kann zugegeben werden. Leben doch, namentlich auf dem Lande, unzählige Menschen schon aus Not vegetarisch und befinden sich wohl dabei. Daß aber diese Lebensweise irgend einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit ausübe, muß entschieden in Abrede genommen werden. Gegenteils haben nicht nur fromme Männer aller Zeiten Fleischnahrung genommen, sondern der Heiland selbst hat mit seinen Jüngern das Passahlamm gegessen. Weder Temperenzler noch Vegetarier können also diese höchste Autorität für sich anführen. Und so wird es auch ferner bei der einfachen Katechismuswahrheit bleiben, daß „Fasten und leiblich sich bereiten" eine „feine äußerliche Zucht" ist, aber keine „erste Stufe" auf dem Heilsweg. Das Weltkind kann Gotteskind werden, ohne sich mit der Frage des Vegetarismus grundsätzlich abgefunden zu haben.

Im übrigen ist auch dieses Schriftchen fesselnd, wie alles, was Tolstoi schreibt.

— Frauen-Erwerb. Eine Antwort auf die Frage: Was können unsere Töchter werden? und: Wo und wie erwerben sie die notwendigen Kenntnisse? Von Paul Dobert. (Leipzig, Adalb. Fischer.) 169 S. geh. 2 M.

Ein rein praktisches Buch über die Lehranstalten, in denen sich die erforderlichen Kenntnisse erwerben lassen zu allen möglichen Berufsarten. Zuerst wird das dem weiblichen Geschlecht in Deutschland eigentlich noch verschlossene Universitätsstudium abgehandelt, dann folgt die Lehrerin — einschließlich der Handarbeits-, Zeichen- und Turnlehrerin —, die Künstlerberufe — einschließlich der ohne alle Schule für den vermeintlichen Beruf in großen Scharen sich dem Roman- und Novellenfach ergebenden Schriftstellerinnen —, die Musiklehrerin, die Photographin, die Telephonistin, die Gärtnerin, die Setzerin, die Zahntechnikerin, die Comptoiristin, die Kindergärtnerin, die Haushälterin, die Krankenpflegerin (Diakonissin), die Hebamme, die Masseuse. Den Schluß bilden Verzeichnisse der Frauenbildungs-Vereine, der Unterstützungsanstalten und Stiftungen, der Heime für Lehrerinnen, Geschäftsfrauen, Mägde und Fabrikarbeiterinnen, sowie der Bibliotheken. Auf Vollständigkeit kann ein derartiges Buch in seiner ersten Gestalt keinen Anspruch machen, aber brauchbar als Nachschlagebuch ist das Dargebotene ohne Zweifel.

O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Das Volksblatt für Stadt und Land unter Franz von Florencourt.

Von

Otto Kraus.

(Schluß.)

Wie kam das Volksblatt dazu, Florencourts Aufsätze zu veröffentlichen? F. v. Tippelskirch hat sich hierüber klar und deutlich ausgesprochen. Zu einem Aufsatz „Betrachtungen über den Fall Luzerns" (Nr. 89 von 1847) hat Florencourt den Konservativen einen Spiegel vorgehalten, zu diesem Aufsatz hat Tippelskirch bemerkt: „Was uns von Anfang an bestimmte, die Spalten unseres, wegen monarchischer und orthodoxer Tendenz von seinem Erscheinen an verschrieenen Blattes den Aeußerungen eines Mannes anzubieten, der in dem Rufe eines starken politischen und kirchlichen Liberalismus stand, war, wie wir von Anfang erklärt, das lebendige und tiefe Gefühl einer Gemeinschaft bei aller Verschiedenheit, einer Gemeinschaft des sittlichen Grundes der strengen Gewissenhaftigkeit. — — Es scheint uns die ganz specielle Aufgabe des Verfassers zu sein, seinen Zeitgenossen aller Richtungen und Parteien das Gewissen zu schärfen." Florencourt drückt denselben Gedanken in dem am 27 Januar 1849 veröffentlichten Aufsatz „Wahlen" so aus: „Ich bin mein ganzes Lebelang ein politischer Unglücksprophet gewesen, ich habe gewarnt, geflehet und beschworen nach allen Seiten hin; ich habe die Krone gewarnt und sie warf mir dafür Kriminaluntersuchungen an den Hals. Ich habe das Volk gewarnt, und es hat mir höhnisch den Rücken zugedreht und gesagt: der will klüger sein als wir; ja, Gott verzeihe mir die Sünde, ich habe mich sogar an den Pöbel gewendet, an diesen unzählbaren, immensen Pöbel Deutschlands; sogar den Pöbel habe ich gewarnt und gescholten, und er drohte dafür, mich zu steinigen, wie es auch nicht anders recht und billig war. Aber — eingetroffen ist bis jetzt noch alles Unglück, was ich vorher prophezeit habe." Was die ihm vielfach vorgeworfene Einseitigkeit anlangt, so räumt er (1849 S. 234) ein, daß er hierin oft zu viel thue und milder auftreten könne. „Aber es geht mir dabei im kleinen, wie unserem großen Weltweisen, Goethe, im großen: merke ich, daß der Kahn nach der einen Seite sich zu sehr hinneigt, so lege ich mich mit aller Gewalt auf die andere Seite und denke in diesem Augenblicke an weiter nichts, als wie ich diese Seite wieder ins Gleichgewicht bringen kann. So hebe ich in meinen Aufsätzen immer nur den Punkt hervor, der mir in diesem Augenblicke vor allen Dingen not zu thun scheint, und treibe diesen Punkt der Not wohl bis auf die äußerste Spitze! Alsdann schweigt jede allgemeinere Reflexion in mir, und in solchen Momenten vergesse ich jede andere

Betrachtung, und habe ich nur das einzige, ganz bestimmte konkrete Ziel im Auge. Ich weiß sehr wohl, daß sich auch für die Gegenansicht manches sagen ließe, aber nur nicht in diesem Augenblicke, wo sie schon mehr und übermächtig vertreten ist. Ich habe früher wohl öfter unter Freunden im Scherze gesagt, daß ich selber meine Aufsätze am besten widerlegen könnte, und daß ich nicht dafür einstände, wenn man mich schon übers Jahr wieder mit demselben Eifer im entgegengesetzten Lager erblickte. Man hat die Aeußerung mißverstanden, man hat mich als charakterlos verschrieen, und die meisten fassen mich wenigstens als kapriziösen, launenhaften Sonderling auf, der immer etwas Apartes haben wolle, und mit dem man nie wisse, wie man daran sei. Ich kann mir eine solche Beurteilung wohl erklären, aber ich bin mir dabei bewußt, daß sie dennoch grundfalsch sei. Mit welcher Bitterkeit, ja mit welcher Verzweiflung habe ich nicht z. B. früher mich über das Patent von 1847 geäußert, und jetzt bin ich in derselben Verzweiflung darüber, daß man diesen Boden so ganz und gar verlassen hat. Wie habe ich den Adel in seinem Verfalle früher nicht angegriffen, in seinen junkerhaften und eigennützigen Prätensionen; und wie preise ich ihn jetzt. Und so mit gar vielen anderen Gegenständen, und immer mit der äußersten Schärfe und immer nur hier die eine kranke und nach wenigen Jahren dort die eine gesunde und hoffnungsreiche Seite hervorgehoben. — — Die bis auf die Spitze getriebene Konsequenz und die Schroffheit meiner Aufsätze bitte ich daher nicht mit meinem Charakter im allgemeinen zu verwechseln. Solche kleine journalistische Machwerke können nur immer ihrem ganzen Wesen nach, aus einem bestimmten Momente heraus beurteilt werden." Aber unwahr darf der Journalist nie werden. „In dieser Beziehung bin ich der intoleranteste Mensch von der Welt; das Flache, das Unwahre, das Lügenhafte verfolge ich mit einer wahren Wut, und es ist mir dabei ganz einerlei, ob es vom Freund oder vom Feind ausging. — — Denn soweit habe ich es mit meiner Philosophie von der Notwendigkeit der Gegensätze noch nicht gebracht, daß die Lüge der notwendige Gegensatz der Wahrheit, daß das Unharmonische der notwendige Gegensatz des Harmonischen, daß Teufel und Gott zwei gleichberechtigte Gegensätze seien."

Von Halle aus richtete Florencourt als Redakteur am 12. April 1848 die ersten Worte an seine Leser. Er weiß, daß er ihnen das nicht sein kann, was Tippelskirch ihnen war. „Ich bin nicht unchristlich gesinnt, aber mir fehlt die christliche Ausbildung, die mein Vorgänger in seinem Lebensgange und seinem Berufe sich erworben. Mir fehlt ferner jener Geist der Milde, von dem jede Aeußerung meines Vorgängers durchweht war. Es fehlt mir ferner nicht an Wärme, aber es fehlt mir die eigentliche Weihe, und niemand weiß dies besser als ich selber. Es ist keine gekünstelte Bescheidenheit, sondern es ist der aufrichtigste Ausdruck meines Gefühls, wenn ich offen eingestehe, daß ich mich dieses meines jetzigen Platzes nicht würdig fühle. — Dagegen darf ich auch wohl ebenso aufrichtig diejenigen Eigenschaften nennen, die ich zu besitzen glaube, und durch welche ich mir das Vertrauen der Leser mit der Zeit zu erwerben hoffe. Ich habe den Mut, das als wahr Erkannte offen zu bekennen, und Menschenfurcht ist mir fremd. Ich zähle die Feinde nicht, wo es die gute Sache gilt; vielmehr drängt es mich um so mehr, Zeugnis abzulegen und in die Bresche zu springen, je mehr die Gefahr wächst und je heftiger die Schar der Feinde herandrängt. Ich müßte mich aber sehr täuschen, wenn ein solches trotziges Anklammern an die Fahne, welches auch im Sterben den Schaft noch nicht fahren läßt, in jetziger Zeit nicht eine willkommene Eigenschaft sein müßte, denn es ist eine Zeit unmännlichen Zauderns und verächtlicher Furcht; und wer vermag sie alle zu zählen, die aus bloßer Feigheit jetzt alles verleugnen, was sie bis dahin, wo die Macht auf ihrer Seite war, prahlerisch bekannten." Allerdings wird die Richtung des Volksblattes unter der neuen Redaktion in vieler Beziehung von der früheren wesentlich abweichen, aber „wir ehren den Entschluß unseres Vorgängers, die Redaktion niederzulegen, da er das Bestehende nicht mehr mit seiner Ueberzeugung in Einklang bringen konnte und er auf der anderen Seite auch nicht die Verantwortlichkeit

übernehmen möchte, gegen das gegenwärtig Bestehende und gegen den Willen seines Königs einen öffentlich prinzipiellen Krieg zu führen". Florencourt fordert „die streng-königlich Gesinnten" auf, mit ihm und den ehrlichen Konstitutionellen dasjenige Königtum wenigstens noch zu retten, was noch zu retten ist, und insoweit wenigstens noch ihrem Könige zu dienen. Nicht dreht sich der Kampf der Zeit um die Frage, wie viel Rechte das Königtum haben soll, sondern ob überhaupt noch ein Königtum und ein Staat bleiben soll, die da heißen: Preußen. „Nun wohl, wir haben jetzt das erlangt, wohin wir gestrebt haben: Konstitution, Preßfreiheit, freies Vereinsrecht, aber die Art und Weise, wie wir es erlangt haben, ist nicht der Art, daß wir uns dieser Güter freuen könnten. Sie sind zu teuer erkauft, sie sind erkauft mit der Entwürdigung des Königtums und mit der vollständigen Erschütterung jedes Rechtszustandes, sie sind erfochten mit den Waffen des Hasses und der Lüge. — — In dieser Zeit der Feigheit und Mutlosigkeit, wo die Guten zittern und irre werden und nur die Bösen noch Kraft und Selbstvertrauen zu haben scheinen, da wollen wir wenigstens so viel Tapferkeit an den Tag legen, als nötig ist, um den Namen eines Mannes zu verdienen. So wie wir einmal fühlen, so gehört herzlich wenig dazu, um stehen zu bleiben, um nicht davon zu laufen oder sich im Graben zu verstecken; aber wahrlich die Erfahrungen, die man in den letzten Wochen gemacht hat, lassen es in der That zweifelhaft, ob es heutzutage noch viele Männer unter den Konservativen giebt." — — „Treu wollen wir bleiben dem konstitutionellen Königtume, welches ohne Respekt und Ehrfurcht gegen die Krone nicht denkbar ist; treu wollen wir an den Rechten der Kirche halten und jede kirchliche Vereinigung, sie sei welche sie wolle, gegen Angriffe von außen oder gegen Majoritäts-despotismus von innen treu verteidigen. Treu endlich werden wir unserer Grund-anschauung aller menschlichen Verhältnisse bleiben, daß nämlich nichts haltbar auf die Länge ist und wenn es auch noch so glänzend erscheine, was sich nicht auf die tiefsten Grundlagen der moralischen Natur des Menschen gründet, was sich nicht auf Liebe und Glauben stützt. Die Lehren des Evangeliums haben wir stets auch auf die politischen Verhältnisse der Menschen und Staaten unter einander angewendet wissen wollen, und wir haben uns stets zu scharfem, bitterem Tadel berechtigt geglaubt, wenn die Mächtigen dieser Erde diejenige Politik, welche das Christentum lehrt, für sich nicht als bindend betrachteten." „Mutig und treu", das sei unser Wahlspruch.

Ehe Florencourt mit „gehaltreicheren Aufsätzen" seine Leser befriedigen konnte, druckt er Briefe aus Dresden vom 18.—29. März ab, die er für die ultraroyalistische Oderzeitung geschrieben hatte, die aber darum zurückgewiesen worden sind, weil der Redakteur binnen acht Tagen Demokrat geworden war! Florencourt war nicht bloß Redakteur des Volksblattes, er war auch der Hauptmitarbeiter. Diese hervorragende Thätigkeit hängt mit seinem persönlichen Mut zusammen. Und wiederum hiermit hängt zusammen, daß er in einer seiner ersten Nummern (Nr. 34) und später wiederholt über die „Sträfliche Feigheit der Behörden" geschrieben hat. „Wenn das Unrecht und die Schlechtigkeit in der Welt zur Oberherrschaft gekommen sind, so ist es auch jedesmal durch die Schlaffheit und Feigheit der speziell Rechtlich- und Gutgesinnten geschehen. Alle Despotie, sie gehe nun von dem Monarchen oder von dem Pöbel aus, hat stets nur bei jener Feigheit aufkommen können, die es nicht wagte, sich für das Rechte zu opfern." — Die Behörden gehen in der Feigheit mit bösem Beispiel voran. Der Oberkonsistorialpräsident Göschel wird vom Oberpräsidenten veranlaßt, Magdeburg zu verlassen und von der Polizeibehörde in Halle, sich aus dieser Stadt zu entfernen. Der Oberlandesgerichtspräsident von Gerlach hat ähnlichen Wünschen des Justizministers und des Oberpräsidenten keine Folge geleistet, auch zu Ehren der Revolution nicht illuminiert. Ein anderer Oberlandesgerichtspräsident hat einen Gerichtsboten wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften mit drei Tagen Haft bestraft, eine Bürgerversammlung beschließt, daß der Mann freizugeben sei. Und als eine aus lauter Juristen bestehende Deputation bei dem Präsidenten erscheint, giebt er den Mann frei. — „Die polizeiliche

Aufsicht über notorische Diebe von Profession und sonstiges Gesindel hat so gut wie ganz aufgehört, wenigstens an vielen Orten; man behandelt diese Herren jetzt wie ehrenwerte Gegner, die man nicht reizen dürfe. Der Chef der Polizei fürchtet für seine Fenster, seinen Geldkasten und seine geraden Glieder, der Unterbeamte findet keinen Schutz und Halt mehr an seinen Vorgesetzten, so daß er ebenfalls unsicher wird und lieber beide Augen zudrückt; diese Demoralisation geht herunter bis zum letzten Nachtwächter." Auch die Geistlichen — aller Richtungen — sind großenteils feig. Eine Ausnahme machte der Superintendent Büchsel in Berlin. Ein Mann aus dem Volk verlangt eines Tages von ihm, daß er im Kirchengebet die Fürbitte für den Prinzen von Preußen weglasse; wenn er mit der Fürbitte fortfahre, werde er durchgeprügelt. Büchsel antwortet: „In diesem Falle ersuche ich Sie nur, sich nicht gleich nach beendigtem Gottesdienste, sondern erst eine Stunde später zu mir zu bemühen. Ich habe nach der Kirche noch einige kirchliche Handlungen, Taufen und Trauungen zu verrichten und möchte darin nicht gestört werden. Wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, werden Sie mich zu Hause treffen und Sie und Ihre Freunde mögen dann thun, was Sie nicht lassen können." Büchsel setzte die Fürbitte fort und der angedrohte Besuch unterblieb. — Eine andere herrliche Geschichte aus dem März 1848 wird von Königsberg aus berichtet (Nr. 33). Dort hatten sich der bekannte Jude Jakobi, als Arzt wenig beschäftigt, und ein anderer Demokrat zu dem kommandierenden General, dem Grafen Dohna, begeben, um ihm die mit der Post für ihn eingelangten Briefe, derer sie sich frecher Weise bemächtigt hatten, auszuliefern u. s. w. Mit einem Haufen Volks waren sie gekommen und ließen sich melden. „Der General tritt heraus und wie er der im Vorhaus stehenden Menge ansichtig wird, ruft er mit kräftiger Stimme: „Was wollen denn die Kerle dort?" Als die Menge nun unschlüssig stehen bleibt, ruft er noch einmal: „Na, wirds bald? Marsch!" — und weist mit der Hand zur Thüre. Da gehen alle, die da standen, hinaus und fort. Die beiden Herren aber, die ihn zu sprechen wünschten, bittet er ins Zimmer zu treten. Der General hatte gerade seine Adjutanten bei sich. Befragt, was sie wünschen, bringen die beiden Herren ihre Sache vor. Sie hätten die Briefe an den Herrn General in Empfang genommen und seien gekommen, ihn aufzufordern, daß er dieselben entweder in ihrer Gegenwart erbreche und ihnen vorlese, oder mindestens ihnen das Ehrenwort darauf gebe, den Inhalt derselben ihnen bekannt zu machen, falls derselbe politischer Art sei. Der General erwidert, er werde die Briefe jetzt aus ihren Händen nicht einmal in Empfang nehmen, geschweige denn eröffnen, sondern erwarte, daß dieselben ihm auf dem ordentlichen Wege zugestellt würden, widrigenfalls er selbst dafür sorgen werde, sie von der Post zu erhalten, und er gebe ihnen jetzt das Ehrenwort darauf, daß er ihnen weder aus diesen Briefen, noch jemals aus einem seiner Briefe den Inhalt mitteilen werde. Auf diese ablehnende Antwort meinten die Herren, den Herrn General darauf aufmerksam machen zu müssen, daß er es nicht mit Untergebenen, sondern mit freien, ihm völlig gleichberechtigten Männern zu thun habe. Der General fragt nur, ob die Herren sonst noch etwas wünschten, und da sie noch einige Worte ähnlich den vorigen machten, steht er endlich auf, ruft die Gendarmen aus dem Vorhause und sagt: „Gendarmen, ich bitte, diese Herren hinauszubegleiten." Die Herren reden etwas vor sich hin, daß sie dergleichen sich nicht zweimal wollten sagen lassen. — — Es dauerte nicht lange, so erhält der General die Briefe unerbrochen und auf ordentlichem Wege." Der Magistrat mißbilligte dem General gegenüber den Vorgang und von Bürgern Königsbergs wurde ihm ein Vivat ausgebracht. Man sollte denken, nun sei die ganze Sache zum Ende gekommen, da aber ein Jude beteiligt war, so ergab sich noch folgendes Nachspiel. „Etliche Tage später kommt Dr. Jakobi wieder zum General und läßt sagen, er wünsche ihn zu sprechen. Er wäre nicht zu sprechen, läßt ihm der Graf antworten. Dr. Jakobi aber läßt wieder sagen, er wünsche sehr dringend ihn zu sprechen, umsomehr, da er noch an demselben Vormittage nach Deutschland (!) abreisen werde. Dann möchte er in einer Stunde wiederkommen, läßt der General antworten, wo er für ihn zu sprechen sein würde. Nach

einer Stunde kommt Dr. Jakobi, und der General empfängt ihn im Beisein seiner drei Adjutanten. Er sei nur gekommen, sagt nun Dr. Jakobi, von Gewissens wegen noch vor seiner Abreise seine aufrichtige Bitte um Entschuldigung dem Herrn General auszusprechen wegen seines Benehmens an jenem Abende, das er selbst durchaus nicht billigen könne. Er sei an jenem Abende in einem Zustand der Aufregung gewesen und müsse deshalb nochmals sehr um Entschuldigung bitten. Der General erwiderte, er freue sich, daß Dr. Jakobi dieses einsehe, und wolle es ihm gerne vergeben. Nun dann bäte er auch, entgegnete Dr. Jakobi, es möchte der General zum Zeichen seiner Verzeihung ihm die Hand reichen, und hält seine Hand hin. „Meine Hand gehört meinen Freunden", erwiderte ruhig der General, „auch werden Sie es selbst einsehen, daß dies bei der Verschiedenheit unserer Standpunkte nicht passend wäre." „Ich kann hierin nur eine Konsequenz erblicken, welche mir nur Hochachtung einflößt", antwortet Dr. Jakobi. Der General erwidert, daß er sich freue, daß Dr. Jakobi in dem Verweigern der Hand keine persönliche Empfindlichkeit sehe, die er auch nicht fühle; „doch", fuhr der Graf fort, „will ich Sie nicht täuschen. Ich kann nur vergeben, was an jenem Abende mich persönlich betraf; was aber meine amtliche Stellung anbetrifft, so bin ich es der schuldig, daß ich die Klage, welche ich bereits gegen Sie eingereicht habe, nicht zurücknehme." „Auch dieser Schritt", antwortet Dr. Jakobi, „kann nur die innige Hochachtung vermehren, welche ich für Ew. Excellenz hege." Hiermit empfahl sich Jakobi."

Der Hauptsitz des vom Teufel angerührten Revolutionsschwindels war **Berlin**, dessen 400000 Einwohner unter der Herrschaft von ein paar tausend Satansknechten, gebildetem und ungebildetem Pöbel, standen. „Und wer sind die Führer des Berliner Pöbels?" fragt Florencourt in seinem Leitartikel vom 27. Mai 1848 (Nr. 43). „Der Abschaum unserer Litteratur, feile Skribenten, deren durch Liederlichkeit aller Art ausgebranntes Leben in Tumult und Revolution noch den letzten Reiz findet, die in gesetzlichen und ruhigen Zeiten es nie zu einer ehrenhaften Existenz bringen können, und die, um dem Elende und dem Hunger zu entgehen, das Glück von Millionen Menschen und die Zukunft ihres Vaterlandes verraten. Ein Eichler, ein Eylert, Meyer, Julius u. s. w., Namen, die ein deutscher Mund nicht gern auf die Zunge nimmt, um sich nicht zu beschmutzen, die sind es, welche den Berliner Pöbel und durch denselben mittelbar Berlin in der Gewalt haben. Sie sind es, welche dem Könige und den Ministern Gesetze vorschreiben — — giebt es eine größere Schmach für den preußischen, für den deutschen Namen? — — So lange die Kraft der Gesetze in Berlin nicht wieder zurückgekehrt ist, so lange sind König und Landtag unfrei, wenn sie dort residieren. Was folgt daraus? Berlin muß **unschädlich** gemacht werden, es muß vom übrigen Lande isoliert werden. Der König, die obersten Staatsbehörden und der Landtag müssen sich von Berlin entfernen, damit ihr Leben, an welches einmal unsere Zukunft geknüpft ist, nicht fortdauernd bedroht werde. Alsdann mag Berlin so viel Aufstände machen wie es will, die Berliner mögen sich untereinander auffressen bis auf den letzten Mann: das übrige Land kümmert sich nicht mehr darum, und König und Landtag können sich frei und ungestört über eine angemessene Reorganisation Preußens beraten."

Magdeburg hatte sich gegen die Berliner Frechheit erklärt, die gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England protestierte. Florencourt fordert die preußischen Gemeinden auf, sich Magdeburg anzuschließen. — „Millionen von rat- und thatlosen Schlafmützen werden gar bald die Beute weniger unternehmender Schurken."

Marcard in Danzig kann nicht schweigen zu der Behandlung, die dem Prinzen von Preußen am 8. Juni 1848 in der Berliner National-Versammlung zu teil geworden ist. Der Prinz, vom Kreise Wirsitz gewählt, trat in die Versammlung. Bei seinem Eintritt erhoben sich einige Mitglieder, andere riefen: „Sitzen geblieben!" Der Prinz sprach sehr ruhig einige versöhnende Worte und bat, da er nicht regelmäßig erscheinen könne, seinen Stellvertreter einzuberufen. Von den Repräsentanten des über Nacht mündig gewordenen Volks riefen einige boshafter Weise Bravo, als der Prinz sich entfernte,

andere zischten, schnalzten und grunzten. Außer der Aristokratie und der Demokratie und der Bureaukratie ist nach Lasaulx treffender Bemerkung (in der Münchener Kammer) im Jahre 1848 die Lausbubokratie aufgetaucht. Nichtswürdige Buben, niederträchtige Schurken haben es damals gewagt, den preußischen Thronfolger öffentlich zu verhöhnen und kein Minister und kein Abgeordneter hatte ein Wort des Tadels. Und diese feige Gesellschaft kostete das Land täglich achtzehnhundert Thaler! Philipp Nathusius war an jenem Tage zufällig Augenzeuge jener ernsten Vorgänge in der Nationalversammlung. Er lieferte — ursprünglich der „Magdeburger Zeitung" und im Abdruck — dem Volksblatt unterm 10. Juni einen Bericht „über die Debatte wegen Anerkennung der Revolution" (Nr. 51, Beilage). Der Berliner Abgeordnete Behrendts hatte beantragt, es auszusprechen, daß die Kämpfer des 18. März sich um das Vaterland wohlverdient gemacht hätten, und dieser Ausspruch sollte „in Anerkennung der Revolution" erfolgen. Zunächst vertagte man die Sache auf den 9. Juni, damit die Minister sich schlüssig machen könnten. Am 9. trug Zachariä auf motivierte Tagesordnung an. „Die Motive waren: 1) das Verdienst der Kämpfer vom 18. und 19. März sei unbestritten; 2) es würde allgemein anerkannt, daß den März-Freigeistern in Verbindung mit der königlichen Zustimmung der gegenwärtige staatserhaltende Zustand zu verdanken sei; 3) die Versammlung sei aber nicht hier, um Urteile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren." Der Minister Hansemann erklärte sich gegen die vorher gefallene Aeußerung, es sei gegen die Würde der Versammlung, zur Tagesordnung überzugehen, der Antrag Behrendts', wie er gestellt sei, könne den Apfel der Zwietracht ins Land werfen. Bei der nun folgenden, die motivierte Tagesordnung mit 20 Stimmen Mehrheit beschließenden Abstimmung wurde von der auf der Straße versammelten Volksmenge durch Lärmen und Brüllen der Versuch gemacht, die Abgeordneten zu Gunsten der Revolution einzuschüchtern. „Und die Bürgerwehr, die in einem starken Posten vor dem Sitzungsgebäude stand und hundert Schritte davon ihre Hauptwache hat? Sie hat auch nicht einen Finger geregt. Einen heraustretenden Abgeordneten hat sie gefragt: Sind Sie ein Abgeordneter? Ach, dann laufen Sie doch dorthin und retten Sie den Minister Arnim. Der Abgeordnete: Wozu stehen Sie denn hier mit Ihren Bajonetten? — Ja, wenn wir uns hineinmischen, das vermehrt die Aufregung nur!!! —" Das also ist die Ruhe in Berlin! Das die persönliche Sicherheit! So wird die Meinungsfreiheit geachtet! So werden unsere Abgeordneten und in ihnen das ganze preußische Volk geachtet! Das ist die Freiheit der Beratungen, welche zu bezweifeln die Provinzen so „böswillig" und so „dumm" gewesen sind."

Der Minister von Arnim ist damals aus der mordschnaubenden Menge durch Studenten befreit worden. Der Minister Camphausen ist, im Gefühle seines schwächlichen Auftretens in jener Sitzung, alsbald zurückgetreten. Florencourt aber erklärte gleich in der nächsten Nummer (52): „Wir bedürfen jetzt eines Ministers, dessen politisches Glaubensbekenntnis also lautet:

„Die Revolution ist ein Verbrechen!"

Sollte denn in der ganzen preußischen Monarchie kein einziger Mann zu finden sein, dessen Schultern stark genug wären, diesen schweren Beruf auf sich zu nehmen, und der zugleich Weisheit und Heldenmut genug besäße, um seine harrenden Brüder von dem Fluche der Revolution zu erlösen! Ist kein gefeiter Degen mehr vorhanden, der diesen Spuk verscheuchen könnte!"

Und wieder in der nächsten Nummer (53) ruft Professor Hupfeld von Halle: „Einen Mann für Preußen". Das Militär ist nach Berlin nicht zurückgerufen, die Nationalversammlung ist nicht verlegt, der Pöbel herrscht nach wie vor. Die Minister waren feig und darum sind sie verhöhnt, mißhandelt und entlassen worden. Das Ministerium ist „mit Schanden gefallen, nachdem es das Schmählichste erduldet, was noch je einer Regierung angethan worden, nachdem es das starke Preußen und seine

Krone an den Rand des Abgrundes und in eine solche Verachtung gebracht hat, daß der Antrag eines Preußen in Frankfurt, mit der provisorischen Centralgewalt, womit man in so großer Verlegenheit ist, die preußische Krone zu beauftragen, mit schallendem Gelächter aufgenommen werden durfte! — — Um dem Elend abzuhelfen, bedarf es weiter nichts als — eines **Mannes**". Eines klaren, festen, nicht vor Gespenstern und Stichwörtern sich fürchtenden Mannes. „Ist kein solcher **Mann** zu finden in Preußen oder Deutschland? Um Gotteswillen, er komme herbei und nehme ‚diese Trümmer unter seine Hand'. Ihm fällt nicht nur Preußen, sondern auch ganz Deutschland zu! Ist etwa Herr v. Vincke dieser Mann? Er lasse die Schwätzer in Frankfurt, und komme eilends her. Es ist eine wahre Hungersnot nach Männern, so rar ist der Artikel geworden."

Von dem Minister, der als **Mann** auftritt, erwartet Florencourt, daß er auch den von den Rebellen hervorgerufenen Bürgerkrieg nicht scheue. „Nein, so lange ich auf dem Rechtsboden stehe, scheue ich nichts, gar nichts, und ich fluche dieser arglistigen und feigen Lehre, welche die Vergießung von Bürgerblut als etwas Unerhörtes hinstellt, was um jeden Preis vermieden werden müsse. Nicht der Richter hat das Blut des Mörders zu verantworten, wenn er ihm das Todesurteil spricht, sondern der Mörder selber hat es durch seine eigene That verschuldet. Und so mögen denn auch die Rebellen selber das Blut auf ihr Haupt nehmen, und nicht den Minister deshalb beschuldigen, wenn er sie in Verteidigung des Rechtszustandes eines Landes niederschießen läßt." Das neue Ministerium muß die Nationalversammlung auflösen, mag sie sich auch für permanent erklären und dem Könige das Recht absprechen, die Versammlung aufzulösen. Vielleicht muß die sich permanent nennende Gesellschaft auseinander getrieben werden — mit Gewalt. „Sobald der Krone das Recht zusteht, die Versammlung aufzulösen, so muß man sich nicht scheuen, sämtliche Renitenten schlimmsten Falles niederschießen zu lassen."

Dem neuen Ministerium Auerswald erklärt **Florencourt** am 8. Juli (Nr. 55), daß es den Berliner Aufstand ausdrücklich als eine ruhmwürdige Revolution anerkannt habe. „Damit aber hat es sich selbst ein- für allemal sein Urteil gesprochen, es hat sich jeden Anspruch auf Hochachtung und Vertrauen, und jede Möglichkeit einer heilsamen Thätigkeit dadurch von vornherein abgeschnitten. Es giebt nur noch eine einzige Handlung, durch die es sich um König und Vaterland wohl verdient machen kann, nämlich die, daß es so bald wie möglich wieder abtritt. Es trete freiwillig ab, ehe es durch die Ereignisse dazu gezwungen wird; es trete ab, ehe es das Staatsschiff völlig zum Scheitern gebracht hat." Den Parteigenossen des neuen Ministeriums aber wird zugerufen: „Wir sagen euch — —, daß ihr durch diese Anerkenntnis der sg. Revolution die Begriffe unzähliger Menschen verwirrt und ihre Herzen vergiftet habt, und daß ihr dereinst Rechenschaft ablegen müßt von diesem Hochverrate, den ihr begangen habt an allem, was guten Menschen noch heilig und teuer gewesen ist. — — Wißt ihr, warum seit sechzig Jahren **Frankreich** unglücklich und verworfen ist, wißt ihr, warum es völlig regierungsunfähig ist und in alle Ewigkeit regierungsunfähig bleiben wird? Weil es seine erste Revolution für ruhmwürdig erklärt hat, weil es den Bruch des Gesetzes, sobald er nur gelingt, als moralisches Staatsprinzip hingestellt hat. So lange es nicht in tiefer Zerknirschung von diesem Grundsatze zurückkommt, so lange wird es regierungsunfähig bleiben, es möge sich nun Republik, konstitutionelles Königtum oder Kaisertum nennen."

In der folgenden Nummer (56) veröffentlicht Florencourt im Anschluß an den Artikel in Nr. 55 „**Das neue Ministerium Auerswald**" den Entwurf einer Bittschrift an den König, in der gebeten wird, „sofort ein Ministerium zu entlassen, welches es gewagt hat, einem ebenso staatsverderblichen als unsittlichen Grundsatze öffentlich seine Zustimmung zu geben, indem es anerkennende Worte über den Aufstand vom 18. und 19. März gesprochen", und „ein anderes Ministerium zu ernennen, dessen erste Handlung es sein muß, aufs entschiedenste und unzweideutigste seinen Abscheu gegen jene ungesetz-

lichen Thaten und gegen die Folgerungen, die man daraus ableiten will, zu erklären, und welches den Willen, die Kraft und das Talent besitzt, dieser gesetzlichen Ansicht gemäß folgerecht und unerschütterlich zu handeln".

Dem revolutionären Minister Hansemann und seinem Kampf gegen das frühere Regierungssystem stellt Florencourt sein schriftstellerisches Verhalten gegenüber: „Ich glaube, daß niemand unter den Mängeln des alten Systems mehr gelitten hat, als ein freisinniger politischer Schriftsteller, dem es um seine politische Ueberzeugung wahrhafter sittlicher Ernst war. Niemand hatte mehr Gelegenheit, die heilige Tugend der Geduld zu üben, als eben ein solcher Schriftsteller, der der täglichen Schikane der Censur ausgesetzt war, der eine wohlüberlegte Arbeit von heute, die er mit Anstrengung und innerer Aufregung gefertigt hatte, morgen durch den Rotstift eines Censors vernichtet sehen mußte, und zwar häufig eines Censors, von dem er sich ohne Selbstüberhebung sagen konnte, daß derselbe, was Gewissenhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Bildung anbetraf, gar nicht wert sei, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Und dazu rechne man auch die vielen kleinlichen gerichtlichen Verfolgungen mit ihren Demütigungen, mit ihrem Verlust an Zeit und Geld. Man rechne dazu die vergeblichen Anstrengungen, sich ein selbständiges Organ zu verschaffen, in welchem man seine Ansichten und seinen Charakter einigermaßen genügend hätte entfalten können; man rechne dazu die Folter, auf die man fortwährend gespannt ist, wenn man den Drang zu wirken und thätig zu sein unauslöschlich in sich fühlt und doch auf Schritt und Tritt gehemmt, an Händen und Füßen gebunden ist. So etwas reibt auf und macht vor der Zeit alt. Aber nie in meinem ganzen Leben ist es mir eingefallen, wegen dieser und anderer schwerer Mißstände den Boden des Gesetzes der Staatsgesellschaft unter den Füßen wegziehen zu wollen."

Beim Niederschreiben der ersten Spalte dieses Aufsatzes war Hansemann noch Minister, beim Niederschreiben der vierten Spalte war er es nicht mehr. Gleichwohl hält es Florencourt für geraten, immer wieder die Revolution zu kennzeichnen und zu fragen: was helfen alle juristischen Verklauselierungen des Rechtsstandpunktes, wenn die sittlichen Lebenswurzeln durchschnitten werden. „Ein seinem Inhalte nach revolutionäres, mit den sittlichen und politischen Zuständen des Volkes nicht übereinstimmendes Wahlgesetz ist die Revolution selber in ihrem umfassendsten und tiefst eindringenden Wesen. — — Es ist eine alte Wahrheit, daß kein Recht etwas taugt, welches mit der moralischen Befähigung des Ausübenden nicht übereinstimmt. Es ist eine alte Wahrheit, daß jedes Recht auch moralische Verpflichtungen auflegt, und es ist ein völliger Wahnsinn, es ist die äußerste Gewissenlosigkeit, wenn man mit einemmale das Recht der Entscheidung über Wohl und Wehe des Staates einer Klasse von Menschen überträgt, die weder die nötige Einsicht zur Ausführung desselben, noch das dazu nötige Pflichtgefühl besitzen. Eine solche inhaltliche Revolution ist noch weit verderbenbringender und zerstörender, wie eine bloß formale. Diese beruht nur auf einer juristischen Unwahrheit, jene aber auf einer sittlichen Lüge. — — Eine Menge Menschen aus den untersten Ständen, die sich bis dahin mühevoll und redlich von ihrer Hände Arbeit nährten, sind durch dieses gewaltsame Hineinziehen in politische Umtriebe sowohl in sittliches als materielles Verderben geraten. In diesem Wahlrechte, was sie mißverstanden und wovon sie glaubten, daß es ihre ganze Lage umändern werde, daß es, gehörig ausgebeutet, ihnen Ueberfluß, Vermögen bringen und sie allen Lasten des Lebens entheben werde, liegt der Keim zu ihrem Untergange." Von Hansemann sagt Florencourt, daß seine Thaten aus einem ungerechten, unchristlichen Herzen stammen und das Produkt revolutionärer Roheit seien, daß seine Finanzprojekte den Diebstahl legalisieren, den die augenblicklich Mächtigen gegen die Schwachen verüben. „Was unser Steuerwesen anbetrifft, so sehe ich eben keine große Schwierigkeit darin, wenn man den ganzen bestehenden Plunder über den Haufen wirft und alles auf eine progressive Einkommensteuer reduziert. Diese Reform würde auch nicht ein einziges Gewissen belasten und gegen keinen Menschen in der ganzen Welt eine Un-

gerechtigkeit enthalten. Sie setzt bloß ernsten Willen und eine tüchtige Arbeit voraus. Nur der grobe und völlig unberechtigte Eigennutz der Reichen, der Banquiers und der Geldsäcke wird sich dagegen sträuben und nur dieser würde sich dadurch verletzt fühlen, aber kein einziges sittlich begründetes Interesse stünde dem entgegen."

Interessant ist, Florencourts „politisches Glaubensbekenntnis" kennen zu lernen. 1) Ein möglichst einiges Deutschland mit einer Centralgewalt bei relativer Selbständigkeit der Einzelstaaten. 2) Konstitutionelles Königtum in dem Maße, daß das Königtum stark und frei bleibt. 3) Starke Demokratie in der Beteiligung aller auf irgend eine Weise an der Volksvertretung und starke Aristokratie. („Nicht daran lag bisher der Fehler, daß wir zu viel Aristokratie hatten, sondern daran, daß diese Aristokratie nicht edel genug und aufopfernd genug war, daß sie ihrer Pflichten uneingedenk geworden war. Sie hatte sich ihrer Unabhängigkeit gegen die Regierung zu sehr begeben, sich zu sehr mit einem bezahlten despotischen Beamtentum vermischt. — — Es ist keiner der geringsten Vorwürfe, den man dem bisherigen preußischen Regierungssystem machen muß, daß es fortwährend darauf hingearbeitet hat, den Einfluß und den Charakter einer selbständigen Aristokratie zu brechen, sowohl auf dem Lande, als in den Städten.") 4) Freie Presse, freies Vereinsrecht und öffentliches Gerichtsverfahren. 5) Besserung der Lage der arbeitenden Stände, keine indirekten Steuern, progressive Einkommensteuer in Staat wie Gemeinde. Christlicheres und sittlicheres Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern.

„Das Ministerium Brandenburg" begrüßte Wilhelm Zehender am 18. November 1848 (Nr. 93) mit den Worten: „Das ist doch endlich einmal ein Ministerium, welches den Namen der „bewaffneten Reaktion", den das vorhergehende gleichsam nur zum Spott und aus Ironie getragen hatte, im vollen Sinne des Wortes verdient; ein Ministerium, dem es blutiger Ernst zu sein scheint mit Aufrechterhaltung des Gesetzes, mit Wiederherstellung der Achtung vor dem Gesetze! — — Die Berliner Nationalversammlung drohte ein Spott zu werden für das gebildete Preußen, ja für ganz Deutschland und für das ganze civilisierte Europa. Es war hohe Zeit, daß diesem Spott ein Ende gemacht wurde." Hatten doch die von Ruge und Karbe aufgereizten Pöbelmassen den Abgeordneten der Rechten mit Henkerstricken gedroht!

Florencourt will laut in die Welt seinen Dank und seine Bewunderung hinausrufen, daß Brandenburg und Manteuffel den großen, heldenmütigen Entschluß gefaßt haben, Minister zu werden. Diesen Entschluß lobt er um so mehr, „als er, wie es scheint, nicht durch die wunderbaren unberechenbaren Kräfte eines überwiegenden Genies unterstützt wird, sondern nur aus einem einfachen, schlichten und treuen Herzen herstammt, welches durch keine ungewöhnlichen Geistesgaben unterstützt wird. — — Hier haben wir es mit Männern zu thun, die in reichen, ungefährdeten Verhältnissen leben und die das Alles aufs Spiel setzen für eine verhöhnte, verhaßte, schon im allgemeinen verloren gegebene Sache, bloß um dem Genüge zu leisten, was sie im innersten Herzen für recht und notwendig erkennen. — — Es ist ein Jammer, wenn man diese große Horde von Staatsbeamten sieht, die sich an dem Tische ihres Königs satt gegessen haben, die noch vor Jahresfrist vor lauter Entzücken fast in Krämpfe fielen, wenn nur ein einziges gnädiges Wort ihres Königs für sie abfiel, und die jetzt dumm und verlegen dastehen und für das sonnenklare Recht ihres Monarchen jetzt keine Silbe aus ihrer von Angst zusammengeschnürten Kehle herauszubringen suchen, weil sie erst sehen wollen, wie Hase läuft. — — Abwarten! — hol euch der Teufel, ihr schäbigen Dreckseelen! Abwarten und gratulierend und schwänzelierend herbeispringen, wenn erst der Sieg gewonnen ist, um dann den Lohn einzustreichen für das, was man nicht gethan hat. — — — Es giebt einen Stand, gegen den ich aus Unkenntnis selber früher manche Vorurteile gehegt und den ich wohl selber in meiner Voreiligkeit hier und da verspottet habe, das ist unser preußischer Kriegerstand, das sind unsere preußischen Offiziere. Nichts destoweniger ist es eben dieser Stand, wo sich noch vor-

zugsweise Charakterfestigkeit, unbedingtes, klares Pflichtgefühl, Mut und reine Wahrhaftigkeit vorfindet, und noch mehr, es mag manchem auffallend klingen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß sich eben in unserem Kriegerstande auch noch der meiste gesunde Menschenverstand und die meiste politische Einsicht vorfindet".

Ein halbes Jahr später — im Mai 1849 — sieht Florencourt die Minister in falscher Stellung, sie haben eine Verfassung und Gesetze gegeben, mit denen sie nicht regieren können. Zur Zeit kann mit keiner Volksvertretung regiert werden. Eine Konstitution ist gut für gesunde Tage, nicht aber für eine Zeit, die todkrank ist. „Die Auflösung der Nationalversammlung und der Belagerungszustand von Berlin waren gut, das waren ein paar beruhigende Tropfen, wodurch der Fieberwahnsinn vorläufig etwas unterdrückt wurde. Nun hätte man den Patienten schlafen lassen sollen, statt ihn mit Klystieren, Senfpflastern u. s. w. in Gestalt von Verfassung und organischen Gesetzen wieder aufzuschrecken. Und seinen Schlaf hätte man benutzen sollen, um einen recht umfassenden Heilungsplan zu entwerfen, um sich mit den fähigsten Kollegen über den Sitz des Uebels zu verständigen."

Am schwersten mußte es Florencourt sein, sich über das Verhalten des Königs auszusprechen. Er hat es in einem Aufsatze gethan, der „Unser König und die öffentliche Meinung" überschrieben und schon am 22. April 1848 veröffentlicht worden ist (Nr. 33 u. 36). Der König hat mit seinen Gefühlen und Ansichten niemals hinter dem Berg gehalten. So wenig dies mit der Stellung der Krone vereinbar war, so anerkennenswert war die darin liegende Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue. Während sich aber den kategorischen Kabinettsbefehlen seines Vaters alle unterwarfen, murrten die Leute über des Königs Willensäußerungen. „Das kommt aber daher, weil die meisten Menschen sich beleidigt fühlen, wenn ihnen eine höhere Natur entgegentritt, welche Eigenschaften und Tugenden besitzt, die ihnen fehlen und die sie nicht verstehen. Es ist dieses der Pöbelneid in seiner schmutzigsten Gestalt. — — Der König hielt sein Volk für viel zu gut, und diese Illusion mußte sich über kurz oder lang bestrafen." Aber auch edle Naturen fühlten sich von der Schroffheit und Rücksichtslosigkeit des Königs im Aussprechen seines Willens abgestoßen. „So ist es denn gekommen, daß ein unaussprechlich guter, edler und geistreicher Mensch, an dem, wie das Sprichwort sagt, auch nicht ein falsches Haar ist, und der von allen jetzt lebenden Regenten vielleicht am allerwenigsten je einen unedlen Gedanken gehabt hat, schon vor der letzten Berliner Katastrophe von der großen Macht in Preußen, wie im übrigen Deutschland auf die allergemeinste, schmählichste Weise verkannt werden konnte." Aus Gutmütigkeit oder politischer Berechnung hielt des Königs Umgebung ihn hierüber in Unwissenheit. So erklärt es sich, daß er noch nach den Berliner Ereignissen glauben konnte, „daß es nur seiner offenen begeisterten Willenserklärung bedürfte, sich an die Spitze der Bewegung zur Wiedergeburt Deutschlands zu stellen, um mit Jubel als Führer und Retter begrüßt zu werden".

Aus dem Mitgeteilten läßt sich vermuten, wie Florencourt die Verfassungsangelegenheit des Jahres 1847 beurteilt hat. „Von der ersten Thronrede an bis zu der Thronrede am 3. Februar 1847 waren alle seine — des Königs — Erklärungen fast weiter nichts, als die lebhaftesten, heftigsten Protestationen gegen dasselbe konstitutionelle System, zu dem er heute so entschieden übergetreten ist. Keine Gewalt der Erde solle ihn je dahin bringen, die konstitutionelle Bahn einzuschlagen und die ungeschwächte Macht der Krone aufzugeben, — diese Aeußerung ist in das Gedächtnis von 40 Millionen Deutschen zu tief eingegraben, als daß sie durch bloßes Stillschweigen jetzt noch daraus verlöscht werden könnte. Ich kann den Schrecken, den Schmerz und alle die anderen auf mich einstürmenden erschütternden Gefühle nicht beschreiben, die ich empfand, als ich jene Versicherungen las, von denen ich wußte, daß sie nimmer gehalten werden könnten, und ich glaube, daß es allen einsichtigen Freunden des Königs und des Vaterlandes ebenso

gegangen ist. Wem von allen, denen die Vorsehung einen Blick in die politische Entwicklung der Zeit vergönnt hatte, war es nur im mindesten zweifelhaft, daß keine Gewalt der Erde jenes Königtum, für welches unser König sich begeistert hatte, noch länger aufrecht zu erhalten im stande sei? Keine Gewalt der Erde hätte es gekonnt, kein Napoleon, und am allerwenigsten unser eigener König, dessen unendlich weiches Herz ja am allerwenigsten dazu geeignet ist, mit Gewalt und terroristischem Schrecken das Rad der Weltgeschichte auch nur auf ein paar Minuten mit einiger Konsequenz aufzuhalten. Was soll ich sagen? Diese so feierliche Beteuerung wirkte wahrhaft vernichtend auf mich." Der Ausgleich zwischen des Königs ursprünglicher Auffassung seiner Stellung und der thatsächlichen Entwicklung hat das schwere Opfer gefordert, daß er seine Auffassung aufgab zu Gunsten der konstitutionellen Theorie. „Sein sittlich-politisches Streben war stets rein und lauter, und nie hat sich die leiseste häßliche Selbstsucht darin eingemischt, aber die Erkenntnis der Wirklichkeit und der Formen, welche das heutige politische Leben bedarf, ist eine andere geworden. Daß eine solche richtige Ausgleichung des Ideals mit der Wirklichkeit bei unserem König erst in vorgerückteren Jahren sich vermittelt hat, das hat freilich auf den ersten Anschein viel Auffallendes; aber es erklärt sich dadurch, daß er eben ein König ist, und daß ihm schon in der Wiege bestimmt war, eine Krone zu tragen. Wie die Welt wirklich ist und was sie wirklich bedarf und wie die subjektiven Ideale und Auffassungen sich allmählich mit den Begriffen und der Gefühlsweise der Mitlebenden auszugleichen haben, das lernt ja niemand schwerer und später als ein Königssohn, dessen noch so excentrische Ideen stets von der nächsten Umgebung beklatscht werden und der stets nur die Welt in dem Spiegel seiner eigenen Einbildungskraft erblickt." Den Schlauen aber, die in des Königs Umwandlung nichts sahen als Verstellung, sagt Florencourt noch folgendes kräftige Wörtlein: „So lange die Welt steht, hat es nie einen Politiker gegeben, der weniger von Macchiavelli gehabt hätte, als eben unser König, und wer sein ganzes Auftreten vom ersten Anfange an verfolgt und darin schlaue Berechnung wittert, der ist der vollendetste, geistloseste Dummkopf, der mir je vorgekommen; er mag sich vortrefflich darauf verstehen, ob ihn der Krämer um einen Dreier übervorteilt oder nicht, — viel besser wahrscheinlich wie ich selber —, aber wo es sich um Verständnis und Beurteilung von Seelenzuständen und inneren Antrieben handelt, da ist er nicht mehr und nicht weniger als eine absolute Null."

Gegen alle diese Ausführungen wird sich nicht viel einwenden lassen. Florencourt hat aber nicht bedacht, daß es von dem Regenten der Welt Psalm 76, 13 heißt: „Der den Fürsten den Mut nimmt und schrecklich ist unter den Königen auf Erden." Den Berliner Rebellen, den auf den Barrikaden gefallenen sogenannten Freiheitshelden und der Ehre der unvergleichlichen Armee gegenüber hat dem König der Mut gefehlt, während es seinem Bruder, dem der Pöbel wider Willen den Ehrennamen „Kartätschenprinz" gab, nie, auch in den schlimmsten Stunden nie an Mut gefehlt hat. In die der Schwäche des Königs zuzuschreibenden Vorkommnisse sich zu finden, war für die Konservativen, die Königstreuen eine bitter-schwere Sache. Woran es der König fehlen ließ, das suchten Einzelne, soweit es ihnen möglich war, zu ersetzen. In erster Reihe that dies der tapfere von Thadden-Trieglaff Sein in der Landtagssitzung vom 10. April 1848 nicht gehörtes Votum hat er in Nr. 37 des Volksblattes vom 6. Mai veröffentlicht und Florencourt hat dazu sechs Spalten lange „Anmerkungen" geliefert.

Herr von Thadden verlangt an erster Stelle: Wiederherstellung der vollen Autorität der Armee, dann Schutz des Eigentums, vor allem des Eigentums des Prinzen von Preußen; das neue Ministerium will er aus seinem Schlafe aufwecken „Auch lasse ich mich nicht durch die Verlegenheit schrecken, die in Aussicht steht, wenn das jetzige Ministerium seinen Posten verläßt. Unter 16 Millionen Preußen werden sich

immer noch einige nicht ganz ratlose Männer finden, die das Schiff über sturmbewegtes Meer zwischen Klippen und Sandbänken hindurch in den Hafen bringen. Aber noch mehr; es könnten sogar zweizüngige Mantelträger, die nach Oben zu den halbherzigen Konzessionen raten und dann wieder mit den Männern der Barrikaden fraternisieren, einen Einfluß gewinnen. — Es droht uns ein Ministerium der Anarchie? Hierauf antworte ich: Und wenn jetzt ein Ministerium Teufel an die Reihe käme, so kann mich das nun und nimmermehr bestimmen, dem Unrecht ein Recht zuzugestehen. — — Jetzt, meine Herren, sind wir also in der Opposition, und wir denken unsere Schuldigkeit zu thun. Gott der Allmächtige ist unser starker Schutz und Helfer. Für uns stehen freilich keine Fackelzüge, keine Ehrenpokale und Serenaden in Aussicht, wohl aber

ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung."

„Man soll nicht Wasser zu Wein gießen, und sollten wir eigentlich die herrlichen Worte des herrlichen Mannes ohne alle Zuthat einfach für sich sprechen lassen." So fangen Florencourts „Anmerkungen" S. 539—544 an. „Aber weß das Herz voll ist, des läuft der Mund über; und wir wollen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um auch für unseren Teil uns ausdrücklich zu diesen Gesinnungen und Grundsätzen zu bekennen." — Den ehrlichen Galgen nimmt auch Florencourt in Anspruch. Im übrigen fürchtet er sich nicht vor dem Losschlagen auf die Rebellen. „Ich glaube nicht, daß ich zu den blutdürstigen Menschen gehöre, aber ich gestehe aufrichtig, daß ich heutigen Tages mit der größten Gemütsruhe von der Welt, ja mit einer inneren Genugthuung und Befriedigung es mit ansehen würde, wenn irgend einer Rotte von Plünderern oder Aufrührern bei einem verbrecherischen Versuche das geschähe, was ihnen gehört, nämlich, daß sie gehörig zusammengeschossen würden. Es wäre dies eine wahre Herzstärkung für alle rechtlich gesinnten Menschen, denn sie gewinnen dadurch wieder das Bewußtsein, daß Recht und Strafe noch nicht ganz aus der Welt verschwunden seien; ein Bewußtsein, welches nun einmal zu den unentbehrlichen Gütern dieser Erde gehört. — — Durch Bitten pflegt man kein Vertrauen zu gewinnen, sondern durch Thaten. Weit entfernt also, die Gelegenheit eines Zusammenstoßens der öffentlichen Macht mit den Anarchisten ängstlich zu vermeiden, würde ich es eben für die wahre politische Weisheit halten, wenn man die Behauptung des Rechtes und des Gesetzes in diesem Augenblicke bis auf die äußerste Spitze triebe und jeden, der auch nur einen Finger dagegen erhöbe, mit der ganzen Strenge des Gesetzes behandelte."

Erst mit dem Anfang des Jahres 1849 hatte der König dem Heere „anerkennende Worte für sein unvergleichliches Verhalten" im Jahre 1848 ausgesprochen. Mit Recht schlägt der König noch höher als alle Thaten der Armee ihre Haltung an, „als sie abscheulichen Schmähungen, Verleumdungen und Verführungen ihren vortrefflichen Geist und edle Mannszucht rein und ungetrübt entgegenstellte". Auch die beiden preußischen Kammern haben im Verlaufe des Jahres 1849 „der Einen Säule des ganzen deutschen Volkes, der preußischen Armee nämlich" ihre Anerkennung ausgesprochen.

Dem Frankfurter Parlament, als einer Ausgeburt der Revolution, ist das Volksblatt von Anfang an mit aller Entschiedenheit entgegengetreten. Schon die sog. vorberatende Versammlung war „der anmaßendste, frechste, unanständigste und gewissenloseste Fehlgriff, den der flache deutsche Liberalismus je begangen hat. Das würde aber wenig auf sich haben, wenn nur nicht die Fürsten und Regierungen Deutschlands sich von diesem Haufen teils anmaßender, teils leichtsinniger, teils hinterlistig bösartiger Schwätzer auf eine unbegreifliche und schmachvolle Weise hätten ins Bockshorn jagen und sich von ihnen, gleich kleinen Kindern, die nicht gehen können, ans Gängelband hätten hängen lassen. Daß solches in Deutschland hat geschehen können, ist unter den vielen schlimmen Beweisen von unserer totalen Unreife und Unfähigkeit zu einer besseren Ordnung unserer politischen Zustände wohl der allerschlimmste". Das Vor-Parlament

„trat mit den allerhochmütigsten Prätensionen zusammen, es erklärte sich mit merkwürdiger Unverschämtheit für das untrügliche Organ des deutschen Volkes. Natürlich war keiner von den republikanischen Umsturzmännern weggeblieben; aus allen Winkeln Deutschlands waren sie herbeigeeilt, um den Versuch zu machen, vermittelst dieser Versammlungen sämtliche deutsche Fürsten abzusetzen und eine permanente republikanische Regierung einzusetzen. Es war rein zufällig, daß sie bei der Abstimmung über diesen Vorschlag durchfielen und nicht die Mehrheit hatten; sie hätten nur noch aus Leipzig, Berlin oder Königsberg ein Schock Litteraten per Eisenbahn herbeikommen lassen sollen, und wir hätten es erlebt, daß die Versammlung die deutsche Republik proklamiert hätte. Das ist nun freilich nicht geschehen. Aber etwas, was ebenso schlimm und vielleicht noch schlimmer ist, ist geschehen. Die ehrlichen Männer und eingebildeten Freunde der Monarchie haben, soweit es ihnen möglich war, der Monarchie den Todesstoß versetzt und der Republik und, was dasselbe ist, der revolutionären Willkür, der Anarchie, der Auflösung Deutschlands alle Wege nach besten Kräften angebahnt. Sie haben das gethan zuerst durch ihr Verhalten bei dem berüchtigten Struveschen Vorschlage, der die Absetzung aller Fürsten und die Aufhebung aller einzelnen deutschen Staaten beantragte. Statt den Antragsteller und alle, die sich dafür erklärten, ohne weiteres beim Kragen zu nehmen und den Gerichten zu überliefern, haben sie über dieses verbrecherische Attentat wie über eine offene Frage debattiert, die man nach Belieben bejahen oder verneinen könne; ohngefähr so, als ob es sich darum handelte, die Abgabe auf Rübenzucker oder baumwollen Garn zu erhöhen oder zu vermindern. Wenn je etwas Hochverrat war, so war es dieser Antrag, der noch dazu durch die Fäuste auf den Straßen unterstützt wurde. — — Leider hat der Bundestag die große Schwäche gehabt, diesen unberufenen Schreiern nachzugeben und in Allem den Willen zu thun". Und ebenso haben es in allen deutschen Staaten die neugebackenen Märzminister gemacht. Aber „das ist der Fluch jeder Regierung, die durch einen Pöbelaufruhr zur Gewalt gelangt; sie ist der Sklave der Pöbelmeinung, nicht sie herrscht, sondern der Pöbel herrscht durch sie". So Florencourt in einem Aufsatz: „Das deutsche Parlament" in Nr. 38, 40, 41 und 42.

Nachdem das Parlament selbst zusammengetreten war, richtete der Redakteur des Volksblattes drei „Sendschreiben an die sogenannte konstituierende National-Versammlung in Frankfurt" (Nr. 42 v. 24. Mai 1848, Nr. 44—46, 65, 66), in denen ihr gesagt wird, daß sie weder eine konstituierende, noch eine nationale, sondern nur eine beratende Versammlung sei, um mit den Regierungen die künftige Gesamtverfassung Deutschlands zu vereinbaren. „Und, um ganz aufrichtig zu sein, gestehe ich Ihnen zugleich, daß ich Sie selbst zum Ratgeber für höchst ungeeignet halte, und daß ich es als den größten Fehlgriff betrachte, daß man Sie in der deutschen Verfassungsangelegenheit in jetziger Zeit zum Ratgeber zusammenberufen hat. — — Uebrigens brauchen Sie sich nicht beleidigt zu fühlen. Es ist wahr, ich halte Sie für eine sehr ratlose Versammlung, aber andern würde es nicht besser gehen. Das ganze deutsche Volk ist in diesem Augenblick ratlos wie Sie selbst, und das kommt daher, weil die Frage über die Einheit Deutschlands — — überhaupt noch nicht reif ist. — So etwas wird, aber es läßt sich nicht machen und dekretieren, weder von absoluten Fürsten, noch von demokratischen Versammlungen. — — Je mehr Sie machen wollen, desto weniger werden Sie ausrichten, und desto größeres Unheil werden Sie anrichten; je bescheidener Sie sich aber verhalten, desto reeller und heilsamer wird Ihre Wirkung sein. Das allerbeste wäre freilich, wenn Sie gleich wieder nach Hause gingen." Dabei ist Florencourt, wie sich denken läßt, kein Verherrlicher der Zeiten vor 1848: „Wenn ein Pferd vor den Wagen und ein anderes hinter denselben gespannt wird, so kann er freilich nicht von der Stelle kommen. So ging es dem Bundestage. — — Der alte Polizeistaat hatte nicht nur einen Widerwillen gegen schlechte Gesetze, sondern er hatte einen gesetzlosen, gerechtigkeitslosen Sinn überhaupt erzeugt." Aber das Parlament kann von sich aus auch nicht das machen, was es will. Es kann mit Majoritätsbeschlüssen

ebenso leicht Deutschland einig machen, als es Florencourt von seinem Leberleiden befreien kann. Diese Einigkeit kann das Parlament nicht schaffen, schon darum nicht, weil es als seine Grundlage die Volkssouveränetät ansieht und doch von Revolution nichts wissen will. „Bis dahin hatten wir in Deutschland ein historisches Königtum, jetzt werden wir ein Königtum kraft der Volkssouveränetät und kraft des Frankfurter Parlaments bekommen." In einem Artikel „Glossen" (Beilage Nr. 50) sagt Florencourt: „Von Einem aber thut mirs weh." Und dieser Eine ist der alte Arndt. Der alte Arndt in der Frankfurter Nationalversammlung. Was würde der Freiherr v. Stein, und Gneisenau, und Scharnhorst, und Blücher dazu sagen, wenn sie noch lebten.

„Wer ist würdig, solche Mär zu bringen? —
Aufgestanden sind die Söhne Teuts." —

Ja, aufgestanden sind sie abermals, aber nicht aufgestanden wie im Jahre 1813, als Arndt dieses wunderbar schöne Lied sang, gegen Fremdherrschaft, sondern aufgestanden gegen ihre eigenen Fürsten, gegen ihre gesetzlichen Regierungen, und die Frankfurter Versammlung hat sich an die Spitze dieses Aufstandes gestellt und der alte Arndt sitzt mitten unter ihr und wird von ihr bejubelt und bekomplimentiert. — Der alte treue Arndt inmitten dieser untreuen Versammlung, der alte gerade biedere Arndt inmitten dieser Versammlung von politischen Jesuiten, die um eines eingebildeten guten Zweckes willen die klarsten Gesetze und die heiligsten Pflichten verraten! „Der alte ritterliche Arndt in dieser unritterlichen Versammlung, welche die augenblickliche Schwäche und Bedrängnis ihrer Fürsten, welche die Pariser Revolution benutzt, um ihnen das Scepter aus den Händen zu winden! Der alte deutsche Arndt inmitten einer Versammlung, deren Präsident die Volkssouveränetät proklamiert! — Und nicht einmal ein Protest, nicht einmal eine Strafrede aus seinem Munde! Wer hätte je geglaubt, daß auch Arndt sich zu der Moral bequemen würde: Wer unter Wölfen ist, der muß mit Wölfen heulen!"

Warum Heinrich von Gagern, der in demselben Augenblick, wo sein Bruder, der General Friedrich von Gagern, für die deutsche Treue gefallen ist, der guten Sache den Rücken kehrt und die Volkssouveränetät proklamiert, der „edle" genannt wird, weiß Florencourt nicht, er will ihn künftig den Souveränetäts-Heinrich nennen.

Vor dem Parlament hatte Florencourt nicht den geringsten Respekt, vielmehr den allervollendetsten sittlichen, politischen und rechtlichen Ekel. Trotz Bassermanns Aeußerung, daß das Parlament alles „zermalme", was sich ihm entgegenstelle, mißt er ihm weder Würde noch Majestät bei. Die Centralgewalt hat keine Gewalt, so lange die Fürsten nicht aus dem Wege geräumt sind. Um dies zu erreichen, zieht Hecker sein Schwert ganz aus der Scheide, die anderen nur halb. Sie sind die Schlaueren, aber auch die Falscheren, er ist der Kühnere, aber auch der Ehrlichere. Am meisten ist Florencourt entrüstet über Gagerns „kühnen Griff", eine Redensart, die er obendrein dem Abgeordneten Mathy nachgesprochen hat, um wegen der zu errichtenden Centralgewalt die „Diebesmoral" zu predigen.

„Jetzt gilt es — und damit schließt Florencourt sein letztes Sendschreiben — das Recht des edelsten und mächtigsten Gliedes im deutschen Vaterlande, mit dessen Zerstörung ganz Deutschland zerstört sein würde, jetzt gilt es, Preußen und den preußischen Staat zu halten und zu stützen; indem Ihr Preußen rettet, rettet Ihr die Zukunft Deutschlands. Jetzt gilt es, einen starken Bund der norddeutschen Staaten mit Preußen an der Spitze. — — Vielleicht ist es im Ratschlusse Gottes beschlossen, auf diesem historischen und rechtlichen Wege jene Einheit Deutschlands, die wir heiß ersehnen, doch noch zu erringen."

Wie sehr die Ansichten und Meinungen anno 48 selbst innerhalb einer und derselben Partei auseinandergingen, darüber belehrt uns ein Aufsatz in Nr. 70 (30. Aug.): „Die Reformation und die heutige Bewegung". In Nr. 38—41 des von

Vilmar herausgegebenen „Hessischen Volksfreundes" wird dem Frankfurter Parlament für die politische Zukunft Deutschlands dieselbe Bedeutung zugesprochen, welche die Augsburger Konfession für die Zukunft der Reformation hatte. „Das Hallesche Volksblatt wird unter die inneren Feinde zur Rechten und denen beigezählt, die aus unzeitiger Anhänglichkeit an formales Recht, die nur auf Einseitigkeit und Beschränktheit der Auffassung beruht, die Größe dieser Zeit durchaus verkennen und daher auch als vollkommen unbrauchbar und unpraktisch sich ausweisen." Man traut seinen Augen nicht, wenn man dies über einen, wenn auch nicht von Vilmar verfaßten, so doch mit seiner Gutheißung veröffentlichten Aufsatz liest. Vilmar hatte nicht erwartet, daß dem deutschen Volke „neben dem schwersten Fluche, dem der politischen Vernichtung, auch noch der höchste zeitliche Segen, der politischen Einheit und Macht, gleichsam zur eigenen Auswahl vorgelegt werden würde" und um diesen höchsten zeitlichen Segen zu erreichen, nimmt er auch am Frankfurter Parlament und an dessen formalem Unrecht keinen Anstoß. „Am wenigsten dürfen wir jetzt Nein zur deutschen Reichsversammlung in Frankfurt sagen oder gar sie angreifen und schmähen. Sie ist jetzt für uns im westlichen Deutschland der einzige Hoffnungsanker." Das sind Vilmars eigene Worte in einem Aufsatze des „Hess. Volksfreundes", der die Ueberschrift trägt: „Wer hat die Ereignisse unserer Zeit vorausgesehen?" Die glühende Liebe zum deutschen Vaterlande, die Vilmar eigen war, die Herstellung der Einheit und Macht des Vaterlandes waren für ihn Forderungen des materiellen Rechtes, das ihm an sich mit Recht höher stand als die Rechtsformen, die stets mehr oder weniger mangelhaft, aber nicht gering zu schätzen sind. Getäuscht hat sich aber Vilmar über den Erfolg des Jahres 1848 in dieser Hinsicht, während sich Florencourt nicht getäuscht, vielmehr als Prophet des „Norddeutschen Bundes" sich bewährt hat.

Florencourt hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, der Frankfurter Versammlung den Text zu lesen. Als der von Vincke unterstützte Oberappellationsgerichtsrat Gombert von München dem Parlament bei Beratung des Einführungsgesetzes der deutschen Grundrechte sagte, daß diese Einführung darum rechtswidrig sei, weil „wir uns einseitig anmaßen, die Gesetzgebung in Deutschland zu bestimmen, — — wir maßen uns das Hoheitsrecht der Gesetzgebung an — — ich bin überzeugt, daß auf unsere Grundrechte, wenn sie nicht vereinbart sind, kein Richter erkennen darf", kam Florencourt wiederum auf sein ceterum censeo: „Mit einem Wort, die Frankfurter Nationalversammlung taugt in beiden Fällen nichts. Will sie als absolute Gesetzgeberin auftreten, so zerstört sie alle Begriffe von Recht und Gesetz und jede moralische Lebensfähigkeit des deutschen Staatslebens; will sie vereinbarend auftreten, so kommt sie nun und nimmer zum Ziele und macht aus Deutschland ein zweites Polen. Also fort mit ihr! apage, apage, für jetzt und für immer!"

Im Leitartikel vom 11. April 1849 „Ein deutscher Kaiser" erklärt das Volksblatt: „Die Kaisermacherei setzt der ganzen Frankfurter Geschichte die Krone auf. — — O geht mir doch mit eurem, aus Intriguen aller Art und den verschiedenartigsten Stimmen mühsam zusammengekleisterten Kaiser. Dieses Kunststück eines impotenten Professorentums paßt allenfalls als seltsame Rarität in eine Sammlung menschlicher Irrtümer und Fehlgeburten. Ernste Männer können nur verächtlich darüber lächeln. Alter Barbarossa, erwache auf einen Augenblick und sieh, was für ein lächerliches Ding sie dir als Nachfolger hingesetzt haben. Sieh diese Strohpuppe, der sie dein Schwert und dein Scepter in die Hand geben wollen, und zermalme mit einem Fußtritt das Gewürm, welches es wagt, Kaiser und Reich auf solche Weise zu verhöhnen! Und du Friedrich Wilhelm IV., Enkel des großen Kurfürsten und des großen Friedrich, erröte über die Rolle, welche diese Schulfüchse dir anzubieten wagen. Fühle ganz den Hohn und die Schmach, die in der Zumutung liegt, daß du der Held in diesem Fastnachtsspiel sein sollst. Und wenn sie nach Berlin kommen, empfange sie, wie sie es verdienen, und wenn du keinen

Hofnarren mehr hast, der sie mit der Peitsche aus deinem Palaste vertreiben kann, so laß ihnen von einem Profoß die Peitsche geben. Ein paar tüchtige Peitschenhiebe werden sie auf einmal wieder nüchtern machen und den ganzen Kaiserspuk aus ihrem Hirnkasten vertreiben."

Als der König die Kaiserkrone-Deputation empfing, war Florencourt außer sich und in seiner Polemik ging er ohne Zweifel zu weit, wenn er sagte: „Von dem Augenblicke an, wo der König die Frankfurter Deputation empfing, erklärt er sie für eine gleichberechtigte Macht, steigt er von seinem Throne herunter und drückt Hochverrätern die Hand. — — Dadurch, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Deputation persönlich in seinem Palaste empfing, hat er auch die letzte formelle Scheidewand niedergerissen, die ihn noch von den Frankfurter Revolutionsmännern trennte und vor ihrem Bruderkusse schützte. Wenn eine Frankfurter Deputation auch weiter nichts erreicht hat, als dieses Resultat, so ist es schon immer genug. Ein König des historischen Rechts, der die revolutionären Volkssouveränetätsmänner persönlich in seinem Palaste empfängt, mit ihnen sogar in seinem Familienzirkel Thee trinkt, der begeht einen wahren Selbstmord an seiner eigenen Würde. So tief herabgestiegen, wird es immer schwerer, sich wieder zu der alten Majestät zu erheben; denn er hat durch die That lauter verkündigt, als es durch alle Worte möglich gewesen wäre, daß das Bewußtsein seiner Majestät nicht mehr lebendig in ihm sei und daß er es für keinen Frevel mehr halte, wenn Unterthanen sich das Recht anmaßen, ihm eine Krone zu nehmen oder zu schenken." „Im übrigen, bis auf den persönlichen Empfang des Königs — war die Antwort loyal. Nicht nur wahrte sie, was sich von selbst verstand, das Zustimmungsrecht aller Regierungen, sondern sie erweckte auch die Hoffnung, daß man bei Entscheidung der deutschen Verhältnisse den Schwerpunkt wieder dahin legen werde, wohin er gehörte, in die Beratung der Fürsten und ihrer Kabinette."

Hupfeld lobt diesen Volksblatt-Artikel in einem besonderen „Sendschreiben" (Nr. 36 und 37) als das Kräftigste und Schönste, was aus Florencourts Feder geflossen ist, hat aber zu tadeln, daß der Verfasser nicht das Recht habe, vom König eine Entschlossenheit, eine Festigkeit und einen Mut zu fordern, die nicht in seinem Wesen liegen.

Auch der Erlaß des Königs „An Mein Volk" vom 15. Mai 1849 (Nr. 41), in dem zwar die Ablehnung der Kaiserkrone damit gerechtfertigt wird, daß „die Versammlung nicht das Recht hatte, die Krone, welche sie Mir bot, ohne Zustimmung der deutschen Regierungen zu vergeben, weil sie Mir unter der Bedingung der Annahme einer Verfassung angetragen ward, welche mit den Rechten und der Sicherheit der deutschen Staaten nicht vereinbar war", in dem sich aber der König aufs neue verpflichtet, eine die Einheit und Freiheit Deutschlands schaffende Verfassung mit den Bevollmächtigten der größeren deutschen Staaten, die sich Preußen angeschlossen haben, zu vereinbaren, ist für Florencourt eine beklagenswerte Sache. Unglückselige Hast, durch die man sich genötigt sieht, nach einem halben Jahre umzustürzen, was man gebaut hat. Die Minister können gehen, wenn sie nichts erreichen, der König muß bleiben. Wie mit der preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848 wird es mit der deutschen Verfassung gehen, „wenn man auf den Entwurf der Nationalversammlung auch einige konservative Lappen flickt. Es ist dies nun das zweitemal, wo das preußische Ministerium den Sieg über die Revolution wieder aus der Hand giebt. Wozu aber Schlachten schlagen und Gegner bekämpfen, wenn man nach erfochtenem Siege im wesentlichen alles das freiwillig thut, was eben diese Gegner gewünscht und erstrebt haben. — — Man jagt eine vereinbarende Versammlung auseinander (am 14. Mai, also am Tage vor dem Erlaß des Königs, sind die preußischen Abgeordneten aus Frankfurt zurückgerufen worden), um eine ebenso revolutionäre Gesellschaft unter dem Namen „Volkshaus" an dessen Stelle zu setzen".

An einer anderen Stelle heißt es: „Unsere Zeit hat neben allen Unsummen von Unglück und Verworfenheit doch auch wieder ihre gute, ihre erhabene Seite. Und diese besteht darin, daß eben keine Illusion, keine Lüge sich mehr auf die Länge halten kann, daß ihr immer die Strafe auf dem Fuße nachfolgt. Es ist eine Zeit, welche Gott recht eigentlich dazu bestimmt hat, die Spreu von dem Weizen zu sondern und das versunkene Wahrheitsgefühl der Menschen durch strenge Gerichte wieder zu erwecken. — — Aber diese hochmütigen Professorennaturen haben in ihrer widerlichen Selbstgefälligkeit jedes Gewissen, jedes innere Wahrheitsgefühl verloren. — — Wenn je ein göttliches Strafgericht handgreiflich über jemand ergangen ist, und mit so deutlicher, flammender Schrift, daß sie auch der Kurzsichtigste lesen konnte, so ist es doch gewiß über diese Frankfurter Gesellschaft, über die Gagern und Dahlmann ergangen. Wahrlich, sie müßten jetzt im Staube liegen und nicht wagen aufzuschauen, wenn sie nur noch eine Ader von Wahrheitsverständnis hätten; aber gegen diese hochmütigen und verstockten Dickköpfe sind selbst Gottes Gerichte ohnmächtig."

Die Leser des Volksblattes mochten bei aller Rücksicht auf die aufgeregte Zeit doch finden, daß sich Florencourt von seiner politischen Leidenschaft zu oft hinreißen ließ. Er teilt selbst in einem „Meine Stellung zu den politischen Zuständen der Gegenwart" überschriebenen Aufsatz (Nr. 64, 9. August 1848) mit, daß Leser des Volksblattes am Rhein seine schroffe, oft bittere und persönlich verletzende Sprache bedauert hätten und ebenso seine unerfüllbaren Forderungen, doch erklärt er, seine Art und Weise nicht aufgeben zu können. Mild und duldsam im Umgang mit Einzelnen, ist er gegen die öffentliche Lehre von Verbrechen, Lüge, Verrat und Untreue unerbittlich und intolerant durch und durch. Als berufsmäßiger Journalist will er wie ein vereidigter Beamter verfahren und die bedrohtesten Posten verteidigen. „Wer aber sich dem allgemeinen Tagesgeschrei entgegenwirft und nicht überschrieen werden will, der muß laut sprechen und muß sich scharfer Töne bedienen, sonst verhallt seine Stimme. — — Wir leiden an moralischer Mattherzigkeit, und eine Folge davon ist, daß uns jede starke Bezeichnung des Bösen unangenehm klingt. Unsere Sittlichkeit ist eine sehr bequeme geworden; wir haben gewissermaßen einen Vertrag mit der Sünde abgeschlossen, in jedem besonderen Falle sie möglichst höflich und ohne Verletzung der betreffenden Persönlichkeit zu tadeln, das nennt man christliche Milde, aber man entweiht damit dieses Wort. Ich nenne es Schwäche, und wenigstens zur Hälfte Unwahrheit und Heuchelei. Mit den allgemeinen Deklamationen gegen das Böse ist nicht viel geholfen, es giebt nichts Wohlfeileres als solche Gemeinplätze, die auch der größte Schurke gedankenlos im Munde führt. Aber wo die Sünde öffentlich in einem besonderen Falle austritt und unsere Zustände zu vergiften droht, da heißt es, ihr als ein entschiedener Feind entgegentreten. Hic Rhodus, hic salta."

Was die kirchlichen Dinge betrifft, so kann man von den Wirkungen des Jahres 1848 sagen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen", auch das Toben der Völker und die Revolution. Die Gnadauer Pastoral-Konferenz am 2. und 3. Mai hat der Superintendent Westermeier mit einer Andacht über Psalm 46 eröffnet. „Wie hat sich ein evangelischer Geistlicher in der jetzigen Zeit zu verhalten?" war das Thema der Thesen, aber im wesentlichen sprach man über die Verfassung der Kirche und machte drei Eingaben an den Kultusminister. Vortrefflich war die Bußpredigt, die am 2. Tag Krummacher von Berlin den Geistlichen in Form einer Ansprache gehalten hat.

In demselben Monat, am 17. Mai, hat die Sandhof-Konferenz bei Frankfurt a. M. zur Besprechung der Berufung einer allgemeinen kirchlichen Versammlung des evangelischen Deutschlands auf dem Boden des apostolischen Bekenntnisses eingeladen und gleichzeitig um ähnliche Versammlungen zu gleichem Zweck gebeten. Bekanntlich ist hieraus der evangelische Kirchentag entstanden, der zum erstenmale in Witten-

berg am 21. September 1848 zusammengetreten ist. Nach der in Nr. 73 des V.-Bl. abgedruckten „Einladung" will „der evangelische Kirchenbund keine Union der evangelischen Konfessionen, sondern eine zeitgemäße Erneuerung des ehemaligen Corpus Evangelicorum". Die Beschlüsse des Kirchentags sind in Nr. 83 abgedruckt. Ueber die Verhandlungen berichtet ein Artikel in Nr. 86—88: „Die Kirche schritt zu einer Union, aber zu einer falschen Union, welche alle tieferen Unterschiede zu verwischen strebte und eine Einheit geltend zu machen suchte, die in der That nicht vorhanden war" Statt der falschen Union will man jetzt „eine wahre, starke und rechte Konföderation der einzelnen evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands im evangelischen Kirchenbund". Der Kirchentag will nur Vorschläge machen, neue Unionsversuche zurückweisen, ebenso ein neues gemeinsames Bekenntnis, ebenso eine Centralregierung. Stahls Meisterschaft sammelte die auseinanderstrebenden Elemente: besser gar keine Kirchenversammlung, als eine mit unreinen Elementen. Jedes Bundesglied muß auf dem Grund der reformatorischen Bekenntnisse seiner Kirche stehen. Krummachers das Bekenntnis des gemeinsamen Glaubens und des Brudersinns betreffende Fragen wurden einstimmig bejaht. Hengstenbergs Vorschlag eines gemeinsamen Buß- und Bettags am Sonntag vor oder nach dem Reformationsfest wurde angenommen. Wichern sprach in ergreifender Weise über die innere Mission an den Handwerksburschen, Sträflingen und Eisenbahnarbeitern. Soweit ging alles ganz gut von statten. Als aber L. v. Gerlach auf Grund des göttlichen Wortes ein Zeugnis gegen die Revolution verlangte, gab es stürmische Einwendungen von vielen Seiten. Rhodus war da, aber man wollte nicht springen, aus Feigheit und Kleinglauben.

In Nr. 2 von 1849 schlägt ein Gegner des Kirchentags die Zusammenberufung eines allgemeinen deutschen Konzils (einschließlich der Katholiken!) durch das Frankfurter Parlament (!) vor, doch sagt sich der sonderbare „Lutheraner", daß dieses deutsche Konzil eine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe im deutschen Volke voraussetze, die vielleicht nicht mehr vorhanden sei.

Im April 1849 verhandelte man in Gnadau über das Unrecht der Union in Preußen und über das Recht der Lutheraner in der Landeskirche. Damals hat man den lutherischen Verein für die Provinz Sachsen gegründet (Nr. 35). Auch sonst regte es sich und man kam mit der beginnenden politischen Reaktion zur Sammlung und Stärkung der Konfessionellen. — Während in allen kirchlichen Versammlungen die Theorie vorherrschte, hat ein Mann, von dem man es am wenigsten erwartete, in einem Falle ungehöriger Praxis Farbe bekannt. „Principiis obsta" ist ein in Nr. 68 von 1848 veröffentlichter Aufsatz überschrieben, der Fr. v. Tippelskirch zum Verfasser hat. Der Kultusminister v. Ladenberg hatte auf Beschwerden brotneidischer Buchhändler dem Kaiserswerther Kalender die Portofreiheit entzogen und den Pfarrern untersagt, Schriften von der Kanzel herab zu empfehlen. Im Anschluß hieran hatte der neue Konsistorialpräsident der Provinz Sachsen, der höchst liberal gesinnte Oberpräsident v. Bonin, unterm 6. Juli 1848 erklärt, „daß eine Anempfehlung selbst der besten schriftstellerischen Produkte auf der Kanzel, auf welcher nur die heilige Schrift Geltung in Anspruch zu nehmen habe, schicklich nie erachtet werden kann". Dazu bemerkt v. Tippelskirch: „Das also ist eine der Erstlingsfrüchte der Selbständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber, der sich von dem christlichen Prinzip, das ihn erzeugt, das ihn geweiht und mit sittlicher Lebenskraft und Wärme stark gemacht hatte, losgesagt hat, daß dieser selbe Staat den Dienern der Kirche ihre bisherige Redefreiheit beschränken will. — — So lange aber nicht die Auslegung des göttlichen Wortes durch die Predigt verboten ist, kann es auch nicht verboten sein, auf die Auslegung dieses Wortes von anderen, wie sie im Leben und in Schriften als kostbare Besitztümer in mannigfaltigster Form und Weise vor uns liegen, aufmerksam zu machen. Wer will uns denn verbieten, Luthers, Scrivers, Speners, August Hermann Frankes, Bogatzkis und andere Schriften unseren Gemeinden anzupreisen? Wer will uns wehren, wenn wir uns gedrungen fühlen, vor der Flut

verführerischer Schriften zu warnen und dagegen eine gesunde evangelische Kost anzuempfehlen, und das nicht bloß so ins Blaue hinein, sondern mit Namhaftmachung dessen, was uns als das Trefflichste entgegentritt. — — Uns überrascht dies Verfahren nicht, denn wir haben längst gewußt, was die, welche die Freiheit im Evangelio suchen, von einer Staatsverwaltung zu erwarten haben, die sich vom Evangelio frei gemacht hat. — — Aber freimütig wollen wir unsere Stimmen erheben für unser gutes Recht und zeigen, daß, wie wir für Behörden stritten, die es schützten, wir auch gegen Behörden Zeugnis ablegen können, die es gefährden, und daß es uns nicht um ihre Gunst oder Ungunst zu thun war und jemals zu thun ist, sondern allein um Recht und wahre Freiheit."

Mit großer Befriedigung hat dann v. Tippelskirch in Nr. 79 mitgeteilt, daß das Konsistorium der Rheinprovinz das Verlangen des Kultusministers, als in die Rechte der Kirche eingreifend, entschieden abgewiesen habe und daß das westfälische Konsistorium ebenso verfahren werde.

In der letzten von Florencourt gezeichneten Nummer des Volksblattes (1. Septbr. 1849) hat sein Nachfolger gesagt, das gefalle ihm an Herrn von Florencourt, „daß der so in der Politik noch ganz andere Sachen treibt, als bloß vom absoluten und suspensiven Veto, und direkten und indirekten Wahlen und Teilung der Gewalten und Zweikammersystem, wovor man bei uns in der Stadt fast von nichts anderem hört, — nämlich, daß er auch in der Politik hält auf zwei richtige Herzkammern, und direkten Mut und absolute Ehrlichkeit und vor allen Dingen auf die ungeteilte Gewalt unseres Herrn Gott im Himmel"!

Und in seiner ersten Nummer hat Ph. Nathusius erklärt: „Die Eine Aufgabe, vor der alle anderen Zeitfragen in den Hintergrund treten, ist zu werben für das Reich Gottes." Und dieser Aufgabe ist der neue Redakteur getreulich nachgekommen.

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

VII.

In der Heide.

Wenige Wochen waren nach dem Durchbruch des „Wisent" vergangen, da durchlief die Stadt Rostock das Gerücht, daß der Meister Hugo einen Fehdebrief gesandt habe. Der Rat geriet in nicht geringe Sorge, die Bürgerschaft war in Aufregung, denn daß Schlimmes noch von dem kühnen Gegner zu erwarten war, konnte man sich nicht verhehlen.

Die Nachricht, daß der nunmehrige Feind eine Snicke, welche die sonst immer noch sichere Küstenfahrt nach Lübeck hin unternommen hatte, ganz nahe vor der Warnowmündung gekapert, kam schon in den nächsten Tagen. Wie ein Falke hin und her fliegt und mit scharfen Blicken nach einer Beute ausspäht, so strich der Wisent an der Küste hin und machte es unmöglich, daß auch nur ein einziges Fahrzeug unbemerkt aus dem Hafen auslaufen konnte. —

Es war sonst wohl geschehen, daß Hauptleute der Vitalienbrüder den Ueberschuß der aus dem Dänenlande aufgebrachten Beute nach Rostock gefahren und oft so viel Waren geliefert hatten, daß die Landfahrer immerhin noch gute Fracht für den Sommer gefunden. Nun ließ sich nicht ein einziges Kaperschiff sehen, sie wandten sich nach Wismar und förderten daselbst den Handel.

Ja, es kam noch schlimmer. Wenn man gedacht hatte, daß der Gegner durch die gänzliche Einstellung auch der Küstenschiffahrt bald ermüdet abziehen würde, so erwies sich die Rechnung als irrig, denn derselbe scheute vor einer Landung nicht zurück. Die weite Küste von Rostock bis nach Wustrow, umkränzt von dem Dickicht der uralten, schwer durchschreitbaren Heide, bot Gelegenheit genug zu unvermerktem Landen bei Nacht, und die Stadtgüter, welche in der Nähe der Heide lagen, wurden eins nach dem andern geplündert.

Bald erfuhr man mit Verdruß in Rostock, daß der Gegner den Hafen von Ribnitz angelaufen und alldort vom Raube sehr vieles verkauft hatte, ja er war sogar die Recknitz mit einigen Booten weit hinaufgefahren, hatte von dort aus nach anstrengender Wanderung meilenweit von der Seeküste entlegene Rostocker Güter erreicht, überfallen,

niedergebrannt und war mit großer Beute von dannen gezogen. Beschwerden bei den herzoglichen Beamten in Ribnitz erreichten, daß ernstliche Abhülfe versprochen wurde, doch blieb es nicht unverborgen, daß auf fürstlichen Befehl hin dem Meister Hugo Vorschub geleistet wurde.

Endlich geschah es, daß der kühne Räuber sich sogar auf der Warnow selbst zu zeigen wagte. Denn als einst auf einem nur eine Meile von der Stadt belegenen Gute ein neuer Pächter eingesetzt werden sollte und viele Mitglieder des Rates sich nach alter Sitte zu solchem Zwecke hinausbegeben hatten, um sich auf Kosten des Zuziehenden gütlich zu thun und wacker zu zechen, da hatte man es nur dem Umstande, daß die allzu frühe Trunkenheit etlicher Männer die Gesamtheit zur rechtzeitigen Heimkehr nötigte, zu danken, daß nicht alle miteinander von Hugo Degenhard gefangen wurden. Kaum eine Stunde nach ihrer Abfahrt nahm er in keckem Ueberfall das Gut, raffte zusammen, was er konnte, verbrannte das Zurückgelassene und verschwand darnach plötzlich geheimnisvoll, wie er gekommen. Die eingeleitete Verfolgung nützte nichts. Spätere Forschungen von Fischern ergaben, daß er in der Nacht mit auserwählten starken Genossen zwei Boote über die Dünen in den Radelsee geschleppt hatte und alsdann auf der Radel unvermerkt in die Warnow gelangt war.

Größere Unternehmungen gegen ihn scheiterten an dem Umstande, daß teils nicht die genügenden Schiffe zum Angriff gerüstet waren, teils die Schiffsknechte sich nicht gegen ihn und ihre früheren Genossen wollten gebrauchen lassen, insbesondere wohl daran, daß sein Angriff auf die wohlbemannten Schiffe der Vitalienbrüder und sein glänzender Sieg in aller Gedächtnis war. Auch wußte man, daß er fortwährend durch seinen geheimen Anhang Kundschaft aus der Stadt erhielt, die ihm mutmaßlich durch Fischer zugetragen wurde. Botschaften zu anderen Hansestädten, wie Stralsund und Lübeck, stießen auf unverhohlene Schadenfreude. Man gönnte der Stadt eine Not, die diese im Verein mit Wismar, wie man behauptete, bisher über alle Hansestädte an der Ostsee gebracht hatte. Auch zeigten sich neben dem Wisent zuweilen andere Schiffe, welche auch die blaue Flagge wehen ließen, auf der Höhe von Warnemünde.

Da mußte es ja dem Feinde ein Leichtes sein, gegen einen Angriff mit Uebermacht alsbald eine größere Abteilung von kühnen Genossen zusammenzubringen.

Von den Geschädigten wurde zunächst der Anspruch gegen die Güter, welche Hugo hinterlassen hatte, erhoben.

Allein ein Händler konnte durch seinen Kaufbrief nachweisen, daß er dieselben lange vor dem Durchbruch Hugos gekauft hatte, und daß er durch die gewaltsame Hinwegführung eines Teils derselben schwer geschädigt sei. Er verschwieg, daß ihm unvermutet durch eine Mittelsperson der volle Ersatz geworden war. Den Kraken aber hatte die Stadt für den Wisent genommen. — Sodann begann das Murren, daß man eine Tochter dessen, der also in Fehde gegen die Stadt liege, in den Mauern derselben dulde und schütze und so eine Verbindung derselben mit ihrem Vater begünstige. Die Forderung, sie zu verbannen oder gar dem sein Recht fordernden Ketzermeister zu überweisen, erhob sich immer lauter, bis eines Tages die Kunde sich verbreitete, daß Oda plötzlich verschwunden wäre und zum Schiffe ihres Vaters sich gewandt hätte. Gerwin und seinem Sohne wurde allerdings durch einen hinterlassenen Brief kund gethan, daß das Mädchen durch einen Schiffsknecht heimlich Nachricht von dem Vater erhalten hätte und den Befehl, sie sollte sich der Vermittlung des Boten bedienen, um durch einen Fischer zunächst nach Warnemünde befördert und alsbald von dort durch einen anderen Fischer auf die See gebracht zu werden, woselbst der Wisent sie aufnehmen und nach Gotland bringen würde, da ihr Friede in der Stadt zu sehr gefährdet sei. Der Brief war in Thränen gebadet und zeugte davon, wie schwer der heimliche, plötzliche Abschied aus ihrem zweiten Heimatshause dem Mädchen geworden war. Als beide Männer den Brief gelesen hatten, konnten sie sich der Trauer über die Ungewißheit der Zukunft Odas nicht entschlagen, aber sich auch nicht verhehlen, daß ihr Weggang Gerwin

von einer großen Sorge und Verantwortung befreie; sie war, nachdem auch im Rat die Vorwürfe gegen ihre Beschützer nachdrücklich erhoben waren, auf die Dauer zu sehr gefährdet. Aber freilich rätselhaft mußte der Umstand erscheinen, daß man oft in den nächsten Tagen und Wochen die Nachricht von der Nähe des Wisent erhielt, auch durch kecke Ueberfälle bestätigt sah, und Hugo mußte doch aus vielen Lebenserfahrungen heraus wissen, daß ein Mädchen unter sittenlosen Gesellen fortwährend in großer Gefahr schwebte, und daß ein weiser Schiffsführer niemals eigentlich für längere Zeit ein weibliches Wesen an Bord dulden könnte.

Doch das Geschehene war nicht zu ändern, und die Gedanken wurden in eine andere Bahn gelenkt, als die Nachricht sich verbreitete, daß der gehaßte Ketzermeister seinen Aufenthalt im Dominikanerkloster aufgeben und nach Stralsund übersiedeln wollte. Nach einer letzten Predigt, in welcher er mit all seiner schwärmerischen Glut die Gemeinde beschworen, aller Ketzerei, welche sie der Kirche entfremden könnte, zu wehren, brach er auf, und nicht mit Unrecht sagte man, daß er seine Jagd in Rostock aufgegeben habe, weil seine Beute, auf welche er so lange gefahndet, für immer gegen seine Nachstellungen gesichert war.

Er wanderte, wie er gekommen, ohne großes Gefolge, ja nur begleitet von seinem Lieblingsschüler, auf jener Straße von dannen, welche als nächsten Herbergsort Ribnitz in Aussicht stellte. Alle Warnungen vor Gefahren wies er von sich mit seinem Vertrauen auf den Schutz des Herrn, dessen Sache er mit der Drangabe des eigenen Ichs auch ferner führen wollte. — Wie ein echter Barfüßer, arm und in härenem Gewande, so zog er mit dem Novizen seine Straße.

Ein Bauer kam ihnen entgegen, erwiderte ihren Gruß, ging vorüber, blieb erwägend stehen und eilte dann hinter ihnen her. „Heda, Mönchlein!" rief er. „Halt ein wenig! Was giebst du mir für einen guten Rat?"

„Meinen herzlichen Dank, Freund," sagte Eylhard, „und Verheißung von Segen für den, welcher seinem Bruder gerne dient."

„Wenig genug!" entgegnete der Bauer, „aber immerhin doch etwas. Also geh nicht weiter, Mönchlein. Dort hinten ists nicht geheuer. Dort hat man mich angehalten und ausgefragt, ob heute früh mir schon ein Barfüßer begegnet wäre auf dem Wege. Ich sagte: Gott bewahre mich davor. Aber nun es geschehen ist, laß dir raten, geh nicht weiter. Es ist jemand mit vier Knechten, und einer von ihnen hat einen Strick lose in der Hand."

Eylhard dankte und ging ruhig fürbaß und sagte: „Wir stehen alle in Gottes Hut."

„Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Aber ein wunderlicher Barfüßer bleibt er. Ich habe die anderen, welche sonst hier herauskamen, schon zetern hören, wenn ihnen jemand einen Buckel voll Prügel in Aussicht stellte, und doch kriegten sie hinterher stets die Hände voll von Lebensmitteln."

Die beiden waren im Sonnenbrande etwa eine halbe Stunde weiter geschritten, als aus einem Graben am Wege ein Zerlumpter sie anrief:

„Ein Unglücklicher! Um Gottes willen erbarmt euch eines Unglücklichen!" Er wälzte sich bei seinen Worten am Grabenrand und bedeckte sein Haupt mit den Händen, wie wenn großer Jammer ihn angefaßt habe.

„Warum schreist du so?" fragte Eylhard, nahe herantretend.

„Ach, ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen, kein Mensch erbarmt sich meiner, man schlug mich und warf mich auf die Landstraße."

Als Eylhard sich nach seinem Begleiter umsah, bemerkte er, daß dieser ohne besondere Aufforderung seine Wegkost zum Vorschein brachte und sie dem Bettler darreichte. „Gieb ihm auch die meine!" sagte er und nickte Henning, der zögerte, noch einmal ermunternd zu. Dieser gehorchte, und der Bettler nahm die Gabe und sagte:

„So nährt ein Bettler den andern." Er schielte schlau von unten und sagte es wie im Spott, als die beiden sich schon umgedreht hatten und weiter gehen wollten.

„Was für ein wunderliches Paar! Sie sehen beide nicht so aus, als hätten die schwarzen Brüder in Rostock fette Tage. Man kann ihnen ja ein Paternoster durch die Backen lesen. — Heda, Schwarzröcke, geht nicht so schnell! Laßt euch ein Wort im Vertrauen sagen. Geht nicht weiter! Ich lag dort nach Ribnitz zu die Nacht in einem Busch. Da kamen ihrer fünfe vorüber und führten seltsame Reden über Barfüßer, welche heute von Rostock kommen sollten. Ihr seid beide so dürr, daß es nicht schwer ist, einen Ast zu finden, der euch trägt!" Dabei machte er die Gebärde des Hängens.

Eylhard wandte sich wieder zu ihm und der Bettler hatte Gelegenheit, ihm voll ins Gesicht zu sehen. Da schrie er plötzlich aufspringend: „Das ist ja der Ketzerrichter aus Rostock. Da sei Gott vor, daß ich aus seiner blutigen Hand auch nur einen Bissen Brot annehmen sollte, vom Satan lieber als von dem." Verächtlich warf er das Brot in den Staub. „Verdorren soll meine Zunge, wenn ich je einem Menschen wieder einen guten Rat gebe, nachdem der heutige so übel angebracht war. Geht nur," schrie er und schwang grimmig seinen Bettelstab. „Meint ihr, daß ihr unserem Herrgott entlaufen wollt? Verflucht sei der Boden, der euch Ruhstatt gewährt, und verdammt der Mensch, der euch ein gutes Wort gönnt! Höre mich, du junger Schüler eines alten Schächers, laß dir raten! Geh nicht weiter mit ihm. Nimm lieber meinen Bettelstab und werde der Geselle meines Elends, so hast du noch die Möglichkeit der Aussicht auf Glück. Bei ihm ist eitel Fluch, da ihm die ganze Welt fluchen muß!"

Eylhard neigte stumm sein Haupt und ging mit seinem Begleiter seine Straße weiter.

Also kamen sie an ein Dorf, woselbst sie bei einem der ersten Häuser anhielten, um einen Trunk Wassers aus einem Ziehbrunnen zu schöpfen. Dienstfertig eilte ein Weib herzu und brachte einen Becher.

„Wohin geht der Weg der frommen Brüder?" fragte sie. Und als sie Auskunft erhalten hatte, fuhr sie mit schnellen Lippen fort. „Laßt euch raten, laßt euch raten, kehrt um! Mein Mann kam vom Felde und sagte, daß man auf der Hut sein sollte und wohl ausschauen, die Landstraße sei heute nicht sicher, er habe allerlei verdächtige Gestalten gesehen, welche offenbar einen Anschlag auf jemanden hätten, und die Räuber haben gar wenig Scheu vor einem frommen Bruder, die Gottlosen."

„Dreimal die Warnung, Vater!" sagte Henning. „Sollte es nicht heißen Gott versuchen, wenn man seine Boten mißachtete? Lasse uns umkehren und einen besseren Tag abwarten, oder lasse uns einen anderen Weg nehmen." — „Weißt du uns einen anderen Weg zu sagen, meine Tochter, dann mag's wohl sein." Nun begann das Weib eine umständliche Beschreibung über die verschiedenen Umwege, welche alle vieler Beschwerden voll waren. Der nächste aber führte durch die wilde Heide an dem Dorfe Gral und dem Klostergute Müritz vorüber und also endlich der Stadt Ribnitz zu. Aber der Wald war schaurig und der Unkundige konnte in die Irre gehen, und als sie sah, daß die Mönche dennoch entschlossen waren, den Weg zu wählen, bat sie, daß sie sich mit Speise und Trank zum Waldgang stärken möchten. Beide lehnten ihr freundliches Angebot dankend ab in der stillen Hoffnung, durch Fasten auf dem Pflichtgange sich ein neues Verdienst im Himmel zu erwerben. Zum Schluß bat sie, daß der fromme Vater den Segen über ihr Kindlein in der Wiege unter dem großen Obstbaum sprechen möge, ein Ansuchen, dem Eylhard gerne willfahrtete. Er neigte sich freundlich zu dem Kindlein und betete einen Spruch: „Gott laß ihn groß werden und zu einem tüchtigen Bauern heranwachsen," sagte er dann, „der deinem Manne bald hülfreiche Hand leisten kann." Ach, da strahlte das Antlitz der Mutter.

„Mein Mann! Ja, mein Mann," sagte sie. „Er hat es nicht leicht, aber er ist doch stark und gesund. Und wir leben sehr glücklich miteinander. Ach, daß es mir jetzt erst einfällt, er soll euch führen!" Mit diesen Worten wollte sie davonrennen und es gelang Eylhard nur mit Mühe, ihr das Vorhaben, den Mann von der Arbeit abzurufen, auszureden. Er wandte sich ohne Zögern. Nachdem Henning noch einmal genau nach dem Wege gefragt hatte, drückte er der Frau die Hand und sagte: „Gott erhalte

dir deinen Mann, dein Kindlein und dein Glück." Und eine Thräne schimmerte in seinem Auge.

Die Frau sah ihm nach und sprach still für sich: „Der Aermste! Wie elend er aussah! Der wird auch wohl viel Herzeleid gehabt haben, bevor er in dieses Gewand geriet. — Ich dachte immer, die Mönche müßten schon mehr im Himmel als auf der Erde leben. Ach Gott! der sieht ja so aus, als ob er auf der Erde seine Heimat nicht hätte und die im Himmel nicht finden könnte."

Ein häßliches Lachen störte sie, denn von dem Hakelzaun des Nachbargehöftes schaute ein Weib herüber, das den ganzen Vorgang beachtet hatte. „Da sind die Schwarzröcke wieder gewesen und haben einer Frau den Kopf verdreht!" so rief sie so laut, daß die Mönche es hören mußten. „Zur Hölle mit dem Ketzerrichter! Wenn mein Mann den hier beim Hause gefunden hätte, der würde ihn schön gegerbt haben; der deine ist noch zu dumm!"

„Ein Ketzerrichter? — Der Mann mit den brennenden Augen?" sagte die Gescholtene erschrocken. „Unmöglich kann der mit dem Teufel im Bunde sein." Ihre Blicke fielen auf das Kind, welches der Gefürchtete berührt hatte, sie zuckte zusammen und raffte sich auf und lief hastig den beiden Mönchen nach und fiel vor Eylhard nieder und flehte in tödlicher Angst:

„Herr, Herr, nimm es wieder ab, was du dem Kinde gesagt hast. Laß mein Herzblatt nicht siech werden, es ist unschuldig und that noch keinem etwas zuleide."

Eylhard, welcher die Anschuldigung des scheltenden Weibes wohl verstanden hatte, sah bestürzt auf die Knieende, er wollte seine Hand ausrecken, um sie aufzurichten, sie wich aber ihm aus und rief ihm zu: „Mein Kind, Herr, mein unschuldiges Kind."

„Ich wünschte ihm Gutes von Gott!" sagte er. „Keiner kann ihm Lieberes gönnen als ich." — Sie hob die Hände empor, ihre Augen verrieten namenlose Angst: „Thu alles, was du willst, mit mir, leg deinen Spruch auf mich, auch wenn ich darunter hinschwinden soll an Mark und Bein, nur erbarme dich meines herzlieben Kindes." —

Ratlos schaute Eylhard seinen Begleiter an. Diesem liefen, ohne daß er es wußte, heiße Thränen über die Wangen, er löste ein Band, welches er am Halse trug, und nahm das daran hängende Bild, küßte es, reichte es der Knieenden und sagte: „Nimm es hin, Mutter, und leg es deinem Kinde auf die Brust, es ist das Bild des Heiligen, welchen mir meine eigene Mutter einst, als ich noch in der Wiege lag, zum Beschützer gegeben hat. Sprich dazu jeden Morgen und jeden Abend dein Gebet, indem du zugleich seine kleinen Händchen faltest, so wirst du alles Unheil von deinem Liebling fernhalten."

Das Weib küßte den Saum seines Gewandes im inbrünstigen Dank und sprach: „Du bist ihm von Gott beigesellt, daß du als der gute Engel die Werke des Bösen zu nichte machen sollst! Aber geh nicht weiter mit ihm! Es muß Verderben von dem ausgehen, welcher die fromme Frau Herburg gerichtet hat. Geh nicht weiter mit ihm!"

Nach diesen Worten eilte sie hastig von dannen und bemerkte bei ihrem scheuen Umblicken, daß die Mönche im Dunkel des Waldes verschwanden. Beide schritten lange schweigend vorwärts, jeder hatte genug zu thun, um den eben widerfahrenen Schmerz zu überwinden. Ueber dem Pfade wölbten sich die Zweige der gewaltigen Bäume zum schützenden Dach, nur hin und wieder stahl sich ein Sonnenstrahl hindurch. Totenstille herrschte ringsum, auf dem weichen Boden waren kaum die Schritte zu hören. Einmal stand Eylhard still und sah zu seinen Füßen auf einen großen Käfer, welcher einen Wurm mörderisch angefallen hatte Der Bedrohte wand sich in großer Qual, aber der Räuber hielt mit seinen Zangen fest und begann den Hülflosen davon zu schleppen. Später wurden sie durch das ängstliche Geschrei eines Vögleins aufgeschreckt, und als die beiden an das Gebüsch, aus welchem die Rufe wie um Hülfe hervorschallten, herantraten, verscheuchten sie ein Eichkätzchen, welches, mit einem nackten Jungen im Maule,

hurtig einen glatten Stamm hinaufhuschte. Sie fanden ein ausgeraubtes Nest vor und zwei trostlose Alte, welche dasselbe umflatterten. —

Nach einiger Zeit sagte Eylhard: „Mich durchschauderts immer in einem Walde. Es kämpft dort alles mit einander, Baum mit Baum, Strauch mit Strauch, Tier mit Tier. Auf dem Boden ist nur Moder und Verwesung. Die Sonne fehlt den vielen Keimen, welche im Grunde liegen. Weit lieber sehe ich ein weites Feld, auf dem viele Menschen thätig sind. Aber diese wollen nichts von mir wissen, nicht der Bettler am Wege und nicht die Mutter an der Wiege ihres Kindleins. Erzähle mir, Henning, woran du soeben dachtest, daß meine Gedanken etwas abgelenkt werden."

„Ach, Vater," sagte Henning, „es giebt nichts anderes zu denken für mich, als was die Vergangenheit mir zum Jammer aufgehäuft hat: Mein Weib in den jähen Tod durch meine Schuld gegangen, meine Mutter gestorben, ohne das Heil, welches sie suchte, gefunden zu haben, mein Vater der gewaltthätige Feind von aller Welt — meine Schwester auf weitem Meere in Gesellschaft wüster Männer und fern von der Quelle des Heils — ich denke und denke und komme nicht vorwärts mit meinen Gedanken. Wenn mir zuweilen so ist, als ob ich den Wahnsinn wegen des Unausdenklichen hervordrängen fühlte, dann will ich zu meiner Errettung anfangen zu beten. Und wenn ich bete, dann faßt mich die Angst an, daß es selbst in langem, langem Leben mit allen frommen Werken, welche ich fleißig üben will, nimmer, nimmer genug sein kann, um ein wenig nur zur Errettung aller dieser beizutragen, welche ich lieben muß, ach, immerfort noch heiß und innig. Wenn ich mein Leben für sie opfern könnte, wie glücklich wollte ich sein!" —

Zärtlich faßte Eylhard des bedrängten Mannes Hand und wanderte also neben ihm her. „Groß sind die Prüfungen, welche Gott auf uns beide gelegt hat. Vielleicht giebt es in der ganzen Welt nicht zwei Menschen, welche mehr zu tragen haben. Ich liebe dich ja sehr, ich weiß in dir meine einzige Erquickung auf der Welt. Mit dir will ich wandern und pilgern, wenn ich mein Werk in Stralsund beschlossen habe, von Heiligen zu Heiligen, von Kapelle zu Kapelle und immer weiter bis zum allerheiligsten Vater nach Rom. Und alles, was dich bedrückt, wollen wir ihm erzählen und alles, was wir im Dienste der heiligen Kirche gethan und gelitten, will ich ihm darlegen, er wird uns den Trost sagen, daß, wenn alle diese Werke für die Deinen dargebracht seien, sie sicherlich auch denselben ihr verlorenes Heil bringen können. Der allerheiligste Vater hat volle Gewalt, auch den schlimmsten Sünder loszusprechen, und was er sagt, das gilt im Himmel, als habe es Gott geredet." Also versuchte der zu trösten, der selbst des Trostes bedürftig war, und beide atmeten auf, als endlich der Wald sich lichtete und sie die grauen Strohdächer des Dorfes Gral erblickten.

Hier aber begann allmählich die Kraft zu versagen, auch neigte die Sonne sich schon abwärts, und es war keine Aussicht, an diesem Tage noch das Ziel der Wanderung zu erreichen, darum fragten sie an dem nächsten Hause nach einem Platz, wo sie rasten und die Nacht verbringen könnten. Der erste, den sie sprachen, war geneigt, ihnen Obdach zu gewähren, da trat ein zweiter neugierig näher, er kannte den Pater, mit einem Fluch nannte er seinen Namen und griff an die Seite, wo er seine gewohnte Waffe suchte. Als er sie nicht fand, wandte er sich spornstreichs, um sie zu holen, und als er durchs Dorf dahin lief, so schrie er etwas zu den Bauernhöfen hinüber, die Knechte ließen die Arbeit und griffen nach ihren Forken, die Weiber bekreuzigten sich und eilten, die auf der Dorfstraße spielenden Kinder hinter den schützenden Zaun zu holen, einzelne Bauern rotteten sich zusammen. Der erste aber, welcher alle diese drohenden Zeichen verstand, raunte den Wanderern zu: „Eilt, so schnell ihr könnt, den Weg zurück über den Graben bis zum Waldrand, dort werdet ihr einen Fußpfad sehen, der links durch den Forst sich windet, folgt ihm getrost nach, er kann euch sicher führen. Kommt ihr an ein Wässerlein und findet keinen Steg, müßt ihr es durchwaten, nur verliert den Pfad nicht aus den Augen. Er führt euch nach einem Stündlein zu einer großen Wiese, wir nennen sie Heiligenhöhle, dort haust der Bruder Radeward. Seid ihr bei dem, so

seid ihr geborgen. Hier seid ihr eures Lebens nicht sicher, der erste beste schlägt euch mit einem Knüppel nieder, nennt es ein verdienstvolles Werk. Hernach können die Füchse im Graben euren Leichnam benagen." —

Nach diesen hastigen Worten zog er sich in sein Haus zurück und riegelte die Thür hinter sich zu, die Mönche aber kehrten um, nicht etwa um, wie er erwartet hatte, hastigen Laufes ihre Rettung zu suchen, sondern langsam, besonnenen Schrittes, und nicht ohne zuvor ihren Segensspruch über das Haus dankend gesprochen zu haben. Am Ausgange des Dorfes aber stand alsbald hinter ihnen ein Haufe wilder Männer und zeternder Weiber, welche ihnen furchtbare Schimpfworte und Verwünschungen nachschrieen und drohend allerlei Waffen schwangen. Einige aus dem Haufen forderten Genossen, um dem gehaßten Ketzerrichter zu folgen und ihn im Waldesdickicht zu erschlagen, andere hielten sie zurück, indem sie rieten, sich mit dem Erfolg zu begnügen, die Fremden von dem Orte fern gehalten zu haben, über welchen ihre Gegenwart böses Unheil hätte bringen müssen. Also wurden die Mönche gerettet.

Aber an ihre Spuren heftete sich ein schlimmerer Rächer, der schon seit Wochen es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, den Ketzermeister zu fangen und zu richten. Finster kam er, von dem Bettler, der von ferne ihnen gefolgt war, und von den Weibern gewiesen, auf dem dunklen Waldpfade mit seinen Gesellen daher, er sah nichts vom Waldleben, er empfand nichts vom Eindruck des wilden Forstes, sein Gemüt war verschlossen und verbittert und wollte keinen anderen Eindruck auf sich wirken lassen, als den Gedanken an sein Recht und seine Rache. Auch er wandte sich in Gral nachforschend an die Leute, und frohlockend wies man auch ihn an den Fußpfad nach Heiligenhöhle.

Dort zog sich eine meilenlange Wiesenniederung wie ein breiter Fluß zwischen den das Ufer bildenden Waldrändern dahin. Zuweilen waren die Bäume in dieselbe vorgedrungen, dann bildeten sich herrliche stille Buchten, die großen Waldriesen neigten ihre Zweige auf die grüne Fläche. Oder es standen mitten in derselben Gruppen uralter Eichen und Buchen, welche einer Insel glichen. Auf einer der am meisten versteckt liegenden stand unter dem Schutze der knorrigen Zweige und gegen den riesigen Stamm einer Eiche gelehnt, eine Hütte. Da sie aus rohen Holzkloben und Stämmen und wunderlich geformten zähen Baumwurzeln wild gefügt war, so glich sie weit eher einer Höhle eines wilden Tieres, als der Wohnstätte eines Menschen. An den Wänden wechselten die Zotteln grauer Flechten mit den zarten, dunkelgrünen Moosgebilden, und einzelne Farnkräuter hatten schon begonnen, sich unter den Dachknorren anzusiedeln. Man konnte kaum erkennen, daß einige kleine Fensterlein an den Wänden waren, und die Oeffnung, welche den Schornstein bilden sollte, verriet sich nur, wenn der Rauch hindurch kräuselte. Die Thüre war massig und derbe, als wäre sie darauf berechnet, sogar dem Tatzenschlag eines wilden Bären gelegentlich genügenden Widerstand leisten zu können. In der Nähe lag ein kleiner, sorgfältig bestellter und eingehegter Garten und ein größerer, aus Stangen und Latten seltsam gefügter Stall.

Vor der Thüre seiner Hütte saß der Waldbruder Radeward und las in einem Buche. Nahebei grasten auf der Wiese zwei Rehe, ein Bock und eine Ricke, und äugten oft zu dem Lesenden hinüber, wenn er ein Blatt umschlug. Ueber ihm hockte auf einem niedrig hängenden Zweige ein Rabe, und etliche muntere Eichhörnchen kletterten in den Zweigen der Eiche. Zuweilen sprangen sie vom Stamm auf die Hütte, liefen ins Innere, kamen wieder heraus und jagten sich in zierlichen Sprüngen. Zu den Füßen des Waldbruders lag ein zottiger Geselle, ein großer, starker, ausgewachsener Wolf und schien nicht nahe genug bei seinem Herrn sein zu können, denn mit seinem Felle bedeckte er noch die Füße desselben. Nach einiger Zeit legte der Leser das Buch beiseite und sah, gedankenvoll zurückgelehnt, über die grüne Fläche. Die Sonne sandte ihre schrägen Strahlen durch die Zweige und warf lange Schatten der Bäume auf die Wiese, einige Wildtauben gurrten in den Wipfeln, Vögel sangen ihr Abendlied. In größerer Ent-

fernung grasten Hirsche. Ein stiller Friede lag über der ganzen Gegend. Der Waldbruder faltete seine Hände.

Plötzlich richtete der Rabe sich auf und stieß einen heiseren Schrei aus und schlug mit den Flügeln, die Eichkätzchen fuhren am Stamm hinauf, der Wolf sprang vorwärts und ließ ein verhaltenes Murren hören, die Rehe machten einige hastige Sprünge. Ueber das raschelnde Laub daher kamen Eylhard und sein Begleiter.

Ein Schatten flog über die klaren Züge Radewards, aber sonst verriet keine Bewegung, daß er die Nahenden erkannt hatte. Nur sein Buch nahm er zur Hand und preßte es fest gegen seine Brust. Also trat er ihnen entgegen.

„Gott grüß dich, frommer Bruder!" sagte Eylhard. „Zwei müde Wanderer bitten dich, daß du ihnen Obdach gewähren mögest für eine Nacht; und wenn du ein wenig Speise für einen Hungernden übrig hast, so bitte ich dich, daß du es meinem Begleiter geben mögest, den seine Füße nicht mehr tragen können."

„Was nennest du mich fromm?" sagte der Angeredete ruhig. „Mich wird der Magister Eylhard nicht zum zweitenmale „Bruder" nennen, wenn er mich kennt. Seid ihr müde, so mögt ihr hier rasten und Speise nehmen und die Nacht verbringen, wenn mein hartes Lager euch gefällt. Je eher ihr morgen diese Gegend verlaßt, um so glücklicher ist sie zu preisen."

„Deine Worte sind ein seltsames Gemisch von Güte und Strenge," sagte Eylhard. „Wir würden dir nicht zur Last gefallen sein, wenn man nicht aus dem benachbarten Dorfe uns zu dir gewiesen hätte. Ich will ja gerne hier unter dem Baume die Nacht durchwachen, nur mein Begleiter kann nicht weiter, und für ihn allein erbitte ich deine Fürsorge. Sieh ihn nur an, ob es dich nicht erbarmt." Henning war in der That kaum noch im stande, sich aufrecht zu erhalten, seine Kniee zitterten, und er lehnte sich mühsam auf seinen Stab. Der Alte sprang zu und bot ihm seinen Arm zur kräftigen Stütze.

„Lege dich hierher auf das weiche Moos," sagte er, „du hast wohl unter der harten Zucht des Klosters viele Not leiden müssen. Vorrat habe ich zum Glück reichlich, um uns alle zu sättigen." Er ging in die Hütte und trug alsbald kräftiges Schwarzbrot und geräucherte Fische hervor, nachdem er das Buch im Innern sorgsam verborgen hatte. Henning weigerte sich, zu essen, doch Eylhard sagte in bestimmtem Ton: „Ich wills, mein Sohn. Ich werde die Güte des Wirtes am besten preisen, wenn ich dir mit meinem Beispiele vorangehe." Auch Radeward machte sich an sein Abendbrot, und während er speiste, sammelten sich seine Pfleglinge um ihn, um auch ihren Anteil aus seiner Hand zu nehmen. Der Rabe flog auf sein Knie, die Eichkätzchen setzten sich auf seine Schulter, der Wolf saß vor ihm, und mit zierlichen Sätzen kamen, vorsichtig witternd, auch die Rehe heran, der Bock nicht, ohne unwillig wegen der Gegenwart der Fremden mit den Füßen zu stampfen und sogar drohend seine Hörner zu zeigen. Im höchsten Staunen sahen die Wanderer dem Schauspiel zu. Nach einer Weile sprach Eylhard:

„Das ist ja so, als sähe man hier ein Stück aus dem Paradiese, mein Bruder."

„Bis zu dem Augenblick, daß ihr kamt, wars hier auch also," sagte Radeward ernst. „Wer weiß, wie es hier ist, wenn ihr wieder geht."

„Mit welcher Kunst hast du diese Wunder zu stande gebracht? Mein Lebtage habe ich dergleichen nicht gesehen."

„Du nicht, nein, du nicht!" sagte Radeward. „Wo du wirkst, da fehlt auch gerade das, was hierzu nötig ist. Du gehst auch in eine ganz andere Schule wie ich."

„Möchte wohl wissen, welches die deine ist," sagte Eylhard. — „Gottes Schule!" lautete die Antwort. — „Die meine auch!" — „Nein, du gehst in des Papstes Schule, und beide haben mit einander nichts gemeinsam. Gott lehrt Güte, und der Papst lehrt Strenge. Sag ihm, Wacker, was ich täglich spreche!" —

Der Rabe zeigte wenig Neigung; als er aber merkte, daß ein guter Bissen, der ihm zugedacht war, ihm verloren ging, da sagte er mit tiefer Stimme: „Liebet euch

untereinander." — Als er seine Belohnung empfangen hatte, setzte er hinzu: „Gott ist die Liebe!" Darauf eilfertig: „Die Menschen müssen es von den Tieren lernen."

„S' war nicht meine Absicht, es ihn zu lehren," sagte Radeward, gleichsam sich entschuldigend, „er hat es ohne mein Geheiß gelernt. Nun ists mir lieb, daß er's mir täglich vorspricht. Zuweilen hats auch schon ein Bauer im Walde gehört, und im Dorfe erzählen sie die Worte sich, und so haben sie sie besser gemerkt, als wenn ich sie gepredigt hätte. Gottes Wort ist so selten geworden, daß man nicht genug Stimmen zu seiner Verkündigung haben kann."

Eine Zeitlang war alles still. Dann sagte Eylhard: „Du scheinst mehr von der Welt zu wissen, als dein Aufenthalt hier verrät. Was war es für ein Buch, das du zur Hand hattest, als wir kamen?"

Radeward überlegte seine Antwort. Dann sagte er ernst und ruhig, indem er sich erhob: „Ich wills nicht vor dir verbergen, wenn schon ich es nicht hergeben werde. Warum soll ich meinen Herrn und meinen Glauben verleugnen? Komm mit mir in die Hütte und sieh es an." Er ließ die Tiere von sich. Beide gingen, und Henning blieb allein.

Er fühlte sich wohl gestärkt durch die Speise, aber jämmerlich zerschlagen an seiner Seele. Eitel Fluch hatte der Tag gebracht und keinen Segen. Er hatte früher geglaubt, daß er jetzt seine härtesten Leiden getragen hatte und nach der Begegnung mit Eylhard wieder anheben solle, zu neuem Leben sich durchzuringen. Nun war es ihm doch, als sei er noch im Fallen. Ihn grauste vor der Masse schlimmer Worte, welche ihnen wegen seines Begleiters, des einzigen Mannes, der ihm freundlich begegnet war, nachgeschleudert wurden, bald nahte er vielleicht dem Boden des Abgrundes und mußte dann zerschmettert aufschlagen.

„Geh nicht weiter mit ihm", hatte das gute Weib gefleht, und sogar der Bettler hatte es gesagt. Und schon einmal war diese Bitte zu ihm gesprochen, damals in der schmerzenreichen Stunde, als er vor seiner Mutter stand. „Geh nicht weiter mit ihm!" Ferner hatte sie gesagt: „Du wirst noch einmal an diese Stunde gedenken. Du wirst die Kniee deines Vaters umfassen und ihn um Vergebung anflehen." Noch hatte er es nicht vermocht, nur freundlicher seines Vaters zu gedenken, er hatte vielmehr versucht, sein Andenken in sich zu vertilgen und einen anderen als den ihm von Gott gesetzten Vater anzusehen. —

Es rauschte das Laub im Walde, er hörte es nicht. Der Rabe flog auf die Spitze des Baumes und schrie seinen Warnungsruf, der Wolf stellte sich drohend vor den Eingang der Hütte und drinnen redeten zwei Männer miteinander hastige Worte. Henning merkte von dem allen nichts, seine Gedanken irrten durch weite Ferne, ein freundliches Bild zeigte sich ihm, zwei Augen schauten ihn wieder an in herzlicher Liebe, wie einst in seines Lebens Mai, eine weiße Hand winkte ihm oder grüßte, und die roten Lippen öffneten sich zum Reden — er lauschte und lauschte atemlos — da faßte ihn eine rauhe Hand, er sprang auf und sah entsetzt in ein wohlbekanntes Antlitz. „Ha, rief er, mein Vater! — Nein, ich irrte," setzte er tonlos hinzu — „es ist der Schiffsmeister Hugo Degenhard."

Der Angeredete war nicht minder bestürzt zurückgefahren, als er plötzlich seinen Sohn vor sich sah. Dann sagte er mit herber Stimme: „Du scheinst leicht etwas zu verlernen. Als wir uns das letztemal sahen, da hattest du einen anderen Namen für mich. Nenne mich doch noch einmal so wie damals." Eine heiße Blutwelle färbte plötzlich das Antlitz des Sohnes, der mühsam gebändigte Haß brach mit einem Schlage wieder gewaltsam hervor, und, indem er einen Schritt vortrat und seine Faust ballte, sagte er hart: „Mörder meines Weibes!" Hugo verlor alle Farbe aus seinem Gesicht, und schwer ward es ihm, zu sagen: „Ich that ihr absichtlich nichts zu leide." — „Nein", sagte Henning, „Hand an sie hast du nicht gelegt, das hätte niemand gewagt, so lange ich ihr zur Seite stand; daß sie aber in Verzweiflung über ihre Lage in den Tod ging, das ist deine Schuld, du hast sie in die Tiefe des Meeres gestürzt, als es ein Wort

kostete, um sie zu retten. Und darum will ichs einst am jüngsten Tage dir gerade so laut entgegenrufen, wie ich es jetzt thue: Mörder meines Weibes."

„Ich sehe ihre Blicke," sagte Hugo, „sie verfolgen mich Tag und Nacht. Es sind mächtige, klare Augen. Das kann sie nicht gethan haben, das Furchtbare, was du sagst. So sieht ein Mensch aus, welcher im Gebet zu Gott aufschaut, aber nicht einer, der verzweifeln will."

Henning legte die Hand auf seine Augen und stöhnte und wankte, Erpo sprang zu und stützte ihn. Näher trat der Vater an ihn hinan und sagte mit milder Stimme: „Ich habe selbst unendlich gelitten in jener furchtbaren Stunde, Henning! Tausendfache Pein aber erduldete ich, als ich einsah, daß ich mein eigenes Lebensglück einem undankbaren Bunde geopfert hatte. Ich bin ein armer, einsamer Mann geworden, seitdem ich dich verließ. Komm zurück zu deinem Vater, mein Sohn, und — sage zu ihm — sag zu ihm — Vater, ich vergebe."

„Mach mein Weib lebendig," sagte Henning. „Dann will ichs sagen." — „Höre mich an," entgegnete nach einigem Schweigen der bedrängte Mann. „Sieh, ich bitte dich noch einmal, komm zu mir zurück und sag mir: Ich vergebe dir, Vater!"

„Nein!" sagte Henning hart. „Ich nenne dich nicht Vater, und ich vergebe nicht. Gieb mir mein Weib wieder, dann will ichs zu lernen versuchen. Gott hat mir einen anderen Vater beschert, und ich will zu ihm halten, dich will ich vergessen."

Da lachte Hugo Degenhard kurz und schneidend auf. „Ein schönes Früchtlein des Ketzermeisters," sagte er. „Ihr zwei beide paßt zusammen. Lange freilich soll dieser saubere Bund nicht währen, denn deinen lieben Vater, der mir mein Weib verbrannt hat, will ich noch in dieser Stunde richten. Irre ich nicht, so hat er sich in der Höhle dort verborgen."

„Halt ein," rief Henning. „Zu ihm geht der Weg nur über mich hin." — „Sei es, wenn es sein muß, über dich hin, wenn ich nur zu ihm komme." Degenhard sagte es kurz und gab seinen Begleitern einen Wink. Der entkräftete Novize wand sich in ihren starken Armen und bemühte sich vergebens, sich loszureißen. Hugo Degenhard aber ging auf die Hütte zu. Dort stellte sich ein neues Hindernis entgegen, der Wolf faßte an der Thüre Platz, mit grimmig gesträubten Haaren und ungeheuerlich glühenden Augen hielt er sich wie zum wütenden Ansprung bereit, er heulte so laut auf, daß es selbst durch den heftigen Streit in der Hütte schallte, Radeward öffnete schnell die Thür und kam noch zur rechten Zeit, um einen furchtbaren Kampf zwischen dem starken Tiere und dem trotzigen Manne zu verhindern.

„Ruhig, Waldmann!" sagte er und griff dem Wolf ins zottige Fell. „Ruhig! Mir will niemand etwas zu leide thun. Und ihr dort, tretet zurück, bis ich meinen treuen Beschützer angekettet habe." Mit diesen Worten bückte sich der Alte, schob den gehorsam folgenden Wolf zur Seite und legte ihn fest. Das Tier leckte seine Hand, und er streichelte ihm das Fell. Hinter ihm trat Eylhard in die Thür.

Als der Waldbruder sich wieder aufrichtete, sah er Hugo Degenhards Blicke seltsam fragend auf sich gerichtet. „Du bist Hugo Degenhard, einst Hauptmann der Stadt Rostock und jetzt als Vitalienbruder ihr schlimmster Feind," sagte er ruhig. „Hier ist nichts zu haben für einen Räuber, und für einen rechtschaffenen Seemann sicherlich kein Platz." —

„Und du bist" — — „Bruder Radeward!" lautete die Antwort. — „Und du warst —" Der Waldbruder winkte mit der Hand und sagte: „Was ich war, laß vergessen sein, laß dirs genügen, daß du mich wieder erkannt hast. Bist du im Walde verirrt, so sollst du mir als Gast willkommen sein, ich weiß freilich, daß du den Forst in der letzten Zeit oft durchstreift hast und Mord und Brand in friedliche Dörfer getragen. Mehr als einmal habe ich von der Düne dein Schiff beachtet, wenn es in der Nähe der Küste seine Boote aussetzte. Ich habe große Sorge gehabt, daß deine Rotte einmal über meine lieben Nachbarn hereinbrechen würde. Hast du dorthin die Brandfackel

getragen, dann weiche von hinnen, damit ich dir nicht fluche, der Hugo Degenhard von einst bist du schon lange nicht mehr."

„Sei unbesorgt, Bruder Radeward", lautete die Antwort. „Ich will nichts von dir, nur mit jenem Menschen oder Unmenschen habe ich ein Wörtlein zu reden. Holt ihn und dann laßt uns gehen!" Seine Begleiter sprangen auf Eylhard zu und wollten Hand an ihn legen, aber Radeward trat ruhig dazwischen, er schob die braunen Fäuste beiseite, und die wilden Männer duldeten es. „Mein Gast ist er geworden, sagte der, dem eben noch Eylhard in schwärmerischer Erregung die Verdammung in die tiefste Hölle in Aussicht gestellt hatte, weil er das Buch der Frau Herburg nicht hatte ausliefern wollen. Ich dulde es nicht, daß ihm ein Leids geschieht." Eylhards innere Erregung war noch gestiegen, als er seinen Gegner und dessen Genossen erkannt hatte, jetzt endlich schien ihm die oft erbetene und lang ersehnte Stunde gekommen, in welcher er für seine Ueberzeugung in den Tod gehen durfte, sein ganzes Benehmen zeigte die Zuversicht auf endlichen Sieg, seine Augen richteten sich von der Erde weg, als begehrten sie, wie einst der erste Märtyrer Stephanus, vorweg in den Himmel zu schauen und Jesum zur rechten Hand Gottes. Diese Haltung trieb die Wut des Gegners auf das äußerste.

„Du Schurke," schrie er und sprang vor und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. „Elender, abgefeimter Schurke, der du deine Heuchelei noch bis zu Ende treiben willst. Was starrst du gen Himmel? Wen siehst du dort? Siehst du etwa, wie deine unglücklichen Opfer dich dort vor Gott verklagen? Hörst du die Seufzer über deine Grausamkeit, welche gen Himmel gesandt sind? Wenn sie sich vereinigen, muß es wie Donner des Gerichts für dich sein. Oder witterst du etwa wieder den Geruch von Scheiterhaufen? Antworte mir" — rief er und schüttelte mit seiner Faust den Mann, daß es schien, als würde er die schwachen Gebeine mit einem Ruck auseinanderreißen. „Wie ist es möglich, daß ein Mensch noch leben kann, der mit solcher furchtbaren Blutschuld belastet ist."

Radeward wollte seinem Gaste zu Hülfe kommen, aber die Hand Degenhards warf ihn zur Seite, der Wolf heulte und riß an seiner Kette, der Rabe schrie — wo war der stille Friede des Ortes geblieben?

Ruhig entgegnete Eylhard: „Die Kirche dürstet nicht nach Blut!" — „Aberwitz!" schrie Hugo, „höllische Heuchelei! Das sagst du, das predigen sie von den Kanzeln, wenn ein Scheiterhaufen geschichtet wird! Wenn du nicht gewesen wärst, würde mein Weib noch leben. Geh nach Spanien, wo die Inquisition Hunderte von Scheiterhaufen anzündet, die Pfaffen schüren mit eigener Hand; hier bei uns nimmt die Obrigkeit es als ein trauriges Recht in Anspruch, der Pfaffen Knecht zu sein und das Schüren selbst zu vollziehen. Wag es doch, vor deinem allwissenden Gott diese Lüge zu wiederholen! Wer dürstet denn eigentlich nach dem Blut der Ketzer? Wer hat schuld, daß die Scheiterhaufen rauchen? Nicht die Obrigkeit, sondern der Papst, deine Kirche und du. Du sollst auch die Verantwortung tragen."

Klar und sicher blickte ihn Eylhard an: „Gott mag entscheiden, ob ich sie tragen kann." Heftig riß Hugo Degenhard sein Schwert von der Seite, stieß den abermals herantretenden Waldbruder hinweg und holte aus zu einem Schlage, welcher seinen Gegner vernichten sollte. Dieser breitete seine Arme aus und sah fest dem Todesstreich entgegen. Da war es, als ob eine unsichtbare Hand Hugos Arm hemmte, er senkte ihn langsam nieder und sagte, immer fest die Augen auf Eylhard gerichtet: „Er stirbt, wie er gelebt, fest in seinem Wahne bis zum letzten Augenblick!" Mit kurzem Lachen stieß er sein Schwert in die Scheide zurück. „Ich will nicht sein größter Wohlthäter sein und ihm zu Märtyrerruhm verhelfen, damit er hernach in allen Kirchen als Heiliger ausgeschrieen werde. Mir scheint, als wäre das Leben ihm eine größere Not, als das Sterben. Er mag leben; aber ich will ihn mit zu Schiff nehmen und ihm die lügnerische Zunge ausschneiden, und dann will ich mich zu ihm setzen und will ihm erzählen, wie gut und fromm mein Weib einst gewesen ist und wie von ihr die Sonne ausging auf

mein ganzes Haus; das mag er sich von jenem aberwitzigen Knaben, welcher Vater und Mutter vergessen kann, wiederholen lassen, wenn der ihn begleiten will. Die Zeit wird kommen, wo er ernüchtert wird, da er keine Gelegenheit findet, durch neue Thaten sich aufs neue zu berauschen. Ich will mir nur wünschen, daß ich ihn dann sehen kann, wenn er erwacht! Ha, dann will ich mich für gesättigt erklären. Bindet ihn und nehmt ihn fort, die Zeit eilt, es dunkelt, und wir müssen noch an den Strand! Ruhig, Waldbruder, misch dich nicht darein, du hinderst mich nicht, wie du zu meinem Leidwesen hast merken müssen."

„Ich kann dich nicht hindern mit meinem Arm, sonst würde ichs thun. Für mich würde nur dieses treue Tier kämpfen und nutzlos geopfert werden. Sei still, Waldmann, leg dich und schweig! Mir thut niemand etwas zu leide. Nur ein ruhiges Wort möchte ich noch mit diesem Manne sprechen, wenn er einen Augenblick warten will, dann mag er gehen." Hugo Degenhard nickte. Radeward aber ging in seine Hütte und kam alsbald mit dem Buche auf dem Arme wieder heraus.

„Ich trenne mich mit schwerem Herzen davon, denn was ich vorher ahnte, ist mir durch dasselbe erst klar geworden, und was ich aus innerstem Herzen ersehnte, habe ich in ihm gefunden. Ich habe immer gehofft und gefürchtet, daß noch einmal der rechtmäßige Eigentümer kommen würde und es hinwegnehme, darum habe ich in meinen alten Tagen angefangen zu lernen, so gut ichs konnte." Er reichte das Buch Hugo dar. „Nimm es hin, sagte er, „es ist dein als ein teures Vermächtnis. Vor ihrem seligen Ende hat mir Frau Herburg es für dich überwiesen und dabei gesagt: „Bring meinem Mann, dem Hugo Degenhard, meinen letzten Gruß. Sag ihm, daß er vergeben soll, so gewiß und wahr ich im Angesichte des Todes vergebe. Und sag ihm, daß er soll in dem Buche, welches er mir gegeben hat, das Leben suchen, wie ich es gefunden habe." „Meinen Auftrag konnte ich bisher nicht ausführen, weil du auf weiter Fahrt abwesend warst."

Hugo Degenhard sah ihn an und sah auf das Buch, und als er seine Hand ausreckte, um es zu fassen, da zitterte sie. „Laß uns in deine Hütte gehen, Bruder Radeward," sagte er und eilte voran, denn er konnte seinen Thränen nicht wehren. Drinnen küßte er das Buch, welches er schnell wieder erkannt hatte. Er setzte sich, als wäre er sich plötzlicher Müdigkeit bewußt, auf einen Block und begann zu blättern, als ob er etwas suche. Da war noch die Seite umgebogen, welche Frau Herburg ihm gezeigt hatte, es konnten seine Augen leicht auf die Worte fallen, welche er sich zur Stärkung gesucht und gelesen hatte. „Es war nicht der Bund gemeint, wie ich glaubte. Meine Frau wußte es, aber ich habe ihr nicht Zeit gelassen, es mir zu sagen. Was aber soll es denn sein? — — O erzähle mir, mein Bruder, was du weißt von meinem armen Weibe, verschweig mir nichts."

Und Radeward erzählte.

Diese Zeit benutzte Erpo, um draußen einige Worte mit Henning zu wechseln. „Kennst du mich noch?" sagte er und stieß ihn an. Henning nickte. „Hätte es nicht geglaubt, denn du siehst so überängig aus, als ob du vor lauter Himmeln die Erde nicht mehr sehen könntest. Wie ist es möglich, daß ein Mensch so verwandelt werden kann! Erzähle mir einmal, wie es dir ergangen, seit — — seit wir uns zum letztenmale sahen."

Henning willfahrtete und berichtete ihm kurz von seinen Leiden bis zur Vereinigung mit dem Dominikaner. Erpo konnte trotz seiner tiefen Teilnahme seinen Unmut über den Ausgang nicht verbergen. „Schämst du dich nicht," sagte er, „in solchem Kleid einherzugehen? Schon als Knabe haben wir die faulen Mönche nicht leiden können. Weißt du nicht mehr, wie wir einem, welcher am heißen Sommertage in einem Winkel der Marienkirche schlafend saß, den inneren Rand seiner Kutte unten mit Pech beklebten, und dann wetteten, wer ihn wohl mit einem Steine zuerst an die rote Nase treffen könnte? Du gewannst, und als er hinter dir her lief, da klebte ihm das Pech überall fest an den Beinen, daß er stolperte und fallen mußte. O, wie er schalt, und wie wir lachten!"

Henning schwieg. — Aber Erpo ließ sich nicht so leicht stillen. „Wenn dir der Kaufmannsrock zu enge war, warum fuhrst du nicht in dies Seemannskleid? Pfui doch! Bist mit Warnowwasser getauft und gehst zu den schwarzen Brüdern, um die Augen zu verdrehen und Paternoster zu plärren? Ich sag dir, 's ist ein lustiges Leben unter deinem Vater zur See, da giebts jeden Tag etwas neues, heute jagen wir ein Rostocker Schiff, und morgen plündern wir einen Rostocker Hof, und übermorgen fahren wir mit Frohlocken, alle Segel oben frei, durch einen Sturm, daß man meint, er bläst einem die Haare vom Kopf. Hast du nicht Lust? Schlag ein, ich werb dich an! Bist doch sonst allzeit ein lustiger Junge gewesen, der gerne ein Stück volles Leben doppelt aufeinander legte und kräftig hineinbiß. Wie kommts, daß du nun den Kopf so jämmerlich hängen lässest?" — „Hast du jemals einen Menschen lieb gehabt?" fragte Henning. Verwirrt sah ihn Erpo an, nach etlichem Zögern sagte er: „Ja." — „So recht von ganzem Herzen, daß es dir war, als müßte dir in seiner Nähe der Himmel aufgethan sein?" Erpo errötete unter seinem forschenden Blick, sagte aber kräftig: „Ja!" — „Und hast ihn verloren?" — „Hab ihn nie zu eigen gehabt, glaubs aber doch wohl, daß er für mich verloren ist und einem anderen gehört." — „Verloren nicht bloß für das Diesseits, sondern auch für das Jenseits?" — „Nein, kanns mir auch nicht denken, daß man das sagen kann von einem Menschen, den man ehrlich lieb hat, denn das hält vor bis in alle Ewigkeit." — „Dennoch muß ich es sagen, Erpo, und das ist es, was mich von allen Menschen, die du kennst, unterscheidet. Mein Weib hat sich in ihrem Jammer ins Meer gestürzt, und meine Mutter ist als Ketzerin auf dem Scheiterhaufen gestorben, und ich — ich lebe, ich bin von Gott aufgespart, daß ich es büßen soll, daß ich einst zu lustig gewesen; und nun will ich mein Leben gebrauchen, um es in Gottes Dienst allein zu stellen und nicht zur Rechten und nicht zur Linken zu sehen, sondern nur gute Werke an gute Werke zu reihen; betteln will ich bei allen frommen Vätern, welchen ich begegne, ob sie nicht für das Seelenheil der Meinen Messen lesen wollen, und knieend will ich den Papst anrufen, daß er sie losspricht aus der Verdammnis und sie in den Himmel nimmt."

„Du bist mir ein rechter Mönch, ja, wahrlich ein sauberer Mönch," sagte Erpo entrüstet. „Dreh dich doch einmal rundum, Bruder Pharisäer, daß ich sehen kann, wie eigentlich so ein wunderlicher Heiliger aussieht, der seinen Vater haßt, das Andenken seiner Mutter schmäht und sein getreues Weib verdammt und dabei doch ein Ausbund von Frömmigkeit sein will. Hab sie ja alle gekannt, Bruder Heuchler, aber ich will dir die Versicherung geben, daß sie sich alle drei im Himmel zusammenfinden werden, und du stehst mit deinem Seelsack voll guter Werke draußen und bettelst, ob sie nicht etwas für dich abfallen lassen. — O, pfui über dich! Sagst, du hast sie lieb gehabt und schändest ihren Namen? Hab ja auch dein Weib gekannt und sahe sie noch in jenem fürchterlichen Augenblicke vor mir! Die sich selbst verzweifelnd das Leben nehmen? Geh, geh weg, ich schäme mich, jemals dein Freund gewesen zu sein. Im Schlaf, im Fieberwahn, da könnts gewesen sein, das hat aber Gott allein vor sich zu verantworten. Verzweifeln that die nicht. Ist sie tot — wir beten für sie und freuen uns auf ein Wiedersehen. Punktum! — Und deine Mutter! Wenn jemand bei Lebzeiten ein Engel sein kann, so ist sie es gewesen. Was Ketzerrichter! Was Papst! Wie kann ein Mensch dem anderen seine Seligkeit absprechen und dann selbst in den Himmel wollen! — Geh weg, Bruder Fanatikus, du sollst nicht auf ein ehrlich Schiff kommen, vor dir muß man ja drei Kreuze machen, du riechst mir schon zu sehr nach Scheiterhaufen, wir lieben den Seegeruch. Geh zu deinem Pater Diabolus und lerne das Schmauchen armer Seelen, ihr seid ein Paar, über welches die Teufel alle sich die Hände reiben und lachen, daß sie das zusammengebracht haben."

Er wandte ihm den Rücken und ging zu seinen Genossen, während Henning mit brennender Scham auf den Wangen dastand. Tief fühlte der letztere sich von den Worten des ehrlichen Knechtes getroffen; wie Steine waren alle die Vorwürfe auf sein Herz gefallen, und der Born der Hoffnung konnte nicht mehr unter ihnen hervorrieseln.

Die alte Not erwachte wieder. Seine verwirrten Blicke suchten Eylhard, er erschrak, denn es war ihm plötzlich, als sähe er seine Züge verzerrt und ein fremdes Wesen stände ihm gegenüber. — In der That war auch mit dem Mönche allmählich im Warten eine Veränderung vorgegangen, seine Spannung hatte nachgelassen, und was man gegen seinen geliebten Sohn sagte, hatte ihn selbst aus seiner Sicherheit aufgeschreckt. Ketzerei und Abfall überall — im Walde wie auf der See, in der Stadt wie auf den Dörfern, und Gott verschmähte fortwährend das Opfer des kampfesmüden Mannes. —

Da öffnete sich die Thür und Hugo Degenhard trat mit dem Waldbruder hervor, das Buch in seiner Hand. Sein Auge suchte noch einmal den Sohn, und als es auf dessen Zügen ruhte, war es ihm, als ob er plötzlich die ganze Hülflosigkeit desselben verstehen könnte. Freundlicher als zuvor trat er zu ihm und hielt das Buch erwägend in der Hand. „Komm hier heran, Pater," sagte er zu Eylhard. „Hast du gehört, was Bruder Radeward mir von dem Vermächtnis meiner Frau erzählt hat?" Eylhard nickte stumm.

„So hör mich an. Ich will vergessen, weswegen ich hierher kam, will denken, daß ich hier nur dieses Buch habe finden sollen; du magst frei ausgehen, aber meine Bedingung stelle ich."

„Sag an," sprach Eylhard.

„Hier diesem unmündigen Knaben, welcher noch sehr der sicheren Führung bedarf, will ich dieses Buch geben — halt, lasse die Hand davon, sie würde es verunreinigen, denn an ihr klebt Blut —, diesem Knaben will ich das Buch geben unter der Bedingung, daß es ihm gestattet ist, darin zu lesen nach freiem Belieben, so oft er will. Mir nützt es nichts bei meinem Werk, das ich noch vorhabe."

„Das Buch, das Buch!" sagte Eylhard in neuer Erregung. „Gieb mir das Buch"

„Nein, dir nicht, sondern diesem Knaben als sein Eigentum, und nicht eher, als bis du mir versprichst, daß es von ihm genützt werden darf, wie ich bestimmt habe." Eylhard kämpfte mit sich, er fürchtete die Wirkung des Buches, welche sich ja schon gezeigt hatte, wohin es gelangt war, aber doch glaubte er, daß unter seiner Führung und Anleitung es für seinen folgsamen Schüler alle Gefahren verlieren müßte. Darum sagte er endlich:

„Es sei, wie du willst."

„Hier, nimm es hin, Henning," sagte Hugo Degenhard. „Denke bei dir, daß deine Mutter es dir reicht. Ich vertraue, daß du noch einmal mir gerecht werden wirst. — Wie ganz anders könnte ich mein Werk thun, wenn du wärst wie einst und ich könnte deine Schwester Oda unter deinen Schutz stellen und müßte sie nicht immer gleichsam als Geißel in Rostock wissen."

Da der Vater in mildem Ton ihn anredete, war es dem Sohne gewesen, als könnte er seine Blicke nicht mehr frei zu ihm aufheben, nicht mehr anklagen, wie zuvor; er suchte den Boden und nur mit Mühe konnte seine zitternde Hand das dargebotene Buch fassen. Als Hugo aber von seiner Tochter sprach, fuhr Henning erschreckt zusammen und fragte rasch: „Was sagst du von Oda? Sie ist nicht mehr in Rostock!"

„Was ist das?" rief Hugo. „Welche Teufelei steckt denn dahinter? Nicht mehr in Rostock? Wo soll sie denn sein?"

„Entwichen, sagte man, und zu dir auf die See gegangen."

„Ha, Pater, das ist dein Werk!" schrie Hugo mit schrecklicher Stimme, und mit einem Sprunge faßte er den Magister bei der Brust und schüttelte ihn. „Bekenne es, das ist dein Werk! Wenn du ihr ein Leides gethan hast, dann gilt unser Vertrag nicht."

„Ich that ihr nichts zuleide," lautete die ruhige Antwort.

„Du lügst!" schrie Hugo. „Du stichst die Silben, wie zuvor, da du sagtest, die Kirche dürstet nicht nach Blut. Sprich, weißt du etwas von ihrem Verbleib?"

„Lasse mich los und höre mich dann in Ruhe an," entgegnete Eylhard, „ich rede nicht eher!" Hugo stampfte mit dem Fuße den Grund, aber er ließ ihn los.

„Ich habe oft darnach getrachtet, mit ihr zu reden, weil ich um ihr Seelenheil besorgt war, aber der Bürgermeister Gerwin ließ es nicht zu. Er mag es vor Gott verantworten. Als das Mädchen plötzlich verschwunden war, da war es mir selbst leid, weil ich ihre Spur verlor."

„Weiter, weiter!" drängte Hugo.

„Man sagte, daß du ihr Botschaft geschickt hättest, sie solle zu dir kommen, und daß deine Knechte sie auf die See befördert hätten. Nach etlichen Tagen kam ein Fischer zu uns ins Kloster und begehrte vor mir zu beichten. Was ich damals hörte, kann ich jetzt sagen, da es wahrscheinlich zur Errettung deiner Tochter aus ruchloser Hand helfen kann. Er klagte sich an, daß er zum Betrug geholfen habe, um das Mädchen aus Rostock wegzulocken und auf die See zu bringen. Den Namen des Anstifters wollte er nicht nennen. Hast du dort einen Feind, so suche das Mädchen bei ihm."

„Rambold von Volkenshagen!" rief Hugo und hob die geballte Faust gen Himmel, als suche er dort jemanden, dem er drohen wollte. „Schwör's mir zu, daß das, was du mir sagtest, eitel Wahrheit ist!"

„Ich sprach die Wahrheit," entgegnete Eylhard. — Hugo sah ihn scharf an. Dann wandte er sich zu seinen Genossen.

„Kommt," sagte er, „daß wir den Buben jagen! Leb wohl, Radeward, Dank für deinen Zuspruch. Du Henning, gieb mir deine Hand! So, Vater und Sohn sollen nicht feindlich scheiden. Werde wieder der alte und dann komm zu mir, auf Gothland wirst du immer Nachricht von mir finden. — Thue, was ich dir sagte, und halte das Andenken deiner Mutter in Ehren. — Vorwärts, Männer, es gilt zu zeigen, daß ihr etwas von eurem Hauptmanne haltet! Es wird schnell Nacht, aber den Seemann leiten im Walde auch die Sterne. Nordwärts müssen wir uns halten bis an den Strand und dann an ihm entlang zu unserem Boot." Mit diesen Worten war er hinter den Bäumen verschwunden.

Radeward machte sich daran, um für seine Gäste das Lager herzurichten, aber Eylhard sagte ihm: „Bemühe dich nicht, wir können nicht unter das Dach eines Ketzers gehen. Hier der weite Himmel ist uns der liebere Schutz. Müßte ich nicht fürchten, daß wir verirrten und vor Mattigkeit im Walde umkämen, so würde ich es machen wie jene Männer."

„Du hast deinen Willen," entgegnete Radeward. „Mein geliebtes Buch ist in deiner Gewalt. Kennst du seinen Inhalt?"

„Ich habe es nicht auswendig gelernt, wie du von dir sagst, weil ich eifriger die Erzählungen über fromme Heilige und Märtyrer las," entgegnete Eylhard. Um abermals ein Gespräch zur Bekehrung des Ketzers einzuleiten, setzte er hinzu: „Sag uns, was du über seinen Inhalt weißt."

Radeward sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Ich entsinne mich des Spruches aus dem Munde unseres Heilandes: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden. Und mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen. — Was sagt dazu der Ketzerrichter?"

Eylhard entgegnete: „Ein heiliges Wort, doch bindet es nicht das Gericht der Obrigkeit und sicherlich nicht das Urteil des allerheiligsten Vaters, welcher als Stellvertreter Gottes über solchem Worte steht. Er richtet mit seinem Bannstrahl die Ketzer, um ihnen Anregung zur Buße zu geben und andere Menschen vor der Ansteckung, welche rascher weiterfrißt als die Pest, zu bewahren."

„Ist der Stellvertreter über den Herrn, oder ist der Jünger über den Meister?" fragte Radeward.

„Nein," sagte Eylhard. „Aber was soll mir das?" Unwillkürlich empfand er, daß er, anstatt anzugreifen, selbst angegriffen wurde.

„Der Herr befiehlt, daß man in der Kirche soll das Unkraut unter dem Weizen

wachsen lassen und es nicht vor der Zeit ausjäten; zur Zeit der Ernte will er selbst zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne."

„Jetzt ist die Zeit der Ernte! Durch den Mund des allerheiligsten Vaters befiehlt jetzt der Herr: Sammelt das Unkraut. Wie könnte er wohl sonst seine Boten durch die Welt nach allen Richtungen bis zu ihrem Ende hin senden?"

Abermals sagte Radeward: „Christus sandte Boten vor sich hin, daß sie ihm Herberge auf seiner Wanderschaft durch die Welt bereiteten. Die kamen in einen Flecken der Samariter, also echter Ketzer, und diese wollten nicht die Gnade erkennen, welche durch seine Einkehr ihnen widerfahren sollte. Sie verweigerten seine Aufnahme, so daß der müde Heiland weiter gehen mußte. Was hätte nach deiner Meinung mit den Ketzern geschehen müssen?" — Eylhard schwieg, im unsicheren Gefühl, den Punkt nicht zu kennen, wo ihn sein Gegner treffen wollte. „Seine Jünger Jakobus und Johannes dachten wie der allerheiligste Vater in Rom, sie wollten Feuer herbeiholen, daß man die Ketzer verbrennen sollte. Hörst du mich wohl, Ketzerrichter? — Jesus aber wendete sich zu ihnen und schalt sie unter Tränen und sprach: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Und darnach ging er in einen anderen Flecken! Nun sprich: Hatte der Herr Unrecht oder seine Jünger Johannes und Jakobus."

„Seine Jünger," sagte Eylhard mit gedrückter Stimme. „Und der Papst ist der Nachfolger eines Jüngers des Herrn!" sagte Radeward.

„Der allerheiligste Vater in Rom kann nicht irren," versetzte Eylhard. „Mit vieler Arbeit hat der heilige Geist seine Kirche auf dem Grunde Petri erbaut. Das Werk ist gefährdet durch ruchlose Ketzerei, welche der Teufel dazwischen gebaut hat. Jetzt spricht der Geist zu dem Vater in Rom: Schütze du mein Werk und trage Sorge, daß des Satans Saat nicht weiter Samen tragen kann." — „Wie gering du denkst von unserem Gott. Ist's doch fast so, als wäre der Papst in Rom dein Gott geworden. Sollte Gott den Belial fürchten? Sag mir, warum duldet er ihn, den er durch ein Wort in den Abgrund werfen kann? Warum rottete er den Urketzer nicht längst aus. Noch jetzt geht der Satan umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Da kommt ein Menschenkind daher und sagt: „Du machst deine Sache nicht gut, lieber Gott, ich muß sie besser machen." Und er greift zu und will das Unkraut ausrotten und rauft den Weizen mit aus."

Eylhard wußte im Augenblick nicht, was er sagen sollte. — „Es wäre dir gut, wenn du in dem Buche des Lebens eifrig lesen wolltest, damit du den wahren Gott wieder finden lernst," schloß Radeward. „Ich befehle euch in den Schutz desselben. — Wollt ihr nicht in meiner Hütte wohnen, so mögt ihr ohne Schaden hier unter den Baumzweigen rasten können; die Nacht ist lau, aber ein wenig Heu nehmt dort vom Schober und deckt euch zu, denn die Nebel steigen aus der Wiese auf. Ich will hier bei euch sein, der Wald hat seine Gefahren in der Nacht, besonders für Unerfahrene. Sorget euch nicht, wenn ich meinen Wächter löse. Er ist ein Freund der Menschen. Es kommt recht oft Besuch zu mir aus der Nachbarschaft, und er ist allzeit meiner Gäste treuer Freund. Hierher, Waldmann, lege dich hier zu mir, du treuer Kamerad."

Nach einer kurzen Weile hörten die Mönche ihn seinen Leib und seine Seele unter Gottes Hut befehlen, und dann verrieten seine Atemzüge, daß er fest eingeschlafen war. Auch sie beteten beide mit einander. Henning aber mußte noch lange wachen, und was in seiner Seele vorging, das wußte nur allein derjenige, welcher die Gedanken der Menschen von ferne versteht. Als er endlich eingeschlafen war, legte Eylhard leise seine Hand auf ihn, als wollte er sich versichern, daß er noch da sei und daß er sein sei; und so wachte er die lange Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die neue Militärvorlage.

Von

W. v. B.

Die neue Militärvorlage, durch Vertrauensbruch und mit nicht ganz korrektem Inhalt vorzeitig in die Oeffentlichkeit gelangt, wurde schon lange vor Eröffnung des Reichstages in allen Zeitungen besprochen und von einem großen Teil derselben schlechthin als unannehmbar bezeichnet. Nur ausnahmsweise fand sie Gnade, doch auch dann meist nur unter gewissen Bedingungen. Nachdem der Reichstag längst eröffnet worden ist und Graf Caprivi mit seiner trefflichen Rede der offiziellen Vorlage das Geleite gegeben hat, zeigten schon die ersten Verhandlungen eine wenig günstige Stimmung für Annahme derselben. Viele Patrioten, die in der Ablehnung der Vorlage einen nationalen Notstand erblicken, setzten ihre Hoffnung auf die vertraulichen Verhandlungen in den Kommissionssitzungen. Diese haben Wochen lang gedauert, aber die Aussichten zu einer Verständigung haben sich durch dieselben nicht gebessert. Jetzt scheint sich ja nun eine spontane Bewegung aus dem Volke heraus für die Vorlage geltend machen zu wollen, und vielleicht ist es nicht zu spät, noch einen letzten Versuch zu machen, um die öffentliche Meinung über die Zwecke und Ziele der Vorlage in allgemein verständlicher Weise aufzuklären. Hierzu sollen die nachfolgenden Auseinandersetzungen dienen. Sie entspringen aus einer ehrlichen Ueberzeugung und stützen sich auf eine mehr denn vierzigjährige Erfahrung in der Armee. Der Schreiber dieses glaubt ganz und voll auf dem Boden einer konservativen Weltanschauung zu stehen, kann sich aber trotzdem für die Beibehaltung der gegenwärtigen sogenannten dreijährigen Dienstzeit schlechterdings nicht mehr erwärmen.

Doch nunmehr zur Sache kommend, will ich den Kern der Vorlage zunächst nur kurz berühren. Es handelt sich bei ihr, infolge der fortgesetzten Rüstungen unserer beiden Nachbarn im Osten und Westen, im allgemeinen um eine Vermehrung und innere Stärkung der deutschen Armee. Um dies zu erreichen, sind, unter Festhaltung des bisherigen großen Rahmens, Neuformationen und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei sämtlichen Fußtruppen von der Regierung in Vorschlag gebracht worden. Nur bei der Kavallerie und reitenden Artillerie soll es auch in Zukunft bei der dreijährigen Dienstzeit verbleiben.

Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Armee ist ja ein alter Wunsch der Liberalen und steht schon seit Jahrzehnten im Programm der Fortschrittspartei. Bisher verhielt sich die Regierung stets abwehrend dagegen. Wenn dieselbe jetzt nun freiwillig jenen Wünschen entgegenkommt, so müssen für sie doch durchschlagende Gründe

vorliegen. Auf diese will ich jetzt näher eingehen und hoffe, dadurch den Leser mitten in die Vorlage hineinzuführen.

Es liegen zwei Hauptgründe vor. Zunächst will man dadurch die Armee verjüngen und ferner die Kosten vermindern, welche bei Durchführung der neuen Vorlage bei einer dreijährigen Dienstzeit, selbst in der verstümmelten Weise, wie sie jetzt besteht, unzweifelhaft erwachsen würden.

Was nun zunächst die Verjüngung der Armee anbetrifft — es ist diese Bezeichnung zu einem nicht immer richtig verstandenen Schlagworte geworden — so hat man dabei dreierlei im Auge: man will

1. eine alte Ungerechtigkeit, soweit es eben möglich ist, beseitigen,
2. damit im Zusammenhange will man einer volkswirtschaftlichen Forderung gerecht werden, und endlich
3. die Armee für den Krieg innerlich kräftigen und stärken.

Was nun zunächst die möglichste Beseitigung einer alten Ungerechtigkeit anbetrifft, so ist diese eine Folge der nicht konsequent durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht, wodurch noch jetzt, trotz erheblicher Verstärkung der Armee, jährlich etwa 100 000 diensttaugliche junge Leute in dieselbe nicht eingestellt werden und dementsprechend keine militärische Ausbildung erhalten. Was sind nun die Konsequenzen davon? Bei der Mobilmachung im Jahre 1870 wurden sofort vier sogenannte Reserve-Divisionen neuformiert und deren Infanterie bestand hauptsächlich aus Regimentern, die aus Landwehr-Bataillonen zusammengesetzt waren. Diese Neuformationen fanden gleich in der ersten Zeit des Krieges Verwendung vor dem Feinde. Eine dieser Divisionen, die dritte, gehörte zur Cernierungs-Armee von Metz und wenn sie auch drei Wochen vor der Kapitulation wieder zurückgezogen wurde, so weiß doch jeder, der die Monate vor der lothringischen Festung mit durchlebt und durchkämpft hat, daß sie wohl die schlimmsten des ganzen Krieges waren. Ferner mußten zur Besetzung der Etappenlinien, die beim weiteren Vordringen in Frankreich immer verzweigter und länger wurden, eine große Anzahl von Truppen aufgeboten werden. Nur im Fall der Not und vorübergehend verwandte man hierzu Abteilungen der Feldarmee. Gegen Ende des Krieges standen zu diesem Zweck wohl hundert Landwehr-Bataillone in Frankreich. Man sieht daraus, wie zahlreich die Verwendung der Landwehr schon damals auf dem Kriegsschauplatze war, und daß viele ihrer Bataillone schon in erster Linie zur direkten Verstärkung und Unterstützung der Feldarmee aufgeboten wurden. In einem kommenden Kriege würde es unter gegenwärtigen Verhältnissen wohl kaum anders sein. Es werden im Fall einer Mobilmachung nicht vier, sondern mehr als die dreifache Anzahl von Reserve-Divisionen formiert und diese sind zur sofortigen Verwendung bei der Feldarmee bestimmt. Zur Füllung der Bataillone dieser Reserve-Divisionen reichen aber die im reservepflichtigen Alter stehenden Leute auch nicht annähernd aus, der bei weitem größte Teil der hierzu einzuberufenden Mannschaften wird voraussichtlich aus der Landwehr entnommen werden müssen. Ist es denn nun aber nicht ein schreiendes Unrecht, wenn eine überaus große Anzahl älterer Männer schon beim ersten Kriegsruf ihren Familien genommen und von Haus und Hof gerissen werden, während, wie vorstehend bemerkt, Hunderttausende von dienstfähigen jüngeren Leuten ruhig zu Hause bleiben? Mindestens eine Minderung solchen Unrechts kann, ohne Schädigung des militärischen Interesses, nur erzielt werden durch eine Verjüngung der Armee.

Was nun den zweiten, das volkswirtschaftliche Interesse berührenden Punkt anbetrifft, so steht derselbe in engster Beziehung zu dem vorgerügten Uebelstande. Zur Führung eines Krieges, namentlich dann, wenn es nicht gelingt, ihn in Feindes Land hineinzutragen, bedarf der Staat sehr vielen Geldes, was doch im wesentlichen durch Steuern aufgebracht werden muß. Wenn man nun die älteren Leute, d. h. die Steuerzahler, sofort unter die Waffen ruft, die jüngeren, zumeist noch gar nicht steuerpflichtigen

Leute aber zu Hause läßt, so liegt es ja sofort auf der Hand, wie sehr schon dadurch das volkswirtschaftliche Interesse geschädigt wird. Es gehen jedoch nicht allein die Steuern verloren, es müssen auch noch die Familien der Einberufenen, denn die meisten der Landwehrleute sind verheiratet, vom Staate unterstützt werden. Welche Dimensionen diese Unterstützungen annehmen können, geht aus einer Bemerkung des Grafen Caprivi hervor, die derselbe gelegentlich im Reichstage machte. Danach hatte ein ostpreußisches Landwehr-Regiment, in der Kriegsstärke von 3000 Mann, nicht weniger als 4000 Kinder zu Hause gelassen. Endlich ist auch noch zu erwägen, daß die Witwen und Waisen der vor dem Feinde gebliebenen, oder den Strapazen des Krieges erlegenen Landwehrleute ebenfalls noch für lange Jahre in den Frieden hinein vom Staate unterstützt werden müssen. Welche Zahlen dabei herauskommen können, will ich durch ein Beispiel aus der Geschichte des letzten Krieges konstatieren. Im Verlauf der Schlacht bei Vionville ging das Infanterie-Regiment Nr. 16 nach einem zurückgelegten Marsche von sechs Meilen über Mars-la-Tour auf dem äußersten linken Flügel unserer Stellung — zum Angriff gegen die von den Franzosen besetzten Höhen vor und hatte binnen wenigen Stunden einen Verlust von 49 Offizieren und 1736 Mann. Davon waren tot 27 Offiziere und 526 Mann. Schwerlich wird das Regiment, nach den vorangegangenen aufreibenden Tagen, mit voller Kriegsstärke in den Kampf getreten sein. Hätte nun das vorgedachte Landwehr-Regiment in ähnlicher Lage einen gleichen Verlust erlitten, dann wären mit einem Schlage Hunderte von Frauen zu Witwen, und, nach dem Prozentsatz von 3000 : 4000, etwa 700 Kinder zu Waisen geworden. Dieses eine Beispiel zeigt in recht eklatanter Weise, wie es nicht nur dem volkswirtschaftlichen Interesse, sondern auch den Forderungen der Humanität widerspricht, die Landwehr, namentlich deren älteren Jahrgänge, ohne dringende Not zur Feldarmee einzuberufen.

Ich komme nunmehr zum letzten Punkt, wonach durch eine Verjüngung der Armee man diese selbst innerlich zu stärken gedenkt. Als ich noch ein junger Offizier war, wurde in weiten Kreisen die Doktorfrage besprochen, was für den Krieg besser sei, junge Generale und alte Soldaten, oder umgekehrt, alte Generale und junge Soldaten. Damals fanden sich sehr viel Stimmen für die erstere Alternative. Heute, und nach den Erfahrungen der letzten Kriege, wird schwerlich noch jemand für alte Soldaten schwärmen. Unsere jetzige absolute und vehemente Kriegführung, die in Monaten das erreichen will, wozu man früher Jahre brauchte, bedarf junger Kräfte. Als nun vor kurzem der Verfasser eines Artikels im Militär-Wochenblatte es versuchte, dieser Meinung durch Mitteilung thatsächlicher Vorkommnisse während des letzten Krieges Geltung zu verschaffen, wurde dadurch viel Staub aufgewirbelt. Weite Kreise alter Soldaten sahen darin eine Ehrenkränkung der Landwehr. Solche Absicht hat dem Verfasser jenes Artikels sicher ganz fern gelegen. Was die Landwehr namentlich zur Zeit der Befreiungskämpfe geleistet, das gehört der Geschichte an. Den Ruhm kann ihr niemand nehmen. Treibt doch der herrliche Geist jener Zeit in den Kriegervereinen neue Cypressen und Blüten. Aber, wie es im alten Kirchenliede heißt: „Alles Ding hat seine Zeit!" Ein junger Mann, der die Gefahr nicht liebt, aus dem wird schwerlich ein Held werden. Je älter man wird, desto mehr wägt man, ehe man wagt. Der Führer soll es thun; obgleich in der Schlacht kaum Minuten dazu übrig bleiben, denn er setzt nicht nur seine Person, sondern oft Tausende von Menschenleben dabei ein. Wenn aber erst in den Truppen gewägt wird, dann wird die Tugend zum Verbrechen, das nur durch Pulver und Blei gesühnt werden kann. Daß in gewissen Berufen ältere Leute selbst beim besten Willen das nicht leisten können, wie jüngere Kräfte, läßt sich ja aus dem täglichen Leben erweisen. Ein Feuerwehrmann, der drei Jahre lang seinem beschwerlichen und mit Gefahren verbundenen Geschäfte mit hingebendem Eifer und zur vollen Befriedigung obgelegen hat, ergreift einen anderen Beruf. Er verheiratet sich, wird der Ernährer einer zahlreichen Familie und sein Geschäft bringt es mit sich, daß die sonst so geschmeidigen Glieder steif und ungelenkig werden. Würde nun wohl dieser Mann, wenn man ihn nach Verlauf

von zehn Jahren bei Gelegenheit eines großen Brandes zur Hülfeleistung einberufen, auch nur annähernd dasselbe leisten können, wie die jüngeren Feuerwehrleute mit frischen Kräften und ohne Sorgen für eine Familie? Nun, ich halte es für unmöglich. Das Kriegshandwerk ist auch ein Beruf, der jedenfalls im Kriege nicht nur einer steten Gefahr für Leib und Leben ausgesetzt ist, sondern auch gewisse körperliche und geistige Eigenschaften beansprucht, die mit der Zahl der Jahre, namentlich wenn die stete Uebung fehlt, unweigerlich abnehmen. Daß die Führer, namentlich die höheren, noch mit einem anderen Maße gemessen werden müssen, liegt auf der Hand.

Ich komme nunmehr auf den zweiten Grund, der die Regierung bestimmt hat, auf die zweijährige Dienstzeit bei den sämtlichen Fußtruppen einzugehen. Graf Caprivi hat es schon in seiner bekannten Rede vor dem Reichstage ausgesprochen, daß bei Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit sich die Kosten bei Durchführung der Militärvorlage etwa verdoppeln würden. Daß man bei zweijähriger Dienstzeit ohne erhebliche Mehrkosten eine größere Anzahl Leute ausbilden kann, liegt ja auf der Hand. Ein Bataillon in der Friedensstärke von 600 Köpfen bedarf bei voller Durchführung der dreijährigen Dienstzeit einen jährlichen Ersatz von 200, bei zweijähriger Dienstzeit aber von 300 Rekruten. Im letzteren Falle würden also bei einem Regiment von drei Bataillonen jährlich 300 Mann mehr ausgebildet werden, als bei der dreijährigen Dienstzeit. Ich will diese Berechnung nicht noch weiter fortsetzen, sondern nur kurz bemerken, daß, wenn bei der deutschen Armee — die volle dreijährige Dienstzeit ist bei ihr schon längst nicht mehr vorhanden — die zweijährige Dienstzeit in ähnlicher Weise durchgeführt würde, schon nach Verlauf von zehn Jahren im Fall einer Mobilmachung etwa 500000 Mann mehr zur Verfügung ständen, um die Armee auf den Kriegsfuß zu bringen. Damit wäre ja auch die gewünschte Verjüngung der Armee angebahnt. Träfe man jedoch keine Vorkehrungen, um bei der verkürzten Dienstzeit eine um so intensivere Ausbildung zu ermöglichen und thäte weiter nichts, als jeder Compagnie jährlich statt 50, 75 Rekruten zu überweisen, so käme das ja sehr billig zu stehen. Gegen solche Art und Weise, die Armee zu vermehren, würde selbst Herr Eugen Richter nichts einzuwenden haben. Würde dann aber das deutsche Heer, wenn es auch an Zahl zunähme, bei solcher Dampfausbildung nicht an innerem Gehalt verlieren, nicht minderwertig werden? Ganz unzweifelhaft! Ich habe das selbst erfahren, denn vom Jahre 1837—1852 bestand bei der preußischen Infanterie der Linie die zweijährige Dienstzeit, und im letztgenannten Jahre wurde, namentlich auf Veranlassung des damaligen Prinzen von Preußen, die dreijährige wieder eingeführt. Leider fehlt es mir an Zeit, auf die damals gemachten Erfahrungen näher einzugehen und ich muß mich damit begnügen, die ja bekannte Thatsache hier nochmals festzustellen.

Schon nach meinen persönlich gemachten Erfahrungen ziehe ich prinzipiell die dreijährige Dienstzeit der zweijährigen, ich möchte sagen selbstverständlich vor, denn jeder Handwerksmeister wird mir sicherlich zugeben, daß in drei Jahren die Ausbildung eines Lehrlings gründlicher sein muß, als in zwei Jahren. Dasselbe gilt auch für das Kriegshandwerk, bei dem es sich aber außerdem noch um eine tüchtige militärische Erziehung handelt. Gerade hierauf lege ich den höchsten Wert. Haben wir denn nun aber im deutschen Reiche wirklich noch eine dreijährige Dienstzeit? Bei der Infanterie keinenfalls. Was man so nennt, ist nichts als ein Torso. Während nach Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit jährlich fünf Mann per Compagnie zur Disposition beurlaubt wurden, ist jetzt die Anzahl derselben auf das Siebenfache gestiegen, und die etwa 15 Mann, welche vom dritten Jahrgange der Compagnie noch verbleiben, sind meist nicht geeignet, um bei dieser noch eine besondere Verwendung zu finden. Da die vom 1. April bis zum Beginn des Manövers bei den Compagnien etwa eintretenden Vakanzen durch einzuziehende Dispositionsurlauber gedeckt werden müssen, so können sich die angegebenen Zahlen wohl um etwas ändern, aber in der Hauptsache bleibt es doch dabei, daß wenigstens bei der Infanterie — von den übrigen Fußtruppen fehlen

mir die nötigen Data — von einer dreijährigen Dienstzeit wohl kaum noch die Rede sein kann. Unter diesen Umständen kann man, wie es mir scheinen will, ohne Gefahr, daß die Armee an innerem Wert Einbuße erleidet, die letzten Rudera der dreijährigen Dienstzeit fallen lassen und zur zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen übergehen, falls der Reichstag die von der Regierung gestellten Kompensationsforderungen mindestens im wesentlichen bewilligt. Auf diese Forderungen will ich nunmehr kurz eingehen.

Wenn die Regierung beabsichtigt, in Zukunft von den überschießenden diensttauglichen Heerespflichtigen etwa 70000 Mann jährlich mehr einzustellen, so bedarf es zu deren Ausbildung einer Vermehrung der Cadres und des Ausbildungspersonals. Die verlangte Erhöhung des Standes der Offiziere und Unteroffiziere ist eine ziemlich bedeutende, so daß sich wohl mancher Zweifel regt, ob sich genug Aspiranten hierzu finden werden. Graf Caprivi hat jedoch bereits erklärt, daß es möglich sei, und weitere Erklärungen in den Kommissionssitzungen zugesagt. Was nun die Vermehrung der Cadres anbetrifft, so soll der große Rahmen, in welchen die Armee eingefügt ist, unverändert bleiben, und man beabsichtigt nur, bei jedem Regiment ein neues viertes Bataillon zu formieren. Sollte es sich bewahrheiten, daß dies Bataillon hauptsächlich dazu bestimmt sei, die drei anderen Bataillone zu entlasten und namentlich auch die Ausbildung der Rekruten für dieselben zu übernehmen, so kann ich mich nicht dafür erwärmen. Es ist vom höchsten dienstlichen Interesse, daß der einzustellende Rekrut seine erste Ausbildung und militärische Erziehung bei der Compagnie erhält, welcher er während seiner ganzen Dienstzeit und voraussichtlich auch im Fall eines Krieges angehört. Außerdem lege ich aber den höchsten Wert auf diese vierten Bataillone, insofern sie die Cadres bilden für die im Fall einer Mobilmachung sofort zu formierenden Reserve-Divisionen. Diese bestehen jetzt, vom Divisions-Kommandeur bis zum jüngsten Tambour, nur auf dem Papier. Daß sie zunächst beim Gebrauch vor dem Feinde minderwertiger sein werden, als die schon im Frieden fest zusammengefügten Divisionen der Linie, liegt klar auf der Hand. Wenn von zwei kaufmännischen oder industriellen größeren Geschäften das eine, in der Hauptsache mit demselben Personal, schon seit Jahren besteht, das andere aber, mit einem durchaus neuen Personal vom Direktor bis zum Laufburschen hinab, erst kürzlich gegründet ist, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, welches von beiden Geschäften noch für längere Zeit mit größerem Vorteil arbeiten wird. Will man nun die Reserve-Divisionen nicht beim Beginn des Krieges in die Lage des zweiten Geschäfts bringen, so ist es für deren Kriegsbrauchbarkeit von hohem Wert, wenn die Cadres für deren Bataillone schon im Frieden bestehen. Dadurch gewinnen auch die Linien-Regimenter für den Kriegsfall, denn diese müssen, wie die Verhältnisse jetzt liegen, eine Menge von Offizieren und Unteroffizieren, sobald die Mobilmachung ausgesprochen ist, an die neu zu formierenden Reserve-Regimenter abgeben. Das bedeutet aber für jene eine bedenkliche innere Schwächung, die man, wenn irgend möglich, vermeiden muß. Die von der Regierung beabsichtigte Neubildung einer Anzahl von Schwadronen und Batterien haben einen ähnlichen Zweck wie die vierten Bataillone, d. h. sie sollen für Kavallerie und Artillerie die Cadres zu neuen Kriegsformationen abgeben.

Hiermit glaube ich das Wesentlichste der neuen Militärvorlage erschöpft zu haben, denn es würde zu weit führen und mit dem mir zugemessenen Raum nicht in Einklang stehen, wollte ich noch auf alle Einzelheiten eingehen. Indessen schon aus dem Mitgeteilten geht hervor, daß eine erhebliche Erhöhung des jährlichen Militärbudgets notwendig sein würde. Diese Erhöhung wird auf 60 Millionen geschätzt, wozu dann noch eine einmalige, jene Summe übersteigende Forderung kommt. Solche Mehrkosten müssen natürlich durch Steuern aufgebracht werden, und da in Geldsachen bekanntlich die Gemütlichkeit aufhört, so drängt sich wohl einem jeden, und zwar ganz naturgemäß, zunächst die Frage auf: Sind denn die politischen Verhältnisse derartig gestaltet, daß eine Ver-

mehrung der Armee in solcher Weise schlechterdings notwendig ist? Und auf diese Frage werde ich nunmehr versuchen Antwort zu geben.

Jede unbequeme politische Lage, in die ein Volk gerät, hat ihre Vorgeschichte, die zuweilen auf Jahrhunderte zurückweist. Deutschland, inmitten unseres Kontinents gelegen, bildet sozusagen das Herz Europas. Vielleicht nicht ganz ohne die Schuld solcher Lage, aber doch vor allem infolge der Zerrissenheit, der Schwäche und, vergessen wir nicht, der Wehrlosigkeit des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation war unser Vaterland seit Jahrhunderten der Tummelplatz, das Schlachtfeld für fast alle Völker Europas, die selbst als Verbündete gewohnt waren, hier ihre eigenen Interessen auszufechten. In fast alle die großen Kriege, welche im Verlaufe der vergangenen Jahrhunderte Deutschland verheerten, spielten fremde Interessen hinein. Im vorigen Jahrhundert waren es die Thaten Friedrichs des Großen und seines Heeres, welche den alten furor teutonicus in der Erinnerung der Fremden wieder neu belebten. Das deutsche Reich aber siechte an Marasmus dahin, um endlich im Jahre 1806, nachdem der Rheinbund von Napoleons Gnaden sich von ihm losgerissen und Kaiser Franz die Krone des Reichs niedergelegt hatte, eines unrühmlichen Todes zu sterben. Dann kam der Zusammenbruch Preußens und ganz Deutschland lag nunmehr in den Ketten und Banden des korsischen Eroberers. Wieder war es Preußen, wo zuerst ein neuer gewisser Geist emporwuchs, hier waren die Werkstätten, wo die Herzen gehärtet und die Schwerter geschliffen wurden zum letzten Kampfe auf Leben und Tod. Die Franzen wurden über den Rhein zurückgeworfen und Deutschland ward wieder frei. Aber wiederum waren es ganz wesentlich fremde Einflüsse, welche es nicht zu dem vollen Genusse der wiedergewonnenen Freiheit kommen ließen. Der neue Bundesstaat, wenn er auch einige hundert Vaterländer weniger aufwies, und der thatenlose Bundestag waren nicht geeignet, Deutschland auf eigene Füße zu stellen. Es blieb, wie zur Zeit des alten Reiches, bei der alten Uneinigkeit und Schwäche, wodurch fremden Einflüssen Thor und Thür geöffnet wurden. Gab es doch eine Zeit, wo man in Frankreich mit Sicherheit auf eine neue Auflage des Rheinbundes rechnete. Auch in Bezug auf die Wehrlosigkeit hatte sich wenig geändert. Preußen trug die Rüstung für seine Bundesgenossen. Kurz Deutschland blieb nach wie vor nicht viel mehr als ein geographischer Begriff. Nachdem noch einmal bei dem schmachvollen Vertrag zu Olmütz der Fremde sein entscheidendes Wort in deutsche Angelegenheiten hineingeredet hatte, fanden sich endlich die Männer, welche, das Hoffen und Sehnen der deutschen Volksseele richtig deutend, es unternahmen, den alten Fluch germanischer Uneinigkeit zu tilgen. König Wilhelm und seine Paladine traten auf den Plan. Was bei Königgrätz vorbereitet wurde, vollendete sich bei Sedan. Nachdem den alten Bedrängern Deutschlands, den Franzosen, auf ihre freche Herausforderung eine blutige Zurechtweisung erteilt worden war, verstand das neue Kaiserreich, als ein festes Bollwerk gegen jede Einmischung der Fremden in deutsche Angelegenheiten sich zu schützen. Wenn schon unsere sogenannten guten Freunde an dieser neuen Machtstellung Deutschlands zunächst keine rechte Freude haben konnten, so steigerte sich bei unseren beiden Nachbarn im Westen und im Osten der chauvinistische Neid und Ehrgeiz zu einem Haß, der, namentlich bei den Franzosen, nur in unserer Vernichtung Genüge zu finden scheint. Ich werde nun diese beiden Nachbarn, Frankreich und Rußland, einer kurzen Besprechung unterziehen.

Kein Volk hat im Laufe der Jahrhunderte uns so viel Leid zugefügt, als die Franzosen, und sie galten seit jeher als unsere Erbfeinde. Bei ihrem Nationalfehler, einer krankhaften Eitelkeit, deren Geschwisterkind der Neid ist, konnten sie uns schon den Sieg von Königgrätz nicht verzeihen. Der Ruf „revanche pour Sadowa“ klang mit hinein in die Aufregung, welche der Kriegserklärung von 1870 voranging. Weit entfernt davon, die furchtbaren Niederlagen dieses Krieges als ein Gottesgericht anzusehen, reicht schon die Nennung des Namens Sedan hin, um die Franzosen mit Neid, Haß und Revanchegedanken gegen Deutschland zu erfüllen. Es ist eine große Thorheit, zu

vermeinen, die Franzosen würden heute gegen uns anders gesinnt sein, wenn man ihnen beim Frieden Elsaß-Lothringen gelassen hätte. Dadurch wäre nur ihr Uebermut gewachsen, der verletzten Eitelkeit aber nimmermehr ein Genüge geschehen. Daß man altgermanische Lande, die uns zum Teil mit Hinterlist geraubt worden waren, wieder mit Deutschland vereinigte, war nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit, sondern auch im Interesse der eigenen Selbsterhaltung absolut notwendig. Straßburg und Metz sind zwei mächtige, vorgeschobene Bollwerke, die es den Franzosen ganz wesentlich erschweren werden, über den Rhein vorzudringen und gleich beim Beginn des Krieges das südwestliche Deutschland, Baden und Württemberg zu überschwemmen. Dürfen wir uns denn nun aber dadurch und durch unsere starke Wacht am Rhein gegen einen Einfall unserer gallischen Nachbarn gesichert glauben? Handelte es sich um diese allein — vielleicht! Wir werden aber in die Lage kommen, oder müssen uns jedenfalls darauf einrichten, gleichzeitig den Kampf auf zwei Seiten, nach Westen und nach Osten, aufzunehmen. Gegen einen solchen Riesenkampf, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handeln wird, reicht, trotz unserer Verbündeten, die gegenwärtige Heeresstärke des deutschen Reiches nicht aus. Gewiß thun es die Massen im Kriege nicht allein, aber immerhin bleibt doch die numerische Ueberlegenheit ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß, und wer leichtsinnig darüber hinweggeht, versündigt sich gegen sein Vaterland. Viele verlassen sich auf die moralische Ueberlegenheit der deutschen Truppen, wie sich dieselbe im letzten Kriege unzweifelhaft bewährt hat. Ernst denkende Franzosen haben solche Ueberlegenheit stets ohne Vorbehalt eingeräumt. Wer giebt uns denn aber eine Garantie dafür, daß die französischen Truppen in jener Beziehung auch heute noch minderwertig sind? Das wird sich erst im Kampfe zeigen, und hüten wir uns, den Gegner zu unterschätzen.

Beurteilen wir doch die jetzige französische Armee nicht nach den Mißerfolgen, die sie im Kriege 70/71 erlitten. Wohl kein deutscher Offizier zweifelt daran, daß wir im nächsten Kampfe jenseits des Rheins mit ganz anderen Schwierigkeiten werden zu rechnen haben, als es jemals der Fall war. Vielleicht noch niemals in der Weltgeschichte sind im Verlauf von zwanzig Jahren von einem Volke soviel Opfer gebracht worden, um eine geschlagene und zertrümmerte Armee in ein festgegliedertes Volk in Waffen umzuwandeln. Doch dies nicht allein: die ganze Westfront Frankreichs ist jetzt durch große Waffenplätze und Sperrforts, welche die Linien der Maas und Mosel bewachen, gegen ein schnelles feindliches Vordringen von Deutschland her geschützt. Durch die Verstärkung der deutschen Armee 1882 waren wir der französischen eine Zeit lang überlegen. Die republikanische Regierung, von den beiden Kammern, die niemals eine Forderung für das Kriegsbudget verweigerten, kräftig unterstützt, hat es sich angelegen sein lassen, nicht nur das Gleichgewicht wieder herzustellen, sondern auch die deutsche Heeresstärke weit zu überholen. Deutschland ist nicht mehr die zweitstärkste Militärmacht in Europa.

So lange die jetzige französische Regierung, deren Tage allerdings bereits gezählt zu sein scheinen, noch am Ruder bleibt, wird sie die Gelegenheit zum Kriege schwerlich vom Zaune brechen. Kommen wir aber in einen wüsten Konflikt mit Rußland, dann wird uns Frankreich ganz sicher den Fehdehandschuh zuschleudern. Wir müssen indessen, ganz abgesehen von der Eitelkeit, noch mit anderen Eigentümlichkeiten im Nationalcharakter unserer westlichen Nachbarn rechnen. Rabelais, der bekannte französische Schriftsteller, nannte schon im 16. Jahrhundert seine Landsleute „une race moutonière“. Ein Leithammel im großen Stile, dem die ganze Nation nachsprang, war Napoleon I. In neuerer Zeit spielte diese Rolle mit vielem Geschick, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge Gambetta, und wäre Boulanger statt eines Theaterhelden ein wirklicher Held, der rechte Mann gewesen, dann würde er, von der stets gemachten, sogenannten opinion publique getragen, uns ganz sicher den Krieg gebracht haben.

Gerade in den Zeiten, wenn der unter Frankreichs Boden nie versiegende vulkanische Strom zum Durchbruch kommt, wenn Streit und Leidenschaften sich der Gemüter bemächtigen und die Regierung die Zügel aus den Händen verliert, findet sich ein Retter der Gesellschaft. Versteht er es, das „sacré feu“ auf dem Altar des Vaterlandes auflodern zu lassen, den Chauvinismus zur Siedehitze zu bringen, dann haben wir den Krieg, und ganz Frankreich springt nach. Wer die Geschichte dieses Landes kennt, wird sich nicht wundern, wenn ein Bankrott der gegenwärtigen republikanischen Firma in solcher Weise endet. Seien wir auf unserer Hut!

Ich komme nunmehr zu unserem zweiten Gegner an der deutschen Ostmark. Dort liegen die Verhältnisse anders, als im Westen, denn niemals galten die Russen als der Deutschen Erbfeinde. Die Mißstimmungen zwischen den beiderseitigen Regierungen und Völkern stammen aus neuerer Zeit. Mit Rücksicht auf die fortgesetzten russischen Rüstungen und Truppenansammlungen an unserer Ostgrenze haben wir jedoch auch hier allen Grund, auf unserer Hut zu sein.

Man nennt Rußland so gern und mit einer gewissen Geringschätzung einen Koloß auf thönernen Füßen. Das große Zarenreich gleicht ja in der That einem Kolosse, denn es umfaßt den sechsten Teil der ganzen Erdoberfläche und dürfte wohl heute, allein im europäischen Rußland, annähernd hundert Millionen Einwohner haben. Gewiß steht es in seiner Kultur hinter dem Westen Europas noch zurück, und selbst in den höheren Ständen ist noch vielfach halbasiatische Barbarei unter französischem Lack verborgen. Auch ist zuzugeben, daß nach unseren Begriffen in Rußland noch manches faul erscheint, so namentlich auch, was die Unantastbarkeit des Beamtentums anbetrifft. Bei alledem wäre es eine große Thorheit, wenn man die dortigen Zustände und Verhältnisse nur nach den Empfindungen eines überfeinerten Kulturmenschen beurteilen wollte. Dafür hat sich bei der Masse des russischen Volkes noch eine gewisse Ursprünglichkeit erhalten, und es fehlen hier die Schäden jener überfeinerten Kultur.

Was die Armee anbetrifft, so glaube man nicht, daß die ungünstigen Urteile, welche man noch zur Zeit des letzten türkischen Krieges 1878, auch in militärischen Kreisen über sie fällte, noch heute zutreffend sind. Seit jener Zeit ist in zielbewußter Weise an der Wehrbarmachung des großen Zarenreiches, und zwar nach jeglicher Richtung hin, unablässig gearbeitet worden. Die elementaren Heimsuchungen, welche in den letzten Jahren über Rußland gekommen sind, haben trotz der Hungersnot jene militärischen Arbeiten nicht gestört, ja nicht einmal verzögert. Rußland ist jetzt besser gerüstet, als es dies jemals war. Das brauchte uns ja nicht zu beunruhigen, hätte es nicht seine besten Truppen aus dem Innern des Reiches herangezogen, und wären nicht große Truppenmassen in den westlichen Gouvernements disloziert. Die Grenzen gegen Deutschland und Oesterreich sind in einer Weise besetzt, als müßte Rußland von dorther täglich eines Ueberfalles gewärtig sein, eine Annahme, für welche auch nicht ein leiser Schein der Wahrheit vorliegt. Erst vor kurzem brachten ernst zu nehmende Zeitungen die Nachricht, daß an der Grenze Ostpreußens dieses im engen Bogen von Tauroggen bis Crajewo umfassende Truppenansammlungen stattgefunden hätten, die der Stärke von fünf deutschen Armeekorps entsprächen. Nach derselben Quelle sollten die zahlreichen Besatzungstruppen im Königreich Polen, das etwa 400 Kilometer weit, gleich einer großen Halbinsel, in deutsches und österreichisches Gebiet hineingreift, annähernd schon die Kriegsstärke erreicht haben. Alle diese Vorkehrungen sind doch Anzeichen einer nichts weniger als friedlichen Gesinnung Rußlands gegen uns.

Wollte ich nun eingehend erörtern, wie das Alles so gekommen, so müßte ich in das politische Gebiet hineingreifen und das würde zu weit führen. Somit werde ich mich darauf beschränken, Thatsachen zu konstatieren. Durch ganz Rußland geht schon seit Jahren eine panslavistische, oder wohl richtiger gesagt, panrussische Strömung hindurch. Die Regierung steht unter ihrem Bann, und die Presse fördert sie. Man will eben alles russifizieren, auch das, was dem Menschen heilig ist, Sprache und Religion.

Daraus ist ein Gegensatz gegen alles Fremde erwachsen, der sich, namentlich gegen das Deutschtum, den bisherigen Kulturträger in Rußland bis zur Feindseligkeit gesteigert hat. Daß in jene Strömung auch ein aus Neid geborener Chauvinismus, dem die dominierende Machtstellung des deutschen Reiches ein Dorn im Auge ist, mit hinein spielt, unterliegt keinem Zweifel. Um jedoch Gerechtigkeit zu üben, darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch von unserer Seite, jedenfalls von der Presse, manches geschehen ist, wodurch Oel in das glimmende Feuer gegossen wurde. Wenn eine große Anzahl unserer Zeitungen von politischem und nationalem Haß gegen Rußland geradezu überschäumte und sogar der Kaiser mit in den Schmutz hineingezogen wurde, so war dies nicht geeignet, um die feindselige Stimmung gegen uns zu mildern.

Nun liegt ja in Rußland die Entscheidung über Krieg und Frieden einzig in der Hand des Zaren. Kaiser Alexander III., in altrussischen Traditionen aufgewachsen, erfreut sich des Rufes eines friedliebenden Herrn, mit trefflichen, rein menschlichen Eigenschaften ausgestattet. Daraus ließe sich ja schließen, daß er sicher nicht aus persönlichem Ehrgeiz einen Krieg mit Deutschland heraufbeschwören wird, und ebenso wenig dürfte zu erwarten sein, daß er jemals lediglich den Franzosen zu gefallen, trotz deren Liebeswerben, sich in kriegerische Verwicklungen einlassen wird. Bei alledem sind jedoch die jenseits unserer Ostgrenze anhaltenden Rüstungen nicht geeignet, um uns Friedensgedanken hinzugeben. Auch der Herrscher aller Reußen ist unter Umständen nicht ganz unabhängig von gewissen Volksströmungen. Dafür giebt der letzte Türkenkrieg des Jahres 1878 Zeugnis. Schon im Jahre vorher eilte eine große Anzahl Russen den aufgestandenen Serben zu Hülfe, und ein russischer General stellte sich an die Spitze der von ihm organisierten Armee. Als nun diese von den Türken geschlagen worden war und Serbien in eine sehr kritische Lage kam, da nahmen die sämmtlichen russischen Blätter in der leidenschaftlichsten Weise für die unterlegenen slavischen Brüder Partei. Daraufhin trat auch das offizielle Rußland für sie ein und es kam zum Kriege mit der Türkei. Ob diejenigen recht haben, welche behaupten, die Regierung habe sich von der öffentlichen Meinung drängen lassen, um dann mit einer gewissen Begründung vor den übrigen Großmächten das zu thun, was sie thun wollte, lasse ich dahin gestellt sein. Aehnliches kann sich aber wiederholen. Außerdem giebt es in Rußland gewisse Unterströmungen, die, wenn sie zum Durchbruch kommen, auch den Nachbarn recht gefährlich werden können. Werden wir nicht ein wirkliches Volk in Waffen, dann könnte es sich ereignen, daß aus den Steppen Halbasiens eine neue Art von Hunnennot über uns hereinbräche.

Nun noch einige Worte über unsere Verbündeten, Oesterreich und Italien. Welcher Deutsche freut sich nicht über das Zusammengehen mit befreundeten Völkern, um gemeinschaftlich den Frieden in Europa zu erhalten und sich gegenseitig vor Ueberfall zu sichern. Bei alledem möchte ich vor einer Ueberschätzung dieses Bündnisses, soweit unsere eigene Sicherheit dabei in Frage kommt, warnen. Es würde ja ganz interessant sein, den historischen und politischen Gründen nachzugehen, welche es jenen beiden Staaten nicht möglich machen, mit unseren Rüstungen gleichen Schritt zu halten. Das würde indessen zu weit führen, und so beschränke ich mich darauf, auf die gegenwärtige Finanzlage sowohl Oesterreichs wie Italiens hinzuweisen. Wollte trotzdem unsere Regierung auf die beiden Staaten einen Druck ausüben, so würde das ganz sicher die Bevölkerung derselben tief verstimmen, was keinenfalls unserem Interesse entsprechen könnte. Wenn ich nicht sehr irre, hat es Graf Caprivi in einer seiner Reden ausgesprochen, wie es viel besser sei, wenn unsere Verbündeten sich auf uns verließen, als daß wir uns auf sie verlassen müßten. Bei einem Blick auf die Karte zeigen schon die Grenzverhältnisse Oesterreichs und Italiens, wie zweifelhaft es ist, ob ersteres uns gegen Rußland und letzteres gegen Frankreich direkt unterstützen kann. Wir werden uns also zunächst damit begnügen müssen, daß unsere Verbündeten einen Teil der feindlichen Streitkräfte auf sich ziehen und uns dadurch den Kampf erleichtern. Bei einem Kriege hat jedenfalls das deutsche Reich am meisten zu verlieren, denn bei ihm wird es sich um Sein oder

Nichtsein handeln. Wollen wir ein großes Volk sein, das auf eigenen Füßen steht, dann müssen wir uns auch darauf einrichten, schlimmsten Falls den Kampf gegen unsere Nachbaren im Osten und Westen allein aufzunehmen und mit Ehren durchzuführen. Verzichten wir darauf, dann ist alles Blut in den Kriegen von 1866 und von 1870/71 umsonst geflossen.

Um nunmehr mit Beantwortung der oben gestellten Frage, ob denn unter gegenwärtigen politischen Verhältnissen eine Vermehrung und innere Befestigung der deutschen Armee schlechterdings notwendig sei, zum Schluß zu kommen, werde ich einige Zahlenangaben folgen lassen. Diese werden die bedeutende numerische Ueberlegenheit der Armeen des Zweibundes gegenüber denen des Dreibundes darthun und keinen Zweifel darüber lassen, daß jedenfalls Frankreich für seine Wehrhaftigkeit viel größere Opfer bringt, als sie dem deutschen Volke jemals zugemutet worden sind. Die nachstehenden Angaben sind der vor kurzem erschienenen Broschüre des Majors Keim entnommen. Beziehen sie sich auch nur auf die Friedensformationen, so läßt sich dadurch doch annähernd ein Schluß ziehen auf die Stärkeverhältnisse im Kriege. Beim Ausbruch eines solchen werden wohl überall Neuformationen erfolgen. Derjenige Staat, der hierzu im Frieden schon die nötigen Cadres besitzt und über eine größere Anzahl ausgebildeter Mannschaften verfügt, wird immer im Vorteil sein.

Die Friedensformationen der für Europa verwendbaren Feldtruppen beziffern sich folgendermaßen:

A. Beim Dreibund.

1. Deutschland:	540	Bataillone,	465	Schwadronen,	434	Batterien
2. Oesterreich:	458	„	252	„	241	„
3. Italien:	346	„	144	„	207	„
Summa:	1344	Bataillone,	861	Schwadronen,	882	Batterien.

B. Beim Zweibund.

1. Rußland:	1004	Bataillone,	650	Schwadronen,	443	Batterien*)
2. Frankreich:	610	„	455	„	480	„
Summa:	1614	Bataillone,	1105	Schwadronen,	923	Batterien.

270 Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die Dreibundsmächte zusammen um ~~275~~ Bataillone, 244 Schwadronen und 41 Batterien schwächer sind, als Rußland im Verein mit Frankreich. Dies letztere allein unterhält aber schon im Frieden 70 Bataillone und 46 Batterien mehr, als Deutschland. Schon hieraus ergiebt sich, daß in Frankreich eine erheblich größere Anzahl von Rekruten zur Einstellung gelangen werden. Das ist auch in der That der Fall und infolgedessen bildet es jährlich in runder Summe mindestens 33000 Mann mehr aus, als Deutschland. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, welche Bedeutung eine Ueberlegenheit in der Zahl ausgebildeter Leute für den Fall eines Krieges hat. Erwägt man nun, daß Frankreich 37 und mit Algier rund 41 Millionen, Deutschland aber mehr als 49 Millionen Einwohner hat, so sieht man schon daraus den Unterschied der Leistungen für die Armeen zwischen beiden Staaten. In Deutschland betragen die Militärausgaben 17,8, in Frankreich aber 27,1 % des jährlichen Gesamtbudgets. Frankreich muß übrigens, ganz abgesehen vom Kostenpunkt, bereits an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen sein, denn es wird zu einer weiteren Vermehrung der Armee schließlich die Rekruten nicht mehr aufbringen können, während sich für uns in dieser Beziehung die Verhältnisse von Jahr zu Jahr günstiger gestalten. Bei dem ja bekannten äußerst geringen Ueberschuß von Geburten in Frankreich läßt sich auf Grund der letzten statistischen Notizen leicht berechnen, daß

*) Major Keim giebt nur 408 Batterien an. Da jedoch 106 derselben schon im Frieden 8 Geschütze führen, während bei den übrigen Mächten 6 Geschütze der höchste Friedensetat ist, so habe ich, um ein annähernd richtiges Verhältnis herzustellen, die Zahl der Batterien um 35 vermehrt.

es im Jahre 1900 um noch nicht 400000 Einwohner gewachsen sein wird, während Deutschlands Zuwachs an Einwohnern wohl noch über 6 Millionen hinausgehen dürfte. Wird also die Militärvorlage in der von der Regierung vorgeschlagenen Weise auch nur annähernd angenommen, dann ist Frankreich nicht in der Lage, uns noch einmal zu übertrumpfen, die Regierung müßte denn dem Beispiel des Königs von Dahome folgen und Amazonentruppenteile errichten.

Somit komme ich nunmehr zu dem Schluß, daß alle Abgeordnete, welche die Vorlage der Regierung prinzipiell bekämpfen, eine überaus schwere Verantwortung auf sich nehmen. Auch diejenigen Bedenken, welche sich auf die zweijährige Dienstzeit beziehen, sind, meiner festen Ueberzeugung nach, nicht stichhaltig. Weshalb, darüber habe ich mich bereits ausgesprochen. Mit Bezug hierauf giebt es nur zwei Wahlen: Wir kehren entweder zur vollen dreijährigen Dienstzeit, natürlich mit verstärkter Aushebung, wieder zurück, oder führen die zweijährige mit den vorgeschlagenen Kompensationen ein. Nur auf dem zweiten Wege kann das angestrebte Ziel einer Verjüngung der Armee, wenigstens annähernd, erreicht werden. Es giebt nur einen vernünftigen Grund, der eine Ablehnung der Vorlage entschuldigen könnte. Wären wir ein so armes Volk, daß diese neue Rüstung uns schon vor dem Kriege dem Bankerott aussetzte, dann würden ernste Bedenken vollkommen berechtigt sein. So liegt die Sache aber nicht Bei Erhöhung des Militärbudgets laut Vorlage wird die Mehrbelastung kaum viel mehr als eine Mark pro Kopf der Bevölkerung betragen. Wer darum die Vorlage ablehnt, der kommt mir vor, wie jemand, der nur deshalb sein Haus nicht gegen Feuersgefahr versichert, weil er dann möglicherweise seinen täglichen Biergenuß in der Kneipe um ein Weniges einschränken müßte. Darauf brennt ihm das Haus mit seinem ganzen Inventar ab, und der arme Narr wird sich dann noch ganz andere Einschränkungen gefallen lassen müssen. Jede Ausgabe für die Armee ist weiter nichts, als eine Versicherungsprämie gegen Kriegsgefahr, und zwar für das ganze Volk. Sind die Prämien nicht hoch genug bemessen, dann kann es leicht kommen, daß bei einem großen Brande die Gesellschaft Bankerott macht. Für Erhaltung des Friedens ist kein erschwingliches Opfer zu hoch. Bekommen wir den Krieg, dann ist es die Frage, ob wir ihn wiederum werden in Feindes Gebiet hineintragen können. Haben wir aber den siegreichen Feind im eigenen Lande, dann kann es sich ereignen, daß binnen wenigen Wochen die jahrelangen Ersparnisse am Militärbudget dem Moloch des Krieges geopfert werden müssen. Noch eins möchte ich erwähnen: Die im Frieden für die Armee aufgewendeten Summen bleiben doch im Lande und kommen dem Handel und Wandel desselben zu gute! Und endlich: Ist es denn nicht mindestens ein idealer Gewinn, wenn eine noch größere Anzahl junger Leute, als es seither der Fall war, durch die hohe Schule der Zucht, des Gehorsams und der Selbstbeherrschung hindurchgeht.

Ein hoher Herr äußerte sich nach dem letzten Kriege gegen mich dahin, wie er fürchte, daß unser vieles Glück während desselben dem deutschen Volke nicht zum Segen gereichen werde. Manches — ich erinnere nur an den Gründungsschwindel gleich nach dem Kriege — hat die Richtigkeit jenes Ausspruches bezeugt. Möchten sich doch unsere Abgeordneten zum Reichstage ein Beispiel an den französischen Deputierten nehmen, welche der Regierung niemals Schwierigkeiten bereiten, sobald es sich um eine Stärkung der Armee handelt. Die Franzosen sind allerdings durch Schaden klug geworden! Ich schließe mit den bekannten Dichterworten:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“

Freiherr v. d. Goltz über die Militärvorlage

und den europäischen Frieden.

Freiherr v. d. Goltz hat, obgleich in seinen früheren Ausführungen von der „Allgem. Zeitung" und den „Hamb. Nachrichten" gebührend widerlegt, von neuem in der „Köln. Zeitung" einen Artikel über die Militärvorlage und den europäischen Frieden veröffentlicht, und man muß gestehen, daß er den Moment de faire une belle rentrée ins deutsche Heer wahrzunehmen weiß. Wir sind jedoch der Ansicht, daß bei jahrelangem Aufenthalt in der Fremde der Blick für die politischen und militärischen Verhältnisse der fernen Heimat inmitten einer Welt völlig anderer Interessen nicht geschärft zu werden vermag, sondern, durch die umgebende fremde Atmosphäre unwillkürlich beeinflußt, sich trübt. v. d. Goltz spricht den Gegnern der Militärvorlage das Vorhandensein von Gründen höherer Ordnung und von weiteren Gesichtspunkten ab und nimmt dieselben bescheidenerweise für sich in Anspruch. In diesem Punkte wie in vielen anderen dürfte der kaiserl. ottomanische Generallieutenant jedoch irren. Die Gegner der Militärvorlage haben unseres Erachtens weiter blickende Gesichtspunkte wie ihre Verfechter. Sie wünschen in erster Linie eine Ergänzung der vorhandenen Lücken des jetzigen Friedensheeres und Erhaltung — wenn möglich Erhöhung — seiner Gediegenheit, als der solidesten Basis für die zahlreichen Neuformationen im Kriege; dagegen nicht eine Vermehrung der bereits vorhandenen, wie vom Reichskanzler selbst anerkannt wurde, im Felde kaum lenk- und ernährbaren Massen bei einer Verkürzung der Dienstzeit, welche vielleicht nicht die formelle, jedoch die qualitative Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Heeres in Frage stellt.

Nicht nur bei unseren Nachbarn in Ost und West, auf welche Frhr. v. d. Goltz hinweist, sondern auch bei uns in Deutschland ist die Arbeit für das Heer eine rastlose und im großen Stil gehalten gewesen, und wir erinnern in dieser Beziehung an die starken Heeresvermehrungen der Jahre 1875, 81, 87 und 90, an die Beschaffung dreier verschiedener verbesserter Gewehrsysteme im Zeitraum von noch nicht 2 Dezennien, an die eines in der Einführung begriffenen, völlig neuen Artilleriematerials, an die neuen Reglements und Instruktionen für alle Waffen, an die Ausdehnung der Wehrpflicht für 3 Jahrgänge des Landsturms, an die veränderte Ausrüstung des Heeres 2c. 2c., überhaupt an den sich auf viele Millionen beziffernden Aufwand für das Heer und dessen Verbesserungen seit dem Kriege von 1870.

Die Gegengründe aber gegen die derzeit geplante enorme und auf einmal geforderte Heeresverstärkung werden keineswegs, wie v. d. Goltz wähnt, weit hergeholt, sondern sie

liegen sehr nahe, näher allerdings, wie sie ein reiner Militär von Fach, wie General v. d. Goltz zu empfinden vermag, nämlich außer den bereits erwähnten Momenten in der gedrückten wirtschaftlichen Lage und in der bereits aufs höchste angespannten Steuerkraft des Landes, zu welcher die gewaltige agrarische Bewegung der heutigen Tage die deutlichste Illustration bietet. v. d. Goltz nimmt an, daß „kleinlichste Bedenken gegen die neue Last" vorliegen, und übersieht dabei völlig, daß man in Deutschland, mit alleiniger Ausnahme der socialdemokratischen Partei, allerseits eine Heeresverstärkung, jedoch nur eine allmähliche, der Erhaltung der Gediegenheit des Heeres, der wirtschaftlichen Lage und der notorisch friedlichen Situation angemessene wünscht.

Gerade die Erhaltung der Streitkräfte, nach Ergänzung der vorhandenen Lücken, auf ihrer höchsttauglichen Stufe ist es, welche für die allgemeine Lage Europas auch von den Gegnern der Vorlage als von höchster Bedeutung erkannt wird. Vermindern wir jedoch die Tüchtigkeit unseres Heeres durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit unter in der Praxis völlig unzureichend oder gar nicht erprobten Kompensationen von rein hypothetischem Effekt, so folgen uns die übrigen Dreibundsmächte auf dieser abschüssigen Bahn, und zwar Italien, wie bereits feststeht, bestimmt, Oesterreich-Ungarn höchstwahrscheinlich nach, jedoch wohlgemerkt, diese beiden Staaten voraussichtlich unter, des Kostenpunkts halber, völlig unzureichenden Kompensationen. Die Heere des Dreibundes würden somit offenbar, gegenüber der in Summa alsdann doppelt so langen Dienstzeit der Heere Frankreichs und Rußlands bei der Fahne, in dieser höchst wesentlichen Richtung entwertet werden. Wir bitten die Herren Verfechter der Militärvorlage und General v. d. Goltz, diesen wichtigen Punkt recht scharf ins Auge zu fassen! Die zweijährige Dienstzeit bricht mit aller bewährten Erfahrung und Tradition, sie ist in den letzten fünf Monaten Mode geworden, aber dieser Bruch wird sich zweifellos dereinst bitter rächen. —

General v. d. Goltz weist auf die beiden in bedenklicher Gährung befindlichen Welten, die romanische und die slavische, hin. Wenn nun Deutschland ebenfalls zur Zeit nicht völlig frei von Gährung zu nennen ist, so denken doch weder dort, noch in der romanischen und slavischen Welt, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und die im Besitze der Macht befindlichen Männer im entferntesten daran, einen Weltkrieg zwischen fünf Großmächten zu entzünden und ferner steht der Dreibund als der feste Fels zwischen jenen beiden gährenden Welten, an dem deren etwaiges Ueberfluten, wie man in ihnen sehr wohl fühlt, sehr leicht zerschellen und mit den schwersten Niederlagen enden könnte.

Wir sind der Ansicht, daß ein Grundirrtum der Verteidiger der Militärvorlage gerade darin besteht, daß dieselben jenen gigantischen Krieg sämtlicher Großmächte des alten Kontinents, dem auch England nicht fern bleiben dürfte, d. h. eines Kampfes von 150 gegen 121 Millionen Menschen, wie etwa einen Krieg zur Zeit der Kabinettskriege für mit Leichtigkeit entflammt und unter den Verheerungen und der Zähigkeit der Kämpfe der Völkerwanderung und des dreißigjährigen Krieges geführt denken. Das allerseitige ungeheure Wagnis eines solchen Krieges ist jedoch ein so gewaltiges, die Dynastien wie die wählbaren Regierungsgewalten, die Kaiserreiche wie die Republiken sind bei einem heute verlustreich geführten Kriege derartigen Erschütterungen ausgesetzt — wie mancher Herrscherthron wurde in der neueren Zeit gestürzt —, daß sich die Entfachung eines derartigen Brandes des alten Kontinents denn doch als ein im Verhältnis zu dem etwaigen Gewinn derart thörichtes, unwahrscheinliches und frivoles Spiel kennzeichnet, daß wir zur Ehre der Intelligenz und der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts annehmen dürfen, daß dieser Völkerkrieg uns erspart bleibt.

Was die Auffassung des Autors von der Lage der Dinge in der romanischen Welt, d. h. Frankreichs und Italiens, betrifft, so vermögen wir dieselbe keineswegs zu teilen. Unseres Dafürhaltens ist Frankreich, d. h. die überwiegende und die Macht in Händen habende Mehrheit der französischen Nation, so lebhaft auch ihr Wunsch nach

Wiedererlangung der verlorenen Provinzen und vor allem der alten Vormachtstellung in Europa sein mag, weit entfernt von der Absicht, mit Deutschland allein durch einen höchst ungewissen Krieg die neueste Rechnung auszugleichen, und Rußland ebenso weit entfernt, die Hand zu diesem Risiko pour les beau yeux de la France zu bieten. Frankreich aber steht in unzweifelhaft schärferem Gegensatz der Interessen zu Italien wie zu Deutschland, da Italien im mittelländischen Meer mit ihm konkurriert, und die Okkupation von Tunis durch Frankreich den bleibenden Stein des Anstoßes für die italienischen Mittelmeer-Interessen bildet. Die Schöpfung des neugebildeten Königreichs Italien mit seiner mächtig aufstrebenden jungen Flotte veränderte die aktuellen Machtverhältnisse im Mittelmeerbecken wesentlich zum Nachteile Frankreichs, es erwuchs ihm ein Konkurrent in dieser Region, von welcher Napoleon I. bereits sagte: La méditerranée doit être un lac français. Dieser Gegensatz der Interessen führte Italien zum Dreibunde, und wenn auch zur Zeit sich Gegenströmungen gegen denselben in Italien bemerkbar machen, so liegt doch nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß dieselben in absehbarer Zeit die Oberhand gewinnen, da hierfür jede reale Unterlage fehlt. Frankreich ist überdies infolge seiner republikanischen Regierungsform auf die Dauer mit der Entwicklung — heute der Entwirrung — seiner inneren Angelegenheiten beschäftigt, und gerade aus diesem Grunde wurde bekanntlich seiner Zeit die republikanische Regierungsform von dem Altmeister der deutschen Politik, dem Fürsten Bismarck, für Frankreich bevorzugt.

Wenn das käufliche Rom, welches Jugurtha kennen lernte, auf welches v. d. Goltz hinweist, noch unerhörten Erfolgen entgegen ging und zur Weltherrschaft gelangte, so besaß dasselbe in jener Zeit eine derartige Ueberlegenheit der staatlichen und kriegerischen Organisation über seine Nachbarreiche, wie dieselbe heute nicht im mindesten auf seiten Frankreichs vorhanden ist. Von den Folgen des Panama-Skandals aber eine heilsame moralische Reaktion und eine innere Kräftigung des Volkes zu erwarten, wie dies seitens Generals v. d. Goltz geschieht, scheint uns denn doch bei der notorisch durch diesen Skandal dokumentierten allgemeinen Fäulnis der regierenden Kreise Frankreichs eine mehr wie fromme Hoffnung.

Was Rußland betrifft, von welchem der Autor noch immer den Drang annimmt, „dem faulen Westen durch die slavische Ueberschwemmung neues Leben einzuhauchen“, und daß sich dasselbe durch vorübergehende Not einzelner Bezirke nicht in der Verfolgung seiner großen Ziele aufhalten lassen werde, so weisen diese Ziele jedoch, wie vor aller Welt offen daliegt, keineswegs nach Westen, nach Deutschland, sondern nach Süden und Osten, nach dem Besitz von Konstantinopel und der Meerengen, sowie Gebietserweiterungen in Centralasien hin. Mögen auch russische Blätter auf den Raum zwischen Weichsel und Rhein, als den Schauplatz der Lösung aller auf dem Schachbrett stehenden Fragen, hinweisen, so wissen wir doch heute genau, daß ein Vorstoß Rußlands nach Konstantinopel für Deutschland und den Dreibund kein casus belli ist. An der Verfolgung seiner Ziele im Süden oder Osten hindern wir daher Rußland, so lange dasselbe bei diesem Vorstoß nicht Oesterreich-Ungarn angreift, nicht.

Gestützt auf den Dreibund, kann Deutschland daher dem Anwachsen der Reserve-Cadres und Reserveformationen Frankreichs bezw. Rußlands noch eine geraume Zeit ruhig zusehen und, sich inzwischen nach der wirtschaftlichen Decke streckend, mit der Ergänzung der Lücken seines Heeres begnügen. Die Situation der Dreibundsheere bietet, wir berufen uns dabei auf die Autorität Moltkes, nicht diejenige des Grafen Caprivi, die nicht wegzuleugnenden Vorteile der inneren Linie, d. h. die Unterstützung der Streitkräfte Deutschlands durch diejenigen Italiens auf der Westfront auf ein und demselben Kriegsschauplatz, und ebenso diejenige Deutschlands auf der Ostfront durch Oesterreich-Ungarn. Sie bietet ferner insofern den wichtigen Vorteil der inneren Linie, daß wir, wie Graf Caprivi in Uebereinstimmung mit Moltke annimmt, uns bei einem Kriege mit zwei

Fronten, im Westen gestützt auf die starke Rheinbarriere und deren Festungen, defensiv verhalten können, und im Osten mit den Hauptkräften offensiv gegen Rußland aufzutreten vermögen, um dort die Entscheidung herbeizuführen, welche entweder den Frieden herbeiführen oder bei einem nachhaltigen günstigen Resultat uns die dort frei werdenden Kräfte alsdann auf der Westfront zu verwenden gestatten würde.

So lange Frankreich und Rußland ihre Friedensarmeecorps und Divisionen, denen diejenigen des Dreibundes um 7 resp. 9 an Zahl überlegen sind, nicht beträchtlich vermehren, und so lange der Dreibund besteht, haben wir von der Mehrzahl der Reserve-Cadres und Truppen jener beiden Mächte nichts zu fürchten. Vermochte doch Rußland im letzten russisch-türkischen Kriege mit der 80 Millionen Einwohner weniger zählenden Türkei kaum fertig zu werden, und befindet sich dasselbe heute ungeachtet seiner umfassenden Heeresorganisation und Verbesserung nicht nur gegenüber einer, wie es scheint, völlig verfehlten Fabrikation eines neuen zeitgemäßen Gewehrs, sondern überdies in bedeutenden finanziellen und wirtschaftlichen Verlegenheiten. Es besitzt weder die erforderliche gute Infanteriewaffe, noch Geld zum Kriegführen, noch Eisenbahnen, um den Krieg gegen Deutschland offensiv führen zu können. Im Gefühl seiner militärischen Schwäche Deutschland gegenüber verschanzt es sich am Niemen, Weichsel, Bug und Narew und in Volhynien. Es dürfte bei einem Kriege mit Deutschland die unlängst schwer von ihm geschädigte Türkei sofort auf den Fersen haben, und unseres Erachtens muß das Ziel der deutschen Politik dahin gehen, uns die Allianz der Pforte für diesen Fall bestimmt zu sichern. Erreichen wir dies, so können wir die Durchführung der Militärvorlage noch getroster wie heute entbehren.

Diese berührten Verhältnisse Rußlands und Frankreichs dürften die unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Thatendrang beider Mächte zu einem Angriff auf die stärkste Militärmacht der Welt, wie dieselbe durch Deutschland und den Dreibund repräsentiert wird, welche v. d. Goltz als die Konsequenz der numerischen Ueberlegenheit der Heere beider Mächte über diejenigen ihrer Nachbarn annimmt, unseres Dafürhaltens wesentlich und zum überwiegenden Teil auf lange Zeit hinaus mäßigen und Deutschland jedenfalls die Zeit gewähren, mit seiner Heeresverstärkung, ähnlich wie Oesterreich-Ungarn, dem die russische Gefahr weit näher liegt, allmählich und seiner wirtschaftlichen Lage entsprechend, vorzugehen.

Wenn v. d. Goltz ferner völlig willkürlich sogar eine Reihe von Kriegen prognostiziert, so weisen wir unsererseits einmal auf die Interessengegensätze, welche gegenüber Rußland nicht nur bei den Dreibundsmächten, sondern auch bei der Türkei, Rumänien, Bulgarien, England und selbst Schweden, gegenüber Frankreich bei Italien, England und Spanien, bei letzterem hinsichtlich der französischen Aspirationen auf marokkanische Gebietsteile bestehen, hin; Interessen-Gegensätze, welche bei einem Kriege Rußlands und Frankreichs gegen den Dreibund nicht nur eine entscheidende numerische Ueberzahl der Landstreitkräfte, sondern auch diejenige der Kriegsflotten höchst wahrscheinlich auf Seiten des Dreibundes stellen werden. Wir weisen ferner darauf hin, daß die heutige Zeit im Zeichen des Verkehrs steht, und daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung aller Länder nicht, wie die Militärs von Fach, an Krieg denkt und auf Krieg sinnt, sondern aufs dringendste die Erhaltung des Friedens wünscht, da die enormen Opfer an Menschen und sonstigen nationalen Werten bei den letzten Kriegen überall einen großen und nachhaltigen Eindruck hervorriefen.

Wir geben jedoch zu, daß von der Stärke Deutschlands mehr wie von vielem Anderen der Friede Europas abhängt, sind aber der Meinung, daß Deutschland mit dem Dreibunde, sowie auch in Anbetracht der dargelegten anderweitigen, demselben günstigen Konstellation vollkommen in der Lage ist, den Frieden aufrecht zu erhalten. Dem persönlichen Eindruck, welchen General v. d. Goltz am Bosporus mit Bezug auf das neuerdings erhöhte Ansehen Frankreichs bei der Pforte empfing, sowie den bildlichen

Darstellungen eines türkischen Almanachs vermögen wir, im Hinblick auf die faktisch bestehende politische Gesamtlage, keinen Wert beizumessen. Nur ein in sicherer Aussicht stehendes Ausscheiden Italiens aus dem Dreibunde, welches jedoch den Aeußerungen seines leitenden Ministers zufolge auch nach Ablauf des noch 4 Jahre währenden Bündnisvertrages in keiner Weise zu erwarten ist, sowie das notorisch erwiesene etwaige Eintreten kriegerischer Aspirationen bei dem Zaren vermöchte die geplante abermalige außerordentliche, auf einmal durchzuführende Heeresverstärkung zu rechtfertigen. Wir sind, wie bereits bemerkt, für eine Heeresverstärkung, jedoch für eine allmähliche, unter Beibehaltung des bisherigen bewährten Verfahrens ohne Experimente und unter Schonung des Landes. Würde die Regierung diesen Weg, der nicht die mindeste Gefahr, sondern nur Vorteile in jeder Richtung für sie bietet, noch heute betreten, so würde sie sich anstatt der Antipathien mit einem Schlage die Sympathien des ganzen Landes sichern, deren sie in Anbetracht der zahlreichen Fehler, die gemacht wurden, sehr bedarf. Deutschland aber kann, und möge es, worauf General v. d. Goltz hinzuzielen scheint, seine Wehrkraft bis zum letzten Mann entwickeln, dem ganzen Kontinent nicht den Frieden gebieten. Es bedarf dazu starker Bündnisse; zu diesem Zwecke jedoch wurden dieselben geschlossen. Bündnisse ersetzen eben den Mangel einer eigenen überlegenen Macht. An dieser durch die Geschichte hundertfältig bestätigten Thatsache vermag der von General v. d. Goltz angeführte Umstand, daß Bündnisse gesprengt werden können, nichts zu ändern. Wir wiederholen daher, Deutschlands Wehrmacht ist zu verstärken, allein die Gesamtlage ist, wie der Reichskanzler selbst ausdrücklich betonte, keine beunruhigend irgendwie bedrohliche, wir können uns daher dieser Sachlage entsprechend Zeit zu dieser Verstärkung nehmen, wie dies seitens unserer eher bedrohten Alliierten im Dreibunde, von denen der eine sogar in mehrfachen Beziehungen Heeresreduktion eintreten ließ, geschieht.

Es gab eine Zeit, wo man in England die Machtstellung dieses Landes für bedroht hielt, wenn seine Flotte nicht allen übrigen Flotten Europas zusammengenommen gewachsen sei. In einem ähnlichen, wenn auch selbstverständlich nicht derart extremen Sinne scheinen beinahe die Pläne v. d. Goltzs und anderer Militärs für Deutschlands Heeresmacht abzuzielen. Die Machtstellung des Dreibundes im Verein mit den voraussichtlich für ihn eintretenden, mindestens in wohlwollender Neutralität verharrenden Mächten, die sich nicht etwa ausschließlich in der Anzahl der vorhandenen Bataillone und Batterien, sondern in dem ungeheuren Risiko der Entzündung eines Völkerkrieges gegen die verbündeten Centralmächte Europas ausspricht, und das diplomatische und finanzielle Gewicht der bei diesem Kriege zur Verwendung gelangenden vereinigten Kräfte dreier Großmächte wird von den Militärs nicht genügend gewürdigt, sie lassen sich von der Zahl der Truppen über die Maßen impressionieren und unterschätzen dabei die Bedeutung der übrigen in Betracht kommenden Verhältnisse.

Von hoher Stelle wurde mit Bezug auf diese vor einiger Zeit das sehr richtige Wort ausgesprochen: „Die heutige Welt steht im Zeitalter des Verkehrs"; und, fügen wir hinzu, niemand außer den erhitzten Gemütern einiger Generale denkt an Völkerkriege. Wenn der in diesem Sinne in letzter Zeit von vielen Seiten ertönte Ruf „die Waffen nieder" und der vorjährige internationale Friedenskongreß auch bis jetzt keine praktischen Resultate aufzuweisen vermochten, so bilden beide Erscheinungen doch beachtenswerte unverkennbare Symptome der in weiten Kreisen herrschenden, den Frieden erheischenden Stimmung, deren Einfluß die etwa den Krieg wünschende verschwindend kleine Minorität sich auf die Dauer nicht zu entziehen vermag. Diese Zeichen der Zeit aber mögen sich diejenigen, welche die Kriegsrüstungen bis zum letzten Rekruten und zum letzten Thaler der produzierenden und zugleich persönlich die Hauptlast der Rüstungen tragenden Klassen der Bevölkerung gesteigert sehen wollen, recht vergegenwärtigen, um die Regierung nicht aus einer notorisch bereits vorhandenen in eine dauernde allgemeine Unpopularität hineinzutreiben, die nur zu ihrer Schwächung und derjenigen der Machtstellung des Reiches führen kann.

Wenn jedoch ungeachtet der Notlage des wesentlichsten Teils jener Klassen, der Landwirtschaft, die Regierung, von der zu unablässigen Kriegsrüstungen antreibenden Minorität verleitet, ihre Abhülfe für jene Notlage vornehmlich unter der Bedingung, daß die neuen Militärforderungen von den Landwirten unterstützt werden, in Aussicht stellt, so werden die letzteren gut thun, zuvor positive Zugeständnisse abzuwarten und im übrigen des Point d'argent, point de Suisses! eingedenk zu bleiben. —

v. d. Goltz schließt seinen Artikel mit dem offenbar auf den nicht selbständig urteilenden Steuerzahler berechneten Schlagworte: „Die Annahme der Militärvorlage ist der europäische Friede." Wir erwidern darauf: Glaubt der General etwa, daß Kaiser Wilhelm I. und seine Räte die derzeitige Vorlage mit der zweijährigen Dienstzeit zur Einführung hätten gelangen lassen, und daß wir, wenn der große Kaiser noch lebte, ohne die Vorlage den Krieg gehabt und in demselben geschlagen worden wären?!

Uns erscheint die Lage derart, daß der Dreibund den Frieden genügend sichert, und daß unsere Bestrebungen vornehmlich auf seine Verlängerung und womöglich die Gewinnung neuer Allianzen gerichtet sein müssen. Eine der friedlichen Lage angemessene allmähliche Verstärkung des Heeres ist erwünscht und geboten; allein ein Staat muß einmal den Anfang damit machen, den unausgesetzten abnormen Rüstungen ein Ziel zu setzen.

Panama-Briefe.

Von

E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

III.

Der zweite Panama-Prozeß und die Politik.

Der zweite Panama-Prozeß, der gegen die Direktoren der Panama-Gesellschaft als Bestecher und gegen eine Anzahl Abgeordnete und zwei gewesene Minister (Baïhaut und Proust) als Bestochene gerichtet war, hat mit der Verurteilung der ersteren zu vergleichsweise milden Strafen (Ch. v. Lesseps 1 Jahr Gefängnis) und der Freisprechung der meisten Parlamentarier geendet. Am schlimmsten ist der Exminister Baïhaut weggekommen; aber weshalb? Weil er es für „praktisch" gehalten hatte, sich an das Mitleid der Geschworenen zu wenden. Davon konnten diese aber keinen Gebrauch machen. Was ihnen nach Lage der Dinge unerläßlich erschien, war ein halbwegs „anständiger" Vorwand. Diesen Vorwand entdeckten sie in der hartnäckigen Ableugnung der meisten Angeklagten, welche dabei blieben, daß die „Trinkgelder", die sie von der Panamagesellschaft durch Reinachs Vermittlung empfangen, eigentlich gar keine „Trinkgelder" seien, sondern mit anderen Geschäften zusammenhingen. Das reichte für das Gewissen der Geschworenen, die nach ihrer „Ueberzeugung" urteilen müssen, aus. Wo sollte die „Ueberzeugung" herkommen, daß die „Trinkgelder" in der That „Trinkgelder" seien, wenn kein offenes Geständnis vorlag, wie bei Baïhaut? Den konnten sie nicht loslassen, gerade weil sie die anderen so gern loslassen wollten. Sie erklärten ihn also feierlich für schuldig, den „Rest" aber gaben sie ihren Familien „hocherfreut" zurück. Jawohl „hocherfreut". — Die Pariser Geschworenen — und das eben ist das bezeichnendste an dem Vorgange — denken über „Trinkgelder" äußerst „milde". Ein jeder sagt sich selbst, unter Umständen wohl auch Anderen, daß er, wenn Ch. v. Lesseps ihm durch Reinach so und so viele Tausende hätte anbieten lassen, es ganz ebenso gemacht haben würde, wie die Herren, die als Angeklagte vor ihm saßen. Da empfiehlt sich Nachsicht um so mehr, als man ja gar nicht wissen kann, was die Zukunft bringt. Eine Hand wäscht die andere. Bildet sich diese Art von „Moral" erst zu festen Formen aus, wie sie in dem zweiten Panama-Prozeß ihre ersten schüchternen Schritte ins Leben gethan, so hört die Gefahr des „Trinkgelder"nehmens auf, das in Frankreich übrigens zu den alten Gepflogenheiten zählt, und das Dasein kann sich viel „gemütlicher" gestalten.

Diese Erwägungen können in der That weit führen, und so manches spricht schon jetzt dafür, daß sie es thun werden. Die sog. öffentliche Meinung hat sich mit dem Urteil des zweiten Panama-Prozesses viel rascher „ausgesöhnt", als mit dem des ersten.

Alle Welt, nicht nur die Geschworenen, hat eben, wie man in Süddeutschland sagt, „Dreck am Stecken", und freut sich, daß man ihn haben kann, ohne allzu große Gefahr zu laufen. Besonders aber die „Macher" der öffentlichen Meinung, die Zeitungen, atmen erleichtert auf. Kaum eine ist darunter, die nicht mit im Sumpfe steckte. Da sehen wir namentlich den trefflichen Hebrard vom „Temps", dem eine wahre Riesenbeteiligung „nachgewiesen" worden ist, ohne daß man ihn freilich in Anklagezustand versetzt hätte, und der nun obendrein noch als fleckenloser „Biedermann" erscheint! Drumonts „Libre Parole" hatte einen Brief von ihm abgedruckt, in welchem er dem Liquidator der Panamagesellschaft anzeigt, daß er ihm eine Summe von fast 1½ Millionen Francs zur Verfügung stelle, weil er von diesem „verfluchten Gelde" (de cet argent maudit) nichts wissen wolle. Hinterdrein stellt sich aber heraus, daß dieser Brief erfunden ist. Der Liquidator hat von Hebrard weder eine Zeile, noch einen Franken erhalten. Die gesamte liberale Presse schweigt das tot, und so bleibt die Meinung bestehen, daß der Leiter des „Temps" einen Beweis großartiger Uneigennützigkeit gegeben habe, und alle Welt ist gerührt, während der alte Gauner sich vergnügt die Hände reiben darf. Das nennt man „Mache"! Die „Mache" ist aber um so geschickter gewesen, als es gerade die „Liberale Parole" sein muß, die auf den „Humbug" „hineingefallen" ist. In einem anderen Blatte würde die Erzählung keinen rechten Glauben gefunden haben; wenn aber Drumont sie bringt — wer könnte da noch zweifeln?!

Dieses eine Beispiel spricht ganze Bände. Alles ist hier bis ins Mark hinein verlogen und verfault, was übrig bleibt, ist nur die Form. Aber freilich, das bedeutet viel. Das byzantinische Reich hat unter ähnlichen Verhältnissen ein Jahrtausend überdauert. Auch dort hat von Anfang an eine schaudererregende Verderbnis geherrscht, und doch wußte sich das Ganze zu erhalten, indem es jenes überlegene Geschick der Form entwickelte, welches der naiven Barbarei oder selbst der naiven Ehrlichkeit gegenüber lange siegreich bleibt, weil es sein wahres Wesen zu verbergen weiß oder weil es sich an die Selbstsucht zu wenden versteht, die überall ihren Winkel hat und, wenn man sie in der richtigen Weise behandelt, auch da leicht im stillen die Oberhand gewinnt, wo man das öffentliche Bekenntnis zu ihr scheut. So besteht auch in Frankreich schon eine starke Strömung, die mit Rücksicht auf die Schädigung der materiellen Interessen, welche die Fortdauer der „Enthüllungen" in Aussicht stellt, dahin drängt, ein Auge zuzudrücken und die Nichtswürdigkeit laufen zu lassen. Erst kürzlich, gleich nach Beendigung des zweiten Panama-Prozesses, sind mehrere Ersatzwahlen in der Provinz „republikanisch" ausgefallen, d. h. zu Gunsten eben des „Systems", das seit Monaten am Pranger steht und sich „moralisch" auspeitschen lassen muß, ohne daß man amtlich einzuschreiten wagte. Die Kammern haben ein neues Preßgesetz gemacht, welches der „Verleumdung" gegenüber verschärfte Bestimmungen enthält. Die Regierung scheint aber nicht den Mut zu haben, der dazu gehört, um diese Bestimmungen nun auch praktisch anzuwenden. Die Beschimpfungen dauern fort; es giebt keine Person in Frankreich, die vor ihnen sicher wäre. Man läßt eben alles über sich ergehen, weil man ein schlechtes Gewissen hat und in ewiger Angst vor neuen „Enthüllungen" lebt, die am Ende doch zum Zusammenbruche des Ganzen führen könnten. Gegen den Präsidenten Carnot ist bis jetzt zwar noch nichts Unwiderlegliches vorgebracht worden; die dunkelsten Gerüchte bespülen aber seit Monaten die Treppenstufen des Elyséepalastes, und von einem Tage zum andern kann die Bombe platzen, die den Ruf auch dieses „Ehrenmannes" zerstört. An das Aergste braucht man dabei nicht einmal zu denken. Es würde schon genügen, wenn nachgewiesen werden könnte, daß der Präsident von dem Treiben der Panama-Leute Kenntnis gehabt, ohne dagegen rechtzeitig vorzugehen. Daß er allein als Privatmann nicht gewußt haben sollte, was in ganz Paris als öffentliches Geheimnis galt, nimmt schwerlich jemand an; nur darum handelt es sich deshalb, ob ihm amtlich Mitteilung davon gemacht worden ist, daß seine Minister sich mit den Panama-Leuten auf ungehörige Geschäfte eingelassen hätten, und das, wie gesagt, steht bis jetzt nicht fest.

Cornelius Herz und Arton, vermutet man, würden auch über diesen Punkt Auskunft geben können; aber die Machthaber scheinen nicht „neugierig“ zu sein. Cornelius Herz gilt als „todkranker“ Mann, der als solcher nicht nach Paris gebracht werden darf, — und Arton ist — eben nicht zu „finden“, obwohl es Leute genug giebt, die ihn nicht nur in Wien, sondern auch in Paris gesehen haben wollen. Unter vier Augen lacht alle Welt, aber die Regierung behauptet ihr „grand serieux“, und die Kammermehrheit thut, als ob sie ihr glaubte. So lange diese Mehrheit da ist, werden weder C. Herz, noch Arton „zur Strecke gebracht“ werden können. Man fürchtet die beiden Juden ärger als den „Bösen“ und ist froh, daß der dritte, Reinach, nicht mehr da ist, um zu „schwatzen“. Unter einander haben sich Herz und Reinach zwar als „Todfeinde“ gehaßt, der „blauen Republik“ und ihrem Rufe sind sie bei alledem aber doch so verderblich geworden, als ob sie „ein Herz und eine Seele“ gewesen wären.

Darin spricht sich die furchtbare „Solidarität der Sünde“ erschütternd aus; auch die Beziehungen des Judentums nach innen und nach außen aber spiegeln sich darin. Man irrt eben sehr, wenn man glaubt, daß die Juden hinter den Coulissen, d. h. da, wo sie unter sich sind, den Zusammenhalt zeigten, den sie der nicht jüdischen Außenwelt gegenüber meist behaupten. Im Innern zerfleischen sie sich vielmehr mit einer Wut, von der das wahrhaft satanische Verhalten des Juden Herz gegen den Juden Reinach ein typisches Beispiel ist. Herz hat Reinach im strengsten Sinne des Wortes durch sein unbarmherziges Erpressungssystem in den Tod getrieben, das steht aktenmäßig fest und geht aus den Original-Telegrammen und Briefen hervor, die sich in Reinachs Nachlasse vorgefunden haben.

Auch das Thun eines vierten Juden verdient hier erwähnt zu werden, der beim Panamaskandal viel genannt worden ist, wenn er gleich nicht an erster Stelle steht. Der große „Babylonier“ Eiffel, der wegen unerhörten „Vertrauensbruches“ zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war, hat das Weite gesucht; seine Millionen werden wohl mitgegangen sein. Denn noch ist das Gesetz nicht in Kraft getreten, welches die Unternehmer der Panama-Gesellschaft zum Schadenersatz verpflichtet.

Dem „Unternehmer“ Eiffel nun ist nachgewiesen worden, daß er etwa 33 Millionen mehr „verdient“ hat, als ihm zugekommen wäre. Er würde sich also bei längerem Verweilen auf dem Boden der Republik zu der unangenehmen Aufgabe haben verstehen müssen, die man im Französischen als „rendre gorge“ bezeichnet. Das wollte er lieber nicht, und so schlich er leise fort, wahrscheinlich mit Vorwissen derer, die ihn hätten halten können, aber wieder ihre Gründe haben mochten, das nicht zu thun. Ohnehin ist Eiffel von Anfang an mit einer Liebenswürdigkeit behandelt worden, deren sich die anderen Panamaleute nicht zu rühmen hatten, und diese „zarte Schonung“ hat sich bis zum Schlusse nicht verleugnet. Wo er sich hinbegeben hat, welchen Ort er mit seiner Gegenwart „beehrt“, ist noch nicht bekannt. Daß ein Mann mit 33 Millionen in der Tasche aber nirgend unwillkommen ist, steht wohl fest.

Auf dem großen politischen Hintergrunde des Panamaskandals mögen diese Einzelheiten klein erscheinen; sie bleiben aber sehr bezeichnend für die Natur des Ganzen und darum sind sie wohl am Ort.

Dieser rein politische Hintergrund tritt in der That immer mächtiger, alles überragender hervor, je näher die Entscheidung auf dem Kampfplatze der Neuwahlen heranrückt. Im Herbste sollen sie stattfinden; nur sechs Monate noch also trennen uns von ihnen, und von diesen sechs Monaten muß die Wahlbewegung im engeren Sinne, die etwa einen Zeitraum von 7—8 Wochen umfaßt, abgerechnet werden. Ein Grund mehr für die gegenwärtigen Mandatinhaber, trotz alledem und alledem der vorzeitigen Auflösung zu widerstreben, die beweisen würde, daß die Kammer das Vertrauen des Volkes verloren habe. Das aber müßte die Wiederwahl der Abgeordneten, die, der öffentlichen Erfahrungen der letzten Monate ungeachtet, nicht entsagen wollen, sehr erschweren und so ein Element der Unsicherheit in die Wahlbewegung tragen, das, vom

Standpunkte der Regierung, dem des herrschenden Systems überhaupt, so unwillkommen als nur möglich wäre.

Nein, was ein rechter „Opportunist" ist, hält jetzt aus, mag kommen was da wolle. Die Grundsätze, was sind sie gegen die Macht!? Ehre, was bedeutet sie, wenn man sie mit dem Einflusse vergleicht?! Das sind altfränkische Begriffe, die sich im Zeitalter „fin de siècle" komisch ausnehmen; wer sich zu ihnen bekennt, besorgt damit nur die Geschäfte der Gegner, die auch ihrerseits nur Eins im Auge haben: wie die Sitze zu erobern wären, die die „anderen" heute noch behaupten.

Bei den Monarchisten möge man im großen Durchschnitte nur ja keine höheren Gesichtspunkte suchen — das sagt uns ja auch Drumont —, am wenigsten bei den Anhängern des Bonapartismus und den Parteigängern der Orleans, die nie viel Skrupel kannten. Die Legitimisten alten Schlages halten die Hände im allgemeinen rein; dafür thun sie aber auch nichts, sondern legen die Hände gleichgültig in den Schoß, gerade wie es ihr Herr und Meister, der Graf von Chambord, sein Leben lang gethan.

Von dieser Seite droht der Republik keine ernste Gefahr; von welcher sonst könnte sie aber kommen? Die Orleanisten und Bonapartisten sind thatkräftiger, das mag sein, allein sie halten sich gegenseitig im Schach; nur in der Verneinung der Republik sind sie bis zu einem gewissen Grade einig; darüber hinaus würden sie sich mit tödlichem Hasse bekämpfen. Es kann sich also in Wahrheit wohl nur darum handeln, welche Schattierung der Republikaner durch die nächsten Wahlen ans Ruder gelangt, ob die „Blauen" sich zu behaupten vermögen, oder ob die „Roten" endlich ihre Zeit gekommen sehen. Der Sturz Clemenceaus ist für diese letzteren ein schwerer Schlag, nicht minder schwer vielleicht, als das plötzliche Verscheiden Ferrys am Schlaganfall einen großen Verlust für die „Blauen" mit sich brachte.

Nur wenn man die Dinge in Paris unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, kann man sie verstehen. Es ist ein Kampf auf Tod und Leben, wobei der ursprüngliche Anlaß, längst zur Richtigkeit herabgesunken, nichts mehr entscheidet. Ob Schurken oder Schufte — herrschen wollen sie alle. Das ist das Stichwort, nach dem sich Alles richtet. Mehr als zwanzig Jahre lang wird eines der reichsten Länder der Welt von einer Gesellschaft habsüchtiger Abenteurer ausgebeutet; ein Glücksfall so unerhörter Art, daß man in der Geschichte vergeblich seinesgleichen sucht. Und diese „Bande" sollte sich nicht wehren bis zum äußersten, ehe sie die Beute fahren läßt! Wer kann das erwarten. Nein, die Bande kämpft um ihr Dasein, kämpft bis zum Messer. Dabei ist ihr jedes Mittel recht. Einmal schon, im Jahre 1889, hat sie sich gegen Boulanger zu verteidigen gehabt, und was damals auf dem Gebiete der „Wahlmache" geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung. Diesmal aber wird es noch ganz „anders" kommen. Panamagelder zwar wird man nicht zur Verfügung haben, die Börse aber wird zeigen müssen, daß sie sich auf das versteht, was am letzten Ende auch ihr klarer Vorteil ist. Zwar brauchte sie sich vor den „Roten" im Grunde nicht viel mehr zu fürchten, als vor den „Blauen", allein die „Blauen" kennt sie, ist mit ihnen „eingelebt"; es macht sich also ganz von selbst, daß sie zu den „Blauen" hält und sie unterstützt. Nach dem Ausgange des zweiten Panamaprozesses ist die Gefahr dabei ja auch gar nicht groß, das haben wir gesehen.

Dieser zweite Prozeß hat die Geldherrschaft in der That auf eine noch „solidere" Grundlage gestellt, als sie sie bisher schon hatte. Es steht fest, daß „corrumpere et corrumpier" so bedenklich nicht mehr ist, und daß es sich schon der Mühe lohnt, einen „guten Batzen" dran zu wagen. Daß die Panamasache elend zu Grunde gegangen ist, hängt mit anderen Dingen zusammen, zunächst mit der Unlösbarkeit der Aufgabe selbst, sodann mit der Kopflosigkeit und Selbstüberschätzung, die hier gewaltet haben. Ferdinand v. Lesseps, der den Suez-Kanal vollendet hatte, hielt sich auch diesem Werke von vornherein für gewachsen, obwohl dasselbe unvergleichlich schwieriger erschien. Auf seine

Autorität hin aber warf sich ganz Frankreich in dieses Abenteuer hinein, und als das einmal geschehen war, erwachte natürlich auch die „auri sacra fames" und die Gier nach leichtem Gewinn wuchs riesengroß empor. Daher jene niederträchtigen Vereinbarungen mit einer Anzahl großer Unternehmer, zu denen im stillen auch die Direktoren selbst gehört zu haben scheinen, so daß es ein Kinderspiel sein mußte, jenen ungeheure Vorteile zuzuwenden, die alle auf Kosten der nichtsahnenden Aktionäre gingen.

Wenn die sehr ins einzelne gehenden Mitteilungen, welche Berliner Blätter angeblich auf Grundlage einer demnächst herauskommenden französischen Schrift kürzlich über diese Verhältnisse gebracht, zutreffend sind, so handelt es sich hier um Schändlichkeiten, gegen die alles, was durch die beiden Panamaprozesse aufgedeckt worden ist, bloßes Kinderspiel wäre. Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dagegen, weil aus gewissen Aeußerungen, welche Ch. v. Lesseps im Verlaufe der Verhandlungen gethan, deutlich genug hervorgeht, daß es bei den meisten großen Unternehmungen so gemacht wird, d. h. daß die Leiter der Gesellschaften sich mit den Unternehmern heimlich verbinden und so auf Kosten der Geldgeber unverhältnismäßig große Gewinne ziehen. Aehnliches ist ja auch bei uns schon „enthüllt" worden; wenn man mehr Gelegenheit hätte, den Aktiengesellschaften in die Karten zu sehen, würde man vermutlich sehr bald aufhören, sich über das Verhalten der Panamaleute zu verwundern. Vom Standpunkt der „Gründer" sind die Aktionäre fast immer und überall nur „Kälber", die man schlachtet, im besten Falle aber „Schafe", die man schert. Sic vos non vobis vellera fertis ovis — das wußte schon das Altertum genau; warum sollte es die Neuzeit vergessen haben.

Dem Großfürsten-Thronfolger von Rußland wird das Wort in den Mund gelegt, daß die Zustände in Frankreich, wie sie in der Beleuchtung des Panamaskandals erscheinen, eine nähere Verbindung mit dem Lande wenig ratsam machten. Wenn das wahr ist, so würde sich der nachteilige Einfluß dieses Skandals auf die auswärtige Politik des Landes darin trefflich spiegeln. Wahrscheinlich wird ein scharfes „Dementi" deshalb nicht lange auf sich warten lassen*). Unglaubwürdig ist die Sache indessen nicht. Der Thronfolger nimmt thatsächlich eine andere Stellung ein als sein Vater; er ist kein „Deutschenfresser", kein „griechisch-orthodoxer" Fanatiker und kein Bewunderer der Franzosen. Freilich aber kommt zunächst nicht viel darauf an, wie er die Dinge ansieht. Alexander III. ist ein Mann in der Vollkraft der Jahre (eben 48) und kann noch ein Vierteljahrhundert an seinem Platze stehen. Kann — ja, aber auch anders mag es kommen, und wenn sich dann ein bedeutsamer Umschwung in den heutigen Beziehungen der Staaten vollziehen sollte, würde auch der Panamaskandal seinen Anteil daran haben.

In den letzten Tagen des März ist das Ministerium Ribot, das eine Anzahl gefährlicher parlamentarischer Angriffe anscheinend erfolgreich abgeschlagen, ganz unerwartet über eine äußerlich harmlosere Frage zum Sturze gekommen, was sich in Frankreich übrigens sehr oft ereignet. „Ribot la Honte" — hat man es gleich darauf getauft, das „Cabinet der Schande"! Darin kommt der wahre Eindruck zu Tage, den das Verhalten der Regierungsmänner im Lande macht; dieser Eindruck geht aber nicht tief genug, um einem ernstlichen Umschwung die Wege zu bahnen. Die schon erwähnten Nachwahlen lassen das nur zu deutlich erkennen. Die Angst vor der Monarchie ist eben doch stärker als alles Andere. Die Franzosen wollen „Republikaner" bleiben um jeden Preis. Sie nehmen die ganze Panamaschande mit in den Kauf, aber einen König oder Kaiser — nein! So war es vor hundert Jahren auch. Der „rote Schrecken" lieber als das ancien régime!

*) Ist nicht erfolgt.

Deutsche Rechtssitten.

Auf ihren Ursprung und Sittenkern zurückgeführt.

V.

Hegung des Gerichts. Gericht und „Umstand". Sitz des Richters und der Urteiler. Der Richter mit dem Stabe. Stab und Stippen. Stiftung. Stipulierung. Schwurstab. Stabbrechen. Gerichtshand.

Während in Deutschland die erwähnten Friedstätten durch dünne Seidenfäden gehegt sind, sehen wir die des Nordens geschützt durch heilige Schnüre, welche um dünne Haselstäbe gezogen sind. Diese einfache Schutzwehr würde der Ungestüm des heutigen Volks bald zerbrechen; damals gab ihm der allgemeine Glaube an die Heiligkeit des Bandes festeren Halt als Schranken von Balken und Eisen. Die um die Gerichtsstätte gezogene Schnur hieß vêbönd â thîngstad (Gulath. 13) und der so umschnürte Platz völlr hâsladr. Diese heiligen Schnüre gingen auch auf die Kirchen über, nur traten an ihre Stelle meist Ketten. Schon den Tempel zu Upsala umgab eine goldene Kette, und andere Goldketten gleicher Bedeutung weist Mannhardt (G. M. 675) nach.

Die Schnur zerschneiden und die Haselstangen brechen, galt als höchster Frevel. Wer es that, büßte mit der rechten Hand und dem linken Fuße. So geschah es z. B. einmal im Jahre 934 nach der Egilssaga p. 350, R. A. 810. Der Name Hägemal (Hege-Mahl) ist in Deutschland noch gebräuchlich. In der Nähe von Buttstädt im Weimarschen lagen die im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dörfer Wenigen-Buttstädt und Oemhausen. Ihre Feldmarken führen noch den Namen der Dörfer und die Nachkomnen der Oemhäuser ziehen noch alle Jahre am Jakobitage hinaus nach einem Rasenhügel und beschauen dort die Grenzen der Aecker, und ist das geschehen, so tritt der Flurschütz auf die Hügel und fordert diejenigen, welche eine Klage anzubringen haben, auf, daß sie vortreten. Klagt nun einer, so treten die Schöppen auf dem Hügel zusammen und sprechen das Urteil. Solches Gericht nennt man das „Hägemal". Nachher ist draußen Schmaus und Tanz für alle Buttstädter, und es ist drum ein Freudentag, zu dem Jung und Alt hinauszieht. Kuhn und Schwartz, norddeutsche Gebr. 241.

Aehnlich auch in Deutschland, wo die, welche den gehegten Ort umgaben, „der Umstand" hießen. So heißt es z. B. in einem Bingenheimer Weistum: „Liebe Freunde und ganzer Umstand!" Wie weit sich der Umstand nahen durfte, bestimmte Faden, Seil, Kette oder Schranke. Fremde, sogen. Ausmärker, mußten sich in noch weiterer Ferne halten,

mitunter 60 Fuß. Ueberschreitung der gesetzten Schranke wurde auch später noch hart gebüßt. Wer ins Gericht freventlich trat, griff, fiel, hatte Fuß oder Hals verbrochen. Der Richter saß im Westen und schaute gegen Osten; der Eingang war an der Ostseite des Gerichts, introitus versus orientem apertus (Legenda Bonifacii 2, 8 bei Menken 1, 846). Sobald die Hegungsfragen beantwortet waren, wurde das Gericht unter bloßem Schwert in der Rechten des Richters und mit Wendung des Angesichts gegen die Sonne eröffnet. Dem Richter zu beiden Seiten saßen die Urteiler, er etwas höher. Unten, vor Richter und Urteilern, stand rechts der Kläger, links der Beklagte, jener gegen Süden, dieser gegen Norden. So lehrt das nordische Recht ausdrücklich. Niala c. 56, 122. Der südliche Platz zur Rechten des Richters war der ehrenvollere. Norden und Mitternacht hatten insgemein den Begriff des Schauerlichen, Traurigen und Bösen. Der Nachrichter kehrt dem Verbrecher das Gesicht gegen Norden; der Galgen heißt bei den Friesen der nordwärts gekehrte Baum. Asegabuch 21; der Verbrecher wird gerichtet oppa enne northaldne bâm, auf einem nordwärts gerichteten Baum. Br. 147. Auch Hakon Jarl, als er nach der Jomsvikingas p. 40 vor den grausamen Mächten niederkniet und sein siebenjähriges Kind opfert, schaut nach Norden, wie denn auch die Thüren von Nastrand (Leichensaal) in der Göttersage gegen Mitternacht gerichtet sind. Nach den Gesetzen von Wales soll zwar der Richter der Sonne den Rücken zukehren: er sitzt folglich im Osten und wendet das Gesicht gegen Westen. Merkwürdig behalten aber die Parteien ganz jene deutsche Stellung; der Kläger von dem Richter links in Süden, der Beklagte rechts in Norden. R. A. 809.

Auch der Stab, der gleich dem Hammer noch immer Rechtssymbol ist, scheint durch die Göttersage seine Bedeutung erhalten zu haben. Odhin nämlich erscheint nicht nur mit dem Speer, sondern in einzelnen Sagen auch mit dem Stabe, als dem Symbol der Macht über Leben und Tod. In dem eddischen Liede, Wegtamsquida Str. 4 weckt Odhin die tote Wala vor der Pforte der Hel mit seinem Stabe, der Gewalt über den Tod hat, zum Leben:

Da ritt Odhin ans östliche Thor,
wo er der Wala wußte den Hügel.
Das Wecklied begann er der Weisen zu singen,
nach Norden schauend schlug er mit dem Stabe,
Als bezwungen sie aufstand.

Ebenso wird in den deutschen Gesta Rom. 80, c. 53 von einem alten Mann erzählt, der seinen Stab leiht, kraft dessen dem Beliehenen in der Unterwelt alles gewährt werden muß, was der Herr des Stabes gebietet. Vgl. Simr. M. 197, 355. Dieser Stab kehrt in manchen anderen Sagen wieder. So wenn in der Legende von St. Matern der Apostel Petrus den Boten seinen Stab leiht, womit sie das Grab des zu früh gestorbenen Bischofs schlagen und ihm gebieten sollen aufzuerstehen. Wie Odhin seinen Speer Gungnir und überhaupt seine eigenen Waffen ausleiht, so auch den Stab. Er, der Gott des Sieges, der Allwissenheit, Allgegenwart und Allmacht, giebt den damit Beliehenen durchdringende Erkenntnis, Sieg, Macht, ja Gewalt über Leben und Tod.

So ist der Stab Zeichen höchster Gewalt. Könige, Fürsten, Richter und andere Vorgesetzte halten ihn in der Hand. Der Stab des Königs und Richters wurde daher von Bittenden, Gelobenden, Schwörenden angerührt. „Dem Richter an den Stecken greifen, das ist soviel als hart geloben.“ Schminke, monum. hass. 2, 721. Noch in der christlichen Zeit spielte das Schwören und Geloben auf den Stab in seinen mancherlei Gestaltungen eine große Rolle, wie baculus, festuca, Rute, Halm, Pfahl, swira, Eidstab, Schwurstab, Scepter, gaira, Gere, Lanze, hasta, sagitta, Speer, Fahne (hasta signifera), gisileum, Geißelstock, stimulus, Stock, Stift. Bei allen deutschen Sicherungs-, Bürg-

schafts-, Kautions- und Gewährschafts-Versprechungen, bei jedem „fidem vel securitatem facere“ erfolgte eine solche symbolische Handlung mit dem Stab, oder Stippen, Stift, daher stiften, Stiftung für Leihe, Erbpacht u. dgl., wie es noch an einzelnen Hochschulen Sitte geblieben ist, daß die Eide bei den Doktoren-Promotionen auf die vorgehaltenen Universitäts-Scepter geleistet werden. Das ist der Schwur- oder Eidstab, wie solche auch (nach Zöpfl, Altert. des deutschen Reichs und Rechts II, 349) bei den Gerichten in der Pfalz und in den badischen Markgrafschaften noch im Anfange dieses Jahrhunderts im Gebrauch waren. Zuletzt bediente man sich derselben noch bei Abnahme von Gelöbnissen (jetzt sogen. Handgelöbnissen) im Gegensatz förmlicher Eide. Diese Eidstäbe waren meist aus schwarzem Holz gefertigt; an dem einen Ende des Stabes war eine silberne Hand angebracht, mit Darstellung der Finger in der beim Eid üblichen Haltung.

Auch die stipulatio*) (Kontrakt, von stipula, Halm, Halm eines Rohres) und festucatio (von festuca Rute, Stäbchen) gehört hierher. Schon Savigny (Rechtsgeschichte 2, 229—230) sieht in ihnen deutsches, nicht römisches Symbol und ebenso Grimm in den R. A. In bezug auf die Symbolik oder die festuca oder stipula ist zu beachten, daß schon in der lateinischen Sprache festuca sowohl Halm als Stab (virga, bei der manumissio vindicta) bedeutete, und ebenso die stipula sowohl als Halm (calamus) wie als Stab (stippen) in der germanischen Urkunde erscheint. Es geschahen seit dem 13. Jahrhundert die Auflassungen regelmäßig durch „Halm und Hand“ und an manchen Orten, z. B. in Frankfurt a. M., geschehen sie noch in dieser Form. Namentlich war dies in ganz Franken und im Elsaß die gebräuchliche Form („manu et calamo abdicare“). Bei Gelöbnissen war der Stab so sehr im Gebrauch, daß, wie schon das Edictum Chilperici (Pertz leg. II, p. 10 c. 6) zeigt, kein gerichtliches Geloben ohne einen Stab gedacht werden konnte, auf welchem das Geloben (fidem facere, firmare) geschah. Diese Sitte erhielt sich das ganze M. A. hindurch und zwar vorzugsweise bei der feierlichsten Art der Gelöbnisse, dem Eide. Daher heißt die Abnahme des Eides in den Urkunden und noch jetzt in der Gerichtssprache mehrerer Länder, wie z. B. in Baden, die Stabung, der auf den vorgehaltenen Schwurstab geleistete Eid ein gestabter Eid und die den Eid abnehmende Gerichtsperson in süddeutschen Urkunden „der Staber“, in norddeutschen stever. Sogar der Ausdruck Schwören erklärt sich als Geloben auf den Stab (swira); in der lex Bajuv. heißt es: firmare, i. e. swiron. (Zöpfl a. a. O. II, 355). Auch da, wo bei der vestitura der Stab (festuca) als Symbol zunächst nicht gebraucht wurde, war er doch notwendig bei der den Schlußakt des ganzen Traditionsgeschäftes bildenden Gewährschaftsgelobung, der warandia, waranda oder warandatio (von wërn, praestare). Nach dem schwedischen Rechte erfolgt das Traditionsgeschäft in folgender Weise. Nachdem die symbolische Auflassung und Uebergabe durch die Erdschollen (terrae excussio, scotatio) stattgefunden, folgt die Gewährschaftsgelobung auf den Stab, den hier nicht nur der Veräußerer, sondern auch die fasta, d. h. firmatores, Festungsmänner, die sogen. Eidbürgen, fidejussores, bei dem Geloben der Rechtsbeständigkeit des Geschäfts mit der Hand bewähren müssen. Adhibebant praeterea baculum, quem duodecim firmatores (fasta) tangere debebant. Vgl. Michelsen über die festuca notata p. 10.

Daß der Stab zugleich Symbol der feierlichsten Entsagung wurde, erklärt sich aus dem ganzen Rechtsgebrauch. Die verschiedenen Anwendungen des Symbols

*) Stipulatio ist nicht aus stipis latio zusammengesetzt, wie legislatio, acceptillatio, sondern abgeleitet aus stipulor, wie gratulatio aus gratulor, opitulatio aus opitulor 2c., denen allen ein derivatives ul zu Grunde liegt. Stipulor aber stammt nicht aus stips, vielmehr aus stipula. R. A. 940.

lassen sich überhaupt auf zwei Ideen oder Prinzipien zurückführen. Wer den Stab hält und trägt, übt Gewalt aus; wer ihn hingiebt, wegwirft, bricht, läßt seine Gewalt fahren. So ist er Symbol des Besitzes, wie des Aufgebens der Gewalt und des Rechts. Ueber dem Haupt des Verurteilten wird der Stab gebrochen und ihm vor die Füße geworfen, mitunter mit den Worten: „Nun helf dir Gott, ich kann dir nicht ferner helfen." Das Symbol bedeutet, daß der Missethäter nichts weiter zu hoffen hat und seines Lebens verzichtet. Als Zeichen des Aufgebens von Gewalt und Recht erscheint der Stab daher auch bei denen, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Für sie ist er Zeichen der Erniedrigung, Knechtschaft, oder Landflüchtigkeit. Die sich so ergeben, tragen weiße Stäbe in den Händen; he drog nene wehre, denn einen kleinen witten stock to kerken unde to marke. Rugian. 85. Der von Pinzenau schickte zween edelknaben mit weissen kleidern und stäben ins lager, erbot sich zur aufgabe und bat um freien Abzug. v. Birkens, oestr. Ehrensp. 6, 6, a. 1504. Da gaben sie die stadt auf ins keisers band . . . . also liess man sie abziehen mit weissen steblin, wie gefangen kriegsleut. Haltaus 17011; abziehen mit einem stebli ohne die hab, „mit Stab ohne Hab". Mone, bad. Archiv 1, 114. Fast durchgängig wurden für die des Rechts und der Gewalt Entblößten weiße, d. h. ihrer Rinde entblößten Stäbe gefordert.

Römische Sagen

von den Aposteln Paulus und Petrus

nach

Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen bearbeitet von L. R.

Nero.

Als Paulus zwei Jahre in Rom zugebracht hatte, wurde endlich das Urteil in seiner Sache gefällt. Cäsars Gericht hatte alle gegen ihn erhobenen Klagen untersucht und sie alle unbegründet gefunden. Paulus war frei. Er hatte sich oft mit Petrus über Reisen nach dem entfernten Westen beredet und über die Pflicht, die sie sich auferlegt fühlten, die frohe Botschaft zu den äußersten Grenzen der bekannten Welt zu bringen. Jetzt, wo seine Fesseln gelöst waren, wurden die Apostel überein, ihre Lenden zu umgürten und aufzubrechen, Petrus nach Aquitanien, Paulus nach Hispanien. Petrus setzte Linus als Vorsteher der römischen Gemeinde ein; ein Liebes- und Abschiedsmahl wurde in Paulus' Hause gehalten, und von Segenswünschen ihrer Brüder und Schwestern gefolgt, ergriffen sie den Wanderstab und begaben sich auf den Weg.

Eine zahlreiche, von guten Hirten gehütete Brüderschaft ließen sie zurück, — es ahnte ihnen nicht, welchem Schicksal diese entgegengingen.

Am selben Tage, wo Petrus und Paulus durch die porta ostiensis hinauszogen, saß Kaiser Nero auf einem Ausbau des Caligula-Palastes auf dem Palatium, sich mit seinem Baumeister Celer unterredend. Celer war ein Künstler nach des Kaisers Geschmack. Ob er ein Auge hatte für das Große und Reine der griechischen Kunst, wissen wir nicht, dagegen hatte er Sinn für das Einnehmende, das Anlockende und Glänzende, und er verband damit ein Streben nach dem Großen im Aeußern, nach solchem, das durch riesenhafte Dimension und gewaltige Formen Erstaunen und Entsetzen erweckte. Waren die Erscheinungen, die sich seinem Künstlerauge darstellten, keine Kabinettsstücke, so waren sie Fieberträume, deren Verwirklichung alle menschliche Kraft zur Thätigkeit herausforderte. Paläste mit himmelstürmendem Gebälk von Säulenwäldern getragen, auf diesen wieder hoch oben im Aether Felsen zu Bildsäulen ausgehauen —; Aussichten, die sich in eine Unendlichkeit von Kolonnaden verlieren, Springwasser, die ganze Flüsse wie Tropfen in den Himmelsraum hinausspritzen; Marmor-Teiche mit Inseln und Ruderschiffen; eine Welt aus Gold, Elfenbein und Perlmutter, aus Jaspis und Marmor, geschmückt mit den vorzüglichsten Werken von Polygnotus', Parrhasius' und Apelles' Pinseln, von Phidias', Skopas' und Praxiteles' Meißeln — das war der Anblick, den er vor dem

Auge des Kaisers herbeizauberte, während sie über Forum, Kapitolium und Esquilinus hinüberschauten.

Nero lauschte mit um so größerem Entzücken, je weniger der Künstler seiner wilden Einbildungskraft einen Zügel anlegte.

„Aber weißt du", fuhr Celer fort, „weißt du, Cäsar, was ich dort oben hoch über Häusern und Tempeln liegen sehe? Ich sehe einen Gottespalast, auf dessen Zinnen der Schein der untergehenden Sonne noch lange weilt, nachdem er über Roms Hügel erloschen ist. Ich sehe eine Riesenbildsäule, deren Gleichen die Welt noch niemals geschaut und gegen welche die Kolosse der Pharaonen nur Zwerge sind. Die Bildsäule ist meines Palastes würdig. Das Bild trägt deine Züge. Die Stirn, von welcher die Sonne nicht weichen will, ist Neros . . . . ."

„Aber", fügte er mit einem Seufzer hinzu — „dies alles ist nur ein Traum . . . . ."

„Der zur Wirklichkeit werden soll", fiel der Kaiser ein.

„Das Versprechen erwartete ich von dir", rief Celer. „Ich kann nichts so Kühnes träumen, daß du es nicht ausführen könntest. Aber, warum wärest du auch Kaiser, wenn nicht um Großthaten auszuführen? Tausend Häuser und Tempel müssen verschwinden, um Raum zu schaffen für diesen einen Palast, Cäsar Neros goldenes Haus — aber dein Wille ist Gesetz und deine Macht unbegrenzt."

Einige Zeit darauf — es war am neunzehnten Juli im Jahre vierundsechzig — brach in Rom eine Feuersbrunst aus, die für Neros beabsichtigte Kaiserburg mehr als genügenden Platz machte, denn während acht Tagen glich die Weltstadt einem riesigen Scheiterhaufen. Zehn ihrer vierzehn Stadtbezirke wurden eingeäschert und Kunstschätze unendlichen Wertes gingen verloren. Der Wind, von dem Meere her wehend, trieb die ungeheuren Rauchwolken, zu wunderbaren Gestalten geformt, nach den Apenninen zu, und das Volk rief bebend: „Roms Schutzgeister fliehen von dannen". In der Nacht, wo die Flammen am heftigsten wüteten, stand Nero auf den Zinnen eines hohen Turmes und ergötzte sich an dem Schauspiel. Er konnte dessen überwältigende Schönheit nicht genug rühmen. Erde, Wasser und Himmel glühten. Die Städte und Schlösser an den Abhängen der Berge, die Roms Horizont umgaben, waren mitten in der Nacht deutlicher zu sehen als am Tage, und auf den höchsten Gipfeln schien sich der ewige Schnee mit dem roten Lavastrom zu vermischen. Aus den in Rauch und Flammen gehüllten Häusern stieg das Gebrause von Millionen Stimmen empor, als würde mitten im Feuer eine Riesenschlacht zwischen Roms Legionen und der vereinigten Kriegsmacht aller Barbaren geliefert. Von diesem Anblick berauscht, verlangte Nero Sängermantel, Lorbeerkranz und Zither, er schlug die Saiten an und sang mit satanischer Begeisterung einen Gesang von Trojas Untergang.

Als die Feuersbrunst erloschen war, standen Menschen zu Hunderttausenden ohne Obdach, und als man sah, daß die rauchenden Schutthaufen auf dem esquilinischen Hügel fortgeräumt wurden, um einem kaiserlichen Palast Platz zu machen, und als man hörte, derselbe solle einen großen Teil der niedergebrannten Stadtteile umfassen, da zielte das Volk hoch, indem es seinen Verdacht auf den Thäter warf, es erwuchs eine drohende Gemütsstimmung, die immer kühner wurde, so daß man auf dem Palatium von dem römischen Markte herunter Stimmen rufen hörte: „Nieder mit dem großen Mordbrenner!"

Nero wußte doch Mittel, den Zorn des Volkes in eine andere Richtung zu lenken. Es gab ja in Rom eine Sekte, von deren lichtscheuen, geheimnisvollen Sitten so viele wunderbare Sagen und Mißtrauen erweckende Märchen erzählt wurden. Auf diese Sekte, die Christen, wälzte jetzt Nero alle Schuld. Sie wurden zu Hunderten vor Gericht geschleppt, und obgleich ihnen kein Zeugnis über die Wahrheit der Anklage abgepreßt werden konnte, so redeten sie doch solche Worte von einem himmlischen Strafgericht über die sündhafte Stadt, daß sie zu den entsetzlichsten Strafen verurteilt wurden. Sie wurden in die Häute wilder Tiere gesteckt und von Hunden zerrissen; sie wurden gekreuzigt; sie

wurden in geteerte Säcke eingenäht und an Laternenpfählen aufgehängt, um bei den Orgien und Festen zu leuchten, die der Kaiser in seinen Gärten feierte, oder bei den nächtlichen Cirkusspielen, wodurch er die gute Laune des Volkes erhalten wollte. Aber, obgleich zum Blutdurst erzogen und von der Strafwürdigkeit der Christen überzeugt, ließ sich das Volk doch nicht bewegen, diesen Grausamkeiten Beifall zuzujubeln; es schwieg. Ja, mancher weinte Thränen des Mitleids über die Opfer Cäsars und seiner feigen Richter.

Es währte einige Zeit, ehe die Nachrichten von Roms Brand und den empörenden Mißhandlungen der Christen die entfernten Gegenden erreichten, wo Petrus und Paulus die Saat des Herrn aussäeten. Es waren für die Apostel herzzerreißende Nachrichten und doch eine Siegesbotschaft; denn die meisten der Verurteilten waren ruhig den Qualen des Todes entgegengegangen, und dem Beispiel ihres Meisters folgend, hatten sie aus reinem Herzen für ihre Henker gebetet. Und als nun die Apostel dies hörten, jeder an seinem Ort, vernahmen sie Engelstimmen in ihrem Innern, welche ihnen sagten: „Auf, nach Rom, dort wartet euer die herrlichste Krone."

Sie gingen, und ihre Wege führten sie bei einem der Stadtteile zusammen. Da begrüßten sie sich mit dem Bruderkuß, und auf dem Antlitz beider stand das Bewußtsein geschrieben, jetzt gingen sie zum letztenmal, um für ihren Herrn zu zeugen mit ihrem Blute.

Eines Tages gab Nero ein Fest in seinem Hofcirkus. Die Rennbahn war längs dem ganzen Rondel mit Bildsäulen geschmückt, und in der Mitte erhob sich der aus der ägyptischen Stadt Heliopolis geholte große Obelisk.

Bei dem Obelisken, im Schatten eines flatternden Seidenvorhanges, genoß der Kaiser mit seinen Freunden reichlich des edeln Weines. Nero sang, lachte und streute Witze aus, denn er war wie Caligula ein Witzkopf. Er verschenkte unter Scherz und Gelächter Feldoberst-, Prätor- und Konsulswürden, senatorischen Rang, Prokonsulate und Statthalterämter an die Günstlinge um sich herum. Die wachhabenden Prätorianer, die den Geschmack des hohen Trinkgelages kannten, hatten eine Menge von Roms feilen Schönheiten in den Cirkus eingelassen, denn diese versammelten sich gern da, wo der Kaiser war, um einen gnädigen Blick aus seinen Augen zu erhalten. Die Damen saßen, mit Fächern spielend, in ihren Tragsesseln ein wenig von dem kaiserlichen Kreise entfernt. Nero und seine Gäste ergötzten sich damit, ihnen alles Silber und Gold, das den Tisch bedeckte, zuzuwerfen, und als die Tische geplündert waren, nahm man Ringe, Armbänder und Stirnbänder ab und schleuderte sie in dieselbe Richtung.

„Es lebe die Tugend, Fluch über das Laster!" rief Nero.

„O du Senecas würdiger Schüler!" scherzten seine Zechbrüder.

„Es lebe die Tugend!" schrie Nero, aber ich kenne keine andere Tugend als die Aufrichtigkeit, und diese ist nur ein alberner Name für Frechheit. Fluch über das Laster, aber ich kenne kein anderes Laster als die Heuchelei, und jede andere Tugend, als die ich genannt habe, ist Heuchelei!"

„Großer Philosoph", riefen die Gäste lachend.

Aber plötzlich hielt der Kaiser inne und sein Blick heftete sich auf ein junges Mädchen, das unter den anderen weiblichen Zuschauern stand. Sie gehörte doch nicht deren Klasse an, denn sie war einfach gekleidet, und ihre Gesichtszüge zeugten noch von der Unschuld des Kindes. Ihre großen, schwarzen Augen blickten mit Bestürzung auf die Umgebung.

„Wie schön sie ist", rief Nero, „sie ist ja eine Dryade aus den Wäldern des Idagebirges. Mädchen, komm hierher!"

Der Kaiser winkte sie zu sich, sie kam.

„Was willst du, Cäsar?" fragte sie.

„Kind, wie heißt du?"

„Ich heiße Picerna."

„Wer ist dein Vater?"

„Mein Vater ist Soldat, er ist Centurion — — aber willst du auch mir eine Frage beantworten?"

„Tausend von deinen Lippen."

„Hast du recht, Cäsar, oder mein Vater?"

„In welchem Fall sind unsere Gedanken denn verschieden?"

„Du sagst, es gäbe nur eine Tugend, die Aufrichtigkeit, mein Vater hat nun von mehreren Tugenden geredet, unter diesen von der Liebe zum Vaterlande, von der Treue gegen die Fahne und den Eid, den die Soldaten Cäsar geschworen haben, von dem Kriegermut und dem Tod für das Vaterland. Cäsar, meinst du, daß auch diese Tugenden nur Laster sind, so sage es offen denen, die sich jetzt um deinetwillen Entsagungen unterwerfen und in den Tod gehen."

Nero schwieg und erblaßte. Er sah, daß die Augen des Mädchens Mitleiden mit dem Alleinherrscher der Welt ausdrückten, und er hätte sich vor ihr in den Staub werfen können.

Picerna wandte sich um und ging. Als sie zu ihrer armseligen, einsamen Hütte gekommen war, brach sie in Thränen aus. Der Armen war das Herz verwundet. Sie hatte in den noch schönen Zügen des Kaisers die Ueberraschung der Scham gelesen, und diese wahrlich unglaubliche Offenbarung, dieses Wahrzeichen, hatte sie überwältigt.

Eines Tages kehrte Picernas Vater von einem ruhmvollen Feldzug zurück, ruhmvoll, weil es in dem römischen Heere noch Veteranen gab, solche wie er, Söhne der alten Republik, welche noch immer die republikanische Vorstellung bewahrten, die Ehre sei des Mannes und die Keuschheit des Weibes größter Schatz. Sein treues Eheweib war gestorben, seine drei Söhne waren alle auf dem Schlachtfelde gefallen; nun hatte er nur seine Tochter als Trost seines Alters übrig.

Kaum hatte er mit seiner Legion die ewige Stadt betreten, als man ihm sagte: „Du Glücklicher, die größte Ehre wartet deiner, denn Picerna hat Gnade gefunden vor den Augen des Kaisers."

Bei diesen Worten wurde um ihn und in ihm alles dunkel, und als er Picerna fand, sagte er: „Tochter, hebe eine Last von den Schultern deines Vaters! Du kennst das Gerücht, welches hier umherfliegt. Sage, daß es nur eine Lüge ist, und ich will vor Freude weinen und dich segnen!"

„Vater", sagte Picerna und fiel ihm zu Füßen, „deine Tochter ist schuldig. Vergieb ihr!"

„Ich vergebe dir, aber ich kann es nicht überleben", sagte der alte Soldat. „Wehe mir, daß ein Geschlecht, dessen Männer alle tapfer und dessen Frauen alle keusch waren, ein solches Ende nehmen muß!"

Und er machte seine Kniee von den Armen seiner weinenden Tochter los, verbot ihr zu folgen und ging.

Selbigen Abends fand man ihn mit durchbohrter Brust unweit des ardeatinischen Weges bei dem Grabe seines Weibes.

Nachdem Picerna ihn tot wiedergesehen, irrte sie wie wahnsinnig die ganze Nacht auf Roms Straßen umher. Als sie lange umher gewandert ohne Ziel und ohne Gedanken, blieb sie an der Thüre eines unbekannten Hauses stehen, um Atem zu schöpfen. Da drinnen war Licht und man vernahm eine Stimme, als ob jemand läse. Sie trat ein und fand eine augenscheinlich religiöse Versammlung. Ein Mann stand vor einem Altar und sprach gerade die Worte:

„Unser Herr spricht: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Sehet, mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Picerna hörte die Worte, aber konnte sie nicht mit ihren verwirrten Gedanken festhalten. Der Morgen dämmerte, und der Zufall führte sie wieder an dieselbe Thür.

Ehe sie eintrat, wurde die Straße von Waffengeklirr und dem Getöse von Pferdehufen erfüllt; Nero, der von einem Ausflug in die Albanerberge zurückkehrte, ritt mit einem glänzenden Gefolge vorüber. Er sah Picerna, hielt das Pferd an, streckte die Arme aus und rief:

„Geliebte!"

In diesem Augenblick wurde auch die Thür des unbekannten Hauses geöffnet und Paulus stand auf der Schwelle.

Das Mädchen blickte Paulus an und Nero. Sie schien unentschlossen, bis sie sich schnell zu dem jüdischen Fremdling wandte und sagte:

„Bist du es, der in letzter Nacht von einem Manne sprach, welcher mühseligen und beladenen Herzen Erquickung bringt, der die Gefallenen wieder aufrichtet und Sünden vergiebt?"

„Ich bin es."

„Dann hilf mir und erlöse mich!" Und das Mädchen umfaßte seine Kniee.

„Picerna!" rief der Kaiser, „was will dies sagen? Hörst du mich nicht?"

„Erlöse mich!" rief das Mädchen und verbarg ihr Antlitz in den Mantel des Apostels.

„Cäsar," sagte Paulus mit gebieterischer Stimme, „dieses Kind ist krank, tritt nicht zwischen sie und den Arzt!"

Und der Apostel beugte sich nieder über die Arme und flüsterte: „Jesus Christus soll deinem Herzen den Frieden wiedergeben."

Einige Tage nach dem soeben geschilderten Auftritt stellten sich bewaffnete Gerichtsdiener in Petrus' und Paulus' Wohnungen ein, nahmen die Apostel in Verhaft und schleppten sie unter Hieben und Schlägen nach dem mamertinischen Gefängnis.

In Rom war unter dem gemeinen Volk manches Gerücht von den Schrecken dieses Gefängnisses im Umlauf, und die, welche es kannten, widersprachen dieser Rede nicht. Das mamertinische Gefängnis oder Tullianum, wie es auch genannt wurde, stand am Fuße des kapitolinischen Felsens nahe dem römischen Markte. Der Seufzerweg, der nach dem Gefängnis führte, ging stufenweise den Berg ein Stück hinan bis zu einer eisernen Pforte, die, einmal hinter einem Gefangenen geschlossen, ihm selten wieder geöffnet wurde, ehe er nach dem Richtplatz geführt wurde, wenn er nicht schon im Kerker durch Erdrosselung oder Hunger ums Leben gebracht war.

Durch diese Pforte wurden die Apostel in einen Raum hineingeführt, dessen kalte, stuckübertünchte Wände mit anspruchslosen Fresken bedeckt waren, von irgend einem Handwerker gemalt, der wahrscheinlich nicht daran gedacht hatte, welchen schneidenden Gegensatz der heitere Gegenstand seines Pinsels zu dem düsteren Charakter des Ortes und der unglücklichen Gemütsstimmung seiner Bewohner bilden mußte. In der Mitte des Fußbodens war ein viereckiges Loch, durch welches die Gefangenen mittelst einer Leiter in ein dunkles und feuchtes Gefängnisgewölbe hinuntergeführt wurden. Hier herrschten Schmutz, Finsternis und Gestank. Unter den vielen, die in dieser Schmutzhöhle ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten, waren der afrikanische König Jugurtha gewesen, sowie die Mitverschworenen Catilinas, Lentulus und Cethegus.

Neun lange Monate mußten die Apostel in dieser Höhle verweilen, während sie ihr Todesurteil erwarteten. Sie waren dort nicht allein; mehr als vierzig Unglückliche teilten ihr Schicksal. Unter diesen waren viele grobe Verbrecher, aber auch viele Unschuldige, die dem Verdacht des Kaisers oder dem Haß seiner Günstlinge als Opfer fielen.

Ein unbeschreibliches Elend sahen die Apostel um sich her. Die an Wänden, Säulen oder an dem Fußboden gefesselten Gefangenen erfüllten die tiefe Finsternis mit Seufzern, Stöhnen, Weinen und Verfluchungen; und unter der stillen Verzweiflung, der sich einige hingaben, verbargen sich nicht geringere Seelenqualen. Doch — was niemand außerhalb dieser Mauern ahnen konnte — das Schauervolle innerhalb derselben wurde

allmählich in Ruhe, Geduld, in Freude und Jubel vertauscht. Die Apostel hatten stärkende Worte zu ihren Mitgefangenen geredet, hatten ihnen Gottes Wege gelehrt, hatten sie ermahnt, sich mit ihnen zum Gebet zu vereinigen; und die Kraft des Gebets vertrieb allmählich die Schatten des Todes, die sich über ihre Seelen gelagert. Immer mehrere der Gefangenen vereinigten täglich ihr Gebet mit dem der Apostel und sprachen aus tiefstem Herzen, gottergeben und hoffnungsvoll: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,“ und „hebe dein Angesicht über uns und gieb uns Frieden“.... und zuletzt war keiner da, der sich nicht frei und glücklich fühlte trotz seiner Fesseln, wenn er mit den anderen zugleich seine Stimme erhob, um Ihm, dem Gott der Freiheit, zu lobsingen.

Die Gefängniswärter — sie hießen Processus und Martinianus — hörten mit Bestürzung aus dem verpesteten Abgrund freudenvolle Gesänge aufsteigen von Christus, der den Tod überwunden. Sie ließen Petrus und Paulus heraufholen und durchpeitschen als Strafe, weil sie das schrecklichste aller Gefängnisse zu einer Wohnung des Friedens und der Hoffnung machten. Einer der Henkersknechte stieß dabei Petrus' Kopf heftig gegen eine Steinwand. Aber es währte nicht lange, so wurden auch Processus und Martinianus von dem den Aposteln entströmenden heiligen Geist ergriffen und mußten in die Lobgesänge der Apostel mit einstimmen. Aus dem Fußboden im Tullianum dicht neben der Säule, an welcher Paulus und Petrus festgekettet waren, entsprang eine frische Quelle, mit deren Wasser sie die Wächter und Mitgefangenen tauften.

Petrus, der Mann mit dem felsenfesten Glauben, hatte, wie wir alle wissen, Augenblicke, wo ihm sein geistiger Mut gänzlich verging. In der Gegenwart jüdischer Freunde geschah es, daß er sich schämte, mit griechischen Glaubensbrüdern zu Tische zu sitzen; ja, seinen eigenen Herrn und Meister verleugnete er, als er sich einst von Menschen umgeben sah, in deren Augen der Erlöser ein Aufrührer und seine Lehre eine Tollheit war. Tausende und aber Tausende machen es wie er, indem sie um Menschengunst oder vor Menschenfurcht die Ideale ihres Herzens verleugnen; aber wie viele sind es, die gleich dem Apostel über ihre Schwachheit bitterlich weinen, in den Thränen der Reue ein Bad zur Stärkung der Seele finden, und aus der Niederlage hervorgehen mit gestähltem Willen zum Kämpfen und Leiden für ihre Ueberzeugung?

Nach Verlauf von neun Monaten wurde das Urteil gefällt. Paulus und Petrus wurden als Anführer der vorgeblichen Mordbrenner-Sekte zum Tode verurteilt — Paulus durch das Schwert umgebracht zu werden, denn er war römischer Bürger und als solcher der schimpflichen Todesstrafe überhoben, Petrus dagegen des entehrenden Todes am Kreuze zu sterben, eine Strafe in den Augen der Römer entehrend, aber in den Augen der Christen von unendlicher Herrlichkeit umstrahlt, weil der Erlöser seinen Geist am Kreuze aufgegeben.

In der letzten Nacht vor dem Tage, wo man die Gerichtsdiener erwartete, die den Urteilspruch überbringen sollten, wachte Petrus in großer Unruhe, seine fieberheiße Stirn gegen die Säule lehnend, an die er festgekettet war. Paulus, der eine kurze Zeit geschlafen hatte, war erwacht und hielt die Hand des Freundes in der seinen. Plötzlich standen die Gefängniswärter Processus und Martinianus vor ihnen, lösten ihre Ketten und sagten: „Fliehet, die Pforten stehen offen! Morgen ist es zu spät. Uns und allen Brüdern ist euer Leben zu teuer, als daß es der Tyrann nehmen dürfte. Des Herrn Engel hat euch schon früher von Fesseln und Kerkern befreit. In dem Namen des Herrn, ihr seid jetzt frei!“

Als Petrus dies hörte, stand er auf. „Fliehe!“ ertönte es um ihn her; „fliehe!“ rief in diesem Augenblick sein eigenes bebendes Herz. Die Todesangst umwölkte seinen Sinn .... — und als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich auf einer öden Straße weit von dem Gefängnis entfernt, über sich einen von Wolken bedeckten Himmel,

aus welchem der Regen, von heftigen Windstößen gejagt, in starken Strömen herabstürzte, während das Geheul des Sturmes die Ermahnung zu wiederholen schien: „Fliehe!“

„Bruder Paulus!“ rief Petrus mit gedämpfter Stimme, aber niemand antwortete. Paulus war nicht bei ihm. War dieser im Gefängnis geblieben und hatte der dargebotenen Freiheit entsagt, oder war er nach einer anderen Seite entflohen? Petrus wußte es nicht, und seine fieberheiße Stirn, sein pochendes Herz ließen ihn nicht weiter darüber nachdenken. Von dem Selbsterhaltungstrieb gegeißelt und ohne sich hemmen zu lassen von den Wunden, welche die Ketten an seinen Gliedern geschabt, war er über den römischen Markt und in das Thal zwischen dem palatinischen und dem coelischen Berg vorwärts geeilt. Jetzt lag eine Straße vor ihm, die nach der Capena-Pforte führte, und er mußte die Stadtmauer hinter sich haben. Sturm, Platzregen und Finsternis begünstigten seine Flucht. Die Straßen waren menschenleer, die Wächter schienen die Sicherheit der schlafenden Stadt in der Obhut der erzürnten Naturkräfte gelassen zu haben.

Petrus eilte an einem Isis-Tempel vorbei, als das Tuch, womit sein verwundetes Bein umwunden war, sich löste, abfiel und vom Sturm zu einer Dornhecke geführt wurde, wo es folgenden Morgens von einem christlichen Weibe, einer Schülerin des Apostels, aufgefunden wurde.

Als Petrus endlich außerhalb der Stadtmauern angelangt war, mäßigte er seinen Gang. Der Regen hatte aufgehört, die jagenden Wolken zogen haufenweise gen Osten, und aus dem klargewordenen Himmelsgewölbe ergoß sich ein bleiches Sternenlicht über die Grabmäler, die an beiden Seiten den appischen Weg einzäunen. Er hatte einen Weg von etwa zwölf Minuten von der Stadt zurückgelegt, als er einen wunderbaren Schein, der sich längs dem Wege vorwärts bewegte und sich ihm langsam näherte, zu unterscheiden glaubte. Er glich weder dem Licht einer Fackel, noch einer Laterne und hatte einen eigenen Glanz, mit verdichtetem Sternenlicht, mit dem Schein der Milchstraße am nördlichen Himmel zu vergleichen, und er bildete einen halben Ring, wie eine Glorie um das Haupt eines Heiligen.

Petrus blieb stehen.

Je nachdem sich die Glorie näherte, nahm sie an Klarheit ab, aber deutlicher und deutlicher zeigten sich die Konturen einer menschlichen Gestalt, die den Weg nach der Stadt daherwandelte.

Die Gestalt, in einen Mantel gehüllt, ging an der anderen Wegkante und schien an ihm vorüberzuschreiten, ohne ihn gewahr zu werden.

Aber als der Unbekannte noch einige Schritte weiter gegangen, wandte er sich um. Petrus, der seinen Blick nicht von der Erscheinung loszureißen vermochte, kannte diese Bewegung wieder. So hatte sich Jesus umgewandt und hatte ihn angesehen in der Nacht, als er im hohenpriesterlichen Palast seinen Herrn und Meister zum dritten Mal verleugnete.

Der Apostel eilte vorwärts. Seine Augen waren ihm geöffnet, er sah vor sich ihn, seinen Lehrer und seine Seligkeit, so wie er ihn an seiner Seite gesehen hatte, als sie zusammen in Judäa und Galiläa gewandert. Er erkannte denselben wehmütigen und milde vorwurfsvollen Ausdruck, dieselben Augen, aus denen die göttliche Güte hervorstrahlte, deren Blick sich nach der dritten Verleugnung so unauslöschlich in seiner Seele eingeprägt hatte. Von seinen Gefühlen überwältigt, erfaßte er Jesu Mantel und rief: „Herr, wohin gehst du?“

Jesus antwortete:

„Ich gehe nach Rom, um noch einmal gekreuzigt zu werden.“

Da sank Petrus ihm zu Füßen.

„Herr,“ sagte er, „vergieb mir! Du kennst meine Schwachheit. In dieser Nacht habe ich dich wieder verleugnet. Lege jetzt deine Hand auf meinen Kopf, und laß mich ausweinen zu deinen Füßen! Dann soll die Todesangst verschwinden, die mich überwältigte, und ich will mich der Krone würdig zeigen, die du mir aus Gnade schenken willst.“

Und Petrus durfte bei seinem besten Freunde ausweinen und fühlte seine Hand mit der herrlichen Kraft des Seelenfriedens und des Segens auf seinem Haupte ruhen.

Als der Apostel gestärkt und beruhigt sich erhob, war Jesus nicht mehr sichtbar. Der Sturm hatte sich aufs Neue erhoben und trieb von dem Meere her schwarze Wolkenhaufen über das Tiber-Thal; der Regen fiel wieder in starken Strömen. Aber Petrus fühlte, der Herr sei, wenngleich unsichtbar, doch in seiner Nähe, und dieser tröstende Gedanke verließ ihn nicht mehr.

Der Apostel lenkte jetzt seine Schritte nach der Stadt und dem mamertinischen Gefängnis zurück. Er schlug auf die Eisenthür, bis die Wächter öffneten, und sagte zu ihnen: „Freunde, legt mir jetzt wieder meine Ketten an, es geziemt sich für mich nicht, dem Siegeslohn zu entfliehen."

Als der Morgen kam, schlief er ruhig in seinen alten Fesseln im Kreise seiner Mitgefangenen.

Als Petrus und Paulus aus dem mamertinischen Gefängnis herausgeführt wurden, um getötet zu werden, Paulus auf dem Richtplatz vor dem ostiensischen Thor, Petrus auf dem Janiculus, da bat Petrus, seinen Freund ein Stück Weges begleiten zu dürfen; dies wurde ihm von dem Anführer der Wache erlaubt. Und so gingen sie nebeneinander, Hand in Hand, sich gegenseitig tröstend und ermunternd, bis sie den halben Weg zwischen dem Stadtthore und dem Felde erreichten. Hier sagte Paulus zu Petrus:

„Friede sei mit dir, du, der Gründer der Kirche, du der Hirt aller Lämmer Christi!"

Und Petrus sagte zu Paulus:

„Gehe in Frieden, du, der Verkündiger des Guten, der du den Gerechten zeigest den Weg zur Erlösung!"

Darauf trennten sie sich nach einer zärtlichen Umarmung.

Einige Schritte von dem Wege stand ein weinendes Weib, Plautilla, eine Matrone, dem flavianischen Geschlecht gehörend und Mutter der Märtyrerin Flavia Domitilla. Paulus, der in ihr eine geliebte Schülerin erkannte, stand still und sagte: „Schwester, freue dich im Glauben, daß der Tod uns nicht trennt. Und gieb mir deinen Schleier, dann gebe ich dir ein Zeugnis dieses Glaubens!"

Das Weib reichte ihm den Schleier, den Paulus, zum Richtplatz gelangt, vor die Augen band, ehe er niederkniete, um den Todeshieb zu empfangen. Einige Tage darauf offenbarte sich Paulus seiner Glaubensschwester und gab ihr die blutige Augenbinde zurück.

Nach einer Wanderung von einer Viertelmeile schritt der Totenzug bei der Tiber vorüber, dann über Hügel mit weiter Aussicht über die Campagne und an einer Villa vorbei, Salvius Otho gehörig (derselbe, der Neros Nachfolger auf dem Kaiserstuhl wurde), und schließlich langten sie bei dem eingezäunten Blutacker an.

Die stille Freude, womit Paulus zu der Wache redete und die aus seinen Gesichtszügen strahlte, hatte mehrere von den Soldaten in Verwunderung gesetzt und tief ergriffen. Und als das Henkerbeil fiel, und in demselben Augenblick aus dem abschüssigen Grasboden, der von dem Kopfe des Opfers blutig getränkt wurde, drei Quellen hervorsprudelten, da warfen sich einige Soldaten auf die Kniee und riefen: „Wahrlich, dieser war ein gerechter Mann, denn Gott selbst hat für die Wahrheit seiner Worte gezeuget!"

Drei von diesen Soldaten, Longinus, Aleestes und Megistus, streckten die Hände aus und riefen: „Leget nun auch uns in Fesseln und überantwortet uns dem Richter und dem Tode; denn was Paulus aus Tarsus verbrochen hatte, dessen bekennen wir uns auch schuldig, indem wir sagen: „Wir glauben an einen alleinigen Gott, unsern Schöpfer und Vater, und an seinen Sohn, Jesus Christus!"

Zwei Tage darauf erlitten Longinus, Aleestes und Megistus ebenfalls den Märtyrertod auf derselben Stelle wie Paulus.

Petrus wurde an demselben Tage wie Paulus hingerichtet.

Nach dem Abschied von diesem wurde er nach der Stadt zurückgeführt und über die Sublicius-Brücke durch den transtiberinischen Stadtteil den Janiculus hinauf, auf dessen höchstem Gipfel ihn das Kreuz erwartete.

Petrus bat, man möge ihn mit dem Kopf nach unten kreuzigen, weil er sich für unwürdig hielt, in derselben Stellung zu sterben, wie sein Herr und Meister. Die Henker willfahrten seinem Wunsche. Da geschah auch hier ein Wunder. Man sah Engel vom Himmel herniederschweben und den mit den Qualen des Todes kämpfenden Märtyrer umgeben. Sie trockneten ihm den Schweiß von der Stirn, flüsterten ihm süßen Trost ins Ohr und verließen das Kreuz nicht, ehe der Geist des Apostels sich frei emporschwang und ihnen folgte in die himmlische Herrlichkeit.

Nach dem Tode der Apostel versammelten sich die Christen, die aus dem Morgenlande waren: Griechen, Israeliten und Syrer, und kamen überein, da Petrus und Paulus ihre Landsleute gewesen, hätte das Morgenland den nächsten Anspruch auf ihre Leichen. Sie nahmen darum die Körper, verschlossen sie in steinerne Särge und führten sie fort. Aber als sie den zweiten Meilenzeiger erreicht, brach ein überaus heftiger Sturm los. Ein wütender Wirbelwind blies in die Stadt hinein, eine Finsternis gleich der einer Winternacht legte sich über das Tiber-Thal, der Donner rollte und von beiden Seiten her zischten die Blitze dicht über den Weg, als ob Cherubim ihre flammenden Schwerter gekreuzt hätten, um die Fahrt zu hemmen und das Morgenland daran zu hindern, sich die Schätze zuzueignen, die nur die Hauptstadt der Welt zu verwahren würdig sei. Denn ein neues Rom sollte ja eines Tages als Petrus' und Paulus' Werk verkündigt werden, und in dem Buch der Zukunft stand ja geschrieben, daß die Apostel die Cäsare überwinden sollten. Als Bestätigung dieses Sieges steht seit Jahrhunderten die Gestalt des Petrus auf Kaiser Trajanus' Siegessäule und die des Paulus auf der Säule Mark Aurels. Und während die Mausoleen der Cäsaren in Schutt und Asche verwandelt sind, oder wie das Hadrianische ihrer Pracht entkleidet dastehen und anderen Zwecken dienen, erheben sich die Peters- und Pauls-Kirchen in die Wolken wie Riesen-Denkmäler über den sterblichen Resten des Fischers und des Teppichwebers.

Evangelische Leser brauchen nicht erinnert zu werden, daß zwischen dem, was uns von den Aposteln durch ihre eigenen Briefe, so wie diese in dem neuen Testamente vorliegen, und dem, was uns durch alte kirchliche Sagen bekannt ist, in Bezug auf die Zuverlässigkeit ein Unterschied herrscht. Ganz und gar ohne historischen Inhalt sind diese Sagen doch aber auch nicht. Und wenn es auch zweifelhaft bleibt, ob Petrus jemals in Rom gewesen, ruht doch vielleicht das eine oder andere, was von Paulus erzählt wird, auf der Grundlage wirklicher Erinnerungen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er den Märtyrertod auf die Weise und auf der Stelle erlitten hat, wie es die Sage angiebt. Dann sind aber Wirklichkeit und Erdichtung so fest ineinander gewachsen, daß das Ganze einer Kette gleicht, die bei feierlichen Gelegenheiten zu Rom in der Kirche S. Pietro in vincoli gezeigt wird, und von welcher folgendes erzählt wird: Der Bischof Julianus in Jerusalem schenkte der Kaiserin Eudoxia die Kette, welche Petrus als Gefangener in der nämlichen Stadt getragen hatte. Die Kaiserin sandte die Gabe nach Rom. Der dortige Bischof wollte die jerusalemitische Kette vergleichen mit der, die Petrus in dem mamertinischen Gefängnis getragen, und als er die eine an die andere legte, wuchsen sogleich ihre Gelenke so fest zusammen, daß sie eine einzige Kette bildeten, an welcher man unmöglich erforschen konnte, wo die eine endigt und die andere anfängt.

Ein Vielgenannter.

Von

E. Greiner.

Gegenüber dem eine halbe Stunde von Saalfeld entfernten Dorfe Wöhlsdorf liegt an der nach Rudolstadt führenden Landstraße, birkenbeschattet, ein von einem eisernen Gitter umschlossenes Monument, welches die Inschrift trägt:

„Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen
am 10. Oktober 1806.“

Fürstin Luise von Radziwill war es, welche dieses in antikem Geschmack nach Schadow und Tieck gefertigte Denkmal dem heißgeliebten Bruder errichten ließ.

Prinz Louis Ferdinand, der „preußische Alcibiades“, wer ist wohl mehr geliebt, mehr geschmäht worden als er, den das Schicksal mit gebundenen Händen auf die Höhe der menschlichen Gesellschaft stellte und seinem Feuergeist die rechten Bahnen verschloß! Es liegt uns nichts ferner, als die Verdienste dieses der „Unvergessenen“ einen gegen dessen Fehler und Schwächen abzuwägen; nur im Bezug auf seine letzten Lebensstunden vielfache und zumeist durch französische Schriftsteller verbreitete und das Andenken des Toten schädigende Irrtümer wahrheitsgemäß zu berichtigen, ist der Zweck dieser Zeilen, den das Interesse rechtfertigen wird, welches das deutsche Volk dem gefallenen Helden von Saalfeld bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Für beide kriegführende Teile, Verbündete sowohl wie Franzosen, war der Besitz Saalfelds gleich wesentlich, und zwar einmal wegen seiner wohlgefüllten Magazine, anderenteils wegen der Möglichkeit, daß von diesem Punkt aus die Franzosen sich leicht zwischen die auf beiden Saalufern stehenden preußischen Kolonnen hineinschieben konnten, bevor noch der Uebergang der Hohenloheschen Armee über die Saale bei Orlamünde, Kahla und Jena stattgefunden haben würde.

Napoleon, dessen Feldherrnblick jeden Vorteil im voraus wahrnahm, hatte deshalb dem am 9. Oktober bei Gräfenthal stehenden Marschall Lannes die genauesten Verhaltungsmaßregeln für den Fall gegeben, daß die Verbündeten Saalfeld zu halten suchen würden. Und Napoleon hatte richtig kalkuliert: Louis Ferdinand erhielt die Ordre, die Hohenlohesche Avantgarde bei Saalfeld zu sammeln und dieses gegen einen möglichen Angriff des Feindes zu verteidigen. Von Stadt-Ilm kommend, konzentrierte der Prinz seine Truppen bei Rudolstadt, benachrichtigte von hier aus den König wie Fürst Hohenlohe, daß laut Meldung des bei Saalfeld stehenden Obersten Rabenau der Feind, gegen 20000 Mann stark, von Gräfenthal her im Anzuge sei, und erbat sich eine Verstärkung von der Hauptarmee. —

Mit einem Gemisch von Spannung und Zurückhaltung hatte man am Hofe Fürst Ludwig Friedrichs zu Rudolstadt, woselbst Louis Ferdinand Quartier genommen, den hohen Gast begrüßt, dem ein gar abenteuerlicher Ruf vorausging, doch die dem Prinzen im hohen Grade eigene Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit gewannen ihm alsbald die vollen Sympathien seiner fürstlichen Gastgeber wie der ihm zu Ehren zur Abendtafel befohlenen Hofgesellschaft. In gehobener Stimmung erklangen die Gläser auf den Sieg der Verbündeten, auf das Waffenglück des morgenden Tages, wußte doch Louis Ferdinand mit seinem feurigen Patriotismus, seiner Zuversicht auf den Sieg der gerechten Sache die ernstlichen Besorgnisse des kleinen Kreises zu zerstreuen und ängstlichen Gemütern Hoffnung und Vertrauen einzuflößen. Wenn man aber den Prinzen beschuldigt, in verfrühter Siegesgewißheit die letzte Nacht seines Lebens bei Pokal und Tanz durchjubelt zu haben, so ist dies ebenso unrichtig, als daß er, von Todesahnungen ergriffen, in Sentimentalität verfallen sei.

Nachdem man sich nach aufgehobener Tafel aus dem „Großen Saal" in die inneren fürstlichen Gemächer zurückgezogen, setzte der Prinz sich an den Flügel, auf welchem er nach Beethovens eigenem Ausspruch Meister war, und entzückte seine lauschenden Hörer mit seinem wundervollen Spiel.

In anbetracht der für morgen noch zu treffenden Vorkehrungen trennte die Gesellschaft sich früh. Louis Ferdinand ordnete hierauf für jeden möglichen Fall seine Papiere, wobei er zwischendurch von den Fenstern des hoch gelegenen Schlosses nach den rings von den Bergen leuchtenden Wachtfeuern seiner Truppen ausschaute.

Bereits in aller Frühe des nächsten Morgens traf die Meldung von dem oberhalb Saalfelds stattgefundenen Vorpostengefecht ein. Sofort brach Louis Ferdinand nach herzlichem Abschied von seinen fürstlichen Wirten mit seinen beiden Adjutanten von Klitzing und von Nostitz nach dort auf, begleitet von unserem Gewährsmann, dem schwarzburg-rudolstädtischen Major von Lyncker, einem ebenso hochherzigen, wie der Gegend kundigen Mann, den sich der Prinz vom Fürsten als Führer erbeten hatte.

In gestrecktem Galopp langte man gegen neun Uhr in Saalfeld an. Trotzdem Hauptmann Valentini dem Prinzen die Lage als eine sehr bedenkliche schilderte, beharrte dieser in Erwartung der von Hohenlohe erbetenen Verstärkung auf seinem Entschluß, Saalfeld zu halten und den Kampf mit dem ungleich stärkeren Feind aufzunehmen. In dieser Absicht inspizierte er seine im Umkreis um die Stadt aufgestellten, bereits auf verschiedenen Punkten mit dem anrückenden Feind im Kampf begriffenen Truppen. Zufolge gänzlicher Terrainunkenntnis war diese Aufstellung leider eine höchst ungünstige, die dem Feinde die größten Vorteile bot. Kaum hatte sich Louis Ferdinand mit seinen Begleitern in der Lairitzschen Weinstube am Marktplatz zu Saalfeld zum Frühstück niedergesetzt, als denn auch schon die Meldung vom eiligen Anzug zweier feindlicher Corps unter Lannes und Augerau eintraf. Massenhaft ergoß sich der Feind von den Bergstraßen des Thüringer Waldes, deren Zugänge zu besetzen man unbegreiflicherweise versäumt hatte, in das Thal, stellte sich am Fuße des „Breiten Berges" in Schlachtordnung auf und rückte, obgleich anfänglich nur über ein einziges brauchbares Geschütz verfügend, siegreich in der Richtung gegen Saalfeld vor.

Mit steigender Ungeduld hatte indessen Louis Ferdinand auf das Eintreffen der erbetenen Hülfstruppen gewartet, da traf statt ihrer der Befehl ein, bei Rudolstadt stehen zu bleiben und nicht anzugreifen. Zu spät! Das Verhängnis war einmal da und mußte jetzt seinen Verlauf nehmen. Die Verbündeten, das Beispiel ihres Führers nachahmend, fochten mit der größten Bravour, vermochten auf die Dauer aber doch nicht dem an Uebermacht wie in Führung der Waffen ihnen überlegenen Feind zu widerstehen und nachdem der Versuch, den Feind in der linken Flanke zu umgehen, gescheitert war, blieb Louis Ferdinand nichts übrig, als sich, obgleich blutenden Herzens, zum Rückzug zu entschließen. Da plötzlich brachen aus dem „Zechengrunde" zwei französische Reiterregimenter hervor, die sich auf die Zurückgehenden warfen und diese gänzlich auseinander

sprengten. Nun aber war es kein von den Verhältnissen gebotener ehrenvoller Rückzug mehr, sondern wilde, kopflose Flucht. Louis Ferdinand war außer sich. Vergeblich waren alle seine Anstrengungen, die Fliehenden aufzuhalten und die gelöste Ordnung wieder herzustellen — in wildem Durcheinander stürmten sie dahin. Erst unterhalb Saalfelds gelang es, die Flüchtigen zu sammeln. In Wöhlsdorf ritt der Prinz in den offenen, damals Bockschen Garten, wo er unter den Fenstern des Wohnhauses seinen Adjutanten bezüglich einer Vereinigung mit dem in der Nähe stehenden rechten Flügel Befehle erteilte. Es war ein unheilvolles Verhängnis, daß ihm in diesem Augenblick eine feindliche Kugel das Pferd unter dem Leibe tötete! Der Führer gestürzt! Was hätte es mehr bedurft, um die kaum Gesammelten aufs neue in zügellose Flucht zu treiben? Umsonst, daß der Prinz sofort ein anderes Pferd bestieg: für alle Kommandos taub, wälzte sich, als säße der nachrückende Feind ihm schon im Nacken, das Chaos in der Richtung nach Rudolstadt zu.

Wer mag sagen, was zur Stunde in der Brust des tapferen Generals vorgegangen, der im Vertrauen auf den Geist der Truppen, wie dieser ihn selbst beseelte, den heutigen Morgen so zuversichtlich begrüßt hatte! Daß er ganz allein mit seinem Degen die Schmach dieses Tages auszuwetzen vermocht hätte! Erst der dringende Hinweis seiner Begleiter auf die Folgen seiner möglichen Gefangennahme bewog ihn endlich, sich vor dem inzwischen ganz nahe herangekommenen Feind in Sicherheit zu bringen.

Ohne Hindernis ritt er aus dem Bockschen Garten über die Straße in einen Hohlweg, der von Fußgängern als Richtung über die Wiesen nach dem Dorfe Schwarze benutzt wird, wobei er, um nicht erkannt zu werden, die Vorsicht brauchte, den Ordensstern auf seiner Brust mit dem Federhut zu decken. Rechts in jener Hohle befindet sich eine damals acht Fuß hohe Lehmwand; auf dieser, am Ausgang der Hohle, stand ein verwitterter Eichenstummel, von welchem einige Wurzeln an der Lehmwand senkrecht herunter und quer über den Weg liefen. Hier sah sich der Prinz plötzlich von vorn, rechts und links — nur im Rücken, gerade unter jenem Eichenstummel, von der senkrechten Lehmwand gedeckt — von drei französischen Reitern angegriffen, die ihm unbemerkt gefolgt waren. Den ihm angebotenen Pardon wies er entrüstet mit den Worten zurück: „Coquin, le prince ne se rend pas; le prince meurt!" Jetzt entspann sich ein wütendes Gefecht. Louis Ferdinand hieb verzweifelt um sich, aber einsehend, daß er sich gegen seine drei Angreifer nicht zu halten vermöchte, bemühte er sich jetzt an diesen vorbei zu kommen, um sein Heil in der Flucht zu suchen. Da stolperte unglücklicherweise sein Pferd über die über den Weg laufenden Eichenwurzeln, und diesen Moment benutzte der Feind zu einem Hieb, der dem Prinzen das rechte Armgelenk zerschnitt. Während seiner tapferen Hand der Degen entsank, traf ihn ein Kreuzhieb über den Kopf und zugleich fuhr ein gerader Säbel ihm tötlich in die Brust. Ein Maréchal des logis vom 16. franz. Husarenregiment, namens Guindet, riß dem Entseelten den Stern von der Brust, um diesen, sowie den Degen des gefallenen Helden seinem „Großen Kaiser" zu überbringen. Napoleons Antwort, die der Ueberbringer statt des gehofften Lohnes erhielt, ist bekannt.

Als die vom Druck des Feindes von ihrem General abgedrängten Adjutanten zur Stelle kamen, fanden sie diesen bereits als Leiche in der Gewalt des Feindes.

Daß der Prinz nicht, wie man ihn vielfach beschuldigt, nachdem er die Schlacht verloren, feige den Tod gesucht, um den Vorwürfen des Königs zu entgehen, beweist die verzweifelte Gegenwehr, womit er sein Leben bis zum letzten Augenblick verteidigte. Einer der drei Angreifer selber hat einem Saalfelder, dem nachmaligen, inzwischen verstorbenen Justizrat und Oberbürgermeister Windorf, das Ende Louis Ferdinands geschildert und dessen persönlicher Bravour volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Genannter Herr, damals ein junger Mensch und des Französischen mächtig, mußte jenem Mörder Louis Ferdinands als Begleiter und Dolmetscher dienen, als dieser Tags darauf an der Stelle

des Ueberfalls in den noch im Wege stehenden Blutlachen nach einem dem Prinzen abgerissenen Orden suchte.

Die Einbringung der prinzlichen Leiche beschreibt Windorf aus eigener Anschauung wie folgt:

„Noch an demselben Nachmittage wurde der bis auf Hemd und Unterbeinkleider geplünderte Leichnam des Prinzen nach Saalfeld in den Schloßhof gebracht. Er lag auf einer von rohen Weidenästen zusammen gebauten Trage unter einer wollenen Pferdedecke; französische Soldaten trugen ihn unter schallender, fröhlicher **Tanzmusik** — also nicht wie der franz. Schriftsteller Thiers sagt: avec tous les égards dus à son rang et à son infortune —. Der im Schloß einquartierte Marschall Lannes kam herunter in den Schloßhof, betrachtete den Prinzen von allen Seiten lange stillschweigend und begab sich dann auf sein Zimmer zurück. Auf Verwendung des Herzogs Franz von Coburg wurde noch desselben Tags der Prinz in die St. Johanniskirche gebracht und auf eine unter den Altarstufen nahe am Taufstein gestellte Tafel gelegt. Dort fand Tags darauf die Sektion und sodann die Einbalsamierung statt. Beide Geschäfte wurden auf Anordnung des Magistrats von dem öffentlichen Gerichtsarzt Dr. Leutholf und dem Stadt- und Land-Chirurg Franke unter Beistand des damals noch jungen, aber gelehrten Dr. Wagner in Gegenwart des Dr. Jakold besorgt. Außer der erwähnten tödlichen Brustwunde hatte der Prinz noch vier Wunden: einen leichten Hieb über die Wange, zwei gegen den Hals hinunter sich kreuzende Hiebe am Hinterkopf und einen starken Hieb im rechten Ellenbogen.

Der Prinz wurde in einem schweren Sarge in der Herzogl. Gruft der St. Johanniskirche beigesetzt und erst im Jahre 1811 nach Berlin gebracht." —

Am 12. Oktober 1806 erschien in der Kirche zu Saalfeld, begleitet von einem Offizier, die Gattin des vorerwähnten Majors von Lyncker, um auf Wunsch der Fürstin Caroline von Schwarzburg dem Prinzen vor dessen Beisetzung eine Haarlocke abzuschneiden. Doch der ebenso grausige wie gefahrvolle Weg der mutigen Frau schien vergeblich gemacht worden zu sein, denn von des Toten üppigem dunkelblonden Haar, das teils von den fecierenden Aerzten, teils von den kriegsgefangenen Preußen dem geliebten Führer abgeschnitten worden, ist auch nicht eine Spur mehr übrig.

Frau von Lyncker steht tief erschüttert und bestürzt zugleich vor der Leiche des Mannes, dessen begeisterten Worten und seelenvollem Spiel sie erst vor wenig Tagen andachtsvoll gelauscht: sie wird der hohen Auftraggeberin das gewünschte Andenken nicht bringen können.

Da, einem plötzlichen Impuls folgend, hebt sie den Lorbeerkranz von der Stirn des gefallenen Helden — und eine letzte spärliche Locke ist ihr Lohn, die sie zur Hälfte in die Hand der Fürstin legte, während sie den Rest in einem mit dem Bildnisse Louis Ferdinands versehenen Medaillon bis zu ihrer Todesstunde beständig bei sich trug, wonach dieses in den Besitz von Schreiberin dieser Zeilen überging.

Berliner Brief.

Berlin, Ende April 1893.

Draußen im Lande soll nach dem Bericht von Augenzeugen der Frühling bereits seinen Einzug gehalten haben.

„O wie so anders, als die Herren singen,
Stellt sich der Lenz hier in der Großstadt ein,
Er weiß sich auch noch anders zu verdingen,
Als nur als Vogelsang und Vollmondschein!"

Aus dieser „Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen", wie Fürst Bismarck einmal Berlin genannt hat, steigt nicht die Lerche zur jubelnden Umschau himmelan, und die Wappenfarben des Fürsten Lenz, Blau und Grün, man erschaut sie hier nicht in jener berauschenden Weite der Erd- und Himmelsflur, sondern hebt fragend wie ein Gefangener die Augen auf zu dem Stückchen Himmel, welches die hohen Steinkolosse den Blicken offen gelassen haben. Ach, wir Armen! Hier spricht man nicht von dem Einzug des Frühlings, sondern kalt und prosaisch von dem — Schluß der Saison und atmet erleichtert auf, daß der lange Winter mit seinen Premièren, seinen Redouten, seinen Joursfixes und seinen Volksversammlungen zu Ende geht. Und überschlägt man den geistigen Gewinn, den die ablaufende Saison dem modernen Kulturmenschen gebracht hat, und vergleicht ihn mit den Prätensionen, mit welchen die Ingenieure des großstädtischen Mechanismus ihre Produktivität in alle Welt hinausschrieen, so dürfte endlich auch der Leichtgläubige zum Skeptiker werden und sich gleichzeitig mit der Erkenntnis trösten, daß es zum Glück noch andere geistige Centren in Deutschland giebt.

Da der Mensch nach dem griechischen Philosophen ein „politisches Geschöpf" ist, so wollen wir uns zunächst einmal auf dieses Gebiet begeben und rückblickend die Erscheinungen an uns vorüberziehen lassen, welche dem letzten Winter das charakteristische Gepräge gegeben haben. Ahlwardt, der Mann mit den centnerschweren Enthüllungen, hat wie kein anderer es verstanden, sich monatelang zum Gegenstande des öffentlichen Interesses zu machen. Die Berliner antisemitische Bewegung leidet an Oberflächlichkeit und Geschmacklosigkeiten. Nach seiner Haftentlassung wurde Ahlwardt im Triumph nach den Germaniafestsälen geleitet, wo auf dem Podium coram publico eine Rührscene zwischen dem Rektor und seiner vollzählig versammelten Familie stattfand. Es ist bedauerlich, das Familienleben in so undeutscher Weise in den Dienst der Reklame zu stellen und das Beifallsgeschrei der Massen durch eine theatralische Mache hervorzurufen. Die hiesige antisemitische Bewegung leidet an der Kritiklosigkeit; ihre Führer sind nicht Männer von großer geistiger Begabung, sondern einige, welche die Feder in den Dienst der Sache gestellt haben, geradezu Atheisten! Und was diese Feder produziert, ist

unlogisches und unbehülfliches Zeug, welches seine Haupt-Abnehmer auf der Friedrichstraße findet. Man muß das einmal aussprechen, daß eine relativ berechtigte Sache in letzter Zeit vielfach durch Herren diskreditiert worden ist, die eines guten Tages beschlossen, Antisemiten zu sein und die Massen mit Schlagwörtern zu füttern. Da ist vor wenig Tagen ein Schriftsteller Wald mit einer neuen antisemitischen Gründung auf der Bildfläche erschienen. Sie heißt „germanische Volksbühne" und hat letzthin vor einem Zuhörerkreise rein arischer Abstammung eine grausame Dilettantenarbeit des Gründers zur Aufführung am Nationaltheater gebracht. Das Drama „Der Sieg des Christentums oder Constantin der Große" dürfte selbst vor einem Parkett von Tertianern kaum auf einen Erfolg zu rechnen haben. Warum bleibt der Schriftsteller Wald, der sich seit einigen Monaten viel in Volksversammlungen hat hören lassen, nicht bei seiner früheren Beschäftigung, der Fabrikation — des Kolportageromans, welchem er vor einigen Jahren in seiner Zeitschrift „Das Glück" eine neue Heimstätte bereitet hatte? Es ist mir noch im Gedächtnis, in welcher umsichtigen Weise Herr Wald für sein gesundes Unternehmen Reklame zu machen verstand. An den Anschlagsäulen erschien eines Tages ein großes Plakat mit dem dunklen Satz: „Liebe Constanze, kehre zurück zu deinem betrübten Gatten!" Jedermann, selbst die Zeitungen (!), glaubten, daß es sich um eine trübe Ehescene handle; nach 14tägigem Plakatieren kamen endlich die weiteren Enthüllungen: der Satz war der Titel eines Kolportageromans im reinsten Stil der Hintertreppe, dessen Fortsetzungen, wie man erfuhr, bald von diesem, bald von jenem Dichter von Gottes Gnaden „geliefert" wurden.

Ich bin der Meinung, daß Männer von so hohem sittlichen Ernst letzteren lieber für ihre eigenste Domäne weiter verwenden sollten! Der Antisemitismus wird sich auch ohne ihre Mitwirkung läutern und sich auf der christlich konservativen Grundlage zu einer geistigen Macht entwickeln, welche, wie jede geistige Macht, von einem ethischen Prinzip gehalten wird. Kürzlich hat sich wieder ein hiesiger Gelehrter, der Nationalökonom Professor Schmoller, über die Assimilierung zwischen Juden und Christen in folgender Weise geäußert: „Die Frage, ob verschiedene Rassen mit Vorteil oder nur mit gewissen Nachteilen und Gefahren einen Staat bilden, durcheinander wohnen, verkehren, sich vermischen können, ist von der Wissenschaft noch lange nicht genug erforscht und erörtert worden, um ein abschließendes Urteil zu gestatten. Bei Germanen und Semiten ist die Verschiedenheit der Sitten und Moral so groß, daß ihre Mischung und das Zusammenleben nur ungünstig wirken muß. Was die Judenemancipation anbelangt, so stehe ich auf dem Standpunkt, daß Menschen mit einer von der unserigen so weit abstehenden Moral als gleichberechtigte Staatsbürger nie hätten zugelassen werden sollen. Erschwert wird der Assimilierungsprozeß noch durch die Empfindlichkeit der Juden, die sich alle solidarisch erklären, da, sobald man an einen von ihnen rührt, sich alle betroffen fühlen. Das verzögert eine unbefangene Erörterung der Frage über die Schädlichkeit des Judentums. Unsere Bankfirmen und Börsenwelt sind fast durchaus jüdisch, ebenso die kleinen ländlichen Kreditgeber, die Viehhändler und Viehversteller, und daß in diesen Kreisen große Räubereien vorkommen, ist aller Welt bekannt." —

Der Kampf gegen das Judentum darf nicht mit Holzsäbeln ausgefochten werden. Und hölzern und abgeschmackt war es kürzlich, daß man in der Friedrichstraße „Fahrkarten nach Jerusalem" verkaufte — „hin, aber nicht zurück"! wie die Händler riefen — und schließlich das Einschreiten der Polizei dadurch veranlaßte. Bei dem centrifugalen Charakter der Weltstadt bedarf es anderer Mittel, um die gleichgesinnten Elemente zusammenzufassen. Der Oberflächlichkeit ist überall Thür und Thor geöffnet, und die Spekulation auf die geistige Bedürfnislosigkeit der Massen hat auch im letzten Winter wieder in üppigster Blüte gestanden.

Andererseits läßt sich auch nicht die Thatsache bestreiten, daß man anfängt, das Gute vom Schlechten unterscheiden zu lernen. Die zu Beginn der letzten Saison neu entstandenen Theater, welche von blendender äußerer Pracht strotzten, in ihren Leistungen

aber taube Nüsse boten, sind sämtlich vom Publikum abgelehnt, bestanden sie doch auch großenteils aus „Kunststätten“, wo sich die weltstädtisch verfeinerte Seiltänzerei und Akrobatik produzierte! Es ist wahr, was Schiller aussprach, daß keineswegs „die Kunst vom Publikum herabgezogen werde“. Die Ausnutzung der schlechten Instinkte der Menge, das ist der springende Punkt in der Betrachtung unseres geistigen Lebens. Die Direktoren greifen heute noch zu denselben Mitteln wie vor hundert Jahren. Als im Jahre 1774 Götz von Berlichingen zum erstenmal von der Kochschen Gesellschaft in Berlin zur Aufführung gebracht wurde, wurde dem p. t. Publikum in der Ankündigung als Einlage auch ein glänzendes „Zigeuner-Ballet“ versprochen! — Unsere Hofbühne, welche längere Jahre hindurch die Führerrolle verloren hatte, dürfte zur Zeit zweifellos wieder an erster Stelle zu nennen sein. Sie hat uns in der letzten Spielzeit manche interessante Gabe beschert und jüngst gar einen Schatz aus der altindischen Poesie ans Licht gehoben, welcher das wärmste und nachhaltigste Interesse der Gebildeten hervorgerufen hat. Emil Pohl, dessen Autornamen man nur in Verbindung mit Posse und Schwank zu nennen gewohnt war, überraschte eines Tages unsere Gesellschaft mit dem Drama Vasantasena aus der „Feder“ des altindischen Königs Sudraka, einer Dichtung von klassischem Gepräge, deren Empfindungssphäre an Shakespeare erinnert und daher unserer modernen Anschauung nicht gar so fern liegt. Jedenfalls ist es eine freundliche Aufmerksamkeit des Schicksals gegen den königlichen Autor, daß das Werk bei seiner Wiederaufführung nach einem Jahrtausend wieder sein Hoftheater gefunden hat! Inzwischen ist das interessante Drama im Verlage der Reclamschen Universalbibliothek erschienen und die Lektüre desselben somit jedermann leicht zugänglich gemacht.

Recht still und beschaulich geworden ist es im Lande der sogenannten „freien Bühnen“, welche mit so lärmendem Tamtam in die Erscheinung getreten waren und sich schließlich das Firmenschild der bekannten Anekdotensammlung angeeignet hatten: „Du sollst und mußt lachen!“ Recht ergötzlich hat sich der Lebensgang der diesjährigen Schöpfung solcher Art gestaltet. Die „Frescobühne“ der Gebrüder Held, recte Herzfeld, welche sich vom Prinzen Karneval die Narrenkappe geborgt hatten, ohne über seinen Humor zu verfügen, hat sich von dem ersten und einzigen Schlage nicht wieder erholen können. Trotz der bedeutenden Herabsetzung des Mitgliederbeitrags ist es zu einer zweiten „Vorstellung“ nicht gekommen, und die große künstlerische That dieser Einsamen, die Aufführung des Dramas „Manometer auf 99!“ ist für das kommende Geschlecht als ein „Monument von unserer Zeiten Schande“ aufgerichtet! Sollte die Periode des Niederreißens, welche jetzt über Berlin gekommen ist, sich auch unheilvoll für diese Gründung erwiesen haben?

Man möchte sagen, daß die Reichshauptstadt jetzt eine Stadt „auf Abbruch“ sei! Die fromme, erinnerungsreiche Stätte, in welcher vor fünf Jahren Tausende den wehmutstrüben Blick auf den heimgegangenen Heldenkaiser warfen, ist nun dem Erdboden gleich gemacht; der alte Turm, dessen germanischer Trotz und vielleicht dessen — Pietät stärker zu sein schien als das Dynamit der Pioniere, hat sich endlich doch ergeben müssen, und bald werden sich dort die Fundamente des neuen Prachtbaues erheben, dessen Glockengetön auch an das Erzbild des großen Kaisers schlagen wird, dem man drüben an der Schloßfreiheit nun auch die Stätte ebnet. Reinhold Begas ist nun per tot discrimina rerum doch zum Schöpfer des Nationaldenkmals ausersehen; sein Entwurf will hier keineswegs als der erschöpfende Ausdruck des Gesamtbildes angesehen werden, wie es der große Heldenfürst sich im Herzen seines Volkes selber errichtet hat. Aber Begas genießt nun einmal die kaiserliche Gunst und ist der Rauch unserer Zeit geworden. Allerdings

„proximus huic longo sed proximus intervallo!“

So wird Berlin immer mehr zu einer „schönen Stadt“. Die „gerade Linie“ mit ihrem poesielosen Charakter ist maßgebend für die architektonische Umgestaltung der Hauptstadt geworden, und der Geist früherer Jahrhunderte, welcher in Schwesterstädten aus

hundert geheimnisvollen Winkeln zu dem lebenden Geschlecht spricht, muß der frostigen Nüchternheit des elektrischen Lichtes weichen, welches gern von mächtigen, wenn auch poesielosen Baufronten zurückstrahlt! Nun entkleidet sich auch das deutsche Parlamentshaus am Reichstagsufer mehr und mehr seines Gerüstes, und die hochragende Goldkrone auf dem Kuppelbau ist zu einem neuen Wahrzeichen der Reichshauptstadt geworden. In prangender Monumentalität dehnt sich der gewaltige Bau, und wenn dort dereinst aus den Reden der ernst beratenden Reichsboten jener Erzton wiederklingt, welcher einst bei der Grundsteinlegung aus dem Hammerschlag des Kaisers Wilhelm und seines eisernen Kanzlers erklang, so wird das Volk manches verzeihen, was heute das Vertrauen zu seiner Vertretung zu erschüttern im stande ist.

Vergehen und Werden! Aus der geistigen Erscheinungswelt Berlins hat der Tod letzthin zwei Männer gerissen, der eine ein Nestor, fast ein Neunziger, welcher mit ästhetischen Wächterblicken ein langes Leben hindurch die Pfade der Kunst beobachtete, Professor Karl Werder, der Aesthetiker des Hamlet, Macbeth, Wallenstein und Nathan, der andere ein Meister des Meißels, im schaffensfreudigsten Mannesalter, Paul Otto, der geniale Schöpfer unseres Wilhelm von Humboldt-Denkmals, welcher die letzte Hand an sein großes Monumentalwerk, das Lutherdenkmal, legen wollte, als sich sein Künstlerauge für immer schloß. In einer Stadt, wo der Materialismus mit breiten Sohlen auftritt und mit brutal fleischiger Faust die Menge packt, sind Verluste doppelt betrübend, für welche kein Ersatz zu finden ist. Die mechanische Weltanschauung und Lebensauffassung offenbart sich immer mehr in der geistigen Beschränktheit und in dem krassen Egoismus der Großstädter. Aus der Selbstmordstatistik der letzten Wochen erfuhr man, daß ein junges Mädchen den Tod im Wasser gesucht habe, weil sie sich auf einer Abendgesellschaft — zurückgesetzt gefühlt habe! Ja, man muß die Welt, sagt der Philosoph, nicht belachen oder beweinen, sondern man muß sie begreifen.

Begreifen wird man dann auch, wie der Spiritismus, gegen welchen man neuerdings energisch Front macht, gerade in einer Großstadt an Boden gewinnen konnte, deren Menschen jeder geistigen Vertiefung des Lebens abhold sind. Der Spiritismus selber ist weiter nichts als ein grob materialistisches System. In der „Urania", der hiesigen Anstalt für volkstümliche Naturkunde, hält man jetzt Vorträge gegen den Spiritismus. Man sei, so wird darin ausgeführt, verpflichtet, auch die Irrungen, welche aus der unzureichenden Erfassung des Naturerkennens und zum Teil aus einem gewissen naturwissenschaftlichen Materialismus entstehen, heilen zu helfen. Der Vortrag beschäftigt sich auch eingehend mit den elementaren Fehlern des Wahrnehmens und Urteilens, sowie mit den großen Gefahren der hallucinatorischen Erregungen der Menschenseele, zumal bei genossenschaftlicher Organisation der Pflege solcher Erregungen. Ein Hinweis auf die Liebe zur Kunst und zum Schönen in allen seinen weltlichen und religiösen Erscheinungsformen bildet den Schluß des interessanten Vortrages.

Die Urania hat sich auch sonst ein großes Verdienst durch die Einrichtung ihres „Wissenschaftlichen Theaters" erworben, auf dessen Bühne vortrefflich ausgeführte Dioramen an der Hand eines wissenschaftlichen Vortrags erläutert werden. Die Sternwarte der Anstalt verfügt über fünf große Fernrohre, welche zur Benutzung seitens des Publikums bereit stehen. Die physikalische Sammlung weist eine große Anzahl von Apparaten auf, welche zur Erklärung physikalischer Gesetze und Erscheinungen dienen, während in der mikroskopischen Sammlung 50 Mikroskope bis zu tausendfacher Vergrößerung die Wunder der Welt des Kleinsten zeigen.

Aber die „große Welt", das tout Berlin, kümmert sich, fürchte ich, mehr um die Vergrößerung seiner Genüsse, als um diejenige durch das Mikroskop. Man hat im hohen Rate der „Gesellschaft" beschlossen, den nachmittäglichen Korso im Tiergarten wieder aufleben zu lassen, welcher vor einer Reihe von Jahren nach manchen vergeblichen Versuchen im Gefühle seines Nichts von der Bildfläche verschwand. Man hatte sich zuletzt nicht mehr damit begnügt, sich gegenseitig mit Blumen zu bewerfen, sondern war

brutal genug gewesen, lebende Tauben herüber und hinüber zu schleudern, wobei dann wohl die geängstigten Tierchen unter die Pferde gerieten und zertreten wurden. Der damalige Korso hatte sich hierdurch sein Urteil gesprochen, und die öffentliche Meinung wandte sich von einer Geselligkeit ab, die in dem alten Rom der Kaiserzeit eine passendere Umgebung gefunden hätte. Nur in einem Jahre, wenn ich nicht irre: 1885, wurde der Korso ein Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens, denn der alte Kaiser hatte sein Erscheinen zugesagt, und des Jubels war dann kein Ende, wenn die kaiserliche Equipage langsam durch die Hofjäger-Allee fuhr, und das ehrwürdige, milde Herrscherantlitz leutselig die Blumengrüße erwiderte, welche Frauenhände mit begeistertem Eifer dem Kaiser zudachten! Ein freundliches Gedränge zu den Klängen der Kavalleriemusik, welches längst zerstoben ist! Ob es dem hiesigen „Renn- und Fahr-Verein", welcher die Wiederbelebung des Korso sich angelegen sein läßt, gelingen wird, Hof und Aristokratie für seine Sache zu gewinnen, oder ob der Korso sich nur zu einem ins Grüne verlegten Cirkus und Tattersall gestalten wird — wir werden uns vom Geschick die Gunst erbitten, uns die Tage erleben zu lassen, und Zeugen dieses bedeutungsvollen Ereignisses sein zu dürfen! —

Augenblicklich bildet auch hier die Reise unseres Kaiserpaares nach Rom das Tagesgespräch. Die Zeitungen laufen sich gegenseitig den Rang ab, um die Berliner in möglichst ausführlichen Telegrammen und Berichten sogar über die einzelnen Stunden der Festtage zu unterrichten. Denn der Berliner ist sehr neugierig, und je größer der Zeitungsklatsch, um so höher stellt sich die Abonnentenzahl. Es ist recht bezeichnend für das jämmerliche Lesebedürfnis des Berliners, daß der „Lokal-Anzeiger" es in den zehn Jahren seines Bestehens zu einer so unerhört hohen Auflage gebracht hat. Das Blatt ist das Leiborgan des denkfaulen Philisters und der Klatschbasen. Für letztere werden alle besonderen Vorkommnisse, als Hinrichtungen, Selbstmorde, Raubanfälle u. a., mit rohester Genauigkeit und lüsterner Behaglichkeit geschildert, und für die Empfindsamen sorgt Herr Rusticus alle Sonntage durch die Lieferung eines unglaublich schwulstigen und inhaltslosen Geleiers, welches ein vortreffliches Seitenstück zu dem meterlangen Unsinn des „Ulk"-Barden, Schmidt-Cabanis, abgiebt. Die silberne Hochzeit des italienischen Königspaares gab dem Blatt wieder eine so günstige Gelegenheit, den alten Weibern beiderlei Geschlechts, welche gern an Kirchenthüren medisieren, wenn das Brautpaar und die Hochzeitsgäste nahen, des Langen und Breiten von dem Zusammenleben des königlichen Paares vorzuschwatzen, ja das Blatt steht nicht an, bei einer so freudig ernsten Feier, wie es ein Ehejubiläum ist, allerlei Gerüchte aus früherer Zeit zu bringen. Solcher Art sind die Festbetrachtungen eines reichshauptstädtischen Blattes, welches in tausend und abertausend Berliner Familien Eingang gefunden hat und morgens und abends die geistige Nahrung auch der Söhne und Töchter bildet! Man fragt sich, ob der lex Heinze nicht ein größerer Umfang hätte gegeben werden müssen, denn die Gefahren, welche durch die Unsittlichkeit des gedruckten Wortes heraufbeschworen werden, sind größer oder mindestens ebenso groß, als diejenigen, welche jetzt die Gesetzgebung bekämpfen will.

Ein anderes Blatt, die „Königlich Privilegierte von Staats- und gelehrten Sachen", die Vossische Zeitung, hat in der Romfahrt etwas anderes für ihre Leser gefunden. Aus dem Umstande, daß Kaiser Wilhelm während des Frühstücks in der deutschen Botschaft eine eingehende Unterhaltung mit dem Kardinal Ledochowsky gehabt hat, der doch 1870 in Versailles für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes mit Deutschlands Hülfe plaidierte, der später die Seele der national-polnischen Bewegung gewesen und heute vom deutschen Kaiser durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet worden sei, aus diesem Umstande konstruiert sich das Blatt einen Fingerzeig für die — Opposition quand même! Auch der Fortschritt wird einmal hoffähig werden, wenn er nur tapfer aushält. Und an den Berliner Stammtischen, welche alle auf die Vossische Zeitung eingeschworen sind, wird eine neue „große Weiße" bestellt und auf das Gedeihen des „Fortschritts" getrunken!

Zge.

Monatsschau.

Politik.

Die vielumstrittene Militärvorlage hat auch im April noch die politische Diskussion in Deutschland beherrscht.

Wird das Gesetz angenommen oder abgelehnt werden? Wird ein Kompromiß zu stande kommen zwischen dem Kanzler und Herrn von Huene? Und wenn es zu stande kommt, wird das Centrum zustimmen? Gehen wir einer Reichstagsauflösung entgegen, die mit ihrem Gefolge von Neuwahlen uns den Sommer verderben wird? Oder darf man für den Juni auf friedliche Tage hoffen?

Das ungefähr sind im deutschen Reiche die Fragen gewesen, welche die politische Erörterung des Monats beherrscht haben. Leider sind alle Antworten darauf bisher noch durchaus ungewisse geblieben — die Zeitungen berichteten heute „aus guter Quelle", daß nun alles unter Dach und Fach sei, und morgen aus noch besserer Quelle, daß an eine Verständigung niemals zu denken sei. In der That ist die Zukunft heute genau so hell oder so dunkel, wie sie es am Anfang des Monats gewesen, und was werden mag, vermag niemand zu sagen Alles, was prophezeit werden kann, ist das, daß es nichts zu prophezeien giebt.

Was etwa über die größeren oder geringeren Aussichten der Regierung, eine Mehrheit zu gewinnen, sich beibringen ließe, haben wir schon Ende März auszusprechen versucht. Desgleichen, welche Momente bei den möglichen Neuwahlen zu Gunsten des Gesetzes in die Wagschale fallen würden, und andererseits, welche Schwierigkeiten sich der Gewinnung einer Regierungsmehrheit entgegenstellen. Der Rest ist Warten auf die Entscheidung, die ja nun endlich nahe bevorsteht.

Traurig bei allen Zukunftsberechnungen ist der Umstand, daß es immer das Centrum ist, welches den Ausschlag giebt, und daß jetzt wie immer bei dieser Partei eine Fülle von Gesichtspunkten maßgebend ist, welche ganz außerhalb des sachlichen Urteils über die militärische Spezialfrage liegen. Bei den Einen kommen partikularistische, bei den Anderen demokratische, beim Dritten rein ultramontane Interessen im vollen Sinne dieses Wortes zur Geltung. Freilich haben ja diese großen Verschiedenheiten unter Leuten, welche nur das katholisch-kirchliche Bekenntnis in der Politik zusammenhielt, jetzt endlich auch zur Folge, daß eine gewisse, wenn nicht Auflösung, doch Lockerung der Partei sich anbahnt. Jede der genannten Richtungen will herrschen, keine sich beherrschen lassen. Und so erhebt sich nun doch, seit Windthorsts überlegene Persönlichkeit fehlt, allmählich jedermanns Arm gegen den anderen. Das soll nicht

heißen, daß wir den Zerfall von heute auf morgen voraussagen wollten. Im Gegenteil. Auch dem Bestande politischer Parteien kommt die vis inertiae zu gute. Immerhin bleibt es charakteristisch, daß schon in einem einzigen Wahlkreis sich jüngst drei katholische Kandidaten gegenseitig befehden konnten, und daß dem schließlich wider das offizielle Centrum gewählten Herrn Fusangel nunmehr der Eintritt in die Reichstagsfraktion schlechthin verweigert worden ist.

Sollten demnächst wirklich Neuwahlen über der Militärvorlage angeordnet werden, so ist mit einiger Sicherheit vorauszusehen, daß gewisse schon vorhandene Spaltungen im Centrum sich unheilbar erweitern werden. Denn wenn der Natur der Dinge nach die Einen den Wählern ihr der Militärvorlage zustimmendes Votum als das einzig richtige hinstellen, und die Anderen das ablehnende als die einzige dem Volksrecht zuträgliche Stellungnahme anpreisen, so kann solche Hinstellung und Anpreisung schlechterdings nicht geschehen ohne Polemik gegen eigene Fraktionsgenossen. Bei solcher Polemik bewährt sich aber oft die alte Erfahrung, daß der Streit die Streitenden weiter führt, als sie ursprünglich wollten, und daß gewesene Freunde sich bitterer befehden, als altbekannte Feinde. In urbaner Form beginnen die Auseinandersetzungen; menschliche Leidenschaft sorgt aber bald dafür, daß die Scharmützel in blutige Gefechte sich verwandeln.

Auch sonst sprechen manche Anzeichen dafür, daß das durch die Siege des Kulturkampfs maßlos gesteigerte Selbstgefühl der Katholiken, daß der ganze erregte Korpsgeist der römischen Kirche wieder ruhigerer Stimmung Platz macht. Ein recht beachtenswertes Symptom der rückläufigen Bewegung ist der soeben vollzogene Austritt des Grafen Hoensbroech aus dem Jesuitenorden, dem er dreizehn Jahre lang angehört hat, und die Mitteilungen, die er über den Grund seines Austritts zuerst in der „Kreuzzeitung" und dann in den „Preußischen Jahrbüchern" gemacht hat. Gewiß enthält diese von einem großen Teil der Presse als großartige „Enthüllung" behandelte Darstellung nichts wesentlich neues; alles erhebliche hat z. B. auch schon in einer Studie über den Jesuitenorden gestanden, welche der Schreiber dieser Chronik im Jahre 1886 in der „Konservativen Monatsschrift" veröffentlicht hat. Immerhin ist es ein beachtenswertes Symptom, daß ein Mann wie Graf Hoensbroech sich öffentlich von seinen Gelübden lossagt, und damit im Grunde materiell zur evangelischen Kirche übertritt. Denn auf katholischem Boden ist solcher Austritt unmöglich. Wir haben nie daran gezweifelt und haben oft in unseren Berichten die Zuversicht ausgesprochen, daß ähnliche Stimmungen in der römischen Kirche wiederkehren müßten, wie sie zur Zeit des Vatikanums bestanden, und wie sie damals zu der in ihren Anfängen so überaus starken altkatholischen Bewegung im Beginn der siebziger Jahre geführt haben. Wir halten auch jetzt daran fest, daß sie kommen müssen, freilich nicht ohne die Sorge, daß Kulturkämpferei und Evangelischer Bund diese Stimmungen noch manches Mal hemmen oder in Verstimmungen verwandeln könnten.

Was sonst der Reichstag an gesetzgeberischer Thätigkeit geleistet hat, ist nicht viel — die erklärliche Unlust der Abgeordneten, das unermeßliche Gerede des modernen Parlamentarismus Wochen lang schweigend über sich ergehen zu lassen, hat oft zur Beschlußunfähigkeit, und damit zum Stillstand der Arbeit geführt.

Beachtenswert waren die Verhandlungen zum neuen Reichsseuchengesetz, insofern Konservative und Centrum erfreuliche Proteste erhoben gegen diese leidige Ausgeburt moderner Schulmedizin, welche bereit war, die unglaublichste Diskretionärgewalt in die Hände der Aerzte zu legen. Wer für „seuchenverdächtig" erklärt wird, ist ungefähr vogelfrei, und die Erklärung kann jeder Arzt abgeben. Das alles aber, nachdem die Schulmedizin mit ihrer ganzen Wissenschaft in Hamburg sich unfähig gezeigt hat, auch nur einen einzigen Cholerakranken zu heilen, vielmehr lediglich die Homöopathen einen nennenswerten Erfolg ihrer Heilmethode aufzuweisen haben. Bei diesen schwankte der Sterblichkeitsprozentsatz zwischen vier und acht Prozent, während er bei den Schulmedizinern etwa fünfzig Prozent beträgt, mutmaßlich also größer ist, als er sein würde,

wenn man einfach jeden Kranken sich selbst überlassen hätte. Denn daß durch den Transport in die Krankenhäuser manche umgebracht sind, die hätten genesen können, wenn sie in ihren Wohnungen geblieben wären, ist eine so weit verbreitete Vermutung, daß sie kaum grundlos sein dürfte. Und nun erbaut man, noch ehe das Wesen der Krankheit auch nur einigermaßen zuverlässig erforscht ist, und auf Fundamenten, die nach dem Urteil ärztlicher Autoritäten durchaus unsichere und schwankende sind, ein neues Gesetz, das mithin die sichere Aussicht der baldigen Reformbedürftigkeit als Wegzehrung mit auf die Reise bekommt. Erfreulicher Weise, wie gesagt, sind aber Anzeichen vorhanden, daß der Reichstag die Bestimmungen der Novelle mit Nachdruck einschränken wird.

Umgekehrt und ebenfalls erfreulicher Weise hat die entsprechende Reichstagskommission ein Gesetz verschärft, bei dessen Abfassung die Regierung viel zu zaghaft vorgegangen war, wir meinen die sog. lex Heinze, das Gesetz gegen die Unsittlichkeit. Die Einzelheiten dieses Gesetzes entziehen sich natürlich der öffentlichen Erörterung. Aber es ist zu hoffen, daß nun auch im Plenum das verhängnisvolle Prinzip der Vergangenheit verlassen werden wird, mit dem Laster offizielle Pakte zu schließen, dagegen der richtige gesetzgeberische Weg eingeschlagen wird, dasselbe zu verfolgen und auf der Flucht zu halten, wo immer man es findet.

Neben Beratung der Gesetzentwürfe für die Zukunft ist auch der Reichstag in die Lage versetzt worden, sich mit Angelegenheiten einer nun schon fernen Vergangenheit zu befassen. Gelegenheit dazu hat der streitbare Rektor Ahlwardt gegeben, ein Mann, den wir anfangs mit jener relativen Sympathie behandelt haben, die der politische Mut, das unbedenkliche Eintreten für die gewonnene Ueberzeugung, auch beim Gegner erweckt. Dazu kam, daß sein Kampf ein Kampf gegen die Korruption war. Die beiden Prozesse, in welchen sich Ahlwardt gegen die Klagen der Stadt Berlin und der Gewehrfabrik Löwe zu verteidigen hatte, haben beide nicht ganz ungünstig für ihn geendet. In beiden Fällen lagen seinen Behauptungen bedenkliche Vorgänge mannigfacher Art zu Grunde, wenn er auch stets mit seinen Schlußfolgerungen weit über das Ziel hinausgegangen war und in leichtgläubiger, kritikloser Weise allerlei unsichere, halbwahre Angaben zweifelhafter Zeugen als bare Münze genommen hatte. Leider ist es aber mit dem wunderlichen halbgebildeten Mann politisch und — man weiß nicht recht, ob intellektuell oder moralisch, bergab gegangen. Seine Sucht zu sensationellen Enthüllungen und die geschickte Provokation der Gegner, die ihn in eine wohlvorbereitete Falle lockten, haben ihn verleitet, mit Behauptungen und Beschuldigungen vor versammeltem Reichstag um sich zu werfen, die, wenn sie wahr wären, dazu führen müßten, die Herren Miquel, von Bennigsen, von Kardorff und andere ins Zuchthaus zu bringen. Natürlich hat der Reichstag den Beweis gefordert und Ahlwardt hat einige Centner „Akten" verheißen, in denen alles Mögliche stehen sollte. Aber die Akten sind übergeben, geprüft, und sie enthalten anscheinend — das Votum des Reichstags liegt in dem Augenblick, da wir schreiben, noch nicht vor — nichts wesentliches, was geeignet wäre, die ungeheuerlichen Beschuldigungen gegen Minister und Parlamentarier zu beweisen. Die Naivität des Herrn Rektors hat sich nach alledem als eine nicht mehr entschuldbare erwiesen; sie kann nur noch als frevelhaft bezeichnet werden bei einem Manne, der den Anspruch erhebt, im öffentlichen Leben mitzuwirken. Daß aus der Gründerzeit noch manches dunkle Kapitel unaufgeklärt ist, entspricht auch unserer Ueberzeugung. Niemand bezweifelt das, der jene Zeit erlebt oder wenigstens die Schriften Perrots, Glagaus und Rudolf Meiers über die „invaliden Fonds" und verwandte Themata gelesen hat. Es läßt sich da vieles wahrscheinlich machen. Aber der Weg vom Verdacht zum Beweis ist nirgends weiter und dornenvoller als hier. Namentlich pflegt über wirklich schmutzige Pakte in die „Akten" nichts hineingeschrieben zu werden. Theoretisch unmöglich ist es daher nicht, daß noch Dinge ans Licht gezogen werden, die für die „Enthüllten" nichts weniger als angenehm sind. Das, was Ahlwardt behauptet hat, wird wohl unwahr sein. Aber auch wenn's wahr wäre, würde es wohl niemals bewiesen werden können. Und auf

gleicher Stufe wie die politischen Behauptungen stehen seine gelegentlichen persönlichen Invektiven. Allem menschlichen Ermessen nach ist z. B. die Behauptung, daß Herr Rickert 12000 Mark als Chef der „Judenschutztruppe" bekomme, reiner Unsinn. Herr Rickert ist eine komische Figur und seine Unterstützung ist einesteils gar nichts wert, anderenteils haben die Juden sie umsonst. Es liegt aber durchaus nicht in ihrer Art, für Bagatellen, die sie gratis bekommen können, phantastische Summen zu zahlen. Wie wenig der politisch unreife Rektor sich der Tragweite seiner Worte bewußt war, beweist besonders die Versicherung, die er plötzlich mitten unter den haarsträubendsten Invektiven und Injurien abgab, daß es ihm nämlich „völlig fern liege, irgend jemanden beleidigen" zu wollen. Im übrigen ist nur zu unterschreiben, was der konservative Wortführer Frhr. von Manteuffel erklärte, daß die ganze Sache von Ahlwardts Feinden zu einer Bedeutung aufgebauscht sei, die sie nicht habe. Man schlägt auf Ahlwardt und man meint den Antisemitismus.

Zur Bewegung der Parteien ist die erfreuliche Thatsache zu verzeichnen, daß der Bund der Landwirte in seiner Entwicklung lebhaft fortschreitet, und daß alle Aussicht vorhanden ist, er werde sich allmählich über ganz Deutschland erstrecken. Selbst nationalliberale Abgeordnete sehen die Bewegung für so stark an, daß sie gute Miene zum bösen Spiel machen und z. B. in Hannover sich selbst an die Spitze der Bewegung gestellt haben, um zu verhindern, daß sie in konservatives oder welfisches Fahrwasser geraten könnte.

Leider sind die Handwerker noch immer nicht durchweg auf demselben richtigen Wege, wie die Landwirte. Neuere Versammlungen haben wieder mit einigem Ungestüm die Forderung einer großen Handwerkerpartei an die Berufsgenossen gerichtet. Und doch wäre das Richtige auch hier, einen „Bund der Handwerker" zu stiften, der nicht eigene Kandidaten bei den Wahlen aufstellt, sondern lediglich ein Interessen-Programm vereinbart und dann die Vertreter der vorhandenen Parteien zur Entscheidung auffordert, ob sie demselben zustimmen oder es ablehnen.

Hier und nur hier scheint uns auch der einzige gangbare Weg zu liegen, auf dem wir vielleicht mit der Zeit vom allgemeinen Stimmrecht in seiner jetzigen verderblichen Gestalt herunter kommen könnten und wieder zu einer gesunden germanischen und organischen Vertretung der Berufsstände gelangen, in welcher jeder Deputierte ein klar begrenztes Interesse vertritt und niemand mehr hinter der heuchlerischen, von den Liberalen aus Welschland herübergebrachten „Gesamtheits"-Maske sein politisches Angesicht zu verbergen braucht.

* * *

Was die internationalen Beziehungen des deutschen Reiches betrifft, so haben dieselben dem Königreich Italien gegenüber eine erfreuliche Befestigung erfahren durch den Kaiserbesuch zur silbernen Hochzeit des Königspaares. Politisch beachtenswerter, als diese Ratifizierung des Bestehenden, sind die großen Höflichkeiten, welche nebenher mit dem Vatikan ausgetauscht wurden, und welche zu besonderer Ehrung des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla und des früheren Erzbischofs Ledochowski führten. Die Freundlichkeiten gegen den letzteren sind nicht auffallend. Sie liegen durchaus in der Richtung der deutschen Politik den Polen gegenüber, deren Restitutionspläne unausgesprochen zwar, aber doch erkennbar dem Wunschzettel des Dreibundes nicht widersprechen. Wenn die Sache für den Fürsten Bismarck eine persönlich empfindliche Seite hat, so kann derselbe ja freilich auf besondere Rücksichtnahme kaum Anspruch machen. Die Auszeichnung des Papstes selbst durch einen sehr langen Kaiser-Besuch und die Ehrung seines Ministers durch einen höchsten Orden wird man auf Rechnung der Militärvorlage setzen müssen, auch wenn dieselbe, wie sich von selbst versteht, in den Gesprächen nicht erwähnt wurde. Bei den jetzt schon erwählten Reichstagsmitgliedern dürfte freilich durch solche Diplomatie ein Eindruck kaum noch erzielt werden. Die Herren haben wohl meist ihre Stellung schon fest genommen. Immerhin können die Vorgänge wert-

voll werden bei Neuwahlen. Denn für die dem Centrum bisher so nützliche Behauptung, daß die Kirche in Gefahr sei, wird nach allen soeben ausgetauschten Liebenswürdigkeiten auch der erbittertste Ultramontane im Volk keinen Glauben mehr finden. Eine andere Frage ist allerdings die, ob in dem Entgegenkommen von deutscher Seite des Guten nicht zu viel gethan worden. Seit dem Karolinen-Streit ist die Umschmeichelung der Kurie politische Gepflogenheit geblieben. Und wenn auch wir die freundlichen Beziehungen für besser halten, als die unfreundlichen, so gilt doch für die Kurie noch mehr, wie für jede auswärtige Macht, daß es glücklicher ist, sie „kommen" zu lassen, als ihr zu „kommen".

Im Wetterwinkel des Orients fehlt es nicht an Wolken.

In Serbien hat ein Staatsstreich, eine kleine Revolution von oben stattgefunden. Der jugendliche König war mit von der Verschwörung — er setzte mit Hülfe der heimlich erkauften oder gewonnenen Soldaten seine Vormünder und Regenten ab und erklärte sich für volljährig, hat dann auch sofort die Zügel der Regierung ergriffen. Die Sache ist bisher sehr schön und glatt abgegangen und angeblich auch das Volk mit der Neuerung sehr zufrieden. Wie lange, muß dahin gestellt bleiben. Man kann dem König Alexander nur wünschen, daß seine gelehrigen Unterthanen die Kunst, wie man Revolutionen macht, nicht allzu eifrig an ihrem fürstlichen Vorbild studieren.

Wo eigentlich die Fäden der kleinen Revolution am letzten Ende zusammenlaufen, ist nicht ganz klar geworden. Der erste naheliegende Verdacht war natürlich der, daß es sich um eine neue Auflage der alten russischen Intriguen, um einen Schachzug der Königin Natalie und ihrer Helfershelfer gegen Oesterreich handele. Das scheint indessen nicht so unbedingt der Fall. Jedenfalls haben innere und auch wohl Finanzfragen mitgespielt, die für die außerserbische Welt, soweit sie nicht vielleicht serbische Papiere besitzt, ohne Belang sind. Selbst die Russen in Belgrad sollen überrascht worden sein durch die Ereignisse. Und die neuen Machthaber sollen nicht ohne weiteres russische Marionetten, sondern Männer sein, die dem Wiener Kabinett gegenüber eine angemessene Politik zu verfolgen bereit sind. Die Zeit muß lehren, ob dieser Kurs festgehalten wird, oder ob doch der neue Stand der Dinge eine Etappe auf dem Wege der Russen nach Stambul, wenn nicht darstellt, doch darstellen sollte.

Erfreulicher für uns, als in Serbien, haben sich die Dinge in Bulgarien entwickelt. Fürst Ferdinand und sein Minister Stambulow wurden am Anfang ihrer Laufbahn von ganz Europa belächelt. Aber sie haben eine so besonnene und vorsichtige und dabei doch feste Politik begonnen und innegehalten, daß jetzt die Verhältnisse des Fürstentums sich in der glücklichsten Weise konsolidiert haben. Die besten diplomatischen Beziehungen werden in Wien und Konstantinopel unterhalten und haben bisher so sicher über den Mangel der formellen Anerkennung hinweggeholfen, daß der Fürst daran denken konnte, um eine Prinzessin aus altem Hause zu werben, mit der er soeben seine Vermählung gefeiert hat. Man kann nur bedauern, daß der Vorgänger des Fürsten Ferdinand, der vor diesem die europäische Anerkennung voraus hatte, sich nicht in gleicher Weise seiner Aufgabe gewachsen gezeigt hat, mochte diese auch damals noch Schwierigkeiten zu überwinden haben, welche jetzt nicht mehr bestehen.

In Großbritannien wogt der Kampf um die Gladstonesche Homerule-Vorlage noch immer hin und her. Im Unterhaus freilich und in zweiter Lesung ist sie nach unendlichen Debatten angenommen worden. Aber entschieden ist damit noch nicht, daß die Zerteilung des alten mächtigen Inselreiches über kurz oder lang geschichtliche Wahrheit werden soll. Zunächst drohen noch Widerstände im eigenen Lager, nicht am wenigsten finanzielle Schwierigkeiten; die Neuerung würde ungeheure Kosten machen. Dann aber machen sich auch die wilden Agitationen der irischen Protestanten geltend, die selbst den alten Gladstone schon dazu getrieben haben, eine Ausscheidung der Provinz Ulster aus dem irischen Sonderstaat ins Auge zu fassen. Endlich aber und vor allem fällt der Umstand ins Gewicht, daß das Gesetz auch das Oberhaus passieren muß, wo es voraussichtlich den entschlossensten Widerstand finden wird. Wie fast alle politischen

Kämpfe, denen nationale Leidenschaft zu Grunde liegt, erscheinen auch die irischen Selbstherrlichkeitsgelüste dem Fernstehenden nahezu unverständlich, oder wenn auch historisch verständlich, dann doch unverständig und thöricht. Was kann Homerule den Iren nützen? Was werden sie erreicht haben, wenn ihre Wünsche erfüllt sind? — so fragt man sich vergeblich. Noch unverständlicher bleibt aber der Umstand, daß ein englischer Staatsmann jener irischen Politik der Leidenschaft Zugeständnisse macht, die nur mit der Auflösung des großen Weltreichs enden können. Denn darüber sind Täuschungen kaum möglich, daß das gegenwärtige von Halbheiten strotzende Gesetz nur eine Etappe, aber kein letzter Abschluß sein kann, und daß schon jetzt der irische Nationalhaß ein ganz anderes Ziel ins Auge faßt, als das von einem kurzsichtigen Staatsmann ihm gesteckte.

In Belgien hat es politische und sociale Kämpfe von solcher Erbitterung gegeben, daß dieselben zeitweise in offene Revolution ausarteten. Wie man weiß, geht dort die sociale Bewegung mit der politischen Agitation, die das allgemeine Stimmrecht auf ihre Fahne geschrieben hatte, Hand in Hand, und die Arbeiter benutzten die ihnen günstige Lage zum Beginn von Demonstrationen und Streiks. Inzwischen ist nun zwar nicht der radikalste Wahlgesetz-Entwurf, wohl aber ein sehr weitgehendes Stimmrecht von der Kammer sowohl wie vom Senat angenommen worden. Und seither haben sich denn auch die erregten Leidenschaften einigermaßen gelegt. Von einer dauernden Beruhigung des Landes kann aber heute so wenig die Rede sein, wie bisher Die socialen Gegensätze haben sich in Belgien bis zur Unversöhnbarkeit gesteigert — ungeheurer Reichtum und grenzenlose Armut stehen sich unvermittelt gegenüber. Der Staat sowohl wie die Kirche haben ihre Pflicht nach allen Seiten hin versäumt. Der Staat ist untergegangen in einem kapitalistischen Manchestertum, das sich mit den Flittern der französischen Revolution als Wohlthäter des Volkes aufputzte. Und für diesen Kurs des Staatsschiffes war es ganz gleichgültig, ob die Mehrheit und das Ministerium der sog. liberalen oder der klerikalen Partei angehörten. Und die in Belgien alleinherrschende römische Kirche hat sich hier wie überall unfähig erwiesen, den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden und die besitzenden Klassen zur Erfüllung ihrer socialen Pflichten anzuhalten.

Hier, wie in allen Kulturstaaten, zeigt sich also das Ringen und Streben der Völker nach einer Lebensform, welche unter den modernen Produktionsverhältnissen nicht nur den „oberen Zehntausend", sondern auch dem handarbeitenden Volke ein lebenswertes Leben gewährleistet. Daß in den von der römischen Kirche beherrschten Ländern die Lösung dieses Problems nicht gefunden werden wird, scheint gewiß. Thomas von Aquino hat nicht für das zwanzigste Jahrhundert geschrieben! Ob in germanisch-evangelischen Landen allmählich das Ziel erreicht werden wird, kann bezweifelt, aber wenigstens jetzt noch nicht als völlig aussichtslos bezeichnet werden. Fleiß und Arbeit aller derer, die es angeht, müssen freilich daran gesetzt werden, Verzicht auf viele alteingewurzelte Gewohnheiten und Anschauungen, Verzicht besonders auf die Anschauung der Vergangenheit, daß die Menschen in socialer Hinsicht übereinander und nicht nebeneinander stehen, daß der Staat für Einige und nicht für Alle da sei.

Gelingt es einem Volke, wirklich christliche Socialreform zur Wahrheit werden zu lassen, so wird dies erste Volk der Zukunft nicht nur selbst sich inneren Friedens erfreuen, sondern es muß notwendig zum unwiderstehlichen politischen Magneten für die Völker der Erde werden. — Hier liegen noch ungenutzte Kräfte, die Erde aus ihren Angeln zu heben, hier auch die Waffen zur Eroberung der Welt!

Kolonialpolitik.

Nachdem der Kolonialetat in zweiter und dritter Lesung ohne Zwischenfall genehmigt, ist Afrika und die Südsee aus dem parlamentarischen Leben in Deutschland geschwunden. Desto mehr hat sich auf dem Schauplatz unserer kolonialen Entwicklung selbst zugetragen.

In Ostafrika ist der genaue Gefechtsbericht des Lieutenant Prince aus Tabora im amtlichen Kolonialblatt veröffentlicht worden und hat endlich ein klares Bild von der Gefahr geliefert, in welcher sich das Deutschtum im Centrum unserer ostafrikanischen Kolonie befunden hat. Wir wissen nicht, ob die offizielle, im Amtsblatt für die deutschen Schutzgebiete veröffentlichte Darstellung der kritischen Lage vor der Eroberung von Sikes Festung eine gleich offene und rückhaltlose gewesen wäre, wenn nicht der vorläufig alle weiteren Befürchtungen ausschließende Erfolg, sondern vielleicht eine fortdauernd schiefe und unsichere Lage das Ende der Unternehmungen gewesen wäre. Immerhin ist es charakteristisch, daß der Vorgänger des siegreichen Chefs von Tabora, Dr. Schwesinger, es nicht für angebracht erachtet hatte, die zuletzt geradezu verzweifelte Lage der deutschen Besatzung von Tabora, auf die er Monate lang vorher, also rechtzeitig, hingewiesen hatte, in der letzten Zeit seiner Amtsführung rückhaltlos darzulegen. Wir halten in dieser Hinsicht mit unserer Besorgnis nicht zurück, daß diese neuerliche, auch durch den Bericht des Lieutenant Prince bestätigte Abneigung gegen ungeschminkte Darstellung ungünstiger Situationen die natürliche Folge eines Tadels gewesen ist, den Dr. Schwesinger in der letzten offiziellen Darlegung unserer kolonialen Verhältnisse an den Reichstag über sich ergehen lassen mußte. In der im Herbst vorigen Jahres herausgegebenen Denkschrift fand sich nämlich der für das „System Caprivi" bezeichnende Passus, daß Dr. Schwesinger vorzüglich durch Ausübung seines ärztlichen Berufes Vertrauen erlangen und den arabischen Einfluß habe brechen (!) sollen. Kenner der Verhältnisse haben eine derartige Praxis nie auf die Dauer für richtig gehalten, da ein Sammelplatz ehemaliger arabischer Sklavenhändler nicht durch ärztliche Thätigkeit zu regieren ist. Liest nun aber der mit einem solchen fatalen Posten betraute Beamte den öffentlichem Tadel darüber, daß „Zwistigkeiten" leider nicht vermieden seien, und erfährt er sogar in einer Reichstagsverhandlung direkten Tadel, nachdem er nach besten Kräften eine verfehlte Aufgabe zu lösen gesucht, so muß die Folge natürlich die sein, daß er die sehr begründeten Bitten um Verstärkung aufgiebt und, koste es was es wolle, eine Entscheidung herbeiführt. Die Folgen haben sich gezeigt. Erst jetzt sind die sehr ernsten Verhältnisse vor dem Eintreffen des Lieutenant Prince in Tabora genauer bekannt geworden, es hat sich herausgestellt, daß Dr. Schwesingers Angriffe auf den 20fach überlegenen und gut verschanzten Häuptling Sike einfach abgeschlagen waren, das deutsche Ansehen sehr gelitten hatte und Lieutenant Prince bei seiner Ankunft eine Lage vorfand, die ihn zwang, seinerseits mit 170 Mann, darunter einem Drittel Rekruten, 40 unzuverlässigen Leuten und einem einzigen modernen Geschütz eine dreifache Pallisadenbefestigung, die von 1500 Mann mit ca. 500 Gewehren verteidigt wurde, anzugreifen, um der völligen Erdrückung der deutschen Mannschaft vorzubeugen. Lieutenant Prince hat durch eine, in den kleinen Verhältnissen kriegsgerecht durchgeführte Belagerung mit nachfolgendem Sturm die Festung Sikes genommen und den gefürchteten, persönlich nicht unbedeutenden Gegner der Deutschen aufhängen lassen, nachdem dieser seine Weiber abgeschlachtet und den vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Rest der Besatzung in die Luft zu sprengen. Dr. Schwesinger hat durch Kühnheit und Ruhe, besonders bei der Erstürmung, hervorragenden Anteil an dem Erfolge, auch die drei beteiligten deutschen Unteroffiziere finden in dem amtlichen Bericht gebührende Anerkennung. Die Situation in Tabora ist nun wieder ruhig und die deutsche Herrschaft durch die inzwischen eingetroffene Verstärkung durch eine Compagnie regulärer Schutztruppe unter dem früher schon in Tabora bewährten Lieutenant Sigl, dem jetzigen Chef der Station und der Verwaltung gesichert. Unsere Leser aber werden zugeben, daß bei solchen von deutscher Seite durchaus unprovozierten Ereignissen die immer wieder von kolonialer Seite erhobene Forderung nach Ausgestaltung der deutschen Militärmacht in Ostafrika keine unbegründete ist. Hervorzuheben ist noch, daß Sike zwar selbst Neger, in seinen letzten Entschlüssen aber vollständig durch die deutschfeindliche Araberpartei in Kwihara, einem Nachbardorfe Taboras, bestimmt oder wenigstens beeinflußt gewesen ist, sodaß eine Niederlage der Deutschen gleichbedeutend mit der

Vernichtung der dortigen Station und einer Neuerhebung der uns feindlichen großen Partei unter den Arabern Taboras und vielleicht eines weit größeren Bezirks gewesen wäre. Als Seitenstück zu dem kriegerischen Erfolge unserer Pioniere in Ostafrika sei erwähnt, daß das im Kolonialblatt hervorgehobene Gedeihen der großen Baumwollplantage in Kikogwe einen erfreulichen friedlichen Fortschritt unserer Kulturarbeit bedeutet.

Minder günstig entwickelt sich die Kamerun betreffende Hinterlandfrage. Nachdem die deutsche Regierung bis heute nichts gethan, um die Sicherung der Binnengebiete durchzusetzen, trotz der mannigfachen Petitionen und Zeitungsartikel von kolonialfreundlicher Seite, giebt es die französische Presse, auch die offiziöse, auf, die Bestrebungen der Pariser Regierung und der beteiligten Privatinteressenten um die Annektierung Adamauas, Baghirmis und der südlichen Tschadseeküste als lediglich handelspolitische Unternehmungen zu bezeichnen. Hatte die deutsche Regierung noch im vorigen Jahre in Paris ausdrücklich verlautbart, daß sie das westlich des 15. Längengrades liegende Gebiet im Hinterlande von Kamerun als dem französischen Einfluß entzogen betrachte, so macht nunmehr die französische Presse kein Hehl mehr daraus, daß die glücklichen Unternehmungen de Brazzas, Maistres und Mizons in eben jener Zone bereits in politischen Verträgen, sogar in der Errichtung von Verwaltungs- und Militärstationen ihr Ziel gefunden haben. Dies ist genau das, was koloniale Blätter jahrelang vorausgesagt haben, ohne damit andere Aeußerungen vom grünen Tisch zu extrahieren, als die Versicherung, daß man auf Seiten der deutschen Regierung nicht geneigt sei, irgend welche Konzessionen an die Franzosen zu machen. Jetzt spitzt sich natürlich die Frage dahin zu, ob das deutsche auswärtige Amt die Aufgabe der französischen Stationen, welche eine unverhüllte Verletzung unserer vertragsweise gesicherten Grenze involvieren, verlangen wird. Man braucht nur den einen, logisch und politisch unabweisbaren Schritt weiter zu gehen, um die weitere Frage aufzuwerfen, ob es mit der Würde der deutschen Nation vereinbar ist, dauernd einen Anspruch diplomatisch zu vertreten und praktisch seine Verletzung zu ignorieren. Ist diese Frage zu verneinen, so ist schon jetzt nicht mehr zu bezweifeln, daß gegenüber den französischen Volksvertretungen die dann nötigen Forderungen auf Räumung des deutschen Vertraggebietes peinlich-ernster Natur sein werden. Bis jetzt freilich ist die französische Regierung faktisch entgegenkommender und nicht entfernt von gleicher Unzugänglichkeit in kolonialen Streitfragen gewesen, wie die englische; aber wird man nach der bisherigen „Festigkeit" des Ministeriums Caprivi erwarten dürfen, daß dieses seine ohne Einbuße des deutschen Prestiges nicht mehr vermeidlichen Reklamationen mit jener äußersten, für ernsthafte Dinge nötigen Charakteristik versehen wird, welche in dem mehr oder minder fühlbaren, aber nicht mißverständlichen Hinweis auf die deutschen Bajonette besteht? Wir wollen uns für heute damit begnügen, auf diese Situation hinzuweisen, ohne die Hoffnung aufzugeben, daß es gelingen möge, ohne Verluste oder drohende Verwicklungen die sich zuspitzenden Streitfragen zu lösen. Aber wir versagen es uns nicht, zu konstatieren, daß der politische Horizont von diesen afrikanischen Dünsten frei geblieben wäre, wenn man sich im auswärtigen Amte bei der Wertschätzung der jetzt gefährdeten Gebiete an die gedruckten Autoritäten, wie Rohlfs, Nachtigall u. s. w., gehalten und etwas weniger Gewicht auf persönliche Neigungen zu extensiver oder intensiver Kolonialpolitik gelegt hätte. Eine Nation darf sich über den Verlust von Kulturländern nicht durch die mangelnde „Schwärmerei" eines zeitweiligen Ministers trösten, gleichgültig, ob dieser bereit ist, seine später einmal drohende Verurteilung durch die nationale Geschichte in Gemütsruhe abzuwarten.

Um nicht mit diesen bitteren Erwägungen abzuschließen, wollen wir unserer freudigen Zustimmung dazu Ausdruck geben, daß endlich in Südwestafrika der letzte Schritt geschehen ist, um Hendrik Witboy, unserem alten Gegner, wenn es not thut, mit Waffengewalt entgegenzutreten. Die Absendung der lang entbehrten Geschütze nach Walfischbay sichert der Schutztruppe die Ueberlegenheit. Hoffen wir, daß der abenteuerliche Namahäuptling das rechtzeitig einsehen und der Frieden nicht nur den im deutschen Schutz-

gebiete so stark beteiligten Aktionären englischer Bergbaugründungen, sondern in erster Reihe den deutschen Bauern und Viehzüchtern zu gute komme, welche dort unter deutscher Flagge eine Heimat suchen, welche unzählige Stammesgenossen unter dem englischen oder dem Sternenbanner gefunden haben.

Wirtschaftspolitik.

Der Monat April lenkte das Augenmerk der Finanzpolitiker hauptsächlich auf die Entwicklung der Staatsfinanzen und der Währungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten, in der österreichisch-ungarischen Monarchie, in Deutschland und in mehreren kleineren Staaten. Ein Zusammenhang aller dieser Bewegungen ist deutlich erkennbar. Die Einführung der Goldwährung in Oesterreich-Ungarn und die damit verbundene Effekten- und Goldarbitrage beherrscht die Märkte diesseits und jenseits des Oceans. Der ungarische Ministerpräsident Dr. Wekerle, der eigentliche Leiter der „Valuta-Regulierung“, konnte am 15. April in einer Rede vor dem ungarischen Abgeordnetenhause darauf hinweisen, daß es sowohl ihm, als dem österreichischen Kollegen gelungen sei, das nötige Gold bis auf einen kleinen Rest zu beschaffen. Die Frage bleibt nur die, ob Oesterreich-Ungarn auch bei der thatsächlichen Einführung der Goldwährung im stande sein wird, das Gold festzuhalten. Diese Frage zu bejahen, oder auch nur zu behandeln, hat er nicht gewagt. Schon jetzt erlebten wir, daß in Wien sich ein Goldagio oder ein Disagio der neuen Kronenwährung (die ja einstweilen aus Papier ist) von 2 Prozent herausbildete, und das in einer Zeit, da das Budget mit einem kleinem Ueberschusse abschließt und die Handelsbilanz günstiger ist, als im Durchschnitt der letzten Jahre. Wie werden sich die Dinge entwickeln, wenn die Vereinigten Staaten ihren unvergleichlich größeren Kredit anspornen, um das nach Europa geflossene Gold zurückzuholen, oder wenn in Ungarn eine oder mehrere schlechte Ernten eintreten und seine Zahlungsbilanz infolgedessen passiv wird?

Herr Wekerle findet mit Recht den Grund für die Verschlechterung des Valuta-Kurses in der Ueberspekulation der Börsen in Pest und Wien. Betrachtet man diese Vorgänge aber näher, so erkennt man, daß mit der Verurteilung dieser Spekulation nichts gewonnen ist, zumal der zweite Teil von Wekerles Rede sie geradezu ermutigt hat, mit ihrem Treiben fortzufahren Wie sich die Dinge entwickeln werden, kann ja niemand voraussagen. Es handelt sich um eine „Machtfrage“. Auf der einen Seite steht die österreichische Spekulation, die fest darauf baut, daß sie von Rothschild und von der staatlichen Finanzverwaltung nicht im Stiche gelassen werden wird. Auf der anderen Seite stehen die deutschen Börsen, die ihre Rechnung mehr auf die „Logik der Thatsachen“ setzen. Man weiß, wie selten gerade dieser Faktor an der Börse zur Geltung kommt. Bevor das moderne System des Differenzgeschäftes zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit ausgebildet war, konnte wohl von einer „vernünftigen“ Spekulation die Rede sein. Wer über eine recht lückenlose Kenntnis derjenigen Thatsachen verfügte, die voraussichtlich auf Angebot und Nachfrage einwirken mußten, der konnte mit einiger Sicherheit weit aussehende Spekulationsgeschäfte eingehen. Heute hat jede Partei hundert Mittel bei der Hand, die Thatsachen zu korrigieren, Angebot oder Nachfrage künstlich zu erzeugen, in jedem Augenblick die Position zu wechseln, und es handelt sich im Grunde meist nur darum, welcher Partei es gelingt, die größte Gefolgschaft von Dummen und Unerfahrenen anzuwerben, auf die im entscheidenden Augenblick der Verlust abgewälzt werden kann. In dieser Beziehung haben Wien und Pest einen großen Vorsprung gehabt. Bekanntlich ist jene Gefolgschaft, die man börsentechnisch „Publikum“ nennt, viel eher und ausgiebiger zu Haussespekulationen, als zu Baissespekulationen zu verleiten. Das Vorverkaufen einer Ware, die man nicht besitzt, in der Hoffnung, sie (wenn auch nur zum Schein) vor dem Erfüllungstermine billiger einkaufen zu können, geht dem Dilettanten wider den Strich; außerdem giebt es unter den Gelegenheitsspekulanten viele, die durch den Ankauf gegen bar einen Kursgewinn zu machen wünschen,

und auf dem sogenannten Kassenmarkte, auf dem diese Geschäfte gemacht werden, sind Baissespekulationen eben nicht möglich. Infolgedessen hat auch diesesmal die Hausse-partei in Wien und Pest einen Vorteil vor der Berliner Kontremine voraus. In dem Streite der „Neuen Freien Presse“ und des „Pester Lloyd“ darüber, ob dem Wiener oder dem Pester Platz die Schuld an der Ueberspekulation zukomme, wurde klar gestellt, daß die Bankiers beider Orte von den Berliner Kommissionären gelernt haben, das Publikum durch alle Arten von Reklame und durch besondere Reisende zum Börsenspiel heranzuziehen. So steht denn hinter den österreichischen und ungarischen Berufsspekulanten ein ganzes Heer großer, kleiner und kleinster Kapitalisten, die alle ihre Hausse-Engagements in Kreditaktien und Kronenrente haben. Die letzte Medioliquidation hat gezeigt, daß ein großer Teil dieser Verpflichtungen mit Bankkredit aufrecht erhalten wird. Schon jetzt begann es an dem nötigen Gelde zur Prolongation zu fehlen. Rothschild scheint dem enormen Bedarf gegenüber zurückhaltender geworden zu sein, und die Berliner Geld-geber, die bisher von den hohen Reportsätzen in Wien Vorteil gehabt hatten, zogen ihre Guthaben allmählich zurück. Die Folge war, daß der Wechselkurs auf Berlin eine Höhe erreichte, wie seit lange nicht. Die beträchtlichen Rimessen nach deutschen Plätzen lassen aber auch darauf schließen, daß große Beträge österreichischer und ungarischer Werte von Deutschland nach ihrer Heimat zurückverkauft worden sind. Die spekulative Nachfrage, die dort Tag für Tag die Kurse steigerte, hat dazu ebenso Veranlassung gegeben, wie die vorausgegangenen Konversionen, denen offenbar eine Ueberschätzung des österreichischen und ungarischen Kredites zu Grunde lag.

In Deutschland ist man meist der Ansicht, daß bei dem Wiederverkauf jener Werte an das Ausland, speziell an Deutschland, weit niedrigere als die gegenwärtigen Kurse gefordert worden müssen, da der Doppelstaat doch nun einmal nicht im stande sei, seine eigenen Schulden selbst zu übernehmen. Diese Rechnung mag stimmen, wenn nicht eine allgemeine und durchgreifende Haussebewegung an allen europäischen Börsen eintritt. Darauf hofft man in Wien. Man sagt sich dort, daß in Oesterreich-Ungarn noch so-zusagen jungfräulicher Boden für alle Arten von Industrie-Gründungen vorhanden ist. Die großen industriellen Betriebe befinden sich dort zumeist noch in Privatbesitz und fordern geradezu heraus, sie in Aktiengesellschaften umzuwandeln; wird dies in größerem Maßstabe vorgenommen, so wird sich das Spekulationsfieber auch in den zur Beteiligung leicht zu gewinnenden Nachbarstaaten, also wiederum vorzugsweise in Deutschland, noch steigern. Aber wir hoffen, daß diese Aussicht trügt. Augenblicklich herrscht in Deutsch-land ein sehr gesundes Mißtrauen gegen alle Industriegründungen, das wohl noch einige Zeit vorhalten dürfte. Bevor nicht in Oesterreich-Ungarn die Goldwährung zur That-sache geworden ist und sich bewährt hat, dürfte vollends an eine Ausfuhr neuer Industrie-Aktien von dort nach Deutschland in irgend größerem Umfange nicht zu denken sein, und bis dahin haben wir hoffentlich auch eine verständige Börsenreform, die eine Ueber-schwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Werten unmöglich macht.

Herr Wekerle sprach in seiner Rede auch einige kräftige Worte gegen die Bankiers, die durch ihre Agenten das börsenunkundige Publikum zum Spiele verführen; er ver-sicherte, die Regierung werde mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen diese Gesellschaft einschreiten. In der That scheint dies überall der Weisheit letzter Schluß zu sein, daß man das Börsenspiel selbst schützen und nur die Belästigung des Publikums verbieten müsse, — dieselbe Staatsweisheit, die bisher bei der Behandlung der Prostitution obwaltete, und die ihre Quelle in den juristischen Fakultäten unserer Hochschulen hat, wo man vor lauter Recht und Rechten die sittlichen und wirtschaftlichen Pflichten des Staates und der Gesellschaft ganz übersieht. Hat doch auch jüngst der Senatspräsident am Reichsgericht, Dr. H. Wiener, eines der einflußreichsten Mitglieder unserer Börsen-enquete-Kommission, sich dahin ausgesprochen, daß nur die „böswilligen Ausschreitungen“ der Bankiers unter Strafe zu nehmen seien, im übrigen aber das Differenzspiel un-behelligt bleiben müsse. Wie verlautet, hat sich die Enquete-Kommission diesem Gut-

achten angeschlossen, und es bleibt nur zu hoffen, daß die Anhänger einer vernünftigen Börsenreform im Reichstage den juristisch sehr mangelhaft formulierten, volkswirtschaftlich ganz und gar wertlosen Vorschlag ablehnen.

Wohin das Differenzspiel führt, sehen wir nicht nur an den gegenwärtigen Verlegenheiten Wiens, wo die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht werden, um dem Kredit der Spieler zu Hülfe zu kommen, sondern auch an dem Schicksal unserer deutschen Reichsanleihen. Mit der Einführung des dreiprozentigen Typus hat man zugleich das Termin- (d. h. Differenz-) Geschäft in diesen Werten eingerichtet. Nun erleben wir regelmäßig bei der Emission einer neuen Anleihe folgendes Schauspiel. Einige Bankiers, die mit der Verwaltung der Staatsfinanzen besonders enge geschäftliche Beziehungen unterhalten (es sind keineswegs die „allerersten" Firmen), erkunden, zu welcher Zeit ungefähr die Emission stattfinden wird. Bald darauf deutet eine Zeitung an, sie habe von „maßgebender Seite" (die Quelle sind jene Bankiers) erfahren, daß in allernächster Zeit eine neue Reichsanleihe zur Begebung gelange. Dies ist das Zeichen dafür, daß Groß und Klein an der Börse einige hunderttausend Mark Reichsanleihe in blanko verkauft. Dadurch wird der Kurs der Anleihen heruntergedrückt. Bekanntlich wird der Emissionskurs immer erst einen oder zwei Tage vor der Veröffentlichung des Prospekts der neuen Anleihe festgesetzt, und es ist selbstverständlich, daß er mindestens ein halbes Prozent unter dem Tageskurse der alten Anleihen stehen muß, um Käufer anzulocken. Diesmal standen die dreiprozentigen Reichsanleihen 88 bis 87,90 Prozent, als das erste Gerücht von der neuen Anleihe auftauchte. Die Börse brachte es aber glücklich fertig, bis zur Emission den Kurs auf 87,30 Prozent herabzudrücken, so daß der Emissionskurs auf 86,80 Prozent festgesetzt werden mußte. Die Vorverkäufer zeichneten nun ein Vielfaches des Betrages, den sie schuldig geworden waren, um sicher zu sein, daß sie so viel zugeteilt erhielten, als sie liefern mußten; die Vorsichtigen verteilten sogar ihre Zeichnungen unter mehrere Subskriptionsstellen; waren sie z. B. für 100000 Mark Anleihestücke schuldig geworden, so zeichneten sie bei dreißig Stellen je 10000 Mark. Sie hatten vielleicht für 87,50 Prozent verkauft, erhielten ihre Stücke zu 86,80 Prozent und hatten also 0,70 Prozent gewonnen. Bedenkt man, wie sicher ein solches Baissegeschäft ist, wie enorme Summen mit ganz geringem Einsatz (vielleicht 1 bis 2 Prozent des Betrages) dabei umgesetzt werden können, so wird man auch verstehen, daß viele Spekulanten der Versuchung erliegen, in solcher Weise sich auf Kosten des Staates zu bereichern. Bringt man diese Vorkommnisse in der Presse zur Sprache, so kreischt die ganze jüdische Presse auf und schimpft über Verleumdung. Die Kursbewegung richte sich auf dem Gebiete der deutschen Fonds ganz allein nach Angebot und Nachfrage. Biete das Reich neue Anleihescheine an, so sei es doch ganz natürlich, daß sie heruntergehen. — Mit diesem Gerede scheint man bei der Regierung auch Eindruck zu machen. Wir fragen aber: Woher kommt es, daß der Kurs der Fonds sofort sinkt, wenn nur in irgend einem Spekulantenblatte einmal davon die Rede ist, die Regierung denke daran, demnächst einen größeren Kredit flüssig zu machen? Das Angebot ist noch gar nicht da. Wie kann es also auf den Kurs drücken? Doch nur, weil sich die Terminspekulation der Chance bemächtigt und das Angebot antezipiert! Nun sagt man freilich, daß gerade die hierdurch entstehenden Verpflichtungen der Kontremine den Erfolg der Emission verbürgten; eine viermalige Ueberzeichnung zu erzielen, sei nicht möglich, wenn nicht die Baissiers sich an der Zeichnung beteiligen müßten. Auch dies ist Spiegelfechterei. Die Anleihe ist dieses Mal, wie das meist der Fall ist, von den Kapitalisten, den Sparkassen u. s. w. vollständig absorbiert worden, und doch notierte sie während mehrerer Tage unmittelbar nach der Subskription unter dem Emissionskurs. Und das trotz vierfacher Ueberzeichnung. Was hat also die Spekulation an dem Resultat gebessert? Weniger wie nichts. Eine Baisse-Operation kann nur dann im Verlauf der Zeit zu einer Kurssteigerung führen, wenn der Rückkauf am offenen Markt zu erfolgen hat. Hat aber die Baissepartei es, wie hier, in der Hand, die Regierung zu einem billigen

Emissionskurse zu zwingen, so stockt die Kursbewegung nach Abwicklung des Geschäftes sofort, und nur das Herankommen eines neuen effektiven Bedarfs bringt wieder eine Besserung. — Wir machen die Regierung und unsere Abgeordneten auf diese Vorkommnisse aufmerksam, die dringend der Abhülfe bedürfen. Es handelt sich freilich nur um wenige Millionen, um die das Reich mit solchen Manipulationen geprellt wird. Aber gerade diese wenigen Millionen pflegen meist an einer Stelle des Budgets zu fehlen, wo sie dringend nötig wären und politisch vorteilhafter in Ausgabe gestellt werden könnten.

Zu den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Monats gehört das Anerbieten der argentinischen Regierung, sich mit den auswärtigen Gläubigern zu verständigen, die Zinszahlungen in Höhe von 1½ Millionen Pfund Sterling wieder aufzunehmen, im Jahre 1898 den ganzen Zinsbetrag zu zahlen und 1901 auch wieder mit der Amortisation zu beginnen. Es bleibt abzuwarten, ob das nicht leere Versprechungen sind, mit denen man einen neuen Kredit zu beschaffen sucht. Die reichen Hülfsquellen des Landes genügen bei verständiger Verwaltung ohne Zweifel, um den Gläubigern mit der Zeit gerecht zu werden. Aber es wird großer Energie bedürfen, wenn die zerfahrenen Verhältnisse wieder geordnet und die ans Wirtschaften aus dem Vollen gewöhnten Argentinier zur Sparsamkeit erzogen werden sollen. Mindestens ebenso schwierig stehen die Dinge in Griechenland, wo allerdings von unerschöpflichen natürlichen Hülfsquellen nicht geredet werden kann. Der Bericht des englischen Kommissars, Herrn Law, weist die Möglichkeit einer Konsolidierung der Staatsschulden-Verhältnisse nicht von der Hand. Doch sei die Gewährung einer neuen Anleihe von 100 Millionen Drachmen und die Einsetzung eines Gläubiger-Ausschusses, ähnlich wie in der Türkei, unerläßlich. Ob Griechenland sich diesen Ausschuß gefallen läßt, und ob das Ausland die neue Anleihe gewährt, das steht heute noch ganz dahin.

Ungefähr gleichzeitig mit der neuen Reichsanleihe sollte durch die Diskontogesellschaft und S. Bleichröder eine neue brasilianische Anleihe hier aufgelegt werden. Sie verkleidete sich in die Form einer Obligationen-Anleihe der Oeste de Minas-Eisenbahn, war aber thatsächlich für die brasilianische Regierung selbst bestimmt, die denn auch die volle Garantie übernahm. Zum Glück hat die Reichsregierung diese Emission hintertrieben. Verbieten konnte sie es ja nicht, daß die Rothschildfirmen mit diesen wertlosen Papieren eines in der Auflösung begriffenen Staatswesens das deutsche Volk zu beglücken suchten. Aber sie stellte in Aussicht, sie werde gleichzeitig mit dem Prospekt, den die Emittenten veröffentlichen würden, im Reichsanzeiger die letzten brasilianischen Budgets abdrucken lassen, um damit auf die Gefährlichkeit dieser sogenannten Eisenbahn-Obligationen hinzuweisen. Da zogen es die Banken denn doch vor, auf die deutschen Subskribenten zu verzichten. In England erzielte Rothschild mit der Anleihe einen Mißerfolg. Vielleicht hätten die deutschen Kapitalisten sich ebenso zurückgehalten, wie die englischen, da das Mißtrauen gegen amerikanische Werte bei uns noch immer recht groß ist. Aber besser ist es doch, daß die Regierung es auf einen Versuch nicht erst ankommen ließ.

In der allgemeinen wirtschaftlichen Lage Deutschlands hat sich nur wenig verändert. Die große Trockenheit im April ruft allerdings lebhafte Besorgnisse wach in betreff der diesjährigen Ernte; aus Amerika, Ungarn und Italien kommen ebenfalls recht ungünstige Saatenstandsberichte, und nur Rußland will Aussicht auf eine gute Ernte haben. Aber die Jahreszeit gestattet doch noch kein abschließendes Urteil über diese wichtigste wirtschaftliche Frage. Eine ganze Anzahl von Industriezweigen erfreut sich lebhafter Beschäftigung bei steigenden Preisen. Nur der Kohlenbergbau leidet unter sehr gedrückten Preisen, die eine Folge der Produktionssteigerung bei sinkendem Absatze sind. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat noch keine Besserung herbeigeführt; es wird überall von den Händlern unterboten, die alles daran setzen, um nicht ganz an die Wand gedrückt zu werden. Bei anhaltendem Steigen der industriellen Konjunktur dürfte sich die Monopolisierung der niederrheinischen Kohlenproduktion indessen noch sehr unangenehm bemerkbar machen.

Kirche.

Es ist noch gar nicht abzusehen, was aus dem seit vorigem Sommer in die Oeffentlichkeit getretenen Bekenntnisstreit noch werden kann. Immer deutlicher treten die zwei verschiedenen Grundanschauungen einander gegenüber. Die einzelnen geschichtlichen Streitfragen, die Erwägungen über den Sinn, in dem auf die Bekenntnisse verpflichtet wird u. dergl., treten zurück hinter die große Frage: Was heißt Glaube? welche Beziehungen sind uns möglich zu Gott und Christus? Und diese verschiedenen Grundanschauungen drängen auch zu ganz verschiedenen kirchlichen Gestaltungen. Das Leben der Kirche und Gemeinden wird durch die ganze Frage auf das nächste und einflußreichste berührt.

Am schärfsten hatte sich der Konflikt bisher in Württemberg zugespitzt. Dort war Schrempf wegen seines kirchenordnungswidrigen Vorgehens seines Amtes entsetzt. Das Konsistorium hat eine sehr entschiedene Stellung eingenommen. In der Geistlichkeit des Landes ist eine große Bewegung entstanden, indem für oder wider Partei ergriffen wird. Indessen tritt der ganz haltlose Standpunkt Schrempfs immer deutlicher zu Tage. Durfte man zuerst vor weiterem annehmen, daß es vielleicht eine Art von biblischem Subjektivismus wäre, der ihn in diesen Konflikt hineintriebe, so zeigten schon die von ihm selbst herausgegebenen Akten einen viel tiefer liegenden Widerspruch gegen den Bestand der Kirche. Nicht gegen die mehr kirchlichen Ordnungen, sondern gegen die Fundamente des Glaubens selbst zeigte sich eine gewisse Gereiztheit auf seiner Seite. Inzwischen hat er durch Vorträge für seine Sache gewirkt, die er auch im Druck hat ausgehen lassen, — zuerst drei, dann vier, unter dem Titel: Natürliches Christentum. Er geht darin mit einem gewissen Fanatismus gegen den alten Glauben vor, so daß es auch der „Christlichen Welt" zu viel wird. In derselben erhob zunächst ein Laie seine warnende Stimme, und die Redaktion gab Schrempf dabei noch die Stellung, daß sie ihn selbst antworten ließ. Inzwischen hat ein Führer der Ritschlianer, Professor Reischle, ziemlich abwehrende Artikel gegen Schrempf geschrieben; er traut ihm zwar noch zu, daß er zu Christo zu führen beabsichtige, aber bestreitet ihm offen die Fähigkeit dazu; er rede einseitig und unvollständig von Christo, ja mißverständlich und unpädagogisch, und sein Auftreten mache kalt anstatt warm. Doch drückt er sich noch ziemlich vorsichtig aus: er zweifle, ob es richtig sei — fürchte, daß Schrempf mehr zerstörend als lebenschaffend wirke u. s. w. Auch die Redaktion der „Christlichen Welt" bittet jetzt, die von ihr vertretene Theologie nicht mit der von Schrempf zu verwechseln.

In der That machen die Aeußerungen von ihm einen — ich möchte sagen, nicht nur kalten, sondern finsteren, schroffen Eindruck. Kein Hauch von Evangelium, kein Ansatz zur Freudigkeit des Glaubens, ein ängstliches Ablehnen jeder Gewißheit. „Daß mich jemand wirklich liebt oder haßt, weiß ich nie." Welch eine öde Seele spricht sich in diesen Schrempfschen Worten aus, — klaftertief unter Römer 8: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben — mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn." — Aber „unser Herr" ist Er auch für jenen Standpunkt nicht. Das ist es jetzt, was die Ritschlianer Schrempf vorwerfen, daß er die einzigartige Stellung Jesu Christi preisgebe. Und das unterscheidet sie ja auch wirklich von ihm. Aber die Grenze ist doch eine fließende. Und es bleibt charakteristisch, daß sich in der Beurteilung von Schrempf auf jener Seite eine solche Unklarheit gezeigt hat. Sie werden noch viele andere Fälle erleben, an denen sie erkennen, was für Leute von ihnen ausgehen. In der nun folgenden jüngeren Generation wird es sich zeigen, daß es eine Ritschlsche Abstraktion ist, die „religiöse Wertung" Jesu Christi und das, was sie eine „metaphysische" Ansicht über ihn nennen, auseinander zu halten. Es ist eine falsche philosophische Stellung, eine Verkennung der menschlichen Erkenntniskräfte und Wege, wenn sie zwar festhalten wollen: Jesus Christus ist für mich Gott, weil ich in

ihm den Vater habe, — aber was er seiner geschichtlichen Persönlichkeit nach war, seinem Ursprung und seiner jetzigen Existenzweise nach — das lasse ich dahingestellt. Es ist dies eine Abstraktion, ein unvollziehbarer Gedanke. Vielmehr ist die Predigt: Jesus Christus ist Gottes Sohn, in dem du den Vater selber hast und siehst — nicht zu erhalten, losgelöst von der Verkündigung: Jesus Christus war, ehe er Mensch ward. Thatsächlich wird auch kein Theologe auf dem resignierten Ritschlschen Standpunkte stehen, der nicht an dem Wunder der Dreieinigkeit, der Menschwerdung u. s. w. Anstoß nimmt. Und es ist nicht zu leugnen, daß mit jener bloß „religiösen Wertung" Jesu Christi die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Thatsachen des Apostolikums nicht lange vereinigt bleibt. Nicht nur die wunderbare Geburt, auch die Wiedererweckung des Gekreuzigten aus dem Grabe — bleibt dahingestellt. Wenn man auf jener Seite von einer „Auferstehung" redet, so verbindet man damit Vorstellungen von Krafterweisungen, bei denen doch der Leib im Grabe geblieben ist.

Trotzdem wir also den Unterschied zwischen Schrempf und den „Theologen der christlichen Welt" anerkennen, so ist er doch ein rein persönlicher. Die ganze Richtung der letzteren kann der Kirche doch nichts wesentlich Anderes bieten, als die des ersteren. Für uns muß es sich handeln um die Frage: Hast du einen Glauben, in dessen Ueberzeugung die Gewißheit von der Wirklichkeit der geschichtlichen Heilsthatsachen eingeschlossen ist oder nicht?

Ein weiterer scharfer Konflikt hat sich in Hessen angebahnt. Nachdem der Streit in einer ganzen Reihe von Broschüren fortgesetzt ist, von denen zwei auch aus der Feder von Marburger Theologen gekommen sind, nämlich von Achelis und von Herrmann, — haben die drei hessischen Generalsuperintendenten einen Hirtenbrief an die Studenten und Kandidaten ihrer Kirchenprovinz gerichtet, in dem sie mit großer Bestimmtheit gegen die Aeußerungen jener beiden Männer auftreten und die jungen Theologen direkt vor jener Theologie und ihren kirchlichen Konsequenzen warnen. Die Sache ist zu neu, um über den Eindruck berichten zu können, den dieser Schritt in den kirchlichen Kreisen gemacht hat. Die Stöckersche Kirchenzeitung druckt den ganzen Erlaß offenbar zustimmend ab. Die „Christliche Welt" will den Angegriffenen in ihrer Verteidigung nicht vorgreifen, findet aber doch, daß jene Generalsuperintendenten jedenfalls ihre Befugnis überschritten haben. Hier wird es sich nun darum handeln, was denn die Befugnisse eines Generalsuperintendenten sind, und ob überhaupt die Kirche der „Wissenschaft" einfach „aus der Hand fressen" soll oder nicht?

Der Hirtenbrief warnt zunächst vor einer irrigen Auffassung der kirchendienstlichen Verpflichtungen, wie sie von anderen Theologen verbreitet würden. Es heißt u. a.: „Darum erfordert es die Wahrheit: Wer nicht mehr zu Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten die großen Thaten Gottes zu unserem Heil mit unseren Gemeinden feiern kann, der soll ehrlich von dem Vorhaben, in unserer Kirche ein geistliches Amt zu bekleiden, abstehen." Die Generalsuperintendenten erwähnen dann, daß man gegen eine juridische und für eine seelsorgerliche Art der Verpflichtung aufträte. Sie erkennen das in einem gewissen Sinne an; wohl würde das Kirchenregiment mit seelsorgerlicher Geduld gegen diejenigen sich stellen, „die in unreifem Alter von Männern, die sie für Autoritäten ansehen und persönlich hochachten mußten, in eine Theologie geführt werden, deren Konsequenzen vielfach verdeckt liegen, die aber von dem Bekenntnis unserer Kirche und dem Glauben der evangelischen Kirche grundverschieden ist". Aber sie fügen hinzu: diese Nachsicht gegen die jungen Theologen habe ihre Grenze an der schuldigen Rücksicht gegen die Gemeinde. Die Ablehnung der juridischen Verpflichtung soll also nach der Ansicht der hessischen Oberhirten nicht bedeuten, daß es auf eine Ueberzeugung des Kandidaten in Bezug auf die Menschwerdung und Auferstehung Christi gar nicht ankomme.

Ist dies nun wohl ein Ueberschreiten der kirchenregimentlichen Befugnisse? Ich wüßte nicht, wozu ein Generalsuperintendent sonst da wäre, als um der Geistlichkeit seines

Sprengels ein helles Licht des Glaubens vorzuhalten und sie zu warnen vor der „falsch-berühmten Kunst“. Daß sie aber zwei Theologen der heimischen Fakultät namentlich ausführen, hat meiner Auffassung des Schreibens nach nicht die Bedeutung, daß sie die gesamte Theologie derselben oder gar ihre persönliche Glaubensstellung verwürfen, — sondern sie verwahren sich nur an diesen konkreten Beispielen gegen die Folgerung, welche die Kandidaten aus dem Auftreten jener Männer ziehen könnten, daß es evangelisch sei, sich ordinieren zu lassen mit der Ueberzeugung von der Unrichtigkeit der geschichtlichen Grundlagen unseres Heils.

Inzwischen ist der Federkrieg über das Apostolikum seinen Weg weitergegangen. Die Häupter der Ritschlschen Schule haben fast alle das Wort ergriffen, zu den früher genannten noch Kaftan, Herrmann, Wendt, Herm. Schultz u. s. w. Aus den Verteidigern sei ein kleines Heft hervorgehoben, das sich vor den anderen durch eine klare Erfassung des Problems und scharfe grundsätzliche Stellungnahme auszeichnet; es ist der von Dr. Wyneken in Barmen gehaltene Vortrag: „Um was handelt es sich im Fall Harnack?“ — Wir wissen uns mit dem Verfasser in seiner Betonung: nicht um das Apostolikum, die Geschichte und die Wissenschaft handelt es sich, sondern um den Glauben, um den eigentlichen Grundbegriff des evangelischen Christentums, völlig einig. Und ich darf wohl die Leser der Monatsschrift schon an dieser Stelle darauf hinweisen, daß wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig mit diesem Heft in den „Zeitfragen des christl. Volkslebens“ eine Arbeit von mir erscheint, in der ich die Frage ausführlich von einem ähnlichen Gesichtspunkt aus behandelt habe.*) Ich gehe deshalb hier nicht auf die Grundfragen noch einmal ein.

Uebrigens bildet die Frage noch immer ein Hauptthema in den kirchlichen Zeitschriften und auf den Pastoralkonferenzen. So handelten darüber die am 21. Februar in Leipzig gehaltene sog. „Chemnitzer Konferenz“, — die Gnadauer Frühjahrskonferenz am 12. April — und die Landesversammlung der Partei der positiven Union am 6. April in Berlin. Auf der letzteren wurde nach einem Vortrage Cremers eine Resolution angenommen, die manche Freunde der Sache durch ihre Schneidigkeit noch überrascht hat. Es kommt darin der Satz vor, daß man jedem Versuch der theologischen Wissenschaft widerspreche, die Wahrheit und Geltung der Bekenntnisse zu untergraben. Die Konferenz, heißt es, „kann einer Richtung der evangelischen Theologie, die einen rein subjektiven, von der Schriftautorität wie von den Bekenntnissen absehenden Glauben der Geistlichen als den allein berechtigten Standpunkt innerhalb der Reformationskirchen behauptet, eine Berechtigung überhaupt nicht zugestehen und muß es den Trägern derselben anheimgeben, den Neubau einer Kirche nach ihren eigenen Grundsätzen zu unternehmen“. Die Resolution spricht dann ihre Hoffnungen aus für die theologische Jugend und ihre zu dem evangelischen Kirchenregimente gehegte Erwartung, daß es „energisch für die Berufung von Lehrern eintrete, die nicht darauf ausgehen, sie an ihrem Glauben irre zu machen“.

Das zweite von dieser Konferenz behandelten Thema bildete die Selbständigkeitsbestrebungen in der evangelischen Kirche, und zwar in Anlehnung an einen Vortrag Stöckers über die kirchlichen Ideale Friedrich Wilhelms IV. Immer wird es zu beklagen bleiben, daß dieser große Geist, dieser wirklich königliche Bischof, der von so tiefer Sehnsucht nach „Kirche“ erfüllt war, durch einige ganz enge Theorien von großen praktischen Maßnahmen abgehalten wurde, und fast unbegreiflich, daß sich ein so geistvoller Mann einem Vertreter cäsaropapistischer Gewaltmaßregeln, wie Generalsuperintendent Hoffmann war, so anvertraute, wie er es that. Daß sich aber die Partei, die jetzt so mutig das Banner kirchlicher Selbständigkeit erhebt, noch immer unter dem

*) Die Kernfrage im Kampf für das Apostolikum gegen die Schule Ritschls (Stuttgart, Belserscher Verlag). — Auch von meinen Freunden und Kollegen Zöckler und Cremer gehen in diesen Tagen neue Broschüren über den Apostolikum-Streit in die Oeffentlichkeit aus.

Namen wohl fühlt, in dem die häßlichsten staatlichen Gewaltmaßregeln in Kirchensachen in unserem Jahrhunderte vollführt sind, ist ein Rätsel.

Die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen haben übrigens auch in der Politik der letzten Monate eine Rolle gespielt, indem nach einer Anregung Stöckers im Abgeordnetenhause der Kultusminister sehr wohlwollende Erklärungen abgegeben hat. Eine Erweiterung des kirchlichen Besteuerungsrechtes ist in Aussicht gestellt und mit dem Oberkirchenrat Verhandlungen eingeleitet über die Möglichkeit, gewisse, die kirchliche Verwaltung betreffende Gesetze ihres staatlichen Charakters ganz zu entkleiden.

Der Entwurf für die neue preußische Agende ist fertiggestellt. Vom 7.—11. März ist die Kommission in Berlin versammelt gewesen. Der Entwurf ist im Druck und wird demnächst dem kirchlichen Publikum und im Herbst den Provinzialsynoden zur Begutachtung vorgelegt.

In der Zionsgemeinde in Berlin ist am 5. März endlich ein Sieg der Positiven bei den Wahlen für die Gemeindeorgane errungen, und zwar mit einer solchen Majorität, daß man wirklich erstaunt sein muß über einen so weitgehenden gesunden Sinn in der Berliner Bevölkerung; es waren 1967 gegen 1678 Stimmen.

Neben den Streit- und Parteiversammlungen sei doch auch auf eine kirchliche Versammlung anderer Art hingewiesen, die im Frühjahre in Halle gehalten ist; es ist die Konferenz für die Heidenmission, die, durch D. Warneck gegründet, in den fünfzehn Jahren ihres Bestehens sich immer größerer Teilnahme erfreut und viele segensreiche Anregung in der Provinz gegeben hat. — Die Sache der Heidenmission ist vor einiger Zeit auch durch das württembergische Konsistorium vertreten worden. Dasselbe hat in einem Erlaß vom 10. Januar den Geistlichen des Landes deren Förderung herzlich empfohlen und besonders auf die Mission in Kamerun hingewiesen, welche, von der Baseler Gesellschaft übernommen, vor anderen der Teilnahme und der Hülfe bedürftig sei. Das Kirchenregiment tritt übrigens bei diesem Erlaß keineswegs von dem richtigen Standpunkt ab, sondern erklärt, daß die Heidenmission nach wie vor Sache der freien Vereinsthätigkeit bleiben müsse, doch aber die wohlwollende Fürsorge der kirchlichen Oberen recht wohl vertragen könne.

An dem Horizont der deutschen evangelischen Kirche ballt sich ein unangenehmes Gewölk zusammen: der Antrag der Centrumsfraktion auf Rückberufung der Jesuiten. Es ist eine starke Agitation dagegen in das Leben gerufen. Schon im Märzheft habe ich die Frage grundsätzlich behandelt und erwähne heute nur, daß die Barmer Versammlung zahlreich besucht war und die Vorträge von Superintendent Rietschel, Garnisonpfarrer Rogge und Professor Achelis mit großer Zustimmung begleitete. — In Stuttgart hat der Evangelische Bund den Generalvikar der Altkatholiken Prof. Weber aus Bonn gegen die Jesuiten reden lassen. — Die großes Aufsehen erregende Nachricht, daß ein jesuitischer Schriftsteller, Mitglied einer angesehenen rheinischen Adelsfamilie, Graf Hoensbroech, aus dem Orden getreten sei, weil derselbe antimonarchisch und antipatriotisch sei, wird uns gewiß noch öfter an dieser Stelle beschäftigen — Der früher viel gefeierte Pater Hyacinthe Abbé Loyson soll nach Zeitungsnachrichten seine Gottesdienste in Paris wegen mangelnder Teilnahme aufgegeben und nach Amerika verzogen sein.

Endlich sei noch erwähnt, daß aus der früher hier besprochenen Gesellschaft für ethische Kultur ein Haupt derselben, Herr v. Gizycki, ausgetreten ist, weil ihm die Gesellschaft zu feindselig gegen die Religion aufträte, deren Notwendigkeit er seinerseits durch die ethische Kultur nicht beseitigt sieht.

Greifswald, 25. April. M. v. Nathusius.

Berichtigung. Im Januarheft, S. 67 oben, soll es nicht Mathematiker, sondern „Methodiker“ heißen.

Huß.

Zu Constanz vor den Thoren
Hält Huß am Flammenstoß.
Die Mönche, glattgeschoren,
Die ihm den Tod geschworen,
Sie schüren grimm drauf los.

Der Pfalzgraf thät anreiten:
„Nun widerrufet schnell!“
„„Für Christum will ich streiten.““
Die Schergen ihn umschreiten,
Er singt im Feuer hell.

Da schleppt heran mit Keuchen
Ihr Scheit ein Mütterlein.
„O Einfalt sonder Gleichen!“
Er rief's, da ihn erreichen
Schon will die Flammenpein.

O Pfalzgraf sonder Gnaden,
Das ist vermerkt Dir dort!
Du hast zu Deinem Schaden
Sein Blut auf Dich geladen:
Dein Stamm ist bald verdorrt.*)

Martin Greif.

*) „Der letzte kinderlose Sprößling der Heidelberger Kurlinie, Otto Heinrich, mit dem Ludwigs III. Stamm erlosch, betrachtete es als Gottes Fügung und gerechte Strafe, daß der Stamm verdorrte, dessen Gründer sich mit dem Blute eines Zeugen der Wahrheit befleckt habe.“ Häussers Geschichte der rheinischen Pfalz.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Schriften des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Sechzehntes Heft: **Die Fürsorge für entlassene Sträflinge. Zwangsmaßregeln gegen arbeitsfähige Personen, welche ihre Angehörigen, zu deren Unterhalt sie verpflichtet sind, der öffentlichen Armenpflege anheimfallen lassen. Ausübung vormundschaftlicher Funktionen durch die Armenbehörden. Die Fürsorge für Obdachlose.** (Leipzig, Duncker & Humblot.) Preis 12 Mark.

Die ersten zweihundert Seiten dieses Bandes nehmen ein Referat und ein Korreferat über „die Fürsorge für entlassene Sträflinge" ein. Ersteres ist erstattet von dem früheren Bürgermeister, jetzigen Rechtsanwalt Herse in Posen, letzteres von dem Pfarrer G. Schlosser in Gießen. Beide haben sich zu gemeinsam gestellten Thesen geeinigt. Dieselben gipfeln darin, daß ein geordnetes Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren: des Staates, der Gesellschaft, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde gefordert wird. Für arbeitsunfähige oder in ihrer Arbeitsfähigkeit beschränkte Sträflinge hat nach ihrer Entlassung die öffentliche Armenpflege, für erwerbsfähige Strafentlassene die Privatwohlthätigkeit einzutreten. Durch beide Referate geht ein warmherziger Zug. Man wird ihnen im wesentlichen zustimmen können, weil der Parteimann ganz zurücktritt. Von Leistungen des Judentums auf dem Gebiet der Armenpflege, die auch nur annähernd mit denen der christlichen Kirche verglichen werden können, ist uns allerdings nichts bemerklich geworden, wie Herrn Herse gegenüber bemerkt sein mag.

Der Bearbeiter des zweiten Themas, der Beigeordnete Zimmermann in Köln, empfiehlt unter Einführung bestimmter Schranken gegen Willkür der Armenverwaltungen die Einführung des Arbeitszwanges für solche arbeitsfähige Personen, welche ihre Ehefrau und ihre noch nicht 14jährigen Kinder der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen lassen.

Ueber „Ausübung vormundschaftlicher Funktionen durch die Armenbehörden" hat der Stadtrat Ludwig Wolf in Leipzig unter besonderer Berücksichtigung sächsischer Verhältnisse berichtet. Dem Berichte sind Mitteilungen einzelner königlich sächsischer Amtsgerichte über die in Rede stehende Frage angefügt.

Umfangreicher haben sich wiederum die Arbeiten über die „Fürsorge für Obdachlose" gestaltet. Das Referat hat der Bürgermeister Lange in Bochum, das Korreferat der Bezirkspräsident z. D. Dr. F. Frhr. von Reitzenstein gegeben. Beide Abhandlungen behandeln die Frage von Grund aus. Der Langeschen Arbeit ist ein großes statistisches Material aus allen Städten Deutschlands von über 15000 Einwohnern beigegeben.

tz.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. 18, Heft 1. **Wer hilft dem Bauernstande?** Ein Appell an die Christenleute über ihre Stellung zu den bäuerlichen Genossenschaften. Von Heinrich Dietz. (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung.) 48 S. 1 M.

In drei Abschnitten bespricht der publizistisch geschulte, mit reicher Lebenserfahrung ausgestattete Verfasser die politische, sociale und wirtschaftliche Notwendigkeit des Bauernstandes, seine Notlage und die Hülfe für den Bauernstand. Drei Uebel drohen, wie der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, so insbesondere dem Bauernstand: die Geldgier, die Gottlosigkeit und die Socialdemokratie. Die Geldgier wird in erster Linie durch die Juden repräsentiert, gegen sie und die zu ihrem Vorteil fabrizierten Gesetze wendet sich der Verfasser mit Nachdruck, versäumt aber nicht, den rohen, wilden, unwissenden Antisemitismus à la Böckel abzuweisen. Mit der Gottlosigkeit hängt die Genußsucht zusammen. Für Wein, Bier und Schnaps

giebt Deutschland mehr wie anderthalbmal so viel aus, als für das Militär. — Die materielle Hülfe erblickt der Verfasser mit Recht in den Bauernvereinen nach dem Vorbild, das von Schorlemer-Alst geschaffen hat — die Böckelschen Vereine werden bekämpft — und in den so segensreichen Raiffeisenschen Spar- und Leihkassen. — Hessen-Darmstadt hat 1875 den lutherischen Pfarrer Baist um seiner Bekenntnistreue willen abgesetzt. Dieser Mann hat in Bayern eine neue Heimat gefunden, 52 Darlehnskassen gegründet und schon über zwei Millionen Mark umgesetzt. — Möchte die vortreffliche Broschüre aus dem philosemitischsten Landstrich Deutschlands — nach oben gesehen — und aus dem antisemitischsten Ländchen — nach unten gesehen — die weiteste Verbreitung finden. — In der zu erwartenden 2. Aufl. müßte der Amtmann S. 32 seinem Eigentümer Gellert zurückerstattet werden. O. K.

— Ein Ritualmord. Aktenmäßig nachgewiesen von Pfarrer Dr. Josef Deckert. 39 S. Preis 50 ₰.

Kann ein Katholik Antisemit sein? Von Dr. Josef Deckert, Pfarrer. 40 S. Pr. 50 ₰.

Staatserhaltende Demagogie und staatsgefährdende Leisetreterei. Von Eduard Ulrich. 47 S. Preis 50 ₰.

Der bekannte Verlag von Glöß in Dresden versendet diese drei neuen Broschüren. Die letztgenannte empfehlen wir gern. Verfasser ist derselbe, der unter dem 14. Dezember 1892 einen trefflichen „Offenen Brief" an den Reichskanzler von Caprivi richtete, und nunmehr auch in einer Broschüre die vollkommen richtige Ansicht vertritt, daß wer nicht widerstreben, auch nicht stützen kann, daß frisches volkstümliches Vorgehen, auch wenn es sich gegen die Regierung richtet, viel staatserhaltender sein kann, als das Gegenteil, und daß ein Uebermaß von ängstlicher Vorsicht entschlossenen Feinden gegenüber staatsgefährdend zu wirken vermag. Die Klage des Verfassers geht dahin: „Die Mehrheit der konservativen Parlamentarier scheint nicht ganz auf der Höhe ihrer Aufgaben zu sein. Obgleich die konservative Partei in der „Kreuzzeitung" und im „Reichsboten" zwei Blätter großen Stils hat, welche einen entschiedenen Konservatismus im Sinne des neuen Programms verfechten und welche zu den besten Zeitungen Deutschlands zählen, und obgleich auch die kleine populäre konservative Volkspresse besonders durch das „Volk" ganz vorzüglich vertreten ist, läßt die parlamentarische Vertretung der konservativen Partei, wenn nicht die Gruppe Stöcker das Wort führt, recht viel zu wünschen übrig." Und zum Schluß heißt es: „Das konservative Volk will an seiner Spitze Männer sehen, welche allen Helldorffianern und sonstigen unsicheren Heerespflichtigen zum Trotz:

„durch ihre Redegabe und durch ihr Ansehen
„beim Volke einen entscheidenden Einfluß auf
„die Leitung von Staatsangelegenheiten aus-
„üben",

kurz gesagt es will Demagogen, Demagogen im ursprünglichen Sinne des Wortes, gute staatserhaltende Demagogen an seiner Spitze sehen!

Daß sich in der konservativen Volksvertretung „unserem Stöcker" recht viele solche Demagogen zugesellen möchten, dazu möge uns Gott verhelfen zum Heile des deutschen Volkes, des deutschen Reiches und, last not least, auch des deutschen Kaisers!"

Besonders sind es die „reinen" Antisemiten, deren Erfolge Verfasser fürchtet, wenn nicht die Konservativen entschiedener werden. Wir können dieser Broschüre nur weite Verbreitung wünschen.

Auch die beiden anderen Hefte mögen immerhin bis zu einem gewissen Grade nützlich wirken können. Zu wünschen wäre freilich, daß sie mit mehr Kritik geschrieben worden wären. Wir unsererseits glauben auch an das Vorkommen von Ritualmorden. Darum nehmen wir aber noch nicht alles für wahr an, was in den Akten eines 1476 verhandelten Ritual-Mord-Prozesses erzählt wird. Wenn z. B. berichtet wird, eine Mutter, welche ihr Söhnchen vermißte, sei weinend herumgelaufen und habe fortwährend gerufen: „Joachim, mein Sohn Joachim!"; als sie dann in die Nähe eines Judenhauses gekommen, habe plötzlich von innen eine Stimme geantwortet: „Mama, Mama", so bedürfen solche Abenteuerlichkeiten doch der Kritik. — Die Frage, ob ein Katholik, bezw. katholischer Priester Antisemit sein könne, beantwortet Verf. mit „Ja" unter der Bedingung, daß er sich den christlich socialen Antisemiten anschließe. Die Schrift richtet sich polemisch gegen eine in Regensburg bei Manz erschienene Schrift des bayrischen Pfarrers und Landtagsabgeordneten Dr. Friedrich Frank, der die Frage nach der Zulässigkeit des Antisemitismus für Katholiken unbedingt verneint hat. Deckert rückt seinem Gegner mit Beweismaterial aus dem Talmud stark zu Leibe. Und es muß ihm zugegeben werden, daß er viele sehr beachtenswerte Gesichtspunkte aufzeigt. Er schließt: „Ein philosemitischer Klerus in dem großen Kampf wäre Verrat an Volk und Kirche; Neutralität desselben Feigheit und Schande." —

— Sociales. In der evangelischen Christenheit ist nicht nur das allgemeine Bewußtsein um Verpflichtungen auf socialem Gebiete im Wachsen begriffen, sondern auch die Erkenntnis, nach welcher Seite hin sich die Thätigkeit zu richten hat. Die Litteratur über die sociale Frage mehrt sich in erfreulicher Weise, in welcher nicht nur allerhand Klagen und Phrasen zu finden sind, sondern wirkliche Sachkenntnis und verständige Vorschläge. Als Beweis dafür nenne ich in erster Linie ein Buch, das von einem Landgeistlichen geschrieben ist und dem Verfasser in seiner Abgeschiedenheit von dem großen Büchermarkt gewiß sehr viel Mühe gekostet hat, das aber um so größere Anerkennung verdient. Es ist: Die Socialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrtümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage. Von Eduard Schall, luth. Pastor zu Bahrdorf. (Berlin, 1893. Elwin

Staude. 3 M.) — Ehe ich an diesem Buche einige Ausstellungen mache, freue ich mich, erklären zu können, daß es eine sehr dankenswerte und höchst brauchbare Belehrung giebt über die viel genannte Partei und über sehr vieles, was mit ihrer Entstehung und Beurteilung zusammenhängt. Die Hauptmasse des Stoffes bildet das 3. Kapitel, in dem die Verdienste, das Problem und die Irrtümer der Socialdemokratie behandelt werden; im ersten Kapitel kommt die Produktionsweise der Gegenwart und ihre notwendigen Folgen zur Darstellung, im zweiten die falschen Versuche, diesen Folgen abzuhelfen. Das letzte Kapitel behandelt dann die Stellung der protestantischen Kirche. Eine doppelte Absicht liegt der ganzen Arbeit zu Grunde: einmal beizutragen zu einer richtigeren Würdigung des Berechtigten in den socialdemokratischen Forderungen, was nur dadurch möglich, daß man sie mehr aus ihren eigenen Aeußerungen als aus den Kritiken der Gegner kennen zu lernen sucht, und so wird uns denn auch reiches Material aus den ersteren geboten: ihre Programme, Liebknechts Programmrede rc.; der Verfasser schöpft überall aus den Quellen. Die andere Absicht ist: der evangelischen Kirche zu helfen von dem öden Doktrinarismus, der auf seiner turmhohen Warte so erhaben über dem Leben steht, daß er nicht in dasselbe eingreifen kann. Die Polemik gegen diese besonders in den lutherischen Landeskirchen vertretenen Abstraktionen (vgl. die Allg. lutherische Konferenz zu Hannover von 1890, mit der Zustimmung von ca. 800 Geistlichen zu den Thesen Pastor Beckers, welche die Aufgaben der Zeit völlig verkennen, u. dgl.) ist scharf aber vortrefflich; die herzliche Liebe des Verfassers zu seiner Kirche und zu seinem Volke tritt dabei überall mit Wärme hervor.

Was ich nun auszusetzen habe, liegt hauptsächlich auf dem Gebiet der Absichten des Verfassers, nach denen er die Socialdemokratie mehr zu würdigen bestrebt ist. Er verfällt dabei meines Erachtens in den oft gemachten Fehler des Deutschen, gegen die Feinde allzu gerecht zu sein. Ich meine damit nicht, daß er die Ziele der Bodenbesitzreform, der kollektivistischen Wirtschaft u. s. w. so objektiv und sympathisch behandelt; ich halte gerade diese Partien für sehr nützlich und gut zu lesen. Aber neben der vielfachen Anerkennung hätte um so weniger eine schärfere Zurechtweisung der geradezu verbrecherischen Leichtfertigkeit fehlen dürfen, mit der jene Partei ihre Agitationen betreibt. Ja auch das Wesen der Socialdemokratie ist nicht tief genug erfaßt; der Verfasser gesteht selbst wiederholt, daß ihm ihre Religionsfeindschaft rätselhaft sei. Ich habe in meiner „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage“ diese Zusammenhänge geschichtlich und grundsätzlich so eingehend behandelt, daß ich in einer Recension wohl darauf verweisen und mich mit diesen Andeutungen begnügen kann. Es will mir scheinen, als ob der Verfasser sich von Marx und der durch ihn geistig regierten socialdemokratischen Litteratur zu sehr hat imponieren lassen, ohne durch ein Studium der neueren historischen deutschen Wissenschaft ein Gegengewicht zu erhalten. Er läßt sich zuweilen unwillkürlich von jener auf den einseitigen Standpunkt herüberziehen, nach welchem sie die sociale Frage wesentlich als Fabrikarbeiterfrage und die Arbeit wesentlich als Blusenarbeit behandeln, obwohl andererseits die wirklichen Verhältnisse der Landarbeiter, aus denen heraus der Verfasser redet, wohlthuend sich geltend machen. Aber er giebt den Socialdemokraten auch Voraussetzungen zu (bes. den berühmten Irrtum von der Arbeit als Wertmesser), die ich für falsch halte. Auch die Verdienste jener Partei sind deshalb oft einseitig hervorgehoben (z. B. ist die Bekämpfung der Manchestertheorie, des liberalen Optimismus rc. längst vor der Socialdemokratie von Ad. Müller, Sismondi, List u. a. begonnen), womit ich ihm darin nicht widersprechen will, daß wir die Socialdemokratie jetzt durchaus noch nicht entbehren können. Ebenso müßte die Judenfrage — so verdienstlich es ist, daß Verf. sie hereingezogen und die widersinnige Stellung der Socialdemokratie zu ihr treffend gezeichnet hat — noch tiefer und geschichtlicher begründet werden. Weitere kleine Differenzen führe ich nicht an, sondern weise lieber noch auf die sehr orientierenden Ausführungen im ersten Kapitel hin über die Aenderungen, welche die technischen Fortschritte für das ganze Wirtschaftssystem und darum die Gesellschaft hervorgebracht haben, sowie auf einige sehr ernste pastoraltheologische Mahnungen im letzten Kapitel und empfehle zum Schluß noch einmal das treffliche Werk, das von großem Fleiße Zeugnis giebt, allen evangelischen Geistlichen und Laien als einen hervorragenden Beitrag zu den Mitteln, die sociale Frage, die Sphinx unserer Zeit, zu studieren.

Eine Art Ergänzung dazu bildet das 6. Heft der 2. Reihe der evangelisch-socialen Zeitfragen: **Die Religion der Socialdemokratie** von Dr. **Theodor Arndt**, Prediger an St. Petri in Berlin. (Leipzig, 1892. Grunow. 50 Pf.) Es ist durch und durch gediegen und führt uns in die socialdemokratische Litteratur trefflichst ein. Es handelt sich dabei nicht um eine Sammlung atheistischer Unflätereien, sondern gerade den Idealismus jener Fanatiker sucht der Verfasser überall ins Licht zu stellen. Der theologische Standpunkt des Verfassers ist es wohl, der sich bei der Ableitung des „Gegensatzes der Socialdemokratie zur christlichen Religion“ etwas störend geltend macht. Es ist auch Arndt nicht gelungen, denselben tief genug zu erklären; aber das liegt nicht an dem Mangel an **Kenntnis** der Geschichte, sondern an ihrer Beurteilung. Nach Arndt soll z. B. St. Simon mit beiden Füßen auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen! Auch hier wieder begnüge ich mich mit einem Hinweise auf meine oben angeführten Darlegungen, welche den gesamten Radikalismus und Liberalismus (den A. fälschlich in Schutz nimmt) aus dem Naturrecht herleiten, und auch die Entstehung des Materialismus, den Arndt treffend als das eigentliche Kennzeichen der socialdemokratischen „Religion“ hervorhebt, im Zusammenhang mit jener naturrechtlichen Philosophie aufweisen.

Eine sehr ausführliche Arbeit, die zu unserem Gebiet gehört, ist noch zu nennen: **Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik** von Professor Dr. **Karl Fischer**. (Eisenach. 1892. M. Wilkens. 429 S.) Der Inhalt ist sehr umfangreich und mir will es scheinen, als würde eine bessere Anordnung der Sache vorteilhafter gewesen sein. Die sechs Bücher haben folgenden Inhalt: 1) die socialistische Kriegserklärung und ihre Begründung; 2) Vorgeschichte und Berechtigung der Kriegserklärung, Kriegszustand bis 1890; 3) Methoden und Ziele des Kampfes; 4) der Kampf und seine Mittel; 5) sociale Friedensarbeit in Haus und Kirche, in Heer und Schule; 6) Friedensarbeit in Staat und Gesellschaft, in Publizistik und Wissenschaft, in Litteratur und Kunst. — Schon an diesen Ueberschriften kann man merken, daß sehr viel Stoff, den der Verf. in den einzelnen Büchern bringt, ebenso gut auch in einem anderen hätte untergebracht werden können. Das muß aber verwirrend wirken. Der organische Grundfehler scheint mir der zu sein, daß der Verfasser das gesamte Gebiet der socialen Frage behandelt und doch die „socialdemokratische Kriegserklärung" als die Wurzel derselben einführt, während dieselbe doch nur ein allerdings hervorragendes Symptom ist und die Hauptursache der Verbitterung der socialen Kämpfe, aber doch nicht ihr einziger Gegenstand (z. B. der Kampf zwischen Börse und Landwirtschaft ist ebenso selbständig aus den modernen Entwicklungen hervorgegangen wie das Ringen des vierten Standes um eine entsprechende Stellung). Trotz dieser Ausstellungen kann ich den gebotenen Inhalt fast rückhaltlos anerkennen. Die socialdemokratische Partei wird treffend beschrieben, auch ihre Grundsätze und ihre geschichtliche Entwicklung richtig dargestellt. Auch die vorschwebenden Ziele sind gesund; die Aufgabe des Staates wird erkannt und das Wesen desselben in die ständische Gliederung gesetzt. Die Beurteilung der thatsächlichen politischen Parteien ist zwar nicht ganz gerecht, aber die Stellung zu den von ihnen vertretenen Grundrichtungen ist klar und wohlbegründet. Die Häufung des Materials bringt es mit sich, daß oft ausführliche Abhandlungen geboten werden, die man gar nicht erwartet, z. B. über Wissenschaft, ferner eingehende apologetische Abschnitte, auch über kirchliche Organisationsfragen (z. B. citiert der Verf. ganze Seiten aus Sulzes Gemeindeorganisation), und besonders wird der „socialpolitischen Arbeit in der Schule" viel Beachtung geschenkt, — ein Abschnitt von ca. 70 Seiten, in welchem sich das Interesse und der Standpunkt des Schulmannes deutlich ausprägt; es ist aber nicht etwa des Verfassers Meinung, daß in der Schule Socialpolitik gelehrt werden solle, sondern er giebt nur Anleitung, wie „die Gelegenheiten, welche der bezügliche Unterricht bietet, ohne Zwang und nach freier Ueberzeugung eines jeden dazu benutzt werden sollen, um Kenntnisse, Vorstellungen und Empfindungen zu erzielen", durch welche „das heranwachsende Geschlecht zu tüchtigen deutschen Männern, Christen und Staatsbürgern" gebildet werden könne. Zum Schluß bemerke ich, daß Fischer dem Socialismus überhaupt viel weniger sympathisch gegenübersteht, als Schall und Arndt.

Ein Mann, der auf socialpolitischem Gebiete eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entwickelt hat, ist Professor Dr. **Schmidt-Warneck**. Von ihm liegt uns ein Heft vor, das aus Anlaß der Neuordnung des konservativen Programms entstanden ist. Es heißt: **Volkswohl und Staat**. (Braunschweig, 1892. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. 1,20 M.) Ich muß gestehen, daß es mir mit des Verfassers Schriften eigentümlich geht. Sie werden von der konservativen Presse meist sehr anerkannt, und ich ahne auch, daß sie einen wirklich konservativen Standpunkt vertreten, aber es wird mir immer schwer, zu verstehen, wo er eigentlich hinaus will. Sein allgemeiner Standpunkt ist der, daß er den Staat den natürlichen Gruppen der Gesellschaft gemäß organisieren will — und dies ist der Punkt, wo wir von Herzen zustimmen; von hier aus übt Verfasser auch eine scharfe Kritik an der sog. „Idealpolitik" Bismarcks. (In dem Urteil über die Unfähigkeit dieses sonst so großen Staatsmannes, sociale Dinge zu begreifen, stimme ich dem Verf. zu.) Der besondere Vorschlag, auf den er in diesen Blättern hinausgeht, ist eine — „Versuchsstation" für das „dem Menschen wichtigste Erdengebilde, die Staatsgesellschaft". Ueber die Sociologie (Dr. Schmidt-Warneck ist der Verfasser einer solchen und weist oft darauf hin) habe ich mich in meiner „Mitarbeit pp." ausgesprochen; ich kann die Hoffnungen, die man für die Erneuerung des socialen Lebens auf diese Wissenschaft setzt, nicht teilen, — so richtig der Grundgedanke ist, daß alle socialen Gliederungen dem Wesen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechen müssen.

Eine Beschreibung socialistischer Zustände giebt eine interessante geschichtliche Studie, nämlich die Beschreibung des von den Spaniern zerstörten Inkareiches in Peru: **Die von der Socialdemokratie geforderten Eigentums- und Produktionszustände in geschichtlicher Beleuchtung von Constantin Graf Wartensleben**. (Leipzig, 1893. Reinh. Werther. 66 S.) Die socialen Zustände bilden nur den kleineren Teil dieser Beschreibung, die sich auf die Geschichte, die Religion, die Verfassung u. s. w. erstreckt. Die Lehren, die der Verfasser zieht, sind die, daß die socialisierte Arbeit und Eigentumsverteilung, wie sie in Peru eben verwirklicht war, nur bei diktatorischer Gewalt und einem geistig tief stehenden Volke möglich ist. Das Heft ist anziehend geschrieben.

Es seien nun noch einige Broschüren genannt, die in verschiedener Weise in das große sociale Gebiet eingreifen. In einem trefflichen Vortrage entwickelt Lic. **Weber: Ein socialpolitisches Friedensprogramm**. (Leipzig, 1893. G. G. Wallmann. 50 Pf.) Die erste Hälfte beschäftigt sich in ebenso maßvoller als verständiger Weise mit der Judenfrage; weiter wird die Agrar-, die Handwerker- und die Arbeiterfrage kurz und lichtvoll behandelt. — **Die Tyrannei des mobilen Kapitals und die Socialdemokratie.** Von

v. Hülsen, Gerichts-Assessor a. D. Naumburg. (Leipzig, 1892. H. G. Wallmann. 80 Pf.) In einer sehr entschiedenen Sprache deckt der Verf. das Hauptübel unserer socialen Zustände auf, das vor allen anderen einer gesetzlichen Abhülfe bedarf, die Verderben bringenden Manipulationen der großen Geldleute an der Börse und im Geldverkehr überhaupt. Leider sind die Sachen nicht neu, sondern in den conservativen Zeitungen, besonders dem Reichsboten, oft besprochen; vielleicht dient diese geschickte und warmherzige Zusammenstellung dazu, die Aufmerksamkeit auf diese grauenhaften Zustände mehr zu lenken. — Die sogenannte Ethische Bewegung und die Socialdemokratie von H. Köhler (Leipzig, 1893. J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 48 Seiten) führt durch reichhaltige Mitteilungen in die genannte eigentümliche antireligiöse Bewegung vorzüglich ein, weist ihre Konsequenz in der unvermeidlichen Gemeinschaft mit den zerstörenden Tendenzen der Socialdemokratie nach und entwickelt kurz und gemeinverständlich den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Religion, überall zeigt sich eine gründliche Kenntnis der einschlagenden Litteratur. — Die socialistischen Zukunftshoffnungen unserer Zeit im Lichte der göttlichen Offenbarung. Von R. Preiswerk, Pfr. in Umiken. (Basel, 1893. R. Geering. 50 Pf.) Eine einfache und klare Schilderung der Gedanken Bebels über die socialistische Entwicklung, woran sich im Gegensatze dazu die christliche Anschauung der Weltentwicklung knüpft, fast ganz in Bibelstellen gekleidet, mit der Tendenz: das Christliche auch in seiner socialistischen Verkehrung anzuerkennen und es in das rechte Licht zu setzen. Ernste Mahnungen zur lebensvollen Verwirklichung der christlichen Gedanken bilden den Schluß.

Noch liegt uns ein Buch zur Besprechung vor, das man auch in die homiletische Litteratur einordnen könnte. Ich ziehe es vor — um es mehr loben zu können —, es unter der socialen zu besprechen. Es sind: Sociale Gedanken in Anlehnung an die Sonn- und Festtags-Evangelien. Mit Einleitung und Nachwort. Von Paul Walther, Pastor in Moritzburg bei Zeitz. (Göttingen, 1893. Vandenhoeck & Ruprecht. 3,20 M.) Auf den 314 Seiten dieses Buches finden sich sehr viel gute Gedanken über sociale Verhältnisse und Zustände unserer Tage. Und der Augenschein zeigt auch, daß sie gebracht sind „in Anlehnung" an die Perikopen, denn dieselben sind ja als Ueberschriften über die einzelnen Abschnitte gesetzt. Aber daß überall ein innerer Zusammenhang zwischen jenen Gedanken und diesen Texten herrsche, kann man nicht sagen. Vom homiletischen und exegetischen Standpunkte würde also manch scharfer Tadel nicht gespart werden können; besonders ist die Art der Anknüpfung durch den bloßen Wortlaut oder durch Allegorie ein Verfahren, das die Predigt unserer Zeit gewissenhaft vermeiden müßte. Aber der Verf. sagt selbst, daß er sein Dargebotenes durchaus nicht nur für die Predigt berechnet habe, und ich möchte dies hier ganz besonders betonen: es ist nur teilweise homiletisch brauchbarer Stoff, der uns geboten wird. Sehen wir aber den Inhalt lediglich unter dem allgemein sachlichen Gesichtspunkt an, so können wir vieles loben. Wir finden in der That viel treffliche Bemerkungen über Arbeit, Arbeiter, Wohnungen, sociale Tugenden, Fabriken, Gemeindeorganisation, Trunksucht, irdische Gesinnung, Versprechungen der Socialdemokratie, Autorität, Soldatenmißhandlungen, Erziehung, Arbeitslosigkeit u. s. w. u. s. w. — und dabei überall einen gesunden, maßvollen, entschieden christlichen Standpunkt der Beurteilung. Ich wünsche, daß die Theologie sich mehr mit den socialen Verhältnissen, beschäftige und so freue ich mich auch, wenn man die Predigttexte auf ihren socialen Gehalt untersucht, aber ich muß im ganzen wünschen, daß das mehr mit gründlicher wissenschaftlicher Arbeit als mit der Sammlung von Lesefrüchten geschieht. Doch sei nochmals ausgesprochen, daß auch die Gedankenspäne, die wir hier vor uns haben, viel gute Anregung geben können. M. v. Nathusius.

2. Kirche.

— Die Wahrheit des Christentums, ihr Gewicht und ihr Erweis. Vortrag von P. Bard, Oberkirchenrat. (Schwerin i. Meckl., Bahn.) 1892. 32 S. 60 Pf.

Der Verf. hat eine sonderliche Gabe für Apologetik und er weiß sie in Predigten und Vorträgen zu verwerten. Gebildeten Christen, die durch die modernen Angriffe auf ihren Glauben sich etwas geängstet fühlen, wird gerade dieser Vortrag treffliche Dienste leisten. Er wird weniger geeignet sein, bereits Abgefallene zurückzubringen, als Angefochtene zu stärken. Letzteres ist ja auch gerade die Aufgabe der Apologetik, denn den bereits entschlossenen Widersachern kommt man mit Argumenten nicht nahe. Ein Bedenken gegen die apologetische Methode des Verf. sowohl in diesem Vortrage wie in den Predigten können wir aber doch nicht zurückhalten. Uns will scheinen, als ob er den Bogen bisweilen etwas überspannt. Logisch hat er ja recht, wenn er die Alternative stellt: entweder Christentum oder pessimistische Verzweiflung. Aber was in der Logik des Denkens liegt, tritt uns nicht immer in der Realität des Alltagslebens entgegen. Da treten auch noch andere Gegensätze auf, vor allem Christentum oder Eudämonismus. Wie gemütlich lebt mancher dahin außerhalb des Schattens der Kirche in der lieblichen Gewohnheit des Daseins, all die tiefen Fragen berühren ihn nicht und bis zur Todesstunde macht ihm das „klopfende Herz" sehr wenig Not. Und dann der andere Gegensatz: Christentum und edles Menschentum, anscheinend selbstloses Streben nach hohen Idealen. Ich weiß, daß manchem ernsten Christen gerade diese in der Wirklichkeit des Lebens ihnen entgegentretenden Gegensätze gegen das Christentum schwere Anfechtungen bereiten. Er wird sich vielleicht mit seinem Denken nicht gegen die unerbittliche

Logik des Verf. wehren können, er wird auch wünschen, daß der Gegensatz allenthalben als ein so schroffer auftreten möchte, aber das eben wird ihm Not machen, daß er es im Leben so anders findet, als der Apologet es ihm geschildert. Ich wollte, der verehrte Verf. gebrauchte seine bedeutende Gabe mehr zu Nutz und Frommen der einfältigen Seelen, die ihm nicht immer bis in die letzten Konsequenzen seines logischen Denkens folgen können. J. P.

— Wander-Paß für die irdische Wallfahrt des Christen. (Verlag des Ziegenrücker Kolportage-Vereins.) 1893.

Das Heftlein will zur Aufnahme des kirchlichen Zeugnisses dienen, damit zuziehende Gemeindeglieder sich über ihre Kirchenzugehörigkeit ausweisen können. Seite 1 bietet das Formular zur Taufbescheinigung, Seite 2 das zur Bescheinigung der Konfirmation. Seite 3 u. 4 wenden sich in herzlicher Ansprache an den Inhaber des Heftes und lehren ihn rechte Benutzung des Passes. S. 5 bringt Morgensegen und Abendsegen. Dann folgen 8 leere Seiten (nur oben steht ein kurzes Verslein) zum Zwecke von Eintragungen durch den Seelsorger. Dann S. 14 und 15 „kurzer Unterricht über einige Unterschiede der christlichen Bekenntnisse" und endlich S. 16 Formular zum Trauschein. Einem entschiedenen Bedürfnis entsprechen solche Hefte, jeder Pastor weiß, wie schlimm es ist, daß die vielen Zuzügler gar nicht daran denken, sich kirchlich bei ihm zu melden und sich über ihre Kirchenzugehörigkeit ihm gegenüber auszuweisen. Ob sich derartige kirchliche Legitimationsbücher einbürgern werden, muß die Zeit lehren. Das vorliegende scheint seinem Zwecke zu entsprechen. Wer es einführen will, kann das Stück für 10 Pfennige und 50 für 4 Mark durch Pastor von Gerlach in Ziegenrück beziehen. J. P.

— Afrikanische und Indische Reiseberichte der Hermannsburger Missionsdirektoren. Mit 18 Bildern. (Hermannsburg, Druck und Verlag der Missionshandlung.) 1893. Preis 1 ℳ 20 ₰.

Die Briefe erzählen von der Reise der Missionsdirektoren E. Harms und G. Haccius nach Natal und Transvaal im Jahre 1888 und von der Reise des ersteren 1891 und 1892 nach Vorderindien; über die Reise nach Afrika sind die Briefe zwar abwechselnd von beiden, aber in ganz gleichem Geiste geschrieben, diejenigen über die Reise nach Indien sind von E. Harms allein verfaßt. Zweck beider Unternehmungen war die Visitation der ausgedehnten Hermannsburger Missionsgebiete in beiden Erdteilen; indeß sind die Briefe kein trockener, mit Zahlen gespickter Bericht, sondern eine schlichte, warme, volkstümliche und zu Herzen gehende Erzählung dessen, was die beiden Missionsdirektoren auf ihrer Reise gesehen, erlebt und gewirkt haben. Neben dem tiefen, frommen Ernst, mit dem die Mission unter den Heiden besprochen wird, berührt auch die brüderliche, echt christliche Weise sehr wohlthuend, in welcher der anderen Missionsgesellschaften, so der Berliner und der Leipziger, Erwähnung geschieht. 18 Bilder nach Photographieen, welche E. Harms an Ort und Stelle aufgenommen hat, schmücken das Buch, das wir jedem Missionsfreunde empfehlen können. v. H.

3. Geschichte.

— Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt von Dr. H. Dittmar. Ergänzungsband. Welt- und Zeitgeschichte von 1862—1890 von Dr. Wilhelm Vogt. (Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung.) 1892. Pr. 8 M.

Dem Verfasser dieses Ergänzungsbandes ist es gelungen, die Geschichte der Zeit von 1862—1890 in übersichtlicher, klarer Form darzustellen. In der Vorrede sagt er: „Die subjektive Auffassung, der politische Gesichtspunkt des Verfassers wird unter diesen Umständen stärker in den Vordergrund treten; er wird es nicht verleugnen können noch wollen, daß er die Dinge und Menschen in dem Lichte schildert, in welchem sie ihm, dem Mitlebenden, erschienen sind." Er hat also seine persönliche Auffassung nicht zurückdrängen wollen, und man ist deshalb berechtigt, letztere zu prüfen, namentlich auch daraufhin zu prüfen, ob dieser sein Ergänzungsband auch dem Geiste nach eine Fortsetzung der großen Dittmarschen Geschichte der Welt vor und nach Christus ist und die Ereignisse der Zeit seit 1862 mit ganz besonderer Bezugnahme auf das Christentum und das Reich Gottes auf Erden betrachtet und erzählt. Da müssen wir allerdings sagen, daß uns das Buch thatsächlich nicht das bietet, was wir erwarteten, als wir es in die Hand nahmen. Der Verfasser steht freilich dem Christentum, insbesondere dem evangelischen Christentum freundlich gegenüber, aber er hätte das Erstarken und Erwachen des christlichen Geistes, die Regungen des kirchlichen Lebens, die Thätigkeit der inneren Mission in Deutschland gegenüber dem Atheismus und dem Materialismus wärmer beurteilen und mehr in den Vordergrund stellen sollen. Neben scharfen Schatten fehlt es unserer Zeit doch auch nicht an Lichtseiten! Als Verehrer Bismarcks beurteilt der Verfasser die Politik der letzten dreißig Jahre, auch die innere Politik, die Zeit des Kulturkampfes u. s. w. Merkwürdigerweise ist die Deutschland so sehr erregende Judenfrage so gut wie gar nicht berührt. Die einzige kurze, sich auf den Antisemitismus beziehende Stelle (S. 481) ist in der Hauptsache nur ein scharfer Angriff auf Stöcker, aber man findet kein Wort über den Uebermut der Börsenjuden, die Frechheit der jüdischen Presse u. s. w. Die Milde und Toleranz darf unseres Erachtens in einem Geschichtswerk nicht dahin führen, die Ursachen und den

Verlauf einer so bedeutenden Bewegung, wie die antisemitische, vollständig mit Stillschweigen zu übergehen. Die Beschreibung der Kriege unserer Zeit, namentlich der Schlachten, hätte kürzer gefaßt sein können; hier haben sich auch gerade eine Menge Fehler eingeschlichen. So war die Schlacht bei Langensalza nicht am 28. Juni, sondern am 27. Juni 1866; die 13. Division blieb 1866 nicht in Berlin, sondern in Westdeutschland u. s. w. Ueberhaupt scheint das Buch recht schnell geschrieben zu sein, wenigstens lassen manche Wort- und Satzbildungen kaum einen anderen Schluß zu. Kaiser Wilhelm wird einmal als der von Benedetti „angefochtene" Monarch bezeichnet, und ob dieser Monarch den Titel „der preußische König" statt „König von Preußen" als richtig anerkannt haben würde, ist sehr zweifelhaft, wenn er auch im vorliegenden Buche nie anders genannt wird. Trotz mancher Vorzüge desselben glauben wir, daß der Herr Verfasser gut thun wird, für eine etwaige zweite Auflage seine Arbeit formell und inhaltlich einer genauen Durcharbeitung zu unterziehen.

v. H.

— 1871. Vor Dijon. Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Erlebnisse eines Frontoffiziers. Von Wenzel. Mit 18 Text-Illustrationen und einem Lichtdruck von Erich Mattschaß, sowie zwei Kartenbeigaben. (Berlin und Wien, Carl Ziegler Nachf.) 44 S. 2 M. 50 Pf.

Die dreitägigen Gefechte vor Dijon im Januar 1871, in denen der General von Kettler mit 4500 Mann und 12 Geschützen einen wohlausgerüsteten, mindestens achtfach überlegenen Feind festgehalten hat, sind der Gegenstand dieser anziehend geschriebenen Kriegserinnerung, in der Garibaldi sehr glimpflich beurteilt wird. Der Generalstabschef dieses Rebellenführers von Profession behauptet in seinem Buche über Garibaldis Teilnahme am Krieg der Jahre 1870 und 71, es sei nur den geschickten Manövern des italienischen Generals zu danken gewesen, daß er nicht den 70000 Preußen unterlegen sei. Dieser glorreiche negative Erfolg hat Freycinet derartig begeistert, daß er Gambetta schrieb: „Garibaldi hat einen großen Sieg über die Preußen erfochten. Er ist entschieden unser größter General." — Bekanntlich ist vor Dijon die Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments auf dem Feld der Ehre nach eingebrochener Nacht unter den Leichen hervorgezogen, also weder von einem siegreichen Feinde erobert, noch von einer entmutigten Truppe aufgegeben worden. Das von dem jungen Maler Erich Mattschaß gemalte Bild „Getreu bis in den Tod" stellt in schlichter, ergreifender Weise diesen ruhmreichen Kampf dar. Mit dem Lichtdruck dieses Bildes, sowie mit 18 ganz vortrefflichen Skizzen desselben Malers wird die Beschreibung des dreitägigen Kampfes vor Dijon dem Leser sozusagen zur unmittelbaren Anschauung gebracht. Der Verfasser ist als Lieutenant in jenen Tagen schwer verwundet worden.

O. K.

4. Biographie.

— Karl Gerok. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt von Gustav Gerok. (Stuttgart, Krabbe.)

Das Buch erschien kurz vor Weihnachten. Wir haben damals mit wenigen Worten sein Erscheinen angezeigt. Wir kommen jetzt nach beendeter Kenntnisnahme des Inhalts darauf zurück, um nochmals die Beachtung aller Freunde Geroksher Poesie darauf hinzulenken. Wir lernen den ganzen Gerok, wie er leibt und lebt, daraus kennen, d. h. einen Mann von großer Liebenswürdigkeit und geistiger Anmut, einen durch und durch christlichen Charakter, dessen erhebende Sterbestunde die Probe auf das Exempel gebildet hat. Freilich wollen wir auch einen Mangel des umfangreichen Buches von 670 Seiten nicht verschweigen, den nämlich, daß es unbedingt zu lang ist. Weniger wäre mehr gewesen. Im Vorwort sagt der Herausgeber: „Eine besondere Schattenseite ist es, daß gerade die Angehörigen, denen solche Papiere allein zugänglich sind, ihrem Gegenstand zu nahe stehen, um immer Großes und Kleines, individuell und allgemein Wichtiges genügend auseinander zu halten. Wo in dieser Beziehung gefehlt wurde, bitte ich um freundliche Nachsicht." Ja, wäre es bei dieser Selbsterkenntnis nicht besser gewesen, wenn der Schreiber des Vorworts einen kritischen Freund zu Hülfe gerufen hätte, um mit ihm das Material zu sichten? Wenn vieles außerordentlich interessant ist, besonders die Jugendbriefe und manche Gedichte nett und anregend, so leidet weiterhin der Leser unter den recht erheblichen Breiten. Wir glauben nicht zu viel zu sagen mit der Meinung, daß das Buch durch Reduktion auf die Hälfte seines Inhalts nicht verlieren, sondern gewinnen würde. Möchten neue Auflagen zu solcher Verbesserung Anlaß geben! Sollen wir auf Grund des reichen Inhalts eine neue Seite des Gerokschen Charakters anführen, die mehr aus seinen Briefen, als aus den bekannten Gedichtsammlungen hervortritt, so ist es ein überaus freundlicher, freilich in der Jugendzeit am stärksten hervortretender Humor, der feine Beobachtungen auch in glückliche Formen zu kleiden weiß. Kleine Meisterstücke von Beobachtung und Darstellung sind z. B. die Berichte aus Berlin, die kurze treffende Zeichnung der bekannten Prediger, noch mehr das Konterfei verschiedener Abendgesellschaften. Welcher Nicht-Berliner, der in Berlin gelebt hat, unterschriebe nicht Folgendes: „Bei uns kommts doch dann und wann vor, daß mehr hinter einem ist, als man ihm gleich ansieht; aber hier, was einer ist und kann, das Ganze und Beste, weiß man in der Regel auch preiszugeben, daß mans schon von weitem sieht, und weiß es gut ins Auge fallen zu lassen, dahinter aber ist dann weiter nichts Besseres mehr zu suchen, eher etwas Geringeres. Solche verschämte Gelehrte, die bescheiden ihren Reichtum lebenslang in der Studierstube vergraben, wachsen hier nicht, sondern wer etwas weiß, schreibt flugs ein Buch drüber; solche liebe Aschenbrödelseelen, die hinter

einem blöden und spröden Aeußern einen Schatz von Gemüt, Geist, Anmut und Witz verbergen, der nur ein paarmal des Jahres seinen Sonntag feiert und sich vor die Leute wagt, sind hier ebensowenig an der Tagesordnung, als die allezeit in sich vergnügten Schulmeisterlein Wuze, sondern wer etwas sein will, der muß sich zeigen, und wer gescheit sein will, und das ist hier jedermann, der muß nichts gelten lassen, sondern über alles raisonnieren. Und so sorgen sie denn selbst dafür, einander des allzugroßen Glanzes zu entkleiden, und dem gutmütigen Bewunderer die Augen zu öffnen. In der That ist es wunderbar, welche Liebe und Fertigkeit, „das Strahlende zu schwärzen", oder nach dem hiesigen Ausdruck alles mögliche „schlecht zu machen" man hier in den gebildetsten Kreisen findet."

Es kann nicht Sache einer litterarischen Anzeige sein, auf den Inhalt einer so umfangreichen Materialsammlung näher einzugehen. Wer den Dichter lieb hat, wird gern auch seine Spuren im häuslichen, amtlichen, wissenschaftlichen Leben verfolgen, und sich für etwas Spreu durch viele prächtige volle Körner reichlich entschädigt finden.

— **Andreas Gottlob Rudelbach**, ein Zeuge der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert. Dargestellt von **C. R. Kaiser**, Pastor zu Aue in Sachsen. Mit dem Bildnisse Rudelbachs. (Leipzig, Justus Naumann.) 1892. 118 S. 2 M.

Es wäre nicht recht, wenn ein Mann wie Rudelbach von dem jüngeren Geschlechte, namentlich der Theologen, vergessen würde. Obgleich er von Geburt ein Däne war, hat er doch wie wenig andere zur Neubelebung lutherisch-kirchlichen Bewußtseins in Deutschland beigetragen. Er wurde am 29. September 1792 in Kopenhagen geboren, sein Vater war ein aus Sachsen eingewanderter Schneider, seine Mutter eine Schwedin. So hob ihn schon seine Geburt zwar schon über die engen Grenzen eines einzelnen Landes und pflanzte einen ökumenischen Zug in sein Herz, aber sie gab ihm auch den Zwiespalt einer doppelten Heimat seines Herzens, die das Verhängnis seines Lebens wurde. Trotz der beschränkten Verhältnisse, in denen er aufwuchs, wußte er sich doch auf Schule und Universität eine erstaunliche Menge des Wissens aus den verschiedensten Fächern, namentlich aber in den Sprachen und in der Geschichte anzueignen, so daß er später wohl für einen der gelehrtesten Theologen hat gelten können. Nachdem er einige Jahre als Privatdozent in Kopenhagen gelebt hatte, wurde er auf Hengstenbergs Empfehlung von dem Grafen Schönburg als Superintendent nach Glauchau berufen, und während seiner dortigen Wirksamkeit von 1829—1845 war er einer der Führer des wiedererwachenden Luthertums nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland. Er begründete mit Guerike 1840 die Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche, er führte den Vorsitz auf jenen einflußreichen lutherischen Konferenzen in Leipzig und er verteidigte die Sache seiner Kirche in gelehrten Werken von bleibendem Werte (u. a. „Reformation, Union und Luthertum" und „Historisch-kritische Einleitung in die Augustana"). 1845 legte er, weil er mit Maßnahmen des Konsistoriums, dessen Mitglied er war, gewissenshalber nicht übereinstimmen konnte, sein Amt nieder und ging nach Dänemark zurück in der Hoffnung, dort eine Professur zu erhalten. Doch in der politischen Erregung jener Jahre war er den Dänen um seiner deutsch-freundlichen Gesinnung willen verdächtig und man ließ ihn in Kopenhagen nicht aufkommen. 1848 wurde er Probst in dem Städtchen Slagelse auf Seeland; hier hat er in der Stille gewirkt, doch immer noch litterarisch in die kirchlichen und theologischen Bewegungen Deutschlands eingreifend, bis er im März 1862 gestorben ist. In seinen letzten Jahren begann er eine auf 3 Bände berechnete Selbstbiographie „Konfessionen" zu schreiben. Was an R. am wohlthätigsten bewährt, war der Geist wahrer lutherischer Oekumenizität, der ihn vor jener Enge bewahrte, deren Gesichtskreis nicht weiter reicht als die Grenzpfähle des engeren Vaterlandes. Oberflächliche äußere Einigung ohne innere Einigkeit im bekenntnismäßigen Glauben war allerdings nicht sein Ideal, daher hat er die staatskirchliche Union mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit bekämpft, und für die noch modernere Idee einer protestantischen Nationalkirche hätte er sich gewiß nicht begeistert. Aber auch in der lutherischen Landeskirche sah er nicht die höchste Kirchengestalt, vielmehr hoffte er, daß mit der Revolution staatliche und kirchliche Dinge immer mehr auseinander treten würden und daß unter dem Schutze der Religionsfreiheit die räumlich getrennten Glieder der Bekenntniskirche sich in der Einigkeit des Glaubens zusammenfinden würden. „Es muß einmal zu einer evangelisch-lutherischen Gesamtkirche kommen, Gott wird uns durch die Not der Zeit dazu drängen." Jahre sind vergangen, seit R. dies geschrieben, die Entwicklung der Kirche aber ist bisher nicht in der von ihm gewünschten Richtung gegangen und es ist niemand gegeben, zu sagen, ob sie dahin gehen wird. Wir sind mit alledem, was wir für die sichtbare Kirche prophezeien, immer nur, wie R. sich einmal ausdrückte, viri desideriorum. „Ich strecke meine Hoffnungsflügel so weit wie möglich aus; über Länder und Meere stehet da eine mitstreitende und mitbetende Gemeinde. Auch hier gilt es: vires unitae agunt." — Wem durch das Lesen dieser Biographie neues Interesse für Rudelbach, diesen Zeugen unserer Kirche, erwacht, dem möchte ich unter seinen Büchern ganz besonders die „Biographien von Zeugen der christlichen Kirche aus verschiedenen Jahrhunderten" (1850) empfehlen. Pastor Kaiser sagt von ihnen mit Recht: „In diesem Buche zeigt sich die ganze Tiefe seines Quellenstudiums, die Reife seines Urteils, die Weihe und Begeisterung für das Reich Gottes, die ihm inne wohnte. Auch die Sprache ist hier meist klarer und gehobener als sonst. Freilich eine allzuleichte Lektüre sind auch diese Biographien nicht, sie erfordern Studium." — Wir schließen unsere Anzeige mit den Schlußworten des Pastors Kaiser: „Rudelbach war groß an Wissen und

Gelehrsamkeit, aber größer als dies alles war sein Glaube. In ihm hat er geforscht, gelitten und gestritten". Ein treffliches Bild Rudelbachs gereicht unserem Buche zur Zierde. J. P.

5. Poesie.

— Heimat. Schauspiel in vier Akten. Von Hermann Sudermann. 4. Aufl. (Stuttgart, Cotta.) 1893.

Gelegentlich früherer Publikationen ist neben anderen Vorwürfen Herrn Sudermann auch der gemacht worden, daß er nicht im stande sei, christlich-sittliche Charaktere im Ernst zu zeichnen. Gerate er z. B. an einen Pfarrer, so statte er auch diesen mit allen erdenklichen niedrigen und gemeinen Eigenschaften aus, d. h. sein „Realismus" bestehe darin, unsittliche Menschen so zu zeichnen, wie sie wirklich sind, aus den Vertretern christlich-sittlicher Ideen aber Karrikaturen zu machen, d. h. mit anderen Worten, in litterarischem Pessimismus zu machen, die Vorstellung zu pflegen, daß Christen und Nichtchristen, „sittliche" und unsittliche Menschen im Grunde alle gleichgesinnte Lumpen sind. Es scheint fast, als habe Herr Sudermann diesen Vorwurf jetzt durch eine That entkräften wollen. Er hat nämlich ein Schauspiel geliefert, in welchem er einen evangelischen Pastor, so gut wie ers versteht, als Idealfigur gezeichnet hat. — Das Stück führt uns in die Familie eines pensionierten Oberstlieutenants, der mit seiner Frau und einer Tochter sich an christlicher Liebesthätigkeit beteiligt. Die Glieder dieser Familie sind nun freilich durchweg kleinliche, an Aeußerlichkeiten haftende Personen, denen der Geist, in welchem christliche Liebesthätigkeit geübt werden soll, und doch glücklicherweise auch meistens geübt wird, völlig fremd ist. Der befreundete Pfarrer dagegen macht eine Ausnahme. Die Konflikte des Stückes ergeben sich nun daraus, daß eine Tochter jenes Hauses — Magda Schwartze — sich vor Jahren geweigert hat, den ihr bestimmten Pastor Heffterdingk zu heiraten. Statt dessen ist sie in die weite Welt gegangen, hat sich erst einem Liebhaber, dann anderen ergeben, und ist sittlich verkommen. Aber äußerlich ist ihre Laufbahn um so glänzender. Sie ist Opernsängerin geworden, und zwar eine so gefeierte, daß sie sich einen Dienertroß und eine Villa am Comersee leisten kann. Auf einer Kunstreise kommt sie nun nach Jahren in die Stadt, wo ihre Eltern und Schwester leben. Sie vermeidet zunächst ein Wiedersehen, obschon ihr Herz sich danach sehnt. Auf Drängen des Pfarrers aber — das Gespräch desselben mit der emancipierten Sängerin ist das Beste im Stück und in seiner Art vortrefflich — entschließt sie sich, einer Einladung der Eltern zu folgen. Aber nun beginnt das Unheil; binnen kurzem stellt sich die volle Unvereinbarkeit der bürgerlichen und der „künstlerischen" Weltanschauung heraus — der Vater der Sängerin geht am Schmerz über sein entartetes Kind zu Grunde, nachdem sie den früheren Verführer, einen Beamten, der jetzt bereit war, sie zu heiraten, durch unannehmbare Bedingungen zurückgestoßen.

Gegen die Feststellung der Unvereinbarkeit christlicher und künstlerischer, d. h. naturalistischer Weltanschauung läßt sich ja nun an sich nichts einwenden. Nur müßte eben die christliche als die allein berechtigte erscheinen. Davon ist nun bei Sudermann keine Rede. Im Gegenteil. Seine verlotterte Heldin-Sängerin ist schließlich in ihrem Ehrgefühl und in ihrer Mutterliebe allen anderen an Edelmut überlegen und die Schuld, daß sie verlottert ist, liegt nicht in ihr, sondern bei den beschränkten christlichen Angehörigen. Sudermann bleibt also auch hier, was er immer gewesen, der Prophet des Naturalismus. Und sein Prophetentum wird durch Anwandlungen von Objektivität nur noch gemeingefährlicher als bisher.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Merlin. Roman in sieben Büchern von Paul Heyse. Drei Bände 280, 312 u. 312 S. 3. Aufl. (Berlin, W. Hertz.) 12 M.

In seinen ersten Romanen hat Heyse versucht, das Christentum als eine durch neues Heidentum überwundene, wesentlich der Vergangenheit angehörende Weltanschauung darzustellen. Als er vierzig Jahre alt war, ließ er die „Kinder der Welt" den Himmel stürmen. Als er sechzig Jahre alt war, schrieb er zur Verteidigung seines von rohen Naturalisten angegriffenen Idealismus den dreibändigen Roman „Merlin". Heyse hat in diesen Roman all seinen Aerger und Verdruß verarbeitet, den er in seinem Alter als Dramatiker den deutschen Bühnen gegenüber erleben mußte. Es geht ein Ton der Erbitterung durch den ganzen Roman hindurch. Daneben war es ihm ein Anliegen, das, was der Religionsstifter Egidy und die Ethische Gesellschaft für zeitgemäß entwickeltes Christentum ausgeben, vom Standpunkte der Gottlosigkeit aus zu unterstützen, hat er doch auf diesem Gebiet „ein durch keinerlei Sachkenntnis getrübtes Urteil". Auch gegen die naturalistischen Maler, gegen modernes Genußleben, gegen die Presse macht er gelegentlich Ausfälle. Schade, daß er nicht seinen Musikprofessor Flaut benutzt hat, um sich gegen die liederlichen Komponisten der Gegenwart zu erklären.

Der Held des Romans ist Georg Falkner, der Sohn eines Berliner Rechtsanwalts. Er hat nur seinem Vater zu liebe die Rechte studiert. Nachdem er seine Doktordissertation geschrieben hat, erklärt er seinem Vater, daß er sich einem bürgerlichen Beruf nicht widmen, vielmehr nur der Dichtkunst leben könne. Davon bringt ihn auch die Nachricht nicht ab, daß das väterliche Vermögen in die Brüche gegangen sei. „Den Götzen der Zeit" wird er aber nicht opfern, lieber will er als idealistisch gerichteter Dichter untergehen. Nachdem seine „Jugendgedichte" keinen Verleger gefunden

haben, wird seine erste Tragödie „Rosamunde" (Longobardenkönig Alboin) vom Theaterdirektor Breitner zurückgewiesen: „O, diese jungen Träumer und Idealisten! Wenn eine solche grausige Geschichte euch anzieht, warum verlegt ihr sie nicht in die Gegenwart, wo es doch oft genug zu Mord und Todschlag kommt?" Falkner folgt diesem Rat, nicht aus Ueberzeugung, sondern nur, um dem Theaterdirektor eine Probe seiner dichterischen Kraft zu geben. Das aller Poesie entkleidete, nur von „Kriminalstimmungen" beherrschte Stück hatte großen Erfolg, der Dichter weigert sich aber, trotz der in Aussicht stehenden großen Tantièmen, die modernisierte Rosamunde zum zweitenmale aufführen zu lassen.

Falkner ist heimlich verlobt mit Lilli, der einzigen Tochter des Banquiers Wittekind. Finanzielle Erwägungen haben ihn nicht zu dieser Verbindung geführt. Als der Vater der Braut endlich seine Einwilligung zur Hochzeit gegeben hat, lehnt das junge Paar jede Geldunterstützung zur Reise nach Italien ab. Diese Reise ist allein durch den Tod des Vaters Falkner möglich geworden, der seiner Zeit nur darum den angeblichen Verlust seines Vermögens dem Sohne mitgeteilt hat, um diesen von der Laufbahn des dramatischen Dichters zurückzuhalten. In Italien schreibt Falkner die Tragödie „Spartacus", obschon er seinem Freunde Flaut vor seiner Abreise geklagt hatte: „Aber ein Dramatiker -- — in einer Zeit, wie die unsere, der schon der bloße Begriff, geschweige das Bedürfnis nach der wahren und großen Poesie völlig abhanden gekommen ist, die ein dramatisches Werk, wenn es nicht aufgeführt wird, obwohl es mit jedem Pulsschlag nach Darstellung verlangt, naserümpfend ein Buchdrama schilt und in die Ecke wirft!" Als der Dichter nach Jahr und Tag wieder einmal in seinen „Spartacus" blickt, erkennt er, „daß es ein Mißgriff war, einen Stoff zu behandeln, der hundert Analogien mit heutigen Zuständen bietet, keine einzige ganz zutreffend, und darum sämtlich verwirrend und verstimmend."

In Italien lernt Falkner einen Maler kennen, der, zu der alten Schule gehörend, von den Gegnern sagt: „sie sind ja schon fertig mit einem Maler, dem überhaupt etwas einfällt, und die Farnesina ist ihnen ein überwundener akademischer Standpunkt. Aber sie sollen es nur einmal versuchen, ihre Naturalia, ihre verhungerten oder blödsinnigen Proletarier oder Galgenschwengel an eine Wand zu pinseln, von der sonst Götter, Helden und schöne Menschen uns anlachten, die zu betrachten ein unerschöpfliches Vergnügen war. — — Wie es zu Anfang des Jahrhunderts eine Farbenblindheit gab, selbst bei den größten Talenten, so ist jetzt eine Formen- und Linienblindheit eingerissen. Alles in der Natur löst sich ihnen in Farbenreize auf, was sie dann Stimmung nennen. Als ob z. B. ein etwas trocken gemaltes, aber in was für Linien gezeichnetes Bild Leopold Roberts nicht auch seine Stimmung hätte!"

Ueber den Aufenthalt auf Anacapri wird dem Freunde Flaut geschrieben: „Zum erstenmale ist mir die Ahnung aufgegangen, daß ein solcher Zustand ohne Kampf und Streben, ohne Wünschen und Wollen, rein im Anschauen des höchsten Gutes nicht nur nicht langweilig zu sein brauche, sondern der Inbegriff aller Segnungen sei, mit denen ein armer Erdensohn belohnt werden könne. Auf dem hochgetürmten Felsgipfel zu liegen und in die unermeßliche purpurne Tiefe, zu den golden schimmernden Küsten hinüberzublicken, seinen geliebtesten Menschen neben sich — es wurde so himmlisch still in mir — wenn ich recht in mich hineinhorchte, war's, als ob ich nicht leben hörte."

Diesem „hochgetürmten" Idealismus in Italien folgte in Berlin der Realismus des nur an sich denkenden natürlichen Menschen. Die einer „westöstlichen" Verbindung entstammende liederliche Schauspielerin Esther hatte zuerst auf Falkner einen widerwärtigen Eindruck gemacht, aber ihre „verkörperte Schlangenfalle" übte mit der Zeit einen dämonischen Reiz auf den Dichter aus, und als er das Zauber- und Märchenstück „Merlin" schrieb, gestaltete er die Teufelin Viviane ganz nach Esther, die in Berlin dieser Dichtung zu einem durchschlagenden Erfolg verhalf und im unmittelbaren Anschluß hieran ihre Ränke, den Dichter zum Ehebruch zu verlocken, zum längst herbeigesehnten Ziele führte. Während der Berliner Theatertage starb zu Hause Lilli, die liebenswürdige, treue, charakterfeste Frau. Der Ehebrecher empfand „einen brennenden Ekel vor sich selbst und seinem Dasein und ein unbestimmtes Grauen vor der Zukunft". Geistlichen Trost suchte er nicht, denn die Kirche existierte nicht für ihn. Trost suchte er aber bei einem ihm befreundeten Arzt, der nebenher Prediger bei einer aus Fabrikarbeitern bestehenden, von einem in wilder Ehe lebenden Witwer gegründeten freien Gemeinde war. Und was sagte ihm der Freigemeindler? „Wir beide glauben nicht an ein Bad der überirdischen Gnade, in welchem eine Menschenseele, der ein Flecken angespritzt ist, sich rein waschen könnte." Zahllose Menschen würden in Falkners Lage gar keiner Sühne bedürfen, viele Tausende würden sich beruhigen, durch einen Geistlichen absolviert zu werden. Falkner gehört weder zu jenen, noch zu diesen, er wird Frieden finden, nicht durch Worte, sondern durch die That, „die unablässige Erfüllung schwerer und heiliger Pflichten". Ganz wie bei Faust. — Wahrscheinlich infolge dieser freigemeindlichen Tröstlerei erwägt der Dichter, ob er nicht seine ehr- und tugendsame Magd Gretel heiraten und als Rechtsanwalt ein neues Leben anfangen soll. Es kommt aber weder zu dem einen, noch zu dem andern. Er kann nicht loskommen von seiner schweren Sünde, verfällt in Trübsinn, begeht als Pflegling einer mit einer Irrenanstalt verbundenen Nervenheilanstalt die Tollheit, mit und vor Geisteskranken seine abgekürzte Tragödie „Johannes der Täufer" aufzuführen und endet zuletzt durch Selbstmord.

Im zweiten Bande dieses langweiligen Romans läßt Heyse Seite 289 bis 299 seinen freigemeindlichen Prediger im Walde eine Predigt thun, von deren Gottlosigkeit und Inhaltlosigkeit, von deren Wort- und Phrasenschwall ich deshalb keine näheren Andeutungen gebe, weil es mir zu sehr widerstrebt, das alberne Gewäsch noch einmal zu lesen. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie

gottlos der Dichter Heyse ist, kann die Stelle selbst nachlesen. Nur das will ich noch erwähnen, daß der Verfasser im Zustande geistiger Benebelung gewesen sein muß, als er von seiner freien Gemeinde rühmte, daß auf allen Gesichtern „ein schlichter Ernst oder eine feierliche Erwartung" gelegen habe, daß sie alle die Blicke ruhig vor sich hin gekehrt hätten, um die „seelenvollen" Worte ihres Predigers zu vernehmen. Glaubenslose Menschen können zu solchen Versammlungen nur ganz ordinäre Neugierde mitbringen, weiter nichts. — Der Prediger nimmt II, S. 307 u. 308 auch eine Trauung und eine Taufe vor, weil der Teufel unseres Herrgotts Affe sein muß, aber den Ehebund sollen die wilden Eheleute selbst weihen und segnen mit dem aus ihren eigenen Herzen quellenden Segen und das Gelöbnis sollen sie nur „in stillen Gedanken" thun, das Kind aber ist von der „heiligen Sonne" „zum Menschen und Kämpfer geweiht" und vom Kuß des Vaters gesegnet worden und die eigentliche Taufe wird seiner Zeit durch den Arbeitsschweiß und das im Dienste für die Brüder vergossene Herzblut vollzogen werden!! —

Damit den „Frommen" aber auch mit diesem Roman ein Aergernis bereitet werde, hat Heyse den freigemeindlichen Prediger zum verlassenen, erst am Sterbebett gefundenen unehelichen Sohn eines würdigen, Heyses Meinung nach sogar orthodoxen Stadtpfarrers gemacht, eines Mannes, der obendrein das Unglück hat, in Frau und Tochter den Unglauben im eigenen Hause vergeblich zu bekämpfen.

Ich kann zum Besten des Paul Heyse nur wünschen, daß „Merlin" sein letzter Roman sein und daß es ihm gelingen möchte, ehe er seine rastlose Feder für immer aus der Hand legt, etwa noch ein halbes Dutzend Buch- oder Lesedramen zu verfertigen, vorausgesetzt, daß er sie als solche zu Papier bringt und damit jeden Aerger den Bühnen gegenüber von vornherein vermeidet. Möglich auch, daß Heyse das im Juden- und Heine-Enthusiasmus neuerdings betretene Feld des Gassenhauers mehr als vorübergehend bearbeiten wird.

O. K.

— An offener See. Roman von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung von M. von Borch. (Dresden und Leipzig, Piersons Verlag.) 3 M.

Der Verfasser ist ein Schwede. Der Roman spielt auf einer der Scheeren. Der Held ist ein Fischerei-Inspektor. Die Erzählung hat von äußerer Entwicklung wenig oder nichts aufzuweisen, sie behandelt ein Problem, welches man vielleicht als das Problem des modernen Menschen bezeichnen könnte. Denn ein moderner, ein hochmoderner Mensch ist der Held. Gottlos ungläubig natürlich. Dafür gesättigt mit allen Wissenselementen der heutigen Naturlehre, die Welt in ihren Werdestufen und Entwicklungsperioden liegt vor ihm wie ein aufgeschlagenes Buch, er selbst steht als Säugetier an der Spitze. Wissen ist Macht. Dieser Herr in lachsfarbigen Glacéhandschuhen mit einem goldenen Armband am rechten Arm entwickelt aus seinem reichen Wissen ein staunenswertes Können, er vollbringt beinahe Wunder. Und doch scheitert er an dem tierischen Triebe der Liebe. Er wird wahnsinnig, schier kindisch. In dieser Kindischkeit möchte er gern ein Kind haben. Er versucht ein solches zu schaffen, aber der Prozeß des Homunculus mißlingt. Dann nimmt er gestraubete Puppen für Kinder. Dazwischen plant er wieder große Weltverbesserungspläne für Schweden. Da er erkennt, daß das Volk nicht ohne Religion sein kann, will er dasselbe nach Rom zurückführen. Das Luthertum ist der Feind. Die Schlachten von 1870 sind Hunnenschlachten. Der Weg der Intelligenz geht nach Paris. Zuletzt enden alle diese wirren Gedankengänge im Selbstmord. Was will das Buch eigentlich? Will es das Selbstgericht des Naturalismus aufzeigen? Dann müßte es dem Leser mehr zu Hülfe kommen, dann müßte es die Schuld als Ursache des Unterganges darstellen. Das thut es nicht. Ungesund wie der Held bis in die innersten Wurzeln seines Daseins hinein ist auch die Schreibweise, schwulstig und in den Vergleichen geradezu erschrecklich. Wenn das Jung-Schweden ist, dann gelüstet uns nicht nach Mehrerem. Ich denke, M. von Borch hätte gut gethan, dies Buch nicht ins Deutsche zu übersetzen.

D.

— Die Liebe siegt. Eine Südharzer Dorfgeschichte von Otto Brennelam. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 136 S., geb. 1 M.

Dies ist der 18. Band der „Deutschen Volksbibliothek für Lesevereine und das Haus". Der bekannte Verfasser erörtert die Verhältnisse der Gutsbesitzer zu ihren Tagelöhnern, die Verpflichtungen der Besitzenden gegen die Unbemittelten in volkstümlicher Sprache in der Form einer Dorfgeschichte. Die Socialdemokratie von der einen Seite, Verschwendung des Gutsbesitzers von der anderen Seite, und als Vermittler nüchtern und vorurteilslos die socialen Verhältnisse anschauende Christen. — Abgesehen davon, daß der ehemalige Lieutenant als Gutsherr zu rasch und unvermittelt seine schroffe, völlig verkehrte Haltung aufgiebt, und daß der Wucherer Bernstein nicht ausdrücklich als Jude gekennzeichnet wird, ist an dieser guten Dorfgeschichte nichts zu tadeln.

O. K.

— „Töte sie!" Von Balduin Groller. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) 240 S. 3 M., geb. 3 M. 75 Pf.

Ein Salonroman; ein Wiener Salonroman; ein vortrefflich geschriebener Wiener Salonroman. Der größte Fehler dieses Buches ist sein Titel. Der Held des Romans wirft Seite 159 einen gedankenlosen Blick auf ein Zeitungsblatt und liest zufällig in einer Theaterkritik den Satz: „Dumas freilich hat ein sehr bequemes Rezept dafür: ›Töte sie!‹" Der Romanheld hätte ja auch zufällig das Wort „Mobilmachung" oder „Dreibund" lesen und jedes dieser Wörter hätte ebenso gut, d. h. ebenso schlecht als Titel dienen können. Sonst finde ich nicht viel zu tadeln, dagegen zu loben, daß der geistreiche, dichterisch begabte, in der Kenntnis der

Menschenwelt erfahrene Verfasser in der anziehendsten Weise auf streng sittlichem Boden die Ehe eines reichen Grafen mit einer Schauspielerin, dem Klatsch und der von einem gemeinschaftlichen Freunde drohenden Gefahr gegenüber, durch Sturm und Wogendrang in den sicheren Hafen erkämpften Glücks zu bringen weiß. Die innere Welt der Gedanken, der Versuchungen lernt der Leser in dem Teile des Romans kennen, der aus dem Lustspiel allmählich zur erschütternden Tragödie übergeht. Daneben weiß des Verfassers gesunder süddeutscher Humor den Leser mit höchst ergötzlichen Schilderungen zu unterhalten. Der Verf. kennt die vornehme Welt in ihrer ganzen Heuchelei und Hohlheit, er kennt auch das Schauspielervolk in seinem Leichtsinn und seiner Schlechtigkeit, um so glänzender heben sich die Figuren des Grafen Rudolf Urbany und der von einem Dorfschulmeister abstammenden Schauspielerin Fritzi Wildauer von den Berufsgenossen ab. Der äußere Verlauf des Romans ist reich an Abwechslung, gleichwohl tritt er zurück hinter das, was jene beiden als Eheleute innerlich erleben müssen. Dazu war die Kraft eines Dichters erforderlich, eines Dichters von großer Begabung. Und doch der befremdliche Titel! Ich kann mir nur denken, daß der Titel auf Reklame-Rücksichten beruht. — Wer diesen Roman durchreit, ich will nicht sagen, durchrast, wird aber am Ende dem Balduin Groller auch um des Titels willen nicht grollen. — Vor dem Roman „Töte sie!“ muß sich Hermann Heiberg, der Verfasser des in gleichem Verlage erschienenen Romans „Todsünden“, bescheiden, recht bescheiden in den Hintergrund stellen. O. K.

— Die Frau des Ratmannen. Eine Erzählung aus Lübecks Vergangenheit. Von M. Rüdiger. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 1893. 299 S., geb. 4 M.

Das vorliegende Buch ist schon einmal kurz vor Weihnachten besprochen worden. Wir verweisen nunmehr auf die zweite Auflage. Die Verf., eine mecklenburgische Pfarrfrau, ist in Lübeck geboren; so hat sie denn auch mit dieser Erzählung ihre Anhänglichkeit an ihre alte, geschichtsberühmte Vaterstadt bewiesen. Das Eindringen des reformatorischen Geistes in Lübeck schildert sie, von den ersten Regungen der neuen Lehre im J. 1521 bis dahin, als 1530 durch Bugenhagen das Kirchen- und Schulwesen neu geordnet wurde. Die weibliche Hand hat allerdings die Feder geführt. Daher hören wir wenig von dem Ringen und Streben im öffentlichen Leben, sondern in das Leben des Hauses, ja in das Leben vieler Häuser werden wir geführt und es wird uns berichtet, wie sowohl in der Familie eines Ratmannen wie in der eines Flickschusters das Neue wider das Alte, Luthers Lehre wider des Papstes Satzung kämpfte. In der jungen Frau des Ratmannen, der Frau Eva Salige, den stillen, geduldigen Sinn des gottseligen Weibes uns zu schildern, ist der Verf. besonders wohl gelungen. Weniger lebenswahr als Eva scheint mir ihre Verwandte Kordula gezeichnet. Auch sie ist ein tiefes Gemüt, aber entschiedene Anhängerin der alten Lehre. Ist es wohl denkbar, daß sie dauernd heimliche Liebe zu einem jungen, evangelisch gerichteten Mönche, Bruder Benedikt, trägt? Kordula weiß, daß einen der Kirche Geweihten seinem Gelübde untreu machen, schwerste Sünde ist. Bruder Benedikt war für sie nur Mönch, nicht aber ein Mann. Auch ist der immer im Hintergrunde bleibende Aussätzige im Leprosenhause, der sich schließlich als Evas Vater entpuppt, eine etwas schattenhafte Figur, die ohne Schaden für das Ganze hätte fehlen können. — Der Roman ist keine leicht zusammengeschriebene Arbeit, er beruht auf ernsten Studien. J. P.

— The American Claimant by Mark Twain (Samuel L. Clemens). Tauchnitz edition. 1892. 271 S.

Die Monatsschrift hat bereits einige Bände der deutschen Uebersetzung von Werken des amerikanischen Humoristen Mark Twain angezeigt. Gerne griff ich daher zu der neuesten, von Tauchnitz in der Originalsprache veröffentlichten Erzählung dieses Autors und ich kann gestehen, daß ich in meinen Erwartungen nicht getäuscht worden bin. Ich habe oft herzlich gelacht über diesen köstlichen Humor, dem so gar nichts von zweideutiger Pikanterie beigemischt ist. Ein älterer Zweig einer englischen Grafenfamilie, der Earl of Rossmore, lebt seit einem Jahrhundert in Amerika und erhebt von daher Ansprüche auf die Rechtsnachfolge in der Grafschaft. Der derzeitige amerikanische Prätendent (claimant) ist ein närrischer Kauz, Mulberry Sellers, ein Projektenmacher im abenteuerlichsten Stile. Die tollsten Dinge zu erfinden, ist er immer nahe daran und schon disponiert er zu neuen Riesenprojekten über Billionen, bevor er nur einen Schilling hat. Man lacht über seine Tollheiten und man muß ihn doch lieb haben um seiner Grundgutmütigkeit willen. Der Sohn des englischen Grafen schwärmt für Menschenrechte, er ist müde, ein Graf zu sein, er will sich als Mann sein Brot verdienen und er geht daher nach Amerika, um dem Prätendenten seine Rechte abzutreten. Kaum ist er dort angekommen, so brennt das erste Wirtshaus, in dem er wohnt, ab; durch eine Verwechslung berichten die Zeitungen, der junge Lord sei mit verbrannt, während in der That ein Viehtreiber aus dem fernen Westen verbrannt war, in dessen Kleidern er sich gerettet hatte. Als der junge Graf von dieser Verwechslung Kunde bekommt, beschließt er, als Graf eben tot zu sein und sich als Mensch wie andere sein Brot zu suchen. Da folgen denn nun köstliche Scenen amerikanischen Lebens. Er muß die Erfahrung machen, daß es auch in Republiken eine Ungleichheit giebt: wer kein Geld hat, gilt nichts, und den, welcher Arbeit sucht, sehen die, welche in der Arbeit stehen, als einen unberechtigten Eindringling an. Das Leben in einem amerikanischen Arbeiter-Logierhaus wird anschaulich und mit trefflichem Humor geschildert. Mannigfach hin- und hergewürfelt, kommt unser junger Held, der sich, so gut es geht, zuletzt als Maler sein

Brot verdient, endlich in etwas abenteuerlicher Weise mit dem „Prätendenten“ in Berührung und verliebt sich in dessen Tochter. Dann Versöhnung mit dem Vater in England und Zusammenbringen beider Linien durch eine glückliche Heirat. Inzwischen aber macht der Prätendent die wichtige Entdeckung, daß sich durch die in der Sonne aufgespeicherte Wärme das Klima jeder Gegend verändern lasse. Er will sich seine Erfindung patentieren lassen und mit den dann verdienten Billionen will er Sibirien kaufen und dort die große Musterrepublik aufrichten. Mit dieser großartigen Perspektive schließt das Buch, welches jedem Freunde guten, harmlosen Humors eine frohe Stunde bereiten kann und daher bestens empfohlen werden soll. J. P.

— Don Orsino by F. Marion Crawford. 2 volumes. Tauchnitz edition. 1892.

Referent hat in seinen Besprechungen englischer Romane wiederholt darauf hingewiesen, wie abgebraucht allmählich die Charaktere und Begebenheiten und Motive sind, welche von den modernen englischen Schriftstellern, oder besser Schriftstellerinnen, in Anwendung gebracht werden. Der Kunst, glatt und gefällig zu erzählen, entspricht keineswegs immer die Originalität der Erfindung und die Tiefe der Gedanken. Um so freudiger überrascht wird man, wenn man unter der Masse gewandter Mittelmäßigkeiten einmal wieder auf einen Schriftsteller von unleugbarer Begabung und geistiger Tiefe trifft. Aber wenn Marton Crawford auch englisch schreibt, so kann sich doch England nicht seiner als seines Sohnes rühmen, er ist vielmehr von amerikanischer Abkunft, aber in Rom geboren und von Kindheit an in Italien wohnhaft. Die große Beliebtheit, deren sich Crawford in den Ländern englischer Zunge erfreut, mag es rechtfertigen, wenn ich über ihn zunächst einige biographische Notizen gebe, so weit sie mir zu Händen gekommen sind. Sein Vater lebte als Bildhauer in Rom, seine Mutter stammte aus einer der vornehmsten und reichsten Familien New-Yorks. Nach dem frühen Tode des Gatten heiratete die Mutter in zweiter Ehe einen amerikanischen Maler Luther Terry. Das Paar gehört noch heute der ersten römischen Gesellschaft an und lebt in sehr vornehmen Verhältnissen. Der am 2. August 1854 geborene Marion hat seine Schulzeit in England verlebt und dann hat er einige Jahre auf dem Polytechnikum in Karlsruhe studiert. Von dort zurückgekehrt, stürzte er sich in den Strudel der römischen Gesellschaft, unterließ aber dabei doch nicht seine Studien, namentlich nicht die Sprachstudien, für die er besondere Begabung hatte. Er beherrschte die bedeutenderen modernen Sprachen und arbeitete sich zugleich in die klassischen und orientalischen Sprachen hinein. Müde vom Gesellschaftstreiben, zogen ihn indologische Studien im J. 1879 nach Indien und hier war es, wo er zuerst in litterarische Thätigkeit kam. Fand er damit seinen Lebensberuf, so nahm er zugleich in Indien auch mit seinem Uebertritte zur römischen Kirche die innere Stellung ein, die er seitdem auch äußerlich vertreten hat. Seine Schriften stehen zwar nicht im Dienste der römischen Propaganda, sie haben überhaupt keine im engeren Sinne religiöse Tendenz, aber man merkt es seinen Büchern doch an, daß er auf Seiten päpstlicher Politik steht, wie er denn namentlich für Pio IX. und noch mehr für den Kardinal Antonelli lebhafte Bewunderung hegt. Aus Indien kehrte er 1880 heim und lebte nun kurze Zeit mit seinen Eltern in Amerika, wo er seinen ersten Roman Mr. Isaacs schrieb, der sofort durchschlagenden Erfolg hatte und als novel of the season in keinem englischen Salon fehlen durfte. 1884 verheiratete er sich in Konstantinopel mit der Tochter eines amerikanischen Generals Berdan, der lange in Berlin zu den Kreisen des preußischen Kronprinzen gehört hatte, und seitdem lebt er abwechselnd in Rom oder auf seiner prächtigen Besitzung bei Sorrent in eifrigem litterarischen Schaffen. Tauchnitz hat nicht weniger als 18 Romane von ihm veröffentlicht. Der diesmal von uns zur Anzeige gebrachte ist der Abschluß einer größeren Romanserie, in welcher die Geschichte einer römischen Försterfamilie von 1865 bis 1890 dargestellt wird. Der erste dieser Romane: Saracinesca erschien 1887, der zweite Sant' Ilario 1889 und der letzte Don Orsino 1892. Das ältere Rom unter Pius und Antonelli, dann der Sturz des päpstlichen Regimentes 1870 und endlich Rom als Hauptstadt Italiens, alle diese verschiedenen Phasen in ihrer Wirkung auf das Leben der vornehmen Gesellschaft Roms kommen zu farbenreicher Darstellung. In einer kurzen Anzeige kann auch nicht einmal der Versuch gemacht werden, den reichen Inhalt dieser Trilogie von Romanen zu reproduzieren, ich kann nur versichern, daß ich der Erzählung durch die sechs Bände hindurch mit immer gleicher Teilnahme gefolgt bin und daß ich außer an der geschickten Erzählung und an der guten Charakterentwicklung meine Freude an dem geistvollen Dialog und an mancher eingestreuten Bemerkung des Verfassers selbst gehabt habe. Namentlich die Anfangskapitel des ersten und des dritten Romans sind zu eingehenden Essays über die politischen wie gesellschaftlichen Zustände Roms vor und nach 1870 geworden. Z. B. heißt es über die römischen Verhältnisse zu Ende der achtziger Jahre: „Die drei Haupthelden sind tot, der Mann des Herzens, der Mann des Handelns, der Mann des Verstandes, der gute, der tapfere und der kluge, der Papst, der König und der Kardinal, Pius, Viktor Emanuel und Giacomo Antonelli. In einem armen Zimmer des Vatikans lag auf einem einfachen Bette, neben dem zwei Wachsfackeln in dem kalten Morgendämmer brannten, die Leiche des Mannes, den niemand geliebt und mancher gefürchtet hatte, angethan mit dem violetten Kleide des Kardinal-Diakons. Das kluge Gesicht war auf der einen Seite etwas in die Höhe gezogen, als wenn sich Mitleid und Verachtung drin mischten. Die feinen mageren Hände waren über der Brust gekreuzt. Das kalte Licht fiel auf die toten Züge, die seidene Robe und den steinernen Estrich. Nur ein Diener in schäbiger Livré stand in einer Ecke, er lächelte dumm und doch stand eine Thräne in seinen

Augen und netzte seine unrasierte Wange. Vielleicht trauerte er, wie wohl Diener thun, wenn sonst niemand trauert. Das Zimmer lag gerade an einer Treppe und die Schritte der Auf- und Absteigenden störten die Stille des Sterbezimmers. Bei Nacht fuhr man die arme Leiche ohne weitere Ehren in einem gewöhnlichen Wagen zu ihrer letzten Ruhestätte. In weiter Halle, auf riesigem Katafalke, ganze dreißig Fuß über dem Fußboden, lag alles was übrig war vom König-Ehrenmann. Tausende von Wachskerzen warfen ihr Licht auf das dunkle, ungestaltete Gesicht und auf die militärische Uniform, in welche der gewaltige Körper gehüllt war. Eine Volksmenge drängte sich ans Gitter, um nach Gefallen zu gaffen und dann wieder davon zu gehen. Hinter der Schranke hielten riesige Kürassiere Wache und bewegten sich sorglos umher. Alles war Flitter, aber Flitter in großem Stile, ganz unähnlich dem Manne, dem zu Ehren es geschah, denn der war schlicht und tapfer gewesen. Als man ihn endlich nach dem Pantheon in sein Grab trug, ging vor ihm her ein Zug kaiserlicher und königlicher Prinzen Schulter an Schulter und sein geliebtes schwarzes Roß ward hinter drein geleitet. In einer düstern Kapelle von St. Peter lag der Papst, in Weiß gekleidet, die mit Juwelen gezierte Tiara auf dem Haupte, sein weißes Antlitz still und friedevoll. Sechs Fackeln brannten neben ihm, sechs Noblegardisten standen wie Bildsäulen mit gezogenen Schwertern, drei rechts, drei links. Das war alles. Die Menge zog ein bei ein an den großen geschlossenen Thüren der Julian-Kapelle vorüber. Bei Nacht ward er ehrerbietig von liebenden Händen in die tiefe Krypte hinunter getragen. Und wieder war es Nacht, da nahm man den Toten wieder auf und fuhr ihn dem Thore zu, um ihn außerhalb der Mauern zu begraben. Da sammelte sich eine große Menge im Dunkeln und stürzte sich auf die kleine Schar und bewarf mit Steinen den Sarg dessen, der keinem ein Leid gethan hatte und kreischte Flüche und Lästerungen, bis die ganze Stadt im Tumult erregt war. Das war das letzte Sterbelied." — Man könnte versucht sein, das ganze einleitende Kapitel von Don Orsino zu übersetzen, so schön sind die Schilderungen, so geistvoll sind die allgemeinen Bemerkungen über das gesellschaftliche und politische Leben in dem Rom von heute. Doch ich breche ab, bin aber überzeugt, daß, wenn jemand durch diese kurze Anzeige veranlaßt werden sollte, diese Romantrilogie etwa in seine Sommerfrische mitzunehmen, derselbe mir meinen Hinweis sicher danken wird.

J. P.

7. Verschiedenes.

— **Die geschichtlichen Grundlagen des heutigen deutschen Bauernstandes.** Von Christian Meyer in Breslau. (Hamburg, Verlagsanstalt [vormals J. F. Richter].) 44 S.

Diese Broschüre gehört als 104. Heft zu den „Deutschen Zeit- und Streitfragen".

Ein klarer, umsichtiger Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Bauernstandes. Daß der Verfasser vorurteilsfrei zu Werke geht, ergiebt sich schon aus dem Umstand, daß er die Fabel von dem jus primae noctis als etwas Unbewiesenes erwähnt. Daß das römische Recht durch die Macht der öffentlichen Meinung in Deutschland Geltung erlangt habe, ist ein Irrtum. Es war lediglich der Einfluß der auf den italienischen und späteren deutschen Rechtsschulen gebildeten Juristen, welcher jenes große nationale Unglück über uns gebracht hat, ein Unglück, für das die Mehrzahl der heutigen juristisch gebildeten Mechanici noch gar kein Verständnis hat. — Auffallenderweise erwähnt der Verf. mit keiner Silbe die gerade durch das römische Recht ins Riesenhafte gewachsene Ausbeutung des Bauernstandes durch das Volk der Juden, durch diese Fremdlinge auf unserem Boden, die unvermischt und in diesem Sinne als das sauberste Volk der Erde von Jahr zu Jahr fortfahren, das deutsche Bauernvolk, das von seinen Obrigkeiten nicht ausreichend geschützt wird, auszubeuten und den socialdemokratischen Narren zuzutreiben.

O. K.

— **Vom Kurhut zur Kaiserkrone.** Von D. Bernhard Rogge. 1. Band: **Das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern.** (Hannover, C. Meyer [G. Prior].) 1892. Pr. 6 M.

Der 2. Band dieses Werkes ist unter dem Titel: „Das Buch von den preußischen Königen" schon früher erschienen, und seine freundliche Aufnahme hat den Verf. zur Herausgabe des vorliegenden Bandes veranlaßt. Herr D. Rogge kennt die Mark, ihre Bewohner und Geschichte genau, versteht hübsch zu erzählen und bemüht sich, möglichst gerecht zu schreiben. Besonders eingehend sind die sich auf die Einführung der Reformation in der Mark beziehenden Verhältnisse dargestellt, ferner die Regierungszeit des Großen Kurfürsten. Hier und da leidet das Buch an einer gewissen Breite und Hineinziehung von nicht unmittelbar zur Sache gehörenden Gegenständen; so ist z. B. die Geschichte des Ordenslandes Preußen zu breit behandelt und der Beschreibung von Festlichkeiten, Prunkzügen u. dergl. ist ein sehr reichlicher Raum zugewiesen. Die Bilder der Kurfürsten, mit denen das Buch geschmückt ist, sowie Druck und sonstige Ausstattung sind recht gut. Wir können das Buch für die reifere Jugend empfehlen.

v. H.

— **Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades.** Von Dr. M. Gundlach. Heft 160 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vormals J. F. Richter].) 1892. Preis 50 Pf.

Der Name Jean Martin de Prades ist in Deutschland weniger bekannt, wie der seines Nachfolgers, des Schweizers de Catt. Der Abbé de

Prades war infolge seiner Mitarbeit an der Encyklopädie als französischer Geistlicher in seiner Heimat unmöglich geworden, gelangte nach Preußen und wurde 1752 auf Grund seiner guten Empfehlungen und unterstützt durch Voltaire und d'Argens Vorleser des großen Königs. Aeußerlich liebenswürdig und heiter, gewann er das Vertrauen des letzteren, war viel in seiner Umgebung und begleitete ihn auch ins Feld. Er blieb aber im Herzen Franzose, war außerdem genußsüchtig und lüstern nach Gewinn — Eigenschaften, die ihn während des siebenjährigen Krieges zum vollendeten Schuft und Spion machten, der die Absichten und Pläne des Königs an Frankreich verriet. Seine Machenschaften wurden 1757 entdeckt, und er büßte seine Vergehen zuerst in einem sehr „fidelen Gefängnis" in Magdeburg, später bis zu seinem Tode 1782 in einer Art von Verbannung in Glogau, mit guten Einkünften und ohne übermäßige Beschränkung der persönlichen Freiheit. An sich bietet sein Leben, wie es der Verfasser schildert, nichts, was wert wäre, aufbewahrt zu werden, aber als Beitrag zur Geschichte Friedrich des Großen verdient die gut geschriebene Abhandlung Anerkennung. v. H.

— Goethe als Socialpolitiker. Ein Beitrag zur Beurteilung der socialen Frage von Professor Dr. Gerlach. (Dessau-Leipzig, Rich. Kahles Verlag.) 33 S. 50 Pf.

Der Verfasser versucht, aus den ungenießbaren „Wanderjahren" Goethes einige auf die Besserung des Menschengeschlechts abzielende Gedanken als Mittel zur Lösung der socialen Frage zu empfehlen. Er wird damit wenig Glück haben. Der Moral soll wieder der gebührende Einfluß auf das gesamte Volksleben verschafft werden. Welcher Moral? Der christlichen? Daß die Kirche Jesu Christi in der Welt seit zwei Jahrtausenden besteht, daß das ganze Moralgesetz in V. 37—40 c. 22 des Ev. St. Matthäi enthalten ist, davon sagt uns der Verfasser nichts, wohl aber citiert er die Biedermänner Seneca, Apollonius von Tyana, Sophokles, Cicero, von denen das Volk so wenig weiß, wie von den ungenießbaren „Wanderjahren". — Ueber die Beurteilung der Socialdemokratie, des Protzentums, des Mammonismus und Kapitalismus, also über die Erkenntnis der Uebel kann man mit dem Verfasser nur einverstanden sein, aber seine Heilmittel sind Theorien, Träumereien, Phantastereien, die dadurch nicht annehmlicher werden, daß sie zu den Irrtümern Goethes gehören. Das Schlagwort: „Goethe als Socialpolitiker" ist ebenso ein Schlag ins Wasser, als das von Professor Sell in Bonn neuerdings aufgestellte Schlagwort: „Goethe als Theolog". O. K.

— Der Nord-Ostsee-Kanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher u. militärischer Hinsicht. Von C. Beseke. Mit drei Karten, sowie zahlreichen Skizzen, Tabellen und graphischen Darstellungen. (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer.) 1893. Preis 3 ℳ 60 ₰.

Ein rechtes Gegenstück zum Panama-Kanal ist der Nord-Ostsee-Kanal: dort Schwindel, Betrügerei, Bestechung und Ruinen — hier planmäßige Arbeit, solide und technisch vorzügliche Bauausführung und kein Bankerott, sondern wahrscheinlich ein recht günstiger finanzieller Abschluß der Arbeiten. Das Werk der Durchstechung von Holstein ist ein so großartiges, seine Bedeutung eine so weitreichende, daß es sich schon jetzt wohl verlohnt, die Einzelheiten desselben kennen zu lernen, wenn auch die Fertigstellung des Kanals noch zwei Jahre in Anspruch nehmen wird. In einer Darstellung, wie der vorliegenden, geht es natürlich nicht ohne Zahlen ab, namentlich in den die Bau- und Betriebskosten, die Profile u. s. w. betreffenden Abschnitten; aber der Herr Verfasser gruppiert seine Zahlen geschickt und ermüdet nicht. Von besonderem Interesse für den Laien sind die Teile, welche sich auf die Vorgeschichte des Kanals, die Bauleitung und Arbeiterfürsorge, die Abkürzung des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee, die wirtschaftliche und militärische Bedeutung des Kanals beziehen; sie werden für jeden Leser lehrreich und fesselnd sein. Sind wir auch nicht in der Lage, die einzelnen Angaben auf ihre Richtigkeit prüfen, namentlich auch feststellen zu können, ob der Herr Verfasser die Rentabilität des Kanals nicht zu günstig beurteilt und die seine allgemeine Benutzung hindernden Umstände zu gering anschlägt, so glauben wir doch, das Buch in jeder Hinsicht zur Orientierung empfehlen zu können. Die zum Teil in den Text eingezeichneten, zum Teil angehefteten Karten sind sehr gut und erhöhen durch ihre Anschaulichkeit den Wert des Buches beträchtlich. v. H.

— Der Fluch der Mannheit. Zwei Vorlesungen für Männer von Henry Varley. Nach dem 180. Tausend der englischen Ausgabe übersetzt von Robert von Zwingmann. 3. Auflage. (Leipzig, Reinhold Werther.) 1893.

Es erscheinen jetzt allerlei Bücher über sexuelle Verhältnisse, die junge Leute vom christlichen Standpunkt aus warnen wollen. Wir haben prinzipiell gegen derartige Bücher nichts einzuwenden und z. B. im vorigen Jahre ein Werk des schwedischen Professors Ribbing mit Wärme empfehlen können. Auch das vorliegende Buch hat beachtenswerte Abschnitte. Freilich enthält es nach englischer Weise viel Pathos und Deklamation, während uns Deutschen der ruhige, sachliche Ton des Schweden sympathischer ist. Die positiven Vorschläge des Herrn Varley sind nicht immer hinreichend überlegt. Wenn er z. B. Seite 25 sagt: „Das Parlament müßte ein Gesetz zur Rechtskraft erheben, das jeden Mann und jede Frau mit Geld- und Gefängnisstrafe belegt, die der Unsittlichkeit schuldig gewesen zu sein, überführt werden können", so ist dergleichen doch kaum ernsthaft zu nehmen. Was würde das für Untersuchungen geben! Und woher die Gefängnisse nehmen, die für alle Aspi-

ranten ausreichten? Auf S. 67 erteilt Verf. den Juden ein verstecktes Lob wegen ihrer sittlichen Haltung. Das beruht auf englischer Unkenntnis dieses Volkes. Gerade die Juden sind die Träger der größten moralischen Verderbnis, ihre Dreistigkeit, verbunden mit dem völligen Mangel an verecundia, macht sie zu besonders gefährlichen Agitatoren. Z. B. in das Hotelwesen haben die jüdischen Handlungsreisenden eine furchtbare Korruption hineingebracht. Der Titel der deutschen Uebersetzung ist ganz verfehlt. Was soll denn das heißen: „Der Fluch der Mannheit“? Im übrigen enthält, wie gesagt, das Buch viel Gutes und kann unbedenklich jedem erwachsenen jungen Mann in die Hand gegeben werden.

— **Berliner Plakate des Jahres 1848.** Von **Gustav Dutlo.** (Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz.) 90 S.

Die Broschüre hält nicht, was ihr Titel verspricht. Eine Urkunden-Sammlung der Berliner Plakate des tollen Jahres wäre eine für die Geschichtschreibung wertvolle Arbeit. Was der Verf. bietet, ist eine vom Standpunkt des Revolutionärs aus geschriebene Geschichte des tollen Jahres in Berlin, wie sie sich in der von den Demokraten terrorisierten preußischen Hauptstadt abgespielt hat. Aus Zeitungen, Reden und Plakaten werden **Bruchstücke** mitgeteilt und um diese **Brocken** wird die dünne Brühe einer Geschichtserzählung gegossen. Es verlohnt sich nicht, auf die Irrtümer und schiefen Erörterungen des Verf. einzugehen oder falsche Angaben zu berichtigen.

O. K.

— **Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken.** Von Dr. **Albert Freybe.** (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 59 S. 80 Pf.

Grillparzer gehört zu den Dichtern, denen erst die Nachwelt gerecht wird. War doch selbst Vilmar so ungerecht, in der Ahnfrau „das Widerspiel aller Poesie“ zu erblicken und bei diesem Urteil sich ausdrücklich des Beweises zu überheben. Aber auch heute noch, 20 Jahre **nach** des **Dichters Tode**, ist Grillparzer trotz der 5. Auflage seiner sämtlichen Werke in weiten Kreisen nur unter der Formel gekannt: „zur Schule der Schicksalstragödie gehörig“. Und doch verdient er, „dessen Werke nie sittlich verstimmen und getrost auch der reifen Jugend ohne Auswahl empfohlen werden können,“ die weiteste Verbreitung. Um an dem großen österreichischen Dramatiker Gefallen zu finden, muß man allerdings für Höheres und Besseres empfänglich sein, als was die Scharen unserer heutigen Poeten darbieten können. Wenn er 1849 von sich gesagt hat:

> Ich rede nicht, wo jeder spricht,
> wo alle schweigen, schweig ich nicht;
> weh euch und mir, wenn je von uns ich wieder singe,
> ich bin ein **Dichter der letzten Dinge**,

so wollen die Dichter der Gegenwart größtenteils nichts anderes sein, als Dolmetscher der heute herrschenden Salon- oder Gassenweisheit.

Freybe hat es vortrefflich verstanden, eine Schnur köstlicher Perlen aus den Dramen und den sonstigen Dichtungen Grillparzers allen denen darzureichen, die mit dem Lesen unserer großen Dichter das Alltagsleben zu schmücken verstehen.

O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Suchen und Fragen.

1. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?

Ich suche durch endlose Räume
Wohl auf- und niederwärts,
Ich suche das Ziel meiner Träume,
Genügen fürs sehnende Herz;
Ich suche den Urgrund des Lebens,
Das Gottesangesicht;
Ich suche und frage vergebens,
Und Antwort find' ich nicht.

Ich fragte die Erde, die alte:
Bist du aller Dinge Grund?
Und von schneeigen Gipfeln her schallte,
Aus der Felsen geöffnetem Mund,
Aus tiefen erzhaltigen Schlünden
Und Schachten: Ich bin es nicht!
Ich suche, ich muß es finden,
Das Gottesangesicht.

Ich fragte die rollenden Wogen,
Den endlosen Oceau,
Der brausend die Welt umzogen:
Bist du es? bet' ich dich an?
Und der Wellen Stimmen, sie riefen
Und rauschten: Ich bin es nicht!
Fort such ich durch Höhen und Tiefen,
Bis Gottes Stimme spricht.

Ich fragte, was weht und webet,
Und die Luft, die alles umgiebt:
Bist du's, in dem jeder lebet,
Der Gott, der uns trägt und liebt?
Und es sprachen die wehenden Winde,
Es hauchte die Luft: Ich bin's nicht!
Und ich suche, bis ich Ihn finde,
Bis Gottes Stimme spricht.

Ich fragte den blauen Himmel,
Ich fragte Sonne und Mond
Und der Sterne zahllos Gewimmel:
Seid ihr's, die ihr droben thront?
Und die Himmel, die Sonnen, die Sterne,
Sie sprachen: Wir sind es nicht!
Und ich suche durch weiteste Ferne
Das Gottesangesicht.

Da scholl von Wogen und Winden,
Von Erd' und Gestirnen ein Ruf:
Ja suche, du wirst Ihn finden,
Den lebendigen Gott, der uns schuf;
Er schuf auch dich aus dem Staube,
Er rief auch dich zum Licht;
Er ist's! es ahnt der Glaube
Das Gottesangesicht.

Und ich stimmte ein in die Chöre,
In den Lobgesang des Alls;
Aus allem Erschaffenen höre
Ich wunderbaren Schalls,
Aus Sternen, Winden und Wogen,
Wie Gottes Stimme spricht,
Bis der Vorhang fortgezogen
Von Gottes Angesicht.

2. Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.

Wohl hör' ich in heiliger Feier
Der Schöpfung Preis und Ruhm,
Doch hängt noch immer der Schleier
Vor dem innersten Heiligtum.

O wende, Du Ewiger, wende
Zu mir Dein Angesicht!
Ich hebe Augen und Hände,
Und finde und habe Dich nicht.

Ich forschte in Hieroglyphen
Am Nilstrom rechts und links,
In Tempeln, wo Götter schliefen,
Bei der ewig schweigenden Sphinx:
Wo find' ich Ihn? wo hole
Die Wahrheit ich, das Licht?
Mysterien und Symbole —
Gott selber fand ich nicht.

Ich trat in die heiligen Haine
Des alten Griechenlands,
Da sah ich, verkörpert im Steine,
Eine Welt voll sonnigem Glanz;
Götter und Göttinnen neigen
Gar edles Angesicht,
Doch die Marmorlippen schweigen,
Und Gott — Ihn fand ich nicht.

Ich fragte die Weisen und Seher
In hohen Wissens Zier:
Kannt ihr Ihn jemals näher?
Wo ist Er? Zeigt Ihn mir!
Und sie redeten Weisheitslehren
Und ahnten von fern ein Licht,
Doch meiner Seele Begehren,
Gott selber kannten sie nicht.

Da ging ich und klopft' an die Pforten
Des Tempels auf Zions Höhn,
Ich lauschte Prophetenworten,
Hab Gottesthaten gesehn;
Ich las im Gesetz mit Erbeben:
Du sollst! und: Du sollst nicht!
Sie zeigten den Weg mir zum Leben,
Sie wiesen mich hin zum Licht.

Und ich trat an Bethlehems Krippe
Und fand ein Kindlein dort;
Auf dieses Kindleins Lippe
Da liegt das lösende Wort.

Und ich harrte, ich fragte und lauschte,
Und das Kindlein erwuchs zum Mann:
Und rings, da tönte und rauschte
Sein Lobpreis himmelan:

Er gebietet dem Meer und den Winden,
Er speist in Hungersnot,
Er heilt die Lahmen und Blinden
Und erweckt aus Grab und Tod,
Er predigt gewaltig den Armen,
Er sucht, was schwach und klein,
Er neigt sich voll Erbarmen
Und geht zu Sündern ein.

Und weiter ging es, weiter —
Sieh da, das Gotteslamm!
Es steigt auf der Liebe Leiter
Hinauf zum Kreuzesstamm!
Da hab ich Ihn sterben sehen
Um der Menschheit Not und Leid,
Und ich sah Ihn auferstehen
In Gottesherrlichkeit.

Da sank ich nieder zum Staube
Und sah in Sein Angesicht:
Du bist es, o Herr, ich glaube!
Du bist es, kein Andrer nicht!
Du Licht vom Licht, uns erschienen,
Du Gott in Fleisch und Blut,
Dich kann ich lieben, Dir dienen,
Du bist das höchste Gut!

Und ich stimmte ein in die Chöre,
In des Weltalls Lobgesang;
Von tausendmal Tausenden höre
Ich wunderbaren Klang;
Sie alle, die Kniee gebogen,
Schauen das ewige Licht,
Und der Vorhang ist fortgezogen
Von Gottes Angesicht.

El.

Um Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

VIII.

In das Recht der Vitalienbrüder.

Alle Segel aufgesetzt, ohne Reff die weit entfaltete Leinewand, frisch der Wind — so stürmt der „Wisent" daher. Am Bug sprüht der Gischt auf, es klingt wie zorniges Schnauben darüber, daß der gesuchte Gegner bisher immer gewandt auszuweichen gewußt.

Keine Freude, kein Sang, kein Scherz wird an Bord laut, nicht einmal ein fester Schritt oder Ruf. Die Wellen rauschen, der Wind saust, die Masten und Stangen ächzen, das Ruder knarrt. Das ist das einzige, was die Schiffsleute hören. Sie wünschen sich, daß endlich der Gesuchte gefunden werde, oder sie wünschen sich weit weg, dorthin, wo das Leben wieder ungebunden ihnen lacht; denn es ist kurz, dem kampflustigen Vitalienbruder meistens sehr kurz, und es mit raschen Zügen reichlich zu genießen, dazu ist er da. Der Meister aber kennt für sich keine Freude und gönnt sie auch anderen nicht. Einzelne Versuche zu freieren Bewegungen beim Becher straft er mit erbarmungsloser Strenge. Auf dem Verdeck schreitet er ruhelos auf und ab. Zu befehlen hat er nicht nötig, denn die Leute fliegen auf einen Wink, so sehr schüchtert der Anblick des finsteren Mannes sie ein. —

In kurzer Zeit war die Strecke von den Odermündungen bis Lübeck durchmessen, und wiederum ging die Fahrt zurück. Wenn eine blaue Flagge sich zeigte, wurde sie angesprochen, immer vergebens, von dem „Donnerkeil", welchen Rambold führte, wollte niemand etwas erfahren haben. Abermals wendete der Wisent und strich in der Nähe der Küste entlang, alle Hansefahrer suchten in hastiger Flucht den Hafen, eine einzige Schute, welche zu schwerfällig war, um sich dem gefürchteten Feinde zu entziehen, brachte man an der mecklenburgischen Küste auf, Hugo entließ sie zum größten Verdruß seiner beutelustigen Mannschaft ungeschädigt, allein mit dem Auftrage, einen Brief nach Rostock zu bringen. Auf der Reede von Warnemünde wartete er ungeduldig drei Tage; dann endlich brachte ein Fischer die ersehnte Antwort des Bürgermeisters. Was dieser über Oda mitteilen konnte, war nichts neues, die Mönche waren weit genauer unterrichtet gewesen. Nur das eine schrieb Gerwin, daß sie beide, Vater und Sohn, schwer betrübt

seien, daß sie dem in sie gesetzten Vertrauen, Oda zu hüten, nicht besser nachgekommen wären, ja sein Sohn Werner habe sich selbst auf die Suche nach der Verlorenen machen wollen und sich nur mit Mühe von seinem Vorhaben, welches gar keine Aussicht auf Erfolg hätte, abbringen lassen; dagegen würde man die mit der Königin von Dänemark schwebenden Unterhandlungen benutzen, um sowohl nach Stockholm als auch nach Kopenhagen, ja auch nach Gotland an die dort hausenden Vertreter des Landesherrn die Nachricht gelangen zu lassen, daß ein hoher Preis auf den Nachweis des Aufenthaltes des Mädchens gesetzt sei, und man würde nicht eher wieder Ruhe haben können, bis sie gefunden. In dem Briefe wies Gerwin darauf hin, daß der Friedensschluß zwischen Margarethe und dem Könige so gut wie gesichert sei und demnächst zum Vollzug kommen werde, und beschwor den Freund, von seinen unseligen Racheplänen zurückzukommen und die Versöhnung mit seiner Vaterstadt zu suchen, bevor es zu spät sei. —

Hugo hatte darauf keine andere Antwort, als daß er sich an den Steuermann wandte mit dem Befehl: „Nordnordost! Auf nach Wisby!" Die Mannschaft gab ihrer Freude durch jauchzenden Zuruf Ausdruck, Wisby war ja Mittelpunkt des geselligen Lebens der Vitalienbrüder, und was das Herz des Seemanns, des wogenmüden, an Genuß begehrte, das fand man dort im Ueberfluß. Unter den Schiffsknechten war mancher, welcher auf der Insel Gotland noch nie für längere Zeit gewesen war, alle aber mochten gerne von derselben reden hören, denn Wisby war schon sagenumwoben.

Erpo hatte alles, was er je darüber gehört, in getreuem Gedächtnis gesammelt und mußte in den Freistunden erzählen, dieselben Dinge wohl zehnmal, und immer wieder erschien den lebenslustigen Seeleuten, was er sagte, wie ein Bild aus einer Märchenwelt. Die felsige Insel hatte, so erzählte er, viele Buchten und Häfen, welche ausgezeichnete Schlupfwinkel bildeten, manche Höhlen sollten sich, heimlich versteckt und nur den Eingeweihten zugänglich, vorfinden, in ihnen sammelten die Vitalienbrüder ihre Schätze, und der Uneingeweihte, welchen sie in der Nähe derselben fanden, wurde ohne Erbarmen von ihnen umgebracht. Eine solche Höhle hatte einmal ein Schiffsknecht, der betrunken über eine Klippe getaumelt und tief hinuntergefallen war, aufgefunden und in derselben viele Kisten und Tonnen voll alter Schätze, welche frühere Einwohner vor den Nachstellungen des Königs Waldemar von Dänemark dorthin gerettet hatten; aber der Finder war ein so sorgloser Bursche gewesen, daß er die ungeheuren Reichtümer vor seinen Genossen auf den bloßen Erdboden hingeschüttet und dann geschworen, nicht eher seinen Fuß wieder auf eine Schiffsplanke zu setzen, bis er gesehen, daß das letzte Geld davongeflogen. Da hatten sie ein Jahr gezecht, alle guten Deutschen miteinander, und das Geld war nicht alle geworden, die Hauptleute hatten keine Mannschaft auf den Schiffen gehabt, bis endlich einer der letzteren nach einer lustigen Nacht, während alle betrunken umherlagen, mit Gesinnungsgenossen den Rest des Schatzes an irgend einer Stelle ins Meer geschüttet, darnach war der eigentliche Besitzer am nächsten Tage wie sinnlos vor Freude gewesen und hatte dem entschlossenen Hauptmann sich zugeschworen für sein Leben lang, hatte aber seinen Schwur nicht lange halten können, denn als er wegen der glücklichen Wendung seines Schicksals sich am Tage abermals hatte wacker bezechen wollen, da hatte ihm einer seiner früheren Genossen verweigert zu borgen, worauf er so erzürnt gewesen, daß er ihn auf der Stelle erstochen, und also wurde er am nächsten Tage hinausgeführt und gehenkt, weil schon nach altem Brauch unter den Vitalienbrüdern Todesstrafe den träfe, der am Lande feindselig gegen den Bruder sein Messer zöge, und viele wackere Burschen waren also gerichtet, weil die Vitalienbrüder ja gewohnt waren, fast eben so viel nach dem Messer, wie nach der Kanne zu greifen.

Wer Glück hatte, erzählte Erpo, konnte nach den Stürmen am Strande noch jetzt alte Becher und Schalen von eitel Gold auffinden, denn um den feindlichen König nicht zu bereichern, hatte mancher der Wisbyschen Kaufherren, welche früher nur von Gold gespeist hatten, seine ungeheuren Reichtümer bei Nacht und Nebel in die See schütten lassen; nur die Kirchen hatten im Vertrauen auf ihre Heiligkeit ihre Schätze nicht vor

Waldemar geborgen, dieser aber hatte in seiner Goldgier sogar die prachtvollen Karfunkelsteine ausbrechen lassen, welche in St. Marien ein Hauptschmuck gebildet und zur Nachtzeit den die Einfahrt suchenden Schiffern hell von ferne geleuchtet. Aber in den vielen Kirchen, deren achtzehn vorhanden, sollten noch von den einstigen Kirchenschätzen Unmengen verborgen sein, nur daß die alten Mönche und Schatzmeister sie hüteten und durch ihre Spuk-Erscheinungen den Suchenden schreckten; wer aber im rechten Augenblick das rechte Wort wußte, der konnte sie bannen und den Schatz von dannen führen, und wenn es ihm nur gelänge, in der Nikolaus-Kirche die Monstranz wieder aufzufinden, die so schwer gewesen von Edelsteinen, daß immer zwei Priester sie hatten nur mit Mühe hochheben können, der wäre schon ein Mann, der reicher sei, als der reichste Lübecker. Unter den vielen Türmen von Wisby, welche der König Waldemar nicht zu brechen vermochte — so schloß Erpo —, hat jeder der Hauptleute sich einen ausgesucht, und dort haust er mit seiner Mannschaft, wenn er am Lande ist; auch durch die ganze Insel sind die Türme zerstreut, und die Mecklenburger unter ihrem Herzog haben die der Stadt am nächsten gelegenen dem Dänen Swen Sture abgenommen, und sie halten zu den Vitalienbrüdern, als wären sie gleich und gleich. Nur die Türme an dem Hafen sind frei und ihre Eingänge sind vermauert, damit niemand ungebührlichen Vorzug vor den anderen haben soll. Zwischen ihnen ist ein weiter, ebener Plan, durch alte hohe Mauern gegen Stürme geschützt, und da kommen alle Mannschaften im Winter zusammen tagtäglich, wenn es nicht zu sehr wettert, und feiern ihre munteren Gelage, bei denen niemand nüchtern bleiben darf, das ist so Brauch, und jeder ist ein Herr und kann thun und lassen, was er will. Nur darf niemand mit den anderen Händel anfangen oder gar das Messer ziehen, wenn sie alle beisammen sind, und darf auch kein Weibsbild in den Kreis treten zu der Zeit, weil um ihretwillen schon viel Streit entstanden ist, sonst wird sie verbannt von der Insel; aber im Quartier kann jeder es halten, wie er will. Scharfe Zucht müßt ihr halten, denn, Gesellen, sagte er, drei Richter werden im Anfang jeden Jahres aus der Menge frei gewählt, und was die sprechen, das gilt mehr, als wenn der Papst etwas sagt; diese aber müssen wiederum dem alten Brauch folgen, der Händelsüchtige wird irgendwo in ein Boot gesetzt und erhält zwei Ruder, da darf er sehen, wo er auf der See bleibt; zeigt er sich wieder auf Gotland, so wird er nach ehrlicher Knechte Brauch in eine Tonne gesteckt, und die Tonne wird fest zugespundet und nur ein kleines Luftloch ist ihm vergönnt, also wird die Tonne ins Meer gerollt. — Wenn der Winter anfängt, daß alle zusammenkommen und von ihren Thaten reden, dann werden alte Feindschaften lieber zuerst hinter der Stadtmauer ausgefochten, so daß die Gegner sich mit Riemen aneinander binden und dann mit Messern aufeinander losstechen, bis einer bleibt, das ist der Knechte Sitte. Doch kommt es auch vor, daß in den Zechgelagen die Männer nicht eher Ruhe halten, als bis ein Dutzend gehängt ist; die Richter suchen dazu irgend einen der alten Türme aus (denn den Galgen auf der Nordseite der Mauer wollen die Städter gerne für sich allein behalten), und richten es so ein, daß man die Gerichteten recht frei von überall her sehen kann; das hilft. Aber wenn es nicht also geordnet wird, dann ist auch kein Auskommen mit den harten Köpfen, mancher ist dabei, der sich gewünscht hat, daß er mal mit dem Teufel in der Hölle Riemen an Riemen stände, um ihm die ehrliche deutsche Seemannsfaust unter die Nase zu halten.

„S' gefällt mir nicht", sagte ein junger Knecht, „daß das Recht so hart ist und schnell, und sie müssen am Ende gar absahren, ohne zu unserem Herrgott ein Geleit zu erhalten." — „Ei behüte," sprach Erpo. „Wo gutes Getränk ist, sind Pfaffen und Mönche nicht weit. Aber nicht jeder fragt darnach. Einer ist dagewesen, der sterben sollte, zu dem hat der Pfaffe gesagt, er solle sich zu Gott kehren vor seinem Ende. „Wo ist er denn, daß ich mich zu ihm kehren kann?" fragte der andere. „Ei, sagte der Pfaffe, wart ein weilchen, ich trag ihn immer mit mir herum", und fing an, in seinem Rock zu suchen nach einem Bilde. Da lachte der andere und rief: „Der soll ein Herr-

gott sein und muß sich von einem schwächlichen Pfaffen herumtragen lassen.“ „Lach nicht,“ schrie der Pfaffe erbittert, „du stehst bald vor ihm.“ Da lachte der andere noch viel mehr und sagte: „Wenn ich vor deinem Herrgott stehen soll, mußt du mich ja in deiner Tasche haben; ich verspreche dir, daß ich mich dort bemerklich machen will.“ Als er gehenkt war, wußte der Pfaffe lange Zeit nicht, wohin er in seiner Angst sollte und verfiel sichtlich, weil er behauptete, er höre des Nachts immer den Gehenkten in seiner Tasche lachen.“ —

Also erzählte Erpo nach seiner launigen Weise. Hugo Degenhard aber schaute ungeduldig aus, ob denn noch immer nicht das ersehnte Ziel sich zeigen wollte, ja er ließ oben am Maste, wo sonst der Korb saß, eine neue starke Stange aufrichten und an derselben ein kleineres Segel aufhängen. Mit Mißtrauen sahen die vielbefahrenen Knechte der Einrichtung zu, und manchen faßte heimliches Grausen an, wenn der Wisent sich noch mehr als zuvor auf die Seite legte unter dem Druck des Windes. Aber der Schiffsmeister kannte sein Schiff und vertraute ihm, es durchschnitt die Wogen, daß man, wie Erpo sagte, es hinter ihm dampfen sah. Endlich tauchte an einem Morgen früh die Südspitze von Gotland aus den Wellen hervor. Darnach zeichneten sich die grauen Gemäuer auf den grünen Matten ab, bald that sich die weite Bucht auf und zeigte im Hintergrunde die von Terrassen malerisch auf Felsengrund aufgebaute Stadt mit der gewaltigen vielgetürmten Ringmauer.

Am Strande sammelte sich bald ein Haufe von Vitalienbrüdern, welche mit Sachkenntnis das Fahrzeug und seine Ausstattung musterten; wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von der neuen abenteuerlichen Einrichtung der oberen Stange durch die Reihen, der Wisent war bekannt, und dem kühnen Führer galt mancher freudige Zuruf, aber auch mancher verbissene Fluch.

Der kümmerte sich wenig um die Knechte und fragte nur nach den Hauptleuten. Etliche nur waren daheim, Rambold von Volkenshagen aber nicht darunter, der war vor Wochen nach kurzem Aufenthalt auf der Insel wieder davon gefahren nach Westen zu, wie er gesagt; das Gerücht verkündete, daß er den Engländern bei Holland auflauern wollte, wo überall in den Buchten die Vitalienbrüder willkommene Gäste waren, andere behaupteten, daß er Bergen einen Anschlag zugedacht hätte, Gewisses konnte niemand sagen, und es war auch nichts Auffallendes daran zu finden, denn welcher Führer hätte wohl seine eigenen Unternehmungen verraten? Daß er nicht auf der Ostsee zu suchen sei, nahm jeder an, weil man sonst schon von ihm gehört hätte. Als Hugo vor den Hauptleuten etwas von dem Schicksal seiner Tochter erwähnte, da lachten ihm alle Gefragten ins Gesicht, lobten den tollen Streich Rambolds und meinten, daß dieser bald das Mädchen zu trösten wissen werde.

Für den Vater waren diese Reden ein Sporn, schnell wieder aufzubrechen, um in die Westsee zu segeln. Vergebens waren die Versuche der übrigen Hauptleute, ihn zu einer gemeinsamen Unternehmung zu veranlassen. Etliche Tage mußte er notgedrungen seinen Leuten Ruhe gönnen, auch galt es neuen Reisevorrat einnehmen. Während seines ungeduldigen Wartens lief ein Stockholmer Schiff im Hafen von Wisby ein und brachte die Nachricht aus der schwedischen Hauptstadt, daß der Friede zwischen der Königin von Dänemark und dem gefangenen König Albrecht von Mecklenburg nunmehr fest geschlossen sei. Sieben Hansestädte hätten sich für den letzteren verbürgt; er habe auf das Königreich zu verzichten oder sich zur Zahlung von 60000 Mark Silbers nach drei Jahren zu verbinden, oder, wenn er das nicht vermöchte, sich wieder freiwillig in die Gefangenschaft zurückzubegeben; zum Unterpfande hätte er den sieben Städten, welche für ihn Bürgschaft übernommen, Stockholm abzutreten, und diese würden die Stadt für die nächsten Jahre in friedlichem Besitz haben. Der Hauptauftrag, den aber das Botenschiff hatte, bestand darin, zu verkündigen, daß alle Hansestädte den Vitalienbrüdern jetzt die straffreie Heimkehr anböten mit der Zusicherung, daß alles Geschehene sollte vergessen sein, und mit der Drohung, daß diejenigen, welche solches Anerbieten nicht benutzten,

in Zukunft, da Albrecht frei sei und keiner Hülfe mehr bedürfe, als ehrlose Räuber angesehen werden sollten, welche der Bund bekämpfen wollte mit Aufgebot aller seiner Kraft, und nicht eher sollte Ruhe eintreten, als bis der letzte Räuber von der Ostsee vertrieben sei. Es wurde gedroht, daß Wisby demnächst das gemeinsame Angriffsziel der Städte werden würde, um also den Räubern ihren bisherigen Zufluchtsort zu sperren.

Diese Nachricht brachte sehr verschiedenen Eindruck hervor. Manchem war das Gefühl gänzlicher Rechtlosigkeit ein drückendes, bisher hatte man alle Gewaltthat mit der guten Sache des gefangenen Königs verdecken können; andere machten sich alsbald an die mecklenburgischen Herren, welche drei Türme von Wisby, sowie im Lande manche Burg besetzt hielten, um den Rechtsanspruch durch den Besitz von Gotland zu sichern, und von diesen erhielten sie die Aufklärung, daß ganz bestimmt der mit seinem Vater freigelassene Erich bald nach seiner Rückkehr von Mecklenburg selbst kommen und Gotland besetzen würde; man bot ihnen an, in den Dienst desselben einzutreten, allerdings nur gegen das Versprechen, nicht mehr nach Gutdünken zu handeln, sondern allein von ihm Befehle und Anweisungen zu Fahrten entgegen zu nehmen. Einige wenige sagten zu, den Freunden eines ungebundenen Lebens erschien die Bedingung zu hart. Jeder Teil warb für sich eifrig Anhänger, und als Hugo an dem zur Abfahrt festgesetzten Tage sein Schiff betrat, fand er nur die eine Hälfte seiner Mannschaft vor, und auch diese war nur auf Zureden des getreuen Erpo geblieben und zählte zu denen, welche schon manche Fahrt im Frieden unter Hugo gemacht hatten, die andere war zu fremden Hauptleuten gegangen und berief sich auf das Recht der Vitalienbrüder, nach welchem Gotland allein als Hafen für Ausfahrt und Rückkehr anzusehen sei und aller Vertrag nur bis zu letzterem Zeitpunkt gelte, wie ja anderswo der Schiffsmann sich auch nur bis zur Rückkehr in den Ausgangshafen zu binden pflege. Trotzdem warf er die Taue ab und ließ dem Wisent wieder seinen Lauf.

Unterwegs aber ward bald offenbar, daß alle Unternehmungslust von ihm gewichen war. Hier und da wagten sich schon dänische Schiffe, durch den Friedensschluß ermutigt, aus ihren bergenden Häfen hervor, unterhalb Bornholms stieß der Wisent auf etliche schwer beladene Snicken und ließ die Erschreckten ungefährdet von dannen ziehen. Allerdings nahm er am hell-lichten Tage unter flatterndem blauen Wimpel seinen Weg durch den Sund, die Mannschaft schaute sehnsüchtig nach irgend einem feindlichen Kriegsschiff aus, welches Miene zum Angriff machte, aber alle hielten sich im Hafen, und der Wisent suchte seine Bahn weiter um Schagen herum und in das weite deutsche Meer hinein.

Nun begann ein endloses Kreuzen; Schiffe hielt er nur an, um zu fragen und nach erteilter Auskunft zu entlassen. Immer mutloser wurden die Männer und immer ruheloser der Führer. Heimlich raunten sich einige zu, daß der Ketzerrichter mit seinem brennenden Blick es ihm müsse angethan haben, und er sei auf dem Wege, ganz und gar von Sinnen zu kommen. Ein einziges Mal schien sein alter Geist zu erwachen, als man in einem kleinen norwegischen Hafen nämlich dem unter der blauen Flagge Fahrenden den friedlichen Einkauf von Lebensmitteln gegen bares Geld untersagte und sogar in Ansehung der geringen Bemannung einen Plan zum Ueberfall faßte. Hugo fuhr davon, kam aber noch in derselben Nacht zurück, überfiel den Platz, schleuderte die Brandfackel in die Häuser und ließ seine Leute in der Eile zusammenraffen, so viel sie wollten, um dann rasch wieder zu verschwinden.

Woche auf Woche, Monat auf Monat war in unnützem Suchen vergangen. Es kam der Herbst mit seinen bedrohenden Stürmen, und der gequälte Mann kreuzte jetzt vor dem Kattegat immer noch in der Hoffnung, den gesuchten Gegner bei dessen Rückkehr nach Gotland zu finden.

Zuweilen, wenn er in der Nacht, in seinen Mantel gehüllt, auf einem aufgerollten Taue saß, umgeben von tiefer Finsternis, umbraust von dem Winde und an die heißgeliebte Tochter denkend, welche in der Gewalt eines rohen, rachsüchtigen Mannes war

weiß welchem elenden Schicksal erliegen mußte, dann tauchte vor ihm wie aus den Wellen das Antlitz eines anderen Weibes auf, das seine Tochter hätte sein können und hätte sein sollen, große, traurige Augen sahen zu ihm empor, und der Wind trug ein Wort, ein flehentlich bittendes, zu ihm herüber, dann wieder hörte er eine Verwünschung und einen Namen, welcher einen furchtbaren Vorwurf gegen ihn erhob. Versunken war mit einem Schlage das entsetzliche Bild, und er starrte nur auf die schwarzen Wogen, welche nach der Aussage seines Sohnes ihren Raub verschlungen und nimmer herausgegeben hatten.

„Auf nach Bergen!“ befahl er eines Morgens, nachdem er wiederum eine Nacht unter solchen Qualen verbracht hatte. Und von Mund zu Mund ging es unter seinen Leuten: „Auf nach Bergen, zu der Stadt mit den reichen Handelsniederlassungen und den großen Stapeln in Höfen und Gewölben. Auf nach Bergen, endlich nach langem Warten, daß der Norweger und Hansemann einmal wieder vor der blauen Flagge zittern lernen solle!“

Aus der Ferne tauchte nach rascher Fahrt ein Eiland auf — Hugo wandte seinen Blick ab, er fürchtete, daß ein Boot von demselben abstoßen würde. Vorüber ging es an einer abgestürzten Klippe, hinein in den Hafen. Kein flinkes Boot schoß ihm entgegen, wie sonst bei seiner Ankunft, nirgends rührte es sich, als er hinan an die Brücke kam. Es war ja Frieden. — Hugo ging ans Land zu den Kaufleuten, um die Versicherung abzugeben, daß er ohne böse Absichten komme, und die Rostocker begegneten ihm als einem willkommenen Gast, in der Hoffnung, daß er gute Beute brächte. Aber der, dessen fröhliche Thätigkeit einst sein väterliches Herz so stolz gemacht hatte, war nicht dabei, der ganze Ort schien ihm öde, der Rostocker Hof dünkte ihm ein Kerker. Als er nun den immer wieder andrängenden Fragen nach seinen Waren die heftige Erklärung entgegensetzte, daß sein Schiff leer sei, da begegnete er den erstaunten Fragen, was denn sonst ein Vitalienbruder im Frieden nach Bergenswaag gebracht. Er wußte es ja selbst nicht; daß Rambold dort nicht mehr sein könnte, hatte er sich längst gesagt, und als man ihn ob seines sonderbaren Wesens erstaunt und mißtrauisch ansah, da wünschte er sich, daß er doch draußen auf wilder See geblieben wäre, und vermied die deutschen Höfe.

Nur noch einige Vorräte wollte er einnehmen und dann sich aufmachen zur Heimfahrt; an getrockneten und gesalzenen Fischen konnte jetzt bei den Fischern kein Mangel sein, den Fischmarkt wollte er vermeiden, um sich nicht den losen Zungen der Handwerker auszusetzen; deshalb nahm er eines Tages sein Boot von der Brücke und fuhr hinüber an den Strand, wo die Norweger ihre Wohnungen hatten. Zögernd war sein Gang, als er über den Sand aufwärts zu den Fischerhütten schritt, er wußte es ja — dort in dem kleinen Häuschen wohnte der alte Mann, dem das gleiche Herzeleid widerfahren war wie ihm selber, der damals, als Hugo seinen Sohn verstieß, eine Tochter von seiner Schwelle gestoßen hatte, sein einziges Kind und seine einzige Stütze im Alter. Wenn er ihm gegenübertrat, so mußte er gewärtigen, daß der seine Faust gegen ihn aufhob — und wenn er ihn schlug, Hugo Degenhard wollte es dulden, wollte sich nicht rühren, wollte ihn bitten, nur das eine von ihm erbitten, daß er ihm vergeben sollte alles, was er ihm gethan, da er nun schon so schwer dafür gestraft sei und viel, viel mehr gelitten habe. Jetzt wußte er's plötzlich — das war es, was ihn nach Bergen getrieben hatte!

Zögernd stand er vor der niedrigen Thüre.

Als er den Finger aufhob, um zu klopfen, ward plötzlich der Arm wie starr und sein Atem stockte, denn drinnen sprach ein Weib, der Sprache nach ein junges Weib, und redete offenbar zu einem Knaben, denn sie sagte: „Du siehst wieder aus, als hättest du dich mit den Knaben am Strande geprügelt, Henning. Sieh her, dein Wams ist zerzaust und oh — hier am Arm ist ein großes Loch.“ — „Er hat Henning gebissen, Mutter.“ — „Wer war es?“ — „Harald schalt mich einen deutschen Hund, ich warf ihn nieder, da biß er mich in den Arm; ich hab ihn aber tüchtig geprügelt!“

„Recht, Junge,“ sagte die Mutter, „wehr dich, wenn sie dich wegen deines Vaters schelten!“

Und das alles sagten die zwei zu einander in deutscher Sprache. Hugo Degenhard merkte es nicht, daß er die hölzerne Klinke drückte, er trat über die Schwelle, aber er wagte es nicht, aufzusehen. Der Klang der Stimme ging ihm ins Herz mit unbeschreiblichem Wohllaut, er wollte nur stehen und lauschen. „Mutter, da ist ein Mann!“ sagte der Knabe. Das Weib wandte sich schnell um und sprach zu dem schwer gegen die Wand Gelehnten: „Setze dich hierher, Fremder, du scheinst krank. Kann ich dir helfen?“

„Ich suchte den Fischer Trudson,“ murmelte Hugo.

„Der ist vor einem Jahre gestorben.“ Hugo schwieg und das Weib wurde unruhig wegen seines seltsamen Gebahrens. — „Gestorben!“ sprach er endlich, „und ich hatte ihm noch so vieles zu sagen!“

Die Bewohnerin sah ihn plötzlich schärfer an und wich erschrocken einen Schritt zurück, dafür trat der Knabe näher, stellte sich vor sie und versicherte: „Sei nicht bange, Mutter, ich steh dir bei!“ —

„Ich setze sein Geschäft fort,“ sagte das Weib. „Wenn du Fische zu kaufen begehrst, so kann ich Vorrat bieten.“

„Ein hartes Ding für ein Weib!“ entgegnete Hugo, wie wenn er vor sich hin spräche. „Die See ist oft furchtbar, wenn man ihr Beute entreißen will.“

„Ich hab es als Tochter des Trudson von Jugend auf gelernt,“ sagte sie immer erregter. „Wenn mein Arm einst schwach werden will, wird mein Sohn, will's Gott, so weit sein, daß er mir hilft; jetzt muß ich ihn noch ernähren.“ — „Wo ist dein Mann?“ fragte Hugo. — „Er — fuhr — vor bald zwei Jahren — aus — und kam nicht wieder heim.“ —

„Breta!“ rief Hugo Degenhard und richtete sich plötzlich auf — „Weib meines Sohnes Henning!“ Er breitete zitternd seine Arme aus. „Großer Gott, es ist dein Werk — und ich verzweifelte an deiner Güte.“ — Hugo Degenhard weinte.

Bald zupfte ihn etwas am Wams und eine schüchterne Stimme sprach: „Bist du der Großvater?“ — „Henning, — mein Enkel, — oh Kind — Kind —“

Die Riesenkraft des Mannes versagte, und er fiel, von Bretas starkem Arm gestützt, auf einen Block. — Der Knabe aber sprach: „Ich fürchte dich nicht, Großvater. Die Mutter sagt, du seist ein guter Mann.“ — Als er noch keine Antwort bekam, sagte er: „Großvater, bist du ein Seeräuber, wie der Junge am Strande sagte? Ich will auch ein Seeräuber werden, und dann fahre ich nach Rostock und besuch dich! — Großvater, warum weinst du? Dir soll keiner etwas thun, ich steh dir bei.“

Bei allen kindlichen Sätzen fühlte Breta, wie Hugo Degenhard ihre Hand immer wieder preßte. Er sah in die blauen Augen des trotzig dastehenden Knaben — wie sein Henning einst in seiner Kindheit, so stand er vor ihm, er reckte seine Hand aus und legte sie ihm sanft auf das blond wallende Haar. — „Großvater“, sagte der Knabe da und stellte sich fest an sein Knie, „hast du mir auch etwas mitgebracht?“

Mit Aufbietung aller Gewalt bezwang er seine Bewegung, und endlich sprach er: „Ich kann's nicht sagen, meine Tochter, was mein Herz füllt. An diesem Knaben mag es Gott dir viel tausendfach vergelten, was du getragen hast, und wie du mir vergolten. Wie kam's, daß der Knabe mich erwartete?“

„Ich wußte, daß du kommen würdest!“ sagte Breta schlicht. „Damals auf der See konntest du nicht anders, als uns verlassen, ich sagte es Henning zuvor; jetzt, wo du nicht mehr im Bunde bist, warum solltest du das Weib deines Sohnes verachten?“

„Ich hoffte auf nichts mehr, ich glaubte, daß du gestorben seiest; aber nun, da du lebst, wird alles wieder gut. Nun laß uns hinfahren und deinen Mann suchen, daß ich euch zusammenführen kann, wie ich euch einst auseinanderreißen wollte.“

Hastig riß sich Breta los und sagte: „Mein Mann? Es ist nicht wahr, was ein Fischer sagte, daß er im Boot auf der See zu Grunde gegangen? Mein Mann lebt — und ich bin hier allein? Nein, Vater, das kann nicht sein. Wenn er lebte, so wäre er bei mir."

„Er lebt als der unglücklichste, da er an der Erde verzagt hat und den Himmel nicht finden kann," sagte der Vater. „Zürne ihm nicht, Breta, er glaubte ganz gewiß, du seiest gestorben, dahingefahren im jähen Sturz an den Klippen. Als letztes Zeichen von dir hat er das Tuch aus dem Meere gefischt, und dann ist er verzweifelt davon gefahren und hat wohl auch den Tod gesucht, bis er aufgenommen wurde von Fremden, und da er keine Heimat hat und die Schuld an deinem Tode sich beimißt, so will er nun in ein Kloster gehen und für dich gute Werke zusammenhäufen, ob es ihm nicht gelingen möchte, deine Seele zu erretten. Jetzt aber wird noch alles gut, denn noch kann er das entscheidende Wort nicht gesprochen haben." —

„Mein Mann lebt! Henning, dein Vater lebt und ist nicht auf der See geblieben!"

Sie sprach es und dabei fiel sie auf ihre Kniee und wollte beten, aber aus dem übervollen Herzen wollten keine Worte sich finden, nur die Hände konnte sie emporheben und den Knaben an sich ziehen und seine Hände falten. Der aber sprach laut und kräftig: „Abba, lieber Vater, erbarme dich über mich, kleines Kind, Amen." Nach einer Weile setzte er hinzu: „Mutter, nun wird mein Vater auch ein Seeräuber, und dann sind wir drei Stück."

„Ich komme mit dir," sagte Breta dann entschlossen. „Das Kind muß seinen Vater haben, und ich will meinen Mann haben, und wenn ich ihn aus den Klostermauern graben soll. M e i n ist er, Gott hat ihn mir eher gegeben als den Mönchen. Ich will auf dein Schiff, Vater, ich weiß wohl, daß kein Weib an Bord sein soll, aber ich kann arbeiten wie ein Schiffsmann, hier bleibe ich nicht von dieser Stunde an. Mein Vater, welcher mich nicht lassen konnte und mich von der Insel wegholte, als ich bewußtlos im Krampf lag, ist gestorben, versöhnt und mit einem Segenswunsch auf den Lippen für den, den wir für tot halten mußten, als einstmals tief von Süden herauf ein Fischer bei Gelegenheit einer Bergenfahrt die Nachricht brachte, daß das Boot, in welchem er gefahren war, gekentert dort an den Strand getrieben sei. — Meine Habe ist klein, aber als Bettlerin komme ich nicht, denn Vorrat an Speise kann ich für viele mitbringen. Komm, Henning, eile dich, laß uns deinen Vater suchen. Ich weiß, daß uns der Großvater nicht hier wird warten lassen, um allein zu suchen." —

„Nein," sagte Hugo Degenhard. „Ich breche den Schiffsbrauch, seitdem ich erkannt habe, daß Gottes Recht geht über der Menschen Recht. Komm, nimm deine notwendigste Habe zusammen, wir tragen sie in mein Boot, und morgen schon sind wir auf der offenen See."

Und so geschah's. Mit seiner alten Entschlossenheit unterdrückte der Hauptmann das Murren der Mannschaft, welche selbst von hier mit leeren Händen abziehen sollte. Hugo versprach ihr, daß er aus seiner Beute Vorrat austeilen, sie entschädigen würde für alle treuen Dienste, aber die Knechte wollten Abenteuer, darum ja hatten sie die See gesucht, und daß nun gar ein Weib an Bord kam, war ein Bruch mit den Seegesetzen, so daß die Männer heimlich die Köpfe zusammensteckten und berieten, ob sie nicht auch ihrerseits das Recht zum Bruch dadurch in die Hand bekommen hätten. Erpo mußte seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um die offene Empörung zu verhindern. Breta verstand es indessen bald, sich die Achtung zu verschaffen, welche man ihr anfangs versagen wollte. Wo es anging, griff sie mit starker Hand zu und that an Bord so schwere Dienste wie ein Mann und bereitete die Speisen und besserte die Kleidung. Der kleine Henning aber, welcher jedem der rauhen Männer treulich erzählte, daß er ein Seeräuber werden wollte, gewann die Herzen schnell für sich. Wenn er an sie herantrat, dann konnte man wohl sehen, wie ein freundliches Lächeln über die grimmigen, wettergefurchten Gesichter flog. Hin und wieder suchte jemand alte Erinnerungen aus seiner Kindheit

hervor, ein breitgeklopftes Bleistück ließ sich zu einer Schnurre benutzen, aus einem Brett schnitzte man einen Kreisel oder allerlei abenteuerliche Fische, und endlich kam sogar ein aufgetakeltes Schiff zu stande. Ein hölzernes Messer trug Henning stets an der Seite, und eine kleine Holzkeule konnte er drohend zwingen. Wenn das Schiff im Winde stark überholte, oder wenn eine ungebärdige Welle es übergoß mit sprühendem Guß, dann waren alle Gedanken gewiß auf dieses Kind gerichtet, das sorglos und kecklich über die Gefahren lachte, und oft sprangen in entscheidenden Augenblicken sechs Männer zugleich zu, um es vor Unfall zu bewahren. Es war eine schwere Fahrt über die See, welche von den eisigen Stürmen gepeitscht wurde; in den Engen, die in die Ostsee führten, wich der Meister Tag und Nacht nicht von seinem Posten. Sein Blick war wieder hell, sein Wesen sicher und fest wie einst, und also gelang es ihm, alle Fährlichkeiten zu überwinden.

„Gotland, Gotland!“ Alle Vitalienbrüder mußten sich zum Winter dorthin ziehen, dort konnte man dann endlich sichere Kunde von Rambold erlangen oder gar ihn selbst finden. In Bergen hatte Hugo schon erfahren, daß Herzog Erich mit seiner Gemahlin dorthin übergesiedelt sei, um seine Ansprüche auf Schweden aufrecht zu erhalten. In deren und der Mecklenburger Schutz wollte Hugo Degenhard seine wiedergefundene Tochter stellen, bis er alles, was über Oda zu erfahren war, erfragt hatte und dann, wenn's sein konnte, mitten im Winter nach Stralsund fahren und mit seinem Sohne Versöhnung suchen.

„Gotland, Gotland!“ dachten die Knechte. Erpo mußte erzählen und immer wieder erzählen, und alle Knechte gelobten sich in der Stille, sobald Hugos Schiff an den Strand gelegt sei, einmütig dasselbe zu verlassen, um, aller Pflicht los und ledig, wieder das Leben in vollen Zügen zu genießen und dann zu einer anderen Hauptmannschaft sich zu gesellen.

Die ersehnte Insel stieg aus der Flut auf, wurde aber wieder durch ein dichtes Schneegestöber den Blicken entzogen, und als dasselbe nach zwei Tagen, in welchen kein Mann der Besatzung die Augen hatte schließen dürfen wegen stets drohender Gefahr, vorüber war, da fand man, daß die Insel abermals den Blicken ganz entschwunden war und erst wieder gesucht werden mußte. — Mit lautem Jubelruf begrüßte man endlich die ersehnte Hafenmündung und der Wisent schoß hinter die bergende Landzunge.

Der erste, welcher dem ans Land gehenden Hauptmann entgegentrat, war Rambold von Volkenshagen.

„Willkommen auf Gotland, Freund,“ sagte er. „Hab's mir immer gedacht, daß du noch einmal hier anstranden würdest. Sieh mich nicht so finster an! Was kann ich dafür, daß du mich vergebens alle Monate hindurch gesucht hast. Ich bin hernach noch einmal ausgefahren dir entgegen, aber als ich hörte, daß du durchaus nicht aus der Nordsee weg wolltest, da hatte ich keine Lust, mit dir Seewolf in den Segeln zu wetteifern. — Hui, Kopf auf, hier giebt's ein lustig Leben, anders als in Rostock bei dem ehrbaren Rate. Und höre, vergessen muß man auf Gotland alles, was dahinter liegt, hier werden wir wieder neugeboren, und also Hand her!“

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte Hugo, ohne die angebotene Hand zu beachten. „Bestimme mir, wann und wo ich dich treffen kann.“

Rambold zuckte spöttisch die Achseln. „Du scheinst es in der alten Weise weiter treiben zu wollen. Habe deinen Willen, nur bedenke, daß hier allein das Gesetz der Vitalienbrüder und sonst weiter nichts gilt. Hast du dich erst mit den drei Richtern verständigt wegen deines Aufenthaltes, so mag heute Nachmittag einer meiner Knechte dich zu mir führen, ich habe mich mit meiner Hauptmannschaft dort oben in einer alten Kirche, nach welcher niemand mehr fragt, eingerichtet.“ Damit wandte er sich. Hugo folgte seinem Winke und erwirkte zunächst die Erlaubnis zum Aufenthalt unter den Vitalienbrüdern für sich und seine Knechte. Man riet ihm dann, da nach dem Frieden von Lindholm mehrere Hauptleute von der Insel gewichen und zum König Albrecht

nach Mecklenburg zurückgezogen waren, sich von den leer stehenden Quartieren eins für den Winter auszusuchen und sich bei Zeiten auf die große Kälte einzurichten. Unter dem Suchen verging die Zeit schnell; einstweilen schien das Schiff noch der beste Aufenthalt. —

Am Nachmittag stellte sich der von Rambold gesandte Bote ein, und Hugo Degenhard ging mit ihm, vom treuen Erpo begleitet. Durch die große Fischerpforte führte der nächste Weg, über die von den eingeborenen Bewohnern von Wisby noch besetzten Stadtteile. Die alten großen Speicher standen meistens leer. Hier und da tönte aus eines Handwerkers Hause der Hammerschlag, Brauhäuser und Branntweinbrennereien waren häufig. Ueberall sah man die Spuren einstiger Größe und raschen Verfalls. Die besten Einnahmen mußten von den Fremden kommen. Die Stadt Wisby, die einstige Königin der See, hatte schon lange ihr Reich an andere abtreten müssen. Spuren des früher so blühenden Handels zeigten sich nur spärlich. Frechblickende Mädchen standen vor den Thüren ehemaliger Kaufmannshäuser, und Juden schlichen, mit großen Packen beladen, durch die Straßen —

Zwischen den verfallenden Wohngebäuden ragten die einst mit großem Kostenaufwand erbauten Kirchen mit ihren wuchtigen Türmen empor, verlassene Kapellen und Klostergebäude lagen dazwischen ausgestreut; kein Glockenklang, kein Mönchsgesang, nein, wüstes Geschrei, rohe Seemannslieder, Becherklang tönte aus dem Innern der Mauern; Einladungen oder derbe Scherzworte oder auch rohe Flüche wurden den Dahinschreitenden zugeschleudert. Eine der verlassenen Kirchen war mit einer benachbarten Kapelle durch starke, hohe Plankenzäune verbunden, also daß das Ganze einem kleinen Kastelle glich. Hier hauste der Hauptmann Rambold. Erpo mußte auf Geheiß des Boten außerhalb der Umzäunung bleiben, und Hugo allein durfte eintreten. Der schlaue Knecht aber hatte alsbald in der Nähe einen hochragenden Mauerrest erspäht, hinter welchen er sich dem Anschein nach vor dem scharfen Winde zurückziehen konnte; hier trottete er eine Zeitlang auf und ab und schlug die Arme um den Leib, um sie zu erwärmen, dann, als er sich unbeachtet sah, kletterte er daran empor und fand einen Posten, von dem aus er den ganzen Hof übersehen konnte. Er suchte bekannte Gesichter, auf deren Hülfe er trauen konnte, aber die er sah und kannte, denen traute er nicht. Die Vorhalle der Kapelle war offen, in derselben stand ein Mann auf eine Pike gelehnt und redete mit einem Alten, einem Stelzfuß, welcher einen gewaltigen Schlüssel am Gürtel trug. —

Ueberall, wo nur Schutz gegen die scharfe, kalte Luft war, hatten sich Gruppen von Vitalienbrüdern eingenistet und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Spiel oder hielten mit gefüllten Kannen ihr Gelage, die empfindlichen schon in Pelze gehüllt, rechte Wetterwölfe in leichtem Gewande mit offener Brust. Neulinge beschäftigten sich mit Waffenübungen, um sich zu erwärmen, der Rest verschlief seinen Rausch vom Vormittage. Hin und wieder kamen Einzelne durch das Thor und schlenderten zu einem benachbarten Gebäude, welches einer Schenke glich, und kehrten mit allerlei Einkäufen zurück. Der Stelzfuß kam zuletzt und hielt sich länger in der Schenke auf. Erpo erwog das alles und versuchte sich darnach seinen Plan zurecht zu legen, mit einzelnen Mitgliedern der Hauptmannschaft mußte er unter allen Umständen in nähere Berührung zu kommen versuchen.

Die gedrungene Gestalt des über den Hofplatz fest dahinschreitenden Hauptmannes erregte Aufmerksamkeit. Einige, welche in seinem Wege standen, hielten es für geraten, ihm Platz zu machen. Einer aber erkannte ihn und nannte seinen Namen, der flog in einem Augenblick durch den Raum, sofort ließ man alle Hantierung fallen, die Schlafenden erhielten einen Stoß in die Seite, der sie aufspringen ließ. „Hugo Degenhard!“ schrie ihnen der Nachbar zu, und vorbei war es mit der Trägheit.

Der Eingang zur Kirche war weit offen, mitten in der Halle brannte ein loderndes Feuer, dessen Rauch sich unter der geschwärzten Decke sammelte und seinen Ausgang durch etliche zerbrochene Scheiben der bunten Fenster suchte. Zerstreut an den Wänden

waren die Lagerplätze für die Nacht zu sehen, alles regellos und wüst, je nach Belieben des Einzelnen angelegt, an den Pfeilern lehnten oder hingen viele Waffen, Schwerter und Panzer, Morgensterne und Lanzen, Bogen und Armbrüste, im ehemaligen Chor waren Tonnen und Ballen aufgehäuft, das fette Viertel eines Stiers lag auf dem Altar, die alte steinerne Fünte diente als Unterlage für ein Faß, in welchem der Zapfen steckte. Das Gestühl war zum größten Teil weggebrochen, man sah etliche Reste als Scheite aus dem Feuer ragen.

In einem Seitenschiff bot sich ihm ein jammervoller Anblick dar. Dort standen ganze Reihen von Tonnen, regelrecht neben- und übereinander gestellt, und in jeder derselben steckte ein Mann. Aus dem oberen Boden hatte man ein rundes Loch gesägt, in welches gerade sein Hals paßte, dann den Gefangenen in die Tonne gezwängt und den Boden, über welchen der Kopf hervorragte, wieder fest eingefügt. Das also geschaffene Gefängnis war sicher, aber voll unsagbarer Pein. Ein Wärter war dabei, die Unglücklichen unter allerlei rohen Späßen zu füttern. Einer der letzteren hatte wohl den Namen des Ankommenden gehört oder kannte ihn von früher her, jetzt rief er ihn mit kläglicher Stimme an, und Hugo Degenhard trat mitleidig näher. Was er erfuhr, erregte ihn aufs äußerste. Stralsunder Kaufleute waren die Unglücklichen, von Rambold durch einen glücklichen Ueberfall auf der Fahrt nach Stockholm abgefangen, nachdem ihre Handelsschiffe durch einen Sturm von der begleitenden Friedenskogge weggetrieben waren. Jetzt sollten sie gepeinigt werden, um von ihnen ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen, zugleich hatte man sich gegen ihre Flucht ins Innere der Insel oder zu den Mecklenburgern sichern wollen. Herzzerreißend waren die Klagen und Bitten um Hülfe, und die unerhörten und nutzlosen Martern, welche sie offenbar täglich und stündlich dulden mußten, erfüllten Hugo mit Ekel vor dem Treiben der Vitalienbrüder. Aber zur Hülfe hatte er kein Mittel, er konnte sie nur auf den Beistand ihrer Vaterstadt vertrösten und ermunterte sie, nichts zu sparen, damit wenigstens Nachrichten über ihre Lage schnell nach Stralsund gelangten. Bitter war dem Manne also der Gang in Rambolds Quartier gemacht, und unerträglich fast erschien seinem Stolze die berechnete Weise, wie sein ehemaliger Freund und jetziger Todfeind ihm seine überlegene Macht kund thun wollte. Er gedachte aber seiner Tochter und bändigte seinen Unwillen und ließ sich weiter zu der Sakristei führen, in welcher Rambold sich sein Quartier als Hauptmann hergerichtet hatte. Bevor er die Thür hinter sich schloß, bemerkte er noch raschen Blicks, daß einige Knechte mit erheuchelter Gleichgültigkeit ihm gefolgt waren, offenbar in dem Auftrage, sich in der Nähe zu etwa gefordertem Beistande bereit zu halten. Das machte ihn doppelt vorsichtig.

Rambolds Zimmer war weit behaglicher als die große Halle, ein lustiges Feuer brannte im Kamin, Felle waren über den Boden gebreitet, Decken verhüllten die nackten Wände, ein gut gezimmerter, schwerer Tisch trug eine wertvolle Kanne und mehrere Krüge, Bänke zogen sich herum, und ein bequemes Lager war in einer Ecke hergerichtet, während Waffenschmuck, an gehöriger Stelle angebracht, den Raum belebte.

Der Bewohner trat mit heiterer Miene dem Gaste entgegen und führte ihn zu der Bank am Feuer. „Willkommen, Hauptmann Degenhard,“ sagte er und bot ihm die Hand, „das Ratmannszimmer wirst du hier nicht wiederfinden, aber hoffentlich doch Behaglichkeit genug, um auch hier das Dasein erträglich zu finden. Noch einmal, Freund: Laß alte Dinge vergessen sein! Ich habe gefehlt, aber ich war gereizt. Hier zieht jeder einen neuen Menschen an, und nach dem, was dahinter liegt, fragt niemand.“

„Laß das Heucheln, das du wohl beim Ketzerrichter gelernt hast,“ sagte Hugo rauh und wies die dargebotene Hand zurück. „Zwischen uns beiden giebt es keine Gemeinschaft. Vergessen empfangener Beleidigungen kenne ich nur einem Ehrenmanne gegenüber.“

Der alte stechende Blick schoß wieder aus dem Auge des Abgewiesenen, versuchte sich in Hugos Auge zu bohren, wurde aber durch das feste, gerade Aussehen desselben

zu nichte gemacht. Er glitt ab und fuhr scheu in den Winkel des Gemachs und huschte dort unsicher hin und her.

„Wie du willst,“ sagte Rambold endlich. „Laß uns also erproben, wer auf die Dauer der Stärkere ist. Ich will für diesen Augenblick indessen die Gefälligkeit haben und dich anhören, hernach wäre es mir lieb, wenn du meinen Weg nicht mehr kreuzen wolltest, und dir wäre es zu raten. Sag an, was du von mir willst!“

„Meine Tochter will ich, du Mädchendieb!“ donnerte Hugo.

„Mäßige dich,“ sagte Rambold gelassen, „man ist hier nicht gewohnt, einen Menschen ungebührlich laut reden zu hören, und mehr als einmal schon habe ich jemanden einsperren lassen, der noch lange nicht so laut schrie wie du. Mädchendieb! Ein schönes Wort, welches ein lebenslustiger Mann sich schon gefallen lassen kann! Es schmeichelt mir die Anerkennung, welche darin liegt. — Also deine Tochter willst du von mir! Einst wollte ich sie von dir! Wie sich doch die Zeiten und Dinge ändern.“

Durch Hugo Degenhard fuhr ein Ruck, als ob er einen heftigen Schlag erhalten habe, er wollte sich auf den frechen Gegner stürzen und ihn erwürgen, aber er gedachte, daß daheim ein schutzloses Weib mit einem Kindlein seiner harrte, er sah das heimliche, frohlockende Lauern im Auge des andern, und er zwang seinen Zorn nieder.

„Man hat mir hier von deiner Suche schon erzählt,“ sagte Rambold. „Seit wann vermißt du sie denn?“

„Seit dem April dieses Jahres. Damals kreuzte ich vor Rostock mit dem Wisent, und ich begegnete deinem Schiffe dreimal in zwei Tagen, sonst war weit und breit keine blaue Flagge zu sehen. Der Fischer, welcher die gefälschte Botschaft dem unglücklichen Mädchen überbrachte, hat gebeichtet, und die Mönche haben's mir hinterbracht.“

Rambolds Antlitz verlor für einen Augenblick alle Farbe und die Hand, welche sich auf die Banklehne stützte, zitterte leise. Der scherzende Ton wollte ihm nicht recht mehr gelingen, aber er brachte es doch noch fertig, zu sagen: „Seit dem April dieses Jahres, und jetzt stehen wir im Beginn des Winters. Pah, du traust mir unglaublich viele Tugend zu! Ich bin ein Freund häufigen Wechsels, wie du weißt, und das Neue ist mir lieb. — Trau du den Mönchen! Sie werden dich von ihren eigenen Spuren haben ablocken wollen. — Wenn du weiter nichts zu fragen hast, ist unsere Unterredung, so denk ich, zu Ende.“

Wenn in Hugo noch ein Zweifel über Rambolds Schuld gewesen, so war dieser mit einem Schlage beseitigt, damit war auch sein Plan gefestigt: „Wir sind miteinander fertig,“ sagte er. „Nur merke dir das eine: Entweder bekennst du dich zu deiner That und giebst mir den Ort an, wo ich meine Tochter finden kann; drei Tage, merk wohl auf, geb ich dir zum Entschluß Zeit, oder ich fordere dich in den Ring und zwinge dich, mir hinter der Mauer zu ehrlichem Kampf nach Wisbyer Brauch zu stehen, Auge in Auge und Leib an Leib und Messer an Messer. Lasse dann sehen, wie unser Hader zu Ende geht.“ Damit wandte er sich und ließ den Gegner allein. Derselbe sank, als kaum die Thür geschlossen war, auf die Bank, und Aschenfarbe überzog sein Gesicht. Er griff nach der Kanne, aber seine Hand konnte sie nicht heben, sein Blick war stier vorweg gerichtet — hinaus in die Ferne, er suchte das Haus in der Großen Mönchenstraße, in welchem einst Friede und Glück wohnte, er sah ein armes unschuldiges Weib, das auf den Scheiterhaufen gebunden wurde, der Qualm stieg auf, und eine Hand, so schien ihm, fuhr zuletzt noch drohend heraus — er sah's und konnte den Blick nicht abwenden. Kalter Schweiß überdeckte sein Gesicht — er wollte sich aufrichten, und fliehen und fiel auf seinen Platz zurück.

„Er setzt es durch,“ murmelte er, „der furchtbare Mensch — ich fürchte ihn — ich bin verloren. — Jede Nacht seh ich das Drohen der Mutter, welche ihre Tochter schützt. — Er dringt über mich weg — und er findet sie — er führt sie heim — und ich lieg tot, zertreten vor ihm am Boden. — Wo sind denn meine Gedanken? — — Kann nicht das Glück auch auf meiner Seite sein und meine Faust schneller als seine?

Wenn der Haß so aus seinen Augen lodert wie jetzt — — nein, nein — es darf dahin nicht kommen, vorher muß er vernichtet sein — wenn er nur nicht diesen fürchterlichen Willen über sich hätte — oder ich will sein Lebensglück vorher zertreten, daß er hernach gewiß nicht über mich lachen soll!" —

Also plante der tiefgesunkene Mann in wahnwitziger Rachsucht und versuchte seinen Mut durch Bändigung seines Gewissens aufzurichten.

Hugo Degenhard aber wandte sich und suchte jene Gegend der Stadt auf, welche die Herzoglichen besetzt hielten. Eins der in das Innere des Landes führenden Thore, die benachbarten drei Türme und eine nahe Kirche waren noch in ihrem Besitz und verliehen ihnen eine feste Stellung; ihre größte Sicherheit bestand aber in dem Bestreben der Vitalienbrüder, die Mecklenburger, deren Gegenwart ihrem Räuberwesen das letzte Ansehen verlieh und die gleichsam auf ihre guten Dienste im voraus Beschlag gelegt hatten, in jeder Weise zu fördern. Zu seinem Leidwesen erfuhr er hier, daß der Herzog Erich mit seiner Gemahlin, in deren Schutz er Breta mit ihrem Sohne zu stellen gedachte, etliche Meilen weiter im Innern des Landes in ehemaligen Klostergebäuden seinen Wohnsitz genommen und befestigt hätte. Es schien ihm nicht thunlich, zu ihm noch an demselben Tage hinaus zu wandern, da die Schutzlosigkeit der Frau seine Gegenwart erforderte, er begab sich also in sein neues Quartier, stellte es mit Hülfe etlicher Einwohner — von seinen Leuten ließ sich außer Erpo keiner mehr sehen — her, überführte die zur dürftigsten Einrichtung nötigen Dinge vom Schiff und veranlaßte endlich die Uebersiedlung seiner Schutzbefohlenen in das durch mächtige Riegel gesicherte Gemach. —

Am nächsten Tage, während Hugo die Bekanntschaft der wichtigsten Vitalienbrüder zu machen suchte und nach allen Richtungen hin die Durchführung seines Planes anbahnte, war Erpo nicht unthätig. — Beliebt, wie er war bei allen, welche ihn früher gekannt hatten, wurde er in kurzer Zeit mit den Verhältnissen vertraut. Von den in ihm heimlich schlummernden Absichten ließ er niemanden etwas merken, hierhin und dorthin schlenderte er durch die Gassen und begab sich endlich zu jener mit einer Krämerei verbundenen Schenke eines Wisbyers, welche unweit des Ramboldschen Quartiers eingerichtet war; diese schien ihm der richtige Punkt, von dem aus er seinen Plan zur Durchführung bringen konnte. Unweit derselben hockte er auf einen Haufen von Balken nieder und beobachtete, während er sich schlafend stellte, alle diejenigen, welche sich aus der nahen Hauptmannschaft in die Schenke begaben, um an Tagesbedürfnissen dieses oder jenes einzukaufen. Etliche gingen an ihm vorüber und hatten ihren Spott mit ihm, etliche versuchten ihn zu hänseln, indem sie ihn mit einem Strohhalm kitzelten oder mit Steinen warfen, er erwachte anscheinend, murrte eine Weile und schlief dann wieder ein. Endlich nach Verlauf einer Stunde sah er auch den Stelzfuß daher kommen, den er am gestrigen Tage sich gemerkt hatte. Das Haus war gerade leer, wie er an dem Wirte erkannte, welcher müßig an der Thür lehnte, also raffte er sich auf, that, als wenn er erwachte, reckte sich, gähnte etliche Male und ging dann schwerfällig auf die Schenke zu. Der Wirt beschäftigte sich mit dem ersten Ankömmling und Erpo setzte sich wie einer, dem das Wachen Mühe macht, an den Tisch. Lächelnd betrachteten ihn die beiden.

„Gieb mir zwei Bündel Zwirn, Sören," sagte der Stelzfuß, „eins mit derbem Faden, welcher ein Wams rechtschaffen zusammenhält, und ein feines für ein Weiberkleid, auch etliche Nadeln." — Der Wirt ging, überbrachte das Gewünschte, neugierig lugte Erpo herüber: „Gieb mir auch solchen Zwirn und gieb mir auch solche Nadeln," sagte er. — Als er das Seine genommen und aus vollem Beutel bezahlt hatte, legte er es vor sich, stützte seinen Ellbogen auf den Tisch und sah es an. — Nach einiger Zeit fragte der andere: „Hast du noch Vorrat von den breiten Riemen mit den Hasteln daran? Der meine ist verbraucht." Der Wirt holte das Gewünschte herbei, und Erpo bestellte alsbald auch einen Riemen, legte ihn zu dem Zwirn und starrte ihn schläfrig

an. Der Wirt und sein Gast verwunderten sich wohl über den seltsamen Mann, aber da er Geld besaß und richtig bezahlt hatte, so duldete man ihn. Endlich forderte der Stelzfuß eine Schere und Erpo forderte sie auch und trieb es wie vorhin. Da fuhr der andere heftig auf, schlug auf den Tisch und schrie: „Du willst mich foppen, du Hund, sag's nur, ich dresch dich windelweich."

Erpo fuhr erschrocken auf und stotterte: „Ich — dich — foppen. — Gott soll mich in Gnaden davor bewahren. — Man sagte mir, ich sollte mich hier immer nach den älteren Leuten richten, die den Brauch kennen."

„Bist wohl ein Neuling?" fragte der Stelzfuß, welcher schnell erkannte, daß er einen Dummkopf vor sich hatte oder einen, der seinen Rausch noch nicht genügend ausgeschlafen.

„Ja," sagte Erpo noch immer stotternd, „ich — bin — ein — Neuling, aber nimm es nicht für ungut."

Da lachte sein Tischgenosse und rief fröhlich dem Wirte zu: „Hier ist einer, der will lernen, was der Brauch für Neulinge ist. — He — du — dann sprich mal zum Wirt: Ich will alles bezahlen, was jener da gekauft hat."

„Ich will alles bezahlen, was jener da gekauft hat," sagte Erpo. „Ist das so der Brauch?" — Der Wirt nickte, Erpo zog seinen Beutel mit saurer Miene, aber bezahlte.

„Jetzt sprich noch einmal: Bring dem Manne einen Becher mit Wachholderschnaps und ein Knäkebrot!" mahnte der erstere.

Erpo gehorchte und seufzte dann: „Ein harter Brauch. Aber es werden später andere Neulinge mir wieder einbringen." Der Wirt hielt immer seine Hand bereit zum Empfang des Geldes.

„Was hast du denn für einen großen Schlüssel da am Gürtel? Der ist ja wohl größer als der Himmelsschlüssel, welchen Sankt Peter dem Papste vermacht hat?"

„Wenigstens paßt er gut, was der Papst von seinem Schlüssel nicht eher sagen kann, als bis er ihn probiert hat," war die gutgelaunte Antwort

„Der verwahrt wohl euren Schatz?" fragte Erpo mit plumper Neugier und rückte näher. „Weißt du, einem Manne, welcher einen Schatz hat, möchte ich wohl dienen."

„Einen feinen Schatz," lachte der andere, „welcher eine Schürze trägt und Schere und Nadel gut führen kann! Dabei fällt für niemanden etwas ab, als für den Hauptmann allein; laß dir die Gelüste vergehen." —

„Ah!" machte Erpo und that sich auf seine Schlauheit etwas zu gute. „Potz alle Welt! Also so ein sauberes Weibsbild mit lustigen Augen und breiten Hüften und prallen Armen und gelbem Haar, welche über das ganze Gesicht lacht, wenn man ihr unter die Arme greift?"

„Daß Gott erbarm, nein, so nicht," lautete die ernste Antwort, „sie weint fast den ganzen Tag, und dahin schwindet sie wie ein Licht. Es brennt nur noch ein ganz kleines Stümpschen, und wenn einmal ein rechter Wind kommt, dann ist es aus."

Erpo fühlte, wie sein Herz stärker pochte. „Du lieber Gott, so ein armes Ding!" sagte er. „Heda, Wirt, bring noch ein Knäkebrot und Wachholderschnaps, das kann der Mann da ihr mitnehmen, sie hat gewiß nichts zu essen."

Der Alte lehnte ab und meinte: „Zu essen die Fülle und ißt nicht, kann trinken, was sie wünscht, und nimmt nichts. Der Hauptmann hat befohlen, daß ihr nichts abgehen soll; ich glaube, es hat ihr jemand etwas angethan, denn gerade so war einst meine Mutter, und es kam eine Frau, die konnte Suchten brechen, da wurde sie von Stunde an gesund. Aber wo ist eine solche hier zu finden?"

Ein plötzlicher Gedanke schoß Erpo durch den Kopf: „So ein Weibsbild weiß ich, ein kluges und noch dazu ein herzensgutes, sag ich dir. Wenn ich sie bitte, kommt sie schon zu ihr, und die versteht sich auf Suchten und Stillen, daß es 'ne Art hat! Mich erbarmt so ein armes Weibsbild! Soll ich die weise Frau herzubringen?"

„Ich will's mir überlegen," sagte der andere zögernd. „Es müßte geschehen, wenn der Hauptmann nicht am Platze ist, denn der leidet's nicht; so eifersüchtig ist er auf sie, daß von den Knechten noch nicht ein einziger sie gesehen hat, als ich allein, und das auch nur, weil ich so alt und auf der See nicht mehr recht zu gebrauchen bin. Wenn das Weib mich nicht so jammerte, würde ich's nicht wagen, aber unsereins hat doch mal 'ne Schwester gehabt, und das war auch ein Weib. — Komm morgen um diese Zeit hierher und bring die weise Frau mit, ich will sehen, was ich thun kann. — Meistens zecht der Hauptmann dann mit den übrigen Hauptleuten auf dem Ring. Nun sprich: Sören, bring dem Manne noch einen Becher."

Erpo blieb seiner Rolle getreu, klagte über das teure Lehrgeld und machte sich endlich gähnend und über seine eigenen Füße stolpernd davon.

Daheim setzte er Breta über das, was er ausgekundschaftet hatte, in Kenntnis, und sie kamen überein, dem Hugo Degenhard noch nichts zu sagen, bis erst festgestellt sei, ob die so argwöhnisch gefangen Gehaltene wirklich die schmerzlich gesuchte Oda sei. Dem geraden Sinne der Norwegerin wollte die Rolle, welche Erpo ihr zugedacht hatte, nicht gefallen, denn sie verabscheute die unheimliche Kunst. Aber der Knecht wußte ihr Widerstreben mit eifrigem Zureden zu überwinden, indem er ihr bewies, daß gegen die überwiegende Macht des Entführers nur allein List irgend welchen Erfolg versprechen konnte.

Am Abend kam Hugo Degenhard von seinem Gange zum Kloster von Roma unwirsch zurück. Abgesehen davon, daß dem Seemann der weite Weg über Land schlecht gefallen hatte, war er auch nur wenig durch denselben seinem Ziele näher gebracht, weil er die Gesuchte nicht gefunden hatte. Der Hauptmann, welcher die zur Festung umgewandelten Klostergebäude bewachte und sein guter Bekannter von der einstigen gemeinsamen Fahrt nach Gotland her war, hatte ihm erzählt, daß die Fürstlichen zur lustigen Jagd auf wilde Pferde ausgezogen wären, und da diese unermüdlichen Tiere durch Wald und Busch, durch Sumpf und Moräste ihre Rettung vor der Gefangenschaft suchten, so wäre gar nicht abzusehen, wie schnell die Jagd zu Ende gehen würde, sicherlich nicht eher, als bis der nötige Vorrat eingefangen. Er hatte ihm allerdings angeboten, die Schützlinge Hugos ohne weiteres am fürstlichen Wohnsitz zuzulassen, weil er wohl wußte, wie sehr sich seine Herrschaft für die frühere umsichtige Führung der Mecklenburger, ja weiter zurück für die Treue bei Axenwalde verpflichtet erachtete. Aber Hugo hatte doch nicht das gefunden, was er gesucht hatte, den Schutz eines Weibes für ein Weib.

Dazu hatte ihm der Hauptmann einen Brief eingehändigt, welcher bei dem jüngsten Zuzuge aus Mecklenburg von einem Schiffsmeister abgegeben war für Hugo Degenhard; er war vom Bürgermeister Gerwin geschrieben und erzählte, daß der junge Werner seit einiger Zeit heimlich von Hause fortgegangen war, offenbar um Oda zu suchen, berichtete von der großen Sorge des verlassenen Vaters und sprach die Bitte aus, den Unbesonnenen, wenn er auf der Insel gesehen werden sollte, doch zur Heimkehr zu veranlassen. — Von Werner aber war keine Nachricht auf der Insel, unter den Vitalienbrüdern konnte er nicht gesucht werden, und unwillkürlich rechnete Hugo sich einen Teil der Schuld an der Sorge des Vaters zu. — Außerdem stellte sich heraus, daß von seiner früheren Mannschaft auch nicht ein einziger dem Zureden von Erpo hatte Folge leisten und im Dienste des alten Hauptmanns bleiben wollen. Einer nach dem andern war gegangen und hatte sich einer neuen Hauptmannschaft beigesellt, nicht einmal die nötige Hülfe hatten sie leisten wollen, um den Wisent in die rechte Winterlage zu bringen. —

Am nächsten Nachmittage ging Hugo Degenhard in den Ring, dem kleinen Henning hatte die Mutter den gewohnten Mittagsschlaf thunlichst lange entzogen, daß er nun, wo sie sich zum Ausgange anschicken wollte, ganz ermüdet in tiefem Schlummer lag. Breta hüllte sich anscheinend gegen die scharfe Kälte in einen großen Mantel, band rund um das Antlitz einen breiten Streifen von weichem Fell, als ob sie an Gesichtsreißen litte, und verbarg ihr Haupt noch hinter den überhängenden Rändern einer Kapuze.

Da sie auf Erpos Rat noch von ihrer geraden Haltung ließ und ein wenig gebeugt ging, so glich sie in ihrer Ausstattung einem alten gebrechlichen Weibe. Ihr Führer brachte sie nicht sofort zur Schenke, sondern versuchte auf einem Umwege unvermerkt die Rückseite derselben zu gewinnen, darnach rief er den Wirt herbei, welcher vom gestrigen Tage her um den Plan wußte, gab ihm ein Geldstück und schärfte ihm ein, dafür dem Weibe möglichst viel Knäkebrod und Wachholderschnaps für die Kranke mitzugeben und bewog ihn also, daß er Breta in ein besonderes Gelaß neben dem Schenkraum brachte. Drinnen zechten einige Knechte und ließen ihren rohen Reden freien Lauf, andere spielten mit Würfeln und fluchten lästerlich bei schlechten Würfen, aber man hörte auch schon die Mahnung zum Aufbruch, damit man noch an dem lustigen täglichen Ring Anteil nehmen könnte. Erpo mischte sich unter die Gäste, ließ sich hänseln, bezahlte gelegentlich für andere die Zeche, erzählte launige Geschichten und galt bald für einen guten Gesellen, den man für die Hauptmannschaft anwerben müsse.

Allmählich verlor sich einer nach dem andern, und endlich, als Erpo nur noch allein als Gast, anscheinend vom Trunk ermüdet und schläfrig, zurückgelassen war, ertönte der schwere Schritt des Stelzfußes draußen. Er machte sich's nicht bequem, trank wohl auf Erpos Kosten, fragte dann aber selbst nach der weisen Frau, da seine Schutzbefohlene heute weit elender und jämmerlicher drein sähe als am gestrigen Tage. In das Gelaß geführt, musterte er die Verhüllte mit mißtrauischem Blick, sie schien ihm zu gefallen. „Ich hatte schon Sorge," sagte er, „daß du so ein altes triefäugiges Weib daher bringen würdest, welcher man die Hexe auf hundert Schritt weit ansieht; diese aber gefällt mir, rank und schlank wie sie ist, und hat auch klare Augen und noch Farbe im Gesicht. Nur möchte ich wissen, warum sie sich nicht selbst ihr Gesichtsreißen wegstillt und soll doch anderen helfen."

„Ich möchte gern anderen helfen, ob ich es kann, steht bei Gott," sagte Breta ruhig mit ihrer klaren Stimme.

Ganz betroffen sah der Alte sie an. „Also an Gott glaubst du auch?" fragte er. „Ein gutes Ding für ein Weib, Männer schlagen sich wohl ohne ihn durch, aber sicher ist sicher, ich hab's auch immer mit ihm gehalten, man kann doch nicht wissen, was dahinter steckt. — Nun denn, laßt uns gehen, und höre, ängstige das arme Weib mir nicht allzusehr, sie kann nichts vertragen. Ich glaube, daß ihr ein Wurm am Herzen frißt, und der ist gewiß schon weit durch, sehr leicht kann er das letzte Ende Lebensfaden abreißen. Wenn ich dir's sage, so machst du dich sofort hinaus, ich werde bei euch bleiben."

„Mit nichten," sagte Breta, „du wirst vor der Thüre stehen."

„Was werd ich?" fragte der Stelzfuß.

„Vor der Thüre stehen!" sagte Breta bestimmt. „Draußen davor! Denn was wir Weiber miteinander treiben, ist nicht für Männeraugen."

Der Alte murmelte allerlei vor sich hin, aber er schien zu gehorchen und gab Erpo einen Wink, ihn hier wieder zu erwarten.

Auch von der Seite führte in die Kapelle eine starke Thür. Der Mann zog seinen großen Schlüssel hervor und schloß sie auf. „'s ist besser so," sagte er, „dort auf dem Hof würden sie dich nur ärgern, und es braucht keiner zu wissen, daß etwas Fremdes hier hineingeht. Er hat's verboten. — Aber ich sage dir, daß du sie nicht ängstigest durch deinen Spruch, sie verträgt es nicht. Rufe ich dich ab, dann säume nicht."

Breta trat durch die Thür, welche der Alte sorgfältig hinter ihr verschloß. Ueberlegend stand er draußen eine Weile still und sah zu den hohen vergitterten Fenstern hinauf, nickte befriedigt und kehrte dann zu Erpo in die Schenke zurück. —

Die junge Frau erfaßte den ganzen Raum mit schnellem Blick. Das Gemach war gewölbt und prächtig ausgestattet mit allerlei bequemem Hausrat, man vermißte von dem, was in das Zimmer einer vornehmen Frau gehörte, wenig, ja es schien, als sei mit einer gewissen Fürsorge das Ganze ausgestattet. Ueber den steinernen Fußboden

waren große Teppiche gebreitet, die Wände waren zum Teil mit Täfelung versehen, eine große Truhe stand geöffnet und zeigte etliche feine Kleidungsstücke. Unweit eines schweren Eichentisches saß in einem bequemen hohen Sessel unter einem der hohen Fenster ein Weib, welches mit Näharbeit beschäftigt war. Die Hand, die nach der Schere auf dem Tische langte, war weiß und mager und anscheinend so kraftlos, daß sie das Gerät kaum zum Zuschneiden regieren konnte. Sie hatte offenbar nicht auf das Knarren der Thüre geachtet in der Annahme, daß ihr Kerkermeister eingetreten sei. Jetzt lehnte sie sich in den Sessel zurück und Breta sah in ein tieftrauriges Antlitz. Unter der zarten Haut waren die blauen Adern erkennbar, die Wangen waren eingefallen, die Augen, welche gleichsam sehnsüchtig in die Ferne schauten, waren sehr groß. Das dunkle Haar hob sich gegen die bleiche Stirn scharf ab. Krank vor Sehnsucht mußte die Arme sein, das sah Breta auf den ersten Blick und wußte auch, daß die lang gesuchte Oda hier endlich gefunden sei — Sie legte, um sie nicht zu erschrecken, ihre Vermummung ab und nannte dann leise ihren Namen. — Die Angeredete fuhr zusammen, sah sich aber nicht um, richtete sich nur ein wenig auf und horchte, als ob sie aus weiter, weiter Ferne ein liebes Wort gehört hätte. — Abermals tönte ihr Name und eine milde Stimme setzte hinzu: „Dich ruft Breta, das Weib deines Bruders Henning aus Bergen."

„Breta ruft mich!" wiederholte Oda langsam, „das Weib meines Bruders Henning aus Bergen. — Lang ist sie tot, wie ich vernahm, und sie mahnt mich auch an mein Sterben. — — Ich bin bereit — Gott wird mir gnädig sein."

„Breta ist nicht gestorben, wie ihr alle wähntet, sondern sie lebt und sie kommt, um dir von deinem Vater Hugo Degenhard zu sagen, der dich auf der Insel sucht und dich heimholen will."

„Mein Vater — Hugo Degenhard —" sagte Oda plötzlich und richtete sich schnell empor — sie sah die fremde hohe Gestalt mit den freundlichen, milden Zügen, sie schrie laut auf und fiel in die ausgebreiteten Arme. Breta hub sie, die leicht war wie ein Kind, auf, trug sie auf ihr Lager und legte sie vorsichtig nieder, wie man ein krankes Mägdlein bettet. Leise und liebkosend strich sie über die blassen Gesichtszüge, und als ob nun ein wunderbarer Zauber von ihr ausging, so röteten sich die Wangen und der Atem ging schneller und die Augen öffneten sich wieder. Oda sah an den Wimpern der über sie geneigten Frau Thränen hängen, hob die Arme empor, legte sie um deren Hals und zog sie zu sich nieder und küßte sie unter Schluchzen und Lachen. — „Breta!" sagte sie. „Während ich heimlich lauschte, wenn der Vater der Mutter daheim von dir erzählte, da hab ich gerade so das Weib meines Bruders mir vorgestellt und nimmer konnte ich glauben, daß es tot sei. — Der Vater ist da, sagst du? Wie mag er mich vermißt haben! — Ist er allein?"

„Erpo, der Knecht, ist bei ihm," sagte Breta. „Er ist es, der mich heimlich hierher geführt hat, noch weiß niemand, sogar auch der Vater noch nicht, daß ich hier bin."

Ein leichtes Erröten flog über Odas Züge. „Der Gute!" sagte sie. „Ja, der treue Mann, er hat nicht von mir gelassen. — — — Und weiter ist niemand da?" fragte sie zögernd.

Breta sah ihre erwartungsvollen Blicke und erriet mit feiner Klugheit alsbald, welchen Namen sie nennen sollte. „Gestern erhielt dein Vater einen Brief," erzählte sie, „von Gerwin, dem Bürgermeister aus Rostock, der allerdings schon einige Wochen hier gelagert hatte, drin stand, daß dessen Sohn Werner ausgezogen sei, dich zu suchen." —

Da richtete sich Oda hastig auf und sagte: „Ich bin wieder gesund, ich bin gesund, Breta, komm, hilf mir — nicht wahr, ich bin nicht schwach — ich wußte es ja, er würde mich suchen, und wenn es hätte sein müssen bis an der Welt Ende, wie ich ihn gesucht hätte — er ist unterwegs, glaub es mir — er kommt hierher — ach, Breta — sollte ich ihn nicht wiedersehen?"

Abermals überfiel sie die Schwäche, daß sie sich an die starke Freundin anlehnen mußte, aber sie faßte sich doch wieder. — „Ich hab viel gelitten," flüsterte sie, „aber

jetzt merke ich, daß ich wieder genese, ich kann ja wieder hoffen und brauche nicht mehr den schrecklichen Mann zu fürchten. — Du siehst mich so an — nein — sei ruhig — er hat mir nichts gethan, nur um mich geworben, daß ich sein Weib werden sollte — ich aber wäre lieber gestorben! — Hilf mir auf den Sessel. Ich werde noch einmal ganz und glücklich sein; komm, laß uns von Henning reden, der nicht ins Kloster soll, und von meinem Vater. Jetzt weiß ich, daß auch Werner mein wird, da Gott unmöglich sein grausames Spiel mit den Menschen treiben kann. — Komm, erzähle mir, wie du hier hereingedrungen bist und wie ich von hier fort soll." — —

Inzwischen saßen Erpo und der Stelzfuß in der Schenke und ließen sich's wohl sein, da ersterer mit der Bewirtung nicht kargte. Er hoffte es zu erreichen, daß er mit allerlei Schlauheit den wichtigen Schlüssel an sich brächte, schon hatte er die Erlaubnis erhalten, ihn in der Nähe zu besehen und in die Hand zu nehmen, und überlegte soeben, ob er nicht wie im Streit den Alten niederschlagen sollte, um das Werk der Befreiung rasch und entschlossen zu vollziehen. Da stürzte plötzlich der Wirt in das Gemach und rief ängstlich:

„Rasch, Alter, rasch! Soeben kommt der Hauptmann heim, braunrot im Gesicht, als ob er Aerger oder Eile hätte, und ist schon durch das Thor getreten."

Beide sprangen im Schrecken auf, der Alte stand ganz ratlos, bis Erpo schnell gefaßt ihm zurief, daß er die Seitenthür offen halten sollte, die Frau würde dann schon Gelegenheit finden, unvermerkt zu entwischen. Er selbst sprang auf seinen früheren Beobachtungsplatz und sah, daß Rambold gerade auf die Kapelle zugekommen und eben daran war, die Thür aufzuschließen. Er überlegte in Hast, daß der schwerfällige Alte noch nicht einmal zu seinem Thor gelangt sein könnte, um Breta zu entlassen, die ganze Sache schien ihm durch seine Schuld verloren, Breta ins Verderben gestürzt — wie unsinnig sprang er von seinem Posten herab und wie ein Pfeil schoß er fort, um den einzigen, der hier helfen konnte, Hugo Degenhard, zu Hülfe zu rufen. —

Oda hatte an den Schritten schon das Nahen Ramboldts erkannt und Breta gedrängt, daß sie sich in die Ecke des weit vorspringenden Kamins verbergen sollte, kaum war das geschehen, da flog die Thür auf, Rambold trat herein. „Halt gute Wache," sagte er zum draußenstehenden Knechte, „und laß mir niemanden herein, kümmere dich nicht um das, was hier drinnen geschieht." Mit diesen Worten warf er die Thür ins Schloß. —

Sein Antlitz war gerötet vom hastig getrunkenen Wein, sein Wesen war unruhig und seine Blicke flammten, als sie das Mädchen trafen. „Dein Vater ist da," sagte er. „Wie lange wird's dauern, dann findet er dich, denn er setzt mit seinem jähen Eigensinn alles durch, was er will."

„Mein Vater ist da," sagte Oda ruhig, „und ich werde mit ihm heimkehren."

Ueberrascht sah er sie an. „Wie du das gelassen sagst," rief er, „als ob es dir nichts neues wäre — am Ende finden sich hier doch Verräter, welche dir von außen zutragen!" Bei diesen Worten sah er sich um und entdeckte unweit der Thür die Umhüllung Bretas. „Ha," schrie er, „was ist das? Du betrügst mich."

Ruhig entgegnete Oda: „Mäßigt Euch, es ist ein altes Gewand, welches ich hervorgesucht habe, mich friert hier und mich plagt oft Gesichtsreißen."

„Hier ist es heiß!" sagte Rambold, „aber du bist verweichlicht."

„Ich war's nicht immer," entgegnete Oda. „Erst seitdem ich hier eingeschlossen gehalten werde, thut mir der Luftzug weh. Aber ich denke, wenn ich nun mit meinem Vater heimkehre — —"

„Nein, nimmermehr," knirschte Rambold, „es soll nicht sein, er soll nicht siegen über mich. — Ich will dich an mich binden, noch heute wirst du mein Weib."

Oda wurde beunruhigt durch seine Blicke, welche über sie heiß dahinglitten, aber sie erkannte um so mehr, daß sie fest bleiben mußte. „Ich habe es dir schon oft gesagt,"

erwiderte sie, „daß es niemals sein kann, ich habe mich einem Andern versprochen, und Treue kann ich nicht brechen."

„Mein warst du, ehe dieser Mann kam, ich liebte dich zuerst, und mein wirst du bleiben bis zuletzt," sagte er und trat ihr näher. — „Sag ja, und in einer halben Stunde schon hat uns der Pfaffe verbunden."

„Nein sag ich zuerst und zuletzt," entgegnete Oda und wandte sich verächtlich ab. Aber da faßte sie Ramboldt plötzlich an die Schulter, daß sie im Schrecken laut aufschrie. „Du sollst ja sagen!" flüsterte er also, daß sein heißer Atem sie streifte. Sie strich seine Hand ab und sagte: „Nein!" — „Ich zwing dich!" Er stöhnte es fast, seine Augen loderten in Glut auf und er machte Miene, die erschrocken Ausweichende zu umfassen. — Da rasselte die Seitenthür und herein trat der alte Stelzfuß.

„Verzeiht, Hauptmann," sagte er, scheu sich umblickend, „mir war es, als hätte ich soeben hier laut schreien hören."

„Zum Teufel mit dem Krüppel!" fuhr ihn Rambold heftig an. „Scher' dich hinaus und fort von der Thür. Da hast du Geld! Geh zur Schenke und trink auf mein Wohl, heute halte ich Hochzeit."

„Zeit wird's," dachte der Alte. „Die weise Frau ist wohl durch den Kamin davongefahren." Beruhigt ging er, wie ihm geheißen.

„Zögere nicht länger, Oda," sagte Rambold, sich umwendend. „Sag, daß du mein sein willst, dann soll dein Vater hier ungehindert aus- und eingehen, wenn wir getraut sind. Reize mich nicht, du bist in meiner Gewalt."

„Werner hat mein Wort, und so lange ich lebe, werde ich nicht aufhören, ihn zu lieben, deine Drohungen verachte ich!"

„So mag dich denn dein Werner dahinnehmen, wenn ich dich über die Schwelle stoße, bis dahin aber will ich deines Besitzes froh sein!" Mit diesen Worten sprang er auf sie zu und umfaßte sie mit seiner weit überlegenen Kraft. Ihre Gegenwehr konnte nur schwach sein, da schrie sie in letzter verzweifelter Not um Hülfe. „Schrei nur," sagte er, „dich will ich schon stillen." —

„Schande über den gewaltthätigen Mann!" so klang es plötzlich hinter ihm, und wie aus dem Boden gewachsen stand eine hohe, schlanke Frau da, deren Blicke im Zorn funkelnd auf ihn gerichtet waren.

Er fuhr zur Seite, als habe er ein Gespenst gesehen. Seine Haare sträubten sich im Entsetzen. „Breta!" stöhnte er. — „Geh," sagte sie und wies auf die Thüre, „daß ich dies Kind seinem Vater wiedergebe" Scheu folgten seine Blicke der Weisung, da fielen sie auf die am Boden liegende Vermummung, und in demselben Augenblicke ward ihm alles klar Er atmete einigemal tief auf und begann sich zu fassen. Endlich sagte er höhnisch: „Das also war's, was vorhin das Mädchen so keck machte! Hierher kommt die Abgesandte des Hugo Degenhard in Verkleidung geschlichen und will Kundschafterdienste üben. Der Mann pflegt rasch zu sein, ich muß mich also beeilen. Geh, sag ihm, daß er seine Tochter holen kann. Wenn er kommt, dann wird sich mancher Knecht besinnen, ob er sie zum Weibe haben will, Werner, der Geliebte aber tausendmal."

„Ich bleibe hier," versetzte Breta entschlossen, „ich schütze das Mädchen."

„Gut," sagte Rambold, indem seine Züge sich im grausamen Hohn verzerrten. „Bleibe hier! Dort an jenen Stuhl will ich dich binden, denn freie Hand muß ich in meinem Hause haben." Er wollte sie anfassen, aber sie stieß seine Hand zurück. Fester griff er zu und flog vom kräftigen Stoß zur Seite; die Frau, welche sich und ihr Kind durch mühsames Fischen und Rudern ernährt hatte, war stark in der Arbeit geworden wie ein Mann, und als sie so vor ihm stand mit dem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, da stutzte Rambold.

In diesem Augenblick schallte von draußen der hastige Schritt zweier Männer, welche über den Hof kamen. Es erhob sich lauter Wortwechsel, in schwerem Fall stürzte

ein Körper gegen die Thür, sie sprang auf, und über die niedergeworfene Wache hinweg sprang Hugo Degenhard mit gezücktem Schwerte, von Erpo gefolgt. Rambold hatte Zeit gehabt sich zu fassen und warf sich ihm mit bloßer Waffe entgegen, aber was war seine Kraft gegen den rasenden Anprall des Gegners! Ein heftiger Schlag traf seinen Arm, und er ließ ihn sinken, ein zweiter Hieb fuhr ihm über das Haupt, er taumelte zurück und das Blut stürzte ihm über das Gesicht, er versuchte sich zu stützen, griff ohne Halt umher und fiel schwer zu Boden, schon erhob der erbitterte Vater das Schwert zum letzten Stoße, da sprangen vom Hofe herein die wüsten Gestalten flinker Knechte, welche sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, der Haufe flutete über Erpo, der sich ihm mit Aufgebot aller Kraft entgegenwerfen wollte, hinweg, als wäre er nie dagewesen, Hugo Degenhard wurde von allen Seiten durch die starken Fäuste ergriffen, zu Boden gerissen, getreten und gebunden.

„Mordio, Mordio!" brüllten viele Stimmen. — „Henkt ihn an den Baum!" schrieen andere. — „In den Ring, in den Ring!" antworteten dritte.

Hugo Degenhard stand schon wieder, er, der Sieger in allen Kämpfen, er sollte Banden tragen, mit seiner durch die rasende Wut verdoppelten Kraft spannte er seine Muskeln und Sehnen, die Stricke rissen, laut auf schrieen die Knechte in Bewunderung seiner Stärke; mit der bloßen Faust schmetterte er drei, vier zu Boden wie mit dröhnenden Hammerschlägen, aber da lag schon wieder die Masse über ihm, die Stricke waren stärker und die Knoten fester, er keuchte in vergeblicher Anstrengung.

Nun erst sah die Menge sich um. Erpo war durch den ersten Anprall niedergeschmettert und betäubt, rasch kam er jetzt wieder zu sich und stellte sich schützend vor die entsetzt in eine Ecke geflüchteten Frauen. Rambold blutete stark, wurde von etlichen Knechten aufgehoben und in sein Gemach hinübergetragen, um dort verbunden zu werden. Ein Haufe bewachte mit der Waffe in der Faust und zornigen Blicken jede Bewegung des gefesselten, gefürchteten Mannes, der Rest pflanzte sich neugierig der Gruppe in der Ecke gegenüber.

„Hast dir saubere Schätzchen ausgesucht, Erpo," sagte der eine, welcher den Knecht wiedererkannte. — „Wär ein Narr, wenn ich's nicht thäte," sagte dieser mürrisch. — „Ich denke aber, du wirst deinen Platz bald anderen abtreten müssen," hieß es wieder. „Wenn jemand erst da oben am Turme mit der Henkerstochter Hochzeit gehalten hat, dann lüstet's ihn nicht mehr nach solchen Dingen." — „Ja, ja," sagte Erpo, „das laß du dir nur gesagt sein. Wenn es auf dich angekommen wäre, so hätten deine Füße mich zu Grütze geknetet. Ein vernünftiges Wort kann man mit keinem von euch reden." — „'s hat sich was um die Vernunft!" höhnte ein dritter. „Wenn der Hauptmann ihr gefolgt wäre, dann wäre er beiseite gesprungen und hätte uns gerufen, um die Eindringlinge durchzuprügeln und durch das Thor zu befördern; nun habt ihr beide ihm eins versetzt, an dem er vielleicht nicht wieder aufstehen wird!"

„Ihr beide!" rief Erpo. „Ja, von eurer Art möchten dazu wohl zwei nötig gewesen sein, aber ich hab ihn ganz allein besorgt, denn ich hatte mit ihm von früher her noch alte Rechnung abzumachen, hätte ihm gerne noch einen Gnadenstoß durch die Kehle gegeben, aber da mischtet ihr euch hinein. Ich sag's ja, Vernunft sucht man bei euch vergebens."

Verdutzt sahen sich die Männer an und fragten: „Aber Hugo Degenhard, was hat denn der mit der Geschichte zu thun?" — „Nichts," sagte Erpo. „Der wollte mich zurückhalten und lief hinter mir her. Von dem lasse ich mir schon lange nichts mehr sagen." — „Er hat uns zu Boden geschlagen!" schrieen andere von hinten her, denen der Kopf schmerzte. — „Richtig," sagte Erpo, „das ist so seine Art, wenn ihn jemand anfaßt, ich wollte, daß ich's auch so gut könnte, aber darin war er mir über. Gutwillig, glaube ich, ließe sich keiner unter euch mit harten Fäusten ohne weiteres anpacken und hinwerfen."

Die Knechte flüsterten miteinander und wurden in der Sache irre. „Dann hätten ı den Unrechten gefaßt," sagte einer, „und müßten dich binden." — „Ganz richtig!" te Erpo. „Aber wenn ihr verständig seid, so unterlaßt ihr das einfältige Binden. mich fest, und einen Haufen von einem Dutzend um mich herum, meinetwegen mit Schwertern zur Hand, aber in der andern Hand den Becher. Wo es so hergeht, ch noch nie entlaufen. Nur sputet euch, daß ihr den Hauptmann losbindet, und ihn frei nach Hause. Will man mich morgen hängen, so laßt mich heute abend lustig sein und seid meine Gäste, wer weiß, ob ihr nicht schon übermorgen dran nt. Wegen der Beulen, welche er etlichen geschlagen hat, bin ich ohne Sorge. t ab, seine gegen eure, wer mehr hat, läßt sie sich bezahlen, für jede Beule eine ıe. Nur daß ich dem Rambold nicht vollends das Lebenslicht ausgeblasen, wird Kummer sein."

Es kümmerte die Knechte wenig das Blut, welches hier im Raume geflossen war, es war ja ein gewohntes Ding. Mit Lachen begrüßten sie Erpos Vorschlag. Hinten in der Ecke drängten sich einige um Hugo Degenhard, welcher wegen des Lärmens nichts von der Verhandlung gehört hatte. „Versprich uns, Hauptmann," sagten sie, „daß du uns nicht zürnen und morgen im Ring dich stellen willst, da wollen wir dir genug thun!" Hugo Degenhard war frei, bevor er's dachte.

Diejenigen, welche als erste über die Schwelle gedrungen waren, hatten den Hauptmann Rambold aufgenommen und davongetragen, so daß im Augenblick niemand zur Hand war, welcher gegen Erpo zeugen konnte.

Etliche aber musterten die Frauen noch mit besonderen Blicken. „Wer sind denn diese?" fragten sie. „Eine ist genug für einen Knecht, Erpo." „Setz mich zum Erben ein!" schrie ein zweiter. „Laßt uns würfeln," sagte ein dritter. — „Ihr Narren," lachte Erpo, „laßt euch das Gelüste nach unerlaubten Bissen vergehen. Dies ist die Tochter des Hauptmanns Hugo Degenhard und das ist seines Sohnes Henning Weib. Er allein also kann über die Erbschaft nach mir verfügen. — Geht mit ihm, Weiber," fuhr er launig fort, sich an sie wendend, „dort kommt der Mann, und macht's ihm zu Hause nicht zu heiß, denn er sieht grimmig genug aus." Flüsternd setzte er hinzu: „Sagt ihm, daß er mit Euch so schnell wie möglich zum Herrn Erich reiten soll." — Ganz betäubt ließen die Frauen sich von ihm vorwärts schieben und flüchteten an den Arm des Befreiten, welcher sie unbelästigt von dannen führte, nachdem er am Hofthore noch einmal auf sein Ehrenwort gelobt hatte, sich dem Ring am nächsten Tage zu stellen.

„Schade um dich, Bruder!" sagte einer, welcher Erpo in den Hof führte. „Hängen wirst du morgen, das thut der Ring nicht anders, und der Knechte Brauch darf nicht gebrochen werden. Und weglaufen sollst du uns auch nicht. Aber es ist doch schade. So lustig in den Tod gehen ist eine Kunst, welche ich wohl von dir lernen möchte. Mich juckt's am Halse, wenn ich nur an den Turm denke."

„Das Hinaufsteigen ist das Schlimmste, denn die Stufen inwendig sollen zu sehr ausgetreten sein, und die Füße eines Seemanns steigen lieber auf die Wanten. Hernach geht's rasch im lustigen Sprung. Weißt du, was das Schlimmste dabei ist?" — „Nein," sagte der andere, „hab's noch nicht lernen können." — „Man verlernt das Schlucken," sagte Erpo wichtig, „und das ist ein großes Uebel! Heda — Bursche, du scheinst mir die Hand am Zapfen zu haben! — Hier ist mein Beutel, aus Freude, daß ich eurem Hauptmann noch eins hab richtig auswischen können, wend ich ihn dran! Stoßt an, daß ihr ihn alle beerben mögt! So ist es ja wohl Brauch auf Wisby!"

Alle lachten laut, und das Gelage begann, während ein äußerer Kreis sich um Erpo schloß, welcher ihm das Entkommen unmöglich machte. — Ein Bote trug die Kunde von dem Geschehenen zu den übrigen Hauptleuten, und alsbald tönte aus den einzelnen Quartieren lautes Klappern auf Holztafeln, die Ausrufer entboten die Schiffsknechte auf den nächsten Nachmittag in den Ring.

Unweit des Hafens stand mitten in einem abgegrenzten, geschützten Viereck ein gewaltiger Mastbaum, von welchem die blaue Flagge für gewöhnlich wehte. Um diesen Mittelpunkt sammelten sich zur bestimmten Zeit die Hauptmannschaften unter der Führung der Schiffsmeister und Hauptbootsleute im weiten Kreise, abenteuerliche, wilde Gestalten, in wettergefurchten Gesichtern oft mit tiefen Narben bedeckt. In den Händen trugen sie je nach Gefallen Speere, Morgensterne oder Beile, an den Seiten kurze Schwerter und Messer. Diese wüste Masse, für gewöhnlich geneigt, sich nur durch die augenblicklich aufwallende Leidenschaft leiten zu lassen, wurde durch einen selbst gesetzten Zwang zusammengehalten, das war der Vitalienbrüder Brauch oder der Knechte Recht, durch die Ueberlieferung aus älteren Zeiten gefestigt, kurz, klar und hart. In dem dumpfen Bewußtsein, daß nur durch dessen strenge Durchführung der Zusammenschluß des Ganzen aufrecht erhalten werden konnte, trat der Einzelne im Ring für dasselbe ein und achtete darauf, daß es nie gebrochen wurde.

In der Mitte standen die Hauptleute hinter den Richtern. Als der Ring geschlossen war, trat der Meistermann, welcher für den Winter erkoren war, mit den Knechten an den Mast. Einer der Richter fragte ihn nach dem Grunde der Berufung zum Ring, worauf er erklärte, daß der Knechte Frieden durch blutige That gebrochen wäre, und nicht eher dürfe der Ring sich auflösen, als bis dem Missethäter nach Gebühr geschehen. Auf weitere Frage heischte er gegen den Knecht Erpo, aus der Hauptmannschaft des Hugo Degenhard, Recht, der mit gezücktem Schwerte einen der Brüder blutig geschlagen habe, den Hauptmann Rambold von Volkenshagen. Der letztere, der mit verbundenem Haupt, den Arm in einer Binde, erschienen war, trat, als sein Name genannt wurde, bei Seite. Darnach wurde Erpo gefordert und begab sich, wohl frei, doch scharf bewacht von seinem Geleite, in den Kreis. Seine Haltung war männlich, seine Augen glitten lustig über die Menge, und er stand da wie jemand, welcher bereit ist, einen frohen Gang sorglos anzutreten. — Auf Befragen bekannte er sich willig zu der That: Er sei es gewesen, welcher die ganze Sache in der Absicht angezettelt habe, das Mädchen zu befreien, anfangs durch List, und als diese aufgedeckt, durch Gewalt; er habe geglaubt, nach Ueberwindung des ersten Widerstandes die Befreite durch die Seitenthüre entführen und schnell wegschaffen zu können, bevor die Verfolger herangekommen wären. Nur durch das blitzschnelle Zuspringen der Knechte und durch Eingriff seines Herrn sei sein guter Plan mißlungen. Die Frage, weswegen er die Befreiung des Mädchens erstrebt, brachte ihn in Verlegenheit, er schlug die Blicke nieder, und während er errötete, stotterte er mehr, als daß er sprach: „Nehmt an, daß der Hauptmann Rambold in meinem Wasser gefischt hat.“ Gerade dieses Gebaren des sonst so kecken Mannes belustigte den Kreis und rief ein Schmunzeln auf das Gesicht aller derer, welche ihn näher kennen gelernt hatten.

Es begann das Verhör der Zeugen. Rambold hatte bei der Selbstanklage Erpos ein verächtliches Lächeln gezeigt; jetzt sagte er: „Der Mann überschätzt sich. Von seiner schmutzigen Faust wäre Rambold von Volkenshagen nicht geschlagen. Hugo Degenhard selbst war es, der mich traf.“ Lebhaft entgegnete Erpo: „Es ging sehr hastig zu, der Schlag über den Kopf muß dem Hauptmann den Blick sogleich getrübt haben, sonst hätte er gesehen, wie nach meinem zweiten Schlage, der auf den Hals gezielt war und den Arm traf, der Hauptmann Hugo Degenhard mich packte und bei Seite schleuderte.“ Rambold zuckte geringschätzig die Achseln und berief sich auf seine Knechte. Die Ersteingedrungenen behaupteten, daß Erpo ihnen entgegen getreten sei ohne Waffe, dagegen habe Hugo mit blutigem Schwerte sich über ihren Hauptmann geneigt, also daß sie zweifellos in ihm den Angreifer gesehen und demgemäß ihn behandelt hätten. — Dagegen sagte Erpo: „Sagt ich's nicht? Meister Hugo war es ja, der mich verhindern wollte. Als ich in unser Quartier gestürzt kam, um mir eine Waffe zu holen, sah ich nahe am Eingang sein Schwert liegen, welches er gerade dorthin abgelegt haben mochte, ich nahm es an mich, worauf er mir in den Weg sprang. Er mag auch etwas davon

geahnt haben, daß es seiner Tochter galt. Ich entwischte ihm, und also er mir nach und erfaßte mich gerade, als ich dem Hauptmanne, der mich jetzt so großmütig retten will, den Rest geben wollte, er entriß mir das Schwert und beugte sich helfend über den Gefallenen, worauf ich alles verloren gab und durch die Thür wieder entwischen wollte. Ich berufe mich auf den alten Klaus, den Stelzfuß, ob ich es nicht gewesen, der ihn beschwatzt hat, die weise Frau zur Kranken einzuführen." — Der Alte ballte grimmig seine Faust und schüttelte sie gegen ihn, als er vortrat und das Gewünschte bezeugte, worauf Erpo ihm lächelnd dankte.

Ruhig entgegnete Rambold: „Man höre das Zeugnis des Hauptmanns Hugo Degenhard." Lebhaft erhob Erpo seinen Widerspruch und betonte, daß bei der sonnenklaren Sachlage nichts weiter zu fragen sei. Auf einen Wink der Richter indessen gingen etliche, den neuen Zeugen zu holen. Des getreuen Mannes edler Plan war jetzt gescheitert, denn Hugo wußte in kurzer Weise alles völlig klar hinzustellen. Als er von der Opferwilligkeit seines Knechtes erfuhr, konnte er seine Rührung nicht verbergen, er trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand und sagte: „Laß gut sein, Erpo! Dir kann ich nicht besser lohnen, als daß ich deinem Schutze die Frauen anbefehle!" Nach einer kurzen Berathung sprachen die Richter Erpo frei und legten ihm nur auf, mit der von ihm gekränkten Hauptmannschaft sich über die zu leistende Buße zu vereinigen.

Ein laut hallendes Jauchzen erscholl aus aller Mund, und Hunderte von Händen reckten sich ihm entgegen. Er drückte die nächsten und trat still in den Kreis als ein ehrlicher Knecht zurück. Dagegen über den Hauptmann Hugo Degenhard erging nach kurzer Beratung das Urteil: Als einer, welcher den Frieden gebrochen und einen Bruder, der zum Ring gehörte, mit gezückter Waffe blutig geschlagen, habe er eigentlich den Galgen nach der Brüder Brauch verdient. Da er aber in Vertheidigung seiner Tochter und in Erwiderung einer ihm angethanen schweren Beschimpfung gehandelt, so solle das Urteil dahin ermäßigt werden, daß er in ein Boot, die Ruder zur Hand, solle gesetzt und von der Insel ausgestoßen werden, also daß, wenn er jemals irgendwo dieselbe an einer Seite wieder beträte, ob nun im Hafen oder im Walde, über ihn das Gericht ergehe, daß er in eine Tonne gesteckt, dort verspundet und ins Meer gerollt würde. Rambold wurde das Recht zugesprochen, ihm das Boot auszusuchen zur Fahrt, dagegen solle die Hauptmannschaft des Rambold alle Habe nebst dem Schiffe einziehen und sich darüber dem Brauch gemäß vereinigen.

Mit tiefem Schweigen wurde der Spruch entgegengenommen, denn es entzog sich auch nicht der Roheste dem gewaltigen Eindruck, daß der größte Held der Ostsee sollte einen jämmerlichen Untergang auf dem weiten, wüsten Meere finden. Noch niemals hatte man gehört, daß ein also Gerichteter mit dem Leben davongekommen war.

Plötzlich hörte man eine klare Stimme, welche unwillkürlich viele wie im Schrecken zusammen fahren ließ. Ein Weib sprach, ein schönes mutiges Weib, das an seinem Arme ein Mädchen leitete und zur Hand ein Kind führte. Ein Wink von ihr hatte genügt, etliche Knechte aus der früheren Bemannung des Wisent zu bewegen, daß sie in Achtung bei Seite traten. Nun stand sie ehrfurchtgebietend da und sah sich furchtlos um im Kreise. „Hört zu, ihr Männer," sagte sie mit klarer Stimme, und ihre Augen gingen durch die Runde, und mancher, den sie trafen, nickte ihr zu, etliche änderten ihre nachlässige Haltung und stellten sich wie in Achtung gerade, etliche strichen ihre wüsten Haare aus den Augen, als wünschten sie besser zu sehen, etliche aber schauten mit herzlichem Wohlgefallen auf das Büblein, welches sich von der Hand gelöst hatte und, die Beinchen gespreizt, die eine Hand in die Seite gestemmt, die Rechte aber auf das kurze hölzerne Schwert gelehnt, gerade so da stand wie ihrer einer. „Hört zu, ihr Männer, und richtet, wenn ich gesprochen. Hier steht ein Mann, wie es nie einen bessern auf der See gegeben hat, der Hauptmann Hugo Degenhard, welcher einst daheim

ein Weib hatte, das er liebte wie sein eigen Herz. Und das war ein gutes und frommes Weib. Denkt daran, daß auch ihr eine gute, fromme Mutter einst gehabt habt, vielleicht nach Gottes Gnade noch habt, und ihr werdet wissen, was es heißt. Dort steht der Hauptmann Rambold von Volkenshagen, sein Feind, welcher dieses Weib heimlich und feige an den Ketzerrichter verrathen hat und daran schuld geworden ist, daß das Weib auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, als der Mann draußen im Dienst der Hanse auf der See war. — Hier steht Hugo Degenhard, welcher als sein einziges Kleinod aus seinem Hause nur noch dieses Mädchen behalten hatte, an dem das Herz des Vaters hing, wie an dem Einzigen, was er auf Erden sein nennen konnte. Und dort steht Rambold von Volkenshagen, welcher mit einer lügnerischen Botschaft die Tochter verlockte und sie dem Vater raubte. Ich aber war gegangen, dieses Mädchen zu suchen und zu trösten und womöglich die Hand zu seiner Befreiung zu bieten; darnach fügte es sich, daß Rambold über uns beide Gewalt bekam. Wer weiß, was für ein Schicksal uns beschert wäre, wenn nicht Gott es also geleitet, daß im entscheidenden Augenblick, als der rohe Bube die reine Jungfrau frech bedrohte, der Vater uns zu Hülfe kommen und zu unserm Schutze Gewalt gegen Gewalt setzen konnte. Das Recht des Mannes ging gegen den Mann. Es ist jetzt erledigt. In diesem Ring wird mancher daran denken, daß daheim ihm vielleicht eine liebe Schwester wohnt oder eine getreue Mutter auf seine Heimkehr wartet, die er vielleicht nimmer wieder sehen soll. — Und so mögt ihr zu Hugo Degenhard sagen: Geh hin, Mann, in diesem Falle ist unser Recht an dich erloschen."

Wie feierliches Schweigen lag es über dem ganzen Kreise, als habe eine Prophetin gesprochen, und der Name Gottes aus ihrem Munde hatte etliche bewogen, das Haupt zu entblößen.

Da schallte plötzlich eine schrille, häßliche, höhnische Stimme: „Zwei Weiber in dem Ring der Knechte! Ich fordere über sie das alte Recht!"

Rambold von Volkenshagen hatte so gesprochen und achtete es nicht, daß wütende Blicke sich auf ihn richteten. Murren erhob sich und etliche drohten mit den Fäusten. Da befahl ein Richter: „Führt die Weiber aus dem Kreis und bewacht sie. Das Recht soll ihnen werden."

„Mit Gunst will ich reden!" schrie plötzlich ein Knecht mit lauter Stimme. Der Vorsitzende gab ihm das Wort, und er sagte: „Ist nicht ein Mann zu uns gekommen, wie es keinen bessern auf der ganzen See jemals gegeben hat, und ein gutes Weib muß es den Männern sagen? Auf, laßt uns den Mann fragen, ob er sich uns zuschwören will auf Lebenslang und will unser Führer sein gegen Hansen und Dänen, und dann über sie im Sturm und Frost, morgen gleich: Hei, Gottes Freund und aller Welt Feind!"

Da brach ein wildes Geschrei aus, immer ungestümer wurde das Toben, der Ring löste sich, die Massen drängten zusammen, — erhitzte Gesichter, geschwungene Waffen, wilddrohende Mienen!

Mit einem Schlage aber verstummte alles. Der Meistermann, welcher am Mast stand, löste den Strick und holte langsam die Flagge herunter, sie schwebte unruhig über den Köpfen, so daß schon der flackernde Schatten zum Aufsehen zwang, dann wurde sie von einer sicheren Hand gefaßt, zusammengerollt und auf den Boden gestellt. Dieses Zeichen gab plötzlich den Männern ihre Besinnung wieder. Wenn die Flagge über ihnen nicht mehr wehte, so war es ein Zeichen, daß der gemeinsame, feste Verband gebrochen war, und das mußte des Vereinzelten Untergang herbeiführen. Scheu und stumm traten die Trotzigen an ihren Platz zurück, und man erwartete mit klopfendem Herzen das nächste Wort.

„Gebt mir den Mann!" rief Hugo Degenhard, der ohne Zeichen der Erregung dem Ausbruch zugesehen hatte. „Stellt ihn vor mein Schwert, wenn er genesen ist,

oder stellt mich nach eurem Recht ihm gegenüber, Leib an Leib mit den Riemen gebunden und Messer an Messer, und ich will, wenn ich siege, der eure sein bis zum letzten Atemzuge."

Rambold aber schrie mit schneidender Stimme: „Ich verweigere den Kampf einem, welcher von dem Bund der Knechte ausgestoßen ist. Ich heische Recht gegen die Weiber, die in den Ring gedrungen sind, ohne gefordert zu sein, und haben das Gericht durch ihre Reden beschimpft. Seht auf die Flagge am Boden und bedenkt, wohin es führen soll, wenn das Recht der Brüder nicht mehr gilt. Gleiches Recht, es sei Herr oder Knecht!" — „Gleiches Recht, es sei Herr oder Knecht!" Hundert Männer wiederholten es finster. Die Hauptleute, welche sämtlich ihre Stellung hatten plötzlich erschüttert gesehen und zum Teil wenigstens nicht ohne Eifersucht Hugos gewaltigen Einfluß gemerkt hatten, drängten unwillkürlich näher zu den Richtern. Diese aber verkündeten nach kurzer Beratung: Das Urteil gegen Hugo Degenhard bleibe von Bestand. Da aber es noch niemals ungestraft geduldet sei, daß Weiber ungerufen sich in den Ring gestellt oder sich gar in den Rat der Männer gedrängt hätten, so habe der Meistermann für das Recht zu sorgen, daß diese Weiber gleichfalls ausgestoßen würden von der Insel unter der Androhung des furchtbarsten Todes für die Wiederkehr. Wer dieses Urteil aus dem Bund der Brüder schelten wolle, der solle vortreten.

Da schwieg alles, und langsam stieg die blaue Flagge wieder am Mast empor. „Der Meistermann walte seines Amtes!" Also der Schluß und die Menge ging schweigend auseinander. Die Richter forderten noch hierher und dorther aus den Hauptmannschaften einzelne Boten, welche durch die Insel reiten und überall das Gericht der Knechte verkünden sollten, in der Gewißheit, daß weder die Mecklenburger, noch die Eingeborenen an irgend einer Stelle es wagen würden, durch die Aufnahme der Gerichteten die Rache der Knechte über sich zu bringen; die wenigen Dänen in den Schlössern brauchte man nicht zu beachten, denn diesen war sicherlich Hugos Tod lieber als sein Leben.

Rambold machte sich auf, ein Boot zu suchen, welches durch Gebrechlichkeit sich auszeichnete. Erpo aber eilte mit höchster Hast zwischen denjenigen Knechten umher, welche die letzte Fahrt von Bergen her gemacht hatten. Er erinnerte sie an den Knaben und an die starke Frau. Sie ließen sich von ihm überreden und machten sich hurtig daran, um nach seiner Anweisung allerlei zu besorgen. Einige folgten Rambold wie zufällig und sahen das Fahrzeug, das dieser mit unverhehlter Schadenfreude als das schlechteste aussuchte. Er bezeichnete es dem Meistermann und dieser befahl einem seiner Knechte die Ueberführung an den Ort, wo die Ausstoßung nach alter Sitte zu geschehen pflegte. Er selbst geleitete den Hugo Degenhard und die beiden Weiber mit dem Kinde; in einiger Entfernung folgte Rambold, um sich am Untergange seiner Opfer zu weiden. Er stellte sich ihnen gegenüber und starrte sie höhnisch und trotzig an. Hugo wandte ihm den Rücken, und die Weiber schauten zu Boden, etliche Männer aber riefen über den Hauptmann Rambold ein verächtliches Pfui! Er achtete es nicht in seiner Herzensfreude.

Jetzt kam das Boot nach einiger Verzögerung, von den dumpfen Ruderschlägen des Knechtes getrieben, an. Ohne erst die Aufforderung abzuwarten, traten die Ausgestoßenen in dasselbe.

„Halt doch den Knecht zurück, Meistermann!" rief Rambold. „Was? Will der Erpo zuletzt noch wie ein Hund seinem Herrn nachschwimmen?"

„Laßt mich durch," sagte Erpo, „ich will in das Boot."

„Es ist gegen das Recht," sagte der Meistermann, „der Gerichtete fährt allein."

„Ich will zu meinem Herrn!" schrie Erpo, aber die starken Arme etlicher Knechte hielten ihn zurück. Der Meistermann gab dem Boote einen wuchtigen Stoß und sagte: „Ihr habt den Brauch gebrochen; so fahrt denn aus der Brüder Gemeinschaft in die

Gemeinschaft der wilden See. Tragt mir mein Amt nicht nach, und fahrt dahin in Gottes Geleit."

Das Boot schaukelte auf den Wellen, und Rambold schrie ihm nach: „Höre mich an, Hugo Degenhard. Deinen Sohn habe ich überredet, daß er das Vertrauen gegen den Vater verlor und hinter dessen Rücken heiratete; ich war es, der dein Weib auf den Scheiterhaufen brachte, und jetzt bin ich die Veranlassung, daß deine beiden Töchter mit dir im Schrecken des Winters auf der See im morschen Boot vergehen. So rächt sich Rambold von Volkenshagen."

Laute Aeußerungen des Unwillens unterbrachen ihn. Er aber rief plötzlich: „Haltet ein! Das ist nicht das Boot, welches ich ausgesucht habe, hier ist Verrat, Verrat!" Der Meistermann aber sprach: „Ein jeder wahre bei Zeiten sein Recht! Der Mann steht jetzt mit seinem Boot allein unter dem Rechte Gottes und der See."

Erst als das Boot, vom kräftigen Ruderschlag getrieben, so weit vom Ufer entfernt war, daß man es kaum noch sehen konnte, ließen die Knechte Erpo los, weil sie sich überzeugt hatten, daß er entschlossen gewesen war, ins Meer zu springen und ihm nachzuschwimmen. Er lief wie ein Verzweifelter am felsigen Strande hin und her, denn dort hinten verschwand sein Herr und das über alles geliebte Mädchen. So weit Menschen rechnen konnten, war ihr Untergang gewiß, und es war ihm nicht gegönnt, mit ihnen zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Friedenskongresse und Friedenskonferenzen.

Von

Karl von Bruch.

„Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen!
Wo Männer fechten, hat das Weib zu schweigen.
Doch freilich: Männer giebt's in diesen Tagen,
Die sollten lieber Unterröcke tragen!"

Wenn wir diesen Kampfruf Felix Dahns an die Spitze stellen, so charakterisieren wir dadurch von vornherein die Stellung, die wir den Aposteln des ewigen Friedens gegenüber einnehmen. Wohl ist das Hauptziel, das sie erstreben, ein edles, jeden warmherzig fühlenden Menschen sympathisch berührendes, so daß Spott und Ironie nicht recht am Platze erscheinen. Aber die Art und Weise, mit der die Friedensfreunde ihre Sache führen, muß eine so löbliche Absicht zu schanden machen. Wer die bodenlosen Gemeinheiten gelesen hat, mit denen die jüdisch-liberalen Witzblätter der Reichshauptstadt vor ein paar Monaten auf Felix Dahns obige Stellungnahme zum „ewigen Frieden" quittierten, in dem muß sich die Galle regen; der kann den Wunsch nicht unterdrücken, mit germanischer Faust einmal drein zu schlagen: bilden doch die nicht germanischen Elemente in Deutschland den getreuesten Troß der Kämpfer für den ewigen Frieden. Auch sind diese Bestrebungen nicht ohne Gefahr. Sie können zu einer traurigen Fälschung und Demoralisierung des deutschen Volkscharakters führen; gerade des deutschen, denn der Deutsche ist Idealist und liebt es, sich beim Handeln nach schön aufgebauten idealen Systemen zu richten. Auch der Romane schwärmt gelegentlich in ähnlicher Weise; er schäumt dann wohl noch heftiger auf, aber er hütet sich, gegebenen Falls, diese schönen Ideen praktisch werden zu lassen.

Einfach übersehen lassen sich die Friedensgesellschaften nicht mehr. Seit die Männer im Unterrock — von denen man kein Nationalgefühl verlangen kann, trotzdem sie die Presse beherrschen — sich in ihren Dienst gestellt haben, droht ihre Propaganda lawinengleich anzuschwellen. Schon haben Schriftsteller, wie Boguslawski*), sich genötigt gesehen, Front gegen die unheilvolle Wirksamkeit der Friedensfreunde zu machen.

Noch eins wollen wir vorweg bemerken. Wir nannten das Hauptziel der Friedensgesellschaften — die Vermeidung von Kriegen — ein edles. Sie verfolgen aber auch eine ganze Reihe von Nebenzielen, die nicht so edel sind: zum wenigsten nicht für den überzeugungstreuen Monarchisten. Wie sich aus dem Nachfolgenden ergeben wird, machen

*) „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk." (Berlin. E. S. Mittler und Sohn.) 1892.

sich in den internationalen Friedenskongressen und Gesellschaften stark demokratisierende und — was uns besonders angeht — entschieden deutschfeindliche Tendenzen geltend.

Letzteren Umstand fassen wir bei einer kurzen Skizzierung der Geschichte der Friedenskongresse, die uns zum Verständnis ihrer Bestrebungen unerläßlich erscheint, besonders ins Auge. Bei den diesjährigen Verhandlungen in Bern werden wir dann etwas länger verweilen. Uns liegt hauptsächlich daran, ein Bild von der Organisation und den Bestrebungen der Friedensfreunde — im richtigen Sinne des Wortes sind wir das ja alle! — zu geben, nicht ihr Programm im einzelnen zu widerlegen. Das erforderte ein ganzes Buch. Daß wir uns trotzdem ein paar kritische Bemerkungen zum Schluß nicht versagen werden, ist wohl selbstverständlich.

I.

Einen Historiographen haben die Friedensgesellschaften unseres Wissens noch nicht gefunden. So müssen wir uns aus der periodischen Presse und aus einer kürzlich in Italien erschienenen Broschüre*) das Nötigste heraussuchen.

Die internationalen Friedensgesellschaften — denn nur auf diese kommt es uns an — zerfallen in zwei scharf von einander getrennte Gruppen: die internationale Friedensliga, welche seit geraumer Zeit ihre „Kongresse" abhält, und die interparlamentarische Vereinigung, welche sich seit vier Jahren jährlich zu einer „Konferenz" versammelt. „Internationaler Friedenskongreß" und „interparlamentarische Friedenskonferenz" sind, wenn sie auch mehrere Jahre lang am selben Orte und unmittelbar hintereinander getagt haben, zwei sehr verschiedene Dinge. Den Altersvorrang haben die Friedenskongresse, an Bedeutung sind ihnen aber die Friedenskonferenzen erheblich überlegen. Denn in ihnen sitzen nur Parlamentarier, Senatoren und Deputierte, die in den Parlamenten ihrer Heimatländer immerhin einen gewissen Einfluß haben und in der Lage sind, dort wenigstens anregend auf die Gesetzgebung einzuwirken. Die jüngere Tochter ist der älteren über den Kopf gewachsen, sicher zum Mißfallen der ersteren. Oder anders ausgedrückt: Die interparlamentarischen Friedenskonferenzen bilden die Aristokratie der Friedensgesellschaften, auf den Kongressen kommt das „Volk" — auch das weibliche, welches natürlich von den „Konferenzen" ausgeschlossen ist — zusammen.

Der Gedanke des ewigen Friedens ist nicht so neu, wie man wohl annehmen möchte. Schon Heinrich IV. von Frankreich trug sich mit dem Gedanken einer europäischen Staaten-Föderation zur Aufrechterhaltung des Friedens. Oesterreich weigerte den Beitritt und sollte dazu gezwungen werden — natürlich durch den Krieg! — als Heinrich IV. durch Mörderhand fiel. (13. Mai 1610.)

Hundert Jahre alt ist die von den Friedensfreunden mit Vorliebe angezogene Abhandlung Kants „zum ewigen Frieden". Seine sechs Präliminar-, wie die drei Definitiv-Artikel sind zum größten Teil heute noch ebenso unmöglich, wie sie es zur Zeit ihrer Niederschrift waren. Sehr lehrreich — auch für die Beurteilung der heutigen Bestrebungen — sind die Definitiv-Artikel. Sie lauten: 1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein. 2. Das Völkerrecht soll auf eine Föderation freier Staaten gegründet sein. 3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.

Die ersten Friedensgesellschaften entstanden kurz nach 1815 und zwar auf englischem Boden. Man kann sie als eine Reaktion auf die napoleonischen Kriege bezeichnen. Dann folgten bald die Vereinigten Staaten von Nordamerika, was natürlich den blut- und kostenreichen Successionskrieg in keiner Weise verhindert hat.

Von England aus fanden die Friedensgesellschaften Eingang auf dem Kontinent. Sollten sie irgend welchen praktischen Hintergrund haben, so mußten sie einen internationalen

---

*) Christoforo Manfredi. Conferenze interparlamentari e congressi per la pace. Casa editrice Italiana. Roma. Via Venti. Settembre No. 122. 1892.

Charakter annehmen, denn Kriege innerhalb der Nationen gehören, Gott sei dank, zu den Seltenheiten und, wo sie zum Ausbruch kommen, flammen die — religiösen, politischen oder socialen — Leidenschaften derart auf, daß alle Friedensgesellschaften der Welt ihnen gegenüber machtlos dastehen würden.

Der erste internationale Friedenskongreß wurde 1843 in London, der zweite 1848 in Brüssel, der dritte 1849 in Paris, der vierte 1850 in Frankfurt a. M. abgehalten. Dann folgten sie sich ziemlich regelmäßig in verschiedenen Städten, unter denen Genf und Brüssel am häufigsten wiederkehren. Die Schweiz und Belgien erscheinen als ewig und garantiert neutrale Staaten freilich besonders geeignet, dem Gedanken des ewigen Friedens als Träger zu dienen.

In den letzten drei Jahren waren als Versammlungsorte Paris, Rom und Bern gewählt.

Nicht alle Kongresse seit 1843 beschäftigten sich ausschließlich mit der Sache des Friedens; im Gegenteil waren sie vielfach die Stätte, wo die guten Revolutionäre und versteckten Republikaner aller Länder ihre Phrasen über Weltbeglückung, Humanität u. s. w. loswerden konnten.

Und der Erfolg? In den fast fünfzig Jahren ist das Programm erweitert, die Organisation etwas gefestigt, die Propaganda gestärkt. Praktische Folgen haben die Kongresse nicht gezeitigt. Wohl lieben es die Friedensfreunde, die paar Fälle, in denen internationale Streitfragen durch Schiedsgerichte beigelegt werden, auf ihr Verdienstkonto zu setzen: die Berechtigung hierzu ist aber mehr als zweifelhaft. Es handelte sich jedesmal um Verhältnisse von nebensächlicher Bedeutung und es war wohl kaum der Einfluß der Friedensgesellschaften nötig, um die Beteiligung der Mächte einer schiedsgerichtlichen Lösung — die so alt ist, wie diese Welt — geneigt zu machen. Wir kommen unten noch kurz auf die Frage eines Schiedsgerichtshofes zurück.

Vielleicht hat die Propaganda humanitärer Ideen, wie sie von den Friedensgesellschaften ausgeübt wurden, das Zustandekommen der Genfer Konvention von 1864 über die Behandlung Verwundeter im Kriege und die Petersburger Deklaration von 1868, betr. das Verbot kleiner Explosionsgeschosse, gefördert. Beide Verträge aber dienen in keiner Weise zur Verhinderung des Krieges; sie sollen nur die Schrecken des Krieges mildern.

Die Regierungen haben von dem Gebahren der Friedensgesellschaften bislang keine Notiz genommen; die Presse beschäftigt sich mit ihnen in dem einen Jahre eingehend, um sie im nächsten Jahre ganz zu übersehen. Alles in allem: ihre Bedeutung war sehr gering und es würden sich heute wohl kaum weitere Kreise mit ihnen beschäftigen, wenn nicht in den letzten Jahren neben einigen unermüdlichen Vorkämpfern, wie z. B. die Baronin von Suttner, ein neues Element hinzugekommen wäre: die interparlamentarischen Konferenzen.

Die Senatoren und Abgeordneten der verschiedenen Länder bildeten, ohne übrigens damals eo ipso aus den allgemeinen Friedensgesellschaften auszuscheiden, eine besondere Vereinigung, bei der Deutschland — wie wir gleich sehen werden — eine keineswegs hervorragende Rolle spielen sollte.

Auch hier ging der erste Anstoß von England aus. Als 1887 eine gewisse Mißstimmung zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England Platz griff, wandten sich 234 Mitglieder des Hauses der Gemeinen und 36 des Hauses der Lords an ihre amerikanischen Kollegen mit der Aufforderung, für die Bewahrung des Friedens einzutreten. Daß jene Mißstimmung keineswegs den Keim zu einem Kriege in sich trug — wie denn auch die diplomatische Vertretung beider Länder mit der Beseitigung der Streitpunkte fertig wurde ohne Hülfe der Friedensfreunde —, das kümmerte letztere nicht weiter.

Ein solch ruhmreiches Beispiel eiferte zur Nachahmung an, und so sehen wir bald darauf französische Parlamentarier sich in ähnlicher Weise an die Vereinigten Staaten

wenden, obgleich keinerlei nennenswerte Differenzpunkte zwischen den beiden Ländern vorlagen. Daher blieb der Friede denn auch glücklich erhalten.

Dieser englisch-französische Vorstoß führte zu einer Vorkonferenz, die am 31. Oktober 1888 in Paris zusammentrat. Hier wurde die Einberufung der ersten interparlamentarischen Konferenz für das Jahr 1889 (29. und 30. Juni) nach Paris beschlossen, wo dann 99 Teilnehmer erschienen und zwar neben 56 Franzosen, 32 Engländern und 5 Italienern je ein Amerikaner, Belgier, Däne, Grieche, Spanier und Ungar. Den Vorsitz führte der Franzose Fr. Passy, der überhaupt in der Friedensbewegung eine hervorragende Rolle spielt. Deutschland fehlte ganz und trotzdem ging es ohne Reibungen nicht ab. Es ist gewiß nicht befremdend, wenn auf einer internationalen Friedenskonferenz ein Abrüstungsantrag gestellt wird. Als dies geschah, erhob sich indes der Franzose Perin und erklärte:

„Wir sind eine besiegte Nation; wir können nicht entwaffnen. Es giebt ein Parlament, in dem ein solcher Antrag nie gestellt werden kann: das ist das französische Parlament!" — Da die Mehrheit aus Franzosen bestand, wurde der Abrüstungsantrag abgelehnt: die überstimmte Minderheit verließ entrüstet den Saal. So geschehen in einer Versammlung von Idealisten und Schwärmern, die den „ewigen Frieden" zum Ziele hat!

Auf die Verhandlungen dieser Konferenz, wie auch der beiden folgenden, näher einzugehen, hat keinen Zweck, da wir dies hinsichtlich der diesjährigen (IV.) Konferenz zu thun beabsichtigen und nur dasselbe wiederholen müßten. Semper idem! Uns fehlt aber die Geduld des friedlichen Wiederkäuers. Die Friedensfreunde werden freilich ein anderes Bild heranziehen: Gutta cavat lapidem!

Es sei nur soviel gesagt, daß die erste Konferenz den Regierungen „empfahl", sich bei Zwistigkeiten der Schiedsgerichte zu bedienen; bei Abfassung von Handelsverträgen &c. „empfahl", eine Schiedsgerichtsklausel aufzunehmen; den Wählern „empfahl", nur Friedensfreunden ihre Stimme zu geben. Man hat daher diese Versammlung wohl die Konferenz der „Empfehlungen" genannt.

Ihr folgte am 22. Juli 1890 in London die Konferenz der „Beglückwünschungen". Anwesend waren: 71 Engländer, 21 Franzosen, 4 Norweger, 3 Holländer, 2 Spanier, 2 Dänen, je 1 Belgier, Grieche, Italiener, Oesterreicher und Schwede, ein paar Angehörige anderer Staaten und 4 Deutsche, zusammen 116. Den Vorsitz führte Philipp Stanhope.

Wiederum sollte es ohne Konflikt nicht abgehen. Er war fertig, als der französische Senator Trarieux die Nützlichkeit von Schiedsgerichten zwar zugab, aber erklärte: So lange Elsaß-Lothringen nicht neutralisiert sei, könne Frankreich Deutschland gegenüber seine bisherige feindselige Haltung nicht aufgeben. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Dr. Dohrn erwiderte, daß Deutschland unbedingt an dem gegenwärtigen Rechtsstandpunkt festhalten werde. Nur der Geschicklichkeit des Präsidenten und dem Eingreifen der „neutralen Staaten" war es zu verdanken, daß aus diesen Erörterungen nicht eine turbulente, unwürdige Scene wurde, wie sie im französischen Parlament nicht zu den Seltenheiten zählen. Die Stimmung war und blieb aber eine so unbehagliche, daß die Konferenz auseinanderging, ohne einen gemeinsamen Ausflug oder ein gemeinsames Mahl unternommen zu haben — etwas Unerhörtes in der Geschichte internationaler Versammlungen! Und nun gar bei einer Friedenskonferenz!

Weiteres Ergebnis dieser Konferenz: sie „beglückwünscht" den Kongreß der Vereinigten Staaten wegen seiner Motionen über die Schiedsgerichte; sie „beglückwünscht" die Parlamente der autonomen amerikanischen Staaten, deren Vertreter sich auf einem panamerikanischen Kongreß für die Einführung von Schiedsgerichten erklärt hatten (wo verstummt der Kriegslärm seltener, als in den Republiken Central- und Süd-Amerikas?); sie „beglückwünscht" die Parlamente Italiens, Spaniens und Norwegens, weil sie sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen, wie der Vereinigte Staaten-Kongreß, und empfahlen

sie den anderen europäischen Parlamenten zur Nacheiferung. Endlich empfahl sie, daß die Parlamentarier der Einzelstaaten sich zu Gruppen zusammenschließen möchten. Dadurch sollte der internationalen Vereinigung der Friedensfreunde unter den Parlamentariern, die bislang nur während der paar Tage des Zusammenseins bestand, ein dauernder Charakter gegeben werden. Es blieb aber bei der Anregung; zu einem Beschluß sollte es erst auf der nächstjährigen Konferenz kommen.

Um volle Gerechtigkeit walten zu lassen, müssen wir noch anmerken, daß alljährlich eine Anzahl nicht erschienener Parlamentarier im voraus — man bedenke: zu einer Zeit, als man über den Gang der Beratungen noch nichts wissen konnte — schriftlich ihr Einverständnis mit den zu fassenden Beschlüssen erklärte. Im Jahre 1889 liefen gegen 400, 1890 gegen 700 solcher Schreiben ein. Leider haben wir nicht die Nationalität dieser schriftlich „Zustimmenden" ermitteln können; 1890 fand sich u. a. auch Crispi darunter — was ihn aber nicht hinderte, gleich darauf als leitender Minister Italiens und Fanatiker des Dreibundes Frankreich gegenüber vernehmlich mit dem Säbel zu rasseln.

Der III. interparlamentarischen Konferenz, die vom 3.—8. November 1891 in Rom tagte, ging der Hauptskandal voraus. Selbstverständlich war seine Spitze wiederum gegen Deutschland gerichtet. Es ist noch unvergessen, wie der Vorsitzende des vorbereitenden italienischen Ausschusses und der voraussichtliche Präsident der Konferenz, der Exminister und Vielschreiber Bonghi, durch seine ebenso taktlosen wie unzutreffenden Bemerkungen über die „Elsaß-lothringische Frage" — als ob es seit dem Frankfurter Frieden eine solche für uns gäbe! — dem deutschen Nationalgefühl einen Schlag ins Gesicht versetzte. War es eine Genugthuung für die deutschen Parlamentarier, daß Bonghi infolge des Entrüstungssturmes der deutschen und österreichischen Presse auf den Vorsitz der Konferenz verzichtete? Es erschienen trotz dieses Vorganges 15 deutsche Abgeordnete: ein paar Nationalliberale und der Rest Deutschfreisinnige.

In der ersten Sitzung waren anwesend: 37 Italiener, 15 Deutsche, 15 Rumänen, 12 Engländer, 10 Franzosen, 9 Schweizer, 8 Oesterreicher, 4 Ungarn, 3 Schweden, 3 Norweger, je 2 Dänen, Griechen, Portugiesen und Spanier, endlich 1 Belgier: zusammen 125. Verhandelt wurde auf einstimmigen Beschluß in französischer Sprache, was jedenfalls den Erfolg hatte, daß einer ganzen Anzahl internationaler Schwätzer der Mund geschlossen wurde.

Den Vorsitz führte Biancheri, seit Jahren Präsident des italienischen Abgeordnetenhauses. Noch vor Eröffnung der Konferenz waren die Stimmführer der verschiedenen Nationen übereingekommen, die Besprechung aktueller politischer Fragen gänzlich zu vermeiden. So geschehen auf einer Konferenz, deren letzter Endzweck, die dauernde Erhaltung des Friedens, ein ganz hervorragend politischer ist. Die „Nordd. Allg. Ztg." war daher völlig im Recht, wenn sie das ganze Beginnen einer „tiefen Unwahrheit" zieh.

Trotzdem wurde ein ergötzliches Skandälchen nicht vermieden. Zu den verpönten Fragen gehörten ganz besonders auch der Irredentismus und das Nationalitätenprinzip. Aber man hatte seine Rechnung ohne Imbriani, den Schrecken der italienischen Deputiertenkammer, gemacht. Gleich in der ersten Versammlung kam er auf sein irredentistisches Lieblingsthema und meinte, die Kriege könnten erst aufhören, wenn das Nationalitätenprinzip überall durchgeführt sei. „Für mich ist unter Umständen Krieg gleichbedeutend mit Humanität . . . giebt es einen heiligeren Krieg, als zur Wiedererlangung nationaler Gebiete?" — Die Konferenzler heulten und schrieen; nur die Gesinnungsgenossen Imbrianis — und es gab deren eine ganze Reihe — hielten den Mund, weil sonst die Sprengung der Konferenz unvermeidlich erschien.

Wir erwähnen dies besonders, weil wir bei Erörterung der Berner Konferenz hierauf zurückkommen müssen. Es gelang Imbriani nämlich, unterstützt von ein paar Franzosen, in der Schlußsitzung eine Motion durchzudrücken, wonach die Erörterung des „Nationalitätenprinzips" für die Konferenz des Jahres 1892 auf die Tagesordnung

gesetzt werden sollte. Selbstverständlich ging dies wieder nicht ohne interparlamentarischen Skandal ab.

Im übrigen erfuhr die Organisation der interparlamentarischen Konferenzen thatsächlich eine Stärkung durch die Zusammenkunft in Rom. Es wurde durch die Ernennung eines ständigen Generalsekretärs in der Person des Marchese Pandolfi und durch die Gründung eines Archivs unter dem Widerspruch der Deutschen, Oesterreicher und Engländer ein dauernder Centralpunkt geschaffen; dann ging die schon erwähnte Motion durch, welche die Gründung von nationalen parlamentarischen Verbänden empfahl. Die Deutschen und Engländer drückten diesen Beschluß durch: von seiten des leitenden Komitees war die Bildung eines ständigen interparlamentarischen Ausschusses vorgeschlagen. In Deutschland ist denn auch später ein solcher Verband unter dem Vorsitz des Abgeordneten Baumbach zu stande gekommen, und darf man Zeitungsnachrichten glauben, so zählt er gegen 50 Mitglieder, selbstverständlich meist der deutschfreisinnigen Partei angehörig.

Ferner gehörte zu den Errungenschaften der Konferenz die „Motion": „Das Recht, Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen, steht einzig und allein in allen Ländern dem Volke und seinen Repräsentanten zu." Dann erklärte die Konferenz sich dafür, daß bei internationalen diplomatischen Kongressen auch die Staaten zweiten Ranges vertreten sein sollen. Alles andere — und das war nicht wenig — wurde nach gewohntem Brauch der folgenden Konferenz zugeschoben, namentlich die pièce de resistance all dieser Bestrebungen: die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtshofes.

Professor Hilty in Bern, selbst ein Mitglied der interparlamentarischen Friedensvereinigung, schreibt in seinem politischen Jahrbuch der Schweiz für 1891 über die Verhandlungen in Rom . . . „es wird in der That eine fast übermenschliche Aufgabe für die Schweiz werden, in dieses Chaos von Meinungen und Anträgen zunächst einige Ordnung zu bringen. Von Friedenherbeiführen ist der parlamentarische Friedenskongreß einstweilen noch ebenso weit entfernt, als alle anderen Gesellschaften, die denselben Namen führen."

Sehen wir uns an, was die Apostel des ewigen Friedens in diesem Jahre in Bern geleistet haben.

II.

Im Jahre 1892 tagten Friedenskongreß und Friedenskonferenz in Bern; diesmal — entgegen der Gepflogenheit früherer Jahre — zuerst der Friedenskongreß vom 22. bis 27. August. Er will nicht als Anhängsel der Parlamentarier erscheinen und nicht nur das: er zeigt alle Neigung, sich in offenen Gegensatz zu ihnen zu setzen, worüber unten mehr. Die Friedenskonferenz folgte vom 29. bis 31. August.

Wir wollen in Nachstehendem nicht den Verhandlungen der beiden Gesellschaften von Tag zu Tag folgen, sondern nur ihr Programm und ihre Ziele erörtern. Den Vortritt lassen wir, trotzdem sie zeitlich später kam, der interparlamentarischen Konferenz, als der wichtigeren Vereinigung.

Eröffnet wurde sie durch den Bundesrat — das ist ein Mitglied der siebenköpfigen schweizerischen Regierung — Droz, der u. a. meinte, die Konferenz dürfe eines nicht aus dem Auge lassen: „ihre Arbeit der Träumerei zu entziehen, um sie auf einen praktischen Weg zu führen." Den Vorsitz führte der schweizerische Nationalrat Dr. Gobat, ein Schulmann aus Bern. Die Redner hatten die Auswahl unter vier Sprachen: der deutschen, französischen, englischen und italienischen. Das Protokoll wurde französisch geführt.

Wie in den früheren Jahren, ging es auch diesmal: zuerst eine Menge von Anmeldungen fremder Parlamentarier (an 230) und dann Ausbleiben der meisten. Ab-

gesehen von den Schweizern waren erschienen: 26 Franzosen, 12 Deutsche, 9 Engländer, 7 Rumänen, 5 Holländer, 3 Oesterreicher, 3 Italiener, 3 Norweger, 2 Dänen, 1 Spanier und 1 Portugiese, zusammen 72. Amerika fehlte ganz.

Nach Beendigung der Konferenz in Rom wurde die Ansicht laut, daß die von der romanischen und kleinstaatlichen Mehrheit majorisierten Deutschen, Oesterreicher und Engländer sich von den weiteren Konferenzen ganz fern halten würden. Das ist nicht geschehen. Indessen sind sie, namentlich die Oesterreicher, an Zahl geringer erschienen. Bei den Deutschen fehlen diesmal die Nationalliberalen, so daß nur noch der Deutsch-Freisinn bleibt. Es waren nämlich anwesend die Abgeordneten: Dr. Barth, Baumbach, Dr. Hirsch, Dr. Dohrn, Hausmann, Kercher, Pachnicke, Pflüger, Rickert, Schenk, Spieser und Witte.

Daß die Italiener so spärlich erschienen, hatte gleichfalls seinen besonderen Grund. Wir erwähnten oben der Motion Imbriani, wonach auf der Berner Konferenz in eine Erörterung des Nationalitäten-Prinzips getreten werden sollte. Der vorbereitende schweizerische Ausschuß entschied, das Votum der römischen Konferenz nicht achtend, im umgekehrten Sinne. Er schloß diesen Zankapfel mit der größten Entschiedenheit ganz von der Beratung aus und ging sogar so weit, daß er sich im voraus alle Anträge 2c. einreichen ließ, um danach zu entscheiden, ob sie auf die Tagesordnung zu setzen seien. Davon blieb jede Berührung der Nationalitätenfrage ausgeschlossen. Diese Vergewaltigung trug ihm — und der ganzen Konferenz — einen geharnischten Protest seitens Imbrianis ein, der schmollend fern geblieben war. So verliefen die Verhandlungen ohne stürmische Brandung. Und doch nicht ganz glatt. Als es sich darum handelte, ob Bern der Sitz eines neu zu gründenden Centralamtes der Konferenzen werden sollte, erklärte sich der Rumäne Epureanu dagegen. Die uns vorliegende „Neue Züricher Zeitung" verschweigt seinen Grund; die italienischen Zeitungen geben ihn an. Der Rumäne stimmte gegen Bern, weil die Schweiz die Verneinung des Nationalitäten-Prinzips darstelle!

Er kam damit nicht durch, wie denn überhaupt auf dieser Konferenz die besonneneren, d. i. antilateinischen Elemente die Führung und Mehrheit hatten. Das gefiel den leichtblütigen Romanen wenig und erzeugte eine gewisse Mißstimmung: fruchtbarer Boden für ein zweites Skandälchen. Bei Beratung der Organisation des bereits erwähnten Centralamtes wollte der Franzose Gaillard auf einen schon erledigten Punkt zurückkommen; die Leitung ließ es nicht zu: da erklärte Gaillard seinen Austritt und verließ „wutschnaubend" (N. Züricher Ztg.) den Saal. Vielleicht setzen die Konferenzler ein besonderes Schiedsgericht ein, welches die Uneinigkeiten im eigenen Hause auszugleichen hat! Zu thun hätte es noch in jedem Jahre gehabt. —

Die Berner Konferenz beschäftigte sich auch — und zwar in erster Linie — mit der Gründung eines **Schiedsgerichtshofes**, der aber nicht den Frieden im Versammlungssaal, sondern in der ganzen Welt aufrecht erhalten soll. Berichterstatter war der oben bereits erwähnte Professor C. Hilty, Lehrer des Staatsrechts an der Universität Bern und ein ebenso fruchtbarer, wie anregender politischer Schriftsteller. Dabei in seinem innersten Kern deutsch durch und durch. Es stände mit den internationalen Friedenskonferenzen besser, wenn mehr Leute seines Schlages in ihnen säßen.

Was Professor Hilty Grundsätzliches über die Einsetzung eines **internationalen Schiedsgerichtshofes** sagte, wird kaum bei einem Verständigen, gleichviel welcher Partei, Widerspruch finden. Freilich hat eine „Friedens"-konferenz solche Worte auch noch kaum jemals zu hören bekommen und ist die schlechte Laune ihrer Chauvinisten sehr wohl begreiflich. Hilty beging in ihren Augen die große Sünde, **nicht jeden Krieg** als ein Verbrechen an der Menschheit darzustellen. Vielmehr führte er aus, „**daß der Grund und Zweck des Krieges zur Beurteilung seiner Existenzberechtigung ausschlaggebend sein müsse... Ueber seine Existenzbedingungen könne ein Staat nicht Schiedsgerichte sprechen lassen.** Darüber sei er sein

alleiniger Richter. Von der Einsetzung eines Schiedsgerichtes für Streitigkeiten **aller** Art unserer Staaten müsse zur Zeit unbedingt abgesehen werden und diesen überlassen bleiben, inwieweit sie die Kompetenz solcher Schiedsgerichte ausdehnen wollen.*)

Hilty wünscht also einen internationalen Schiedsgerichtshof für solche Fälle, die auch heute nicht zum Kriege zu führen und durch schiedsrechtlichen Spruch erledigt oder verschleppt zu werden pflegen, bis sie in Vergessenheit geraten sind. Einem **solchen** Schiedsgerichtshof — in „Bagatellsachen", wenn wir so sagen dürfen — kann man wohl beistimmen, denn er würde den Geschäftsgang — namentlich die Verständigung über geeignete Schiedsrichter — wesentlich erleichtern.

Es wird den Leser interessieren, wie Professor Hilty sich einen solchen internationalen Schiedsgerichtshof denkt:

„Jeder der Vertragsstaaten verpflichtet sich, eine Liste von fünf Personen aufzustellen und stets vollzählig zu erhalten, welche er als zum Schiedsgerichtsamte in völkerrechtlichen Streitsachen als vollkommen befähigt erachtet. Diese Schiedsgerichte sollen, vorbehaltlich anderweitiger Verständigung, aus fünf Personen bestehen, welche fünf verschiedenen, am Streite in keiner Weise beteiligten Staaten angehören und in den obigen Listen enthalten sind. Die am Streit beteiligten Staaten schlagen jeder fünf solcher Schiedsrichter vor. Stimmen die Vorschläge überein, so sind die Betreffenden als gewählt zu betrachten, andernfalls wird mit den Vorschlägen in gleichmäßiger Zahl fortgefahren, bis die Listen erschöpft sind. Sollten auch dann noch keine vollzähligen Wahlen erzielt werden können, so machen die vermittelnden Staaten einen verbindlichen dreifachen Vorschlag, wobei jede Partei eine Person verwerfen kann." Und so weiter.

Hilty will keinen **dauernd** bestehenden Schiedsgerichtshof. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Hirsch ist umgekehrter Meinung und die Mehrheit der Konferenz schließt sich ihm an. Hilty hatte auch vorgeschlagen: „Die Konferenz möge aus bloßen Wünschen zu positiven Anregungen übergehen und die diplomatische Anhandnahme der Sache durch die Regierungen nachsuchen."

Aber ein so beschleunigtes Vorgehen war nicht nach dem Sinne der Konferenz; ihre Nachfolgerinnen mußten doch auch noch zu thun haben. Daher beschloß sie: „Die Mitglieder eines jeden der vertretenen Parlamente sind eingeladen, bei diesen dahin zu wirken, daß durch ihre Regierungen der Vorschlag der Vereinigten Staaten angenommen wird, welcher dahin geht, daß zwischen einzelnen Ländern allgemeine Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen werden möchten." Die Resolutionen Hiltys wurden aber einem Ausschuß überwiesen zur Vorberatung für die — **nächste** Konferenz.

Bei dem vorstehend wiedergegebenen Beschluß hatte man den Antrag des Franzosen Trarieux mit hereingezogen, der sich mit einem Schreiben beschäftigte, welches der Präsident der Vereinigten Staaten vor Jahr und Tag an die sämtlichen Staatsregierungen gerichtet hat. Er forderte sie darin zur Abschließung von schiedsgerichtlichen Verträgen zur Erhaltung des Friedens auf. Das that der Präsident derselben Vereinigten Staaten, die bald darauf Chile mit brutaler Gewalt bedrohten, in einer Sache, die wahrlich zur schiedsgerichtlichen Schlichtung geeignet war. — Bezeichnenderweise ist dann auch auf diesen Brief keine Antwort erfolgt. —

Weiterhin kamen auf der Konferenz zur Sprache: **die Frage des Schutzes des Privateigentums auf See** (Berichterstatter Baumbach), die **Schiedsgerichtsklausel bei Handelsverträgen** (Berichterstatter Dr. Barth) und der Antrag des Spaniers Marcoartu, betreffend die **Neutralisierung der Land- und Seeengen**, welche als internationale Verkehrsstraße dienen, **sowie der unterseeischen Kabel.**

*) Nach dem Bericht der „N. Züricher Zeitung", die auch im Folgenden wiederholt als Quelle benutzt ist.

Bei den Debatten über das **Privateigentum zur See** mußte zunächst eine Opposition niedergestimmt werden, nach deren Auffassung ein Stück des Kriegsrechts nicht vor eine Friedenskonferenz gehöre, weil es den Anschein wecke, als ob damit die Berechtigung des Krieges anerkannt werde. Endergebnis nach Abschwächung des Antrages Baumbach: „Die Konferenz ersucht ihre Mitglieder, sich bei ihren Parlamenten dahin zu verwenden, daß diese die Regierungen einladen, sie möchten durch eine internationale Konferenz das völkerrechtliche Prinzip der Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten anerkennen."

Es muß zugegeben werden, daß auf diesem Felde noch viel zu thun ist, denn die internationale Seerechts-Deklaration vom Jahre 1856 (Anhang zum Pariser Frieden desselben Jahres) läßt in Beziehung auf das Privateigentum zur See den weitesten Spielraum. Der Kaperkrieg gilt nach wie vor als erlaubt. Man darf aber auch nicht vergessen, daß er fast die einzige Möglichkeit bietet, dem zur See übermächtigen England empfindlich beizukommen.

Das Verlangen, in **alle Handelsverträge die Schiedsgerichtsklausel** aufzunehmen, d. h. sich bereit zu erklären, auf Grund des Vertrages etwa erwachsende Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht zu schlichten, ist auf den früheren Konferenzen bereits wiederholt ausgesprochen. Auch die italienische Deputiertenkammer und der deutsche Reichstag bekamen schon darüber zu hören. Die Berner Konferenz beschloß, die Aufnahme der Schiedsgerichtsklausel anzustreben für 1) Handels-, 2) Schiffahrtsverträge, 3) Verträge über gewerbliches, litterarisches und künstlerisches Eigentum.

Der Antrag Marcoartu wurde auf 1893 verschoben.

Somit kann man, wenn es sich auch immer nur um „Anregungen", „Empfehlungen" und „Wünsche" handelt, die Verhandlungen der Konferenz immerhin als praktisch bezeichnen. Ob die behandelten Fragen vor eine „Friedenskonferenz" gehören, darüber werden wir uns weiter unten noch kurz äußern.

Es sollte aber auch ein Friedensschwärmer, wenn auch nur knapp, zu Worte kommen. Lediglich, um ein Bild von der unklaren Phraseologie und den nebelhaften politischen Begriffen dieser Art Leute zu geben, führen wir den Antrag des Marchese Pandolfi wörtlich an:

„In anbetracht, daß der Friede in Europa, die unentbehrliche Bedingung der Civilisation, als dauernde Basis die Verbindung der Völker und Gerechtigkeit verlangt, spricht die Konferenz den Wunsch aus, daß die Regierungen der civilisierten Staaten eine internationale Konferenz veranstalten möchten, auf welcher die Mittel beraten würden, welche zur Erhaltung friedlicher Beziehungen unter den Staaten als am geeignetsten erscheinen."

Die Konferenz verschob diesen Antrag ihres ständigen Generalsekretärs wohlwollend bis auf — das nächste Jahr. Derselbe Marchese Pandolfi las auch unter dem Beifall der Versammelten eine Ausarbeitung vor, die den Titel trägt „**Föderation und Frieden**", d. i. mit anderen Worten der Traum der „Vereinigten Staaten von Europa". Pandolfis Vortrag (La federazione e la pace) ist bei Gebrüder Visentini in Venedig im Druck erschienen.

Soweit die **grundsätzlichen Fragen**, welche in der Konferenz zur Verhandlung kamen. Etwas Positives brachte sie auf dem Gebiete der **Organisation** fertig. Es wurde ein **interparlamentarisches Amt für internationale Schiedsgerichte** als dauernde Einrichtung geschaffen. Es besteht aus 10, auf vier Jahre von den internationalen Gruppen wählbaren Mitgliedern unter dem Vorsitz des schweizerischen Mitgliedes; Sitz Bern. Zur Zeit gehören dazu: Baumbach (Deutschland), Stanhope (England), Pirquet (Oesterreich), Gobat (Schweiz, Vorsitzender), Pandolfi (Italien), Trarieux (Frankreich), Ullmann (Norwegen), Rahusen (Niederlande), Marcoartu (Spanien) und Urechia (Rumänien).

Die Aufgaben des Centralamtes sind:

„1. Es führt die Register der nationalen interparlamentarischen Gruppen.
2. Es setzt sich mit Mitgliedern von Parlamenten aller Staaten in Verbindung zum Zwecke der Bildung von nationalen parlamentarischen Gruppen in allen Ländern.
3. Es besorgt die Einberufung der interparlamentarischen Konferenzen und sorgt für die Ausführung ihrer Beschlüsse.
4. Es vermittelt den Verkehr der nationalen parlamentarischen Gruppen untereinander.
5. Es besorgt das Archiv und sammelt alle Dokumente und Publikationen über internationale Schiedsgerichte und über den Frieden.
6. Es trifft überhaupt alle Maßnahmen, welche den Zweck der interparlamentarischen Konferenz fördern können."

Die Kosten werden von den nationalen Gruppen getragen.

Noch bestimmte die Konferenz, daß die Mitglieder fortfahren, zur interparlamentarischen Vereinigung zu zählen, auch wenn sie anfhören, Parlamentarier zu sein. Das ist menschlich mitfühlend, aber nicht logisch gedacht.

Schließlich wurde als nächster Versammlungsort Christiania gewählt. Hierbei zeigte sich wieder das Mißliche solcher internationaler Gesellschaften.

Eben war die Zahl der Mitglieder des Centralamtes auf zehn festgesetzt und die Wahl der Mitglieder vollzogen, als für die Norweger gleichfalls ein Sitz im Centralamt gefordert wurde. Der Konflikt drohte Schärfe anzunehmen, als er dadurch beseitigt wurde, daß der Däne Bajer verzichtete und dem Norweger Ullmann Platz machte. Doch fanden sich die Konferenzler am 1. September einträchtiglich zu einer vergnügten Fahrt nach Interlaken zusammen, wobei auch die schönsten Reden gehalten wurden. Um diesen Genuß hatte sich der Franzose Gaillard freilich durch seinen vorzeitigen Austritt gebracht! Bundesrat Schenk (Schweiz) meinte: „Die schönsten Tage für unser Land würden aber dann anbrechen, wenn ein Kongreß bei uns stattfände, an welchem die bevollmächtigten Diplomaten den Auftrag hätten, eine Urkunde über die allseitige Anerkennung der Schiedsgerichte zu unterzeichnen."

(Schluß folgt.)

Die Marmorbrüche von Carrara.

Von

M. von Braunschweig.

Nach dem Italienischen der Marchesa Teresa Venuti.

Wenn man, der toskanischen Küstenlinie folgend, aus den Pinienwäldern Pisas hervortaucht, da schweift das Auge wohl hinweg von der schönen See zu den Steinmassen, die zu beiden Seiten des Bahndammes verstreut liegen, der kundigen Hand harrend, die ihnen menschliche Gestalt und Aehnlichkeit geben soll. Der Blick erhebt sich zu den überhängenden Bergen von Luni, deren zerrissene Wände glänzen gleich frisch gefallenem Schnee im Sonnenlicht. Wer weilt in der Villeggiatura — ein so specifisch italienisches Wort, daß man es kaum mit „Sommerfrische" wiedergeben mag — von Viareggio oder Spezia und schaut nicht mit Interesse hinüber zu jenen zackigen Gipfeln, die in der Ferne fast so blau aussehen, wie der Himmel, der sich darüber spannt? Fremd und allein unter der Menschenmenge saß ich stundenlang auf dem Altan des Nettuno (der großen Badeanstalt von Viareggio). Die Damen in farbigen Kleidern und breitkrämpigen, hellen Hüten saßen schwatzend im Kreise und handhabten fleißig die klappernden Nadeln ihrer Strickzeuge oder feinen Stickereien, indes zahllose Müßiggänger zwischen ihnen und den Eß- und Billardzimmern hin und her gingen; mit dem Lärm einer Kavallerie-Schwadron rannten Kinder unaufhörlich auf und nieder auf dem hölzernen Fußboden; ich aber ließ still mein Buch in den Schoß sinken und versuchte wieder und wieder mit den Augen die Wolkenschleier zu durchdringen, die mißgünstig so oft die Formen der Berge umhüllen.

Die breiten, sauberen Straßen Viareggios sind von niedrigen Häuschen eingefaßt. Ihre Bewohner sind lauter Seeleute, oder richtiger deren Frauen, denn die Männer gehen fast immer ihrem Handwerk nach in den Gewässern von Corsica oder Marseille. Unerbittlich reißt es den Gatten aus den Armen des jungen Weibes, die eben erst den Trauring empfing, und nun jahraus jahrein angstvoll der zwei oder drei Tage harren muß, die ihn ihr zurückbringen. Diese langen Trennungen, dieses sich gleichsam nur verstohlener Weise wiedersehen erhält die Liebe, die durch Hindernisse erstarkt, fortwährend lebendig in ihrer Brust und giebt der ehelichen Zuneigung eine bräutliche Wärme und Lebhaftigkeit. Vor einer Reihe von Jahren hatte Viareggio seine Glanzperiode in den Annalen der feinen Welt, und damals entstand die Reihe hübscher Häuser am Strande. Zwischen seinen Badegästen und denen von Livorno fand ein lebhafter Verkehr statt, und der schiefe Turm von Pisa sah beständig auf das Kommen und Gehen munterer Gesellschaften von eleganten Damen und Herren herab, deren wichtige

Erlebnisse von den Zeitungen unter der Ueberschrift „Bagni e Villeggiature“ verzeichnet wurden. Jetzt ist Viareggio gesetzten ruhigen Leuten überlassen, Gelehrten und trefflichen Familienmüttern, die ihre Kleinen frühmorgens zu den Strandhütten jenseits der Badeanstalt bringen. Welch eine geschäftige Zeit beginnt dann für die Badefrauen der Kinder, die die Würmchen in ihre mehr oder minder adamitischen Kostüme kleiden, die zaghaften ins Wasser nötigen, die zu kühnen zurückhalten, andere heraustragen und in dem heißen Sande wälzen, wo sie sich gerne ganz vergraben lassen auf die Gefahr hin, von dem barmherzigen Bruder getreten zu werden, der da kommt, um Almosen zu erbitten, ganz rot gekleidet mit über die Augen gezogener Kutte, ein Schreckbild für die kleinen Badenden; dagegen teilt der Kuchenverkäufer ihre Zuneigung nur mit Amabilina, der zehnjährigen Sängerin toskanischer Lieder. Armes Vögelchen, deine Stimme ist klar wie die einer Nachtigall, aber du bist bleich und abgezehrt geworden über dem vielen Zwitschern! — Nachmittags begegnet man diesen guten Müttern mit ihrer kleinen Schar draußen in dem herrlichen Pinienwald der Herzogin Maria Luisa, die an der Seite ihres Gemahls Karl in einem prachtvollen Grabe der Kapelle ihres Landsitzes ruht. Und wenn endlich abends alle die sonnverbrannten Köpfchen ruhig auf den Kissen schlummern, dann sitzen die treuen „Schutzengel“ vor den Thüren der Häuser, und wie sie den gedämpft von der Piazza d'Azeglio herübertönenden Musikklängen lauschen oder den Lauf der Venus und des Mars und die schnellen Blitze der Sternschnuppen in den warmen Augustnächten beobachten, horchen sie doch gespannt auf jeden Laut von innen, der sie an die Bettchen der Schläfer rufen könnte. Am 1. September gehen sie gewöhnlich fort und räumen den Engländern und Amerikanern das Feld.

Dieselbe Gebirgskette, die dem Ausblick von Viareggio seine größte Schönheit verleiht, ist auch von der gegenüberliegenden Seite des Golfs von Spezia sichtbar. Diese weite Bucht war der alte Hafen von Luni, so genannt wegen ihrer Halbkreisform; sie gab auch der bischöflichen Stadt ihren Namen, die, jetzt zerstört, sich einst mit ihren Fischerhäuschen bis dahin erstreckte, wo heute Spezia steht. Die Ruinen eines dicken Turms und eines Schlosses, dessen geschwärzte Wände sich scharf von dem grünen Hang abheben, sind alles, was noch von der großen Stadt geblieben ist. Wer immer hierher kommt, sei es, um diese Ruinen zu besuchen oder eine der vielen kleinen Buchten des Golfs — Varignano, Lerici, Porto Venera —, sei es, um der Marine-Werft sein Interesse zu widmen und die Ausbesserung oder den Neubau dieses oder jenes Schiffes zu beobachten, — oder um in der höchsteleganten Badeanstalt neugierig die für die Königin reservierte Zelle von indischem Bambusrohr mit blauem Atlas zu betrachten —, dann weiter zu schlendern durch das Eßzimmer mit seiner Laube von Weinblättern und Trauben in Reliefarbeit, in den Tanzsaal, der einem Sommer-Lusthaus gleicht mit seinen blühenden Pflanzen und Begonien (deren Blätter, o prosaische Erinnerung! ich vor einiger Zeit noch als formlose Streifen Zinn sah), — wer immer aus einem oder dem anderen dieser Gründe in Spezia weilt, der wird sich mächtig angezogen fühlen durch jene erhabene Bergkette, die den Zweig der Apenninen, der die Bai von der anderen Seite einschließt, an Bedeutung weitaus übertrifft. Auf denn nach Carrara, und von dort zu jenen Bergen, die in ihrem Innern einen der größten Schätze Italiens hüten.

Der Hauptort des ganzen Herzogtums war Massa, auf der Stelle des alten Frigida Taberna der Römer erbaut. Elisa Bacciochi, die Schwester Napoleons, wählte den herzoglichen Palast zu ihrer Sommerwohnung und machte mit echt bonapartischer Anmaßung die schöne Kathedrale dem Erdboden gleich, um eine freiere Aussicht vom Schlosse aus zu genießen.

Carrara, an den Ufern des Carrione, hat etwa 18000 Einwohner; eine verschwenderische Fülle von Marmor leuchtet uns von den Gebäuden und den zahlreichen Springbrunnen entgegen, deren Wasser in Leitungen von dem einige Kilometer entfernten Dorfe Torano hergeführt wird. Auf der Piazza Alberica, nach dem letzten Fürsten so genannt, erhebt sich eine Kolossalstatue der letzten Beherrscherin, Beatrice d'Este. Der

herzogliche Palast besitzt eine gute Sammlung antiker und moderner Modelle, und im Museum wird ein wahrscheinlich dem Zeitalter vor Augustus entstammendes Bas-Relief bewahrt, das aus dem Steinbruch abgelöst worden ist, wo es ursprünglich gearbeitet wurde. Ein anderer Block zeigt eine riesige Gestalt von Michel Angelo nur in den rohen Umrissen.

Der Reisende, der die Brüche besuchen will, folgt aufwärts dem Laufe eines der verschiedenen Flüsse, die den Carrione bilden. Ein wenig oberhalb des gleichnamigen Dorfs teilt sich der Strom; der östliche am Fuße des Monte Sacro entspringende Arm führt zu dem belebtesten Teile.

Die Berge sind vom Grund bis zum Gipfel ganz von Marmor, und zwanzig Jahrhunderte der Arbeit haben kaum eine sichtbare Spur von Menschenhand hinterlassen. Sie bilden die Kette der apuanischen Alpen, die sich in historischer, geographischer und geologischer Beziehung streng von den Apenninen unterscheiden. Ihre nackten Wände, ihre zerspaltenen Klippen und luftigen, spitzen Gipfel tragen zu klar den alpinen Stempel im Gegensatz zu der niedrigeren Kette, die weiche, runde Kuppen, Schlamm- und Lehmpartien und üppige Vegetation charakterisieren. Die apuanischen Ligurier, von denen Livius als einem sich hartnäckig gegen das römische Joch auflehnenden Stamme spricht, nahmen entweder von diesen Alpen ihren Namen an — oder gaben ihnen den eigenen Namen; sie bewohnten das früher Versilia und jetzt Garfagnana genannte Land. Die apuanischen Alpen werden von dem Autella, dem Serchio und dem Tyrrhenischen Meer begrenzt. Wunderbare Kreidebänke bilden das Rahmenwerk dieser gewaltigen Mauer, daraus einzelne Gipfel zu schwindelnder Höhe emporsteigen. Der Monte Sacro, der Pisanino, der Tambura, der Altissimo, der Pania della Croce werden alle von dem Pizzo d'Uccello überragt, der sich in einer Höhe von 1875 Meter über dem Meeresspiegel erhebt. Der durchlöcherte Berg, der die große Mauer im Südosten abschließt, bietet ein merkwürdiges Phänomen dar, dem man sich gerade gegenüber befindet, wenn man ihn von der Seite Ruosinas aus ersteigt. Genau in der Mitte in dem Antlitze des doppelspitzigen Berges ist ein großes Loch, dem Auge Polyphems gleich, eine ovale oder richtiger dreieckige Oeffnung von etwa 50 Meter Weite und Höhe, die einen Spiegel vom reinsten Blau bildet, gefaßt in rauhen Felsrahmen. Wie der Steiger, der von dem Thal des Serchio aus am Ufer des Bergwassers Petrosciana aufwärts klimmt, sich dem riesigen Fenster nähert, da breitet sich plötzlich vor dem überraschten Auge das weite, blaue leuchtende Meer aus, ein überwältigender Eindruck!

Einige der Thäler, die zwischen den Bergreihen zerstreut liegen, sind bewohnt und lieblich, andere einsam und wild; die Krone derselben, das Thal von Arni, ist noch ganz unberührt von Menschenhand; selten erklingt dort die menschliche Stimme, und unwegsam und rauh ist die Straße, die hineinführt. Es gleicht einem weiten Krater mit gezahntem Rande; die Ströme, die brausend und schäumend rings von den Felsen herabstürzen, entschwinden dem Blick, bevor sie sich vereinen oder den Grund des Beckens erreichen. An Stelle eines Flusses oder Sees, sieht man nur ein trockenes Bett; weiße Marmorblöcke sind darin umhergestreut; wie ein enormer Schwamm saugt es alle diese Fluten durch tausend Oeffnungen zwischen den verstreuten Trümmern ein, so, daß die Vereinigung der Wasser unter der Erde stattfindet. Einige Kilometer abwärts, nahe dem kleinen Stadtgebiet von Isolanta, bricht lärmvoll ein Strom aus der Erde hervor, der dem Serchio zueilt; in ihm treten alle die Wasseradern des Thales von Arni geeint ans Tageslicht, nachdem sie sich mannigfach umschlungen haben im tiefen Schoß der dunklen Erde, gerade so wie in Sicilien die Arethusa und Alpheus ihre Wellen mischen nach geheimnißvoller, unterirdischer Verbindung.

Was wird aus dem stillen Thal von Arni werden, wenn erst der steinerne Vorhang, der es gegen Terrinca hin abschließt, durchbohrt ist und der schrille Pfiff der Lokomotive von den erstaunten Wänden wiederhallt?

Höhlen und Grotten giebt's hier, die sich mit den vielbesungensten messen können und die zum Teil in vorhistorischer Zeit menschliche Wohnungen gewesen sein mögen. Unter den bemerkenswertesten sind die von Aronte, Colombara, Mattana, Vignone, die der Zauberin Feronia und die „mit 100 Kammern", die Grotte des Aeolus auf dem Monte Corchia, und die Höhle von Tanone, von der Spallanzani sagt, daß sie ein und eine halbe Meile lang sei und sich in viele kleinere Grotten verzweige, zuweilen sich verengend zu schmalem Pfad, dann wieder sich erweiternd zu geräumigen Hallen. Sie birgt eine immense Fülle von Wassersteinen jeglicher Größe, Form und Art und zeigt auf ihrer langen Strecke die Natur und Verschiedenheit der Gesteinschichten, die den Berg bilden. Oft muß der Steiger hier das Seil gebrauchen, um den Gefahren des Weges über Abgründe und jähe Tiefen zu begegnen. Sinken wir beim Anblick dieser drohenden Klippen und spitzigen Nadeln nieder in stummer Bewunderung der Schönheit der Natur, so erweckt doch auch der Gedanke an den unerschöpflichen Schatz, mit dem sie hier so verschwenderisch ist, unwillkürlich Betrachtungen über gewinnbringende, industrielle Unternehmungen.

Die Inseln Gorgona und Capraia, Elba und Melaria — Namen, die im Herzen eines Italieners gleichzeitig traurige und glorreiche Erinnerungen wach rufen — sind sichtbar von den Spitzen von Crestola und Carpevola aus, die man Leuchttürme des Mittelmeeres nennen könnte; denn obwohl 4 Kilometer von der Küste entfernt, ziehen sie doch so sehr die Aufmerksamkeit der Seeleute auf sich, daß Michel Angelo wünschte, aus einer derselben einen Koloß zu bilden, der auf hoher See schon den Augen erkennbar sein und daran gemahnen sollte, daß man sich dem Lande der Kunst nahe.

Der apuanische Marmor übertrifft den parischen, den pentelischen und den hymettischen an Feinheit der Körnung und an Größe der Monolithen, bearbeitet sich auch leichter; er nahm die Stelle des griechischen Marmors zu der Zeit ein, als die Griechen aufhörten und die Italiener begannen, ihre Meisterwerke zu schaffen. So hielt die Vorsehung, als sie den Brennpunkt künstlerischen Lebens aus dem Lande des Phidias nach dem des Michel Angelo verlegte, auch schon das Material bereit zum Gebrauch für die neuen Künstler; und Gioberti bemerkt, daß es nicht blinder Zufall, vielmehr göttliche Weltordnung gewesen sei, die die Natur am reichsten an dem Stoff, der die Empfängnisse menschlicher Einbildungskraft verewigt, gerade da sein ließ, wo sich auch die höchste Fähigkeit fand, der göttlichen Idee des Schönen Ausdruck zu geben.

Auf die Autorität des Plinius, der im XXXVI. Buch seiner Naturgeschichte von dem „neu entdeckten" Marmor von Luni spricht, stützten sich diejenigen Forscher, die die letzten Jahre der Republik als den Zeitpunkt angaben, wo man begann, dieses edle Gestein ans Licht zu ziehen, jetzt aber nimmt man ein viel früheres Datum an. Das Basrelief, welches sich im Museum von Carrara befindet, ursprünglich aber an der Wand des Bruches ausgeführt worden ist, das in den Ruinen des etruskischen Luni vorgefundene Kapitäl, das des Claudius Metellus erwähnt, wie er hier gegen die tapferen Apuaner focht, endlich der Sarkophag, den man neuerlich im alten Tarquinii entdeckte, — scheinen die ersten Ausgrabungen in eine sehr ferne Periode der Geschichte zurückzuweisen. Die Ansicht wird dadurch bekräftigt, daß Strato schreibt, der größere Teil der zu seiner Zeit in Rom existierenden Marmorwerke sei aus Marmor von Luni gearbeitet.

Als die großen Feldherren Arbeiten berühmter griechischer Meister als Trophäen nach Italien heimbrachten, da erwachte der künstlerische Sinn und man fand Geschmack am Marmor. Der erste in diesem schönen Material errichtete Tempel wurde dem Metellus nach seinem Siege in Persien geweiht. Später fand diese „Mode", wenn ich mich so ausdrücken darf, so große Verbreitung, daß Augustus sich mit gutem Recht rühmen konnte, er habe Rom in Backstein vorgefunden und in Marmor hinterlassen. Jure sit gloriatus marmoream (Romam) relinquere, quam lateritiam accepisset! Suetonius.

Seine höchste Blüte erreichte dieser Handel während der Regierungen Trajans und Marc Aurels, die mehrere Gesetze bezüglich der Brüche erließen. Aus den Thälern wurden die ungefügen alten Blöcke, geschwärzt und zernagt von dem Zahn vieler Jahrhunderte, nach dem Hafen von Luni gebracht, dann nach Ostia und den Tiber hinauf verschifft bis zur Marmorata, einem nahe der jetzigen Basilica St. Paolo belegenen Lagerplatz. Jedem Stücke wurde der Name des Consuls und eine eigene Nummer eingegraben, gerade so wie heute noch Preis und Namenszug des Verkäufers in rot darauf zu lesen sind. Ein den Gruben von Fantiscritti entnommenes Relief scheint aus der Zeit des Septimius Severus zu stammen, und die drei, einst der glatten Wand des Berges eingegrabenen Gestalten, die man sonst als Jupiter, Herkules und Bacchus erklärte, stellen — wenn wir dem gelehrten Guattoni Glauben schenken wollen — eben jenen Kaiser mit seinen beiden Söhnen Caracalla und Geta dar.

Dann kam eine Zeit, wo in Italien die Liebe für die schönen Künste erstarb, und vergebens sehen wir uns nach Aufzeichnungen über die Brüche um bis zum elften Jahrhundert. Vielleicht waren sie ganz vergessen; denn sonst hätte Amalasunta nicht den Kaiser Justinian um Erlaubnis gebeten, in Griechenland gekauften Marmor nach Italien bringen zu dürfen. Aber als die Macht der Pisaner wuchs und sie ihre Herrschaft über die Lunische Küste ausdehnten, da waren sie die ersten, die die Marmorarbeiten wieder aufnahmen, um Kirchen zu errichten, die einen Weltruhm erlangt haben. Im Jahre 1067 wurde Marmor von hier geholt zum Bau des Doms von Pisa, später für die von Modena, Assisi, Orvieto und Lucca.

Barbarossa trat Carrara mit den Brüchen seinem getreuen Peter — Bischof von Luni im Jahre 1183 — ab, gerade als schließlich das alte Luni vom Erdboden verschwand. Hoch oben in dem Bruch von Zampone ist eine Skulptur des Baretts der Bischöfe von Luni, denen, als den rechtmäßigen Herren, der gegenwärtige Eigentümer noch immer eine unbedeutende Rekognitionssumme zahlt. In den folgenden Jahrhunderten hatte Carrara in raschem Wechsel die Visconti, die Lucca, die Malaspina, die Camposregosa und die Fieschi zu Herren. Um 1500 sah es in seinen Mauern Bandinelli, Ammannato, Alfonso Lombardo, Giambologna und eine Fülle anderer, die in der Kunstgeschichte als Sterne um die Sonne Michel Angelo glänzen. Dieser selbst weilte wiederholt hier, durch harte Notwendigkeit zu Arbeiten gezwungen, die mehr einem gewöhnlichen Handwerker, als dem erhabenen Künstler ziemten. Seine im britischen Museum bewahrten Briefe zeigen uns, wie ihn die Unredlichkeit seiner Mitmenschen schmerzvoller verwundete, als die wilden Felsen, darinnen er umherklimmen und selber die Blöcke suchen und wählen mußte. Mit Rührung hemmt der Besucher von Carrara den Schritt vor dem Häuschen, in dem der Schöpfer des David und des Moses gewohnt hat.

Dank den weisen, von Fürst Alberich I. (aus der Familie Cybo Malaspina) abgeschlossenen Verträgen erreichte der Handel im 16. Jahrhundert seinen Gipfel; selbst nach Frankreich wurde der Marmor versandt, wie aus einem Briefe erhellt, den König Karl IX. an den oben genannten Fürsten, zwei Monate nach der Bartholomäus-Nacht, richtete*).

Aus der Proklamation Karls I. (auch ein Cybo Malaspina) im 17. Jahrhundert geht hervor, daß damals die Marmorindustrie sehr in Verfall gekommen war; neuen Aufschwung nahm sie im 18. Jahrhundert; und am 2. September 1769 gründete Maria Theresia die Akademie der schönen Künste, aus der so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind. Dieses Städtchen ist die Wiege Alberto Massiolos gewesen, ferner Danese Cattaneos, Pietro Paccas, Francesco Barattas, der Vacca und der Finelli, Bernardo Raggis und des berühmten Pietro Teneranis. Beim Ausbruch der Napoleonischen Kriege litt die Industrie bedeutend, denn der große Despot legte seine tyrannische

*) Das Original befindet sich in der Bibliothek Sienas.

Hand auch auf die ärmlichen Steinbrecher. Sie belebte sich im Jahre 1832 und bewegt sich seither immer in aufsteigender Linie, ein gutes Omen für die fleißigen Leute von Carrara. — Andere Brüche sind in Massa, aber die Nachrichten darüber gehen nur bis ins Mittelalter zurück. Sie wurden von ihren Fürsten vernachlässigt, gleich denen von Serravezza. Heutzutage aber wetteifert der Marmor dieser letzteren Stadt, unter dem Namen des versilianischen, nicht nur mit dem von Carrara, sondern auch mit allen anderen, sonst noch auf dem Erdball entdeckten Arten.

Die Zahl der Brüche beträgt etwa 700, aber in mehr als 300 hat die Steinhaue noch nie ihre Wunden gerissen. Von den bei Massa vorhandenen 200 sind erst 45 bearbeitet — und andere 150 sind in Versilia verstreut. Welch ein ungeheurer Reichtum liegt noch begraben in diesem stolz den Angriff erwartenden Alp!

Der Lateiner nannte dieses Gestein lapis im allgemeinen und marmor im besonderen, von „μαρμάρεος“ (hell oder leuchtend) wegen der glitzernden Teilchen, die nur im wirklichen Marmor und vor allem im griechischen gefunden werden. Seine verschiedenen Gattungen sind nicht in Schichten geordnet, sondern unter einander gemengt, „gleich den Farben des Regenbogens“. Ein leichter, sandiger Ueberschutt bedeckt die Blöcke und trennt sie von einander; man hat bemerkt, daß der der Sonne ausgesetzte Marmor härter, der im Schatten lagernde feiner und weicher wird. Durch Mischung mit metallischen und heterogenen Substanzen wird er zuweilen gezeichnet, gefleckt, geädert und gesprenkelt, Fehler, die ihn natürlich weniger wertvoll für die Bildhauer machen. So verschieden aber auch die Arten in Zusammensetzung, Körnung, Farbe und Härte sind, so lassen sie sich doch in die dreifache Klassifikation von brecciati, bardigli und bianchi einordnen*).

Obwohl der elegante brecciato für Ornamente besonders beliebt, der geblümte bardiglio architektonisch brauchbar ist, so gebührt die Palme doch dem bianco, besonders dem fleckenlosen Statuenmarmor. Dieser edelste von allen zeigt sich dem Steingräber durch eine Decklage von Schiefer an, die er „madre“ nennt. Er hat viele Varietäten; zuweilen ist er leuchtend weiß, zuweilen perlgrau; oft schimmert er bläulich, oft in zartestem Fleischton, wie es z. B. bei dem von Crestola, dem weitaus schönsten, der Fall ist. Er steigt im Wert je nach der Frische, der Inkarnatsfarbe, der feinen und ich möchte fast sagen weichen Krystallisation und Größe der Stücke; natürlich spricht auch die Freiheit von Unreinheiten wesentlich mit. Wehe dem Künstler, wenn er, mitten in der Freude über das langsame Hervortauchen seines lange gehegten und liebgewonnenen Gedankens aus dem kostbaren Block — plötzlich einen Flecken oder eine Ader erspäht, die die Schläge seines Meißels bloßlegen. Dupré sagt in seinen Memoiren, daß, während er an dem „Giotto“ der Uffizien für die Großherzogin Maria Antonietta arbeitete, er ein Haar fand, das den Marmor mitten hindurch gespalten hatte und ihn zwang, sich zu einer Reproduktion der Statue zu entschließen.

Von Canova erzählt uns sein Freund Antonio d'Este, daß es ihm eine wahre Pein gewesen sei, schwarze oder bläuliche Punkte in dem edlen Stein zu sehen; auf den Rat von Chemikern, besonders des berühmten Davy, versuchte er sie durch verschiedene Präparate zu entfernen. Eines Tages, während er so experimentierte, fingen die Chemikalien Feuer und explodierten mit vulkanischer Kraft; er wurde zu Boden geworfen und entging nur mit genauer Not dem Tode.

Der herrliche italienische Statuenmarmor kann sich wohl dem parischen der Alten an die Seite stellen. Selber zart und rein, zeigt er gleichsam einen Widerwillen gegen alles, was nicht weiß ist. Berührt man ihn mit Aetzkalk, so wird er blutig gefleckt — oder mit Rotwein, so wird er veilchenfarben; ein Tröpflein Oel macht ihn glanzlos oder der Saft einer Kastanie schwarz. In ihm nahmen die Horen, die Grazien, die

*) Brecia ist eine Art Marmor, die aus einer Verbindung winziger Steinchen besteht; bardiglio ist ein weißer Marmor mit dunklen blauen Streifen, bianco endlich der rein weiße.

Caritas, die Psyche, die Fama, der Abel jene lebenatmenden Formen, so voll Anmut und Schönheit, an, die einen Canova, einen Finelli, Bartolini, Tenerani, Rauch und Dupré unsterblich gemacht haben.

Unter den verschiedenen Statuen-Marmorarten aus den Brüchen von Bettogli, Polraccio, Carpevole, Falconai, Giardino, Altagnano und Crestola ist letzterer der erlesenste von allen, sowohl wegen der Schönheit seiner Oberfläche, als auch, weil er, weniger zum Absplittern neigend, unter erfahrener Hand die feinst gemeißelten und zartesten Züge anzunehmen vermag. Einen schönen Beweis von der Trefflichkeit dieses Marmors lieferte der bedeutende Bildhauer Giosué Meli in seiner „Pompejanischen Mutter", jetzt im Besitze des Mr. Mitchell Henry, Stratheden House, Hyde Park. Angstgetrieben flieht das Weib mit ihrem Kinde aus der untergehenden Stadt und sucht sich durch ein hoch über dem Haupte gehaltenes Gewand oder Laken vor dem glühenden Regen zu schützen. Die Luft, die sie laufend durchschneidet, schwellt die Falten des Stoffes, der, dank der meisterlichen Ausführung dieser Falten und der Feinheit der Arbeit, so dünn und durchsichtig erscheint, als sei er wirklich nur Linnen.

Später arbeitete derselbe Künstler in seinem römischen Atelier auch noch das „Pompejanische Mädchen".

Der klassische Bruch von Polraccio liefert die größten Monolithen, deren einige 16 Kubikmeter messen. Vasari hat ihn viel gepriesen, und der „David" Michel Angelos und der „Wellington" Canovas sind aus ihm hervorgegangen.

Die kolossalsten Monumente aber, die lustigsten Säulen und prächtigsten Hallen sind in bianco chiaro ausgeführt worden. Dies ist das Material, das wir im „Theseus", im „Herkules und Lyca" von Canova finden, im „Wellington" von Tenerani, in den „Letzten Tagen Napoleons" von Vela, sowie auch in Fedis „Raub der Polyxena", welche Gruppe der ausgezeichnete künstlerische Geschmack des toskanischen Volks in der Loggia de Lanzi in Florenz aufgestellt zu sehen wünschte. Vasari versichert, daß der Block von bianco chiaro, den Cosimo I. dem Ammanati für seinen „Neptun" schenkte, zehn und eine halbe Armlänge in der Höhe und deren fünf in der Breite gemessen habe. Er war so herrlich, daß Cellini, wie er selber berichtet, aus Schmerz darüber, ihn nicht erhalten zu haben, erkrankte und ohnmächtig zusammenbrach.

Auf Befehl der Regierung der Vereinigten Staaten wurde in den achtziger Jahren in Carrara ein kolossales Monument für das Schlachtfeld gearbeitet, wo die föderierte Armee den glänzenden Sieg über die Südstaaten erfocht. Eine Granitsäule erhebt sich auf dem Postament, das vier allegorische Eckfiguren zieren. Das ganze Monument ist 68 Fuß hoch und wird von einer riesenhaften Viktoria gekrönt.

Kenner bezeichnen den Marmor von Forno, Canalbianco und Torano als den besten bianco chiaro.

Eigenartige Eindrücke empfängt man, wenn man sich mitten hineinstellt in das geschäftige Treiben der Thäler von Torano, Polraccio und Crestola.

Es ist ein scharfer Kampf, den der Mensch mit der Natur an diesen Hängen der apuanischen Alpen führt, wo das Echo der Titanenarbeit von Berg zu Berg wiederklingt. Hier liegen Blöcke, wohl aus schwindeliger Höhe herabgeschleudert; dort scheint in gewaltiger Explosion die Erde entzwei zu reißen und in ihren Tiefen zu erzittern; Gruppen von Männern sind beschäftigt, große Steinplatten zwischen den mächtigen Felsen abzulösen, das Ueberflüssige des Marmors wegzuräumen, ihn im Rohen zu behauen, ihn zu entsanden, mit Bimsstein zu reiben und ihn fortzutragen. 42 Säge-Etablissements mit 200 entsprechenden Apparaten liegen an den Ufern des Carrione, und in der betriebsamen kleinen Stadt sind 115 Laboratorien für Bildhauerei und Ornamentik. Alle die Brüche gehören 178 Geschäftsleuten. Der Transport der Blöcke wird dauernd mit 450 Menschen, 300 Paar Ochsen, 425 vierrädrigen und 300 zweirädrigen Karren betrieben. Dreitausend Leute arbeiten in den Brüchen; um das für sie nötige Wasser heranzutragen, sollen immer hundert Frauen beschäftigt sein; weitere 550 Personen

werden in den Werkstätten und Laboratorien gebraucht. Diese Arbeiter kennen den Marmor besser, als irgend ein Mineralog, und spüren ihn fast instinktiv heraus. Der Export nach allen Ländern Europas und Amerikas beträgt jährlich 100 000 Tonnen. Gesetzt aber den Fall, einige unternehmende Engländer oder Amerikaner, jene kühnen Bergleute der Kordilleren, faßten hier an den apuanischen Alpen Fuß, wie bald würden sich da hunderte von Schienenwegen an diesen entzückenden Thälern hinaufschlängeln; die Wasser des Carrione, des Frigido, des Versilia würden sich in zahllose Maschinen verwandeln, und anstatt 100 000 Tonnen Marmors würde eine Million jährlich ausgeführt werden; die Befürchtung des Plinius, des Ovid und Juvenal, man möchte die Berge zerstören, wäre da am Ende so gar grundlos nicht. Wahrscheinlich würde auch mit weniger Verschwendung vorgegangen werden; gegenwärtig sind die Bergwände überschüttet mit den abgebrochenen Stückchen aus den Brüchen, und die Thäler sind so voller Schutt, daß neue Schachte zwanzig Meter höher hinauf gebohrt werden müssen. Alle diese Abfälle gemahnen an das Thun und Treiben vieler Generationen, sie sind die übrigen Brocken von der großen Tafel der Arbeit von Jahrhunderten.

Wegen der Unvollkommenheit der in Italien üblichen Instrumente wird der Marmor unbehauen verschickt und kehrt, zugerichtet, aus dem Auslande zurück. Sollte es nicht denkbar sein, in Italien selbst etwas mehr Fleiß und Geschick zu entwickeln und neue Systeme der Technik in Anwendung zu bringen, besonders auch in der Art der Loslösung der Monolithen von den Bergen?

Das Sprengen der Minen fordert noch immer viele Opfer. Leicht kann man sich vorstellen, welche mächtigen Wirkungen durch die Entzündung von 2000 Pfund Pulver in einer Tiefe von etwa 20 Metern hervorgebracht werden. Welche gewaltigen Spalten müssen aufgerissen, welch ein Hagel von Felsblöcken umhergeschleudert werden! Ein Hornstoß giebt warnend Kunde, wenn eine Explosion vor sich gehen soll; fliehend suchen die Menschen in Höhlen Schutz, während der Sturm der Verwüstung über ihren Häuptern tobt. Zuweilen rollen auch Steinmassen, die sich von selbst losgelöst haben, auf den Vorübergehenden herab. Jervis, ein Engländer, der Ende der sechziger Jahre Toscana bereiste, beschreibt in seinen interessanten Mitteilungen über die mineralogischen Formationen Italiens den Absturz eines mächtigen Blockes gewöhnlichen Marmors, der von einem besonders hohen Punkte des Berges abgesprengt worden war: „In der Bergschlucht abwärts rollend, zermalmte er die kleinen Steine zu Pulver, das in dichter Staubwolke aufwirbelte, als sei eine Kanone abgefeuert; aufwärts die gegenüberliegende Böschung trieb ihn das eigene Ungestüm, während Ströme von Steinen, unsanft aus toter Ruhe geweckt, umhertanzten, sich mit rasselndem Lärm über einander wälzten und heftig gegen „des Berges alte Rippen“ anprallten. Der Koloß hatte indessen, dem Fußball eines Riesen gleich, seinen jähen Lauf fortgesetzt, fortwährend die Richtung wechselnd, kopfüber bald hierhin, bald dorthin schwenkend, bis er nach durchraster halber Meile in zwei Hälften zerbarst, doch nicht, ohne vorher einige arme Bergleute zu töten, die nicht wußten, wohin sie fliehen sollten. Wer niemals Augenzeuge solcher Scenen war, kann sich ihre Grandiosität kaum vorstellen.“

Früher war es Sitte, durch den Schall einer Glocke die Christen zur Fürbitte zu mahnen, so oft die Arbeit in den Brüchen ein neues Opfer gefordert hatte. Kein Tag verfloß, ohne daß ihre traurigen Töne unsagbaren Schrecken und Angst unter Hunderten von alten Vätern und Müttern, jungen Frauen und Töchtern — kurz allen Bewohnern des Städtchens — erregten; haben sie doch alle Verwandte in den Brüchen; endlich wurde das dumpfe Läuten verboten.

Zum Schluß möchte ich hier noch eine kurze, dem „Bel Paese“ Stoppanis entnommene Beschreibung des Transports der Blöcke auf den Karren anfügen:

„Da liegt die ungefüge Masse, abgesprengt, zu Boden gesunken und augenscheinlich entschlossen, für immer da zu bleiben, Geschlechtern von Athleten zum Trotz. Vier oder fünf Männer nahen sich mit langen, eisernen Hebebäumen, just als wollten sie den

Karren nur ein wenig stacheln; die Spitzen ihrer Hebel stemmen sie auf den Grund und unter eintönigem Gesang erfolgen vereinte, wiederholte Angriffe gegen die untere Kante des schlummernden Riesen, bis er erwacht und sich taumelnd und schwankend anschickt, auf dem Karren Platz zu nehmen, vor den zwölf oder sechzehn Paar Ochsen gespannt sind. Die Karren bewegen sich schnell und regelmäßig abwärts auf der staubigen Straße; die mit Stachelstöcken bewaffneten Fuhrleute gehen entweder zur Seite oder sitzen auf den Wagen, mit dem Gesicht den Blöcken zugewandt, um deren Bewegungen zu beobachten. Hinten an jedem Karren ist ein zweiter Block befestigt, der mit ungeschickten Sprüngen, bald rechts, bald links stolpernd, ganz plebejisch zu Fuße seinem vornehmen Bruder folgt, der die Reise zu Wagen vollführt. Plötzlich stockt der Zug; der hintere Block bleibt regungslos, als befiele ihn eine Ohnmacht, die Ochsen stehen versteinert. Nun folgt ein wildes Schauspiel, das sich täglich wohl hundertmal auf diesen unseligen Straßen wiederholt. Die sitzenden Ochsentreiber springen herab und dringen auf die armen Tiere mit Geschrei und unbarmherzigen Stichen ihrer spitzen Treibstöcke ein. Die gestachelten Ochsen raffen sich auf und ziehen mit äußerster Anspannung ihrer Kräfte, der Bauch berührt die Erde, die Muskeln unter der Haut schwellen hoch an; der Karren aber rührt sich nicht; die erneuten und verstärkten Zurufe mischen sich in höllischem Konzert mit dem schrecklichen, melancholischen, durchdringenden Gebrüll der geplagten Ochsen. Nichts sieht man jetzt als eine wirre Gruppe von langgestreckten Körpern, verzerrten Gesichtern, blutunterlaufenen Augen und schaumbedeckten Mäulern von Tieren und Menschen. Plötzlich, inmitten der undurchdringlichen Staubwolke, knarrt ein Rad, der Karren rasselt und macht eine ungestüme Vorwärtsbewegung, wie durch elektrischen Schlag getroffen; die Kette hinten zieht sich straff und die unlenksame Masse, die im Staub vergraben war, beginnt, aufgeschreckt aus ihrem rauhen Bette, von neuem ihre grotesken Sprünge hinter dem Karren, der im Triumph seinen Weg fortsetzt; ein grausamer Anblick, der uns an einen noch grausameren gemahnt — jene ausgedehnten assyrischen Bas-Reliefs (ja auch römischen), die so oft die Scene einer langen Reihe von Gefangenen oder Sklaven wiederholen, die an ein Tau zusammengekoppelt sind, dessen Ende einen enormen Monolithen umschlingt, während barbarische Wärter seitwärts stehen, bereit mit Peitschenhieben etwaige zögernde Schritte der Unglücklichen zu strafen."

Wahrlich ein häßliches Bild aus dem „schönen Lande" (bel paese). Und mir thut es fast leid, damit schließen zu sollen. Ohne Zweifel könnte viel verbessert werden, sowohl an den Instrumenten und der Art der Fortschaffung des Marmors, als auch an der Lage der Arbeiter. Möchte es dem neu aufstrebenden Italien gelingen, die Schätze seiner Tiefe zu heben und Früchte aus schwellenden Knospen zu reifen zum Wohle seines Volks und zum Ruhm seines Landes.

Segen des Mansfelder Bergbaues.

Von

Dr. C. Schlemmer.

Bergbau und Hüttenwesen haben in Deutschland seit alten Zeiten auf hoher Stufe gestanden. Das ungeheure Anwachsen der Industrie hat naturgemäß die Ausbeutung der fossilen Schätze in gleichem Maße gesteigert, und in Förderung der wichtigsten derselben, Kohlen und Eisen, nimmt das deutsche Reich unter den europäischen Ländern die zweite Stelle ein. Denselben Platz behauptet das deutsche Reich bei Gewinnung des, abgesehen von den Edelmetallen, nächst wichtigen Metalles, des Kupfers, von dem jetzt mindestens eine vierfache Menge gewonnen wird, als vor wenigen Jahrzehnten. Bei weitem der größte Teil der Ausbeute an Kupfer im deutschen Reiche entfällt auf den Bezirk der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft. Der seit alter Zeit in der Grafschaft Mansfeld und deren Nachbargebieten betriebene Bergbau ist in weitesten Kreisen vor allem dadurch bekannt, daß der Vater unseres Dr. Martin Luther in Mansfeld als Bergmann gelebt hat. Allgemein bekannt dürften auch die in der Zeit von 1825 bis 1861 aus dem daselbst gewonnenen Silber geprägten Thaler sein, welche auf der Rückseite statt des preußischen Wappenadlers die schöne Inschrift tragen: Segen des Mansfelder Bergbaues. In jüngster Zeit wurde die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf diesen höchst wichtigen Teil des deutschen Bergbaues gelenkt, als in der ersten Hälfte des Jahres 1892 durch alle Zeitungen die Nachrichten liefen, daß eindringende Wasser einige Schächte desselben bedrohten, ja dieselben unbefahrbar gemacht hätten. Der Grund für diese den ganzen Mansfelder Bergbau mit Vernichtung bedrohenden Gefahr ist durch die angestellten Untersuchungen darin gefunden worden, daß von den Mansfelder Seen aus Durchbrüche nach dem Bergwerksgebiete stattgefunden haben. Ob und wie diese Gefahr zu beseitigen sein wird, soll hier unerörtert bleiben, nur mag erwähnt werden, daß bereits Unterhandlungen eingeleitet sind, um die beiden Seen in den Besitz der Bergbau treibenden Gewerkschaft zu bringen, sie alsdann auszupumpen und dadurch die Fortführung des Bergbaues sicher zu stellen. Jedenfalls darf also ein gewisses Interesse für den Mansfelder Bergbau als allgemein vorhanden angenommen werden, und es sind deshalb gewiß einige Nachrichten über die Geschichte desselben, sowie eine kurze Beschreibung der Art, wie die Erze gewonnen und in brauchbares Kupfer und Silber verwandelt werden, nicht unwillkommen. Die folgende Darstellung des Mansfelder Bergbaues, seiner Geschichte und des Hüttenbetriebes daselbst beruht fast ausschließlich auf einer von der Ober-Berg- und Hütten-Direktion zu Eisleben

verfaßten Denkschrift, für deren Ueberlassung der Schreiber dieser Zeilen der genannten Behörde auch an dieser Stelle seinen Dank auszusprechen nicht umhin kann.

Wir beginnen mit einer

Geschichte des Mansfelder Bergbaues.

Die Kupferschiefer-Reviere der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft liegen im Osten und Süd-Osten des Harzes und werden ungefähr durch die Städte Sangerhausen, Eisleben, Mansfeld, Hettstedt und Gerbstedt bezeichnet und umfassen ein Gebiet von ungefähr 500 Quadrat-Kilometern. (Das Nähere über Ausdehnung und Lagerung des Kupferschieferflötzes folgt im zweiten Abschnitte.) Durch das Statut vom 21. Januar 1852 haben alle in diesem Gebiete Bergbau treibenden Gewerkschaften sich zu der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft vereinigt, welche zehn Jahre später, 1862, die Verwaltung ihrer Berg- und Hüttenwerke selbständig übernommen hat. Bei einem Rückblick auf die Geschichte und Entwicklung des Mansfelder Bergbaues erscheint es ratsam, die ursprünglich getrennten Bezirke einzeln zu betrachten. Am ältesten ist der Bergbau in der vormaligen Grafschaft Mansfeld innerhalb der sogenannten kaiserlichen Berggrenze; die hier, wie sich zeigen wird, allmählich entstandenen Gewerkschaften kauften 1810 die Berg- und Hüttenwerke im Rothenburger Bezirk und Saalkreis (Hettstedt und Gerbstedt) und 1825 und 1830 die im vormals Sangerhäuser Amtsbezirk gelegenen.

Ursprünglich war die Ausbeutung der Bergwerke ein Vorrecht des Königs, welches aber wie alle diese Privilegien oder Regalien für besondere Dienste einzelnen Großen in ihren Landen übertragen ward. Durch die goldene Bulle kam 1356 mit einer ganzen Reihe anderer auch das Bergregal an die Reichsunmittelbaren. So wurden infolge dieses Gesetzes auch die damals reichsunmittelbaren Grafen von Mansfeld 1364 von Karl IV. mit dem Bergrecht belehnt für einen Bezirk, den die oben erwähnte kaiserliche Berggrenze umschloß. Dieselbe zog sich von Wippra nach Osten über Leimbach und Gerbstedt bis Friedeburg an der Saale, von da in südlicher Richtung an der Saale aufwärts bis Salzmünde, lief dann durch den größeren der beiden Mansfelder Seen, den salzigen See, die südlich von Eisleben gelegenen Orte Hornburg und Rotenschirmbach einschließend, nach Südwesten und wandte sich in nordwestlicher Richtung wieder nach Wippra. Nach anderen Nachrichten soll die erste Beleihung der Grafen mit dem Bergbau schon durch Friedrich II. 1215 erfolgt sein, und sicher ist in der Grafschaft Mansfeld schon lange vor dieser Zeit Bergbau getrieben worden. Doch sind die ersten bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichenden Nachrichten darüber sehr lückenhaft. Eine Mansfelder Chronik berichtet, daß bei Hettstedt zuerst im Jahre 1199 zwei Bergleute mit der Gewinnung von Kupferschiefer begonnen haben, wodurch dann der Bau des Schlosses und die Gründung der Stadt veranlaßt worden sei. Nach der Beleihung mit dem Bergregal durch den Kaiser betrieben die Grafen den Bergbau auf eigene Rechnung und derselbe gewann infolge günstiger Verhältnisse (vergl. Abschnitt II) bald solche Blüte, daß der jährliche Ertrag desselben im fünfzehnten Jahrhundert auf 20 000 Centner Kupfer angegeben wird. Dieser reiche Gewinn war wohl nicht zum wenigsten die Veranlassung, daß die Herzöge von Sachsen, die mächtigen Nachbarn der Grafen von Mansfeld, nach der Lehnshoheit über diese Grafschaft strebten, welche sie endlich auch erlangten, so daß die Grafen trotz heftigen Widerspruchs die Belehnung mit dem Bergregal nunmehr von den Herzögen empfingen. Nur vorübergehend erlangten jene 1518 und 1521 nochmals die directe Belehnung vom Kaiser Maximilian und von Karl V. Schließlich mußten sie sich fügen, und die Herzöge von Sachsen behaupteten das ihnen 1484 zugestandene Recht für die Folgezeit.

Mancherlei Umstände trugen nun aber dazu bei, den Mansfeldschen Bergbau in Verfall geraten zu lassen: die ungeheuren Kosten, welche den Grafen durch das Leben

am kaiserlichen Hofe sowie durch die Kriegsdienste, vor allem aber durch den übermäßigen Ankauf von Besitzungen erwuchsen, veranlaßten sie, die Einnahmen aus den Bergwerken zu steigern, ein Bestreben, welches noch vergrößert wurde, als die Grafschaft um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter drei, und später, Anfang des 16., unter fünf Linien geteilt ward. Gleichzeitig damit ward auch das Bergwerk durch die sogenannte Feuerordnung in fünf Teile geteilt und 1536 eine neue ausführliche Bergordnung festgesetzt, wie es solche auch schon früher gegeben hatte. Der aus den angegebenen Gründen bedeutend gesteigerte Bergwerksbetrieb hatte natürlich auch eine Vermehrung der „Feuer" zum Schmelzen der Schiefer zur Folge gehabt, so daß deren 1536 nicht weniger als 95 bestanden, und dadurch entstand bei dem ungeheuren Holzverbrauch, durch den nicht nur die gräflichen Forsten, sondern auch die ihrer Nachbarn arg mitgenommen wurden, bald Mangel an Kohlen. Die Bergordnung bestimmte deshalb, „daß zwar jeder Graf seine eigentümlichen Hölzer zum Schmelzen mit den ihm in der Teilung zugefallenen Feuern selbst gebrauchen, außerdem aber auf allen Mansfeldschen Bergwerken einheitlicher Kohlenhandel sein und keine neue Hütte, also kein neues Feuer angerichtet werden sollte." Die angegebenen 95 Feuer waren nun aber bei der Feuerteilung nicht mehr sämtlich im Besitz der Grafen. Dieselben hatten nämlich in ihrer Geldverlegenheit gegen Vorschüsse von den Kupferhändlern einzelne Gruben und Hütten an diese verpfändet, andere wieder an Privatpersonen gegen Entrichtung des Zehnten verliehen, und es wurde nun, da jeder möglichst hohe Erträge erzielen wollte, sogenannter Raubbau betrieben, indem auf Herrichtung neuer abbaufähiger Strecken kein Bedacht genommen ward. Die im Besitz der fünf gräflichen Linien gebliebenen fünfzig Feuer wurden als Herrenfeuer von den Erbfeuern unterschieden, welche von Privatpersonen als Erbhüttenmeistern betrieben wurden. Trotz der bei der Feuerteilung festgesetzten Bergordnung nahmen aber die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Hüttenbesitzern kein Ende, und so geriet der Bergbau je länger je mehr in Verfall.

Um denselben wieder zu heben, setzte deshalb der Oberlehnsherr der Grafen, der Kurfürst von Sachsen, durch die 1568 zu Dresden aufgerichtete Zusammensetzung durch, daß die gräflichen Linien sich wieder zum gemeinschaftlichen Betrieb des gesamten Bergbaues vereinigten. Aber der dadurch herbeigeführte Aufschwung des Bergbaues war nur von kurzer Dauer: die Geldverhältnisse der Grafen waren so zerrüttet, ihre Schuldenlast auf die für jene Zeiten ungeheure Summe von 2½ Millionen Gulden angeschwollen, daß schon 1570 die beiden Lehnsherren der Grafschaft, Kursachsen und das Erzstift Magdeburg, über den größten Teil der Grafschaft und deren Bergwerke die Sequestration verhängten und dieselbe trotz des Protestes der Grafen durchführten und im Anfange des 17. Jahrhunderts auf die ganze Grafschaft ausdehnten. Thatsächlich hörten damit die Grafen auf zu regieren, und der von ihnen gemachte Vorbehalt, daß sie und ihre Erben nach Bezahlung der Schulden wieder in alle ihre Rechte eintreten sollten, hat keinen Erfolg gehabt, da beim Aussterben des Grafenhauses im Mannesstamme 1780 die Schuldenlast noch immer mehr als eine Million Gulden betrug. Zugleich mit der Verhängung der Sequestration fand auch eine Regelung der Lehnsverhältnisse der beiden Lehnsherren Sachsen und Magdeburg statt, wobei ersteren das Uebergewicht in der Grafschaft zufiel; vor allem erhielt dieses, und das war später von der größten Wichtigkeit für den Bergbau, die ausschließliche Oberlehnsherrlichkeit über diesen innerhalb der kaiserlichen Berggrenze. Diese sogenannten Permutationsrecesse wurden später, als durch den westfälischen Frieden Magdeburg an Brandenburg kam, von diesem anerkannt und haben ihre Gültigkeit behalten bis zum Tilsiter Frieden 1807, wo die Grafschaft Mansfeld ein Teil des Königreichs Westfalen ward.

Den Verfall des Bergbaues vermochte aber auch diese Maßregel der Lehnsherren der Grafschaft Mansfeld nicht aufzuhalten, zumal die Zeitverhältnisse sehr ungünstig für solche Unternehmungen waren. Durch den 30jährigen Krieg, der in jeder Beziehung

so namenloses Elend über Deutschland brachte, geriet der Mansfelder Bergbau völlig ins Stocken, und wenn auch nach dem westfälischen Frieden der Kurfürst es sich ernstlich angelegen sein ließ, demselben wieder aufzuhelfen, so blieben doch solche Bemühungen bald gänzlich erfolglos, da die Stollen und Schächte fast alle verfallen waren und die alten Gläubiger der Bergwerke, vor allem der Rat der Stadt Leipzig, keine weiteren Vorschüsse machen wollten. Sollte deshalb geholfen werden, so mußte ein durchgreifendes Mittel angewandt werden, man mußte den Bergbau von den Schulden befreien, d. h. die Grafen von Mansfeld veranlassen, auf ihr Privilegium zu verzichten und den Bergbau freizugeben. Wenn nun auch thatsächlich der Bergbau um diese Zeit kaum noch in den Händen der Grafen war, so zogen sich doch die Verhandlungen über die Bedingungen der Freilassung sehr in die Länge, und um inzwischen nicht alles völlig verfallen zu lassen, ward auf Rechnung der Grafen der sogenannte Interimsbau eröffnet, eine kümmerliche Fortführung der kümmerlichen Rechte des Bergbaues. Endlich ward erreicht, daß die Grafen und ihre Gläubiger unter gewissen unwesentlichen Bedingungen auf alle Eigentumsrechte an den Bergbau verzichteten, und nun erschien 1671 das Freilassungspatent und die auf Grund desselben entworfene Mansfeldsche Bergordnung, welche alle Mansfeldschen Bergwerke „wie die Grafen damit beliehen waren, samt allen darin befindlichen Stollen, Schächten, Halden, Hütten, Hüttenställen, Wasserläufen, Wegen u. s. w., in Summa allen Ein- und Zubehörungen, wie sie Namen haben mögen, von Alters her dazu gehöret, auch noch gehören u. s. w., ferner auch allen Vorräten in und außer den Gruben dergestalt frei erklären, daß jedermann in- und ausländisch, ohne in der Grafschaft seßhaft zu sein, gleichwie auf andern Bergstätten, das Bergwerk muthen, bauen, allenthalben frei einschlagen, schmelzen, die Kupfer saigern und ohne Auflage und Beschwerung frei verkaufen können." Gemäß den früheren Abmachungen bezogen sich diese Vorschriften außer auf das innerhalb der Berggrenze gelegene Gebiet auch auf die außerhalb derselben gelegenen Teile der Grafschaft, z. B. Hettstedt, Wiederstedt, Leinungen u. s. w.

In den nächsten Jahren nach der Freilassung des Bergbaues bildeten sich nunmehr mehrere Gewerkschaften, welche die vorhandenen Hütten übernahmen und sich nach denselben benannten; denn daß der Bergbau unter den neuen Verhältnissen noch gewinnbringend sein werde, konnte für Kundige keinem Zweifel unterliegen. Diese verschiedenen Gewerkschaften haben fast von Anfang an zu ihrem eigenen Vorteile gemeinschaftlichen Bergbau betrieben. Dafür boten sich auch mancherlei Berührungspunkte. Am nötigsten war vor allem, die alten, fast ganz verfallenen Stollen wiederherzustellen, zu welchem Zwecke die Mansfeldsche Bergordnung eine besondere Stollensteuer vorschrieb, so daß also die Ausrichtung neuer Flötzfelder durch die Stollen gemeinschaftlich betrieben ward. Ebenso wurde die Entsilberung des gewonnenen Kupfers auf einer gemeinschaftlichen Hütte, zuerst bei Leimbach, später auf der Saigerhütte bei Hettstedt vorgenommen. Am wichtigsten war der gemeinschaftliche Kohlenhandel. Von Alters her hatte der Bergbau seinen Bedarf an Holz und Kohlen aus den gräflichen Forsten gedeckt, wofür ein sehr mäßiger Preis gezahlt wurde. Ein großer Teil dieser Forsten war nun aber infolge der Geldverlegenheiten der Grafen in andere Hände gekommen, und nach der Freilassung des Bergbaues konnten die Gewerkschaften es nicht durchsetzen, auch aus diesen ihren Bedarf zu entnehmen, sie mußten sich vielmehr auf diejenigen Forsten beschränken, welche bei Verhängung der Sequestration noch im Besitz der Grafen waren. Diese sogenannten Sequestrationsforsten haben bis zum Jahre 1832 hauptsächlich Holz und Kohlen geliefert und wurden in genannten Jahre dem preußischen Staate, an den inzwischen die Grafschaft Mansfeld gekommen war, abgekauft. In neuerer Zeit kommt auf den Hütten fast ausschließlich Koks zur Verwendung, und diese gewerkschaftlichen Forsten, die sich über mehr als 5000 Hektare erstrecken, haben nur insofern noch Bedeutung für die Gewerkschaft, als sie einen großen Teil des sogenannten Reservefonds ausmachen. Je mehr der Bergbau an Ausdehnung gewann, desto größer wurden die

Schwierigkeiten, die notwendige Menge an Holz und Kohlen zu beschaffen. Es war deshalb schon in der Zeit, als die Grafen selbst den Bergbau noch betrieben, das Verhältnis festgestellt worden, in welchem die einzelnen gräflichen Linien Anteil an den vorhandenen Kohlenmengen haben sollten. Diese Feuergerechtigkeiten oder Feueranteile, kurz Feuer genannt, gingen nun bei der Freilassung des Bergbaues auf die Gewerkschaften über, und zwar gab es, nachdem einige der letzteren wieder eingegangen und ihre Hütten von den Eisleber und Mansfelder Gewerkschaften angekauft waren, fünf Gewerkschaften mit 8 1/3 Feuern, nämlich die Eisleber Gewerkschaften der Ober- und Mittelhütte mit je 1 1/5 Feuer, die Mansfelder der Kreuzhütte mit 2 2/5, die der Silberhütte mit 1 1/5 Feuer und endlich die Kupferkammerhütte bei Hettstedt mit 2 Feuern. Nur nach dem ihnen zustehenden Feueranteil durften diese Gewerkschaften Feuer oder Oefen anlegen, und da mit einer bestimmten Menge Kohlen nur eine bestimmte Menge Schiefer geschmolzen werden kann, so ward durch diese Feuergerechtigkeiten der ganze Hüttenbetrieb in seinem Umfange bestimmt und geregelt, jedoch der Art, daß nur das Verhältnis, nicht die zu verarbeitenden Mengen bestimmt waren. Die von den Eisleber und Mansfelder Gewerkschaften in Angriff genommenen Reviere unterschied man als Eisleber und Mansfelder Berg, und zwar umfaßte ersterer die westlich und südlich von Eisleben gelegenen Gebiete, letzterer die nördlich von Eisleben über Kloster-Mansfeld und Leimbach bis Groß-Oerner reichenden. Da die genannten Gewerkschaften gemäß ihrer Feuergerechtigkeiten an der gemeinschaftlich gewonnenen Ausbeute aus dem Eisleber Berge im Verhältnis von 4 1/10 zu 2 2/5 Anteil hatten, so bezeichnete man diese Reviere auch als Fünftelreviere und die des Mansfelder Berges als Drittel-Reviere, weil hier die Mansfelder Hütten 2/3 und die Eisleber 1/3 erhielten.

Während die genannten Gewerkschaften in der angegebenen Weise gemeinsamen Bergbau betrieben, arbeitete die Kupferkammerhütte in ihren zwischen Hettstedt und Gerbstedt natürlich innerhalb der Berggrenze gelegenen Revieren selbständig. Da aber die Aufschließung neuen Flötzfeldes durch tiefere Stollen nicht nur für dieses Gebiet, sondern auch für die Mansfelder Reviere notwendig ward, einigten sich beide Gewerkschaften schon 1809 zur gemeinschaftlichen Inangriffnahme eines neuen Stollen. Zu diesem Behufe bildeten dann sämtliche Gewerkschaften einen Stollenverein, für welchen aber erst 1822 die näheren Bestimmungen getroffen wurden. Während der langen Kriegszeit im Anfange unseres Jahrhunderts und auch nach derselben kam allerdings dieser Betrieb nicht recht in Schwung und erst nach 1830 wurde die Arbeit hier rüstig gefördert (vergl. über diese Stollen Abschnitt II), bis dann 1852 alle Gewerkschaften in der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft vereinigt wurden.

Auch außerhalb der kaiserlichen Berggrenze wurde seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts unter Beteiligung oder wohl auch für Rechnung der Grafen von Mansfeld in dem westlich von Sangerhausen gelegenen Teile der Grafschaft beim Orte Leinungen Bergbau betrieben, der aber wegen der geringen Ausdehnung des Flötzfeldes ohne rechte Bedeutung blieb und im 16. Jahrhundert mit dem Verfall des Mansfelder Bergbaues ebenfalls ins Stocken geriet. Aber nach der Freilassung begann auch hier eine Gewerkschaft von neuem den Bergbau und gewann auch eine Feuergerechtigkeit, d. h. das Recht an der Benutzung der für den Bergbau bestimmten gräflichen Forsten. Schon durch die entfernte Lage und noch mehr, weil die hier geförderten Erze und Schiefer nur einen unbedeutenden Silbergehalt hatten, blieb dies Leinunger Berg- und Hüttenwerk ohne rechte Berührung mit den Mansfelder Gewerkschaften, eine Trennung, welche dadurch vervollständigt ward, daß demselben 1737 durch einen Vergleich ein bestimmter Teil der betreffenden Forsten zu alleinigem Gebrauche überlassen wurde. Der geringe Gehalt der geförderten Schiefer und schlechte Wirtschaft brachten aber das Werk am Ende des 18. Jahrhunderts ganz zum Erliegen, und infolge eines wegen Schulden gegen die Gewerkschaft angestrengten Prozesses ward dasselbe 1812 von den Mansfelder

Gewerkschaften gemeinschaftlich im Verhältnis ihrer Feueranteile käuflich erworben. Die daselbst errichtete Hütte ist seitdem nicht mehr benutzt und abgebrochen worden, auch die Gruben sind nur noch wenig in Anspruch genommen und zwar erst, als auch die benachbarten Sangerhäuser Werke an die Mansfelder Gewerkschaften gekommen waren. Nach dem Verkauf des Leimunger Werkes aber wurde den Mansfelder Gewerkschaften der Bezug des Holzes und der Kohlen aus den betreffenden damals im Besitze der Herren von Eberstein befindlichen Forsten bestritten; infolge eines richterlichen Entscheides jedoch kam ein Vergleich zu stande, wonach die Gewerkschaften einen Teil der Forsten als Eigentum erhielten, wogegen sie auf jene Berechtigung in den übrigen Forsten verzichteten. Der abgetretene Teil der Forsten gehört noch heute mit zu den oben erwähnten gewerkschaftlichen Forsten.

In dem außerhalb der kaiserlichen Berggrenze gelegenen Teile der Grafschaft Mansfeld, welcher unter Magdeburgischer, später brandenburgischer und endlich preußischer Hoheit stand, haben die Grafen nur in ganz geringem Maße Bergbau betrieben, und derselbe beschränkte sich, bis Ende des 17. Jahrhunderts die Rothenburger Gewerkschaft und noch später die Mansfelder Gewerkschaften teilweise sich hier einlegten, nur auf ganz unbedeutende Versuche.

Ueber den Bergbau im Saalkreise reichen die Nachrichten weiter zurück, nämlich bis ins 15. Jahrhundert. Es wird von drei in der Gegend von Cönnern und Wettin gemachten Unternehmungen berichtet. Nachdem 1446 zum ersten Male vom Erzbischof von Magdeburg eine Gewerkschaft mit dem Bergbau belehnt worden war, dieselbe aber bald ebenso wie eine zweite im Anfange des 16. Jahrhunderts sich bildende ihre Arbeit wieder eingestellt hatte, fand 1538 die Beleihung einer dritten Gewerkschaft statt, welche zwar in größerem Umfange als die vorigen den Bergbau betrieb, aber ebenfalls infolge schlechter Wirtschaft und nur geringwertiger Schiefern, sowie wegen der Schwierigkeit, die zum Schmelzen erforderlichen Kohlen zu erlangen, keinen rechten Aufschwung nahm. Als dann gar 1565 durch eine große Ueberschwemmung der Saale die vorhandenen Erz- und Kohlenvorräte weggerissen, und im folgenden Jahre die Hütte durch einen Einfall des Grafen von Mansfeld gänzlich zerstört wurde, kam der Bergbau hier ganz ins Stocken, und die solchen Unternehmungen höchst ungünstigen politischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts ließen wiederholte Versuche der Erneuerung des Bergbaues hierselbst im Keime ersticken. So stellte auch eine von dem Administrator von Magdeburg Christian von Brandenburg 1619 gegründete Gewerkschaft infolge der Wirren des 30jährigen Krieges den Betrieb sehr bald wieder ein. Erst nach Beendigung des großen Krieges erweckten die großen Anstrengungen, welche Kursachsen zur Hebung des Bergbaues machte, das Interesse Brandenburgs, welches mit Magdeburg auch den Saalkreis im westfälischen Frieden gewonnen hatte. Es bildete sich aus mehreren angesehenen brandenburgischen Familien die Rothenburger Erz-, Schiefer- und Steinkohlenbergbau treibende Gewerkschaft, der 1691 der Kurfürst Friedrich III., der nachmalige erste König von Preußen, ein ausgedehntes Privilegium erteilte. Die jährliche Ausbeute von 5—6000 Centnern Kupfer in den Jahren 1710—1740 beweist den Aufschwung, den nun der Bergbau auch hier nahm. Aber bald traten wiederum ungünstige Verhältnisse ein, sodaß schließlich Friedrich II. 1768 auf Ansuchen der Gewerkschaft den ganzen Bergbau mitsamt den Schulden auf Rechnung des Staates übernahm. Die Hauptschuld an diesem Zusammenbruch der Rothenburger Gewerkschaft trug der Umstand, daß dieselbe 1741 das Friedeburger Werk übernommen hatte. Dieses Werk war nämlich von dem Pächter der gräflichen Domäne Friedeburg a. S. eröffnet, bald aber an den Grafen von Mansfeld und von diesem an den Herzog von Bernburg verkauft worden. Dagegen erhob nun Preußen als Oberlehnsherr Einspruch und zwang den Grafen, gegen eine Abfindungssumme das Werk an Preußen zu überlassen, welches es dann der Rothenburger Gewerkschaft verkaufte. Diese behauptete nunmehr, daß sie durch das ihr 1691

erteilte Privilegium das alleinige Recht erhalten habe, im Saalkreise und der Grafschaft Mansfeld Magdeburgischen oder preußischen Anteils, d. h. außerhalb der alten kaiserlichen Berggrenze, Bergbau zu treiben. Da nun seit 1725 auch die Mansfelder Gewerkschaften hier Bergbau zu treiben angefangen hatten, so wurden diese Werke von der Rothenburger Gewerkschaft als ihr zukommend in Anspruch genommen. Nachdem es sogar wiederholt zu heftigen Schlägereien zwischen den Arbeitern beider Gewerkschaften gekommen, ward 1747 ein Vergleich zu stande gebracht, nach welchem die Mansfelder zwar der Hauptsache nach weichen mußten, aber die Rothenburger hatten doch keinen dauernden Vorteil von dieser Erwerbung. Alle diese Reviere lieferten nur mäßigen Ertrag an Kupfer, und dazu waren die Kohlen nur zu unverhältnißmäßig hohen Preisen zu erlangen, und vor allem drückten die namentlich mit Uebernahme des Friedeburger Werkes übernommenen Lasten und Abgaben. Daher kam es denn zu dem Verkauf des Werkes an den preußischen Staat. Das hohe Interesse, das Friedrich der Große dem Bergbau zuwandte, der sogar eine neue Magdeburg-Halberstädtische Bergordnung für diesen Bezirk erließ, sowie die Auffindung reicherer Kupferschiefer namentlich in den Revieren von Burg-Oerner, wo, um die Wasser zu heben, die erste aus England herübergeholte Wasserhebungs-Dampfmaschine 1785 aufgestellt ward, rief eine verhältnismäßige Blüte des Bergbaues hervor, obwohl die Ausbeute an Kupfer auch jetzt nur 5000 Centner betrug. Durch den Tilsiter Frieden kam der Rothenburger Bezirk an das Königreich Westfalen, und dieses bemühte sich von Anfang an, den sehr kostspieligen Bergbau an die Mansfelder Gewerkschaften zu veräußern. Schon 1810 kam der betreffende Vertrag zu stande, und die Mansfelder Gewerkschaften übernahmen nach demselben den ganzen Bergbau mit allem Zubehör im Rothenburger Bezirk, den sie bis 1852 auf gemeinschaftliche Kosten nach Maßgabe ihrer Feueranteile fortsetzten.

In dem Sangerhäuser Bezirk endlich scheint, da weiter zurückreichende Nachrichten nicht vorhanden sind, der Bergbau zuerst 1521 in Angriff genommen zu sein und zwar von dem Herzog Georg von Sachsen, albertinische Linie, auf eigene Rechnung. In diesem östlichen Teile des genannten Bezirkes bei den Dörfern Gonna und Obersdorf sollen in den allmählich errichteten vier Hütten jährlich 500 Centner Kupfer gewonnen sein, welches aber nur einen sehr geringen Silbergehalt hatte. Infolge des 30jährigen Krieges erlag aber hier der Bergbau schon 1631 vollständig. Erst nachdem 1652 das Erbe Johann Georgs I. von Sachsen geteilt worden war, nahm sein Sohn August von Sachsen-Weißenfels 1675 den Bergbau wieder auf, erneuerte die verfallenen Baue und legte auch eine neue Schmelzhütte an. Um diese Zeit erwarb auch eine Sangerhäuser Gewerkschaft von dem Herzoge das Recht, Bergbau zu treiben, wofür ihr das erforderliche Feld angewiesen ward. Die ebenfalls erbetene Erlaubnis, gegen Entrichtung des Zehnten in der herzoglichen Hütte mit schmelzen zu dürfen, ward nicht gewährt, weshalb die Gewerkschaft eine neue Schmelzhütte anlegte da, wo noch heute die Sangerhäuser Hütte steht. Schon 1686 aber veranlaßte der geringe Ertrag des Bergbaues den Herzog Johann Adolf, den bis dahin für seine Rechnung betriebenen Bergbau an jene Sangerhäuser Gewerkschaft auf zehn Jahre zu verpachten, wofür der zwanzigste Teil des Ertrages als Pachtzins gezahlt werden sollte. Nachdem dieser Pachtvertrag nach Ablauf der zehn Jahre zunächst verlängert worden war, übernahm 1701 Herzog Johann Georg den Bergbau selbst wieder, verkaufte ihn aber sofort an Privatpersonen, und nun wechselten die Besitzer dieses zuerst herzoglichen Teiles des Sangerhäuser Bergbaues in rascher Folge, bis endlich 1786 die Gebrüder Bethmann aus Frankfurt a. M. die alleinigen Besitzer des gesamten Bergbaues im Sangerhäuser Revier wurden, einschließlich des von der genannten Gewerkschaft eröffneten, den sie pachtweise von 20 zu 20 Jahren übernahmen. Es leuchtet ein, daß dieser häufige Wechsel der Besitzer dem Bergbau nicht förderlich sein konnte, zumal auch der Erzgehalt der geförderten Schiefer infolge der geognostischen Beschaffenheit des dortigen Flötzes bald reicher, bald ärmer war. Erst

jetzt kam der Bergbau hier zu einem gedeihlicheren Betriebe. Aber 1825 trat wiederum ein Wechsel der Besitzer ein, indem die Mansfelder Gewerkschaften den früher herzoglichen Anteil käuflich erwarben und gleichzeitig in den mit der Sangerhäuser Gewerkschaft von den Gebrüdern Bethmann abgeschlossenen Pachtvertrag traten, bis sie auch diesen Teil 1832 durch Kauf in ihren Besitz brachten. Nunmehr ward der Bergbau im Sangerhäuser Bezirk genau so betrieben wie der eigentliche Mansfeldsche, ebenfalls wie letzterer unter Direktion des Bergamtes zu Eisleben, bis 1861 die Verwaltung in die Hände der 1852 konsolidierten Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft überging.

Erst von dieser Zeit an datiert der bedeutende Aufschwung des gesamten Mansfelder Bergbaues, der fast von Jahr zu Jahr in aufsteigender Linie sich bewegt hat.

Ueber den Bergbau und Hüttenbetrieb ein anderes Mal.

Panama-Briefe.

Von

E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

IV.

Der „Fall Turpin“ und was dazu gehört.

Der „Fall Turpin“, diese neueste „Mauserung“ der öffentlichen „Moral“ in Frankreich, gehört zwar im strengen Sinne nicht zum Panamaskandal, sondern ist ein „Bild für sich“. Auf die Form kommt es in diesem Zusammenhange aber doch kaum an. Der Sache nach ist zwischen „Panama“ und „Melinit“ kein wesentlicher Unterschied zu finden. Es handelt sich auch hier um die Gesichtspunkte einer rein persönlichen Politik, welche die Interessen einzelner Leute oder eines auf solche Interessen begründeten Systems der Ausbeutung allem anderen voranstellt, selbst die wichtigsten nationalen und patriotischen Momente übersieht, so lange dies nicht offen zugestanden zu werden braucht, sondern hinter einem Nebel mehr oder weniger wohllautender Redensarten verdeckt werden kann. In den Vorstadien des Panamaskandals drehte sich alles darum, das opportunistische Machthabertum der „blauen Republik“ gegen Boulanger zu halten, in dem man den Monk des Orleanismus sah. Im „Fall Turpin“ haben wir es mit der Person des Kriegsministers de Freycinet zu thun, der den Erfinder des Melinit auszunutzen suchte, um ihm, als das gelungen, den Stuhl vor die Thür zu setzen und ihn, als er sich nicht beruhigen wollte, endlich in den Kerker zu werfen, wo er, wie man meinte, für immer unschädlich gemacht werden könnte. Darin hat man sich insofern getäuscht, als der inzwischen ausgebrochene Panamaskandal den Rest von „regierungsfähigen“ Politikern, die es in Frankreich noch giebt, dermaßen eingeschüchtert und nervös gemacht hat, daß niemand mehr der sog. „öffentlichen Meinung“ Widerstand zu leisten wagt. So haben denn auch einige „Enthüllungen“ im „Figaro“ genügt, um Turpin, der 21 Monate im Gefängnis gesessen hatte, die Freiheit zu verschaffen; er ist kurzer Hand „begnadigt“ worden, obwohl er mehr als die Hälfte seiner Strafzeit noch abzubüßen hatte. Willkür und opportunistische Berechnung überall! Daß man dem Erfinder des Melinit, als man ihn einsperrte, unrecht gethan, das einzusehen oder gar einzugestehen, ist man weit entfernt. Im Gegenteil: bei Gelegenheit einer in der Kammer an die Regierung gestellten Anfrage ist von seiten der Kriegsverwaltung alles mögliche geschehen, um die Welt an die Schuld Turpins glauben zu machen, während seinem Hauptfeinde, dem General Lavocat, das glänzendste Zeugnis ausgestellt wurde. Die

Haltung Freycinets erschien bei dieser Gelegenheit allerdings in einem wenig vorteilhaften Lichte; allein die Kammer war des Skandals müde, überdies rieten Rücksichten der auswärtigen Politik davon ab, gerade diese Angelegenheit besonders aufzubauschen. Genug, man hat sich mit den Erklärungen vom Regierungstische, so nichtssagend sie im Grunde waren, zufrieden gegeben und eine Tagesordnung angenommen, die den „Fall Turpin" aus der Welt zu schaffen bestimmt war und dieses Ziel, wie es scheint, auch erreicht hat. Man hat eben „genug davon" (en voila assez), man will von all dem Unflat nichts mehr sehen und hören. Begreiflich genug — von der einen Seite, von der anderen ist das aber freilich ein neuer Beweis für die sittliche Schwäche einer Gesellschaft, die sich noch immer einbildet, an der „Spitze der Civilisation" zu marschieren, und dabei von den verwandten Elementen anderswo nach Kräften unterstützt wird. Diese Elemente empfinden eben wohl, daß der Zusammenbruch des Liberalismus in Frankreich den Sturz des ganzen „Systems" nach sich ziehen würde. Von da ist er gekommen, da hat seine Wiege gestanden, da wird er einst auch sterben und zu Grunde gehen. Die Stunde aber möchte man verzögern, so lange man irgend kann.

Man atmet also allerseits ein wenig auf. Die Hoffnung, daß das „blaue Republikanertum" auch diesmal noch mit einem „blauen Auge" davonkommen werde, belebt sich wieder, und vielleicht ist sie nicht so unbegründet, als es vor wenigen Wochen noch den Anschein hatte. Die „blaue Republik" taugt nichts, darüber ist alle Welt einig und muß es sein, was aber soll an ihre Stelle treten? Sie ist nun doch einmal da, sie erfüllt ihren Zweck, die äußere Ordnung des Daseins leidlich zu erhalten. Was will man mehr, wenn man keine Ahnung davon hat, ob und wie ein befriedigenderer Stand der Dinge unter den Verhältnissen der Gegenwart überhaupt hergestellt werden kann? Nur so viel weiß man gewiß, daß dieses Ziel im besten Falle nach längeren vielleicht blutigen Wirren zu erreichen wäre, unter denen Handel und Verkehr, das „Geschäft" empfindlich leiden müßte. Das „Geschäft" — ah, das „Geschäft" ist am Ausgange des Jahrhunderts Alles. Wie die Revolution hier und da wohl an den Stufen des Thrones „Halt" gemacht hat, so macht sie jetzt vor denen des „Geschäftes" „Halt", fast immer Halt. Wenn man näher untersuchen könnte, warum aus den republikanischen Unternehmungen unserer Tage meist nichts wird, weshalb diese Unternehmungen nach vielversprechenden Anfängen im Sande verlaufen — fast immer würde man dahinter kommen, daß es „Geschäfts"rücksichten sind, die im letzten Augenblicke dazwischen treten. Die Welt ist eben in noch viel höherem Maße käuflich, als man ohnehin schon ahnt, wenn auch immer nicht weiß. Daß z. B. der französische Socialismus ein bloßes Haustier ist, das den jeweiligen Machthabern, gleichviel wer sie sein mögen, gelehrig „aus der Hand frißt", ist keinem Kenner der Coulissenvorgänge fremd; in die Oeffentlichkeit freilich dringt von diesen Dingen nichts. Man weiß das gelegentlich zu Kundgebungen zu benutzen, die dazu bestimmt sind, den „Bourgeois", wenn er sich einmal ungeberdig zeigt, einzuschüchtern: „on sait rémuseler la bête" — und „la bête" ist in der That „dumm" genug, das niemals zu merken, so daß das Mittel seinen Wert behält und alle Teile ihre Rechnung finden.

So hängt, wie gesagt, alles an der Strippe des „Geschäftes"; die Rücksicht auf die materiellen Interessen lähmt die revolutionäre Wut, die revolutionäre Glut, und läßt selbst die „Revanche"lust als eine im wesentlichen ungefährliche Spielerei erscheinen, die als solche im Grunde von niemandem mehr recht ernst genommen wird, wenn auch die französische Neigung zu pathetischer Uebertreibung und die französische Eitelkeit sich noch oft genug an der Versicherung des Gegenteils berauschen mögen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht eine diktatorisch angelegte Persönlichkeit die in sich ganz unselbständigen und haltlosen Massen fortreißen und in Abenteuer von unberechenbarer Tragweite verwickeln könnte: die Möglichkeit bleibt bestehen, es wäre Thorheit, sie zu leugnen. Allein die Wahrscheinlichkeit wird mit jedem Jahre geringer, weil einerseits die sittliche Erschlaffung

reißende Fortschritte macht, während andererseits das maßgebende Geschäftsleben immer verwickeltere Formen annimmt, so daß die Furcht vor kriegerischen oder revolutionären Ereignissen eine immer einschneidendere Bedeutung gewinnt und immer mehr darauf hinwirkt, ernsthafte groß angelegte Unternehmungen zu verhindern.

Wer das nicht glauben will, braucht nur in privaten Verkehr mit gebildeten urteilsfähigen Franzosen zu treten, sich mit ihnen „unter vier Augen" zu unterhalten; er wird häufig finden, daß sie durchaus keine „Chauvinisten" sind. Sie werden es erst, wenn sie sich in Massen zusammenfinden, wo jeder den anderen fürchtet, sich vor ihm scheut, aber die innerste Gesinnung ist nicht die, welche man meist voraussetzt. Nun sind die Gebildeten und Urteilsfähigen freilich in der Minderheit; allein die Masse ist erst recht friedlich gesinnt, wenn man sie nicht künstlich stachelt. Vor französischen Bauern zumal darf das Wort: „frontière" kaum ausgesprochen werden, wenn man sie nicht mißtrauisch machen will. Elsaß-Lothringen vollends zu erwähnen, wird sich ein Wahlkandidat auf dem Lande wie in der Provinz überhaupt nur selten ungestraft gestatten.

Aber freilich, die Meinung des Bauern entscheidet nur kurz vor den Wahlen. Sind diese vorbei, so kümmert sich niemand mehr um ihn und seine Nöte; deshalb bleibt der Schwerpunkt eben doch in Paris, das allen Tollheiten des Zufalls offen steht, wenngleich, um das zu wiederholen, das Temperament der Pariser lange nicht mehr so glühend und gefährlich scheint, als es dereinst, ja noch vor zwanzig Jahren war.

Mit dem Panamaskandal mag das zuletzt Gesagte kaum in Zusammenhang zu bringen sein. Im Leben der Völker lassen sich die einzelnen Erscheinungen indessen doch nur äußerlich von einander trennen; ein großer Strom geistiger und sittlicher Vorstellungen hält sie vereint und muß es thun. So hat auch die Umwandlung des politischen Temperaments der Franzosen, die Drumont so bitterlich beklagt, mit den bösartigen Vorgängen der letzten Monate weit mehr zu schaffen, als es auf den ersten Blick erscheint, weil sie eben auf dem Grunde einer mehr und mehr aufs Materielle gerichteten Denkweise ruht; weil die Beweggründe idealer Natur, wie sie sich selbst in einem Barrikadenkampfe Luft machen können, vor der kühlen Erwägung der geschäftlichen Interessen zurücktreten, diesen schlechtweg den Vorrang lassen. Warum sollte sich diese Erwägung nicht auch das allgemeine Sittengesetz in ihre Kreise ziehen? Daß dies in der That im weitesten Umfange geschieht, das haben die vorhergehenden Erörterungen reichlich dargethan. Es hat sich aber auch z. B. bei den jüngst stattgehabten Wahlen zum Pariser Gemeinderat gezeigt. Fast alle Stadträte haben ihre Sitze behauptet, obwohl die Verwaltung von Paris seit Jahren, ja man kann sagen seit Jahrzehnten zu den bittersten Klagen Anlaß bietet, obwohl man den Gemeinderat der ärgsten Verschwendung, des rücksichtslosesten Nepotismus beschuldigt, ja ihm sogar die bedenklichsten Handlungen vorwirft, die sich eine öffentliche Verwaltung zu schulden kommen lassen kann. Alles das sind also nur große Worte gewesen. Warum? Weil diese Verwaltung, mag sie nun sein wie sie wolle, eben die Verwaltung ist, d. h. über ungeheure Mittel verfügt, die sie dazu verwendet, um auf die „Ansichten" der Einzelnen einzuwirken, das aber weist wiederum auf die materielle Denkweise hin, die wir oben schon gekennzeichnet haben. Diese Denkweise kann sich unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, das in Frankreich wie in den Vereinigten Staaten auch für die Gemeinde gilt, natürlich in besonderem „Glanze" entfalten, und wie man sieht, thut sie es zur Genüge. Die Leute sind eben zu „haben", wenn man sie „haben will" d. h. bezahlt. Das braucht nicht „in bar" zu geschehen, und davon wird auch in den meisten Fällen keine Rede sein. Es geschieht in der Form von allerhand mittelbaren Zuwendungen, die der Sache nach dasselbe bedeuten, ohne daß man irgend jemandem einen strafrechtlich bedenklichen Vorwurf machen könnte. Jeder Gemeinderat schafft sich in seiner Umgebung, da, wo er gewählt worden ist, eine „Kundschaft", d. h.

einen Kreis von Personen, meist wohl Geschäftsleuten oder kleinen Beamten, die er nach dem Maße seines Einflusses „versorgt", und die dann ihrerseits dafür eintreten, daß er seinen Posten nicht verliert. Der Posten ist ihm aber nicht nur der „Ehre" wegen etwas wert, er bringt ihm auch erklecklich ein, wenn ich nicht irre, ebensoviel als das Abgeordnetenmandat, das in Frankreich mit 12000 Frcs. im Jahre bezahlt wird. Es „lohnt" sich also wohl, Gemeinderat zu sein; umsomehr, als diese 12000 Frcs. gewiß nicht alles sind, was die Stelle „bringt". Der Gemeinderat kann eben mit den Leuten „teilen", denen er städtische Lieferungen und dergl. mehr verschafft. Sie müssen ihm einen Teil ihres Gewinnes überlassen, wo nicht, wird das „Geschäft" einem anderen übertragen, an „Anwärtern" aber ist kein Mangel.

Immerhin hat es den Anschein, als ob der öffentliche Säckel in Paris nicht mit der „Ungeniertheit" geplündert würde, wie das in den Vereinigten Staaten geschieht, wo man sich in dieser Hinsicht nicht den geringsten Zügel anlegt, sondern nimmt, so viel man kann. Die alte Gesittung mit ihrer Rücksichtnahme im formalen Sinne wirkt eben doch bis zu einem gewissen Grade mäßigend ein. Paris muß sich den Fremden, die es zu bewundern kommen, doch wenigstens äußerlich „anständig" zeigen, und das kostet Geld. In Amerika legt man darauf keinen Wert. Die „Ausstellungsstadt" Chicago wird von unbefangenen Beobachtern als eine Art „Augiasstall" geschildert, um dessen Säuberung sich niemand kümmert. So etwas läßt die feinere Empfindung der Franzosen doch nicht zu. Neben dem Geschäftssinne behalten auch der Nationalstolz oder doch die nationale Eitelkeit noch ihr Recht, während der „Chicago-mann", so stark sein amerikanisches „Pfauengefühl" auch entwickelt sein mag, keine Scham empfindet, wenn er den Fremden über tote Hunde oder Butterbrotpapier, alte Blechtöpfe, Tierknochen, Flaschen oder einzelne Stiefel stolpern sieht, die in dem unergründlichen Schmutze seiner ungepflasterten Straßen friedlich bei einander lagern.

Wie dem aber auch sein möge, die Herrschaft der Socialisten an einem der größten Mittelpunkte des Kapitalismus, dem Hauptsitze der „Milliarden"familie Rothschild und der haute banque überhaupt, ist da; sie erklärt sich aber nicht etwa daraus, daß der Socialismus als solcher in Paris die Oberhand hat, d. h. daß die Mehrzahl der Wahlberechtigten dieser Ueberzeugung huldigt, sondern einfach daraus, daß die Socialisten den Augenblick beim Schopfe zu fassen verstanden haben, um sich mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechts auf der einen, der allgemeinen sittlichen Schlaffheit auf der anderen Seite in den Sattel zu helfen, aus dem man sie nun nicht mehr entfernen kann, weil und so lange sie die einmal mit so viel Geschick und Glück gebrauchten Mittel zu benutzen wissen. J'y suis, j'y reste — heißt es hier, allem Anschein nach mit ungleich größerem Rechte, als bei den Inhabern der Staatsgewalt, die zwar auch über ungeheure Summen zur „Beteiligung" verfügen, dafür aber auch ein noch viel größeres Publikum versorgen müssen, so daß eben doch Viele leer ausgehen; das aber sind die Feinde, die auf den Augenblick lauern, der ihnen günstig ist, um auch ihrerseits an die Krippe zu gelangen. Wo die Partei unbedingt herrscht, kann es nicht anders sein. Da heißt es stets: „Dem Sieger die Beute" — und wird aller Redensarten ungeachtet stets so heißen, weil die Masse der Menschen nirgend andere Gesichtspunkte kennt und anerkennt, als die materiellen.

Deshalb hat in Frankreich, so sehr die Vernunft sich auch dagegen wehrt, die Zahl der vom Staate mittelbar oder unmittelbar Gefütterten, d. h. der Beamten, seit den Zeiten des Juli-Königtums, d. h. seit dem Beginne der reinen Parteiherrschaft, stetig zugenommen und thut es noch. Vor 1850 wurde ihre Zahl auf etwa eine halbe Million geschätzt; jetzt behauptet Drumont, sie sei auf mehr als 900,000 angewachsen. Dazu ist er überzeugt, daß jeder Wechsel in der Regierungsform nicht etwa, wie das z. B. in den Vereinigten Staaten der Fall ist, einen bloßen Ersatz der gegenwärtigen Stelleninhaber durch die der Gegenpartei, sondern zum guten Teil nur

die Schaffung vieler frischer Posten zur Folge haben würde, weil die neue Regierung sich scheuen müßte, die alten Beamten zu entlassen, aus Furcht, sich Feinde zu erziehen; eine Furcht, welche der Präsident der Vereinigten Staaten, der nur auf vier Jahre gewählt wird, entweder gar nicht kennt oder doch nicht in diesem Maße. Einstweilen aber findet, wie gesagt, auch ohne Umschwung des Systems ein fortwährender Zuwachs des Beamtenpersonals statt, weil die Abgeordneten in ihren Wahlkreisen eine ebensolche „Kundschaft“ zu versorgen haben, als die Gemeinderäte von Paris und anderer großer oder auch kleiner Städte. Die Hauptsorge besteht aber darin, dieser „Kundschaft“ Stellen zu verschaffen, die dem um seine „Stelle“ zitternden Minister abgetrotzt oder abgebettelt werden, wie es gerade kommt. Der Minister ist in Frankreich eben viel einflußreicher als bei uns. Er setzt ab und setzt ein, wie es ihm gerade paßt, er kann auch neue Posten schaffen, ohne daß ihm die Volksvertreter streng auf die Finger sehen. Wie wird der Staatshaushalt in Paris denn abgethan? Wer hört auch nur hin, so lange nicht Personenfragen von politischer Wichtigkeit hineinspielen? Im Handumdrehen ist alles abgemacht; nur die Form braucht gewahrt zu werden, dann ist alles gut. Frankreich ist das Land des Nepotismus par excellence, die Wahlen sind so ungefähr kaum etwas anderes, als ein „großer Ring“ zur Erlangung geschäftlicher Vorteile; eben deshalb aber wird ihnen eine so ungeheure Bedeutung beigelegt, ein jeder ist sozusagen „mit Gut und Blut“ dabei beteiligt. Die Beamten aber vor allen, und deshalb müssen diese sich auch eine Ueberwachung gefallen lassen, die im strengsten Sinne des Wortes „Spionage“ ist, Spionage im allergrößten Stile, Spionage, die vom Mittelpunkte ausgeht, um die Zuverlässigkeit des Riesenheeres über jeden Verdacht sicher zu stellen, wenn die „Stunde schlägt“, d. h. wenn es gilt, die Wahlen zu „machen“ (préparer les élections).

Ein französisches Blatt brachte vor einiger Zeit eine Schilderung dieses Spionage- und Ueberwachungssystems, das ein trostloses Bild gewährte, aber nicht den Eindruck des Uebertriebenen machte. Man braucht nur die französischen Zeitromane zu lesen, um sich zu überzeugen, daß hier im wesentlichen kaum übertrieben werden kann. Zola, der „Schwarzmacher“, findet sich in großer Gesellschaft; er ist kaum der schlimmste. Die Sache ist ja auch einfach genug. Ein System, das auf dem Flugsande des allgemeinen Stimmrechts ruht, wird durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen, alle Mittel anzuwenden, ohne viel zu wählen. Das sicherste Mittel aber bleibt erfahrungsmäßig die Anrufung des persönlichen Interesses. Daran ist nichts zu ändern. Auch dieses Mittel zeigt sich nicht unfehlbar; ab und zu bricht das „System“ zusammen und begräbt alles unter seinem Schutt; das sicherste ist es aber doch und die Menschen kommen immer wieder darauf zurück. Keine geschichtliche Erfahrung schreckt sie ab, in Frankreich noch weniger als anderswo, obwohl das: vertigia terrent, insbesondere seit Napoleons I. Tagen, doch wahrlich drohend dastehen sollte.

Ein düsteres Bild. Ist darum aber gesagt, daß die französische Nation als solche ihre Lebenskraft verloren habe, dem Untergange verfallen müsse? Keineswegs. In allen kritischen Zeitläuften hat sich gezeigt, daß sie trotz alledem und alledem einen Instinkt der Selbsterhaltung besitzt, um den sie andere Völker beneiden könnten, einen festen Zusammenhalt in sich selbst, der so leicht nicht erschüttert werden kann noch wird. Was nach der großen Staatenumwälzung geschehen ist, die sich vor nun gerade hundert Jahren über dem Rheine vollzogen hat: eine plötzliche Wiedererstehung zu ungeahnter Höhe, zur Herrschaft der Welt — es darf auch jetzt nicht für unmöglich gelten. Die sittlichen Zustände waren in den Tagen des Direktoriums nicht besser, als sie es heute sind, sie entscheiden aber überhaupt nicht in dem Sinne, als man überlieferungsmäßig meint. Rom hat den Höhepunkt seiner Macht erstiegen, während es sittlich stark im Niedergange war. Ist England zur Zeit, da sich seine Weltmacht bildete, also in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen, etwa

ein Muster der Tugendhaftigkeit gewesen? Jedermann weiß, daß es nie losere Sitten gekannt, als zu jener großen Zeit, da der „Prinz-Regent" der „erste Gentleman" des Landes war. Italien hat sittlich zu keiner Zeit so tief gestanden, als im fünfzehnten und besonders im sechzehnten Jahrhundert, da es die Welt durch die Blüte seines Geistes und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Kunst in Entzücken setzte.

Noch andere Beispiele könnten beigebracht werden — aber wozu! Das Gesagte reicht aus, um uns gegen das leicht aufsteigende Gefühl der Sicherheit mißtrauisch zu machen, das uns die traurigen inneren Zustände Frankreichs einflößen könnten. Wir müssen aber freilich noch weiter gehen und uns auch allen Pharisäertums enthalten. Peccatur intra muros et extra. Auch bei uns liegt der Schmutz hoch genug; bergehoch; man braucht nur an die Berliner Theaterverhältnisse, und was damit zusammenhängt, zu denken.

Doch genug. Ein jeder nehme den Besen und fege vor seiner eigenen Thüre. Das ist die einzig richtige Lehre, die wir aus dem Panamaskandale ziehen dürfen.

Der Zug Schills durch Mecklenburg.

Aus den Akten des Großh. Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin

bearbeitet vom Generalmajor z. D. v. **Schultz**.

Nach dem Eintritt Mecklenburgs in den Rheinbund — am 22. März 1808 — wurde das mecklenburgische Militär neu organisiert und in 4 Bataillone à 6 Compagnien formiert, ganz nach französischem Muster; außerdem eine Artillerie-Compagnie. Auch wurde das französische Exerzierreglement eingeführt.

Als Napoleon im Frühjahr des Jahres 1809 die österreichische Monarchie mit Krieg überzogen hatte, war unter anderen auch die Provinz Schwedisch-Pommern — das heutige Vor-Pommern —, welches damals unter französischer Oberhoheit stand, gänzlich von Truppen entblößt. Deshalb schrieb am 27. Februar der Ministre plenipotentiaire beim niedersächsischen Kreise in Hamburg, Mr. Bourienne, an den mecklenburgischen Minister Frhrn. von Brandenstein, S. M. der Kaiser habe befohlen, daß das mecklenburg-schwerinsche Kontingent aus 1 Infanterie-Regiment — Kontingent-Regiment — à 2 Bataillonen à 6 Compagnien à 150 Mann, also in Summa aus 1800 Mann bestehen und am 10. März zur Besetzung von Schwedisch-Pommern zum Abmarsch nach Stralsund bereit sein solle. Der Rest des Kontingents sollte als Depot- und Reserve-Truppe formiert werden.

Derselbe Befehl Napoleons ging dem Herzog auch durch den Fürsten-Primas des Rheinbundes am 1. März zu.

Für die herzogliche Regierung war es bei dem Zustand, in welchem sich das erst seit Jahresfrist neu organisierte mecklenburgische Kontingent befand, schlechterdings unmöglich, die verlangte Truppenzahl in einem Zeitraum von 10 Tagen in einem schlagfertigen Zustande zum Abmarsch bereit zu stellen.

In heutiger Zeit würde man lächeln, wenn jemand darin eine Schwierigkeit finden würde, aus 4 Bataillonen, deren Cadres an Offizieren vollständig und an Unteroffizieren so ziemlich vorhanden waren, 2 mobile Bataillone zu formieren. Aber in damaliger Zeit lagen die Sachen anders. Es fehlte nicht allein an Mannschaften — und Reserven, die man einziehen konnte, waren nicht vorhanden —, es fehlten brauchbare Gewehre, es fehlte die Munition, es fehlten die Truppenfahrzeuge; nirgends waren die Ausrüstungsgegenstände in genügender Zahl und in brauchbarer Beschaffenheit vorhanden. Und vor allem fehlte der nervus rerum — das Geld.

Aber den Befehlen des mächtigen Protektors des Rheinbundes mußte unbedingt und pünktlich gehorsamt werden. So ging die Regierung frisch ans Werk, um die Truppen in der befohlenen Stärke mobil zu machen. Demgemäß befahl der Herzog,

daß aus den bisherigen ersten 3 Bataillonen das Kontingent-Regiment à 2 Bataillone à 6 Compagnien à 3 Offiziere, 10 Unteroffiziere, 1 Feldscher, 2 Tambours und 131 Gemeine gebildet werden sollte. Zu dem Ende wurde das bisherige 1. Bataillon aufgelöst und die Mannschaft desselben unter die Compagnien des bisherigen 2. und 3. Bataillons — nunmehr 1. und 2. Bataillon — durch das Los verteilt. Das bisherige 4. Bataillon wurde 3. Bataillon und sollte als Depot- und Reserve-Bataillon dienen. Von diesem Bataillon blieben aber nur die Grenadier- und die Voltigeur-Compagnie marschfähig, da an die 4 Musketier-Compagnien desselben alle invaliden Leute der beiden ersten Bataillone abgegeben werden sollten. Diese Compagnien befanden sich daher in dem denkbar kläglichsten Zustande. So zählte die 3. Musketier-Compagnie v. Blücher außer einem 69jährigen Feldscher und 2 Tambours von 14 Jahren 14 Unteroffiziere in ihren Reihen, von welchen der jüngste 36 und der älteste 72 Jahre alt war; das Durchschnittsalter derselben betrug 53 Jahre.

Der jüngste der 39 Musketiere war 28 Jahre, der älteste 78 Jahre alt — der letztere war mehrfach Urgroßvater —; das Durchschnittsalter betrug 51 Jahre.

Von den Unteroffizieren dieser Compagnie waren 2 zu schwach zum Dienst, 4 engbrüstig mit Gicht oder Bruch, 1 altersschwach, 1 einäugig, 2 hatten schwache Brust, 1 schwache Augen und faule Füße, 2 Bruch mit Gicht oder Stein, 1 steife Finger. Von den Musketieren litt 1 an Epilepsie, 8 an Gicht, 2 an Bruch, 1 an Stein, 1 an Lähmung des Knies, 1 an Schwäche des Rückens und rechten Fußes, 1 an blöden Augen, 1 war blödsinnig, 10 engbrüstig, 1 taub, 1 hatte eine steife Hand, 1 abgefrorene Zehen, 1 faule Füße und 9 waren anderweitig unbrauchbar.

Durch die Abgabe aller dienstfähigen Leute an das Kontingent-Regiment — man war in der Auswahl bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gegangen —, waren aber die Compagnien desselben noch weit entfernt davon, auf ihre etatsmäßige Stärke zu kommen; vielmehr war der Bestand, laut Stärkerapport vom 2. März 1809, beim 1. Bataillon 209 Mann, also per Compagnie ca. 35 Köpfe, beim 2. Bataillon 308 Mann, also per Compagnie ca. 51 Mann, während die Compagnien des 3. Bataillons 53 Mann zählten, von denen aber nur die Grenadiere und Voltigeure diensttauglich waren. Da das 1. Bataillon 209 Mann, das 2. Bataillon 308, in Summa also 517 Mann stark war, die Sollstärke des Regiments aber 1800 Mann betrug, so fehlten dem Regiment fast 1300 Mann, deren Beschaffung in 10 Tagen eine absolute Unmöglichkeit war.

Indes that die Regierung, was sie konnte, nur nicht in der rechten Weise. Das einzige richtige Verfahren wäre doch gewesen, durch die Behörden des Landes die fehlenden Mannschaften nebst einer Reserve-Quote unverzüglich aus den Landeskindern ausheben zu lassen und diese Rekruten so bald als möglich dem Regiment nachzuschicken, oder, wenn thunlich, gleich mitzugeben. Statt dessen erlaubte die Regierung den Behörden, um die Landeskinder zu schonen, von den ausländischen Vagabonden, welche sich bei den kriegerischen Zeiten, in denen man lebte, sehr zahlreich im Lande umhertrieben, anzuwerben, so viel ihnen beliebte. Infolgedessen lief viel Gesindel aus aller Herren Länder unter den mecklenburgischen Fahnen zusammen, Schlesier und Böhmen, Schweden und Holländer, Ungarn, Polen und Moskowiter. Laut Stärkerapport vom 13. März, dem Tage des Einrückens in Pommern, waren die Compagnien des 1. Bataillons 100, die des 2. 88 Mann stark. Es waren also beim 1. Bataillon 65, beim 2. 37 Mann per Compagnie angeworben, meistens Ausländer. Daß man mit so zusammengesetzten Bataillonen weder im Frieden noch im Kriege Ehre einlegen konnte, lag klar auf der Hand.

Die Zahl der Frauen und Kinder, welche die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments in den Garnisonen zurückließen, war groß; das 1. Bataillon zählte 300 Frauen und 440 Kinder, das 2. 250 Frauen und 445 Kinder, das Regiment also in Summa 550 Frauen und 885 Kinder, für welche gesorgt werden mußte. Der Herzog bestimmte,

daß jede Frau, welche 3 Kinder und darüber habe, 1 Thaler 16 Schilling, jede Frau mit 1 oder 2 Kindern 1 Thaler monatlich erhalten sollte, während die Frauen ohne Kinder, wenn sie nicht zu alt und schwach wären, in welchem Falle ihnen ebenfalls 1 Thaler monatlich zu verabreichen wäre, sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen sollten; außerdem könnten ja ihre Männer, welche täglich Fleisch- und Brot-Portionen bei voller Löhnung erhielten, ihnen etwas von ihrem Sold schicken.

Um nichts besser sah es mit der Bewaffnung der Truppen aus. Als im November des Jahres 1806 das Land von den französischen Truppen in Besitz genommen war, hatten sämtliche Gewehre und Armaturstücke an die Franzosen abgeliefert werden müssen. Nur mit Mühe war es der Regierung beim Eintritt Mecklenburgs in den Rheinbund gelungen, die nötige Anzahl von alten, schlechten Gewehren zusammen zu kaufen. Erst im März 1809 hatte der Minister von Brandenstein die Erlaubnis des Kaisers Napoleon zum Ankauf von 2000 Gewehren neuer Konstruktion in Lüttich erwirkt. Die Gewehre wurden aber erst in 14 Tagen erwartet und so mußten die Truppen noch mit ihren alten Musketen, welche teilweise völlig unbrauchbar waren, nach Pommern ausrücken. Da das großherzogliche Militär-Kollegium — Chef desselben war der General-Lieutenant von Plessen — den Klagen des Regiments-Kommandeurs durchaus kein Gehör schenkte, riß letzterem die Geduld und er ließ den in Mecklenburg zurückbleibenden Invaliden die noch guten Gewehre mit Gewalt fortnehmen und tauschte sie gegen unbrauchbare ein. Das Militär-Kollegium war außer sich über diesen Gewaltstreich, indessen der Herzog legte die Klage ad acta, da ja — die Truppen waren inzwischen ausmarschiert — in der Sache nichts mehr zu ändern sei.

An Gewehrmunition waren nur 1032 Stück Patronen vorhanden, und war es vor dem Ausmarsch nicht mehr möglich, mehr als 12 Patronen pro Mann fertig zu stellen.

Der zum Kommandeur des Kontingents-Regiments ernannte Oberst v. Holstein that sein Möglichstes, um sein Regiment in marschfertigen Zustand zu setzen, und wurde hierin von seinem Offiziercorps, in welchem ein vorzüglicher Geist herrschte, auf das eifrigste unterstützt. Nur hierdurch wurde es ermöglicht, daß das Regiment zu der bestimmten Zeit überhaupt ausrücken konnte; allerdings geschah dies in einem sehr fragwürdigen Zustande. Ende Februar fehlten noch sämtliche Truppenfahrzeuge und unzählige Ausrüstungsstücke.

„Wenn nicht Wandel geschaffen wird," schreibt der Oberst v. Holstein am 2. März an den Herzog, „wird nicht allein die Ehre der mecklenburgischen Truppen, sondern auch meine eigene Ehre geschädigt. Wie sollen die Offiziere, welche kein eigenes Vermögen besitzen und welche mit ihrem Solde seit lange im Rückstande sind, mit Ehren ausmarschieren, wenn sie gezwungen sind, Schulden in der Garnison zurückzulassen!?"

Der Herzog antwortete: es sei unmöglich, er habe kein Geld. Dieselbe Bitte wird am 8. März von sämtlichen Offizieren wiederholt. Ihnen wird aber die Antwort, ihre Bitten seien völlig unnütz und würden fortan nicht mehr beantwortet werden; sobald es möglich sei, Geld flüssig zu machen, solle ihnen das Regiment die Rückstände zahlen.

Der Oberst v. Holstein, dessen Gesundheit nicht die festeste war, erlag den großen Anstrengungen, welche ihm die Mobilmachung der völlig neu zu organisierenden Truppe auferlegte, und dem Aerger und Mißmuth, an der Spitze eines Regiments ausrücken zu müssen, dessen Erscheinung den denkbar unkriegerischsten Eindruck machte. Kurz vor dem Ausmarsch lähmte ihm ein Schlagfluß den rechten Arm und machte ihm das Sprechen beschwerlich. Die Führung des Regiments ging nun an den Commandeur des 1. Bataillons, an den Major v. Moltke, über. Der Oberst folgte zwar anfangs April dem Regimente nach Stralsund und übernahm das Kommando desselben, aber nur auf kurze Zeit. Schon am 28. April übergab derselbe, seiner geschwächten Gesund-

heit wegen, das Kommando des Regiments wiederum dem Major v. Moltke und kehrte in die Heimat zurück.

Am 12. März ließ der Herzog dem Fürsten-Primas und dem Minister Bourienne anzeigen, daß das Kontingent-Regiment am 14. desselben Monats nach Pommern abmarschieren werde. Der Herzog entschloß sich mit schwerem Herzen, seine Truppen in diesem Zustande ziehen zu lassen; aber die Befehle des Kaisers hatten so bestimmt gelautet, daß eine Verzögerung des Ausmarsches die unangenehmsten Folgen für das Land hätte haben können, welches ja erst vor kurzem seinem angestammten Fürsten, und auch nur auf Verwendung des Zaren Alexander zurückgegeben war. So schrieb denn auch thatsächlich der französische Minister des Auswärtigen, der Graf Champagny, dem wohl Ungünstiges über das Contingent nach Paris berichtet war, von dort unterm 16. März einen groben Brief an die mecklenburgische Regierung: man solle nicht weitere Befehle abwarten, sondern schleunigst abmarschieren; man habe durch den verzögerten Abmarsch so wie so schon die allgemeinen Maßnahmen Sr. Maj. des Kaisers derangiert.

Dem Minister v. Brandenstein blieb nichts übrig, als einen Entschuldigungsbrief an Bourienne zu schreiben.

Am 13. März marschierte das 2. Bataillon aus seiner Garnison Rostock bis Damgarten und rückte am 14. in Stralsund ein. Das 1. Bataillon, welches in Wismar in Garnison stand, marschierte ebenfalls am 13. aus und erreichte Stralsund am 16.

Am 13. März meldete der Major von Boddien von dort aus dem Herzog, daß der General-Gouverneur der Ankunft der mecklenburgischen Truppen mit großer Freude entgegensähe; Stralsund wäre mit Ausnahme von schwachen Kavallerie- und Artillerie-Detachements gänzlich von Truppen entblößt, sodaß die Bürger die Wachen besetzen müßten.

Der General-Gouverneur von Schwedisch-Pommern, der General-Lieutenant Solveiller Baron de Candras de la Tour de Pré, unter dessen Befehle das Regiment trat, holte die Bataillone ein. Sein militairisch geschultes Auge sah sogleich, daß die Truppe, welche den Schutz der ihm anvertrauten Provinz übernehmen sollte, ein geringes Maß von Kriegstüchtigkeit besaß. Der Marsch von Damgarten bis Stralsund — 5½ Meilen — hatte die Marschordnung in der bedenklichsten Weise gelockert und die Haltung der Truppe war eine recht schlechte.

Das Schlimmste entging allerdings vorläufig der Aufmerksamkeit des französischen Generals. Als das 1. Bataillon den Marktplatz passierte, wo sich eine große Menge schaulustiger Menschen aufgestellt hatte, entstand beim Vorbeimarsch einer Compagnie eine allgemeine Bewegung unter dem Publikum. Man hatte in der Truppe mehrere Individuen erkannt, welche früher in einem schwedischen Regimente gedient, wegen ehrloser Verbrechen lange Freiheitsstrafen verbüßt hatten und dann mit Schimpf und Schande aus der Armee gestoßen waren. In einer anderen Compagnie hatte man einige aus dem Stralsunder Gefängnisse entsprungene Sträflinge entdeckt. Der Major v. Moltke ließ diese Leute zwar sofort aus der Front entfernen, aber der üble Eindruck, den dies Vorkommnis unter der Einwohnerschaft der Stadt machte, war doch schwer zu verwischen.

Auf Befehl des Herzogs wurden dann diese Uebelthäter aus dem Regiment entfernt: der Major solle sie in aller Stille über die Grenze bringen lassen; jedoch nicht über die mecklenburgische, sondern über die preußische, lautete der Bescheid. Die entsprungenen Sträflinge aber wurden an die Stralsunder Behörde ausgeliefert. Außerdem befahl der Herzog, daß alle wegen gemeiner Vergehen vorbestraften Subjekte aus der Truppe entfernt werden sollten. Dieser Befehl war aber gänzlich illusorisch, denn die angeworbenen ausländischen Landstreicher hüteten sich wohl, Angaben aus ihrem früheren Leben zu machen.

Auf dem Marsche nach Stralsund waren 14 Mann desertiert, 1 Mann an der Lungenschwindsucht gestorben. Ueberhaupt befanden sich noch bei allen Compagnien

invalide Leute, die später, als die Rekruten-Transporte ankamen, nach Mecklenburg zurückgeschickt wurden. Trotz alledem mußte der Major noch im Juni 2 Unteroffiziere und 9 Mann, die vollständig invalide waren und von denen einer 67 Jahre alt war, in die Heimat entlassen.

Einige Tage nach dem Einmarsch des Regiments in Stralsund, am 19. März, war der Namenstag der Kaiserin Josephine, welcher durch eine große Parade und durch eine Soiree beim General-Gouverneur gefeiert wurde. Der General v. Candras erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten und Artigkeiten, besonders gegen die mecklenburgischen Offiziere, welche sämtlich geladen waren und welche ihm ganz besonders gefielen. Durchweg den höheren Gesellschaftskreisen des Landes angehörend, hatten ihre feinen gesellschaftlichen Formen, sowie ihre gute militärische Haltung dem aus vornehmer Familie stammenden Franzosen imponiert.

„Die Haltung des Regiments am heutigen Tage war eine schöne, meine Herren," sagte der General, als er an das mecklenburgische Offiziercorps herantrat, an dessen Spitze der Major v. Moltke ihm die Glückwünsche für die Kaiserin ausgesprochen hatte. „Ich beglückwünsche Ihren Herzog zu der Truppe und spreche dem Offiziercorps meine volle Zufriedenheit aus. Allerdings", fuhr er wohlwollend lächelnd fort, „entspricht der Zustand der Gewehre, die ungleichmäßige Montur und die zum Teil noch recht mangelhafte Ausrüstung, sowie der Grad der Ausbildung der Mannschaften noch nicht den Anforderungen, welche Se. Majestät an die Regimenter seiner Armee stellen, aber das wird sich finden; die Loyalität Ihres Souveräns, sowie der Geist, der im Offiziercorps herrscht, werden diese Schwierigkeiten bald überwinden lassen. Soyez les bien venus, Messieurs!" schloß der General, dem Regimentskommandeur warm die Hand schüttelnd.

Das Regiment nahm nun täglich morgens und abends fleißig Exerzierübungen vor. Die Ausbildung nach dem französischen Reglement schritt unter den Augen des Generals v. Candras rasch vorwärts, so daß er den Truppen wiederholt seine Zufriedenheit bezeigte.

Die Anforderungen, welche der General an die Truppen stellte, waren nicht gering, und da blieb denn auch der Tadel nicht aus; so bezeugte er dem Regiment seine Unzufriedenheit, weil dasselbe beim Generalmarsch zu langsam auf dem Platze erschienen war.

„Ich verlange," sagte er, „daß das Regiment fünf Minuten, nachdem Generalmarsch geschlagen, in Marschordnung bereit steht."

Auch der äußeren Erscheinung der Mannschaften widmete er seine Aufmerksamkeit. Er erinnerte an den Haar- und Bartschnitt und duldete keine weiße Vorstöße über den Halsbinden. Jeden Sonntag mittags 12 Uhr mußten sämtliche Offiziere dem Gouverneur ihre Aufwartung machen.

Im Laufe des April erhielten die Compagnien die neuen, in Lüttich angefertigten Gewehre aus der Heimat übersandt; auch wurden die zu denselben nötigen Patronen angefertigt, aber leider nicht in genügender Anzahl, so daß Mitte Mai jeder Mann mit nur 20 Patronen ausgerüstet werden konnte.

Da die Sollstärke des Regiments von 1800 Mann auch noch nicht annähernd erreicht war, wurde in Mecklenburg eifrig rekrutiert. Wie schon oben erwähnt, war den Ortsbehörden gestattet worden, auch Ausländer, welche sich im Lande aufhielten, anzuwerben, und von dieser Erlaubnis war in Stadt und Land der ausgiebigste Gebrauch gemacht worden. Im Laufe des April erhielt jede Compagnie 24 Mann Ersatz. Hierdurch wurden die durch Krankheit, Desertion und Rücksendung von Invaliden entstandenen Lücken ersetzt und die Kopfzahl auf 100 Mann per Compagnie gebracht.

Wie es bei dieser Art der Rekrutierung nicht anders zu erwarten stand, war in diesen Transporten viel Gesindel enthalten. Die Rekruten kamen sämtlich betrunken an und hatten auf dem Marsche die größten Exzesse begangen. Nur durch die größte Energie der begleitenden Offiziere und Unteroffiziere, mitunter durch das Dreinschlagen

mit der blanken Waffe, war es möglich gewesen, diese wilden Gesellen an Ort und Stelle zu bringen. Anfangs Mai berichtet der Major v. Moltke an den Herzog:

„Das Gesindel desertiert, wo es kann, und stiehlt beim Appell und auf der Wache ihren Offizieren die Uhren und Börsen aus der Tasche."

Wohl bestand die Prügelstrafe bei den mecklenburgischen Truppen; so wurden z. B. den Schildwachen im Mai wegen Wachvergehen 50 Stockhiebe angedroht. Allein da das Regiment unter französischem Oberbefehl war und in der französischen Armee die Prügelstrafe nicht bestand, wurden nach und nach auch die in dieser Armee geltenden Strafen eingeführt.

Vor allen Dingen kam es darauf an, der im großartigen Maßstabe und oft im Komplott betriebenen Desertion, namentlich der Rekruten, vorzubeugen. Nachdem letztere ihr Handgeld zum großen Teil schon auf dem Marsche vertrunken hatten, nahmen dieselben jede Gelegenheit wahr, sich oft mit Wehr und Waffen von der Truppe zu entfernen. Anfangs Mai reichte der Major v. Moltke eine Liste derjenigen Leute ein, welche seit dem Ausmarsche des Regiments desertiert waren; es waren 64 Mann, darunter 20 Ausländer. Der Herzog erließ sofort eine scharfe Verordnung, daß allen städtischen und Patrimonial-Obrigkeiten es zur strengsten Pflicht gemacht werden sollte, sorgfältig im Lande auf Deserteurs zu vigilieren; es wurde jedem, der einen Deserteur so anzeigte, daß er arretiert werden konnte, fünf Thaler Douceur verheißen.

Außerdem ließ sich der Herzog von dem Kapitän v. Balthaser, den er anfangs Mai an den General v. Candras sandte, speciellen Bericht erstatten. Dieser meldete, daß fünf Deserteurs wieder eingefangen und durch ein Kriegsgericht zu mehrjähriger Festungsstrafe verurteilt seien. Er schlägt vor, den Freiheitsstrafen etwas für die Leute Schimpfliches anzuhängen. In der französischen Armee trügen die wegen Desertion Verurteilten einen braunen oder blutroten Kittel und eine Mütze von derselben Farbe. Augenbrauen und Schnurrbart würden ihnen rasiert, der übrige Bart lang; an Händen und Füßen trügen sie Eisen, an dem einen Fuß eine Kette und an derselben angeschmiedet eine 12pfündige Kugel. In diesem Anzuge würden sie vor das versammelte Regiment gebracht und das Urteil verlesen, welches die Missethäter mit entblößtem, völlig geschorenem Haupte anhören müßten. Dann würden sie mehrere Male die Front des Regiments auf und ab geführt, damit jeder Soldat sie in ihrer Schande sehen könne. Der Herzog genehmigte dies Verfahren auch für seine Truppe und wurde der Anfang mit den fünf eben erwähnten Deserteurs gemacht.

Aber trotz dieser Maßregel vermehrte sich die Desertion in besorgniserregender Weise. Die Leute liefen während der Nacht in Trupps von 14—18 Mann davon. Mitte Mai befahl der General v. Candras, daß ein polnischer Chasseuroffizier mit einem Detachement in Loitz stationiert würde, mit Unteroffizierposten an den Fluß-Pässen. Sämtlichen Rekruten wurde gleich nach ihrer Ankunft beim Regiment an der rechten Seite des Kopfes eine Tonsur in der Größe eines Thalers geschoren und diese alle 14 Tage nachgeschoren. Die Unteroffiziere aber wurden angewiesen, den Passanten, die irgendwie verdächtig erschienen, „mit der Hand etwas hart an den Kopf zu greifen, damit für den Fall, daß die geschorene Stelle mit falschen Haaren bedeckt wäre, diese an den Fingern sitzen blieben".

Um die Behörden in der Heimat zu veranlassen, besseres Rekruten-Material zu stellen — als besonders tadelnswert wurde hervorgehoben, daß eine Ortschaft drei Juden gestellt habe —, befahl der Herzog der Rekrutierungs-Kommission zu Güstrow, denjenigen Ortschaften, deren Rekruten desertiert wären, aufzugeben, für diese Leute sofort andere Leute zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Wirkungen der Militär-Vorlage.

Der kommende Reichstag wird über den Hueneschen Antrag zu beschließen haben, und von seiner Zusammensetzung wird es abhängen, ob derselbe zur Annahme gelangt. Niemand kann voraussehen, aus welchen Elementen der neue Reichstag bestehen wird; besondere Aussichten, daß die Majorität seiner Mitglieder der eben abgelehnten Militärvorlage in der Hueneschen Fassung entgegenkommend gegenüberstehen werde, sind zur Zeit noch nicht vorhanden, und es wird der angestrengtesten Thätigkeit aller mit der neuen Vorlage und der Regierung übereinstimmenden Kreise bedürfen, um eine Mehrheit für die Vorlage für den demnächstigen Reichstag zu erzielen.

Inzwischen haben die Einwirkungen der geplanten Heeresumgestaltung sich im Auslande und zwar zunächst bei den beiden anderen Dreibundsmächten Oesterreich-Ungarn und Italien geltend zu machen begonnen. Man zieht in beiden Ländern ebenfalls die Einführung der zweijährigen Dienstzeit allen Ernstes in Erwägung und hat es in Italien von amtlicher Stelle aus, in Oesterreich-Ungarn in unterrichteten Organen der Presse ausgesprochen, daß die Annahme der zweijährigen Dienstzeit auch für die Heere jener beiden Dreibundsmächte — unter der stillen Voraussetzung ihrer Einführung in Deutschland — zur Durchführung gelangen soll. Ein bezügliches Projekt ist vom italienischen Kriegsministerium bereits ausgearbeitet, und in den leitenden Militärkreisen Oesterreich-Ungarns in der Bearbeitung begriffen, zur Zeit voraussichtlich schon vollendet. Die deutsche Militärvorlage würde sich daher, wenn auch in der Hueneschen unerheblich verkürzten Fassung durchgeführt, als eine Maßregel von gewaltigster Tragweite auch für die übrigen Dreibundsmächte erweisen.

Bei dieser Lage der Dinge drängt sich die Frage auf: Werden Italien und Oesterreich-Ungarn auch die Kompensationen zu gewähren vermögen und wollen, welche die die Tüchtigkeit ihrer Heere wesentlich beeinflussende Verkürzung der aktiven Dienstzeit unbedingt erfordert? Werden ihre Armeen, wenn jene Kompensationen nicht sehr umfassende, völlig ausreichende sind, ihre derartige Qualität, was gründliche Ausbildung, Disziplinierung und Anerziehung des militärischen Geistes betrifft, auch in gleich hohem Maße bewahren wie bisher?

Noch ist über die Art der dort in Aussicht genommenen Kompensationsmaßregeln nichts näheres verlautet; allein die Beschaffenheit der bezüglichen Forderungen der deutschen Militärvorlage läßt deutlich erkennen, daß dieselben sehr kostspielige sein werden. Wird man sich jedoch in Italien seitens der Kammer, in Oesterreich-Ungarn in den

Delegationen dazu entschließen, derartige kostspielige Kompensationen zu bewilligen, wird man sich nicht vielmehr mit weniger kostspieligen, aber unzureichenden begnügen zu können glauben? Die Heeresverwaltung Italiens ist in anbetracht der Finanzlage des Landes ausgesprochenermaßen zu einer Reduzierung des Kriegsbudgets veranlaßt gewesen; dieselbe betrug 8 Millionen Lire. Dieser Thatsache gegenüber erscheint es vollkommen unwahrscheinlich, daß die italienische Kammer die für die mit der zweijährigen Dienstzeit verknüpften Kompensationen erforderlichen sehr bedeutenden Mittel für den notwendigen Ausgleich zur Verfügung stellen wird. In Oesterreich-Ungarn fand zwar in letzter Zeit eine Steigerung des Heeresbudgets um 5 Millionen Gulden statt, allein erst nach anhaltenden widerstrebenden Debatten, und erst infolge dieser Mehrbewilligung vermochte die österreichisch-ungarische Infanterie auf den im Vergleich zu demjenigen der Heere der übrigen Großmächte minimalen Friedenspräsenzstand von einigen 90 Mann per Infanterie-Compagnie gebracht zu werden. Derselbe beträgt in Deutschland im Durchschnitt 147 Mann, in Italien 105, in Rußland 113, in Frankreich 129 Mann. Für das österreichisch-ungarische Heer dürfte es daher zunächst weit wichtiger sein, die ungemein wichtige Friedenspräsenzstärke seiner Infanterie-Compagnien zu erhöhen, wie auch einen beträchtlichen Teil seiner Feldbatterien auf 6 oder 8 Geschütze zu bringen, da von seiner gesamten Feldartillerie nur ein Teil ihrer reitenden Batterien 6 Geschütze zählt, und die österreichisch-ungarische Armee überhaupt an Feldartillerie, 241 Batterien gegenüber 434 deutschen und 480 französischen, 408 russischen, ganz unverhältnismäßig schwach ist, und dasselbe für die Kavallerie, 252 Eskadrons gegenüber 465 deutschen, 458 französischen und 650 russischen, gilt.

Allein selbst wenn man, wozu alle Veranlassung vorliegt, annimmt, daß die österreichisch-ungarische Heeresleitung in der numerischen Verstärkung der Heeresmassen des Landes einen größeren Gewinn, wie in der Umgestaltung seiner Friedenstruppen zu größerer Effektivstärke und Leistungsfähigkeit erblickt, so läßt sich im Hinblick auf die jüngsten dortigen Heeresdebatten nicht annehmen, daß die Delegationen sich zu den erforderlichen starken Neubewilligungen entschließen werden. Das derzeitige Beispiel des nun aufgelösten deutschen Reichstages dürfte auch in dieser Hinsicht sowohl dort wie in Italien nicht ohne Einwirkung bleiben.

In anbetracht dieser Lage der Verhältnisse aber kann man sich der Befürchtung nicht verschließen, daß die deutsche Militärvorlage, wenn sie nach dem Hueneschen Antrage zur Annahme gelangt, von schwerwiegendem und zwar nachteiligem Einfluß auf die Heere Italiens und Oesterreich-Ungarns sein wird, da keine Aussicht vorhanden ist, daß dort bei einem ähnlichen Vorgehen die ausreichenden Kompensationen zur Annahme und Durchführung gelangen. Daß die Wehrmacht des Dreibundes daher mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit beiden drei verbündeten Heeren, wenn dieselbe auch mit Rücksicht auf die beanspruchten Kompensationen für das deutsche Heer zulässig erscheint, in ihrer Gesamtheit eine Stärkung erhalten würde, erscheint somit mehr wie zweifelhaft.

Im Hinblick auf diesen Sachverhalt und auf die Ungewißheit der Annahme des Hueneschen Kompromißantrages im neuen Reichstage dürfte es jedoch immer noch Zeit für die Regierung sein, für alle Fälle ein neues Heeresverstärkungsprojekt in Erwägung zu ziehen, welches sich von den bisher geltenden und glänzend bewährten Heeresorganisationsgrundsätzen weniger entfernt, wie das demnächst voraussichtlich zur Vorlage gelangende. Die angemessene Verstärkung der Offizier- und Unteroffizier-Chargen bei den aktiven Truppen und die Erhöhung der Präsenzstärke derselben um etwa 10 Mann per Infanterie-Compagnie würde bei gleichzeitiger Verstärkung der Artillerie und der Pioniere und unter Beibehalt der dreijährigen Dienstzeit vielleicht ausreichen, um den im Kriegsfall erforderlichen Kadres für die Neuformationen genügende Solidität zu geben, und zugleich der Infanterie die Aufgabe der Ausbildung der Ersatzreserve, Reservisten, Wehrleute, Schullehrer, Freiwillige 2c. wesentlich erleichtern, sowie den wichtigsten Teil der Spezial-

waffen des Heeres gebührend verstärken. Erscheint jedoch dieser Weg besonders betreffs der Zahl der jährlich mehr auszubildenden und für die Kriegsformationen verfügbar zu machenden Mannschaften nicht auskömmlich, so bietet sich vielleicht der zwar weniger schnelle und unbequemere Weg der allmählichen etappenweisen Vermehrung des Heeres um je ein Armeecorps als der schließlich doch zum Ziele führende und die Fundamente der Armee nicht wie der jetzt beabsichtigte tangierende dar. Rußland befolgt seit Jahren mit allem Erfolg diesen Weg, je nach Maßgabe der verfügbar werdenden Mittel; jedenfalls würde die Regierung mit einer etappenweisen Bewilligung weiter kommen, wie mit der geplanten außerordentlichen einmaligen, sei dieselbe auch gemäß dem Antrag Huene um 9 Millionen verkürzt.

Zwar liegt es auf der Hand, daß die Regierung den Hueneschen Kompromiß diesem Wege vorzieht, und daß sie, falls dieser nicht durchgeht, in letzter Instanz den Benningsenschen Vorschlag, sollte derselbe von neuem zur Diskussion gelangen, annehmen dürfte; allein es schien vielleicht der Erwägung nicht unwert, bei einer Heeresumgestaltung von solcher Tragweite im Auslande, wie die beabsichtigte, auf diese für den Dreibund schwer ins Gewicht fallenden Folgen hinzuweisen und zur Diskussion zu stellen, ob die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei sämtlichen Dreibundsmächten, darunter bei zweien derselben unter aller Voraussicht nach unzureichenden Kompensationen, sich nicht vermeiden läßt, und ob nicht durch eine Umgestaltung der Vorlage einer Schwächung der Dreibundsheere in einer wesentlichen Richtung vorgebeugt werden könnte.

v. R.

Monatsschau.

Politik.

Endlich hat das monatelange „Hangen und Bangen in schwebender Pein" seinen Abschluß gefunden. Der Reichstag hat die Militärvorlage abgelehnt, ist aufgelöst und nach Hause geschickt worden, und Neuwahlen sind angeordnet. Die Chronik des Junihefts trifft mitten hinein in eine Wahlbewegung, die sachlich so bunt und kraus ist, wie kaum eine zuvor, während sie ja leider mit ihren Vorgängerinnen die Entfesselung aller niedrigen und häßlichen Leidenschaften, die in der Menschenbrust wohnen können, gemein hat.

Noch in den letzten Tagen des sterbenden Reichstages schien es fast, als solle er dem Leben erhalten bleiben, und niemand ahnte, daß die Agonie schon so nahe wäre. Die Auguren der Abstimmungen stellten ganz winzige Mehrheiten oder Minderheiten für oder gegen den Antrag Huene in mögliche Aussicht, und besonders geistvolle Leitartikelschreiber gaben ihren Leitartikeln die Ueberschrift: „Auf des Messers Schneide".

Doch mit den konstitutionellen und finanziellen Bedenken und Wünschen eines radikalen „Gewissens" ist kein ew'ger Bund zu flechten. Die Freunde der Militärvorlage im Centrum schrumpften unter dem Scepter des Herrn Lieber auf ein ganz kleines Häuflein zusammen, die Abtrünnigen der Fraktion Richter auf ein noch kleineres. Und mit einem Male war eine so derbe Mehrheit gegen die Militärvorlage vorhanden, daß der Kanzler auf weitere Ausgleichsversuche und Kunststücke verzichtete und kurzweg das bereit gehaltene kaiserliche Auflösungsdekret verlas. Er zog es vor im Gegensatz zu den Freisinnigen, in den Wahlkampf zu ziehen, statt im Gegensatz zu den Konservativen einen parlamentarischen Sieg zu erringen, der durch Zugeständnisse nach links vielleicht doch noch zu haben gewesen wäre.

Nun ist die Aera der „Agitationen" angebrochen. Alle Parteien ohne Ausnahme haben Programme ad hoc veröffentlicht, in denen sie zu den aktuellen Fragen Stellung nehmen. Die Kandidaten sind aufgestellt und präsentieren sich den Wählern von der besten Seite. Hoffnungen wachen auf und Enttäuschungen folgen.

Wie das endliche Resultat dieser Kämpfe in der Zukunft sich gestalten wird, darüber enthalten wir uns jeder, auch der leisesten Vermutung. Nur mit dem politischen Bilde der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit kann dieser Bericht sich befassen. Auch hier aber müssen wir ein großes Gebiet des deutschen Reiches — den Süden — aus unserer Erörterung ausscheiden, weil wir die Stimmung desselben nicht hinreichend zu überblicken vermögen. Wenn wir es unternehmen, vom Reiche nördlich der Mainlinie ein Stimmungsbild zu zeichnen, so läßt sich wohl zunächst ein Gesamturteil dahin

zusammenfassen, daß die Durchschnittsmeinung im Volke der Militärvorlage weit geneigter ist, als man nach den pessimistischen Schilderungen der parlamentarischen Opposition hätte glauben können. Fanatischer Widerspruch findet sich nicht ein Mal bei den unabhängigen Arbeitern; der Freisinn gießt Wasser in seinen Wein und macht Entschuldigungen. Eine ganze Reihe von Kandidaturen der Verweigerer hat geradezu gestrichen werden müssen, und auch, wo man am Freisinn grundsätzlich festhält, erklärt man doch vielfach mit ausdrücklichen Worten den Antrag Huene als einen zu weit nach rechts gehenden, aber doch zulässigen Ausweg.

Indessen — wie gesagt — Schlüsse auf die Zusammensetzung des kommenden Reichstages ziehen wir aus diesen relativ günstigen Symptomen nicht. Was die Socialisten besonders auf dem Lande und in der Stille gewühlt und durch ihre Wühlarbeit erreicht haben mögen, entzieht sich jeder Berechnung. Der letztvergangene Wahlgang war ja reich an Ueberraschungen. Ob es diesmal besser sein wird, oder ob gar schließlich am Wahltage ein Samum socialdemokratischer Stimmzettel in seiner Staub- und Sandwolke alle anderen Parteien und auch die Militärvorlage begraben und verschütten wird — wer mag das sagen?

Lassen wir aber, was sie am 15. Juni erreichen werden, ganz dahingestellt sein, so fordert die Chronik der Gegenwart immerhin einen Blick auf die augenblicklichen Empfindungen der Parteien.

Die Konservativen haben, positiv angesehen, eine klare Stellung. Sie stehen zum Programm der Regierung. Schwieriger ist ihr Verhalten negativ, d. h. im Verhältnis zu den anderen Parteien, besonders den Nationalliberalen gegenüber. Diese haben eine Art „Hurra-Programm“ zu Gunsten der Heeresverstärkung beschlossen und publiziert, und verlangen nun mit einigem Pathos, daß alles sich um sie sammelt, was national und patriotisch denkt. Alle anderen Fragen sollen diesmal schweigen vor der militärischen, die es in erster Linie zu erledigen gelte.

Kein Wunder, daß auch wirklich manche Konservative geneigt und bereit sind, dieser Lockung zu folgen und das quidquid id est der vorsichtigen Warner zu verlachen. Und doch könnte gerade bei dieser Wahl mit einigem Recht das bekannte Wort Gambettas dahin geändert werden: der Nationalliberalismus — voilà l'ennemi! Gelänge es dieser Partei, in einiger Stärke zurückzukehren, so würde sie gewiß zunächst noch der Regierung eine möglichst große Anzahl sog. konstitutioneller Garantien abzupressen suchen, dann aber mit frei gewordenen Ellbogen die Vorlage als Zugkraft benutzen, um recht viele liberale Handelsverträge, Steuerprojekte und andere Liebesgaben für die Bank- und Börsenwelt durch den Reichstag hindurch zu schleppen. Die Berliner Börsen-Magnaten haben sich für den nationalliberalen Standpunkt entschieden — das muß zu ernster Besorgnis Anlaß geben. Es ist die Leistung, die der Gegenleistung wartet.

Man kann nur wünschen, daß die Konservativen die Augen offen halten. Das Kartell mit allen seinen plausiblen Scheingründen ist niemals lebensgefährlicher gewesen, als im gegenwärtigen Augenblick.

Freilich haben die Konservativen einen Trost, ist es auch nur das bekannte solamen miseris: es giebt zwei Parteien, die sich in noch viel üblerer Lage befinden, als sie: das Centrum und der Freisinn. In beide hat die Reichstagsauflösung eine offene Spaltung hineingebracht.

Zwar das Centrum leugnet diese Spaltung — und mit einem Schein des Rechts. Denn es ist dem Vorstand gelungen, nach wochenlangen Verhandlungen einen Partei-Aufruf zu formulieren, der im Namen der Partei spricht. Und eine ganze Anzahl der Befürworter des Antrags Huene hat, um inneren Zwist mit dem unliebenswürdigen Dr. Lieber zu vermeiden, in lobenswerter Selbstverleugnung auf fernere Teilnahme am parlamentarischen Leben verzichtet. Gleichwohl bleibt immer noch in Schlesien eine ganze Anzahl von Kandidaten auf der Liste, die der Regierung freundlich gesinnt sind,

die um ein Mandat werben, und von denen daher nicht recht zu verstehen ist, wie sie sich mit dem offiziellen Aufruf abfinden können. Doch ultramontane Sophistik und Dialektik bringt ja manches fertig, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man in der Kirche der Hinterthüren nicht auch für die militärisch-politisch Bedrängten ein Pförtchen ausfindig machte, aus dem sie entschlüpfen können.

In der freisinnigen Partei hat man es vorgezogen, die versteckte Schein-Einheit mit einem offenen Bruch zu vertauschen, der übrigens nicht nur in sachlichen, sondern auch in persönlichen Momenten seine Erklärung findet. Die Tyrannei des Herrn Richter ist selbst denen zu arg geworden, die bisher mit der Forderung schrankenloser Freiheit für ihre Mitmenschen im Munde die vollständigste politische Unterordnung unter einen nichts weniger als rücksichtsvollen Führer zu verbinden wußten, kaum daß sie dann und wann ein wenig mit den Ketten klirrten. Dazu kam nun, daß Herr Richter auch nicht den Gedanken an die Möglichkeit einer Verständigung mit der Regierung in seiner Umgebung aufkommen lassen wollte und daß alle Gründe vor seinem sic volo Halt machen sollten. Der Bogen war zu straff gespannt — er ist gesprungen. Und wie es scheint, machen nun bei den Kandidaturen die Vertreter der milderen Tonart die besseren Geschäfte

Recht bezeichnend für die Stimmung ist es auch, daß die äußerste Linke in ihren Flug- und Wahlschriften auf die Einzelheiten der Militärvorlage gar nicht eingeht. Bei den Socialisten scheint die Parole ausgegeben, sich auf einige den „Militarismus" im allgemeinen verwerfende Kraftausdrücke zu beschränken. Sie verschweigen geradezu, daß es sich um die zweijährige Dienstzeit handelt. Mit um so größerer Breite werden dagegen alle jene anderen Themata behandelt, die sich zu populärer Aufwiegelung der Massen und zur Erregung von Neid und Unzufriedenheit eignen, als da sind die Verteuerung der Lebensmittel des armen Mannes, die „Liebesgabe" an die Branntweinbrenner, die geheimen Anschläge der Konservativen gegen das allgemeine Wahlrecht, u. a. m.

Ganz Unrecht haben sie ja denn mit dieser letzteren Mutmaßung insofern auch nicht, als die wiedererstandene lebendige Gegenwart des ganzen Wahlgetriebes wohl kaum einen einzigen, wir sagen nicht Konservativen, aber anständigen Menschen mit anderer Empfindung erfüllt und erfüllen kann, als mit einem unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Institution, so wie sie jetzt bei uns zum Staatsgrundgesetz gehört. Die wichtigsten Entscheidungen sind in die Hände der Massen gelegt, die, völlig unfähig, die Dinge zu verstehen, um die es sich handelt, zur rettungslosen Beute des ersten besten Schwätzers werden. Bei der Auswahl der Personen kommen darum auch fast immer die besten und würdigsten zu kurz, weil sie der Menge nicht schmeicheln und um die Gunst derselben buhlen wollen. Das größte Geschäft aber machen diejenigen, die den größten Mund und das weiteste Gewissen haben, die alles versprechen, auch wenn sie sicher wissen, daß sie gar nichts halten werden. Die Macht der Lüge steigt in den Wahlzeiten zu ungeahnten Höhen empor.

Doch auch das ist noch vergleichsweise geringer Schade. An den gewissenlosen Schreiern ist nichts zu verderben, sie sind schon verdorben, wenn die Wahlbewegung beginnt. Das Beklagenswerteste ist vielmehr das, daß schließlich auch die, die es verabscheuen, aus Not und Sorge um das Vaterland in den Strudel der Uebertreibungen hineingerissen werden und allmählich in der Benutzung ihrer Waffen immer weniger gewissenhaft werden. Das Wahlrecht in seiner jetzigen Gestalt bewirkt eine so völlige Korrumpierung aller Verhältnisse, daß nicht eben Sehergabe dazu gehört, um zu der Einsicht zu kommen, daß kein Volk der Erde, auch das unverdorbenste nicht, auf die Dauer diese Wirtschaft ertragen kann.

Erfreulicher Weise zeigen sich ja leise Anzeichen, daß es doch vielleicht noch ein Heilmittel für die Krankheit giebt. Dem Volk das Recht schlechthin zu nehmen, scheint unmöglich und nicht einmal wünschenswert. Wo jeder die Blut- und Geldsteuer zahlt,

hat auch jeder ein Billigkeits-Anrecht auf Teilnahme am öffentlichen Leben. Und die Bildung ist auch nicht ohne weiteres Kriterium — was den Herren Richter und Liebknecht fehlt, ist gewiß nicht die formelle Bildung. Wohl aber kann und muß das erstrebt werden, daß jeder Berufsstand als Stand seine Vertreter sendet, daß es nicht dem Zufall überlassen bleibt, ob Personen im Reichstag sind, die die Landwirtschaft, die Industrie, die Handarbeit u. s. w. vertreten können, sondern daß jeder legitime Berufskreis seine legitimirten Vertreter sendet.

Das wenigstens kann bei dieser Reform erreicht werden, daß die verschiedenen Stände zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Weise ihre Abgeordneten bestimmen, daß diese Wahlen sich innerhalb eines beruflich umgrenzten Kreises vollziehen, und sich daher mehr als bisher auf anerkannte, geachtete Männer richten werden, und daß dem entsetzlichen wochenlangen berufsmäßigen Aufwiegeln und Aufhetzen ganzer Volksklassen gegen einander ein wirksamer Riegel vorgeschoben wird.

Ist Aussicht dazu? — Die Anzeichen mehren sich, daß wir zu öffentlich rechtlicher Vertretung der Stände kommen werden. Eben jetzt geht von offiziösen Blättern die Notiz aus, daß man in Preußen Handwerkerkammern und Landwirtschaftskammern plane. Handelskammern bestehen schon. Treten Arbeiterkammern hinzu, eine staatliche Organisation der schon vorhandenen Fachvereine, so liegt vielleicht die Verwirklichung dieses Gedankens nicht in so aussichtsloser Ferne, als es Manchem den Anschein hat.

Kehren wir übrigens nach dieser Abschweifung über das Wahlrecht zu den Argumenten der Gegner zurück, von denen wir ausgingen, so soll nicht in Abrede genommen werden, daß einige derselben von erheblichem Gewicht sind. Die Thatsache, daß das deutsche mit einer Mitgift von fünf Milliarden ausgestattete Reich jetzt bald zwei Milliarden Schulden haben wird, läßt sich nicht aus der Welt bringen, noch weniger die Einsicht vernünftiger Leute, daß diese „Studentenwirtschaft" so nicht weiter gehen kann. Müssen wir rüsten, so müssen wir auch zahlen und unsere alten Schulden ganz anders amortisieren, als bisher. Zum Kriege gehören nicht nur Soldaten, sondern auch Geld und Kredit. Es heißt den Baum absägen, auf dem wir sitzen, wenn wir aus finanzministeriellen Budgetrücksichten immer wieder zu Anleihen unsere Zuflucht nehmen. Im Grunde hat nur bei produktiven Anlagen die Anleihe ihr Recht. Mindestens müßte bei militärischen Anschaffungen eine doppelt oder dreifach so schnelle Amortisation eintreten, als es bis hierher der Fall war.

* * *

Hat aber leider in Deutschland die gegenseitige Erbitterung der Parteien einen ziemlich hohen Grad erreicht, so fallen erfreulicher Weise Vergleiche mit dem Auslande doch immer noch zu unseren Gunsten aus.

In Großbritannien und in Oesterreich hat es in den letzten Wochen Parteiskandale gegeben, die alles, was bei uns vorgekommen ist, weit hinter sich lassen. In beiden Reichen sind es freilich nicht nur Ansichten, Meinungen und Grundsätze, die, zumal wenn sie ererbte sind, fest genug sitzen und böses Blut genug machen können, sondern es sind nationale Gegensätze. Und erfahrungsmäßig gehen gerade diese Feindschaften um so tiefer, je weniger ein vernünftiger Grund zum wechselseitigen Haß in der Verschiedenheit der Volksindividualitäten gefunden werden kann, welche die göttliche Vorsehung im Lauf der Geschichte hat wachsen und werden lassen. In Irland wie in Böhmen sind es kleine versprengte Minoritäten großer Reiche, die alles, was sie sind, dem großen Mutterreich verdanken, und doch eine politische Autonomie planlos anstreben. Weder in dem einen noch in dem anderen Falle könnte durch Erreichung ihres Zieles für die Strebenden irgend ein nennenswerter Vorteil erwachsen. Im Gegenteil ist es völlig unverständlich, zumal in unserer socialdemokratischen Aera, wie relativ

vernünftige Leute mit wirklich optimistischer Hoffnung so windige Luftschlösser errichten können. Aber wenn die Parteileidenschaft blendet, so macht der Nationalhaß blind.

In Böhmen kämpfen allerdings die Tschechen insofern mit einem Scheine des Rechts, als der große Mißgriff des Beustschen Dualismus den Ungarn ein Zugeständnis gemacht hat, das auch bei allen anderen Volkssplittern den Appetit nach Selbständigkeit reizen mußte. Aber der Fehler ist hier, daß die Böhmen in Böhmen nicht allein, sondern daß ganze Städte, Dörfer und Gegenden deutsch sind, und daß es hieße, diese Deutschen auf Gnade und Ungnade einem Willkürregiment fanatischer Slaven ausliefern, wenn man dem Drängen dieser wilden Gesellschaft folgend eine Art Autonomie für Böhmen ihr gewähren wollte. Und ähnlich steht es ja in Irland um die protestantische Landschaft Ulster, deren Schicksal man nicht auszudenken wagt, wenn das brutale Irentum jemals zu einer selbständigen politischen Macht gelangen sollte.

Die Strebungen der Tschechen sind bisher ziemlich aussichtslos. Von den irischen Plänen kann man nicht das Gleiche sagen. Der alte Gladstone hat die Lösung der Frage in seinem Sinne mit dem ihm eigenen an Wahnsinn grenzenden Fanatismus in die Hand genommen. Und wie jedes zielbewußte politische Handeln eine Anziehungskraft auf Schwankende ausübt, so auch hier. Die Zahl seiner Anhänger wächst, mögen auch die Gegner so fest wie möglich davon durchdrungen sein, daß Homerule für das große und mächtige Großbritannien nichts anderes bedeutet, als den Anfang vom Ende.

Wirtschaftspolitik.

Krisis in Griechenland, Krisis in Australien, Krisis in England, Krisis in Oesterreich-Ungarn, und dazu schlechte Saatenstandsberichte aus vielen Gegenden Deutschlands, Ungarns und Amerikas, Reichstagsauflösung in Berlin und Neuwahlen bei völlig zerfahrenen Parteizuständen, — das sind die Hemmnisse, auf die gegenwärtig unsere wirtschaftliche Gesundung stößt. Wir hatten sonst alle Ursache, zufrieden zu sein mit der langsamen und stetigen Zunahme unseres Handels und unserer Industrie. Der Güterverkehr der Eisenbahnen steigt, ein sicheres Zeichen der Neubelebung unserer Produktion; die überseeische Ausfuhr nimmt zu trotz der hohen amerikanischen Schutzzölle; auf der Weltausstellung in Chicago haben wir einen glänzenden Sieg errungen; unsere Einfuhr nimmt ab, und, was wir nicht gering anschlagen dürfen, die Spekulation an den Börsen, im Grundstücksverkehr und im Baugeschäft hält sich augenblicklich sehr zurück. An flüssigen Kapitalien ist kein Mangel, wie daraus ersichtlich ist, daß die großen Anleihen Deutschlands und Preußens bis auf einen winzigen Rest vom Publikum sofort gegen bare Zahlung abgenommen wurden. Trotzdem können wir nicht auf eine ungestörte Weiterentwicklung zum Besseren rechnen.

Die Berichte über den Stand der Saaten, namentlich des Roggens, machen es wahrscheinlich, daß wir demnächst wieder zu hohen Preisen aus Rußland einführen müssen, wenn wir nicht unseren Roggenverbrauch sehr einschränken können. Unsere Handelsbeziehungen zu Rußland liegen aber nicht mehr so einfach, wie vor dem Abschluß unseres Handelsvertrages mit Oesterreich. Der russische Finanzminister denkt nicht daran, den Außenhandel zu begünstigen. Er hat die Ausfuhr von Rubelnoten in größeren Beträgen verboten und wacht mit Strenge darüber, daß die russischen Bankiers die Spekulationen des Auslandes in russischer Valuta nicht unterstützen, noch sich daran beteiligen. Sein Ideal ist, daß jeder Warenbezug Rußlands aus Deutschland durch die sofortige Ausfuhr russischer Ware von gleichem Werte ausgeglichen werden muß. Dadurch würden sich von selbst billigere Preise für die deutsche, höhere Preise für die

russische Ware ergeben, und was etwa zur weiteren „Stabilisierung“ der Valuta erforderlich wäre, das könnte er einfach durch seine souveräne Beherrschung des russischen Geldmarktes bewirken. Darum gestattet er jetzt auch nicht mehr größere Lieferungen von Rubelnoten von einer russischen Bank an die andere, da sich sonst in Berlin ein Termingeschäft in diesem Papier mit der Bedingung „Auszahlung Rußland“ entwickeln würde. Bis jetzt sorgt ein großartiger Schmuggel dafür, daß es in Berlin nicht an russischen Zahlungsmitteln fehlt; wir wären sonst lediglich auf den Austausch der Zahlungsverpflichtungen durch Wechsel angewiesen und würden bei vermehrter Einfuhr russischen Roggens bald die höchsten Wechselkurse auf Petersburg haben und schließlich mit Gold bezahlen müssen. Es giebt in Deutschland noch Optimisten, die in allen diesen Maßnahmen des Herrn Witte nur Schachzüge zur Erzielung eines günstigen Handelsvertrages erblicken. Herr Witte braucht keinen Handelsvertrag!

Die inneren wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschlands beruhen ferner auch auf dem durch die Ablehnung der Militärvorlage seitens des Reichstags geschaffenen, oder wenigstens aufgedeckten politischen Zwiespalt. Es ist hier nicht der Ort, von seinen Ursachen zu sprechen, vielmehr kommen in wirthschaftlicher Hinsicht nur seine Folgen in Betracht, und die bestehen zunächst in einem allgemeinen Wirrwar. Wenn der agrarischen Partei Zeit gelassen worden wäre, innerlich zu erstarken, überall die geeignetsten (nicht die am lautesten schreienden) Gruppenführer an die Spitze zu bringen und dann mit einer gefestigten und bewährten Organisation in den Wahlkampf einzutreten, so wäre das ohne Zweifel für die Neugestaltung unseres Parteiwesens von größtem Segen gewesen. Wir sehen aber hie und da gerade die unreifsten Elemente das große Wort führen, und da es sich bei der landwirtschaftlichen Bewegung um einen Notstand handelt, der die vortrefflichsten Leute wohl in Verzweiflung bringen kann, so nimmt der Wahlkampf Formen an, die nicht gerade den besten Erfolg für unsere Sache versprechen. Ein Glück ist, daß die konservative Parteileitung jetzt in sich einig ist und mit Besonnenheit und Entschlossenheit zu Werke geht. Es hängt alles davon ab, daß die bewährten Führer unserer Partei die Leitung der sogenannten Mittelstandsbewegung in der Hand behalten; denn wenn diese ihre utopistischen Tendenzen rücksichtslos und gewaltsam durchzusetzen suchen wollte, würde sie, bei aller Anerkennung ihres Rechtes müssen wir es sagen, ebenso gefährlich werden, wie das Manchestertum der Reichen und der Socialismus des Proletariats. Bessere Existenzbedingungen für den Mittelstand lassen sich nur erreichen im Gegensatz gegen die jetzige Wirtschaftspolitik der Regierung, aber nicht bei grundsätzlicher Opposition gegen die Regierung; damit würden wir nur die Geschäfte des Centrums und des Freisinns besorgen.

Die Großfinanz sieht die ihr drohende Gefahr deutlich genug, um sich auch öffentlich und ausdrücklich der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ihre politischen Manifeste fordern aber den Spott geradezu heraus. Da vereinigen sich anderthalb Dutzend der reichsten Bankiers zu einem Komitee, das Gelder für nationalliberale und secessionistische Wahlagitation sammeln will. Es wäre den Herren ein Leichtes, aus eigenen Mitteln anderthalb Dutzend Millionen Mark für diese Agitation zusammen zu legen. Daß sie es vorziehen, dies nicht in der Stille zu thun, sondern öffentlich zu betteln, läßt auf das Bedürfnis schließen, sich als loyale und patriotische Männer nach oben hin, von wo Orden und Titel verliehen werden, zu empfehlen; ihre eigenen Berufsgenossen waren sehr überrascht, diese Herren um Geld bitten zu sehen. Es war auch unklug von den Börsenvertretern, so offen zu sagen, daß die „Liberalen aller Schattierungen“, soweit sie nur für die Militärvorlage eintreten, mit Börsengeld zu ihrem Mandat gelangen sollen. Die paar Tausend Stimmen von Börsianern waren ihnen ohnehin sicher, und alle anderen Wähler haben fürwahr keine Ursache, sich Vertreter der Börse als Reichstagsabgeordnete zu wählen. Politisch dumme Streiche werden meist in der Angst begangen, und so darf man wohl annehmen, daß sich der Großfinanz eine große Angst vor dem neuen Reichstage bemächtigt hat, denn ihre Dummheit war auch nicht klein.

Mit Befriedigung mußte die Erklärung der Regierung aufgenommen werden, daß sie ihre Hände in Unschuld wasche.

Im Uebrigen müssen wir der Börse das Zeugnis geben, daß sie in ihren eigenen Geschäfts-Angelegenheiten sich jetzt recht klug benimmt und Deutschland vor Verlusten an auswärtigen Krisen nach Möglichkeit bewahrt. Die österreichische Valuta-Regulierung, die auf unsere Kosten durchgeführt werden sollte, ist auf die Schultern des Donaureichs zurückgewälzt worden. Wir gönnen den Verbündeten alles Gute, können aber nicht wünschen, daß sie aus dem Bündnis mit uns das Recht herleiten, uns neben der Militärlast auch noch die Kosten ihrer Finanzoperationen aufzubürden. Diesen Standpunkt vertreten wohl die meisten deutschen Kapitalisten. Sie haben die Konversionen und die damit verbundenen gewaltsamen Kurssteigerungen benutzt, die österreichischen und ungarischen Papiere mit Gewinn in ihre Heimat zurück zu schicken, und da die dortige Spekulation in ihrem Hochmut nicht begreifen will, daß wir österreichische Papiere nur dann besitzen wollen, wenn sie durch niedrigen Kurs die erforderliche Risikoprämie gewähren, so ist uns die Gelegenheit zum vorteilhaften Verkauf dieser Papiere sehr verlängert worden. Aus diesem Verkauf resultierte in Oesterreich ein Goldagio von 2 bis 3 Prozent. Dasselbe wird erst verschwinden, wenn Deutschland die billiger gewordenen österreichischen Papiere zurückkauft. Den Kursverlust muß Oesterreich tragen und kann sich dafür bei dem Patron seiner Finanzen, der Rothschildgruppe, bedanken. Man macht nie ungestraft Geschäfte mit diesen Herren. Sie haben das nötige Gold beschafft; Oesterreich mag zusehen, wie es dasselbe festhält. Vorläufig ist an „Goldwährung“ nicht zu denken. Das Metall liegt in den Kellern der Münze; die Zinsen, die es verschlingt, sind zwar durch die Konversionen erspart worden, aber die konvertierten Papiere befinden sich jetzt in Oesterreich, nicht in Deutschland, das Land muß also selbst die Kosten des Goldvorrats aufbringen. Würden jetzt die Barzahlungen aufgenommen, das Gold dem freien Verkehr übergeben, so würde es sehr schnell ins Ausland abfließen. Dieser letzte Schritt ist also vorläufig unmöglich.

Wir maßen uns nicht die Prophetengabe an; aber darauf möchten wir doch hinweisen, daß wir schon vor zwei Jahren an dieser Stelle die Wahrscheinlichkeit eines Goldagios in Oesterreich auf Grund seiner unzulänglichen wirthschaftlichen Kraft hervorgehoben haben. Man mochte die Relation festsetzen, wie man wollte, nichts bot eine Garantie dafür, daß sie sich bewähren werde. Allerdings haben wir nicht vorausgesehen, daß das Goldagio sich bereits während der Operation einstellen werde. Wir haben damals die Ernüchterung des deutschen Publikums der Börsenspekulation gegenüber unterschätzt.

Gewaltige Dimensionen hat die australische Krisis angenommen. Sie erschütterte den englischen Geldmarkt, brachte die Bank von England in die Notwendigkeit, innerhalb zweier Wochen dreimal den Diskont zu erhöhen, und sie entzog dem offenen Markte so viel Kapital, daß Prolongationsgelder für Börsen-Engagements kaum zu erhalten waren und der Privatdiskont zeitweise weit höher war, als die offizielle Bankrate. Börsen-Fallissements in größerer Zahl und Verlegenheiten sonst zahlungsfähiger Häuser waren die weitere Folge. Für die Zukunft wird der Handel mit Australien wohl noch einen Rückschlag erleiden. Das ist für das Mutterland um so empfindlicher, als die Kolonien überhaupt immer mehr zum Schutzzoll übergehen. Einstweilen haben wir nur mit der Thatsache zu rechnen, daß, so weit sich heute (20. Mai) übersehen läßt, etwa eine halbe Milliarde Mark englischer und über eine Milliarde Mark australischer Depositen in dem Bankenkrach verloren, oder doch für lange Jahre festgelegt sind. Die Ursache dieses fast beispiellosen Zusammenbruchs liegt in einer wahnsinnigen Grundstücksspekulation. Die nähere und weitere Umgebung der australischen Städte wurde schon seit Jahren als Baugrund angesehen, so etwa, als ob in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren Melbourne und Sidney die Größe von London erreichen würden. Ländereien,

deren Nutzungswert kaum 1 Pfd. Sterling per Acre beträgt, wurden während des land-boom mit 100 Pfd. Sterling per Acre bezahlt und von den Banken fast bis zu dieser Höhe beliehen. Nun hat die Bankthätigkeit vollständig aufgehört, der Zuzug zu den Städten ebenfalls, niemand kann die Hypothekenzinsen erschwingen, und das beliehene Land kommt für Rechnung der Bankgläubiger unter den Hammer zu einer Zeit, da niemand Land kaufen kann oder mag.

Eine direkte Schädigung haben wir in Deutschland von diesem Krach nur insofern zu erleiden, als die Reichsbank ihren Diskont erhöhen mußte und als die deutsche Ausfuhr nach Australien abnehmen wird. Dieselbe war 1891 auf 29½ Millionen Mark gestiegen und dürfte sich schwerlich auf dieser Höhe behaupten. Eine nützliche Lehre aber erhalten wir durch diesen Verlust. Auch in Berlin und einzelnen anderen deutschen Hauptstädten hat die Grundstücksspekulation schwindelhafte Formen angenommen. Gerät das Wachstum unserer Großstädte ins Stocken, wie es jetzt zu thun scheint, so muß auch hier der boom zusammenbrechen. Noch hält in Berlin der Hausbesitzerverein die Mietpreise auf ihrer schwindelhaften Höhe, obwohl die Zahl der leer stehenden Wohnungen beständig wächst. Die Baubanken unterstützen die sogenannten Eigentümer, die meist nur dem Namen nach Besitzer sind, um ein allzu großes Angebot von Mietshäusern auf dem Immobilienmarkte hintanzuhalten, und vielleicht gelingt es ihnen durch Stundung der Hypothekenzinsen und andere, weniger einwandsfreie Manipulationen, die „flaue Zeit" zu überwinden. Doch steht fest, daß die Verhältnisse schon lange sehr auf die Spitze getrieben sind und daß bei einer wirtschaftspolitischen oder politischen Krisis in Deutschland die Berliner Grundstücksspekulation nebst den sie begünstigenden Hypothekenbanken zuerst zusammenbrechen werden. Die großen Effektenbanken Berlins stehen anders da. Die strengste Berechnung ihrer Liquidität ergiebt doch eine solche von 50% bei der am ungünstigsten, von 90% bei der am günstigsten gestellten. Der Effektenmarkt bietet überhaupt keinen Anlaß zur Beunruhigung. Die Börse ist offenbar im Gleichgewicht, ja sie hat eher Baisse-Interessen gegen Oesterreich, England und Amerika. Der Geldbedarf ist denn auch so gering, daß sich der Privatdiskont um 1% unter dem Bankdiskont ermäßigt hat. Sollten zum bevorstehenden Ultimo größere Anforderungen an den Geldmarkt herantreten, so können sie nur vom Auslande kommen. Wie sich die Mailiquidation in Wien und London gestalten wird, darüber kann man jetzt kaum eine Vermutung aussprechen. Einige Anzeichen lassen darauf schließen, daß die deutschen Kapitalisten ihren Besitz an griechischen Papieren meist an England abgegeben haben. Der Julitermin wird voraussichtlich den Staatsbankerott Griechenlands zum Ausbruch kommen lassen, da die griechische Kammer die Bedingung einer englisch-französischen Kontrolle über die Staatseinnahmen abweisen zu dürfen glaubte und eine neue griechische Anleihe also nicht zustande gekommen ist. Für die englische Spekulation, die mit dieser Anleihe bereits als mit einer Thatsache gerechnet hatte, bedeutet dieser Staatsbankerott einen großen Verlust. Sie muß den Irrtum teuer bezahlen, daß ein Staat, dessen künftige Königin eine Enkelin der Königin von England ist, in England stets Kredit finden werde. —

In ernsten Zeiten ist der Narr doppelt willkommen. Leute, die Anlage zu diesem Beruf haben, wählen sich daher gern einen Zeitpunkt zu ihrem öffentlichen Auftreten, da man Ungewöhnliches erwartet und beachtet; die schlimmste Strafe, die sie dann treffen kann, ist ein Lächeln der Zuschauer und ein schnelles Vergessenwerden. Da will jemand alle industriellen Vereine über eine freiwillige Selbstbesteuerung zur Aufbringung der Militärlasten abstimmen lassen. Ein anderer will vom französischen Botschafter authentische Aufklärung über Frankreichs Verhältnis zu Rußland empfangen haben. Zwei auf einmal wollen dahinter gekommen sein, daß die Börsenkurse durch Rothschild oder die Alliance israélite nach einem geheimnisvollen Schema vorausbestimmt und ihre Bewegung den Eingeweihten durch die Kursnotizen selbst angedeutet werden. Diese beiden Kabbalisten lassen ihre Broschüren in demselben Verlage erscheinen, und der Verleger

ist erstaunt darüber, daß zwei „alte Börsenratten", die sich gar nicht kennen, gleichzeitig denselben Gedanken haben. Ja, wenn es derselbe Gedanke wäre! Aber die beiden Entdecker entdecken zwei ganz verschiedene Auflösungen des gemeinsamen Problems, nehmen einander also jede Glaubwürdigkeit. Mit einiger Geduld und Mühe lassen sich unzählige andere Schlüssel für die vorausgesetzte Geheimschrift in den Börsenkursen entdecken, und wenn wohlhabende Antisemiten den Sport begünstigen, werden sie binnen kurzem Dutzende von Enthüllungen dieser Art zu honorieren haben. Es ist gar nichts Wunderbares an der Börse. Sie ist einfach ein vorzüglich funktionierendes Mittel des Großkapitals zur Ausbeutung der kleinen Kapitalisten. Die größte Geldmacht, Rothschild, operiert mit den „schwersten" Werten, den Renten der Großstaaten; die anderen Banken suchen sich kleinere Staaten, Serbien, Argentinien, Portugal u. s. w., und große industrielle Unternehmungen aus, um mit deren Wertpapieren die Taschen der Kapitalisten zu plündern; die kleineren Banken nehmen mit den kleinen Aktiengesellschaften vorlieb; ein Polke begnügt sich mit Façonschmiede. Wer sich in ihre Netze locken läßt und sogenannte Kursgewinne machen will, ist unter allen Umständen in größter Gefahr, sein Geld zu verlieren. Dazu bedarf es auf Seiten der Bankhalter keines falschen Spieles; sie gewinnen immer, weil sie mit verdeckten, das Publikum mit offenen Karten spielt, weil das Gewicht des größeren Kapitals immer gegen das Publikum eingesetzt wird, und weil der Berufsspekulant spielen **kann**, das Publikum aber nicht. Eine Hexerei ist nicht im Spiel.

Kolonialpolitik.

Der kolonialpolitische Monatsbericht fällt diesmal aus.

Zu dem Monatsbericht des Märzheftes erhalten wir folgende Zuschrift:

Burju, den 9. April 1893.

Geehrter Herr Redacteur!

Mir liegt die März-Nummer der „K. M." vor. Zu dem Satz Seite 339 unten, 340 oben möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben.

Sie berühren da eine Sache von ungeheurer Wichtigkeit für die Kolonien. Ich stehe in indischen Verhältnissen und muß in der That sagen, die Besiedlung eines Landes mit Europäern, so auf's Gelage hin, kann nur die allerverhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen, und das um so mehr, da es sich bei uns um eine Besiedlung mit Deutschen handelt. In vieler Beziehung liegt die Sache mit Engländern ganz anders. Wo immer der Engländer sich festsetzt, nimmt er, wenn es irgend möglich ist, seine „church", seinen „club" und seinen „sport" mit. Unter den Einfluß dieser drei Factoren stellt er sich, sie bilden das sociale Rückgrat der oft sehr kleinen entstehenden Gesellschaft. Die drei Factoren wirken mehr oder weniger sittlich und bewahren ihn sehr häufig vor gänzlichem Verkommen; trotzdem entwickelt sich neben diesen bewahrenden Einflüssen eine eigentümliche Sittlichkeit, zu deren Charakterisirung ich aus einer englischen Novelle einen Satz wiedergebe: „Ein junger Kaufmann landet am Mittwoch auf einer australischen Insel, um die Leitung der dort bestehenden Factorei zu übernehmen. Am Donnerstag läßt er durch einen schon länger in der Factorei thätigen Neger eine Anzahl Frauen oder junger Mädchen zusammenbringen. Aus ihnen sucht er sich die Schönste aus. Mit ihr lebt er zusammen, sie kocht für ihn und thut alle nötige Arbeit. Aus irgend welchem

Grunde wird er tabut und gerät darüber mit einem katholischen Padre, der auf der Insel steht, in Streit und „kicked him down", daß er sich im Sande überschlägt. Am Sonnabend geräth er etwas in Streit mit seiner „Frau" und geht dann aus, um mit dem Native-Reverend der „church of England", der am Sonntag predigen will, zusammenzutreffen. Am Sonntag geht er an den Strand „to make his prayers", auf dem Wege dorthin aber macht er sich Vorwürfe, daß er um unbedeutender Dinge willen seine „Frau", die er übrigens ihrer Schönheit wegen leiden mag, böse Worte gegeben, und macht sich Gedanken darüber, daß es ja nicht eigentlich nach englischem Brauch, nach englischer Anschauung seine Frau ist. — Selbstverständlich bleibt nach dem Fortgang des Mannes die Frau mit ihren Kindern sitzen." Gott bewahre uns vor solchen Dingen, besonders in der Ausdehnung, wie sie in englischen Kolonien vorliegt; aber wehe, wenn Tausende glaubens-, sittenlose wilde Deutsche, denen kein sittlicher Einfluß voraus gegangen oder in die Kolonie gefolgt ist, die Gott und der Kirche fluchen, unter ein Naturvolk geworfen werden. Sie sinken entnervt in frühe Gräber, sie ruiniren die Völker, statt sie zu fördern, und die Folge wird Enttäuschung auf kolonialem Gebiet sein und Deutschland wird die Sache aufgeben müssen, oder es wird an den Flüchen sittlich zertretener Nationen zu Grunde gehen wie Spanien und Portugal. — Fast möchte ich sagen, das heutige unsittliche, glaubenslose Deutschland ist nicht wert, Kolonien zu besitzen, fremde Völker zu erziehen. Militärische Macht kommt dabei gar nicht in erster Linie in Frage. Sind wir nicht im Stande, durch und durch sittliche Kräfte für eine deutsche, christliche, evangelische Kulturmission in Bewegung zu setzen, dann — Hand davon! Juden- und Judengenossen mögen mit Im- und Export von Materialien zufrieden sein. Ich denke, wir christliche Deutsche, wir wollen in erster Linie geistigen Export. Und ich sage, wir haben noch geistigen Besitz, der in der That wert ist, exportirt zu werden. Deutscher Glaube, deutsche Sitte, vor allem deutsches Familienleben, deutsche Kunst und deutsche Arbeit, ist so eigentümlich, so großartig und fast möchte ich sagen gottentflammt, daß wir zu ihrer Ausbreitung das Beste mit Recht einsetzen können. Es fragt sich: haben wir dazu den Beruf? Ich sage: Ja! Wir stehen im Kern des Germanentums. Das Germanentum hat eine Weltmission zu erfüllen; aber leider, — nur die Angelsachsen haben ihren Beruf in großartiger Weise erkannt und erfüllen ihn ebenso großartig. Können wir Deutschen ihnen auch nur annähernd etwas an die Seite stellen, als die Bible Society, die große Mission und vor allem die Church of England? Das sind Institutionen, mit denen die Angelsachsen den Erdball umspannen, und es kommt mir mitunter lächerlich vor, wie der Deutsche dabei steht und schimpft.

Dem Herrn sei dank, meine Brust ist von großer, freudiger Hoffnung erfüllt. Briefe und Zeitungen bringen mir Kunde aus der geliebten Heimat. Hier von den Bergen Chota Naggers aus sehe ich ein großes und erhabenes Schauspiel. Deutschland steht auf! Die Kreise scheiden sich! Eine Epoche glorreichen Geisteskampfes zieht herauf. Ihr Ende wird sein, Sieg im inneren und Erfüllung der Weltmission nach außen! Ihr Schlachtruf: Christlich, social!

Damit sind nun aber die wilden deutschen Abenteurer, Soldaten und Kaufleute und ihre Bastarde noch nicht abgethan. Für mich giebt's nur einen Weg: Schöpfung einer evangelisch-deutschen Kulturmission im großen Stil. Ihre Aufgabe ist in erster Linie: Eroberung der Welt für das Königreich der Gnade im evangelisch-deutschen Geiste. In Gemeinschaft mit den kirchlichen Missionsorganisationen schafft sie überall, wo deutsche Männer leben, christliche, sociale Centren. Sie überzieht Asien, Afrika, Amerika u. s. w. mit Landmeisterschaften, die unter einem deutschen Großmeister stehen. Sie leitet und beeinflußt christlich und social die Völker, und besonders die ausgewanderten Deutschen. Für das Vaterland aber wird der Segen entstehen, daß durch die Arbeit für Ihn wieder Tausende an die Kirche geknüpft und durch diese Tausende weite Kreise der Kirche wieder näher gebracht werden. —

Was ich vorschlage, ist kein Phantasiegebäude ohne reellen Untergrund, ohne historischen Vorgang. Zinzendorf wollte christlich-sociale Weltmission und die Brüdergemeinde wirkt heute noch in seinem Sinn und will nach einem unlängst gefaßten Beschlusse darin fortfahren. Folgen wir ihm; aber nicht als mährische Brüder, sondern Evangelische Großdeutschlands mit ihrer ruhigen, besonnenen Kraft und ihrem begeisterten Glauben!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Paul Walter,
Evangelischer Missionar.

Kirche.

Die politischen Aufregungen der letzten und der nächsten Wochen sind für die Beschäftigung mit den kirchlichen Fragen nicht günstig. Im Gegensatz zu dem lauten Lärm des Tages wollen wir uns heute einmal zunächst in die stillen Räume der theologischen Forschung begeben, aus welchen doch je und je Resultate hervortreten, welche für die gesamte Kirche unmittelbares Interesse und Bedeutung haben. Durch die letzten Monate hindurch findet man nun in allen theologischen Blättern Artikel über neue Entdeckungen, welche auf dem Gebiete der neutestamentlichen apokryphischen Litteratur gemacht sind. Es wird allen unseren Lesern bekannt sein, daß die Schriften unseres Neuen Testamentes nicht die einzigen sind, welche wir aus der ältesten Zeit der christlichen Kirche besitzen, aber nur diese sind von der sammelnden und sichtenden Kirche in den Kanon aufgenommen und damit ihr apostolischer Charakter anerkannt. Die Kirche ging dabei nicht nach den historischen Zeugnissen für das eine oder andere der Bücher, denn die Mittel, um durch historische Kritik etwas festzustellen, waren in jener Zeit äußerst gering. Vielmehr urteilte man nach dem Geist der Schriften, für den man ein sehr zartes und scharfes Empfindungsvermögen hatte. So hat man z. B. einen Brief, den man allgemein als von des Paulus Gefährten Barnabas herrührend anerkannte, nicht in den Kanon aufgenommen, dagegen den Brief an die Hebräer als apostolisch aufgenommen, obgleich man seinen Verfasser nicht kannte.

Nun gab und giebt es besonders an Evangelienschriften neben unseren vier echten eine große Zahl mit märchenhaftem und ketzerischem Inhalt. Wir kennen die Namen von dreißig solchen apokryphen Evangelien. Eins derselben trug auch den Namen des Apostel Petrus. Dessen Existenz wird einmal von dem Kirchenvater Origenes erwähnt, und spätere Kirchenschriftsteller, Eusebius und Hieronymus, erzählen uns mehr von ihm. Am Ende des 2. Jahrhunderts war es in einer Gemeinde Ciliciens in kirchlichem Gebrauch; der Bischof Serapion aber prüfte es und fand, daß Irrlehren darin enthalten seien, weshalb es entfernt wurde. Es waren die Irrlehren der Doketen, welche lehrten, daß Jesus nicht wirklicher Mensch gewesen, sondern daß das göttliche „Wort“ nur einen Scheinleib angenommen habe. Nur einige wenige Stellen waren uns aus diesem Petrusevangelium bekannt. Man glaubte, daß es seit dem 4. Jahrhundert ganz unbekannt gewesen sei.

Nun hat vor einigen Jahren eine französische wissenschaftliche Commission Ausgrabungen in Aegypten unternommen. Da hat man in Akhmim auf einem großen altchristlichen Kirchhofe u. a. das Grab eines Mönches geöffnet, dessen Gerippe fest in der Hand hielt einige Rollen, und auf ihnen höchst interessante Schriftstücke. Sie mögen geschrieben sein in der Zeit zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert. Es sind Stücke aus dem bereits bekannten apokryphen „Buch Henoch“, ferner eine Offenbarung, die sich

durch den mit einigen uns bekannten Stellen gleichlautenden Text als die in der alten Kirche stellenweise sehr angesehene „Offenbarung des hl. Petrus“ kundgiebt, und endlich ein Evangeliumbruchstück, Stücke aus der Leidensgeschichte u. s. w., das vom Apostel Petrus geschrieben sein will und das unzweifelhaft zu jenem von Serapion als ketzerisch verbannten Petrusevangelium gehört.

Dieser Fund, der nun auch der weiteren wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht und seit vorigem Herbst mehrfach auch in Deutschland herausgegeben ist, hat auch für die kirchliche Gegenwart dadurch ein besonderes Interesse gewonnen, daß er von seinem ersten Herausgeber in Deutschland, Professor Harnack, mit sicherem Takte sofort dazu benutzt ist, unseren biblischen Evangelien, wie man zu sagen pflegt, eins anzuhängen. Dieses Petrusevangelium soll nämlich nach manchen Seiten hin wertvoller sein als jene, in einigen Punkten die ursprünglichere Ueberlieferung aufbewahrt haben u. dgl. m.

Für jeden einfachen Christen nun, dem unsere biblischen Evangelien das Lebensbrot bieten, von dem er seine geistliche Nahrung hat, anstatt daß sie ihm das Objekt gelehrter Turniere sind, — für ihn, sage ich, leuchtet sofort ein, wenn er jenes sog. Petrusfragment gelesen hat, mit wie sicherem Takte doch die alte Kirche bei ihrer Bildung des Kanons vorgegangen ist, — daß sie unsere drei synoptischen Evangelien aufgenommen und das Petrusevangelium verworfen hat. Das Fragment bietet ja vieles ganz Hübsche und Wertvolle, stimmt meistens mit den Evangelien überein, zeigt doch aber auch ganz grobe märchenhafte Zusätze. Zu den ersteren Stellen gehört z. B. folgende: „Die aber den Herrn ergriffen hatten, stießen ihn im Laufen und sprachen: Laßt uns schleifen den Sohn Gottes, da wir Gewalt über ihn bekommen. Und sie legten ihm einen Purpurmantel um und setzten ihn auf den Stuhl des Gerichts und sprachen: Richte gerecht, König von Israel. Und einer von ihnen brachte eine Dornenkrone und setzte sie auf das Haupt des HErrn. Und andere, die dastanden, spieen ihm ins Gesicht u. s. w.“ Das Wort des Schächers wird so wiedergegeben: „Wir haben dies erlitten wegen der Uebelthaten, die wir gethan hatten; dieser aber, der der Heiland der Menschen geworden ist, was hat er euch Böses gethan?“ — Zu den verdorbenen Stellen gehört, daß bei dem Schweigen des Herrn am Kreuz hinzugefügt wird — „als wenn er gar keinen Schmerz hätte“, — eine Stelle, die an die oben erwähnte doketische Irrlehre erinnert. Märchenhaft ist die Beschreibung der Auferstehung, wo zwei Männer vom Himmel kommen, in das Grab gehen und einen herausführen, den sie stützen (!), obgleich ihre Häupter bis an den Himmel ragen, und das seinige bis darüber hinaus — das Kreuz geht hinter ihnen her und antwortet auch auf die Frage vom Himmel her: Hast du den Schlafenden gepredigt? — mit einem Ja. Ganz ungeschichtlich ist, daß das eigentliche Gericht dem Herodes übergeben ist, nicht dem Pilatus, und daß am Auferstehungstage der letzte Tag der süßen Brode sein soll.

Obgleich Harnack in seinem ersten Bericht darüber — auch in den „Preußischen Jahrbüchern“ — mit gewohnter Sicherheit seine Ansichten als unumstößliche Resultate der Forschung verkündet, was um so mehr Eindruck machen muß, als er in der That zu den bedeutendsten Kennern und Forschern auf diesem Gebiete unzweifelhaft gehört, — so geht doch der litterarische Streit darüber weiter und das Urteil wird sich hoffentlich noch klären. An diesem Funde muß, so scheint mir, die ganze Frage der Entstehung der synoptischen Evangelien neue Anregung gewinnen. Denn durch jede neue Form der Veränderung, welche der alte Evangelienstamm erlebt hat, muß die ganze Urkundenwirtschaft unwahrscheinlicher werden. Wie kompliziert war schon bei den drei kanonischen Evangelien das Verfahren, nach dem einer vom anderen und der dritte von den beiden abgeschrieben, mit Sorgfalt und Wahl dies ausgelassen, jenes hinzugesetzt haben sollte u. s. w. Dies muß immer komplizierter werden, wenn sich die Zahl der Evangelien und damit die der Abweichungen mehrt. Wie einfach ist dagegen die Annahme, daß die in den ersten Jahrzehnten der Kirche immer und immer wiederholte mündliche Erzählung der „Evangelisten“ ihren verschieden gefärbten schriftlichen Niederschlag erlebt

hat, bei der auch diese und jene schriftliche Quelle mit eingefügt sein mag, wo aber doch im großen und ganzen die ganze Art der Auffassung und nicht die kritische Auswahl entscheidend für diese und jene Abweichung war. In ketzerisch gesinnten Kreisen kam dann teilweise absichtlich, teilweise unwillkürlich das Irrige in die Erzählung hinein und in den vom hl. Geist mehr verlassenen Volkskreisen bildeten sich die märchenhaften Zusätze.

Die Kirche ist sich in ihrer Majorität auch nicht sofort klar über alles einzelne gewesen. Manchen bedeutenden Kirchenlehrer haben gewisse Liebhabereien und Einseitigkeiten bestimmt in seiner Stellung zu diesem oder jenem Buch. So ist der Hebräerbrief von manchen zurückgestellt, von anderen die Offenbarung Johannes u. dgl. Darum wäre es auch nicht zu verwundern, wenn wir annehmen müßten, daß Justin der Märtyrer, von dem wir Schriften aus der Mitte des 2. Jahrhunderts haben, unser Petrusevangelium für echt gehalten hätte. Derselbe erzählt nämlich, in den christlichen Gottesdiensten würden die Propheten (das Alte Testament) und die Erinnerungen der Apostel vorgelesen, und an einer Stelle citiert er die Evangelien in einer Weise, die immer schon vermuten ließ, daß er neben unseren vier kanonischen noch ein anderes gekannt und gebraucht habe. Es ist nicht unmöglich, daß dies das Petrusevangelium gewesen ist, — was allerdings von den Vertretern der positiven Theologie bestritten wird. —

Was nun die letzten Ereignisse auf kirchlichem Gebiete betrifft, so geht in Zeitschriften und auf Konferenzen die Behandlung der Apostolikumfrage ihren Weg weiter. Keine kirchliche Versammlung ist gehalten, auf der dies Thema nicht behandelt wäre. Auch manche Broschüren haben die Litteratur noch vermehrt. Auf die Sache hier von neuem einzugehen, ist auch diesmal keine Veranlassung. Dagegen müssen wir heute zurückkommen auf den neulich schon kurz gemeldeten Austritt des Grafen Hoensbroech aus dem Jesuitenorden und das, was ihm gefolgt ist. Er hat, wie wir bereits berichtet, was er schon im Februar anonym in der Kreuzzeitung mitgeteilt hatte, im Maiheft der „Preuß. Jahrbücher" ausführlich besprochen und vertreten. Was er dem Orden vorwirft, ist hauptsächlich zweierlei: die Vernichtung der menschlichen Individualität und die Vernichtung des Patriotismus. Dazu kommt aber ein Punkt, der von der katholischen Seite als der gefährlichste erkannt ist, denn seinetwegen ist er, wie berichtet wird, exkommuniziert, nämlich weil er behauptet hat: das Beichtgeheimnis werde vom Jesuitenorden, wenn es im Interesse des Ordens liege, verletzt und preisgegeben. Ueberhaupt hatte er die Art des jesuitischen Beichtens mit in die Kritik derjenigen Mittel gezogen, durch welche die Persönlichkeit vernichtet werde.

Durch dieses Schicksal der Exkommunikation ist Graf Hoensbroech in einen Konflikt mit seiner Kirche getrieben worden, auf dessen weitere Entwicklung man gespannt sein kann. Sie ist der erste Schritt, durch welchen die römische Kirche zu beweisen suchen wird, daß Jesuitismus und Katholizismus heutzutage unzertrennlich verbunden sind. Wird es dem ehemaligen Jesuiten, der mit Begeisterung einst den Orden umfaßte und in ihm das Ideal christlicher Frömmigkeit, die Stütze der Staaten, der Monarchie und der socialen Ordnung erblickte, — wird es ihm gelingen, nachdem er den Orden verlassen hat, Katholik zu bleiben? Die römische Kirche muß ein Interesse daran haben, zu erweisen, daß das nicht möglich ist; und es würde für sie ein Triumph sein, wenn sie den Massen sagen könnte: seht ihrs, der Mann ist kein glaubwürdiger Zeuge, er ist ein Ketzer geworden. Noch größer freilich wäre der Triumph, wenn er reumütig pater peccavi sagte. Es ist schwerlich anzunehmen, daß Graf Hoensbroech seine Beschuldigungen zurücknehmen wird, nachdem er so harte innere Kämpfe darüber bestanden hat, daß er sie ausspräche, und nachdem er so klar selbst über die Folgen geredet, die der Schritt haben müßte.

Die innere Stellung, die er dabei eingenommen hat, ist für einen evangelischen Christen noch nicht ganz klar. Die von ihm genannten Motive sind ja sein Gefühl für

das Recht und die Wahrheit der menschlichen Individualität und der Liebe zum Vaterland, überhaupt der Sinn für die Wahrheit menschlicher und geschichtlicher Eigenart. Ob aber nicht doch auch der im Orden vergeblich gesuchte Friede ein mitwirkender Faktor war? Dieses Suchen könnte ihn weiter treiben. Daß er ein Mann ist, der „aus der Wahrheit" ist, hat er mit seinem letzten Schritte bewiesen. Wunderbar mutet es freilich an, wenn wir aus seinen Veröffentlichungen, in denen er doch von jahrelangen Kämpfen redet, entnehmen, daß er — mit solchen inneren Kämpfen beschäftigt — eine Reihe von Schriften veröffentlichen konnte, in welchen er mit siegesgewissem Fanatismus den Orden verteidigte und für seine Forderungen eintrat.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt mußte der Austritt des Grafen Hoensbroech und seine öffentliche Behandlung für die Interessen des Ordens, der an seiner Rückberufung nach Deutschland arbeitet, einen Schlag bedeuten, wie er schwerer nicht geführt werden konnte. Interessant ist uns aber außerdem noch zweierlei daran. Erstlich ersehen wir, wie weit die Erfüllung des alten rheinisch-westfälischen katholischen Adels mit preußisch-deutschem und patriotischem Geiste, an dem es vor zwei Menschenaltern doch noch sehr stark mangelte, fortgeschritten sein muß, daß man als Gründe für Hoensbroechs Stellungnahme anführen kann: er war schon 26 Jahre alt, als er Jesuit wurde, und hatte schon zu viel nationale und preußisch-deutsche Interessen in dieser Jugendentwicklung in sich aufgenommen. Und zweitens schließen wir aus seinem Rückblick auf seine Entwicklung, wie häufig die übertriebenen und einseitigen Darstellungen des Jesuitenordens und der Jesuitenmoral aus protestantischen Federn bei manchen Jesuiten und römischen Katholiken überhaupt — gerade dies bewirken mögen, daß jene sich desto fester zu dem halten, was sie mit teilweise ungerechten Angriffen verletzt sehen. Für die wissenschaftliche Beurteilung des Jesuitenordens und besonders der jesuitischen Moralisten wird die Zurückweisung jener Angriffe durch den Exjesuiten Grafen Hoensbroech nicht ohne Bedeutung sein.

Im ganzen wollen wir aber keine zu großen Erwartungen bezüglich der Folgen dieses ganzen Ereignisses hegen. Das römische Kirchensystem ist zu fest gefügt, als daß ein solcher vereinzelter Mann mit einer an sich auch noch nicht ganz klaren Stellung daran viel rütteln könnte. Und es ist nicht anzunehmen, daß das Geschlecht, das 1871 mit erlebt hat, heute im stande sein sollte, einem offenen Wahrheitszeugen so zuzustimmen, daß es in weiteren Kreisen umwandelnde Erfolge haben könnte. Die römische Kirche auch in Deutschland hat sich durch ihr damaliges Verhalten viel zu sehr in die Bande des Opportunismus auf dem Gebiete der Wahrheit schlagen lassen, als daß sie da wieder herauskönnte. Ob eine katholische Jugend in Deutschland einmal heranwächst, die deren freier wird? — Gott weiß es.

Greifswald, 23. Mai 1893. M. v. Nathusius.

Ueber Kirchenheizung.

Die Annehmlichkeiten einer Heizung ihrer Kirche sowohl den größeren, als auch den kleineren Gemeinden zu ermöglichen, hat die Gewerkschaft-Eisenhütte „Westfalia" bei Lünen a. d. Lippe es sich zur Aufgabe gemacht, einen neuen Kirchen-Mantel-Cirkulier-Ofen zu konstruieren, dessen Vorteile außer dem sehr billigen Preise hauptsächlich darin bestehen, daß durch die beständige Cirkulation der kalten Luft zwischen dem inneren Heizkörper und dem äußeren Mantel eine sehr große Heizkraft des Ofens erzielt, die Kirche verhältnismäßig rasch erwärmt, ohne daß auch in unmittelbarer Nähe des Ofens eine Belästigung durch Wärmeausstrahlung empfunden wird.

Die Oefen werden direkt ab Werk Lünen geliefert und kommen fix und fertig ausgemauert zum Versand, so daß die Aufstellung die denkbar einfachste ist und von jedem Maurer oder Töpfer auch ohne Fachkenntnisse leicht besorgt werden kann.

Der Preis einer Heizanlage einer Kirche von ca. 1200 cbm durch einen Ofen Nr. 75 Raumgehalt würde sich also stellen:

1 Ofen	M.	135.—
Aufstellen ca.	„	6.—
Fracht „	„	9.—
	M.	150.—

Falls sich in der Kirche kein Kamin befindet, so läßt sich die Rauchabführung durch eiserne Röhren mit Aufsatz eines Wolpertschen Luftsaugers, welche einem Schornsteine gleichkommen, beschaffen und werden auf Wunsch gerne mitgeliefert. Die Heizung einer Kirche, in welcher sich kein Kamin befindet, würde sich also bei einem Ofen für Röhren und Luftsauger ca. M. 60.— mehr stellen.

Als Brennmaterial für diese Oefen eignet sich am besten Coaks, doch kann auch jede magere Kohle oder beides zusammen zur Hälfte in denselben gebrannt werden und rechnet man nach angestellten Versuchen im letzten Winter für einmaliges Heizen zum Sonntag-Gottesdienste ca. 70 Pfg.

Ferner sind die Oefen für Dauerbrand eingerichtet und mit Schüttelrost versehen, so daß man ohne wesentliche Mehrkosten auch in der Mitte der Woche bei Festgottesdiensten, Trauungen, Taufen 2c. eine warme Kirche erhalten kann. Infolge der Ventilation wird die Luft in der Kirche ca. alle drei Stunden erneuert und hierdurch frisch und gesund erhalten. Die Luftschichten in der Höhe der Füße werden gleichmäßig verteilt, so daß eine Fußkälte vollständig ausgeschlossen ist.

Die im letzten Winter angelegte Heizanlage der Kirche in Holtensen bei Weetzen stellte sich für die ca. 2400 cbm große Kirche, welche durch zwei Oefen Nr. 75 erheizt wurde, auf M. 430.— inkl. Röhren, zwei Wolpertschen Luftsaugern zu zwei Schornsteinen und Fracht, und wird Herr Pastor Overbeck gerne bereit sein, auf Wunsch Auskunft über die Heizanlage in Holtensen zu geben und die gute Ausführung, sowie den befriedigenden Erfolg bestätigen.

Prospekte und Kostenanschläge stehen gerne jederzeit kostenlos zur Verfügung und sind Anfragen an den Generalvertreter **Berth. Pokrantz** in Hamburg zu richten.

Berliner Brief.

Von

Paul Jüge.

Berlin, Ende Mai 1893.

Richard Wagner hat uns am Anfange des zweiten Aufzuges seines „Tannhäuser" ein gar liebliches Idyll geschaffen: Der sorglos heitere Hirt bläst in harmloser Freude seine Schalmei und jubelt sein Mailied in den frühlingsgrünen Wald hinein. Und auch Tannhäuser ist des bösen Zaubers ledig und die verjüngte großherzige Natur umströmt auch ihn mit der Allheilskraft ihres prangenden Werdens! — Wie anders begrüßt man heute in deutschen Städten die Wiederkunft des Wonnemonds! Nicht die Schalmei des Frühlingsgenius, sondern das gedruckte Wort der politischen Phrase fordert die „Genossen" am 1. Mai zur Feier auf, und der fröhliche Umzug durch Stadt und Dorf ist den lärmenden Zusammenrottungen gewichen, gegen welche die Polizei mit blanker Waffe einschreiten muß. Aber der gesunde Sinn unseres Volkes scheint sich von den falschen Propheten wieder abwenden zu wollen; der Verlauf der diesjährigen „Maifeier" hier in Berlin hat den Veranstaltern dieses „Volksfestes" kaum einen Achtungserfolg gebracht, und der allzeit bereite Hause der Gasse, welcher auch dieses Mal wieder dem ruhigen Bürger durch ein Massenaufgebot seiner Streiter imponieren wollte, hatte auch am 1. Mai wieder seine Rechnung ohne die Polizei gemacht, bei deren Einschreiten die Demonstranten wie eine Schar Sperlinge auseinanderstoben! — Abends gab man in der Hofoper den „Tannhäuser", und der große Hymnus des Pilgerchors mag in der Seele manches Hörers befruchtend auf die Betrachtung der Dinge sub specie aeterni gewirkt haben.

Aber seit dem 1. Mai hatte man den politischen Beigeschmack des wunderschönen Monats auf der Zunge behalten. Die Biertischpolitiker gingen Wetten ein auf das Schicksal der Militärvorlage, und selbst der breitnackige Weißbierphilister drehte sein schweres Haupt in den rostigen Angeln, aber er sagte nichts, um den Ereignissen nicht vorzugreifen! Am Nachmittage des 6. Mai ging es dann wie Sturm durch die Straßen. Die Ausrufer der Extrablätter waren mit aller Lungenkraft bemüht, die Kauflust auf ihre Ware zu lenken, und selbst der unempfindlichste Nichtpolitiker wurde wider Willen in die allgemeine Erregung hineingerissen, deren Spukgeister sich leider dem diesjährigen Gefolge des Frühlings angeschlossen haben. Die Hauptstadt des deutschen Reiches ist bekanntlich die sogenannte Hochburg des „Freisinns"; der grenzenlose Terrorismus aber, wie er in der ersten Fraktionssitzung der freisinnigen Partei am Abend des Auflösungstages von dem dünkelhaften Führer beliebt wurde, war denn doch selbst manchem Berliner

Fortschrittsphilister zu viel. Man schien die Erinnerung daran noch nicht ganz verloren zu haben, daß man zum Mann und nicht zur Parteimarionette geboren sei, und man hörte endlich einmal wieder selbständige Meinungen, welche von dem Herdencharakter jener abgerichteten Sehr richtig- und Bravo-Rufer in freisinnigen Versammlungen kräftig abstachen. So ist denn auch der von hiesigen Finanzkreisen an alle liberalen Elemente zu Gunsten der Militärvorlage ergangene Ruf zwecks Schaffung eines ergiebigen Agitationsfonds auf fruchtbaren Boden gefallen, und die Rührigkeit, mit welcher alle regierungsfreundlichen Parteien hier in die Wahlbewegung eingetreten sind, hat den anfänglichen Pessimismus mit Bezug auf das Schicksal des neuen Reichstages doch in etwas gemildert. Berlin ist augenblicklich ein großer politischer Kampfplatz, und die Herren Wirte der geräumigen Versammlungshallen, in welchen sonst um diese Jahreszeit nicht mehr der Schlachtruf der Parteien zu erdröhnen pflegte, reiben sich bei dieser sommerlichen Verlängerung des politischen Winters vergnügt die Hände! Wenn es auch zweifelhaft sein kann, ob „Politik den Charakter verderbe", so kommt zweifellos die augenblickliche nervöse Anspannung aller Kräfte des Mannes dem Familienleben nicht zu statten. Für manchen „Wähler" dürfte die abendliche „Große Volksversammlung" ein willkommener Anlaß sein, sich dem Hause fern zu halten, und die Verflachung des häuslichen Zusammenlebens, welches zu seiner rechten Ausgestaltung der Harmonie aller Kräfte bedarf, findet doch leider in dem ganzen Zuschnitt des weltstädtischen Lebens Unterstützung genug!

Einen sonderbaren Gegensatz zu dem Freisinnsdespoten Richter, dessen Parteifexentum eine politische Erstarrung sondergleichen zu erstreben scheint, bildet hier das Auftreten eines sonderbaren Schwärmers, welcher auf dem Gebiete „religiöser Reformen" keine Erfolge zu erzielen vermochte und sich nun mit allem, was in seinem umfassenden Herzen zur That drängte, der Wahlbewegung in die Arme geworfen hat. Es ist der Verfasser der „Ernsten Gedanken", Oberstlieutenant a. D. v. Egidy. Aber das unterscheidet ihn von Eugen Richter, daß ihm nicht die Enge des Parteirahmens genügt, sondern daß er, gleichsam ein politischer Faust, sich die Ansprüche des letzteren zu eigen macht:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen!"

Egidy will es mit keiner Partei verderben und so hat er sich allen Parteien als Reichstagskandidat empfohlen und kürzlich in einer Versammlung seine idealen Prinzipien auseinandergesetzt!

Man sieht, daß die jetzige Wahlbewegung keineswegs an Einförmigkeit leidet. In einem kleinen Ort in der Nähe Berlins haben sich die Konservativen und — Freisinnigen zum Kampf gegen den bisherigen socialdemokratischen Vertreter verbunden — allüberall ein ruheloses Wirken und Ringen, Befehden und Verkleinern, und ringsum in Wald und Wiese zaubert der Lenz dieses Mal, so scheint es, vergeblich seine Wunderpracht an Blatt und Blüte. Glücklich, wer sich eine Stunde lang in diesen tiefen Frühling hineinretten kann! Wie unsäglich nichtig erscheint ihm das keifende Parteigezänk inmitten der Natur, welche ihren Wäldern den ewig gleichen Lenzfrieden schenkt, den ihre Menschen verschmähen!

Und auch eine andere liebe Trösterin, die Kunst, scheint die kämpfenden Politiker vom Turnierplatz fort zu sich hinüberzuwinken. Im Landesausstellungspalast am Lehrter Bahnhof ist vor wenigen Tagen die Kunstausstellung eröffnet worden, welche in diesem Jahre ihren stolzen hundertjährigen Namen der „Akademischen" abgelegt und den einer „Großen Berliner Kunstausstellung" angenommen hat. Der Senat der Akademie ist mit dem „Verein Berliner Künstler" ein Bündnis eingegangen, an dessen innerer Gestaltung fortan auch die Künstlerschaft der niederrheinischen Musenstadt thätigen Anteil hat. Die Eröffnungsfeier, welcher dieses Mal in Vertretung des Kaisers Prinz Friedrich Leopold von Preußen das offizielle Gepräge gab, war allerdings nichts weniger als

feierlich. Die allgemeine Verstimmung und politische Erregung hat sich wie ein Mehltau auf alle politisch nicht aktuellen Ereignisse gelegt; trockene Geschäftsmäßigkeit erledigte mit einigen stummen Winken die Eröffnungsscene, und der Meinungsstreit der löblichen und weisen Kritik und des Publikums konnte seinen Anfang nehmen! Und der Streit hat begonnen, und die Urteile stehen sich — diametral gegenüber! Wesen und Zweck der Kunst, man sucht ihre Betonung vergeblich in den tausenderlei Auslassungen, und man denkt unwillkürlich an den Monolog des Hans Sachs in den „Meistersingern":

„Wahn! Wahn!
Ueberall Wahn,
Wohin ich forschend blick
In Stadt- und Weltchronik!"

Die „Münchener Secessionisten" sind es, welche der diesjährigen Ausstellung das charakteristische Gepräge gegeben haben. Wenn man auch zugeben muß, daß durch ihre Schaffensweise ein frischer, zielbewußter Zug geht, so fragt es sich, ob die einseitige Betonung des Koloristischen in der sogenannten Pleinair-Malerei nicht den Blick stumpf macht für große künstlerische Sujets, deren Behandlung man in der diesjährigen Ausstellung doch recht vermißt. Auch in dieser Kunst, wie in der Dichtung, hat der große Prozeß der Gährung noch nicht zu einer Klärung geführt, und es dürfte noch viel nötige und unnötige Farbe auf der Leinwand trocknen, und noch manche Schleifarbeit an dem großen Spiegel von nöten sein, ehe die Göttin darin ihr reines, ewiges Bild wiedererschaut!

Auf einem Gebiet der Malerei scheinen uns unsere westlichen Nachbarn den Rang abgelaufen zu haben, der Schlachtenmalerei. Zu nicht gerade günstiger Zeit im Hinblick auf den reichlichen Genuß in der Kunstausstellung ist hier kürzlich ein neues Panorama, „die Schlacht von Rezonville", zur Eröffnung gelangt.

Alphonse de Neuville und Edouard Détaille, die beiden bedeutendsten französischen Schlachtenmaler, haben in gemeinschaftlicher Arbeit dies Werk zu stande gebracht, welches von großer künstlerischer Auffassung Zeugnis giebt, und in welchem die Schwierigkeiten des Stoffes selber mit meisterlichem Geschick überwunden sind. Nur eines will ich hervorheben, die Ausgestaltung des Kontrastes, wie ihn nur künstlerische Inspiration mit innerem Leben beseelen kann: Die Abendstunde geht über das Schlachtfeld, ringsum brennende Dörfer, auf Weg und Feld Gefallene und Verwundete, und die Ermattung des Kampfes allerwärts! Und mitten in dieser grausigen Illustration das „C'est la guerre!" — der Atem des ewigen Friedens. Ein hohes steinernes Kruzifix, gestreift von dem letzten Goldstrahl der Abendsonne, überragt mit dem Bilde des Gekreuzigten in wunderbarer Verklärung das Gefilde des irdischen Kampfgetümmels: —

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid,
ich will euch erquicken!" —

Das ist echte und wahre Kunst, die sich immer darauf besinnt, daß sie göttlichen Ursprungs ist. Das Tagesgeschrei der kämpfenden „Schulen" verstummt vor ihren unverrückbaren Prinzipien, und sie „webt um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte".

Und die „gemeine Deutlichkeit der Dinge", sie macht sich hier in der Weltstadt an allen Ecken und Enden breit. Der Begriff „Weltstadt" scheint sich immer mehr nach dem räumlichen *Umfange* zu bestimmen; sein *Inhalt* ist keineswegs derartig, wie man ihn von der Einflußsphäre eines geistigen Mittelpunktes erwartet. Ist es weltstädtisch in dem umfassenden Sinne des Wortes, wenn die unaufhörliche Jagd nach materiellem Gewinn auch alle veredelnden Faktoren auf das Niveau des Krämerhaften herabzieht, oder ist es nicht vielmehr die Aufgabe der Weltstadt, wie eine Sonne leuchtend und wärmend ihre Strahlengarben über das weite Gefilde des Vaterlandes zu werfen?

Aber, ach, das geistige Berlin, wie es in den öffentlichen Unterhaltungen sich dokumentiert, ist eine große Konkursmasse, aus welcher die Gläubiger, das Volk, einen gar geringen Prozentsatz ihrer Einlagen herausbekommen. Es wäre noch nachzuweisen, ob die Motive des allgemein gewordenen Zuges nach den Berliner Vororten nicht nur in den ökonomischen Fragen des Einzelnen, sondern auch in dem allgemeinen Ueberdruß zu suchen sind, welcher sich weiterer Kreise unserer Bevölkerung bemächtigt hat. Thatsache ist jedenfalls, daß die Zahl der leerstehenden Gelasse in Berlin sich seit der letzten, im Jahre 1887 aufgenommenen Statistik um das 2¼fache erhöht hat. Das rapide Wachstum der Vororte steht hiermit im engsten Zusammenhang, und an einigen Punkten ist die Verbindung mit der Hauptstadt von Haus zu Haus bereits hergestellt. Aus der Statistik ergiebt sich auch die Thatsache, daß die Arbeiterbevölkerung jetzt über eine reichliche Auswahl von Wohnungen verfügt und mit der Möglichkeit einer Wohnungsnot überhaupt nicht mehr zu rechnen hat. Und die Arme des Riesen Berlin sind in unaufhörlicher Bewegung; immer weiter ergreifen sie jedes verfügbare Terrain, und dem Blick von der Höhe erscheint schon jetzt der ferne Horizont als eine massive Steinwand! Aus dieser Perspektive erscheint das Stadtbild in weiter Eintönigkeit; der belebende Kuppelbau ist selten vertreten, und aus dem unabsehbaren Häusermeer ragen nur hin und wieder die Kirchen wie vereinzelte Leuchttürme. Berlin ist arm an Kirchen, und man muß es daher freudig begrüßen, daß jetzt in allen Stadtvierteln Kirchenbauten im Entstehen sind, deren bauliche Erscheinung hoffentlich nicht den kargen Zuschnitt zeigen wird, wie unsere alten Gotteshäuser. Wie man bereits zur Vollendung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche öffentliche Sammlungen veranstaltet hat, so sollen jetzt zum Besten des Baues der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche Aufführungen des Lutherfestspieles von Hans Herrig stattfinden, für welche Direktor Renz seinen Cirkus zur Verfügung gestellt hat. Es will mir nicht recht passend erscheinen, daß die Geschäftsleitung zu diesem edlen Zwecke in die Manège heruntersteigt, als ob in Berlin gerade jetzt am Schluß der Theatersaison sich nicht irgend eine Bühne finden ließe, welche sich bereitwilligst dem Unternehmen zur Verfügung stellen würde. Allerdings mögen sich die Veranstalter von der Ueberzeugung haben leiten lassen, daß die geistige Qualität der Mehrzahl unserer Bühnen, auf welchen im Winter der tollste Spuk sein Unwesen treibt, die Auswahl sehr beschränkt. Gegen diese Bühnen ist allerdings der Cirkus, wo das „edle Pferd“ sich produziert, eine auch zu diesem Zwecke nicht zu verachtende Stätte! —

Wenn man jetzt kurz vor dem Schluß der Theatersaison auf die dichterischen Erzeugnisse zurückblickt, welche die Bühnen den schon lange harrenden Freunden wahrer Kunst vermittelt haben, so kommt man zu dem Schluß, daß der letzte Theaterwinter für die Litteratur so gut wie nichts bedeutet. Ein Neuling auf dramatischem Gebiet, Max Meßner, weckte mit seinem Erstlingswerk „Joachim von Brandenburg“ neue Hoffnungen. Seine Selbstkritik scheint aber unter dem lärmenden Beifall, den begeisterte Freunde männlichen und weiblichen Geschlechts dem Verfasser spendeten, gelitten zu haben. Die Aufführung eines zweiten Dramas aus seiner Feder, welches um den geschichtlichen Mittelpunkt schweizerischer Reformationskämpfe sich bewegte, hat die Hoffnungen ziemlich zu Schanden gemacht. Das Schauspiel „Michael Servedo“ ergeht sich in recht ausgetretenen Wildenbruchschen Geleisen und wirkte bei der Aufführung mehr auf Trommelfell und Nerven, denn auf das Gemüt! Die Zeit des Wildenbruchschen Dramas, welches, um mit J. E. v. Grotthuß zu reden, sich glücklich in den „Niederungen des patriotischen Festspiels“ verlaufen hat, scheint vorüber zu sein. Man behilft sich dafür bis auf weiteres, wie das Repertoire des „Berliner Theaters“ unter Barnays Leitung zur Genüge beweist, mit Birchpfeifferschen Rührstücken oder unglaublich fader und verwaschener Roman-Dramatik nach Ohnetschem Rezept! Barnay, welcher im Herbst des nächsten Jahres sein Direktionsscepter niederlegt, begann bei der Eröffnung vor einigen Jahren mit Schiller und ist jetzt glücklich bei Charlotte Birchpfeiffer angekommen —

eine künstlerische Bankerotterklärung, wie sie eigentlich mit dem von jedem Schauspieler gewünschten „guten Abgang" nicht in Einklang zu bringen ist. Aber es ist nun einmal der Fluch des Virtuosentums, in dessen Schar Barnay seit Anbeginn gestanden hat, daß seine Vertreter unstät von einem Orte zum andern wandern und mit Rollen „reisen", deren virtuose Wiedergabe jedes echte künstlerische Empfinden unbefriedigt läßt. Auch das „Deutsche Theater", welches mit seinen künstlerisch abgestimmten Darbietungen seit einem Jahrzehnt im Mittelpunkt aller ernsten Kunstleistungen gestanden hat, verliert im nächsten Herbst seinen langjährigen Leiter und Begründer, Adolf l'Arronge, und geht dann in den Besitz des Schriftstellers Otto Brahm, recte Abraham, über, welcher hier seinerzeit durch seine Teilnahme an der Gründung der „freien Bühne" bekannt geworden ist. Da die langjährige Künstlergemeinschaft dieser Bühne damit auch zur Auflösung gelangt, steht man hier einer völlig zweifelhaften Zukunft gegenüber, und das königliche Schauspielhaus ist somit der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht". Der hohe künstlerische Ernst, welcher die geniale Oberregie eines Grube beseelt, mag den Kunstfreund mit Vertrauen auf eine produktivere Zukunft auf dem Gebiete des Dramas erfüllen. Der „kommende Mann" wird auch hier mit Sehnsucht erwartet! —

Brief aus Chicago.

I.

Chicago, im Mai 1893.

Nach zehntägiger Reise endlich in der Stadt der Weltausstellung, in der „Königin des Westens“, der „Korn- und Fleischkammer der Welt“ oder wie sonst die volltönenden Namen der Amerikaner für das Werk ihres größten Stolzes lauten. — Es reist sich schnell und lustig heute, wenn man die richtigen Wege zu treffen weiß, aber man atmet doch am Ende erleichtert auf, wenn nach der fast ununterbrochenen Fahrt um den vierten Teil des Erdumfanges das Ziel endlich sich aufthut. Fast zu zeitig freilich, denn die Ausstellung selbst traf ich in recht unvollständigem Zustande an, und bevor nicht, in einigen der Paläste wenigstens, alle oder die Hauptstaaten ihre Beiträge gesichtet und geordnet haben, dürfte ein abschließendes Urteil verfrüht sein.

Gleichviel, auch inzwischen bietet die „weiße Stadt“ eine Anhäufung von Sehenswürdigkeiten in ihren Palästen, ihren landschaftlichen Anlagen, ihren Ingenieursmeisterstücken und ihrem bildnerischen Schmuck, der für viele Studiengänge reichlichen Stoff bietet und der Erzählung und Kritik eine nur zu breite Unterlage giebt. Aus einer Moor- und Sandwüste, wie sie zu Beginn des Jahres 91 der Boden der heutigen Columbus-Ausstellung darstellte, in dem Zeitraume von 21 Monaten jene Riesenstadt von Palästen, durchzogen von Seen, Kanälen und Lagunen in der Ausdehnung einer halben deutschen Meile, und geschmückt mit Gärten, Säulen-Kolonnaden und unermeßlichem bildnerischen Schmuck, erstehen zu lassen, war ein gewaltiger Unternehmungsgeist und waren gewaltige Kosten von nöten. Einem nach Tausenden zählenden Arbeiterheere, das eine breite Körperschaft von Architekten und Ingenieuren, Künstlern und Unternehmern mit viel Geschmack und Geschick geleitet hat, ist das Riesenwerk gelungen, sowohl an Pracht als auch an Größe ein Gesamtbild zu schaffen, vor dem, wie das übereinstimmende Urteil lautet, selbst die großartige Anordnung der letzten Pariser Ausstellung weit zurücktritt, — wäre gleich dem Großen nur auch das Kleine geordnet und geregelt, wären die Wege des Ausstellungsplatzes reguliert, wäre die Beleuchtung und Entwässerung vollendet, die Verkehrsbewältigung innerhalb des Platzes, so wie sie vorgesehen, schon ausgeführt, wäre endlich das Innere der Paläste dem Aeußeren gleich und hätte die Umgebung der „Worlds Fairs Grounds“ ein würdiges Antlitz, die Welt hätte nie einen so vollendeten Anblick großartiger und schöner Schöpfungen genossen, wie am Eröffnungstage der Columbus-Ausstellung. Das hat nun nicht so sein sollen; und, gleichviel ob die Ungunst der Witterung, ob die streiklustigen Arbeiter oder die Lässigkeit einiger Unternehmer die größte Schuld trifft, jedenfalls ist es Thatsache, daß sich zwischen den Gebäuden der Ausstellung stellenweise noch ein nach jedem Regenguß ungründiges Meer von Schlamm dehnt, daß in den Wegen noch Dutzende von Lokomotiven, Lokomobilen und Krahnen ihr pustendes Spiel treiben, auf den Plätzen und teilweis in den Gebäuden Hunderte von Lastwagen und Tausende von Arbeitern

den Besucherstrom unterbrechen, daß von den großartig angelegten Verkehrsanstalten innerhalb des Platzes, den Hochbahnen, elektrischen Trains, Dampfern und beweglichen Stegen noch nichts vollendet ist, und endlich, daß die nächste Umgegend der Ausstellung durch den Bau vieler Dutzende von riesigen Bretter-„Hotels" in einen wahren Ocean von Lärm, Trubel, Verwirrung und Schmutz verwandelt worden ist. In drei bis vier Wochen mag das alles ein von dem heutigen grundverschiedenes Aussehen angenommen haben, vorerst aber ist man thatsächlich in Verlegenheit, wohin man sich in diesem Pandämonium von Verwirrung und Unruhe zuerst wenden soll, und kann kaum etwas besseres beginnen, als in der Zwischenzeit die Schöpferin dieses so großartigen und doch in vielem so unvollkommenen Riesenwerkes kennen zu lernen, Chicago selbst.

Zuvörderst seien über die Reise hierher noch einige Worte erlaubt, ist sie doch, mit den Verkehrsmitteln der neuesten Technik ausgeführt, selbst ein Stückchen Merkwürdigkeit und für den Besuch dieser Aufstapelung alles Neuesten die beste Einleitung. Acht Tage auf dem größten und prächtigsten Schiffe der ganzen deutschen Flotte, auf dem „Fürst Bismarck", und obendrein acht Tage, in denen wir nicht nur die Annehmlichkeiten, sondern in einem kleinen Anflug von Sturm auch die Solidität dieses prächtigen Seeriesen zur Genüge kennen lernen durften, — es kann thatsächlich keine bessere Gelegenheit geben, sich mit diesen Wundern der Schiffsbaukunst gründlich vertraut zu machen.

Man nennt diese modernen Schnelldampfer schwimmende Paläste, — aber wo ist ein Palast, der 1200 bis 1400 Bewohner beherbergte? Man möchte sie eher schwimmende Städte nennen, welche in den Hunderten von Kajütenpassagieren, den wieder Hunderten von Matrosen, Stewards, Heizern und Maschinenwärtern, und abermals Hunderten von auswandernden Zwischendeckspassagieren, in den Offizieren, endlich den Ingenieuren und Aerzten, den Handwerkern und Postbeamten, den Bäckern und Schlächtern, alle Bevölkerungsschichten und alle Berufe in buntem Gemenge Hunderte von Meilen weit übers Meer tragen. Städte freilich, deren Ort auf der Erdoberfläche tagtäglich ein neuer ist, denen der Tag heute 25 Stunden zählt, wenn ihr Lauf gen Westen geht, morgen nur 23, wenn sie gen Osten der Sonne entgegenfahren. Man glaubt auch wirklich die Gassen und Plätze einer kleinen Wunderstadt zu durchwandern, wenn man auf einer Entdeckungsreise durch das Innere dieser 450 bis 500 Fuß langen Seeriesen das ganze Getriebe, das sie in Atem hält, in seinen Einzelheiten betrachtet, und vom Zahlmeister und den Postbeamten, vom Obersteward und den Köchen, von den Offizieren und Maschinisten in das Ineinandergreifen aller dieser Räder eingeweiht wird. Von dem Luxus der Salons und Rauchzimmer, der stupenden Pracht der fürstlich ausgestatteten Speisesäle, dem beständig vermehrten Komfort der Kabinen will ich hier schweigen, um so mehr aber mag es sich lohnen, von dem wirtschaftlichen und maschinellen Treiben, wie ich es auf dem „Fürst Bismarck" studierte, einiges mitzuteilen. Ist doch die Erfahrung eines halben Jahrhunderts und der fortgeschrittene Stand der neuesten Technik nötig gewesen, um die Aufgaben zu lösen, welche gelöst werden müssen, um ein Schiff von 10000 und mehr Tonnen Gehalt gleichzeitig mit 20 Knoten und mehr stündlicher Geschwindigkeit durch die Wogen zu treiben, und doch in den immerhin beschränkten Räumen alle Eleganz und allen Komfort eines Hotels ersten Ranges zu entfalten.

Da ist zunächst eine, oder bei den vier großen Doppelschraubendampfern der Hamburger Paketfahrtgesellschaft sogar zwei Riesendampfmaschinen unterzubringen, wie sie selbst in den mächtigsten technischen Betrieben des Festlandes gar nicht zu finden sind. Man wird in die Maschinensäle geführt, bei aller Vertrautheit mit den modernen und großartigen Leistungen unserer Technik doch beinahe überwältigt von der fabelhaften Gewalt dieser erzenen Riesen, deren Cylinder Dimensionen aufweisen, wie man sie sonst nur an Dampfkesseln gewohnt ist, und deren Hebel und Wellen so stark wie Baumstämme sind. Und bedenkt man, daß in jeder dieser Maschinen acht- bis zehntausend Pferdekräfte sich austoben, mehr als in 24 schnaubenden Lokomotiven, daß diese kolossalen und mit beängstigender Gewalt und Schnelligkeit auf- und niedersausenden Massen, einmal

in Thätigkeit gesetzt, 170 bis 180 Stunden ohne einen Moment der Ruhe in Bewegung bleiben, daß endlich diese ganze, 40000, sage vierzigtausend Centner wiegende Riesenmaschinerie nicht auf dem festgefügten Fundament großer Fabrikhallen, sondern im Bauch eines schwankenden Schiffes untergebracht sein will, so lassen sich die Schwierigkeiten solcher Aufgabe wohl ahnen. Ganz begreift man sie freilich erst, wenn sich im wütenden Sturm, der die Schaumkämme der rasenden Wogen bis zur fünfzig Fuß hohen Kommandobrücke hinausschleudert, Stern und Heck abwechselnd weit emporheben und in den schwarzen Schoß der See zurückgeschleudert werden. Dann heben sich die Schrauben, welche eben noch den tiefen Grund der Wogen aufwühlten, wohl hoch aus dem Wasser, durchschneiden sausend die Luft und ein krampfhaftes, das ganze Schiff durchbebendes Dröhnen verrät, daß die mächtigen Maschinen plötzlich den Widerstand des Wassers verloren haben und haltlos ins Leere arbeiten. Die Doppelschraubendampfer bewähren sich, da ihre Schrauben kleiner sind und tiefer liegen, auch in solchen Fällen besser als Dampfer mit nur einer Schraube; ihre Maschinen sind der Gefahr des „Durchgehens" weniger ausgesetzt, und arbeiten sie auch einen Moment etwas ungestüm, so bringt doch der nächste die Schrauben und damit auch die Maschinen in ihr gewohntes Element zurück.

Das sind aber nur die Hauptmaschinen; da giebt es dann noch Steuer- und Ankermaschinen, Motoren für Kühlung und elektrische Beleuchtung, Aschewinden und Lademaschinen und endlich ein Heer von Pumpen, sodaß die Gesamtzahl der auf einem großen Schnelldampfer unterzubringenden Dampfmotoren sich auf fünfzig und mehr beläuft. Und sie alle wollen so placiert sein, daß ihr Getriebe nirgends den tagaus tagein durch das Schiff sich bewegenden Strom der Passagiere stört, ja ihm überhaupt gar nicht sichtbar wird. Da giebt es dann neue riesige Kessel mit mehr als fünfzig unablässig gespeisten Feuerstellen, da giebt es Behälter für die 240 Waggonladungen an Kohlen, welche für jede Reise mitgenommen werden müssen, und für den ebenfalls gewaltig großen Wasservorrat. Da muß endlich für Werkstätten aller Art Platz geschaffen werden, Kabinen und Betten für 12- bis 1500 Personen sind unterzubringen und derart zweckmäßig zu verteilen, daß die Passagiere der verschiedenen Kajüten sowohl unter sich geschieden, als von den Zwischendeckern und Mannschaften getrennt sind; Speisesäle sind für Fahrgäste, Offiziere und Mannschaften, von staunenswerter Pracht zu wohnlicher Einfachheit abgestuft, angeordnet; Gesellschafts- und Musikzimmer, Damen- und Rauchsalons sind auf neueren Schnelldampfern unbedingtes Erfordernis, und schließlich heißt es, eine der schwersten Aufgaben, noch die Wirtschaftsräume unterzubringen.

Ja diese Wirtschaftsräume, diese Kammern und Küchen! An einem der ersten Tage gleich war es meine Sorge, sie unter der Leitung eines alten, erfahrenen Stewards sämtlich zu durchwandern, und wieder war es, als schritte man durch die Märkte, die Werkstätten und Speiseanstalten einer bevölkerten Stadt. — Treppen und Leitern hinab ging es zuerst in die am Bug des Schiffes in den untersten, kühlen Räumen belegenen Vorratskammern. Mächtige, vom Scheine spärlicher Laternen erhellte Räume, in der Mitte ein riesiger Kasten, mit Eisblöcken gefüllt, darauf und rings an allen Wänden das Fleisch zu Hunderten von Centnern. Da hingen 25 ausgeschlachtete Ochsen, 15 Kälber, 6 Schweine und 24 Hammel. Da lagen, auf Eis gebettet, 10 Centner Zunge und Leber, 15 Centner Wildpret, 20 oder mehr Centner Fische in allen feineren Gattungen, da sah ich 30 Centner Geflügel, 15 Centner Schinken und massenhaft andere fleischliche Genüsse. Man führte mich in andere Räume und unglaubliche Vorräte von Butter und Käse, von Früchten und Gewürzen jeder erdenkbaren Art wurden mir gezeigt. Da lagerte Zucker, Kaffee, Chokolade und Thee, zusammen etwa 40 Centner, da harrten Hunderte von Fäßchen und Dosen Sardinen, Heringe, Hummern der Oeffnung, da standen in langen Batterien mehr als 1000 Dosen von Gemüse und Kompott; Tausende von Eiern, anderthalbtausend Liter Milch, über Eis lagernd, unendliche Flaschen und Fläschchen, Dosen und Döschen — genug eine Welt lukullischer Genüsse, wie sie selten in solcher Reichhaltigkeit gefunden werden möchte. Ich betrat die Obst- und Weinlager und sah

beispielsweise 60 Kisten Apfelsinen, mehr noch an Aepfeln und Bananen, sah in Kisten und Flaschen Bier- und Weinmassen, welche nur nach Hektolitern zählen, — und man sagte mir, daß alles das die Vorräte einer einzigen achttägigen Reise sind, genug freilich, um's auch einmal doppelt so lange auszuhalten. Und überall derselbe, dank den riesigen Eisvorräten bis zum letzten Tage der Reise anhaltende frische Geruch des Fleisches und der übrigen Vorräte, unter denen ich endlich noch 500 Centner, d. h. drei Waggonladungen, Mehl und Kartoffeln erwähnen will.

Man führte mich weiter und ich sah die mächtige, duftende Backstube, wo drei bis vier Gesellen vor glühenden Oefen Tag und Nacht die Massen von zartem Brode und die reichhaltigen Kuchen und Torten bereiten, welche jeder Tag an Bord bedarf, und von denen jeden Abend das Ueberbleibende, um die Räume nicht zu beengen, den Fischen geopfert wird. Wir befinden uns hier gerade über den Kesseln, in der Mitte des Schiffes, und da für die Passagiere dieser Raum nicht benutzt werden soll, so hat man hierher auch die Schlachterei, die Konditorei und zwei ausgedehnte Küchen und Aufwaschräume, Pantrys, für die erste und zweite Kajüte verlegt. Blitzende Küchen, in denen die würdigen Oberköche unumschränkte und vielbeschäftigte Gebieter sind! Man feuert hier mit Kohlen, während in der größeren Zwischendecks-Küche der Dampf der einzige Wärmespender ist. Da sah ich in einer Riesenpfanne fünfundzwanzig pommersche Gänse brodeln, in anderen ganze Centner von Ochsen-, Kalb- und Schweinefleisch, und doch kommen diese Massen alle so wohl zubereitet und tadellos auf den Tisch, daß auch der verwöhnteste Gaumen nichts an ihnen auszusetzen findet.

Weiter, um auch die tiefer belegene Küche des Zwischendecks zu besuchen, wo mich eine schnell aus dem Kessel servierte Tasse Suppe belehrt, daß auch hier die Fahrgäste vorzüglich, die meisten zweifellos so gut, wie sie es zu Hause nie gewohnt waren, zu essen bekommen! Es werden in der That für die 600 Zwischendeckler 300 Pfund frisches Fleisch täglich gebraucht, zu denen noch das für die erste Kajüte ausgekochte Suppenfleisch hinzukommt. Auch in jeder anderen Beziehung sind die Zwischendeckspassagiere auf den großen neueren Schnelldampfern gut untergebracht, die ganze, gegen 800 Fuß umfassende Promenade des Hauptdecks steht zu ihrer Verfügung, und wenn nicht gerade die Seekrankheit besonders arg unter ihnen wütet, so sind auch die, 15 bis 30 Betten enthaltenden, gut ventilierten und elektrisch beleuchteten Schlafräume und die großen hellen Speisesäle kein schlechterer Aufenthalt, als die kleinen Zimmer eines beschränkten Haushaltes. Freilich, wenn nach des Dichters Worten: „schäumt das Meer, der Nordwest peitscht die Wogen, — ein Wolkenschleier deckt des Himmels Blau, — als grolle die Natur dem Wunderbau, — der furchtlos kommt die nasse Bahn gezogen," — dann, wenn das Hauptdeck von jeder Woge überpurzelt wird, Fenster und Thüren geschlossen werden und unter den Passagieren von hundert kaum zehn mit Erfolg dem Meergott ihre Opfer verweigern, dann mag es übel dort unten aussehen, allein dann sind selbst die Luxuskabinen der ersten Kajüte kein angenehmer Aufenthalt, und wir Gesunden ziehen uns, mitleidigen Grauens voll, ins behagliche Rauchzimmer oder den eleganten Musiksalon zurück.

Meine Runde war noch lange nicht vollendet: das Postbureau mit seinen emsig sortierenden Beamten, das Hospital, die Offizierskabinen, Barbier und Arzt, Baderäume und Werkstätten nahmen noch manche Viertelstunde in Anspruch, und geraume Zeit war verflossen, als ich von meiner Entdeckungsfahrt durch dieses Labyrinth von Gängen und Räumen aufs Deck zurückkehrte, voll des Eindrucks, daß, was auch die findige Technik uns noch bescheren mag, Weniges darunter sein kann, das diesen Riesenwerken des Schiffsbaues gliche. Hat man diesen Aufwand von Kraft und Pracht, von Behaglichkeit und Luxus in allen seinen Einzelheiten gesehen, dann begreift es sich, daß bei den mäßigen Fahrpreisen von 450 bis 600 Mark in der ersten Kajüte und von 120 bis 150 Mark im Zwischendeck, alle Verpflegung stets inbegriffen, sich auf diesen Dampfern, deren Erbauungskosten allein 6 Millionen betragen, große Gewinne nicht mehr erzielen lassen.

Soviel von der Reise. Ueber die Ausstellung in den nächsten Heften.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Lic. Johannes Weiß. (Leipzig, Grunow.) 1892. 45 S.

Dies Heft der von Professor Otto Baumgarten in Jena herausgegebenen Evangelisch-socialen Zeitfragen (zweite Reihe, siebentes Heft) scheint mir besondere Beachtung zu verdienen, denn es behandelt in instruktiver und besonnener Weise eine wirklich brennende Zeitfrage, nämlich die Frage, wie den vielen notwendig unverheiratet bleibenden Frauen der mittleren und höheren Stände ein ihr Leben ausfüllender und hinreichend lohnender Beruf geschaffen werden kann. Der Verfasser widerlegt zunächst die Verleumdung Bebels, daß das Christentum eine Minderwertung und Herabwürdigung des Weibes predige, doch verkennt er dabei nicht, daß unsere dermalige christliche Gesellschaft in wesentlichen Punkten eine Mißachtung des weiblichen Geschlechtes zu erkennen giebt, die keineswegs mit dem hohen christlichen Ideal übereinstimmt. Er führt zum Beweise dessen an die Prostitution, die Vernunftheirat und die Geldheirat, und zwar nicht so sehr diese Verhältnisse selbst, als vielmehr das leichtfertige Urteil namentlich der Männerwelt darüber, als wären diese für das weibliche Geschlecht doch so demütigenden Dinge einfach selbstverständlich. Sich dann zum Thema selbst wendend, zeigt er, daß der Kern der Frauenfrage gegenwärtig in der Frage nach dem Frauenerwerb liege. Es thut not, daß die Frauen auch der besseren Stände wirtschaftlich und beruflich auf eigene Füße gestellt werden. Denn nach Ausweis der Statistik können in diesen Ständen weitaus nicht alle Mädchen auf Verheiratung rechnen, vielmehr 20 bis 25 Prozent bleiben ohne Ehe. Da nun bei der gegenwärtigen Produktionsweise das bürgerliche Haus keine Verwendungsgelegenheit für all diese überschüssigen Frauen bietet, so entsteht die ernste Frage, wie für sie ein ihr Leben ausfüllender und sie dann auch ernährender Beruf gefunden werden kann. Denn nicht die Ehelosigkeit, sondern die damit sich verbindende Berufslosigkeit ist ein sittlicher Schade für die Frau. Die Frage nach dem Frauenerwerb gestaltet sich nun anders bei den höheren als bei den niederen Ständen. Bei den oberen ist eine Erweiterung der Erwerbsmöglichkeit zu erstreben, wogegen bei den niederen ein Schutz sowohl des Mädchens wie der Ehefrau not thut gegen die Gefahren, welche das Erwerbsleben sowohl für die weibliche Natur wie für das Haus bietet. Somit ist das Mädchen auch der oberen Stände nach vollendeter Schulzeit auf die Notwendigkeit eines später etwa zu ergreifenden Berufs hinzuweisen und für einen solchen vorzubereiten. Mit allem Nachdruck betont es der Verfasser, daß die Sorge für die Erwerbsfähigkeit unserer Töchter nicht bloß eine Sache der Zweckmäßigkeit, sondern vielmehr eine Forderung der Ethik sei. Sich dann zu den in Frage kommenden Berufen wendend, zeigt er, daß diese teils mehr praktischer, teils mehr intellektualistischer Art seien. Unter den praktischen Berufen kommt neben der Hauswirtschaft das große Gebiet der weiblichen Diakonie zur Besprechung, nämlich der Dienst an den Kranken, den Armen und den Kindern, und es wird gezeigt, daß gerade dies Gebiet für wirklich beruflich gebildete und nicht bloß dilettantisch pfuschernde Frauen noch großer Ausdehnung fähig ist. Unter den intellektualistischen Berufen steht obenan der Beruf der Lehrerin. Referent stimmt dem Verfasser auch namentlich darin bei, daß die Frau schon durch ihre ganze geistige Veranlagung sich besonders für Lehrthätigkeit eignet und daß daher der Unterricht namentlich der kleineren Kinder und der Mädchen besser ihr als einem Manne übertragen wird. Sehr vorsichtig äußert sich der Verfasser schließlich über den ärztlichen Beruf für Frauen. Es ist ihm zwar fraglos, daß die Frau sich für gewisse Zweige der ärztlichen Thätigkeit völlig eignet, aber er verkennt nicht, wie schwer es ist, daß sie die dafür

erforderliche Vorbildung erlangt. In diesem Zusammenhange erörtert er denn auch die Forderung der Errichtung von Mädchengymnasien und die Schwierigkeiten, welche entstehen, wenn Studentinnen mit den Studenten zusammen Hörsäle und Kliniken besuchen sollten. — Ich empfehle dies Schriftchen allen denen, welche sich über die einschlagenden ernsten Fragen zu orientieren wünschen.

J. P.

Schriften zur Judenfrage.

— Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung. Von Friedrich Duckmeyer, Oberlehrer. (Berlin, 1892. Ed. Rentzel.) 60 Pf.

Eine der gewöhnlichen Behandlungen der Judenfrage, wie wir sie von dem ungeschichtlichen und unkirchlichen Antisemitismus kennen, der noch nicht bis an den Anfang für die Möglichkeit eines Verständnisses dieses großen Problemes gelangt ist. Vom naturalistischen Standpunkte aus („unser Gott ist die Natur", sagt Duckmeyer) ist das auch nicht möglich. Da infolgedessen neben sehr viel Richtigem sehr viel Unrichtiges in dem Hefte ist, so ist es zu nichts zu gebrauchen. — Den richtigen Standpunkt bezeichnet dagegen die vom Konservativen Verein zu Dresden herausgegebene kleine Schrift: Der Konservatismus und die Judenfrage von Dr. Felix Boh (Dresden, 1892), welche die Ursache und die Ausdehnung der antijüdischen Bewegung und die Stellung des Konservatismus dazu richtig klar bestimmt und klar durchführt. — Weniger klar ist: Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage von Cäsar Afsfalk in Köln a. R. (Selbstverlag des Verfassers, Köln, 1892, 50 Pf.) Der Verf., der vom Geschäftsstandpunkt die Sache ansieht, kann nicht umhin, sehr viel Uebelstände in der Verjudung des Geschäftslebens zu erblicken; die Heilmittel dagegen, gewerbliche Schutzvereine gegen allen Schwindel und Unsolidität, an denen sich auch die besseren Juden beteiligen sollen, sind unklar gedacht und zeigen, daß der Verf. für die geschichtliche und sociale Bedeutung der Juden kein Verständnis hat. —

Zur Judenfrage gehört auch die Schrift von Prof. D. Hermann L. Strack, die in 4. Aufl. vorliegt: Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmord und Blutritus. (München, 1892. C. H. Becksche Buchhandlung.) Es ist Nr. 14 der Schriften des Institutum judaicum in Berlin, und giebt sich „zugleich als Antwort auf die Herausforderung des Osservatore Cattolico" zu erkennen. Die 1. Aufl. ist von uns bereits besprochen, die 4. ist ganz neu bearbeitet und fast auf das Dreifache des Umfanges angewachsen (155 Seiten). Sie gehört zur Judenfrage, obgleich der weitaus größte Teil nicht von den Juden handelt, in welchem nachgewiesen wird, welche ungeheure Verbreitung der Aberglaube überhaupt und besonders derjenige in der Menschheit hat, welcher mit Blut und Leichen zu thun hat. Für den Volksfreund und den Geistlichen ein sehr wichtiges Kapitel, das hier eine sehr lehrreiche Behandlung erfahren hat. Prof. Strack benutzt nun diese Darlegungen als Unterlage für den Beweis, daß zum jüdisch-religiösen Ritus solcher Blutaberglaube nicht gehört. Daß das nach dem mosaischen Gesetz sich von selber versteht, ist nicht schwer zu beweisen; bezüglich des Talmud wird eine sehr energische Abwehr geübt gegen die, welche in demselben Blutaberglauben, Aufforderung zu Christenmord u. dergl. finden gewollt haben; die leichtsinnige Art, in der besonders katholische Gelehrte mit solchen Behauptungen vorgegangen sind, erforderte hier ein gründliches Eingehen. Der Beweis, daß es nicht zum jüdischen Ritus gehört, Christen zu schlachten, dürfte hinreichend erbracht sein. Dagegen hat Prof. Strack, ohne es zu wollen, desto wahrscheinlicher gemacht, daß sich auch unter den heutigen unkultivierten Juden — wie bei anderen ungebildeten Leuten — Blutaberglaube finden mag, und daß es Seiten in der talmudischen Moral giebt, welche solchen abergläubischen ungebildeten Juden Christenmord nicht als Verbrechen erscheinen lassen, ist gleichfalls nicht zu bestreiten. Mit doppelter Schwere drängt sich demnach die Frage auf: woran liegt es, daß noch nie in einer Beschuldigung jüdischer Morde zu abergläubischen Zwecken eine Aufklärung der Schuld und eine Entdeckung der Schuldigen erreicht ist? — und zwar vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Das Buch ist übrigens eine wissenschaftlich reiche, volle und sehr gelehrte Arbeit mit vielen Citaten und Quellenangaben.

— Die Judenfrage eine ethische Frage. Von Dr. Leopold Caro. (Leipzig, 1892. Fr. W. Grunow. 66 S.) Eine für einen Juden höchst anerkennungswerte Leistung, in der die Schäden des Judentums offen aufgedeckt und energische Maßregeln gegen die Börse und die Presse verlangt werden. Den Grund der unter den Juden so herrschenden Unsittlichkeiten sieht der Verfasser in ihrer Behandlung im Mittelalter und in der modernen Aufklärung. So viel richtiges daran ist, so hätte doch geschichtlich noch tiefer gegraben werden müssen; immer muß wieder entgegengehalten werden, daß im römischen Reich und unter den Karolingern dieselben Klagen über die Halsabschneiderei der Juden laut wurden. Daran kann doch das Mittelalter nicht schuld sein? Das Judentum ist nur aus der Stellung zu seiner Offenbarungsgeschichte zu begreifen. — Die Juden und die politischen Parteien. Eine Antwort an den Verfasser der Schrift: Schutzjuden oder Staatsbürger? Von Fr. v. d. Gozel. (Berlin, 1893. Rich. Wilhelmi. 60 Pf.) Die Klage eines Liberalen, daß die Juden seine Partei verlassen und zum Fortschritt übergegangen sind; aus dieser falschen Stellungnahme zur Bismarckschen Politik seit 1878 will er alles erklären. Das einzig Bemerkenswerte an diesem Schriftchen ist die beigegebene buchhändlerische Empfehlung, die unsereins ohne weiteres glauben soll, worin diese oberflächlichen Tiraden als eine „sensationelle" Erscheinung empfohlen werden.

M. N.

2. Kirche.

— Das Rätsel des Daseins und seine Lösung im Christentum. Von Hugo Lubenow, Oberpfarrer in Klosterfelde bei Woldenberg N.-M. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1892. 95 S. 1,20 M.

In gleichem Verlage wie die Drummond-Schriften und in ähnlicher Ausstattung erschienen, fordert die Schrift unwillkürlich zu einem Vergleich mit jenen heraus. Daß das Büchlein des deutschen Pastors den Vorzug vor denen des schottischen Gelehrten verdient, kann man nicht sagen. Vielmehr gerade in einem sehr wichtigen Punkte ist Drummond dem Verfasser und vielen seiner Amtsbrüder überlegen: in der Anknüpfung religiöser Wahrheiten an die wirklichen Verhältnisse des Lebens. Nichts fällt ja gerade dem deutschen Theologen so schwer, als seine Abstraktionen, die ja auch an ihrem Orte schön und gut sind, einmal gänzlich beiseite zu lassen und aus dem Leben für das Leben zu reden und zu schreiben. Und gerade für Schriften mit allgemeiner apologetischer Tendenz erscheint uns dies als das erste Erfordernis. Man wird ja nicht gerade viele Stellen finden, welche Widerspruch hervorrufen, aber auch wenige, welche mit der Schärfe siegesgewisser Waffen die Angriffe widerchristlicher Weltanschauungen abschlagen. Auf S. 28 findet sich folgender Satz: „Es fragt sich aber, ob die Ansichten der Gegner sich auf so gewichtige Gründe stützen, daß die Kirche sich ihres hartnäckigen Festhaltens am Theismus schämen muß. Dies ist zu verneinen." — Das ist ja freilich sachlich richtig, aber man denke: die Kirche sich des Theismus schämen! Darf man das nicht eine leere Abstraktion nennen? Man nimmt daneben nun oft die Bemühung des Verfassers wahr, mit Bildern aus dem Leben seine Ausführungen anschaulicher zu gestalten, aber es fehlt die Frische des unmittelbaren Lebens, und so kommen wenig glückliche Bilder vor, z. B. S. 37: „Der Mensch ist meist ein Schauspieler, der die ihm vom Schicksal vorgeschriebene Rolle willenlos abzuspielen genötigt ist". „Der Mensch steht also seinen Eigenschaften und den Fügungen Gottes gegenüber wie ein Handwerker seinem Material; er soll sie für den Ausbau und Aufbau seiner Persönlichkeit verwerten." Seite 83: Der christliche Glaube ist ja doch nicht ein Kleid, das man in einer Minute überwirft, um dann zu sprechen: „Ich bin jetzt angezogen und fertig". Seite 91: „Es gehört mehr zur Bildung als dies, daß man zu den Wohlhabenden gehört und eine Anzahl von Geschichtszahlen und Vokabeln im Gedächtnis hat. Es muß noch dies dazu kommen (!), daß man die höchste, dem Menschen zugängliche Würde, die eines Kindes Gottes besitzt". Derartige verfehlte Wendungen begegnen uns noch öfter. Bei dem allen kann ich das Ganze nicht für lebens- und wirkungskräftig halten.

Wt.

— Seligkeit ohne Verdienst, aber nicht ohne Arbeit. Ein Mahnwort von Reinhard Zeller. (Basel, C. F. Spittler.) 30 S. 16°.

Eine kräftige anfassende Mahnung auf Grund von 1. Kor. 10, 1—14, die „blöden Stellen" in der Festung unseres Glaubens wohl zu verwahren, damit der Feind nicht eindringe und uns das Kleinod raube, das uns die himmlische Berufung ohne Verdienst schenkt, aber nicht ohne Arbeit bewahrt. Als solche blöde Stellen, da wir die Wachtposten aufstellen müssen, lehrt der Verfasser kennen: 1. die Lust zum Bösen (Laß dich nicht gelüsten 2c.); 2. Abgötterei (An wen denkst du bei dem Erwachen zuerst, beim Einschlafen zuletzt?); 3. die Neigung zur Unzucht („Wie so viele Menschen die Lungenschwindsucht unbewußt oder auch bewußt in sich herumtragen: so auch viele Christen den Hang zur Unreinigkeit"); 4. Christum versuchen (versuchen, wie weit man es mit Christo treiben könne) und endlich 5. Murren (wie es aus dem Hochmut hervorgeht). Das Schriftchen ist zu empfehlen.

A. F.

— Verlauf der III. Studenten-Konferenz „zur Vertiefung christlichen Lebens und zur Anregung christlichen Werkes unter der studierenden Jugend" in Bockenheim — Frankfurt a. M. 12. bis 15. August 1892 von einem studentischen Teilnehmer. (Bonn, Johs. Schergens.) 1892. 15. S. 10 Pf.

Der Bericht soll davon Kenntnis geben, was die Studenten-Konferenzen wollen, nämlich alle gläubigen Studenten zu christlicher Wirksamkeit ermuntern. Die Einladung zu der für dies Jahr geplanten Konferenz ist damit verbunden. Bei derartigen freien Versammlungen wird es vor allem auf die leitenden Persönlichkeiten ankommen, und nach dem vorliegenden Referat gewinnt man das Vertrauen, daß die Sache hier in guten Händen ist. Die Vorträge von Prof. Lemme-Heidelberg und Pastor Röschmann sind kurz skizziert, ebenso die Debatte. Wenn dabei vielleicht ein wenig Pietismus mituntergelaufen ist, was schadet es; besser, als wenn langatmige gelehrte Vorträge die Erhebung des Herzens hemmen. Begrüßen wir freudig alles, was den idealen Sinn der Studentenwelt zu heben geeignet ist — wer in der Zeit nicht schwärmen gelernt, bleibt meist sein Lebelang ein lederner Gesell —, wie sollten wir uns nicht freuen, wenn hier Begeisterung in edelster Richtung und für höchste Ziele geweckt wird. Freilich überschätzen soll man derartige doch immerhin schnell vorübergehende Eindrücke auch nicht; der studentische Teilnehmer, welcher hier berichtet, ist dazu geneigt, was ja sehr erklärlich. Zur Orientierung sei das Heftchen sehr empfohlen.

Wt.

— Die innere Mission eine kirchliche Reformbewegung des 19. Jahrhunderts. Zum 50. Namenstag der inneren Mission ein Beitrag zu ihrer kirchengeschichtlichen Würdigung. Von Dr. Heinrich Behm, Pastor an St. Marien in Parchim. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1892. 100 S. 8°.

Im Jahre 1892 sind es 50 Jahre gewesen, daß der Vater dieser kirchlichen Bewegung zum erstenmal den Namen „innere Mission" in einem Briefe

auf sie anwandte, nachdem er vorher die von ihm vertretenen Bestrebungen unter dem Ausdruck „inländische Mission" zusammenzufassen pflegte. Das Werk ist jetzt ein vielverzweigter Baum geworden, so daß oft Zweifel entstehen können, ob diese oder jene Arbeit noch unter diesen Titel paßt. Es ist deshalb eine dankenswerte Arbeit des Verfassers obiger Schrift, zuerst in der Monatsschrift für innere Mission von P. Th. Schäfer veröffentlicht und jetzt als besondere Broschüre dargeboten, den Begriff und die Besonderheit jener Arbeit, die man Mission nennt, begrenzen und bestimmen zu wollen. Der Verfasser, nach der Methode, die er bei seiner Arbeit anwendet, in der Schule Ritschls gebildet, geht, anknüpfend an ein Wort Wicherns, wonach er überall innere Mission im Schoße der Kirche erblickt, wo eine Reaktion gegen das falsche Christentum sich erhebt, die aus dem Worte Gottes und dem lebendigen Glauben entstammt, die Kirchengeschichte nach solchen Bewegungen durch. Er findet diese Bestimmung mit Recht zu weit. Den Montanismus und das Mönchtum scheidet er mit Recht scharf von einer Bewegung, wie sie die innere Mission ist. Der haarspaltende Scharfsinn des Verfassers hält dies aber auch gegenüber der Cluniazenser-Bewegung und der Entstehung der Franziskaner- und Dominikanerorden fest; und zwar keineswegs aus antikatholischer Tendenz. Unseres Erachtens ist hier doch im Prinzip der Versuch gemacht worden, dem Christentum zu einer Gestalt in der Welt und Menschheit zu verhelfen und dazu die ihm gewordenen Mittel in sittlicher Kraft zu verwenden. Daß unsere Broschüre die Reformation in einer einzigen Stellung beläßt, halten wir ebenfalls für richtig. Sie war in der That die endliche Antwort auf die bis dahin in der katholischen Kirche offenstehende Frage: Wie werde ich meiner Seligkeit gewiß. Daß aber auch der Pietismus ganz und gar etwas anderes sein soll, als die innere Mission, ist uns unverständlich. Es ist dabei doch Geschichtskonstruktion in Uebung, welche statt der einfachen Thatsachen mit vorgefaßten Meinungen arbeitet. Unseres Erachtens ist die innere Mission nicht wie Pallas Athene fix und fertig aus dem Haupte ihres Vaters, der das selbst am allerwenigsten behauptet hat, herausgesprungen, sondern sie will wie jene älteren Reformbewegungen ein nach der Art der schweren Erkrankung der Christenheit angewandtes, aber aus den alten Gnadenkräften der Kirche entnommenes Heilmittel sein. So können wir denn sagen, daß die innere Mission, welche Behm mit der Definition Th. Schäfers beschreibt — (sie ist diejenige kirchliche Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, welche den inneren Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie sowohl die Werke der Barmherzigkeit, als auch die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche gliedlich und dauernd einfügen und in ihr wirksam machen will), erst ein Erzeugnis des von Wichern gegebenen Anstoßes ist, und uns doch nicht verhehlen, daß, wenn in einigen Jahrzehnten ein solch scharfer Kopf noch einmal diese Bewegung einer Untersuchung unterzieht, derselbe gewiß finden wird, daß sie so wenig als Cluniazenser- oder pietistische Bewegung sich mit der Definition der Gegenwart, also mit ihrem Ideal decke. Denn das ist das Los des Höchsten, daß es unter den Menschen wirkend auch in den Staub gezogen wird, so in der Erfahrung des Individuums, als der Gemeinde und der Allgemeinheit, der Christenheit und Kirche.

A. F.

— Predigtlitteratur. Kaum eine zweite Art von Schriftwerken wird eine so lange Reihe jährlich erscheinender Neuheiten aufweisen, als die Predigtlitteratur. Predigten müssen doch also viel und gern gelesen werden. Liegt vielleicht in der Neigung, jede neu erscheinende Sammlung kennen zu lernen und zu versuchen, ein Geständnis, daß die bisherigen nicht recht genügen? Jedenfalls befinden wir uns in einer Wandlung des Geschmackes auf unserem Gebiete, — und das ist gut. Der Unterzeichnete ist eigentlich wenig geeignet zu einem Recensenten von Predigten, weil er die herrschende Art der Predigt*weise* für ungeeignet hält, und das hat ihn oft ungerecht gemacht gegen das manche Treffliche, was auch in dieser verkehrten Richtung geboten wird. Ich werde mich bemühen, bei der folgenden Besprechung einer Reihe von neueren Predigtwerken beides auseinanderzuhalten; ich kann mir nun einmal nicht helfen, daß ich die *gegenwärtige homiletische Theorie für ein Haupthindernis der Wirksamkeit des Gotteswortes in unserer Zeit* halte, und werde darum nie aufhören zu rufen: die Predigt muß umkehren! Aber es soll mich das nicht hindern, die kraftvollen Zeugnisse, die tiefen Gedanken, die feinen Auslegungen, denen wir an zahlreichen Stellen der modernen Predigtlitteratur begegnen, lobend anzuerkennen.

Ich beginne mit einem Prediger, der mit den Regeln der „Schule" in bedeutenden Stücken gebrochen hat. Es ist Oberkirchenrat H. Bard in Schwerin, von dem uns vorliegt: *In keinem Andern Heil! Predigten im Dom zu Schwerin gehalten.* (Schwerin i. M., Fr. Bahn, 1892, 3,20 M.) Es ist eine Auswahl von 22 Predigten, denen bei günstiger Aufnahme andere nachfolgen sollen. Wir möchten an dieser Aufnahme nicht zweifeln. Hier werden überall wirkliche *Sachen* geboten, lebensvolle Interessen; es scheint mir unmöglich, daß man bei diesen Predigten unaufmerksam ist; und der Zuhörer weiß auch immer, wovon die Rede ist, und kann wissen, warum gerade hier und jetzt dies und das gesagt wird, — nämlich, weil es in den Zusammenhang des Hauptgedankens gehört, nicht nur, weil es dem Prediger gerade einfällt. Diese Kette des inneren sachlichen Zusammenhanges berührt fast überall sehr wohlthuend, eine sogenannte Disposition kann der Prediger deshalb zumeist entbehren. — Die *herrschende* Dispositionsweise ist gewöhnlich nur der Freibrief dafür, daß die Predigt ein Sammelsurium aller möglichen Einfälle bietet. Findest du keine Ordnung darin? du einfältiger Zuhörer! Habe ich nicht eine Disposition an den Anfang

gestellt mit 1), 2), 3)? — Man ist dabei mehr auf das Zählen als auf das Denken angewiesen, und wenn einmal die Gedanken eine Weile abgeschweift sind, weiß man bei der Rückkehr derselben absolut nicht, bei welchem Teile der Prediger jetzt wohl ist. Derartiges wird uns bei Bard nie passieren. Wir werden bei ihm überhaupt zu jener Frage: in welchem Teile der Predigt wir uns befinden? nicht gelangen. Gewöhnlich läßt er nach einer oft recht langen, aber nie langweiligen Einleitung, die sofort ein religiöses Interesse in Anspruch nimmt, die Ankündigung einer Aufgabe oder einer Frage folgen, z. B.: wie können wir der Auferstehung des Herrn vollgewiß werden? — Was wird mit uns nach dem Tode? u. s. w. —, und in diese wird dann sofort eingegangen. Und ist ein Teil der Antwort, oder eine vorbereitende Erkenntnis gesichert, so wird sie zusammenfassend rekapituliert. Der Gedankengang wird dadurch ungemein faßlich. Daß der Inhalt überall echt biblisch und lutherisch ist, bedarf keiner besonderen Versicherung. Die Sprache ist schön, freilich einseitig auf eine durchweg gebildete Gemeinde berechnet, mit vielen modernen und Fremdwörtern, mit häufiger Berührung von Zeitfragen; die Konstruktionen müßten oft mehr auf das Ohr, als das Auge berechnet sein. Belebt ist die Redeweise durch Beispiele und Erlebnisse. Der Hauptvorwurf, der zu machen ist, liegt in der Behandlung des Textes. Neben durchweg textgemäßen Predigten (wie z. B. die über den reichen Mann und Lazarus) finden wir andere, wo „der Text nur Prätext" ist. Aus der Perikope Mc. 7, 31—37 entnimmt der Verf. nur den Gedanken an das Menschenleid und beantwortet die Fragen: worin es gründet? wozu es dient? und wie wir seiner ledig werden? — ohne jede weitere Beziehung zur Geschichte vom Taubstummen. Bei Matth. 5, 20—26 wird in vortrefflicher Weise aus dem „es sei denn daß" die Einzigartigkeit des Heilsweges eingeschärft, dann auch die Gerechtigkeit der Pharisäer lebenswahr beschrieben, aber daran schließt sich eine Darlegung der Erlösung durch den Glauben, die ohne jeden Anhalt im Text ist. Dies Verfahren kann nicht gebilligt werden; wir brauchen zwar durchaus nicht alles in die Predigt zu bringen, was in dem Texte liegt (eine der unseligsten Lehren der alten Schule!), wohl aber sollen wir nichts in die Predigt bringen — wenigstens keine Hauptsache, die nicht im Texte liegt. Zum Schluß bemerke ich, daß ein im besten Sinne apologetisches Interesse durch die Predigten geht.

Es folgen zwei Sammlungen, die dadurch von Bedeutung sind, daß ihre Verfasser beide hochangesehene akademische Lehrer sind, von denen wir also Mustergültiges erwarten. Neben einer beschränkteren Sammlung von 14 Predigten Luthardts — freilich schon die 11. Sammlung, steht ein ganzer Jahrgang, der aus dem Nachlaß des sel. Zezschwitz durch seinen Sohn zusammengestellt ist. Nehmen wir die letztere vorweg: Der Hirt und seine Herde. Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Erlangen (1868—1884) von Gerh. v. Zezschwitz. (Erlangen, 1891, R. Mertel, 6 M.) Den Hörern, Schülern und Freunden dieses bedeutenden Theologen ist durch die Herausgabe jedenfalls eine große Freude bereitet; die homiletische Litteratur hat, objektiv angesehen, eine wesentliche Bereicherung nicht erfahren. Zezschwitz ist keine leichte Lektüre. Das braucht ja nun auch ein Predigtbuch nicht zu sein. Aber etwas mehr Entgegenkommen für das Verständnis des Zuhörers wäre doch wohl erwünscht. Ich führe folgende Eintheilung an: „Alles Wiedersehens Hoffnung und Freude in ihrer höheren Verklärung. 1. Nach dem Maße der Liebe und des Trennungsschmerzes der Jünger und Freunde Jesu. 2. Nach dem Maße der Freuden, ihn wiederzusehen in der Hoffnung, in ihm der vollendeten Frucht einer erneuerten Menschheit zu genießen". Ich habe ganze Partien gefunden, die ich zwei- und dreimal habe lesen müssen, ehe ich sie verstand. Die Unklarheit liegt nicht so sehr an der Sprache oder den Sachen, sondern an dem, was ich Methode nennen möchte. Es wird mehr über die Sachen geredet — und zwar wird schön, innig, begeistert, wahr darüber geredet —, aber ich möchte lieber die Sachen selbst haben. Die Punkte, an welchen das Interesse des Zuhörers mit denen des Predigers sich berühren, werden nicht deutlich genug aufgewiesen. Wie wenig das, was man praktisch nennt, als Bezeichnung für Z. geeignet ist, wird gerade an den Stellen offenbar, wo er es in besonderer Weise werden will, z. B. vor Konfirmanden; ich will nicht sagen, daß es Phrasen sind, die den Schluß der Quasimodogeniti-Predigt bilden, o nein! — aber ob die Kinder aus diesem mächtigen Strom prophetisch-poetisch-biblischer Sätze auch nur einen Gedanken mit in das Leben nehmen? Besonders auffallend war mir dieser Mangel da, wo sich Z. direkt an die künftigen Pastoren wendet (S. 246), — gewiß momentan alles sehr erhebend und beweglich, ob aber seelsorgerlich praktisch? Nicht einmal, was nun eigentlich der Lohn ist, um den der Mietling dient, ist ausgeführt; denn genügen kann es nicht, wenn an einer Stelle gesagt ist: man dürfe nicht das Haus suchen, wenn man das Pfarramt suche. An die Sitte der Disposition hat sich der Verf. überall gebunden; angedeutet ist schon, daß die 2 oder 3 Teile nicht immer wirkliche Teile eines Hauptgedankens sind, sondern oft mehr Wegweiser, nach welcher Richtung die Gedanken sich bewegen sollen. Häufig würde der eine der Teile — auch der Länge nach — für eine ganze Predigt ausreichen. Soll ich alles zusammenfassen, so sage ich: Zezschwitz ist der Scholastiker auf der Kanzel, aber der mystisch innige, begeisterte, tiefgläubige, von der Herrlichkeit des Glaubens und seiner vertrauten lutherischen Kirche durchdrungene. Den eigentümlich sinnigen Zug des Verfassers kennen und lieben wir schon aus einzelnen seiner Vorträge. Beim tieferen Graben in dem reichen Buche wird jeder Leser und jeder Prediger viele köstliche Gedankenperlen finden. — Einen ganz anderen Eindruck macht Luthardt: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Predigten, zumeist in der Universitäts-

kirche zu Leipzig gehalten von D. Chrph. Ernst Luthardt. (Leipzig, 1892, Dörffling & Franke. 3 M.) Auch er ist ein Vertreter der bis heute herrschenden homiletischen Theorie und der sogenannten synthetischen Predigtweise. Die Themata lauten z. B.: Von der Einkehr des Herrn — die neue Zeit des Heils — das Vergängliche und das Bleibende in unserem Leben. Eine zumeist sehr geeignete Einleitung führt auf das Thema hin (öfter würde dieselbe besser weniger Selbstverständliches enthalten) und eine Disposition zeigt dann die weiteren Wege an. Die Teile scheiden sich klar und zweckentsprechend von einander ab. Aber — und dies ist ein Hauptvorwurf, den ich der ganzen Methode mache — die Teile dienen meist nicht dazu, die Einheitlichkeit des Predigtgedankens herauszuheben. Zumeist wird der Text seinem Inhalt nach verfolgt und werden den einzelnen Abschnitten desselben Ueberschriften gegeben, z. B.: die göttliche Berufung zum Heil, 1. wie sie uns freundlich entgegenkommt, 2. wie sie bei vielen vergeblich ist, 3. wie sie aber ihre Einladung nur um so weiter ausdehnt. — Der Vorzug der Luthardtschen Predigt ist die Klarheit und Durchsichtigkeit der Gedanken, die edle und doch verständliche Sprache, die lebendige Weise, wie er die Zuhörer in seine Gedankengänge hineinzieht, und die unerbittliche Anwendung des göttlichen Wortes auf die Ereignisse und Zustände der Gegenwart. Daß der Universitätsprediger sich wesentlich an die Interessen der gebildeten Zuhörer wendet, ist erklärlich. Am besten gefallen haben mir die kürzeren und besonders konkreten Predigten bei den Kapitelversammlungen zu Meißen.

Nachdem wir diesen bedeutenden Sammlungen etwas weiten Raum gelassen haben, können wir einige andere mit weniger Worten den Lesern vorführen. D. Hermann Krummacher: Das Vater Unser in eilf Predigten. Aus seinem Nachlaß herausgegeben und auf Wunsch für Freunde gedruckt. (Stettin, 1891. Joh. Burmeister. 1,50 M.) K. ist nicht originell, aber er bietet eine klare, verständliche, praktische Behandlung der einzelnen Bitten; besonders die dritte habe ich selten so treffend behandelt gefunden. So kann die kleine Sammlung recht erbaulich wirken zum andächtigeren Aussprechen dieses täglichen Gebetes. — Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten. In 8 Predigten von A. Ritter, Pfarrer an Neumünster, Zürich. (Zürich, 1892. S. Höhr. 1 M.) Das Gleichnis in Matth. 25, 14—30 wird einer sehr gründlichen Betrachtung unterzogen. Die Verse 14 und 15, wonach der Herr den Knechten verschiedene Pfunde anvertraut, werden Anlaß zu einer Rede über die Gleichheit, die folgenden Verse 16—18 über die Arbeit, beide tragen durchweg den Charakter einer christlichen Volksrede. Der Standpunkt ist ein entschieden christlicher. Von ihm aus werden (besonders in den beiden angeführten) die praktischen Fragen der Gegenwart, aber keineswegs nur die äußeren, in ein helles Licht gesetzt. Die Sprache ist anziehend und verständlich, die Gedanken überall klar, das Ganze ein trefflicher Beitrag zur Lösung der Predigtaufgabe der Gegenwart. — Frucht in Geduld. Zwölf Epistelpredigten von Emil Wacker, Pastor und Rektor der evangelisch-lutherischen Diakonissenanstalt in Flensburg. (Gütersloh, 1893. C. Bertelsmann. 194 S.) Ich scheide bei diesen Predigten zwischen Form und Inhalt. Die Gedanken sind trefflich, gediegen, nüchtern, Zeugnisse des großen Ernstes und der Gewissenhaftigkeit eines entschiedenen Lutheraners. Der Form nach aber sind es mehr theologische Abhandlungen, bei denen das Einheitliche des erbaulichen Zieles selten dem Bewußtsein des Hörers klar wird. Die erste Predigt handelt vom Kampf aller rechten Christen: 1. warum wir als Christen kämpfen müssen, 2. wie wir als Christen kämpfen müssen. Diese so beliebte Einteilungsform, bei der man Fragen aufwirft, giebt dem Prediger die Verpflichtung, die Fragen am Schluß seiner Teile deutlich zu beantworten; aber ich glaube, daß z. B. die erste Frage keiner der Zuhörer wird beantworten können, so viel Gutes er auch über die göttliche Gnade, ihre Wirksamkeit, deren Gefahren u. s. w. gehört hat. Für eine Predigt — im Gegensatz zur Abhandlung — verlange ich einen strafferen Gang. Beim Lesen wird man nicht wenig Beiträge für die christliche Erkenntnis darin finden. — In die Heilsordnung führt uns Lic. Weber ein: Christus ist unser Leben. Betrachtungen über das innere Leben. (Gütersloh, 1892. C. Bertelsmann.) Obgleich er es nur hat als Manuskript drucken lassen für seine Gemeinde und seine Freunde, so ist es doch wohl gestattet, hier auf diese Betrachtungen, denen gehaltene Predigten nur zur Grunde liegen, und die sich darum in der Sprache zuweilen eine weitere Ausdrucksweise gestatten, als auf der Kanzel gut ist — hinzuweisen. Das natürliche Menschenherz — der Gnadenruf Gottes — die Erweckung — die Bekehrung — die Zueignung der Gerechtigkeit u. s. w. werden nach einander in anschaulicher, gesunder biblischer und erbaulicher Weise besprochen.

Eine besondere Erscheinung ist: Das heilige Vaterunser am Kreuz. Passionspredigten von Dr. Ernst Fr. Wyneken, Pastor zu Edesheim. (Eisenach, 1893. M. Wilkens. 1,40 M.) Alles, was unser Freund Wyneken schreibt, ist besonders zu nehmen; er bringt immer etwas anderes als andere Leute. In dem vorliegenden Hefte will er die Worte Jesu am Kreuz mit den einzelnen Bitten des V. U. in Beziehung setzen, Vater vergieb ihnen! mit der 5., Mich dürstet! mit der 4. u. s. w. Diese Idee ist meines Erachtens verfehlt, Beziehungen lassen sich natürlich aufweisen, aber weder das Eigentümliche der betreffenden Bitte, noch das betreffende Kreuzeswort kommt dabei zur Geltung. Ich sehe auch den Gewinn für das Schriftverständnis, den das Verfahren bringen sollte, nicht ein. Aber abgesehen von dieser Tendenz haben mich die einzelnen Predigten sehr erfreut und erbaut. Sie sind hervorragend interessant, aber nicht minder erbaulich, gehen mit Entschlossenheit auf die Bedürfnisse (auch die wirtschaftlichen) und Zustände der Gegenwart ein und geben den wohlthuenden Eindruck eines seiner selbst bewußten konsequenten Glaubensstandpunktes.

M. v. Nathusius.

3. Pädagogik.

— Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes von Konrad Fischer, Seminarlehrer. Zweiter Band. Von 1790 bis auf die Gegenwart. (Hannover, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior].) 1892. 458 S. 4,50 M.

Dem ersten Bande dieses verdienstlichen Unternehmens, den wir in dem Januarhefte der Monatsschrift bereits besprochen haben, ist rasch der zweite abschließende gefolgt. Das Studium dieses Teils kann uns in unserem damals abgegebenen Urteil nur befestigen. Anzuerkennen ist der unermüdliche Sammelfleiß des Verfassers, wertvoll — sowohl für den Kulturhistoriker wie für den Pädagogen — sind die thatsächlichen Ergebnisse seiner Untersuchungen, bedauerlich bleibt die einseitige Tendenzstellung, die wir bereits früher charakterisiert haben. Ueberall, wo es sich um Beurteilung der Thatsachen und Verhältnisse handelt, tritt die völlige Unfähigkeit des Verfassers, gerecht und objektiv abzuwägen, die Dinge selber reden zu lassen, statt hineinzutragen, was nicht in ihnen enthalten ist, auf das schärfste hervor. Der Verfasser beweist dadurch, daß ihm die für den Historiker notwendigste Vorbedingung, der eigentliche historische Sinn, abgeht.

Die Beweise für unsere Behauptung ließen sich bei Beurteilung dieses zweiten Bandes, der uns bereits in die kirchen- und schulpolitischen Kämpfe der Gegenwart hineinführt, in noch weit größerem Umfange beibringen, als bei Besprechung des ersten. Die einseitigen, absprechenden Aeußerungen über die Stellung der Geistlichkeit zur Volksschule treten in um so grellere Beleuchtung, als gerade in unserem Jahrhundert, namentlich in den ersten 60 Jahren, die Volksschulpädagogik ihren wesentlichsten Anteil der Theologie mit verdankt, und als der Verfasser sich wiederholt genötigt sieht, die hervorragenden Bestrebungen edler, von warmer Fürsorge für die Volksschule erfüllter Geistlicher (eines Moser, Wittich, Büchsel, Zahn u. a.) rühmend hervorzuheben. Besonders deutlich wird den Lesern der Monatsschrift der einseitige Standpunkt des Autors entgegentreten, wenn sie einmal die Partien, die von dem „großen" Diesterweg handeln, mit dem vergleichen, was in dem Schlußwort über den jüngsten preußischen Schulgesetzentwurf vom 14. Januar 1892 gesagt ist, in dem F. nur „Geistesenge und finstere Herrschsucht" erblickt. Schade um das Werk, das wir seines reichen, anregenden Inhaltes wegen trotzdem allen denjenigen nachdrücklich zum Studium empfehlen möchten, die irgendwie mit dem Volksschulwesen zu thun haben, aber auch allen denen, die ein lebhafteres Interesse an der Art der Ausbreitung der allgemeinen deutschen Volksbildung haben. P. B.

4. Kunst.

— Kunstgeschichte im Grundriß, jungen Mädchen zu ernstem Studium und frohem Genuß von M. v. Bröcker. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) XI u. 151 S. 2 M., geb. 2,60 M.

Die Verfasserin scheint Lehrerin der Kunstgeschichte in Dresden zu sein. Sie will jungen Mädchen die Augen öffnen für die Kunst und sie gleichzeitig vor unbestimmtem Schwärmen und laienhaftem Urteil („hübsch", „häßlich") behüten. In der Einleitung wird das Wesen der Kunst, der Stil und seine Gesetze erörtert. Die S. 3 gegebene Definition dessen, was man unter Kunst zu verstehen hat, lautet: „Kunst ist geistiger Gehalt in sinnlich wahrnehmbarer Form". Diese Definition ist nicht richtig, sie ist zu allgemein, denn sie läßt das Reich des Schönen unberührt. Unter diese Begriffsbestimmung läßt sich u. a. auch die Gießkanne bringen, das Gefäß, das den Gedanken, wie man in einer den Regen nachahmenden Weise Gegenstände befeuchtet, in sinnlich wahrnehmbarer Form darstellt. Jedenfalls verrät die Gießkanne mehr Geist als Dutzende geistlos der Wirklichkeit abgeschriebene Stillleben. — Die antike Kunst der Griechen und Römer wird im ersten, die Kunst des Mittelalters, der Renaissance, des 17. und 18. Jahrhunderts, des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart in Deutschland in den folgenden Abschnitten besprochen. In der Beschränkung des Stoffes hat die Verfasserin im ganzen das Richtige getroffen. Den traurigen Naturalisten Uhde und Gebhardt steht sie kritisch gegenüber, wenn sie beiden aber „heilige Naivität" zuschreibt, so irrt sie gewaltig. Wo kühle Berechnung vorliegt, geflissentliche Verachtung des Schönen, kann doch von Naivität nicht die Rede sein. Böcklin ist glücklicherweise gar nicht erwähnt. — Auch sonst läßt sich manches gegen falsche oder übertriebene Aussprüche einwenden. So sollen kannelierte Säulen, die nach der Mitte hin anschwellen, pulsierendes Leben haben, ein- und ausatmen; ein Bild, das dem Urbild der Säule, der Pflanze gegenüber ganz unpassend ist. Auch daß der griechische Tempel das idealste Gebilde menschlicher Kunst sein soll, muß in dieser Ausschließlichkeit entschieden bestritten werden. Irrtümlich schreibt die Verfasserin der Timpanon und der Tümpanum statt das Tympanon, Septimus Severus statt Septimius S., das überkrachende Dach statt das überkragende. — In der Gotik soll „alles traumhaft und phantastisch" sein, sie soll sich, weil „schwärmerisch", nicht für das Gotteshaus der Reformation eignen, Lessing wird nicht getadelt, daß er die Gotik — thöricht genug — „eine aufgehäufte Geschmacklosigkeit" genannt hat, die Vollendung des Kölner Domes innerhalb 42 Jahren soll nach der ersten Anregung zum Ausbau „nach langen Jahren" erfolgt sein, gegen all dies muß Widerspruch erhoben werden. Das Citat S. 93 heißt richtig „in seiner Sünden Maienblüte." — Daß Thorwaldsen „einen segnenden Christus" geschaffen habe, ist ein ziemlich weitverbreiteter Irrtum und darum der Verf. nicht besonders anzurechnen, aber ein Irrtum ist es ohne Zweifel, wenn der seine Wundenmale zeigende, die Hände nicht zum Segnen ausstreckende Herr „der segnende", statt der auferstandene Christus genannt wird. Der Auferstandene breitet seine Arme aus, um die Seinen bei sich aufzunehmen: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Endlich muß ich noch dagegen protestieren, daß W. v. Kaulbachs **gänzlich mißratenes** Reformationszeitalter „eine der geistvollsten Schöpfungen unseres Jahrhunderts" genannt wird. Schon die Figur Luthers ist entsetzlich anzusehen. Ich halte das Ganze für eine völlig geistlose, rein mechanische, nach dem Inhaltsverzeichnis irgend einer Weltgeschichte veranstaltete Versammlung berühmter Männer. O. K.

5. Naturwissenschaft.

— **Schöpfung und Entwicklung** nach Bibel und Naturwissenschaft. Akademischer Vortrag, gehalten in Bern den 25. Februar 1892 von **Dutoit-Haller**, Dr. med., Privatdozent und Arzt am Bürgerspital in Bern. (Basel, R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung.) 1892. 44 S. gr. 8°. 1 M.

Es ist eine fruchtbringende Einrichtung, wenn Männer der Wissenschaft jenen der Praxis und des Lebens die Möglichkeit bieten, sich über den eigentlichen Stand der wissenschaftlichen Fragen zu orientieren. Es kann dadurch vieler Oberflächlichkeit vorgebeugt und manch falsches einseitiges Urteil vermieden werden. Aus einem akademischen Vortrag solcher Art ist die vorliegende Broschüre entstanden. „Wegen der für sämtliche akademische Reden zugemessenen Zeit von einer Stunde wurden einzelne Teile dieser Arbeit etwas abgekürzt vorgetragen; sie erscheint hier in extenso, wie sie zuerst vom Verfasser niedergeschrieben worden." Man muß sagen: in einem engen Rahmen ist durch übersichtliche Gestaltung des Stoffes und Vermeiden jedes unnützen Ausführung außerordentlich viel geboten. In der Beschränkung zeigt sich hier der Meister, der sein reiches Wissen im Dienste der christlichen Apologetik verwertet. Moses oder Darwin? so stellt er die Frage, giebt einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung der Naturwissenschaft in ihrem gegenwärtigen Stande, bietet dann eine Zusammenstellung der naturwissenschaftlichen Größen nach ihrer gegensätzlichen vermittelnden oder positiven Stellung zur Bibel und führt endlich den Stand der einzelnen Disziplinen (Chemie, Physik, Astronomie, Geologie, Palaeontologie, Botanik und Zoologie) vor. Er geht dabei von dem Grundsatze aus (S. 5): „Das Weltall hat sich durch die nämlichen Gesetze, durch welche es gegenwärtig regiert wird, auch von Anbeginn bis zu seinem heutigen Zustande entwickelt. Wo aber diese Gesetze zur Erklärung des Entstehens der Himmelskörper oder des ersten Auftretens der Organismen nicht mehr hinreichen, da soll der Naturforscher frank und frei bekennen, daß sein Wissen aufhört. Freilich ist andererseits die Bibel kein Handbuch der Astronomie oder Geologie — — sie faßt die Thatsachen von einem anderen Gesichtspunkte auf; allein sie bietet uns über die Geschichte der Erde so bestimmte Angaben, daß wir uns genötigt sehen, zu vergleichen, ob diese beiden Bücher, die Natur und die Bibel, mit einander übereinstimmen oder nicht." Er schließt sich dem Worte des Physikers Biot an: »Ou Moïse avait dans les sciences une instruction aussi profonde que cette de notre siècle ou il était inspiré.« Die Broschüre weist weiter darauf hin, daß keine natürliche Erklärung dazu hinreicht, den Unterschied in der Temperatur der Tertiärzeit und der Gletscherzeit zu erklärn. Nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß die Hypothese, welche den Menschen schon sehr früh (schon gegen Ende der Tertiärzeit) auf Erden auftreten läßt, ganz und gar haltlos ist, und daß die Abstammung des Menschen vom Affen ihrem Vertreter selbst schließlich nur noch haltbar erschienen sei, wenn ein untergegangenes Land Lemurien, auf welchem jene Affenväter der Menschen hausten, angenommen werde. Also auch hier die bloße windige Hypothese. Endlich stellt der Verfasser das System Darwin in seiner ganzen scharfsinnigen Entfaltung auf, stellt ihm aber auch ebenso scharf die entgegenstehenden Thatsachen gegenüber. Immer bleibe jedenfalls die Frage bestehen: Woher die erste Zelle? Ihre Entstehung — sagt Virchow — muß man frei offen ein Wunder nennen.

Die Broschüre ist in hohem Grade geeignet, weiteren Kreisen, auch Pfarrerkreisen, Einblick in den Stand der im Titel angegebenen Frage zu geben, ohne zu einem großen Studium zu zwingen, zu welchem bei den praktischen Arbeiten, zu welchen in heutiger Zeit ganz besonders auch die Pastoren getrieben sind, oft die Zeit fehlt.

A. F.

— **Die einheimischen Stubenvögel.** Von Dr. Karl Ruß (I. Band des Handbuchs für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler). Dritte völlig umgearbeitete Auflage. (Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung.) 1892. 418 S. 8°. 6 M., geb. 7,50 M.

Das bekannte Buch des wohlbekannten Verfassers in umgearbeiteter Auflage! Es soll ein Nachschlagebuch sein, das dem Vogelliebhaber in knapper Weise über alles Aufschluß giebt, was er zu wissen wünschen muß. Zunächst werden die als Stubenvögel geeigneten einheimischen Vögel in kurzer Darstellung vorgeführt, dabei aber doch recht erschöpfend (Beschreibung, Verbreitung, Standort, Nestbau und Brutpflege, Entwicklung, Wesen und Benehmen, der Gesang in besonders dankenswerter Ausführlichkeit, Preis, deutsche und lateinische Synonyma). Ein zweiter großer Abschnitt behandelt „Stubenvogelliebhaberei, -Pflege, -Abrichtung und -Zucht", in demselben findet man über alles für einen Vogelliebhaber Wissenswerte Auskunft, unter anderem ist auch den Krankheiten der Vögel und der Zubereitung der Arzeneimittel ein dankenswerter Abschnitt gewidmet. In einem Nachtrag wird „Vogelschutz" besprochen und endlich erleichtert ein umfassendes Inhalts- und Sachregister die Benutzung des Buches, das allen Vogelliebhabern bestens empfohlen sei. Dt.

— **Die Cholera und andere Volksseuchen** hinsichtlich Entstehung, Verbreitung, Ansteckung und

Schutz vor Ansteckung gemeinfaßlich dargestellt von Dr. W. Migula. (Karlsruhe, O. Nemnich.) 92 S. 2 M.

Dies Buch enthält eine populäre Darstellung unserer bisherigen Kenntnis der Seuchen; es bespricht zunächst für sich Cholera, Typhus, Diphtheritis, Influenza, Lungenentzündung, Tuberkulose, Masern, Scharlach, Pocken; sodann folgt ein Kapitel über Entstehung und Verbreitung von Epidemien, sowie über Erwerbung von Disposition und Immunität und endlich ein letztes über Infektion und Schutz gegen Infektion, das letztere kommt dabei seiner Länge nach etwas schlecht weg. Der Stil ist oft etwas ungeschickt, die Darstellung im übrigen aber leicht verständlich, so daß das Buch wohl geeignet ist, weitere Kenntnis der Seuchen zu erwirken. Was den Standpunkt des Verfassers in Bezug auf Ansteckung anbelangt, so ist derselbe ein vermittelnder, doch neigt er wohl mehr zu der Richtung der Kontagionisten (R. Koch), welche bekanntlich annehmen, daß die Krankheit durch besondere Keime von Person zu Person übertragen wird, während die Lokalisten (M. v. Pettenkofer) glauben, daß der Choleraleim im Boden seine Ansteckungsfähigkeit erlangt und von ihm aus durch Vermittlung der Luft auf den Menschen übertragen wird, der kranke Mensch dietet darnach an sich keine unmittelbare Ansteckungsgefahr. Dt.

— Schutz gegen Seuchen. Ein Weck- und Mahnruf für Stadt und Land. Die Unschädlichmachung von Fäkalstoffen und deren Nutzbarmachung zu Düngemitteln. Von Dr. J. H. Vogel. (Berlin, B. Grundmann.) 18 S. 8°. 0,20 M. Eine Flugschrift, die sich energisch für das Liernursche Doppelröhrensystem zur Fortschaffung der Fäkalien ausspricht. Dieses System steht bekanntlich dem in Berlin befolgten System der Schwemmkanalisation mit Rieselfeldern gegenüber, bezüglich dessen selbst Virchow bei Choleragefahr Bedenken hegt, bei ihm sollen die Fäkalien für sich in einer Röhre fortgeschafft werden und zwar in eine Fabrik, wo sie zu einem Dungpulver verarbeitet werden. Der Verfasser stellt 11 Thesen zu Gunsten des Liernursystems auf. Für kleinere Städte und das Land empfiehlt er Desinfektion der Fäkalien durch Torfmull, was zugleich einen wertvollen Dung liefert. Daß Torfmull desinfizierend wirkt, ist neuerlich im Hygienischen Institut zu Marburg thatsächlich nachgewiesen worden. — Bei der Wichtigkeit der vorliegenden Frage besonders in der gegenwärtigen Choleraperiode sollte man diese Vorschläge auf ihre praktische Verwertung prüfen. Sie leuchten jedenfalls ein. Dt.

6. Biographie.

— Leopold von Rankes Leben und Werke von Eugen Guglia. (Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.) 1893. 424 S. 8°.

Das Leben eines Gelehrten sind seine Werke, in ihnen pflegt er sein ganzes Selbst, sein eigenes Ich niederzulegen. Sie sind die Thaten, die er in seiner stillen Denkwerkstätte fern von dem alltäglichen, unruhigen Thun und Treiben vollbringt. Mit ihnen sind seine Lebensschicksale verknüpft, und nur selten läßt er sich bewegen, in das feindliche Leben hinauszustürmen, sich unter die Zahl derer zu mischen, die in der Politik am Lauf der Zeiten mitarbeiten. In dieser Weise sind auch Rankes Tage verlaufen, und die Einsicht in diese Thatsache veranlaßte es wohl, daß nach dem Tode des großen Gelehrten keiner von seinen so zahlreichen Schülern sich daran machte, dem dahingeschiedenen Meister ein biographisches Denkmal zu setzen. Als Ersatz dafür wurde den „Sämtlichen Werken" Rankes als Abschluß ein Doppelband „Zur eigenen Lebensgeschichte" angefügt. Die 54 Bände der Werke sollten in Verbindung der Weltgeschichte ein Bild von dem gesamten Streben Rankes bieten. Hier war alles Material zur Erkenntnis geboten. Freilich möchte es nicht jedermanns Sache sein, die ganze Reihe der Bände durchzuarbeiten, wenn er Ranke als Historiker wirklich kennen lernen will, ihm möchte ein Führer durch diese vielverschlungenen Pfade willkommen sein. Um deswillen begrüßen wir es freudig, wenn ein jüngerer Forscher sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen hat, Rankes Wesen weiteren Kreisen verständlich zu machen. Guglia, ein jüngerer österreichischer Historiker, der sich durch die Veröffentlichung eines trefflichen Buches über die konservativen Parteien beim Ausbruch der französischen Revolution gut in die Litteratur eingeführt hat, gehört unseres Wissens nicht zu denjenigen, welche zu Ranke in persönliche Beziehung getreten sind. So sind es nicht persönliche Erinnerungen, die seiner Arbeit einen besonderen Reiz verliehen; auch hat er kein neues handschriftliches Material in nennenswerter Ausdehnung benutzt, sondern er fußt lediglich auf dem, was jedem anderen zugänglich ist. Allein das Werk übt dadurch eine besondere Einwirkung auf jeden Lesenden, daß überall die Wärme ausströmt, mit der das Wesen des großen Forschers durchdrungen ist, und so möchten wir das Buch jedem empfehlen, der für Ranke Interesse gewonnen hat, und dem die Kenntnisnahme eines gelehrten Stillebens Stunden angenehmer Unterhaltung bietet. Diese Anerkennung hindert uns allerdings nicht, in einzelnen Punkten unsere Ausstellungen zu machen. Zunächst etwas Prinzipielles. Unserer Meinung nach ist es gerade für den Geschichtsforscher erforderlich, in regster Beziehung zur Gegenwart zu stehen und im Pulsschlag der Gegenwart die vergangenen Dinge zu verstehen. Nicht ohne Grund ist es daher gekommen, daß die Historiker der Neuzeit beim Erwachen des politischen Lebens in Deutschland vielfach mitgewirkt haben. Schlosser, Dahlmann, Leo, Droysen u. a. stehen insofern schon im Gegensatz zu Ranke, daß sie auf der politischen Bühne aufgetreten sind und es nicht verschmähten, publizistisch zu wirken. Erst die Rankesche Schule hat zum Teil in der Lehre von der vielgerühmten Objektivität den Grundsatz aufgebracht, daß der Gelehrte als solcher sich vornehm von den Tagesmeinungen zurückhalten sollte. Ranke selbst hat es stets verschmäht, mit seinem Wor

und seiner Lehre in die Tagesmeinungen einzugreifen, wenn er auch an höchster Stelle mit seinen aus dem Studium gewonnenen Anschauungen nicht zurückhielt, und auf diesem Wege hat er dann mehr Einfluß auf die Dinge geübt, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist und als auch in diesem Buche erzählt wird. Wenn man sich den Unterschied, der zwischen Ranke und anderen Geschichtsforschern nach dieser Richtung hin obwaltet, einmal gründlich klar machen will, dann braucht man nur die von ihm gegründete historisch-politische Zeitschrift mit der gleichzeitig ins Leben getretenen Berliner politischen Wochenschrift, an der Leo mitwirkte, zu vergleichen. Die letztere verstand es, publizistisch auf weitere Kreise einzuwirken. Dies führt uns auch zu der Bemerkung, daß Guglia Leo, wo er ihn erwähnt, nicht gerecht geworden ist. Freilich scheint für ihn außer Ranke und seiner Schule wenig von Bedeutung zu existieren, denn sonst wäre die Seite 339 befindliche, eigenartige Bemerkung: „auch eine zusammenfassende Darstellung hatte die preußische Politik gefunden" geradezu unverständlich. Droysens fünfzehnbändiges Werk hat in der That mehr für das Verständnis der Politik der Hohenzollern gethan, als Rankes „Neun Bücher preußischer Geschichte". Hat Guglia jenen Ausdruck gewählt, weil er wußte, daß beide Männer, die an derselben Hochschule wirkten, im Gegensatz zu einander standen? Droysen war darin freilich Ranke überlegen, daß er bis zu seinem Tod sowohl in seinen Vorlesungen, als in seiner historischen Gesellschaft die akademische Jugend zu fesseln wußte. Rankes Wirksamkeit als akademischer Lehrer hat sich im wesentlichen auf die sogenannten historischen Uebungen beschränkt, durch sie begründete er auch seine Schule. Allerdings ist es höchst merkwürdig, daß er trotz aller universalhistorischen Richtung in seinem eigenen Ich so wenig davon auf die Mehrzahl seiner Schüler übertragen hat. Denn gerade durch die Rankesche Schule hat sich das Spezialistentum in der Geschichtswissenschaft leider nur zu sehr entwickelt, denn über demselben darf die universalhistorische Betrachtung nicht allzu sehr in den Hintergrund treten. Im Kreise der Rankeschen Schüler ist denn auch ein anderer Gedanke aufgetaucht, der sich nach mancher Richtung hin bald zum herrschenden machte, das starke Betonen der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. Dem Meister war die Geschichtsforschung wesentlich Kenntnisnahme der politischen Vorgänge. — Bei der Korrektur des Werkes sind leider einzelne kleine Unebenheiten übersehen. Wir verstehen z. B. nicht, weshalb S. 198 und 203 römische Ziffern über die Abschnitte gesetzt sind, da sie sich sonst nirgends finden. S. 331 Z. 12 v. u. ist statt deren sicher dessen zu lesen. Die typographische Ausstattung des Buches verdient besondere Anerkennung.

H. L.

7. Poesie.

— Hohenzollern. Vaterländische Dichtungen ausgewählt von Dr. F. Otto. (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz.) 1892. 176 S. Hübsch kartonniert 1,20 Mk.

Eine Sammlung, die zur Feier nationaler Gedenktage von der Uebergabe der Mark Brandenburg an bis zu den Geburtsfesten unseres Kaisers und seiner Gemahlin in den Schöpfungen unserer besten Dichter vorzüglichen Stoff bietet. Die den Kämpfen des Jahres 1870 gewidmeten Gedichte werden, ebenso wie die auf Kaiser Wilhelm I., überall die schönste Erinnerung an glänzende Tage erwecken, eine Erinnerung, die in der heutigen Zeit doppelt wohl thut, trotz aller Wehmut, mit der sie uns andererseits erfüllt.

Die Texte der Lieder sind genau nach den stets angegebenen Quellen geboten. Das Büchlein ist mit Geschmack, Sachkenntnis und Liebe zusammengestellt und kann besonders für Schüler bestens empfohlen werden. Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis mäßig.

Sch.-K.

— Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshandlung.) 1893. 205 S. 3,50 M.

Der Held unseres Epos ist Truchseß Georg von Waldburg, der Bauernjörg, der, aus einer Fehde heimgekehrt, sich nicht lange der Ruhe erfreuen kann. Er muß als Feldhauptmann des schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg ziehen. Junker Jakob, dem ältesten Sohne des Bauernjörgs, gelingt es, Fräulein Irmengard aus der von den aufständischen Bauern erstürmten Burg zu retten und in Abwesenheit seines Vaters mit Hülfe des Burgpfaffen den Sturm auf die eigene Burg glücklich abzuschlagen. Jakob gerät jedoch darauf in die Gefangenschaft seiner Feinde, aus der ihn Irmengard befreit. Der Bauernjörg schlägt den Aufstand nieder, und der Vertrag von Weingarten stellt den Frieden wieder her. — In diese Haupterzählung ist noch eine solche Fülle weiteren Stoffs hineinverarbeitet, daß es oft schwer ist, die eigentliche Handlung klar herauszuschälen. Der Bauernjörg selbst tritt dafür, daß er der Titelheld ist, viel zu sehr in den Hintergrund. Der Dichter wollte oft zu viel sagen und wird dadurch undeutlich. Aber trotz dieser Fehler in Anlage und Ausführung macht der frische, liebenswürdige Sang einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck und liest sich recht gut. Der Dichter, mit reicher Phantasie begabt, beherrscht die poetische Sprache hinreichend, um uns ein anschauliches, lebenswahres Bild vor Augen zu führen. Nur zuweilen müßte auf die Wahl des Ausdrucks noch mehr Sorgfalt verwandt werden:

„Wie ein zur Höh geschnellter Bolz
Schießt jäh empor aus dunklem Holz
Die Waldburg."

Was heißt S. 51:

„Ein Schrei verrät, daß überrascht
Hier böse Lust, die zu bekämpfen
Und die verbotne Frucht genascht?"

Warum fehlen hier alle Hülfszeitwörter?

— „Von den Bergen rann der Schnee
Wie frisches Blut ins Thal herein." —

— „Ein Thränlein — schämt
Euch nicht daran."

— „Vier stämm'ge Knechte scholtern
Auf starken Achsen schwere Fracht."

„Scholtern" reimt auf poltern, Laken auf knacken.

Zuweilen belebt der Dichter die Natur in recht ungewöhnlicher Weise, die Lerche hält Reden und der Mond singt. Die Sonne fällt sogar um den Hals:

„— Da fällt,
Als hätte sie ihn längst bestellt,
Ihm um den Hals die Sonne gleich."

Eine merkwürdig wenig zähe Katze windet sich S. 23 im Sterben, weil ein Krug auf sie gefallen ist.

Die Verse des Dichters fließen glatt dahin, nur macht er von der Freiheit, das Satzende mit dem Versende nicht zusammenfallen zu lassen, einen allzu ausgedehnten Gebrauch. Die Ausnahme darf nicht zur Regel werden. Sch.-K.

— Septische und aseptische Gesänge eines Mediziners von J. R. Gspandl. (München, Verlag von Fr. Bassermann.) 1892. 101 S.

Leute, die ihre medizinische Fachsimpelei auch gerne in die Poesie übertragen sehen und dabei keine höheren Ansprüche machen, als man sie etwa an die allwöchentlichen Erzeugnisse einer Kneipzeitung stellen darf, werden vielleicht an dem einen oder anderen dieser etwas undesinfizierten Gesänge Gefallen finden, im übrigen aber giebt sich der „Dichter" einer starken Täuschung hin, wenn er sein Gemisch aus Bier und Karbol für einen genießbaren Stoff hält.

Von der Verlagshandlung ist das Büchlein sehr elegant ausgestattet. Sch. K.

— Die Bine. Eine Idylle aus der Mark Brandenburg. Von Dr. Albert Wittstock. Mit Illustrationen. (Rheinsberg, Verlag der Pinkertschen Buchhandlung.) 1892. 72 S.

Nach beigelegter Empfehlung fand „die finnige Dichtung", der eine wahre Begebenheit aus der Jugendzeit des alten Fritz zu Grunde liegt, bei ihrem ersten Erscheinen in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung" in märkischen Kreisen solche Sympathie, daß der Wunsch auftauchte, die Arbeit als besonderes Büchlein herauszugeben. Für ein größeres Publikum lag unseres Erachtens ein Bedürfnis für das Erscheinen der „Bine" in Buchform durchaus nicht vor. Die Erzählung, nicht nur finnig, minnig, sondern weich und süßlich, wie von Frauenhand, ist sowohl der Form, als dem Inhalte nach vollständig verfehlt.

Der Inhalt der rührenden Erzählung ist in Kürze der, daß Friedrich der Große als junger Mann wiederholt am Seeufer mit einem jungen Mädchen, der Bine, zusammentraf und für Natur schwärmte in arkadischen Schäferreden. Er verweilte nirgends lieber als hier, wo ihm „die holde Jungfrau aufblühte wie eine junge schöne Rosenknospe, rein wie die unberührte Lilie der Wildnis. Aus der Hofsphäre sich entrückend, eilte er in den großen Naturpark, in dieses Waldstillleben, das ihm wohlthat, und genoß hier in Zurückgezogenheit die Süßigkeiten der Ruhe, die ihn umgab und erfreute — an seiner Seite weilte das einfache Kind der Natur, das ihm wie ein Mädchen eigener Art erschien, bei deren sanftem Lächeln sich seine Denkerstirn entwölkte, die mit ihrem lieblichen Wesen seine ernsten Gedanken zerstreute, mit ihrer anmutigen Heiterkeit, ihrem Scherz und Blick seine ernste Stimmung fortscheuchte". Dann kam die Zeit, in der, während „er draußen in dem unruhigen, aufgeregten Kriegsleben das Schlachtroß tummelte, in der Ferne stiller Friede am Waldsee blühte, wo, von den Menschen unbemerkt, eine Jungfrau unter den Bäumen am Hügel des einstigen Gefährten ihrer Einsamkeit dachte und für ihn betete". Eines Tages aber erschien, nachdem der Frieden geschlossen war, eine Verordnung der hohen Regierung des Inhalts, daß auf Befehl Seiner Majestät des Königs am Ufer des Kalksees eine Kolonie angelegt werden solle. Der König bestimmte einige benachbarte Ländereien zur Anlegung eines Gutes und ernannte als Gutsherrin — die Bine. Der Ort aber sollte auf hohen Befehl Binenwalde genannt werden — „in die Waldestiefe zogen die ländlichen Beschäftigungen ein". Die Geschichte „von dem schönen Insel- und Försterkind ist durch die Geschlechter von den Eltern den Kindern weiter erzählt worden. — Hiermit ist der Inhalt der 72 Seiten vollständig erschöpft. Sch.-K.

— Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. (Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger.) 1893. 297 S. 3 Mk.

Möser ist ein echt deutscher Dichter im besten Sinne des Worts, ein Dichter, wie wir nur noch wenige haben, und — wer kennt ihn? Hätte einer unserer werten israelitischen Mitbürger nur den vierten Teil seines Talentes, alle Zeitungen wären seines Lobes voll, und „unser Möser" wäre der Mann, dessen Lob in allen Tonarten gesungen würde, aber — so? Mit Recht singt der Dichter in seiner Ode an die Kunst:

„Einsam wachst du, göttliche Kunst; wer immer
Treu dir dient und musischem Amt sich zuschwor,
Kaum gekannt hingeht er und fast ein Fremdling
Unter dem Volke.

Anderen Zielen fröhnet die Welt, des Marktes
Lauter Lärm zwingt nieder den Hall der Dichtkunst,
Der ein Echo nimmer erweckt in tonlos-
Nüchternen Seelen".

„Aus der Mansarde" betitelt Möser seine neueste Sammlung, und wenn es ja auch in Großstädten Mansarden giebt mit Balkons, abgeschlossenen Korridoren, Bädern und elektrischen Klingeln, in denen recht frei und gesund leben sein mag, so liegt doch eine Dichtermansarde besser in einem alten Vorstadthause unter hohen Bäumen mit Goldlack vor den Fenstern und Kinderlärm auf den Treppen. Wer auf Gummirädern durchs Leben fährt, wohnt meistens bel-étage. Der

Papagei sitzt im goldenen Käfig, und die Nachtigall schlägt aus dem Fliederbusch.

Mösers Gedichte zeichnen sich vor allem durch vollendet schöne Sprache und durch reichen, originellen Gedankeninhalt aus. Nirgends stört uns das Streben nach billigen Effekten oder wohlfeile Konzession an moderne Schwäche. Wie gemütvoll und sinnig sind die Trochäen „An mein Töchterchen", die jedem, der Kinder gern hat, unvergeßlich bleiben, wie reich sind die Oden, wie farbenprächtig die Sonette aus dem Walde! Ueberall berührt der klassisch vornehme Geist des Dichters aufs wohlthuendste, und nicht zum wenigsten ist es zu loben, daß er sich vollständig frei hält von allen naturalistischen Scherzen.

Wir lernen in dem Dichter einen so liebenswürdigen Dichter kennen, daß wir ihm wünschen möchten, es möge ihm gelingen, sich zu einer höheren Stufe der Lebensauffassung durchzuarbeiten, als auf der er jetzt steht, wo allein die Kunst ihm vermag Licht in die schönheitstrunkene Seele zu senden:

„Was Bildnern je gelang und Malerhänden,
Mit Tröstung soll's und Frohsinn mich begnaden
Und süßes Licht in meine Seele senden.

Mein Leitstern sei's auf wirren Lebenspfaden,
Ganz will ich voll mich seines Reizes trinken,
Die Brust in seinem Glanz gesund mir baden
Und tief in seinem Zaubermeer versinken."

Es giebt glücklicherweise noch einen besseren Trost, als den auf S. 56 besungenen:

„Doch wie auch der Menschheit Los sich wende,
Trost erblüht auch in den schlimmsten Tagen:
Nimmer sterben Kunst, Natur und Liebe,
Und sie mögen schützend dich geleiten!"

Leider reichen „Kunst, Natur und Liebe" nicht immer aus. — Sch.-K.

— Henrik Ibsen. Baumeister Solneß. Schauspiel in 3 Akten. Uebersetzt von Victor Ottmann. (Leipzig, Max Hesses Verlag.) 1893. 100 S. Pr. 60 Pfg.

Ibsen schreitet auf der Bahn dunklen Symbolisierens rüstig weiter, und die Personen, die er uns vorstellt, werden immer nervöser, immer kränker. Seine ganze Poesie wird allmählich in unausstehlicher Weise hypnotisch-hysterisch. Baumeister Solneß, unter dessen unbewußt wirkendem Einflusse ein junges Mädchen von seiner Kindheit an gestanden hat, bricht den Hals, als er auf Betreiben dieses emancipierten Wesens, um dessentwillen er seine Frau zu verlassen bereit ist, einen Turm besteigt, weil die junge Dame es „so sehr spannend" findet, ihr Ideal möglichst hoch oben stehen zu sehen, obgleich dasselbe für einen Baumeister in bedenklichem Maße an Schwindel leidet. Dieser — merkwürdige Stoff, bei dem das Laster wenigstens im eigentlichsten Sinne des Worts zu Fall kommt, ist nun mit aller raffinierten Kunst Ibsens behandelt. Wie kunstvoll ist z. B. das Gespräch zwischen Hilde und Solneß im dritten Akt! Und doch wie kalt, wie fremd, wie unheimlich das Ganze! Ein Glück nur, daß solche Dichtungen, wie die Ibsens, sich rasch ausleben und an ihrer eigenen Unnatur zu Grunde gehen. Sch.-K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Erdensöhne — nennt M. Gerhardt seinen neuesten zweibändigen Roman, der bei Reißner in Leipzig erschienen ist. Er hätte ihn auch Adamskinder nennen können, denn nicht bloß die beiden Männer, sondern auch die beiden Frauen des Romans tragen in starker Ausprägung die adamitische Art an sich. Der Roman spielt eigentlich nur zwischen vier Personen, die anderen, die darin vorkommen, sind so nebengeordnet, daß man sie nicht zu erwähnen braucht, obwohl gerade diese, die Valerie, der protzenhafte Bankier Kilian und der verkommene socialdemokratische Arbeiter Roiski verhältnismäßig in den schärfsten Umrissen gezeichnet sind. Die vier Personen gehören dem höheren Lebensstande an. Wäre reich sein schon vornehm sein, so würde man sagen müssen: es sind vornehme Leute. Aber, wie im Leben reich sein und vornehm sein oft recht, recht weit auseinanderliegt, so ists im Roman auch. Der eine Erdensohn Oswald und seine Frau Vilma sind gemeine Naturen, der Mann ists mehr und mehr geworden, die Frau ists von Anfang gewesen. Etwas idealer sind der andere Erdensohn Siegmund und seine Partnerin Elsbeth angelegt, aber die Idealität des Mannes bleibt unklar, verschwommen, und diejenige der Frau läuft durch eine Reihe sehr bedenklicher Situationen hindurch, die eher das Gegenteil von Idealität sind. Den Hintergrund des Romans bildet die sociale Frage, näher die Arbeiterfrage. Von diesem Hintergrunde hebt sich der Konflikt ab. Er bewegt sich um Liebe und Ehe. Oswald und Vilma sind unglücklich verheiratet. Es war ums Geld. Oswald liebt Elsbeth, Vilma Siegmund. Zuletzt finden sich Siegmund und Elsbeth. Vilma und Oswald sind auseinandergelaufen, aber man bringt sie wieder zusammen und es wird nun eine Konvenienzehe daraus. Erquicklich ist eigentlich nichts in dem Roman, wenn man von dem Schluß, welcher uns in die Häuslichkeit Siegmunds und Elsbeths einblicken läßt, absieht. Wozu werden solche Romane geschrieben? Die sociale Frage wird darin doch nur obenhin gestreift. Die ethischen Konflikte, deren die moderne Ehe so viele aufweist, werden nicht gelöst. Der Selbstmord bietet sich zweimal als Lösung an: Eine Kugel durch den Kopf, das wäre das beste; dürfen wir nicht vereint leben, so dürfen wir doch vereint sterben; im Schatten des Todes giebt es keine Gewalt mehr, die uns trennen könnte! — so spricht er, und von ihr heißt es: Gab es denn eine andere Wahl, als einem so entweihten, verdorbenen Leben ein Ende zu machen? Die düstere Grauengestalt des Todes stand vor ihr, groß, furchtbar, und doch mit hehrer Erlösermiene. Dennoch kommen diese beiden neuen Lebensmüden nicht dazu, ihr Leben durch Selbst-

mord zu enden. Daß in einem solchen Buch für das Christentum kein Raum ist, versteht sich im Grunde von selbst. Allerdings ist da eine christliche gräfliche Familie, vor deren ernstem Meinen und Wollen man einen gewissen Respekt hat, aber sonst fährt das Christentum ziemlich ebenso schlecht wie der Adel. Ob sich etwa im Roman schlesische Persönlichkeiten typiert finden, kann ich natürlich nicht sagen. Besser würde er ja dadurch auch nicht, es wäre nur schlimm um die Provinz bestellt, wenn sie solcher Typen viele hergäbe. Ich denke das nicht von ihr. Es bleibt schließlich nur zu wünschen, daß Bücher dieser Art möglichst wenig gelesen werden. D.

— Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz.) 369 Seiten. 5 M., geb. 6 M.

Vier Novellen aus den Jahren 1891 und 1892. — „Marienkind", an sich von geringem Werte, aber die beste von den vier Novellen, ist schon im Septemberheft 1892 in dem Aufsatz „Vom deutschen Büchermarkt" besprochen worden. — Die drei übrigen Novellen sind Verführungsgeschichten. In der ersten, Vroni betitelt, hat ein impertinenter junger Forstmann, ein Lügner und Ehrabschneider, der sich selbst einen „Ehrenmann" nennt, ein blutarmes braves Mädchen mit seinen begehrlichen Anträgen verfolgt, Vroni widersteht aber dem Versucher und heiratet einen braven Bahnwärter. Noch Jahren kommt der Ehrenmann wieder in die Gegend und sucht Vroni zur Untreue zu verleiten. In der äußersten Bedrängnis wirft sie sich, um dem Versucher zu entgehen, unter den vorbeibrausenden Bahnzug. Diese recht widerwärtige Geschichte hat der altgewordene Forstmann dem Dichter Heyse, den er als großen „Psychologen" kennt, beichtweise erzählt. Wo in aller Welt kommt so etwas vor? Der in dieser Novelle erscheinende Dächsel erinnert einigermaßen an den genialen Hund Homo, der dazu beiträgt, den Roman „Im Paradies" so ungenießbar zu machen. — In der Novelle „Xaverl" hat ein junger Arzt sein Auge auf die schöne Josepha geworfen. Die Verlobung scheitert aber an der Weigerung des braven Mädchens, ihren blödsinnigen kleinen Stiefbruder Xaverl von sich zu geben. Der Arzt benutzt eine Krankheit des Kindes und tötet es mittels allzustarker Arznei. Josepha erfährt das. Der Arzt verläßt die Gegend und verheiratet sich. Nach Jahren kommt er als Todeskandidat ins Dorf zurück und verführt das brave Mädchen. Und das brave Mädchen hat das Bedürfnis, diese nur dem Pfarrer gebeichtete Sünde auch dem Paul Heyse zu beichten. Wo in aller Welt kommt so etwas vor? — In der letzten Novelle „Dorfromantik" wird ein aufgeklärter junger katholischer Schullehrer von zwei Schwestern geliebt. Der Lehrer, ein braver Mensch, hat sein Herz dem schwindsüchtigen frommen Evchen geschenkt, darüber wird die üppige Genovefa wild vor Eifersucht. Nach dem Tode Evchens sucht die wilde Schwester, die dem Lehrer in den Wald nachgegangen ist, ihn in einer Weise zu verführen, die deutlich zeigt, daß Heyse auf dem Wege des Zolaischen Naturalismus einen Schritt vorwärts gekommen ist. — Der Lehrer bleibt fest. Als er die Gegend verlassen muß, überfällt ihn die Genovefa, küßt ihn und beißt ihn dabei in die Lippen, „so furchtbar, daß der Blutstrahl ihr eigenes Gesicht rot gefärbt und er aufgeschrieen hat vor Schmerz und Schrecken". Dieser Schluß ist neu, auch die Verführungsscene, aber die Genovefa selbst hat in den Heyseschen Dichtungen gar manche Vorgängerin. Doch hat der Dichter es vermieden, sie wie so manche ihrer Gesinnungsgenossinnen zur Priesterin der „himmlischen Liebe" zu machen. Genovefa hat sich von einem nichtsnutzigen Kirchweih-Musikanten verführen lassen und nach der Hand einen reichen, einfältigen Bauernsohn geheiratet. — Zur „Auswahl fürs Haus" eignen sich die vier Novellen nicht. Und wem soll man sie zur Lektüre außer dem Haus empfehlen? Keinem Menschen!

Es giebt Kritiker, die an Heyses Novellen kein gutes Haar lassen. So weit gehe ich nicht. Der Stil Heyses, die Form der Erzählung ist ganz vortrefflich. In diesem Punkt kommt ihm nicht leicht einer gleich. Wie treffend weiß er z. B. die Dichtereitelkeit und die poetischen Leistungen des jungen Schullehrers zu schildern: „Durch den unbeholfenen dilettantischen Stil, der so zu sagen auf unsichtbaren Gänsefüßchen hinschritt, da jede dritte Wendung irgend einem bekannten klassischen Autor abgeborgt war, brach hin und wieder ein selbstgezeugter, wenn auch ungeschickter Ausdruck, ein eigenartiger Naturlaut durch". O. K.

— Pfarrer Streccius. Roman von E. Eschricht. (Berlin 1893, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) Einzelpreis geh. 3 M., geb. 3,75 M.

Die Erzählung, deren Schauplatz die Insel Oesel ist, wo deutsche, finnische und russische Elemente zusammentreffen, schildert die Erfahrungen und die letzten Lebensjahre eines evangelischen Geistlichen. Auf dem ödesten und einsamsten Teil der Insel Oesel in einem esthnischen Flecken nahe am Meeresgestade lebt mit seinen zwei Nichten der Pfarrer Streccius in der schwierigen Stellung eines deutschen Geistlichen; das einfache und doch geistig hervorragende reiche Leben dieses Mannes wird durch eine dem Nichtrussen fast unbegreifliche Intrigue zerstört, und wir sehen das harmonische Glück dieser drei Menschen in kürzester Zeit vernichtet. Das böse Prinzip vertritt ein alter nichtswürdiger finnischer Bauer, der, selbst zum „Kaiserglauben" übergetreten, den Pfarrer in perfider Weise wegen einer Predigt denunziert und ihn veranlaßt, ein Brautpaar, von dem nur er weiß, daß es russisch getraut werden müsse, lutherisch zu trauen. — Die Verfasserin verfügt über eine gute Erfindungsgabe und wirkliche poetische Kraft. Die Charaktere sind fest und sicher gezeichnet, die Schilderung russischer Zustände auf Grund genauester Kenntnis derselben trefflich durchgeführt. Verletzend wirkt nur die pessimistische Grundanschauung, die mit dem Selbstmord umspringt, als sei er ein Recht des Menschen. „Schon vor Jahr-

tausenden kämpften und litten die Menschen gleich wie Atome der ewigen Ordnung — und die Jahrtausende nach uns werden ihre Qualen und Seufzer gen Himmel rufen, wo im tanzenden Reigen die Gestirne wie Merkzeichen der Ewigkeit leuchten. Barmherzig und gnädig ist Gott, denn er gab seinem Menschengeschlecht die Endlichkeit." Daß der Trost des Christen nicht auf der Endlichkeit des irdischen Leides ruht, sondern auf ganz anderem Grunde, braucht hier nicht gesagt zu werden. Wir beklagen es, daß die Verfasserin eine klare Erkenntnis dieses Grundes vermissen läßt, wenn wir auch bereitwillig zugeben, daß die gegenwärtigen russisch-baltischen Zustände gewiß eine große Versuchung in sich bergen, auch christlich gerichtete Charaktere dem Pessimismus zuzuführen.

— Dr. Ken und seine Schüler. (Winchester Meads.) Eine Erzählung von Emma Marshall. Autorisierte Uebersetzung von Marie Morgenstern. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) 307 S. 3 M.

Eine auf geschichtlichem Grunde ruhende vortreffliche Erzählung der bekannten Verfasserin. Der unglückliche Titel des Originals ist von der Uebersetzerin mit dem die Hauptpersonen nennenden deutschen Titel glücklich vertauscht worden. Dr. Thomas Venn, der fromme, charaktervolle, hochkirchliche Bischof von Bath und Wells, einer der sieben Gegner des von Jakob II. Rom zuliebe erlassenen Toleranzediktes, hatte als Domherr zu Schülern die Zwillingsbrüder Quentin und Hugo Lilburn. Hugo wird Prediger bei den Puritanern, während Quentin, der Hochkirche treu bleibend, Kriegsdienste nimmt. Beide lieben ihre mit allen Vorzügen des Geistes, des Herzens und des Körpers ausgestattete Base Judith Lilburn, die von der verwitweten frommen Mutter der Zwillinge erzogen worden ist. Der innigfromme Hugo verzichtet auf die Hand Judiths und diese wird auf den Wunsch des sterbenden Geliebten die Gattin Quentins, der, ebenso wie sein vom Bischofsamt zurücktretender Lehrer, dem Nachfolger Jakobs II. den Huldigungseid versagt. — Die Uebersetzung bietet, wie man das bei der Uebersetzerin gewohnt ist, gutes Deutsch. Die hergebrachten Lieblinge „eigenartig" und „ein Etwas" sind freilich auch diesmal nicht zu kurz gekommen. Warum die Uebersetzerin immer von der Grange statt von der Meierei spricht und warum sie dem deutschen Philipp das zweite p raubt, weiß ich nicht. S. 4 findet sich der falsche Imperativ trete statt tritt. Auf Rechnung der Verfasserin kommt der Pfau S. 3, der mit gespreiztem Schweif entflieht. Das erste, was ein fliehender Pfau, Truthahn u. s. w. einzieht, ist der das Rad schlagende Schwanz. Die Tiere wollen auf der Flucht möglichst wenig gehemmt sein. O. K.

— The Story of a Penitent Soul. Being the private papers of Mr. Stephen Dart, late minister at Lynnbridge in the County of Lincoln. (Tauchnitz edition, 1892.) 288 S.

Der englische Durchschnittsroman bewegt sich, wie wir oft Gelegenheit zu bemerken hatten, in ziemlich ausgetretenen Geleisen. Tiefere Probleme kommen selten zur Behandlung, alles bewegt sich in liebenswürdigen, anständigen, aber sehr konventionellen Formen, man füllt mit der Lektüre dieser Romane einmal eine müßige Stunde aus, um das Gelesene hernach bald wieder zu vergessen. Aber es giebt doch auch Ausnahmen, und das diesmal vorliegende Buch bildet eine wirklich bemerkenswerte Ausnahme, indem es das tiefste Problem, nämlich Sünde und Sühne zum Gegenstand hat. Schon vor mehreren Monaten brachten wir ein anderes Buch zur Anzeige, welches das gleiche Problem behandelt, nämlich Tess of the d'Urbervilles, aber wie verschieden ist die Lösung dort und hier. Thomas Hardy, der geniale Verfasser der Tess, steht dem Christentum ferne, so bleibt ihm nichts als der Weg der antiken Tragödie: Die Katharsis seiner Heldin vollzieht sich in ihrem Untergange, sie büßt ihre Schuld, um derentwillen wir ihr unser Mitleiden nicht versagen können, durch ihren Tod. Anders macht es der ungenannte Verfasser unseres Buches: auch sein Held fällt in tiefe Sünde, aber als alle Schrecken der Schuld über ihn kommen, da ergreift er in ernster Buße die Gnadenhand des vergebenden Gottes. Also nicht heidnisch-tragisch, sondern auf dem Boden des Evangeliums wird das Problem von Sünde und Sühne zur Lösung gebracht. Aber es ist charakteristisch, wie es der Verfasser auf diesem Boden löst. Man findet wohl in christlich gerichteten Romanen, daß der Sünder vom Evangelium ergriffen sich zu einem neuen Leben bekehrt, daß er also in der Kraft Gottes die alten Wege verläßt und in einem Leben der Heiligung seine früheren Sünden durch Thaten der Gerechtigkeit sühnt. Was wir aber in dem vorliegenden Buche durch die Gnade gewirkt sehen, ist nicht in erster Linie Heiligung und neues Leben, sondern es ist die in Buße und Glauben ergriffene Gewißheit der Sündenvergebung. Die Thatkraft unseres Helden ist durch die Sünde gebrochen, er trägt die Folgen seiner Thaten innerlich wie äußerlich, er kann nichts weiter als getrost hoffen, daß er dennoch werde selig werden, wenn er auch in diesem Leben ein ganz schiffbrüchiger Mensch geworden ist. Allerdings hat der Verfasser in sein Buch noch einen zweiten Leitgedanken hineinzuarbeiten versucht, nämlich den der „erblichen Belastung". Der Held quält sich, da er von methodistischen und kalvinistischen Gedanken bestimmt wird, in seiner Sündenangst wohl mit der Furcht, daß er zur Verdammnis absolut prädestiniert sei. Aus dieser Anfechtung läßt der Verfasser ihn sich herauskämpfen, aber das bleibt ihm bestehen, daß er durch seine Abstammung, durch die Mischung seiner leiblichen und geistigen Kräfte von seinen Vorfahren her zu dem tiefen Fall in seinem Leben widerstandslos habe kommen müssen. Den Prädestinatianismus überwindet er, indem er an die sündenvergebende Gnade glauben lernt, aber aus dem Determinismus befreit er sich nicht: er muß ein Ehebrecher werden, weil durch seinen Stammbaum dieser Hang in seine Natur gebracht ist. Hier liegt die schwache Seite dieses sonst so ernsten und lehrreichen Romans. Stephen Dart ist zwar,

wie er erst spät erfährt, ein uneheliches Kind. Die alte „Tante" Grace war in Wirklichkeit seine Mutter, sein Vater war ein Wüstling, der die junge Bonne in einem befreundeten Hause verführt hat. Aber es ist schlechterdings nicht glaublich gemacht, weswegen ein uneheliches Kind, zumal wenn es von einer so frommen, lieben Tante — Mutter — erzogen worden, zu geschlechtlichen Sünden mehr geneigt sein sollte, als ein eheliches. Gewiß giebt es mancherlei bösen Hang, manch unglückseliges Temperament, aber wie weit da erbliche Belastung in Frage kommt, ist ein vielleicht überhaupt unlösbares und durch diesen Roman gewiß nicht gelöstes Problem. Doch genau besehen, sind für den Verfasser all die betreffenden Ausführungen nichts als ein Beiwerk, durch welches er einer gegenwärtig in England herrschenden Mode huldigt. Das Problem der Heredität bewegt dort die Gemüter, Frau Ward hat in David Grieve es mit Geschick in ihre Geschichte eingewoben, nun arbeitet auch unser Verfasser damit, aber er bleibt bei Behauptungen stehen, die durch den Verlauf des Romans keineswegs zur Evidenz erhoben werden. Was den Helden zu Fall bringt, zeigt uns der Verfasser selbst ganz deutlich und der Roman bringt es uns erschütternd zur Anschauung: weil Stephen vom Glauben abfällt, verliert er den inneren Halt, wird er eine Beute seiner Lüste; als er aber dann in Sünde gefallen ist, gedenkt er des verlassenen Gotteswortes und lernt daraus erschrecken über die Sünde und an Gottes Gnade wieder glauben. — Ich versage es mir, die Geschichte selbst in ihrem Verlaufe zu skizzieren. Ernste Männer und Frauen werden das Buch mit innerem Gewinne lesen. Die Sünde, von der es handelt, ist ja der Ehebruch, der Ehebruch des vom Glauben abgekommenen Predigers mit der Ehefrau des Kirchenvorstehers. Das Thema ist mit heiligem Ernste und doch mit zurückhaltender Keuschheit behandelt, so daß ich die „Geschichte einer bußfertigen Seele" zwar nicht jungen Mädchen, wohl aber solchen Lesern und Leserinnen empfehle, die lernen wollen, wie man aus der Sündennot zu der Gewißheit der sündenvergebenden Gnade kommt. J. P.

9. Verschiedenes.

— Die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshof. Von C. C. Conrad., Rev. in Quincy-Illinois, Nordamerika. (Friedenau—Berlin, 1892. Buchhandlung der Goßnerschen Mission.) 26 S. gr. 8°. 20 Pf.

Ein noch lebender Schüler des sel. Goßner, der 1828—58 Missionar in Ostindien gewesen und jetzt Pastor in Amerika ist, hat infolge des Aufrufs für die Goßnersche Kohls-Mission diesen, eine wahre Begebenheit aus der Missionspraxis enthaltenden Traktat geschrieben. Das geschichtliche Faktum, worauf er beruht, ist dieses: Rev. Conrad war 1855 in der gleichnamigen Residenz des unter englischer Oberherrschaft stehenden Staates Sambalpur in den Centralprovinzen am oberen Mahanadi angelangt. Er konnte dort, von dem aus dem Geschlechte der Landesfürsten abstammenden Raja sehr freundlich aufgenommen, vor zahlreichem Publikum predigen. Da erschien eines Tages der Raja selbst mit großem Gefolge und lud ihn ein, vor dem heidnischen Gerichtshof die Frage entscheiden zu lassen, ob unsere Bibel oder ihre Religionsbücher den Vorzug verdienten. Die Verhandlung fand statt: die heidnische Seite hatte zahlreiche Vertreter. Conrad schildert das, was er selbst ein geistliches „Duell" nennt, allerdings in der Weise, daß er nur seine Reden, oft sehr kühner Art, ausführlich mitteilt. Das Beste aber ist der Schluß: das Urteil des heidnischen Statthalters, „daß die Bibel über ihre Bücher vor diesem Tribunale den Sieg davongetragen habe, und daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, daß dies nicht nur in ihrem ganzen Lande anerkannt werden, sondern daß sie auch alle ihre Bücher verdrängen würde. Sie werde, wie hier ausgesprochen worden sei, von Sieg zu Sieg als Welteroberin schreiten". Ob das wohl auch noch vor einem Gerichtshof in der Christenheit so geurteilt würde? Bemerken wollen wir auch, daß die Heiden, als Conrad den Gott der Christen als die Liebe pries, darauf hinwiesen, man müsse doch auch bei den Bekennern dieses Gottes mehr Liebe sehen. (S. 10.) Auf den Einwurf der Gegner, daß die Christen sich solcher Abscheulichkeiten bei Tötung der Thiere schuldig machten, erzählt der Missionar, was er bei Karawanen an den armen Ochsen gesehen habe. Es ist ja übrigens gut, daß die Heiden noch nicht alles wissen, was in der Christenheit vorgeht, sonst würden sie dem Missionar, als er von der „stinkenden Mistjauche", dem Opium, das das ganze Land zum Totenacker mache, redete, gewiß mit dem Alkohol entgegengetreten sein. Die Bibel, der Glaube ist freilich daran nicht schuld, sondern der Unglaube in der Christenheit. A. F.

— Wahrer Adel. Ein Zeitbild von J. Scheibert, Major z. D. (Leipzig, Grunow.) 1883. 93 S.

Ein kleines vademecum für angehende Beamte und Offiziere, die zeitweilig nach Berlin oder vielleicht auch sonstwohin kommen, daß sie nicht „Streber" im üblen Sinne des Wortes werden sollen, Stellenjäger, die sich „schustern" — auf dem Titelblatt sitzt ein „Schuster", dem die „alte Schlange" verführerisch eine Schusterkugel mit der Inschrift „Gunst" vor die Augen hält —, sondern tüchtige, ehrenhafte Männer, die lieber ungekannt und ungelohnt und unbefördert dem Staate dienen, als daß sie auf der Jagd nach dem Glück vielleicht über die Leichen der „Vordermänner" hinweg ihren Weg zum Erfolg zurücklegen sollten. Das Büchlein enthält Briefe eines anfänglich Irregeleiteten an seinen Schwager, dem er zunächst die Studien mitteilt, die er bei einem raffinierten Onkel in der Kunst des „Schusterns" gemacht hat, dann aber auch die Reaktion und die Rückkehr zu gesunden Ansichten. — Das Buch ist für jeden

Anfänger, gleichviel in welcher Laufbahn, außerordentlich „nützlich und gut zu lesen“ — es ist ein Leitfaden und Führer zu ehrenhafter Gesinnung. Sind hier und da die Farben etwas stark aufgetragen, so hält man die Uebertreibungen gern dem freundlichen Humor zugute, der das Ganze durchweht.

— Die beste deutsche Kinderschrift bleibt doch die illustrierte Monatsschrift: Für unsere Kleinen, welche von G. Chr. Dieffenbach herausgegeben wird. Sie erscheint bei Perthes in 12 Monatsnummern, deren jede 50 Pf. kostet, der Jahrgang fein gebunden 3 M. Da liegen drei Hefte vor mir, welche aus dem Winter in den Frühling herüberführen, eins immer schöner als das andere. Der Bilderschmuck ist vortrefflich. Die Lieder, an sich sehr willkommen, gehen wohl etwas über die Fassung der Kleinen hinaus, für welche diese Blätter bestimmt sind. Die Natur spricht zu ihnen in einer Sprache, die ihnen verständlich ist. Auch die kleinen Geschichten aus der Kinderwelt sind wirklich kindlich gehalten. So darf man diese Kinderschrift warm empfehlen. D.

— Der Verfall der deutschen Bühne. Ein Mahnwort an alle, die es angeht. Von Adolf Graf von Westarp. (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.) 1892. 24 S.

Wie oft ist das Mahnwort, das uns hier so beredt aus dem Munde eines edlen Mannes, der ein Herz hat für sein Volk, entgegentönt, schon gehört worden und wie oft wird es noch gesprochen werden — ohne Erfolg. So lange das Theater in den Händen der Leute ist, die vermöge ihrer Mittel zur Zeit darüber gebieten, so lange wird alles bleiben wie es ist und wie es war. Mit Recht sagt zwar der Verfasser, daß die Bühne sich nicht niederen Instinkten zu unterwerfen hat, daß sie dieselben veredeln soll, „die Bühne ist nicht eine Wechslerbude, wo Geschäftchen gemacht werden. Wer sie zu solchen Zwecken mißbraucht, darf sich nicht wundern, daß von vielen ernsten und frommen Leuten das Theater mit Gauklerbuden und Tingeltangel auf eine Stufe gestellt wird. Es steht diesen in sittlicher Hinsicht heute leider nicht allzufern“.

Der sittliche Ernst, mit welchem der Verfasser die Frage behandelt, verdient hohe Anerkennung, aber was helfen alle Mahnworte brutalen Thatsachen gegenüber? Sch. K.

— Bunte Bilder. Freud und Leid der Gymnasialzeit. Humoresken von Onkel Hans (Paul Güssow), mit Illustrationen von H. Lüders. (Quedlinburg, Ch. F. Vieweg.) 261 Seiten. Eleg. geb. 3 M.

Dieses Buch ist der dritte Band von „Pastors Kinder auf dem Lande“. Die beiden ersten Bände führen die Titel: „Märchen und Erzählungen aus der goldenen Jugendzeit“ und „Aus dem Paradiese der Kindheit“. — Die „Bunten Bilder“, geschmückt durch Holzschnitte nach hübschen Zeichnungen von Lüders, sind, den Anmerkungen nach zu urteilen, für Quintaner und Quartaner berechnet; da das Ganze aber aus Jugenderinnerungen besteht, die sich in Nord und Süd im wesentlichen sehr ähnlich sehen, so scheint mir das Buch fast noch mehr für die Alten berechnet, die sich gern an die eigene längst vergangene Jugendzeit erinnern lassen. Geschichtliche Exkurse aus der alten Zeit und aus der Neuzeit unterbrechen in entsprechender Weise den Lauf der Begebenheiten. Ergreifend ist die Schilderung eines Schneesturms in Kalifornien, in dem der Jugendfreund Adolf bei Rettung eines Kindes seinen Tod findet. Die Begebenheiten des Buches spielen mehr außer- als innerhalb der Schule. Humoresken im Stile Ernst Ecksteins hat der Leser übrigens nicht zu erwarten. O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.